

Der Weltkrieg

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Achter Band



— Bielefeld / Leipzig —
Verlag von Velhagen & Klasing



Der Weltkrieg
Illustrierte Kriegs-Chronik
des
Daheim

8. Band

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Der Weltkrieg
Illustrierte
Kriegs-Chronik
des
Daheim
Achter Band

THE
HISTORY OF
THE
CITY OF
NEW YORK
FROM
1624 TO 1898
BY
JOHN B. HOGAN
AND
JAMES M. SMITH
NEW YORK
1898



Durchhalten!
Farbige Zeichnung von Prof. Julius Diez.

Der Weltkrieg

Illustrierte Kriegs-Chronik — des — Daheim

Achter Band: Bis zum Beginn der
Friedensverhandlungen in Brest-
Litowsk ♦ Mit der Chronik des
Weltkrieges von Prof. Dr. Otto
Hoersch und dem Anhang: Ur-
kunden und amtliche Telegramme

Bielefeld und Leipzig / 1918
Verlag von Velhagen & Klasing



Inhaltsverzeichnis des achten Bandes

(Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert, zwei Sterne ** deuten auf Buntdruck.)

Aufsätze.	Seite	Seite	Seite		
Amerika im Orient. Von Max Koloff	85	* Gindenburg, Anser. Zum 70. Geburtstag des Generalfeldmarschalls. Von Johannes Höffner	115	* Marchais, Schloß. Von A. Haverbeck	58
Arbeiterchaft und Luxus. Von Ludwig Sternauz	251	* „Höhe 804.“ Feldpostbrief. Von Prof. Dr. Georg Wegener	145	Mäusejagd im Lazarett. Von Schwester Elsa von Bodelmann	210
Aus meinem Kriegsbilderbuch. Von Hans Weber	64, 118	Goppel. Eine Hundegeschichte von Hellmuth Unger	20	Millionen, Angenügte. Von Dr. Ludwig Staby	71
* Bei einer deutschen Hafenkommandantur an der Donau	26, 89	Imago. Von M. E. delle Grazie 172, 196		Muttchen, Das. Aus den ersten Wochen des großen Krieges. Von Fr. Ad. Beyerlein	256
* Berliner Kleiderverwertungsgesellschaft, Von der Tätigkeit der. Von Marg. Zähne	22	Im Kampf mit dem Urwald. Eine Erinnerung aus den Tagen des Vormärz gegen Rumänien. Von Karl Fr. Nowak	52	Mutter und Tochter. Von Hof- und Domprediger Lic. Doebering	264
Bilder aus der Champagne und den Ardennen von einst und jetzt. Von Dr. Frhr. von Lynder	92	Im Korb. Von Leutnant Martin Lampel	123	* Offensive gegen Italien, Neues von unserer	198
—: Kleine, aus Litauen. Von W. Ambrosius	207	* In Schlamm und Morast. Von Fr. Willy Frerl	214	* Desel und Rund. Von Alfred Geiser	178
— vom Vormärz (Ezernowiz).	74	In Udine. Von Karl Hans Strobl	216	* Ostende, Das sterbende.	134
* — von der Offenstoe gegen Italien. Von Karl Fr. Nowak	258	* (Italien): Das Schicksal des Verräters	170	(Palästina): Die Eroberung des heiligen Landes durch England. Von A. J.	242
Brot, Unser zukünftiges. Von Dr. Ludwig Staby	84	* —: Zusammenbruch	185	Papiernot. Von Ernst Niemann	243
* Calais! Von Dr. Frhr. von Maday	41	* Kaiserstage in Galizien	49	Peter. Von P. Beschow	224
Chronik des Weltkrieges. Von Prof. Dr. Otto Höpisch	I-XXIV	Kamerad Tabak. Von Ernst Niemann	28	Polen, Das neue. Drei Jahre deutscher Verwaltungsarbeit	244
Dem Vaterland, nicht der Partei. Von Alfred Geiser	157	Kaufleute, Deutsche, in Ostasien. Von Franz Woas	223	* von Reichenau, Franz	184
* Deutscher Handelsschiffbau im Kriege	195	Klafter, Unsere, und das deutsche Nationalgefühl. Von P. Paul Wilmar	259	Revolutionäre, Russische. Von Axel Ripke	62
Deutschland und die Völker Europas. Von J. Höffner	2	* (Kohle): Die Geheimnisse der schwarzen Diamanten. Von Gustav Mhl.	18	* Riga — deutsch und frei!	97
* Deutsch-Ostafrikas Heldentampf. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann	220	Kriegsanleihe und Steuerlasten. Von Prof. Dr. Bggodzinski	95	* — erobert	85
* Durchbruchversuch, Der englische, bei Cambrai	207	* Kriegsbrieftage eines Malers. Mit neun Bildern aus der Studienmappe des Schlachtenmalers Theodor Kocholl	201	Saniätshund, Der, als Führer von erblindeten Feldgrauen. Von Dr. Th. Zell	65
** Ein Jahr durch Polen. Von Hans von Goede. Zu neun Skizzen von Prof. Arnold Busch	225	Kriegschronik. 11.—24. Juli	1	* (Krieger): Der Schutengel der Infanterie. Von Oberstleutnant D. Daenbrach	75
* Eleonore, Königin von Bulgarien Enthronung, Die, der Stuarts i. J. 1688. Von G. Koloff	136	—: 25. Juli—7. August	25	* Sieg, Unser, im Rigaischen Meerbusen	166
* Erfolge, Unsere großen, an der Ostfront	37	—: 8.—21. August	49	* — in Ostgalizien	14
* „Es steht alles gut“	221	—: 22. August—4. September	73	(Stoba): Die Kanonenstadt. Von Karl Fr. Nowak	102
Gefreite, Der. Von Friedrich Frelja (Fortsetzung)	8, 30, 55	—: 5.—18. September	97	* Soldatenheime an der Front. Von Wilh. Müller	16
Geheimverträge, Die, der Entente mit Rußland. Von Geheimrat Prof. Dr. Theodor Schiemann	221	—: 19. September—2. Oktober	121	—, Die deutschen, in der Türkei. Von A. L. D.	122
Geist, Der, der Berliner Schuljugend. Von Emma Sauerland	192	—: 3.—25. Oktober	145	Spion, Der. Von Ida Bog-Ed	45
Gedel, Der. Skizze von Rudolf Greinz	80	—: 24. Oktober—13. November	169	Tag, Der, des Deutschen. Von Johannes Höffner	90
* Hausorden von Hohenzollern, Der königliche, und der fürstlich Hohenzollernsche Hausorden. Von Dr. Stephan Kefule von Stradoniz	262	—: 14. November—4. Dezember	183	Trauerl, Das. Aus den Papieren eines Kaiserweoffiziers. Novelle von Emil Ertl	118, 128, 153
Gilfsdienst, Der vaterländische. Von Oberstleutnant W. von Bremen	24	—: 5.—24. Dezember	217	* U-Bente, Eine neue. (Steinbrind)	67
		—: 25. Dezbr. 1917—15. Jan. 1918	241	Umwertung, Die, der Werte. Von Hans Dominik	149
		* Kriegsfürsorge, Ein Blatt aus der. Von H. S.	164	Urkunden und amtliche Telegramme. Anhang	1-58
		* Kriegshunde im Trommelfeuer. Von Dr. Th. Zell	110	* Verwundetenfürsorge und Kunstgewerbe. Von Wilh. Pieper	308
		Kriegsnot, Die, und die Frau. Von R. Albert	148	Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm 103, 159, 160, 212, 235, 247	140, 140, 140, 140, 140
		* Kriegs-Porzellane, Neue deutsche Kriegswethnacht in Bethlehem. Von Superintendent Hoppe	218	Vorbild, Ein, für unsere Tage. Von Adelheid Stier	252
		* Kriegswirtschaft. Von Oberstleutnant Lebrecht von Münchow	4	Vor hundert Jahren. Von Fr. B. Wasbuzki	246
		* Landwirtschaftliches aus Rumänien	87	* Voj, Fliegerleutnant	124
		Abraham Lincolns Prophezeiung. Von Joseph Danziger	126		
		* v. d. Linde, Leutnant	137		

	Seite
*Wagner, Adolf	187
Was wir nicht vergessen sollen	107
Weihnachtsfeier in Feindesland.	
Eine Erinnerung von Dr. Frhr. v. Lynder	219
Weihnachtsnot? Von Dr. Frhr. von Maday	210
Welttrutz, Der, der Lüge. Von Heinz Amelung	255
Weltwende im Osten. Von Dr. Frhr. von Maday	77
Werkzeuge und Hilfsmittel der auswärtigen Politik. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann	151
*Wie uns Waffenruhe ward. Ein Bild von der Ostfront. Von Paul Beschow	241
*Winterabend in den Rokitnoskämpen. Von B. Beschow	232
Wirtschaftsleben, Vom, nach dem Kriege. Von Luise Koppen	68
Zarenischial. Von Dr. Frhr. von Maday	190
Zeitbilder, Kleine. Aus dem Tagebuch von Peter Kollenger	188
*Ziele, Geh. Kommerzienrat Karl	240

Gedichte.

An einen im Felde	246
von Berleisch, Karl: St. Quentin	71
Bittrich, Max: Wandlung	190
Brand, Käthe: Weihnachtsgruß ins Feld	238
Erdrner, Fritz: Neujahrsgebet 1918	250
von Gaudy, Alice Freilin: Kriegswihnachtsstube	238
Genschen, Otto Franz: Bismarck, steh up!	240
v. Gillschauen, Guido: Zum 27. Januar 1918	263
Glaube	259
Grabschrift	87
Hartmann, Julia: Soldatendank	192
Heymann, Walter: Den Ausziehenden	38
Hoffmann, Rud.: Die Zeiten reifen	261
Homfeld, Bertha: Ein Gedichtblatt	231
Leppa, Karl Franz: Legende vom Schützenbüchlein	218
Legte Kränze	157
Martinussen, Kurt: Besuch	127
Max, Ella: Einem Kriegsjungen	158
Meyer, Alfred Richard: Deutsches Wollstich	13
Monne, Elise: Abseits	29
von Ostau, Ruth: Liebespruch	152
Bresber, Rud.: Deutschland	126
Reimund, Friedrich: Hindenburg	109
Rauischabel, Hans: Den deutschen Frauen	148
*von Rohr, Adolphine: Die große Glocke von Heiligengrabe	90
Romberg, Otto: Drum lassen uns alle	264
Schember, Ziska Ruffe: Unsere Zeit, der Zukunft Mutter	252
Scholz, Armengard: Die Fahne	210
Sturm, August: Ohne Kreuz	37
v. Tobeltz, Hans Caspar: Weihnachtsen 1917	224
—: Zwei Kriegsbilder aus dem Westen. (Courrières, Loos)	85
Wentlicher, Erich: Ein Rosenkranz	92
Zachse, Ferdinand: Schwur der Heimat	78
Zeller, Mathilde: Licht!	182

Bilder.

Bergen, Claus: Im Geschützturm eines deutschen Großkampfschiffes während der Schlacht zw. 126 u. 127	127
von Bochmann, Prof. Gregor: Aus Eiland	81
*Bohrdt, Prof. Hans: Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot zw. 68 u. 69	

	Seite
Bracht, Eugen: Jerusalem	243
Braune, Hugo L.: Ein Artillerie-Beobachtungsstand an der Westfront	250 u. 251
—: Ein Kampf in den Lüften: Angriff eines von zwei Offizieren geführten Doppeldeckers auf einen französischen Fesselballon	213
Burger, G.: Schanzer. (Schattenzeichnung)	12
Burt, Max: Politiker	143
Busch, Prof. Arnold: General der Infanterie Otto von Below	210 u. 211
Busch, Prof. Arnold: Kolonnenbiwa	228
—: Landsturmbahnwache bei Neudorf	226
—: Polnische Flüchtlinge	226
*—: Reitende Jäger auf Pastrouille	227
—: Sanitätsbiwa	226
—: Schleischer Landwehrmann	29
*—: Soldatenfriedhof in Sultow	227
—: Sternennacht im Schützengraben	228
*—: Übergang über den Bug bei Mielut	225
—: Zerbrochenes Dorf Prsyblinow	228
Corde, Walter: Der Krieg	34
Diemer, Prof. W. Jeno: Einfahrt eines österreichischen Hospitalschiffes in einen dalmatinischen Hafen	152 u. 153
*Diez, Prof. Julius: Durchhalten!	
Doepfer, Prof. Emil d. J.: Am Wachfeuer	130
Droste, Werner: Gefechtspause	144
Erlar, Prof. Fritz: Das bayrische Gedächtnis für gefallene Krieger	176 u. 177
Fehr, Friedrich: Dragoner	173
Frost, Martin: Unteroffizier in einer Sturmkompanie	129
Grottemeyer, Fritz: Husaren auf Vorposten	98
—: Wasserbereiter bei einer Sanitätskompanie	30 u. 31
Hamacher, Alfred: Leutnant von der Linde	139
Hayb, Karl: Tiroler Standschütze	82
von Hayek, Prof. Hans: Gefechtsstelle einer Garde-Infanteriedivision im Westen	57
Heubach, Walter: Weihnachtsfeier in der Wüste	237
Hoffmann, Prof. Anton: Auf Wache	140
—: Stürmender Infanterist 1915	153
Kaufmann, Hans: Weihnachten 1917	217
Kohlshorn, Hans: Morgenrot	59
Lehmann, Prof. Wilhelm Ludwig: Herbstabend	151
Leuterich, Paul: Der Krieg in den Alpen Österreichisch-ungarischer Geschütz- und Munitionstransport auf schwierigen Wegen	247
*Liebemann, Prof. Ernst: Weihnachtsen im Felde	218 u. 219
Müller-Boschwig, Rich.: Die Rivalen	149
Müller-Münster, Franz: Gute Kameradschaft	15
Obermayer, Otmayr: Schaumünze auf Kapitänleutnant Otto Steinbrink	67
*Nocholl, Theodor: Bei einer Artilleriemunitionskolonne	201
—: Bild aus Bily	204
*—: Die von den Engländern zerstörte Kirche in Aubers	202
*—: Ein Feldgrauer	203
*—: Halbzerstörtes Haus in Vigny le Grand	203
*—: Mannschafts-Unterstand	202

	Seite
*Nocholl, Theodor: Offiziers-Unterstand im Schützengraben	204
*—: Wirkung einer schweren englischen Granate	201
*—: Zerschossenes Haus in Herties	203
Schäffer, Ernst: Rittmeister Freiherr von Richtigshofen	25
Scheuermann, Willi: Generalfeldmarschall v. Hindenburg zw. 103 u. 109	
Schöbel, Prof. Georg: Vor der Mairie in Longwy. Haut zw. 90 u. 91	
Schwormstadt, F.: Verhör russischer Spione	249
Spiegel, Prof. Ferdinand: Warneton	79
Stein, Arthur: „Herzeloende“	103
Thielmann, Wilhelm: Kriegsnachrichten auf dem Lande	23
Tippmann, Albin: Fern von der Heimat	235
Vogel, Prof. Hugo: Abendunterhaltung bei Hindenburg	117
Walzer, Hugo: Landung an feindlichem Strand	257

Abbildungen.

Abtransport italienischer Gefangener bei Görz	171
An der Front im Gebirge	83
Armee: Fernsprechanleitung auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz	45
Artilleriebeobachter im hohen Felsgebirge	83
Auf Bahnwache im Etappengebiet (Veselaere): Die Reste des Dorfes Veselaere östlich von Ypern	181
Bei der Ernte	107
Beobachter im Gipfel eines Baumes	21
Beobachtung an einer Wetterfahne, die durch den Wind die Richtung der ersten feindlichen Gaswolken anzeigt	181
Berlin: Tägliche Speisung von 800 Kindern der in den Krieg gezogenen Landwehrlente durch den Deutsch-Evangelischen Frauenbund	188
Berliner Kleiderverwertungs-gesellschaft, Von der Tätigkeit der 2 Abb.	22
Brest-Litowsk: Mitglieder der russischen Delegation auf dem Wege zum Sitzungssaal	238
Calais. 4 Abb.	41
Cambray	207
Carl, Kaiser von Österreich, im wiedereroberten Czernowitz: Guldigungsansprache des kaiserlichen Schandru	50
Cecilie, Kronprinzessin, im ersten Berliner Nachmittagsheim für verwundete Krieger	141
Czernowitz: Bahnhof	93
Deutsche Artillerie im Bormarsch	195
—: Offiziere untersuchen eroberte russische Geschützrohre	71
—: Reiterei auf dem Bormarsch	187
—: Truppen in dem gestürzten Wollschach unweit Tolmein	185
Dünabünde, Festung, von einem deutschen Flieger aufgenommen	85
Eitel Friedrich, Prinz von Preußen, auf dem Bormarsch nach Tarnopol	50
Erntetage, Unsere, in Rumänien. 8 Abb.	63
Essenausgabe an die in Stellung befindlichen Mannschaften. (Aus den Vogesen)	157
Feldhaubige, Schwere 15 cm., auf dem Wege zur Front	197
Feldpoststation, Vor einer deutschen Fernsprechanleitung in einem zerstörtem Haus der Westfront	105
Flammenwerfertruppe in Tätigkeit	128

	Seite
Fliegeraufnahme der von den Russen bei ihrem Rückzug in Brand gesteckten Gehöfte und Dörfer	97
Franzosen, Bei Craonne gefangene, werden hinter die Linie gebracht	155
Freude in einem russischen Gefangenenlager nach Bekanntmachung des Waffenstillstandes	242
Geländeausschnitt an der Westfront. (Aufnahme eines deutschen Infanterieflegers)	75
Gefechtswirkungen im Kampfgebiet des Westens: Ein Granatentrichter	76
Getreide-Elevatoren	40
Häuser, Zerschossene, im Trichterfelde bei Belcappelle	188
Hausorden von Hohenzollern, der Königl. und der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden. 4 Abb.	262
Hindenburg-Medaille, Rückseite („Höhe 304“): Auf dem Schlachtfeld am Fuß der „Höhe 304“	154
—: Das Kampfgebiet bei der „Höhe 304“	145
Hohenzollern, Burg, bei Sonnen-ausgang	147
(Italien): Vor dem Beginn der Offensive	263
Italiener, Gruppe gefangener	171
Italienisches Flieger-Abwehrge-schütz, Erbeutetes, neuester Bauart	222
Kartenstudium auf einem Erkundungstritt	253
Kolonnen, Bimarkierende deutsche, in Dikalkien	161
Konstantinopel: Der Sultan geleitet Kaiser Wilhelm zur Empfangshalle	38
Romano: Kathedrale	169
Kriegsfürsorge. 3 Abb.	16
Kriegshunde im Trommelfeuer	165
4 Abb.	
Kriegs-Porzellane, Neue deutsche. 7 Abb.	110
Kriegswirtschaft. 6 Abb.	100
Landwirtschaftliches aus Rumänien. 3 Abb.	4
Leopold, Prinz von Bayern, der Oberbefehlshaber Ost, beim Unterzeichnen des Waffenstillstandes in Brest-Litowsk	87
—: und Oberst Hoffmann, der Chef des Stabes, bei der Befestigung erklürter Stellungen in Dikalkien	239
Leuchtraketen, Erbeutete russische Liebesgabenpaket, Das	37
Malonne, Fort	142
Marchais, Schloß. 5 Abb.	9
Nachpatrouille deutscher Husaren auf dem Dridalee	187, 188
Defel: Anschiffen von Truppen	53
—: Ausschiffung der Sturmtruppen auf der Reede von	65
—: Ausschiffung von Feldgeschützen	167
—: Deutsche Kriegsschiffe und Transportdampfer vor Defel	166
—: Transportdampfer mit Geschützen und Munition	168

	Seite
Defel: Übernahme von Pferden auf der Reede von	168
— und Kunz. 6 Abb.	178
Ostende, Das sterbende. 8 Abb.	134
Paschendaale, Überreste des Dorfes, das viel umtöpft wurde	214
Pionierkolonne, Eine, führt Pioniers herant	199
Polken, Ein einiamer	184
„Rheinland“, Stapellauf des für die Hamburg-Amerika-Linie erbauten Frachtdampfers	195
Riesengeschütz, Erbeutetes italienisches schweres	208
Riga. 3 Abb.	86
—: 2 Abb.	98
—: 2 Abb.	114
Rupprecht, Kronprinz von Bayern, mit seinem Stab	61
Russische Infanteriestellungen, von einem deutschen Infanteriefleger aufgenommen	75
—: Parlamentäre vor der Wöhnung eines deutschen Bataillonsstabes nach Verhandlungen zur Herbeiführung eines allgemeinen Waffenstillstandes	233
—: Unterhändler in Verhandlung mit deutschen Offizieren	232
Schweizer Militärposten an der Grenze	175
Seite, Die letzte, des Waffenstillstandsvertrages mit den Unter-schritten der Bevollmächtigten	241
Serajewo: Sühnedental. (Einweihung 28. 6. 17, dem Gedächtnistag der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgerpaars)	13
Soldaten, Unsere, bei der Ernte auf dem westlichen Kriegsschauplatz	121
Soldatenheime an der Front. 3 Abb.	16
Stammbaum der Kohle	19
Tant, Erbeuteter englischer, an der Straße Cambray-Bapaume	244
—: im Bormarsch beim Umwerfen eines starken Baumes	244
Tarnopol: Bild auf die am 23. Juli eroberte Stadt	14
—: Der österreichisch-ungarische Staatsbahnhof in Tarnopol	14
„Teufelsbrücke“, Die, über den Natijone bei Civibale	186
—: Die Reste der von den Italienern gesprengten	193
Trichterfeld in der flandrischen Kampffront. (Aufnahme eines deutschen Infanterieflegers aus 100 Meter Höhe)	215
Türkische Kavallerie bei Überschreiten einer Unterse des Tachinos-Sees. (Von der Salomnikfront)	168
—: Offiziere auf der Wasserjagd	159
Übergang österreichisch-ungarischer Truppen	208
Udine. 2 Abb.	186
—: Vor der deutschen Kommandantur auf dem Viktor Emanuel-Platz	194
Unterstand, Im	11
Verwundetenfürsorge und Kunstgewerbe. 5 Abb.	209

	Seite
Volltreffer in eine italienische Munitionskolonne	254
Vorstoß unter dem Schutze einer Nebelbombe. (Aus den Kämpfen in Dikalkien)	27
Wilhelm II., Kaiser, geht auf einem Fußsteig über die Strypa	51
—: Kaiser, im Gespräch mit dem Führer einer türkischen Division an der Durchbruchfront in Dikalkien	51
—: in Konstantinopel	169
Wilna: Kaiser Wilhelm mit Generaloberst von Eichhorn beim Abschieden der Ehrenkompanie auf dem Bahnhof	49
Zeitvertreib hinter der Front	259

Bildnisse.

von Below, Otto, General der Infanterie	170
von Boroevic, Generaloberst	170
Gf. Bothmer, General	67
von Eichhorn, Generalfeldmarschall	255
Eitel Friedrich, Prinz von Preußen	99
Eleonore, Königin von Bulgarien	112
Erhard-Schmidt, Vizeadmiral	167
von Falkenhayn, General, Erich	18, 19
Gf. von Hertling, Dr., der neuernannte Reichskanzler	177
von Hindenburg, Generalfeldmarschall	7, 115, 154
—: zw. 108 u. 109	
von Jutier, Oskar, General der Infanterie	99
von Kathan, Hugo, General der Infanterie	99, 167
Lenin, Vertreter der russischen Regierung	221
von Lettow-Vorbeck, Generalmajor	220
v. b. Linde, Leutnant	139
Michaelis, Reichskanzler Dr. Georg	1
Milde, Weberehepaar, aus Gnadendorf in Schläien am Tage der 40. Wiederkehr seines Hochzeitstages mit sieben Söhnen, einem Schwiegerohn und einem Enkelsohn	282
Oberrieder, Eheleute, mit ihren neun Söhnen	125
von Reichenau, Franz	134
von Richtigshofen, Rittmeister Frhr. Riemann, Otto, General der Infanterie	25
Stallmann, Frau Pfarrer, mit ihren sieben Söhnen	99
Steinbrink, Otto, Kapitänleutnant	125
Strasser, Korvettenkapitän	67
Trost, Vertreter der russischen Regierung	78
Woz, Fliegerleutnant	221
Wagner, Adolf, Wirtl. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr.	124
Wilhelm II., Kaiser	187
von Wonsch, Generalfeldmarschall	261
Ziele, Geh. Kommerzienrat Karl	255

Karten.

Front, Die neue, gegen Italien	194
Karte zur deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive	170
Norditalien	Beilage



Chronik des Weltkrieges

Von Professor Dr. Otto Hoersch

Achter Teil



Chronik des Weltkrieges.

Von Professor Dr. Otto Hoeksch.

Vor zwei Monaten, auf die wir zurückzublicken haben, war das ungeheure Ringen an der Westfront auf dem Höhepunkt angekommen. Es hat noch einen vollen Monat weiter gekostet, bis am 1. Juni der Kaiser an die Kaiserin telegraphieren konnte, daß nunmehr die große englisch-französische Frühjahrsoffensive gescheitert sei. Seit dem Spätherbst 1916 vorbereitet, wurde dieser Angriff der englisch-französischen Heere Anfang April angelegt und war nach siebenwöchigem Ringen dank der Tapferkeit unserer Truppen und unserer Führung abgeschlagen. Die Pause aber, die damit entstand, ist nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Die Frage: Was nun? haben die Gegner schneller als zu erwarten war, beantwortet. Die ungeheuren Verluste des U-Bootkrieges und die Sorge vor dem Abfall Rußlands drängten sie, einen neuen Generalangriff doch baldigst wieder zu versuchen und die Vorbereitungen dafür zu beschleunigen. Unsere Fronten waren überall darauf gerüstet. Am interessantesten für uns war bei diesen Versuchen, noch einmal die berühmte Einheitsfront herzustellen, die Frage, ob das der russischen Armee gelingen würde, die seit Beginn der Revolution in eine immer stärker um sich greifende Auflösung geraten war. Am 7. Juni begann denn auch die neue Generaloffensive der Entente im Westen. Ihr Ziel war, wie ein holländisches Blatt gesagt hat, die Vertreibung der Deutschen aus Seebrügge und von ihrer Stellung am Kanal, worin ein indirekter Beweis für uns lag, welchen Wert die flandrische Küste für England haben muß. Die Russen waren freilich nicht entfernt in der Lage, bereits wieder anzugreifen, so daß sich der Generalangriff auf den westlichen Kriegsschauplatz beschränkte. Er ist über den ersten Anlauf nicht hinausgekommen, der, woran wir schon gewöhnt sind, zunächst ja eine nicht unerhebliche Summe von Gefangenen und Material bringen kann und der die ersten Stellungen eindrückte, die aber wertlos geworden sind, weil sie durch das lang andauernde Trommelfeuer der Artillerie zerstört worden sind. Die Offensive ist im sogenannten Wytichaetebogen zwischen Ypern und der Doune angelegt worden und breitete sich von da südlich gegen Armentières zu aus. So tobte eine neue Schlacht in Flandern vor der Front des Kronprinzen Rupprecht von Bayern; auch sie hat die deutsche Front nicht erschüttern können. Der Rückblick auf den Juni ergab, daß die Engländer einen lokalen Geländegewinn von höchstens 4 Kilometer Tiefe erworben hatten, weil es ihnen gelang, Anfang Juni in dem Bogen von Wytichaete unsere Truppen auf eine vorbereitete Stellung zurückzudrücken. Seitdem sind Angriffe und Feuergefechte an der ganzen Front zwar fortgegangen, aber ein Angriff im großen Stil ist von den Engländern nicht wieder unternommen worden. An der Front der Franzosen, die sich daran angeschlossen, waren dagegen die Deutschen zumeist die Angreifer, so am Chemin-des-Dames und im Gebiet von Verdun. Im ganzen ist die Offensive im Westen stark abgeflaut; es scheint, als wenn die Franzosen auf größere Angriffe verzichten wollen, bis die amerikanische Hilfe kommt. Wie die Stimmung bei den französischen Truppen ist, zeigte am besten der Aufruf des Generalsissime Pétain an seine Soldaten, der vor der Friedenspropaganda im Lande und in den Schützengräben warnte.

Am 14. Mai griffen die Italiener unseren Bundesgenossen abermals am Isonzo an. Es war die zehnte Schlacht dieses Namens, die geschlagen wurde, sie richtete sich diesmal gegen die ganze 40 Kilometer breite Front von Plawa bis zum Meere. Aber gleichfalls am 1. Juni konnte unser Kaiser dem österreichischen Kaiser dazu Glück wünschen, daß auch diesmal die Isonzoarmee dem Ansturm der Italiener mit allem Erfolge getroßt habe, der auch

hier über vorübergehende Anfangserfolge rein taktischer Art und den Gewinn von Gefangenen und Material im ersten Anlauf nicht hinausgekommen ist. Unsere Bundesgenossen haben darauf sofort in der ersten Juniwoche einen Gegenstoß in dem Karstabschnitt zwischen der Wippach und dem Meere durchgeführt, der die Italiener zwang, auf dem Karstplateau den Gewinn der zehnten Isonzschlacht wieder aufzugeben. Die Kämpfe wogen auf diesem Kriegsschauplatz zwischen Italienern und Österreichern und Ungarn im wesentlichen immer um dieselben Punkte hin und her und die italienischen Angriffe vermögen nicht, die Linie unserer Bundesgenossen wesentlich zu erschüttern.

Ungefähr zur selben Zeit wie im Westen setzte eine Offensive der Armee Sarraill an der mazedonischen Front ein, die ebenfalls ohne Erfolg blieb. Ende Juni war der rechte Flügel der Sarraillarmee hinter die Struma zurückgegangen.

In Mesopotamien war die Lage die, daß das russische Detachement seit dem 4. April in Chanikin dem englischen Expeditionskorps die rechte Flanke deckte und diese nördlich von Samarra auf Mossul drängte. Die heiße Jahreszeit hat wesentlichen Operationen ein unübersteigliches Hindernis entgegengesetzt. Ebenso ist der Vormarsch der Engländer gegen Palästina nicht weiter gekommen. Die britische Operationsarmee an der syrischen Front steht dicht bei Gaza und bereitet sich zu neuen Kämpfen vor, deren Ziel Jerusalem und darüber hinaus Syrien ist, sowie die Durchstoßung der Bahnlinie, der sogenannten Hebschasbahn, die den Kern des Reiches mit den heiligen Städten verbindet; von letzteren ist Mekka ja schon nicht mehr in türkischer Hand.

Zuletzt die Kämpfe im Osten, die am 29. Juni im Gang gekommen sind. Schon Ende Mai meldete unser Heeresbericht, daß mit russisch-rumänischen Angriffen gerechnet werden müsse und ein englisches Blatt nannte die Armee Brussilow, die im vorigen Jahre die lang andauernde Offensive gegen unsere Bundesgenossen durchgeführt hatte, an der russischen Südfront als die schlagfertigste und offensivfähigste. Es hat aber noch volle vier Wochen gedauert, ehe die zerstörte russische Armee wieder in die Lage gebracht war, um anzugreifen zu können. Lange hielt man es überhaupt für unmöglich, daß die russische Armee, die unter der Einwirkung der Revolution stand, zu einer Angriffsbewegung fähig gemacht werden könnte. Der Energie des Kriegsministers Kerenski und den zweifellos großen organisatorischen Führereigenschaften des Generals Brussilow ist es gelungen, einen solchen Angriff in ziemlich breiter Front zustande zu bringen. Wir brauchen nicht besonders zu betonen, daß der Druck Englands und der Entente darauf immer stärker geworden ist; man sagt, daß die Entente einen letzten Zeitpunkt, nämlich den 1. Juli, dafür festgesetzt und diese Forderung durch Drohungen unterstützt habe. Nach der Vorbereitung durch Artilleriefeuer begann, so meldete der Heeresbericht am 30. Juni, die russische Gefechtsfähigkeit in Ostgalizien den Eindruck beabsichtigter Angriffe zu machen. Diese begann am 30. Juni auf einer Front von 30 Kilometern und richtete ihren Hauptstoß gegen Brzezany und Koniuoh. Sie dehnte sich nordwärts bis an den mittleren Stochod und nach Süden bis nach Stanislaw aus. Auch hier ergab sich daselbe Bild, daß der erste Anlauf gewisse Erfolge brachte, eine nicht unerhebliche Gefangenenzahl und daß dieser Anlauf nach wenigen Tagen erschöpft war. Man braucht nicht zu fragen, warum gerade an der Südfront angegriffen wurde. Diese Armee hat lange unter dem Kommando Brussilows gestanden, der jetzt nach dem Rücktritt Alexejew der Generalsissime der russischen Armee geworden ist. Außerdem liegen hier die Haupt-

angriffsziele, an denen immer noch festgehalten wird und deren hauptsächlichstes Lemberg, also das östliche Galizien ist. Es ist, wie wir sagen müssen, bewundernswert, daß trotz der unausbleiblichen Anarchie und Auflösung die russischen Truppenteile zu diesem Angriff gebracht worden sind, daß es vorläufig an Munition und anderem Material nicht gefehlt hat und daß die russischen Soldaten, die sich wie das ganze russische Volk nach Frieden sehnen, doch ihren Befehlshabern gehorchen. Ein neuer Beweis dafür, wie falsch oft Rußland bei uns eingeschätzt worden ist. Daß diese Offensive zu großen Massenerfolgen auch nur im Umfang der Angriffe Brusiłows im vorigen Jahre führt, ist ganz ausgeschlossen. Am 19. Juli meldete denn auch der deutsche Heeresbericht, daß die Offensive durch den Durchstoß der russischen Front östlich Sloczow pariert worden sei.

Schließlich der U-Bootkrieg. Obwohl die englische und auch die japanische Hilfe in Torpedojägern und Zerstörern sich geltend gemacht hat und der Schutz der Transportschiffe durch Geleitzüge ausgedehnt worden ist, sind die Erfolge des U-Bootkrieges nicht nur befriedigend, nein geradezu ungeheuer. Die Marine meldete unter dem 9. Juli, daß im Juni über eine Million Tonnen versenkt, vielleicht sogar, wenn die definitive Zahl feststeht, überschritten seien. Im März und Mai war die Tonnenzahl je 860 000, im Februar 781 000. Was die Führung des uneingeschränkten U-Bootkrieges bedeutet, zeigt der Vergleich mit der Zahl des letzten Monats, in dem er noch unter den bekannten Fesseln zu leiden hatte, nämlich des Januar, in dem nur 439 000 Tonnen versenkt worden sind. Im ganzen sind in den nunmehr fünf Monaten des uneingeschränkten Krieges 4,6 Millionen Tonnen versenkt worden. Als das Maiergebnis mit seinen 860 000 Tonnen bekannt wurde, glaubte man in England schon, daß der Höhepunkt der U-Bootsgefahr überwunden worden sei. Jetzt zeigt die Zahl des Juni, daß das ein böser Irrtum ist. Mit vollem Recht und einem sehr verständlichen Nachdruck für bestimmte Stellen sagte die erwähnte Meldung des Admiraltabes, daß diese Erfolge das Vertrauen in die unausbleibliche und entscheidende Wirkung dieser Kriegsführung auf unseren Gegner rechtfertigen, wie das die Äußerung des Generals Ludendorff am 17. Juli erneut betont hat. Das lehrt auch ein Blick in die nervösen Erörterungen der englischen Presse. Es besagt auch nichts, daß eine amerikanische Truppenabteilung von 9000 Mann in Frankreich hat landen können und daß ihr Führer, General Pershing, in England auf einem Dampfer der White-Star-Linie angekommen ist.

So ergibt der Überblick über die Kriegslage, daß diese für uns überall günstig steht. Es ist wohl möglich, daß abermals mit Massenangriffen auf allen Fronten zu rechnen ist, und wir tun gut, nicht zu vergessen, daß die Engländer in diesen der Entscheidung zudrängenden Monaten auch die Kriegsführung auf Gebiete ausdehnen können, die ihr bisher entzogen sind, worunter in erster Linie Holland zu verstehen ist. Es ist immer gut, die Augen nicht zu verschließen gegen Gefahren, hat doch der Krieg gelehrt, daß die englische Kriegsführung und Politik Skrupel irgendwelcher Art nicht kennt. Damit ist schon gesagt, daß in dieser Phase des Krieges die Gefahren für die neutralen Randländer außerordentlich wachsen. Griechenland ist bereits erledigt. Die Schweiz, Holland, die skandinavischen Länder, schließlich auch Spanien kommen in immer stärkere Bedrängnis, nicht nur durch die nachher zu besprechende Amerikapolitik gegen die Neutralen, sondern auch durch immerhin mögliche Entschlüsse der Entente-Kriegsführung unter englischer Leitung, die die neutralen Staaten zu Entscheidungen zwingen kann. Überblicken wir das Kriegsfeld in dieser ungeheuren Ausdehnung, so ist zu sagen, daß dank der Führung und der Truppen auf unserer Seite alle Positionen glänzend gehalten werden, daß es aber nötig ist, der Türkei verloren gegangene und für sie unbedingt wesentliche Positionen zurückzugewinnen — denn an dem festen Entschluß der Engländer in Mesopotamien und Syrien zum Ziel zu kommen, ist nicht zu zweifeln — und daß die

Aussichten gering sind, es werde möglich sein, den Krieg nur militärisch zu Lande rasch zu Ende zu führen. Das ist auch die Empfindung der Neutralen, daß, nur die Lage zu Lande betrachtet, keine der beiden Mächtegruppen imstande ist, den Krieg für sich absolut siegreich zu beenden. Ob über die Operationen zu Lande schon das letzte Wort gesprochen ist, darüber wagen wir kein Urteil; auch da sind allerlei Möglichkeiten noch nicht ausgeschlossen. Aber das Entscheidende ist nach wie vor, daß die rücksichtslose Führung des U-Bootkrieges unseren Hauptgegner an den verwundbarsten Stellen trifft und mit ihren immer stärkeren und immer tiefer dringenden Wirkungen das erreicht, worauf der Admiral von Tirpitz von Anfang an hingewiesen hat, England zum Einlenken, zur Aufgabe seiner Kriegsziele gegen uns zu zwingen. Niemand ist in der Lage, den Termin, zu dem das eintritt, genau zu bestimmen und es ist unzweckmäßig, irgendwelche feste Termine zu nennen, die nur falsche Vorstellungen und Hoffnungen auf rasche Beendigung des Krieges erwecken. Aber daß dieser Termin kommt, wenn der Krieg ununterbrochen und ohne Rücksicht uneingeschränkt weiter geführt wird, das ist nicht nur unsere Überzeugung, sondern das beweisen von Monat zu Monat stärker die Erfolge dieses Krieges, die, wie die Admiralität selbst hervorhebt, die Erwartungen erheblich übertrafen.

Daran kann auch in der Zeit, die wir überhaupt in Rechnung einstellen können und für die wir mit einer Beendigung des Krieges rechnen, das Eingreifen Amerikas nichts ändern, auf das unsere Gegner so große Hoffnungen setzen. Wir stehen zu Amerika seit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen vom 3. Februar tatsächlich im Kriegszustand, wenn auch die Formalität der Kriegserklärung unterblieben ist. Die amerikanischen Soldaten und Flieger kämpfen gegen unsere Truppen, die amerikanischen Schiffe stören unsere U-Bootsfahrten. Am Ernst der amerikanischen Rüstung sieht man auch, daß sich Amerika auf einen langen Krieg vorbereitet. Man soll diese militärischen Vorbereitungen weder über- noch unterschätzen, nicht die Reklameüberschriften der amerikanischen Zeitungen zu ernst und nicht die Fähigkeit der Amerikaner zu leicht nehmen. Sie haben die allgemeine Wehrpflicht im Mai eingeführt, sie führen die Rekrutierung durch, sie bilden mit französischen und englischen Offizieren diese Truppen aus. Man rechnet, daß im Frühjahr 1918 Hunderttausende auf dem westlichen Kriegsschauplatz erscheinen könnten. Einstweilen hat man schon geringere Kräfte entsendet; etwa Hunderttausend Amerikaner einschließlich der Ärzte, barmherzigen Schwestern usw. sind an der Westfront. Theoretisch ist natürlich möglich, daß Amerika eine solche Truppenzahl ausbildet und ausrüstet und auf die lange Sicht richten sich, wie gesagt, unsere Gegner auch ein. Die Frage ist, ob genug Schiffsraum vorhanden ist. Amerika will die U-Bootsgefahr durch bewaffnete Schiffe, Zerstörer usw. bekämpfen und baut dazu möglichst viel Schachtschiffe aus Stahl, die zugleich als Zerstörer und Transportschiffe dienen sollen. Die Erwartungen auf ihre Wirkung sind in Amerika selbst geteilt. Die einen behaupten, daß das Bautempo schneller zunehmen könnte als das Tempo, in dem die U-Boote zerstören, die anderen, daß das nicht der Fall sein kann, wenigstens nicht in dem Zeitraum, der verständigerweise überhaupt noch für die Fortdauer des Krieges gerechnet werden kann.

Zu den Transportschwierigkeiten kommt die Frage der Ernährung. Große Truppenmassen auf europäischem Boden müßten von Amerika aus versorgt werden. Außerdem stellen die Verbündeten Anforderungen an die Nahrungsmittelzufuhr der Vereinigten Staaten. Aber diese selbst ist durch die Ernte sehr eingeschränkt. Selbst Amerika hat bereits Maßnahmen ergreifen müssen, die wenigstens von fern an unsere Lebensmittelverorgungsmaßnahmen erinnern. Der Präsident hat sich Vollmachten geben lassen, um die Lebensmittelverteilung im Lande und für die Ausfuhr zu regeln. Er kontrolliert die Ausfuhr auf den Handelsschiffen und eine Kommission gibt die Erlaubnis über die Menge, die

ausgeführt werden darf. Hier ist die Stelle, wo durch die Maßnahmen der Lebensmittelausfuhr bewußt die Interessen der neutralen Länder angegriffen werden. Die Union hat mit diesen Maßnahmen einen Hungerkrieg begonnen, der von Woche zu Woche verschärft wird. Holland, die Schweiz, Skandinavien sollen auf Rationen gesetzt werden, deren Verwendung ausschließlich für den eigenen Bedarf unbedingt gesichert sein soll, während schlechterdings nichts davon nach Deutschland ausgeführt werden darf. Das wird im weiteren Verlaufe zu sehr unangenehmen Eingriffen und Schikanen führen und kann dazu beitragen, daß die Stimmung in den neutralen Ländern immer gereizter und verzweifelter wird.

Die amerikanische Kriegspolitik arbeitet auf weite Sicht. Wenn auch die Kriegsbegeisterung in der Union nicht groß ist, so ist kein Zweifel, daß sie entschlossen ist, diesen einmal begonnenen Krieg zu Ende zu führen. Sie will sich damit gegen die finanziellen Verluste sichern, die sie an den Kriegslieferungen für die Entente erleiden muß und sie will sich Englands Rückenbedeckung für die eigene weltpolitische Situation jetzt und künftig sichern. Sie stellt ihr Heer auf, sie baut ihre Kriegsflotte aus, sie schafft sich eine Handelsflotte, alles mit dem Blick auf das kämpfende Europa und auf das lauernde Japan und Mexiko zugleich. Ihr Interesse ist, daß der Krieg so lange dauere, bis ihre Rüstungsunternehmungen abgeschlossen sind, und sie diese für die letzte Entscheidung in Europa, die die Entente 1918 suchen zu wollen und zu können behauptet, in die Wagschale werfen kann. Zugleich soll diese Rüstung eine Warnung an die japanische Politik sein und diese indirekt im Saum halten. Ziele und Gegensätze der japanischen Politik sind bekannt, sie können in der gleichen Zeit auf eine militärische und politische Stellung durch Rußland wie bisher nicht rechnen. Andererseits arbeitet Amerika für die Entente lebhaft daran, eine Schwächung der Entente durch den Ausfall Rußlands möglichst zu verhindern.

Nun ist kein Zweifel: was der Entente durch den Beitritt Amerikas militärisch-politisch gewonnen war, geht ihr andererseits durch den Ausfall Rußlands verloren. Er macht sich langsam geltend, langsamer als man vielfach dachte, aber er macht sich unbedingt geltend. Denn das wesentlichste Moment in der russischen Revolution war in den Massen der Wille zum Frieden, zur Beendigung des Krieges. Vier Monate dauert diese russische Revolution, sie hat zwei große Krisen durchgemacht, am 3. und 4. Mai und am 15. und 16. Juni. In beiden ist der Friedenswille gegen die Widerstände der Liberalen und der Entente je einen Schritt vorangekommen. Erst wurde Miljukow gezwungen, die bekannte Friedensformel der Revolutionsdemokratie den Verbündeten bekannt zu geben: Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen, eine Formel, die das ganze bisherige Gebäude der Kriegspolitik der Entente und ihre Verträge erschüttert und in Frage stellt. Dann wurde die Regierung gezwungen, sich durch den Eintritt sozialistischer Minister zu einem Koalitionskabinett zu erweitern, das in derselben Richtung tätig sein will und soll. Die Massen drängen, wenn sie auch in sich nicht völlig einig sind, auf den Abschluß, auf den Frieden. Die Wege, auf denen das gesucht wird, sind die Revision der Verträge mit den Verbündeten, die ja schließlich an sich schon den Krieg sinnlos machen würde, und die internationale Verbindung der russischen Arbeiter mit den Sozialisten der anderen Länder in den Verhandlungen in Stockholm. Das geht mühsam voran, das hat zu kämpfen gegen die englische Politik und den amerikanischen Druck und den liberalen Widerstand, aber es wird zum Ziel führen. Diese Richtungen in Rußland, die zum Schluß drängen, wollen nicht den Sonderabschluß mit Deutschland. Sie wollen nicht die bisherigen Bundesgenossen verraten, sie fürchten geradezu einen Sonderabschluß mit Deutschland, dessen politische Haltung im Kriege ja auch viel zu unklar und unbestimmt war, als daß eine solche Friedensrichtung im feindlichen Auslande auf sie rechnen konnte. Sie wollen einen all-

gemeinen Frieden, so wie ihn die Sozialisten unseres Bundes wollen. Noch einmal ist es der Entente und den russischen Liberalen gelungen, den Beweis der Bündnistreue zu erbringen mit dieser Offensive, in der Hunderttausende wieder geopfert werden, wie man mit Recht sagt, für die Kriegsziele der Entente. Was wird, wenn diese Offensive scheitert, wenn ein neuer Kriegswinter für das russische Volk droht und wenn die Bundesgenossen die geforderte Revision der Kriegsziele und der Verträge nicht gewähren? Dann führt die Entwicklung unweigerlich — zahlreiche russische Stimmen, die das Gefürchtete kommen sehen, lassen sich anführen — zum Versuch eines Sonderabschlusses mit den Zentralmächten. Wie diese dazu stehen, haben sie mehrfach amtlich ausgesprochen, aus dem Munde der verantwortlichen Staatsmänner und der Parlamente. Leider ließ man es dabei an Klarheit und Einheitslichkeit der Aktion in unserem Bunde zu sehr fehlen.

Am 12. Juni ist der griechische König Konstantin zur Abdankung gezwungen worden. Denizelos hat das Ziel eines langjährigen Strebens erreicht und steht an der Spitze eines Griechenlandes, das er der Entente zuführt. Wir sind seit dem 30. Juni im Kriegszustand mit diesem Staate. Damit hat eine Tragödie ihr Ende gefunden, das ja nicht überraschend kam, aber tiefe Sympathie mit dem Könige auslösen wird. Heldenhaft hat er dagegen gekämpft, in die Schlinge der Entente gezogen zu werden, obwohl sein Land ihren Angriffen völlig schutzlos preisgegeben war und unser Bund ihm keinen Schutz bringen konnte. Jetzt ist auch der letzte Balkanstaat in den Krieg hereingezogen und dieser wird nun den Austrag der bulgarisch-griechischen Gegenjäger auch bringen müssen, vor allem in der großen Hafenfrage am Ägäischen Meere.

Wir können nicht leugnen, daß die politischen Erfolge der Entente, d. h. Englands, nicht gering sind, daß es England gelingt, seinen Bund, gestützt auf den Septembervortrag von 1914, fester zu ziehen und zugleich zu erweitern. Gleichgültig ist es nicht, wenn China und nunmehr acht mittel- und südamerikanische Staaten im Kriegszustand mit uns sind oder die diplomatischen Beziehungen abgebrochen haben. Für die Führung des Krieges bedeutet das sehr wenig, an manchen Stellen gar nichts, aber wohl für seine politische Beendigung. Der Ring wird weiter, der um uns gezogen wird, an keiner Stelle hat er sich bisher gelockert, und die Aussicht ist auch für ein siegreiches Deutschland und seine Verbündeten sehr schwierig, mit diesem großen Bunde der Gegner in den Friedensverhandlungen arbeiten zu können. Wir sind dabei von vornherein diplomatisch-politisch in der Minderheit. Kein Wunder, daß die Sorge darum in unserem Bunde immer größer geworden ist und die Frage immer dringlicher, ob die politische Führung auf unserer Seite ihren Aufgaben gewachsen ist.

Zunächst brach in Österreich und Ungarn eine Krisis aus, deren Folgen noch nicht zu übersehen sind. In Österreich war es notwendig, den Reichsrat zu berufen, der während des Krieges gar nicht gelagt hatte und dessen Mandat abläuft. Am 31. Mai trat er zusammen und schon am 22. Juni mußte das Kabinett Clem-Martinich zurücktreten. Die alten Ansprüche der nichtdeutschen Nationen an den Staat wurden sofort wieder angemeldet und sind durch die russische Revolution noch stärker angefaßt worden. Die schon im Frieden nicht geringen Schwierigkeiten der inneren Politik sind dadurch in Österreich außerordentlich gestiegen, und daraus erklärt sich der Wunsch, den Krieg in absehbarer Zeit zu einem Ende gebracht zu sehen. In Ungarn aber hat am 23. Mai der stärkste und beste Staatsmann, den das Land hat, Graf Tisza, weichen müssen an der Forderung der Wahlreform, überhaupt der freierwilligeren Gestaltung, zu der auch hier die russische Revolution geführt hat. Das mag in Ungarn notwendig sein, aber wir können die Augen nicht davor verschließen, daß das gerade für Ungarn außer-

wertiger Gegner gewesen, und um so höher müssen wir die stürmische Tapferkeit und die Ausdauer unserer Truppen im Bunde mit der Genialität der Führung bewundern, die diese Erfolge so rasch erzielten. Das Ergebnis ist, wie gesagt, daß Österreich-Ungarn vom Feind befreit ist, Gebiete, die zum Teil fast seit Kriegsbeginn in den Händen der Russen waren, ihnen wieder entzogen sind, und so war zu Beginn des vierten Kriegsjahres im südlichen Teil der Ostfront durch diese Siege eine neue Frontlinie hergestellt, die schon auf russischem Gebiet verlief.

Diese Leistungen sind um so bewundernswerter, als vor allem darauf gerechnet werden mußte, daß die englisch-französische Offensive im Westen nach langer Vorbereitung wieder mit voller Kraft losbrechen werde. Wir wissen heute nicht, welche Truppenzahlen für den Feldzug im Osten zur Verfügung standen, aber wir werden vermutlich später darüber staunen, wie gering sie waren. Denn die Front im Westen forderte die gespannteste Aufmerksamkeit der Führer, die stärkste Unterstützung mit Kriegsmaterial und die massierte Befehlsführung mit Truppen. Nach einer vierzehntägigen Vorbereitung durch Artillerie begann an der flandrischen Front am 31. Juli die Infanterieschlacht. Ihr Ziel war hier so deutlich wie möglich. Es war die flandrische Küste, die Basis der Deutschen für den U-Bootskrieg und nichts kann, allen Reden und Gegenbeweisen zum Trotz, den militärpolitischen Wert der flandrischen Küste mehr beweisen, als daß die Engländer diese ungeheuren Opfer für einen Angriff an dieser Stelle brachten. Die flandrische Küste ist und bleibt das Glacis entweder für die Engländer oder für uns, der Hauptkampfspreis, um den in diesem Kriege gerungen wird.

Die deutsche Heeresleitung war diesmal in der Lage, dem englischen Artillerieangriff bereits mit starker deutscher Gegenwirkung entgegenzutreten. Das brachte den Engländern schon in der Vorbereitungsphase schwere Verluste bei. Diese suchten sie durch äußersten Einsatz der Reserven auszugleichen, bis sie glaubten, zum Infanterieangriff stark genug zu sein. Mit Massen — so sagte der Heeresbericht am 1. August, der den Beginn dieser großen Schlacht in Flandern meldete — wie sie bisher an keiner Stelle des Krieges, auch nicht im Osten von Brussilow eingesetzt waren, griffen die Engländer und in ihrem Gefolge die Franzosen auf 25 Kilometer breiter Front am 31. Juli zwischen Noordhoek und Warneton beiderseits von Ypern an. Der Angriff überrannte in einigen Abschnitten die deutschen, in Urdichterstellung liegenden Linien und gewann vorübergehend beträchtlich an Boden, besonders nördlich und nordöstlich von Ypern, so daß Bizkhoek nicht gehalten werden konnte. Trotz der ungeheuren Vorbereitung und äußerster Verschwendung mit Munition und Menschen konnte aber der englische Angriff hier nicht einmal die ersten Erfolge davontragen, die wir erwartet und hingenommen hätten. Der erste Durchbruchversuch schlug vollständig fehl. Das konnte am sechsten Angriffstag, dem 5. August, bereits festgestellt werden, und damit war die erste Schlacht der Engländer um die flandrische U-Bootsbasis für sie verloren. Sicherlich sind die Kämpfe noch nicht zu Ende und mit schwerem Ringen muß noch gerechnet werden. Aber der Verlauf des ersten Angriffs gibt guten Mut für das Weitere. Als am 4. August in erster Feier die Erinnerung an die historische Reichstagsitzung des 4. August 1914 und die englische Kriegserklärung begangen wurde, konnte mit Stolz und Genugtuung gesagt werden, daß die Kriegslage nicht nur günstig, sondern über alle Erwartung hinaus glänzend sei: im Osten siegreiches Vordringen, im Westen ebenso siegreiches Standhalten.

Die eigentliche Offensive im Westen aber wird, wie bekannt, durch den U-Bootskrieg geführt, der unbarmherzig, Erfolg an Erfolg reihend, wie Feldmarschall von Hindenburg

sagte, wirksam ist — und das genügt. Im Juni wurde wieder eine Million versenkter Tonnen gemeldet, die Juli zahl wird wohl nicht dahinter zurückbleiben. In der Krisis in Deutschland, von der wir nachher sprechen, wurde vorübergehend die Stimmung heruntergedrückt, weil angeblich im Reichstag darauf hingewiesen worden war, daß die auf den U-Bootskrieg gesetzten Erwartungen getäuscht hätten. Mit vollem Recht und einem sehr verständlichen Nachdruck an solche Stellen sagte die Meldung des Admiralstabes über das Juniergebnis, daß diese Erfolge des U-Bootskrieges das Vertrauen in die unausbleibliche und entscheidende Wirkung dieser Kriegsführung rechtfertigen, und der General Ludendorff betonte das in seiner Äußerung am 17. Juli erneut. Wir wissen, daß der U-Bootskrieg das Ziel erreichen wird, das von der Marine, insonderheit vom Admiral von Tirpitz von vornherein festgestellt worden war, nämlich England in absehbarer Zeit zu einem brauchbaren Frieden geneigt zu machen.

Während der Reichstagsdebatten und in der nervösen Spannung, die sie erregten, wurde häufiger der Gedanke ausgesprochen, den ein Zentrumsblatt in Verteidigung des Abg. Erzberger so formulierte: „In diesem Augenblick ist kein Ende abzusehen und niemand weiß, wann die Morgenröte anbricht, welche die Friedenssonne verkündet.“ Das Ende ist abzusehen, nämlich wenn der U-Bootskrieg den Erfolg, den wir erwarten und auf den wir vertrauen, erreicht und wenn die russische Revolution so weit ist, daß sie ihre eigenen Führer, mit oder ohne die bisherigen Verbündeten, zum Frieden zwingt. Militärisch geschieht alles, um an diesen beiden entscheidenden Stellen das Ende herbeizuführen und bis militärisch der Erfolg sicher ist, auf den wir bauen, muß eben ausgehalten werden. Die Zweifel und die unsichere Stimmung erklärten sich auch vielmehr daraus, daß der militärischen Kraft und Sicherheit die politische in der Leitung des Krieges eben nicht entsprach und darin sehen wir nach wie vor die Hauptsache in dem Kampfe, der durch den Vorstoß des Abg. Erzberger am 6. Juli eingeleitet worden war und der mit dem Rücktritt des Reichskanzlers endete. Der Vorstoß hat Deutschland in eine Krise gestürzt, die vier Wochen andauerte und mit der großen Liste von Neuernennungen in den höchsten Reichs- und Staatsämtern am 5. August ein vorläufiges Ende erreicht hat.

Auf die Entschließung des Reichstags vom 19. Juli konnte der neue Kanzler schwerlich anders antworten, als er tat; er war in einer Zwangslage, wie wohl selten ein Staatsmann. Aber das ist in seiner außerordentlich geschickten Rede unbestreitbar: auch er hält den U-Bootskrieg für entscheidend und er stellt als Kriegsziel die Sicherung der Reichsgrenzen für alle Zeiten auf. Er glaubt, mit der Entschließung der Mehrheit arbeiten zu können, aber er hat sich durch sie nicht eine gefährliche Bindung anlegen lassen, daß er auf Gebietserwerbung u. dgl. von vornherein verzichte. Das mutet ja auch der Leitung des Reiches eine völlig unmögliche Position zu, wenn die Friedensverhandlungen einmal beginnen. In seiner Rede vor den Vertretern der Presse am 28. Juli, in der er die französischen Eroberungsziele so glücklich enthüllte, hat er seinen Standpunkt noch mehr geklärt und Mißdeutungen über seine Antrittsrede ein Ende gemacht. Nicht uns, sondern unsere Feinde im Westen leitet der Drang nach Eroberung, und die Erreichung des Wunsches vom 19. Juli voraus, daß erst der Feind auf Eroberungspläne verzichte. Gleich das erste Auftreten des Kanzlers in der äußeren Politik gab gutes Vertrauen zu weiterem. In Verhandlungen, die viel Zeit in Anspruch nahmen, hat er den neuen Stab von Mitarbeitern um sich gesammelt und dabei fast jedes wichtige Amt im Reich und in Preußen neu besetzt. Der Wunsch ging von der Reichstagsleitung darauf aus, Deutschland dem parlamentarischen Regime näher zu bringen. Mit Recht ist der Kanzler nicht darauf eingegangen. Weder unsere geographisch-politische Lage noch der Aufbau des Reiches erlauben

die Nachahmung der Vorbilder Englands und Frankreichs, die auch aus anderen Gründen ganz und gar nicht zur Nachahmung verlocken. Eine große Anzahl hervorragender Männer ist in die Ministerien und Reichsämtler eingezogen, sie sollen nun den neuen Kanzler umgeben, die schweren Aufgaben lösen, die der Ausgang des Krieges und der Übergang in die Friedenswirtschaft stellt. Von den Geistesgaben und noch mehr von der innern Kraft des neuen Kanzlers erhofft das deutsche Volk, daß er der Riesenaufgabe gewachsen ist. Schwer freilich ist die Erbschaft, die ihm auf die Schulter gelegt wurde, die er vom Vorgänger übernahm.

Trotz aller Schwierigkeiten im Innern — Ernährung, Kohlenversorgung, Finanzlasten, Parteiwünsche, Verfassungskämpfe — ist nach wie vor das wichtigste von allen die Führung der deutschen auswärtigen Politik. Ohne eine zielbewusste und entschlossene auswärtige Politik bleiben die glänzenden militärischen Erfolge wertlos. Faustpfänder allein, und mögen sie noch so groß und umfangreich sein, führen den Sieg und den Frieden nicht herbei. Die Erbschaft, die Herr von Bethmann in dieser Beziehung hinterließ, ist aber, wie man es offen sagen muß, sehr trübe. Denn wer am Tage seines Rücktritts die Summe aus den militärischen und politischen Leistungen dreier Kriegsjahre zog, der mußte sich sagen: die Kriegskarte lehrte, wie dieses von allen Seiten umstellte und bedrohte Deutschland sich zur Wehr gesetzt hatte, Gebiete in der Hand hat von einem den eigenen übersteigenden Umfang. Aber trotzdem hat sich die politische Lage Deutschlands andauernd verschlechtert, ist der Bund unserer Gegner immer zahlreicher und immer enger geworden. Herr von Bethmann vergriff sich vollständig darin, wie er den Krieg politisch anlegte. Er machte sich von Illusionen nicht frei, zu denen ihn Unkenntnis des Auslandes und Voreingenommenheit verführten. Er nutzte keine der günstigen Situationen des Krieges aus, und so liegen die Dinge heute so, daß wir nach dem Abbruch der Beziehungen mit China und den amerikanischen Staaten des Nordens und Südens außer unseren Bundesgenossen am Ende des Krieges überhaupt keine nennenswerten politischen Beziehungen mehr haben werden. Dabei ist noch gar nicht die Möglichkeit eingestellt, daß auch noch einer oder der andere Neutrale auf die Seite unserer Gegner tritt. Auch beim glänzendsten militärischen Ausgang wird unsere Stellung auf einem allgemeinen Friedenskongreß sehr schwer sein. Herr von Bethmann war schließlich geradezu ein Hindernis für den Friedensschluß geworden. Es ist nun weggeräumt, und der neue Kanzler hat die Aufgabe, unterstützt von dem neuen Staatssekretär Herrn von Kühlmann, unsere militärischen Erfolge vor und beim Friedensschluß politisch voll auszunutzen. Die Aufgabe ist schwer, aber groß, wie sie noch kaum einem Staatsmann des Deutschen Reichs gestellt war. Er hat das Recht, Vertrauen und entschiedene Unterstützung aller Kreise und Parteien des Volkes dabei zu fordern.

Überblicken wir die Lage bei Beginn des vierten Kriegsjahres, so wissen wir, daß sie an allen Punkten für uns militärisch vorteilhaft ist. Der Flächenraum, den die Zentralmächte ihren Gegnern aberobert haben, betrug zu Beginn des vierten Kriegsjahres 548 700 Quadratkilometer, mehr als der gesamte Flächenraum des Deutschen Reiches. In diesem Gebiet sind 47 Festungen erobert. Die Gegner hatten in Europa nur 16 000 Quadratkilometer erobert, und seit dem Anfang des neuen Kriegsjahres hat sich dieser Betrag noch von Tag zu Tag mit dem Vormarsch in Galizien verringert, während zugleich der Vormarsch in der Moldau eingesetzt hat und dort Schritt für Schritt auch neues Gebiet gewonnen. An Gefangenen befanden sich in den Händen der Zentralmächte rund 3 Millionen Mann, davon fast 30 000 Offiziere. Und vor allem die Verluste zur See: an Kriegsschiffen haben die Gegner rund 930 000 Gewichtstonnen verloren und an

feindlichen Handelschiffen wurden durch die U-Boote über 10 Millionen Bruttoregistertonnen versenkt.

Das sind Erfolge, die auch dem beschränktesten Gegner die Augen öffnen müßten darüber, daß unser Vierbund nicht niedergebungen werden kann. Gleichwohl sehen wir nicht, daß an ihren amtlichen Stellen auch nur die Bereitwilligkeit sich durchgesetzt hat, den Gegner als gleichberechtigt anzuerkennen. Unter allen möglichen Verhöhnungen und Phrasen werden doch immer wieder die alten Kriegsziele aufrechterhalten, die unseren Bund zertrümmern sollen. Stellen wir sie hier bei Beginn des neuen Kriegsjahres einmal genauer fest.

Was das Rußland der Zaren wollte, wissen wir: vor allem Ostgalizien, Armenien und namentlich Konstantinopel mit den Meerengen. Darüber hinaus strebte der Panflawismus nach der Auflösung Österreich-Ungarns und zur vollständigen Zertrümmerung der Türkei. Hätte Hindenburg die Russen nicht so rasch und gründlich aus Ostpreußen herausgeworfen, so wäre auch Ostpreußen mit unter die amtlichen Kriegsziele Rußlands aufgenommen worden. Die deutschen Siege und die durch sie hervorgerufene russische Revolution haben dann einen dicken Strich durch dieses Kriegszielprogramm gemacht. Das Rußland der Revolution will diese Kriegsziele nicht mehr. Die Kadetten und die alten Panflawisten sind beiseite gedrängt, das neue revolutionäre Rußland will einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen; Rußland jedenfalls hat, wie wir feststellen, zu Beginn des vierten Kriegsjahres seinen Eroberungswillen aufgegeben und seine Kriegsziele preisgegeben.

Anders liegen die Dinge bei den anderen Gegnern. Sowohl Serbien wie Italien halten an ihren Kriegszielen fest, die nur auf Kosten Österreich-Ungarns zu verwirklichen wären. Allerdings sind sie sich in ihren Plänen nicht einig. Das großserbische Königreich mit der dazu notwendigen Küste verträgt sich nicht mit der italienischen Herrschaft auf der Adria und auf der westlichen Balkanhalbinsel, namentlich in Albanien. Die Absichten Italiens auf das Trentino und Triest werden gleichfalls noch unbedingt aufrechterhalten. Montenegro und Rumänien brauchen wir wohl nicht mehr zu rechnen, wenn wir über die Kriegsziele eine Übersicht aufstellen. Wohl aber Belgien. Es ist sonderbar, daß in diesem Volk, das seit zwei Jahren das Opfer der englisch-französischen Kriegspolitik ist, eine großbelgische Bewegung immer lebendiger geworden ist, die nicht nur das alte Königreich wiederhergestellt sehen will, sondern auch darüber hinaus zur Abrundung Eroberungen auf Kosten Deutschlands machen will. An sich ist das lächerlich, aber es gewinnt Bedeutung, weil Belgien sich unbedingt in die Abhängigkeit von England und Frankreich begeben hat und unbedingt nur im Bunde mit ihnen den Frieden schließen will.

Nun Frankreich und England.

Schwerlich haben vor dem Kriege in Deutschland viele Menschen geglaubt, daß das Verlangen Frankreichs, das Ergebnis von 1871 rückgängig zu machen und sich Elsaß-Lothringen einzuverleiben, so stark sein würde, wie es sich in diesem Kriege herausstellt. Obwohl der Krieg sich seit nun drei Jahren auf französischem Boden abspielt, obwohl er diesem Lande vielleicht die schwersten Wunden schlägt, obwohl das französische Volk hoffnungslos verblutet, das im Frieden schon ständig abnahm, und nun einen Jahresgang von kräftigen Männern nach dem andern dahinsinken sieht, klammert sich die französische Politik immer stärker an das Kriegsziel Elsaß-Lothringen. Immer schärfer ist die Forderung ausgesprochen worden, daß der Krieg dieses Land Frankreich zurückbringen müsse. Und wenn wir auch infolge der Prezensur und der Disziplin der französischen Presse ein wirkliches Bild von der Stimmung der französischen Bevölkerung nicht haben, so können wir doch kaum glauben, daß zwischen Regierung und Volk in dieser Hauptfrage ein klaffender Gegensatz bestehe. Es müssen doch auch große Schichten der französischen Bevölkerung selbst

an diesem Kriegsziel mit aller Kraft festhalten. Es ist nicht nur die Revanche von 1871 und die Wiederherstellung einer gloire, an der das französische Herz hängt, auch sehr materielle Werte werden von Frankreich mit diesem Kriegsziel verfolgt. In Ergänzung seines Erbes von Brieg-Longwy fordert die französische Industrie das Saargebiet und die lothringische Minette und vor allem: Elsaß-Lothringen hat, solange es zu Frankreich gehört, diesem Scharen kräftiger Männer geliefert. Sein Verlust war ein absoluter Verlust an Volkskraft, weil die französische Bevölkerung, wie wir sagten, nicht mehr zunimmt, weil die natürliche Volksvermehrung hinter der Verminderung der Bevölkerung durch den Tod im Frieden zurückging. Das zum weitaus größten Teil germanische Elsaß-Lothringen war ein Menschenreservoir, das für Frankreich von größter Bedeutung war. Aus allen diesen Gründen hat sich gerade, je unglücklicher der Krieg für Frankreich verlief, seine Politik auf dieses Kriegsziel versteift und immer stärker auch die englische darauf festgelegt, die ursprünglich ihrerseits gar kein Interesse daran hatte. Seit Wilson und die russische Revolution die Forderung vom Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten hereingebracht haben, hat man den Wunsch nach Elsaß-Lothringen so gebreht, daß diese Bevölkerung sich selbst bestimmen, selbst entscheiden solle, wohin sie gehöre, und die französische Agitation behauptet, daß dann selbstverständlich sich alles für Frankreich erklären würde. Das ist ja nun geradezu Unsinn, weil Elsaß und Lothringen zum allerkleinsten Teile französisch sind, und es liegen schon genügend Erklärungen vor, trotz aller betrübenden Vorfälle, die der Anfang des Krieges im Reichslande gezeigt hat, daß die Bevölkerung auf der Seite des Deutschen Reiches steht. Für uns gibt es keine Elsaß-Lothringische Frage im außerpolitischen Sinne. Wie das Verhältnis des Reichslandes zum Reich künftig geordnet werden soll, ist unsere Angelegenheit, und kein deutscher Diplomat könnte bei den Friedensverhandlungen zulassen, daß über Elsaß-Lothringen dort geredet werden darf. Solange Frankreich an diesem Ziel festhält, gibt es keine Versöhnung zwischen uns und ihm.

Die Rede des Reichskanzlers vom 28. Juli hat noch darüber hinausgehende französische Eroberungsbestrebungen enthüllt. Daß das richtig war, ist von Ribot in seiner Antwort darauf nicht bestritten worden. Ein Geheimvertrag zwischen Rußland und Frankreich vom Januar 1917 existiert, der Frankreich die Eroberung des linken Rheinufers in Aussicht stellt. Klarer konnte nicht bewiesen werden als so, daß unsere Gegner auf Eroberungen ausgehen, während vor dem Kriege kein Mensch bei uns daran gedacht hat, auf ein Stück französischen Bodens Anspruch zu erheben.

Wenn sich England der französischen Forderung auf Elsaß-Lothringen so eifrig annimmt, so ist seine Berechnung klar — durch alle Phrasen hindurch, mit denen Lloyd George und die anderen englischen Staatsmänner das umkleiden. Kommen die Dinge hier zur Verhandlung, so ist es Englands Berechnung, für den Verzicht Deutschlands auf Belgien den Verzicht Frankreichs auf Elsaß-Lothringen dazusetzen. Also den Verzicht Deutschlands auf etwas, das es hat, für einen Verzicht Frankreichs auf etwas, das es nicht hat und keine Aussicht hat, je zu erhalten. Diese Sachlage soll man sich in Deutschland vor Augen halten, wenn die belgische Frage erörtert wird. Sie ist schließlich der Eckstein des deutsch-englischen Gegensatzes geworden. Die Frage ist auch hier sehr einfach: entweder wird England in Belgien herrschen oder wird dieses Land unter unserem Einfluß stehen. Ein drittes gibt es sachlich nicht, soviel internationale Garantien u. dgl. auch die Staatskunst finden mag. Die Gründe, warum das so ist, warum der Gegensatz zwischen Deutschland und England sich so stark auf diesen Punkt konzentriert hat, brauchen nicht auseinandergelegt zu werden. Obwohl die Regierung in den ersten zwei Jahren alles getan hat, um die klare Einsicht in dieser Grundfrage

bei uns zu verhindern, hat sie sich doch überall durchgesetzt und behauptet sie sich.

Erst danach kommt die Frage nach den Kolonien. Sie ist während des Krieges auch allzulehr für sich, sozusagen absolut behandelt worden. Man forderte bei uns, daß Deutschland seine Kolonien zurückhalten müsse, ohne sich daran zu erinnern, daß diese Kolonien ja mehr oder minder zufällig in ihrem Umfang zu Deutschland gekommen sind. Man übersah dabei auch sehr oft, daß die Eroberung der deutschen Kolonien für England eines der wichtigsten Kriegsziele darstellt. Die Eroberung von Südwestafrika bedeutet die Abrundung der Vereinigten Staaten von Südafrika unter englischer Herrschaft und maßgebendem Einfluß des britischen Elementes. Die Erwartungen, die auf das letztere gesetzt worden sind, haben vollständig getäuscht; die Buren werden im Rahmen einer englischen Selbstverwaltungskolonie auch weiterhin zu England stehen und dabei die Freiheit ihrer Nationalität und Sprache haben. Es ist kein Zufall, daß an der Spitze des Kampfes gegen Deutsch-Ostafrika bis jetzt ein britischer General gestanden hat. Dieses Deutsch-Ostafrika aber zu erobern war, wie bekannt, ein Programmpunkt Englands, wir können sagen, seit Cecil Rhodes mit seinem Plan: Afrika englisch vom Kap bis zum Nil. Und indem England die ganze Osthälfte von Afrika für sich zu reservieren sucht, schließt es sie an sein eigentliches territoriales Kriegsziel an. Dieses sieht es in dem Streben, Ägypten und Indien durch eine große Landbrücke miteinander zu verbinden, die im weitesten Umfang die Sinaihalbinsel, Palästina, Arabien, Mesopotamien und Persien umfassen soll. Gelänge die Sicherstellung dieses Gebietes für England, so würde der Indische Ozean ein englisches Meer geworden sein, und die Sicherung dieses Juwels in der englischen Krone, wie man Indien genannt hat, außerordentlich gesteigert sein. Es sind Gedanken, die sicherlich die breite Masse des englischen Volkes selber nicht voll erfaßt und als Kriegsziel verfolgt. Aber sie sind ein wesentlicher, ja der wesentlichste Teil des englischen Kriegszielprogramms neben der Bekämpfung Deutschlands als wirtschaftlichen Rivalen, der der Krieg überhaupt dient, der die Einziehung eines neutralen Staates nach dem anderen, namentlich im fernen Osten dient. Daß die Verwirklichung dieses Zieles nur nach Auflösung der Türkei möglich ist, das liegt ja auf der Hand. Unverkennbar stehen sich also hier die Kriegsziele Englands und Deutschlands auch gegenüber. Das ist das Ergebnis am Ende des dritten Kriegsjahres und das soll man sich vor Augen halten, wenn man den umfassend angelegten Versuch, einen Frieden herbeizuführen, würdigt, den der Papst mit seiner Note vom 1. August unternommen hat.

Papst Benedikt XV. hat schon öfter im Krieg sich bemüht, seine Beendigung anzubahnen, so beim ersten Jahrestag des Kriegesbeginns und öfter. Aber das waren bisher immer allgemeinchristliche Ermahnungen, und Erfolg hatte er damit nicht. Auf unserer Seite wurden sie regelmäßig mit Achtung aufgenommen, von den Gegnern wurden diese Kundgebungen immer als Verstoß gegen die Neutralität und Sympathie für Österreich kritisiert.

Nun gehen schon seit Monaten Versuche, über einen internationalen Sozialistenkongreß in Stockholm die Welt dem Frieden näher zu bringen. Durch die russische Revolution schienen sie auch einen großen Schritt weiter zu kommen. Aber die Weigerung der Ententemächte, ihren Sozialisten die zur Reise nötigen Pässe auszustellen, und der Rückschlag in Rußland, den Kerenski herbeiführte, haben die Angelegenheit des Kongresses vorläufig zum Scheitern gebracht. In diesem Augenblick griff die andere große internationale Macht der Erde, die katholische Kirche mit der Note des Papstes ein, die die politische Welt vor eine nicht leicht zu nehmende Lage stellte.

Während in den Hauptstädten der kriegführenden Mächte und auch bei den Neutralen im letzten Monat wieder viel vom Frieden und seinen Möglichkeiten gesprochen wurde, sind im Westen, Süden und Osten die Kämpfe in unverminderter Heftigkeit weitergegangen. An der flandrischen Front haben zwar (Meldung vom 20. August) die Gefechte nachgelassen, wenn auch die Artillerietätigkeit in wechselnder Stärke ununterbrochen weiterging. Dafür meldete der Heeresbericht am gleichen Tage, daß nun die Franzosen in die gewaltige Offensive eingriffen: eine Schlacht von Verdun begann am 20. August auf beiden Maasufeln, vom Wald von Avancourt bis zum Caucièreswalde. Auch hier haben die Angriffe den Gegnern keine Erfolge gebracht. Die vordersten nicht zu haltenden Stellungen werden planmäßig aufgegeben und dahinter wird dann der feindliche Stoß so geschickt und überlegt aufgefangen, daß er kraftlos verpufft. Allmählich müßten die feindlichen Heeresleitungen doch einsehen, daß sie dieser Strategie nicht gewachsen sind und Ströme von Blut vergeblich fließen. Ob sich die Kraft der Gegner in diesem Jahre mit den Kämpfen in Flandern und vor Verdun schon erschöpft hat, wissen wir ja nicht. Manche Anzeichen dafür liegen vor, daß sie den dringenden Wunsch hatten, noch in diesem Jahre etwas Entscheidendes zu erzielen. Sonst hätten sie doch gewartet, bis die amerikanische Hilfe, von der in den englischen und französischen Blättern soviel die Rede ist, eingetroffen sei.

In ähnlicher Weise haben sich die erneuten Kämpfe an der Isonzofront abgespielt. Am 17. August entbrannten dort schwere Artilleriekämpfe, die sich am folgenden Tage bis zur Meeresküste ausdehnten. In der Nacht zum 19. August überschritten die italienischen Truppen sodann den Isonzo und drangen gegen den Ostrand der Hochfläche von Bainizza vor. Es gelang ihnen auch, bei dem ersten Vorstoß Gefangene und Geschütze zu erbeuten. Der 21. August wurde im Wiener Generalstabsbericht als einer der heißesten Kampftage in der Geschichte der Isonzoarmee bezeichnet. Aber alle Anstrengungen der Italiener führten zu nichts. Auch hier hat sich das Abwehrverfahren der verbündeten Heeresleitungen vortrefflich bewährt, und so sind wiederum an diesen zehn- und mehrmal heiß umkämpften Linien die Stellungen der Österreicher, deren einer Teil an der südösterlichen Front (Meldung vom 22. August) vom Feldmarschall Freiherrn Conrad von Hötzendorf geführt wird, behauptet worden.

Im Südosten ist der am 19. Juli mit dem Durchbruch am Zborow begonnene Angriff der Zentralmächte von ihnen östlich der österreichischen Grenze, auf russischem Reichsboden, aufgehalten worden. Er hat Galizien und die Bukowina völlig und nun endgültig vom Feinde befreit und eine Beute von über 40000 Gefangenen, beträchtlichem Kriegsmaterial und Lebensmittelvorräten gebracht.

Während weiter südlich bei Sokhumi, wo die Heeresgruppe Mackensen in die russischen und rumänischen Stellungen eindrang und in den Waldkarpathen erbittert gerungen wurde, und an der mazedonischen Front, bei Monastir, Durchbruchversuche der Gegner erfolgreich abgewiesen wurden, brach hoch im Norden der Ostfront, an der Duna, eine neue deutsche Offensive wieder hervor wie Lützows wilde Jagd. Der Herausforderer mit dem Wort, die der Ministerpräsident der russischen Revolution, Kerenski, in Moskau an die Zentralmächte hatte ergehen lassen, folgte umgehend deren Antwort mit dem Schwert.

Am Morgen des 1. September, am glorreichen Tage von Sedan, überschritten deutsche Divisionen die Duna beiderseits Orsküll. In glänzendem Flußübergang gewann die Infanterie das Nordufer, der Feind gab darauf seine Stellungen westlich der Duna auf und begann in der bekannten russischen Weise — Anzünden der Dörfer und Opfern der Nachhut — seinen Rückzug nach Nordosten. Und schneller,

als wir erwarten konnten, führte diese Offensive zu einem ersten bedeutenden Erfolg. Im Frühjahr 1915 waren unsere Truppen bis an die Aa und die Düna gelangt und standen seitdem dort in festen Stellungen, die jedem feindlichen Durchbruchversuche standhielten. Nun hielt die Heeresleitung die Zeit auch hier zum Angriff wieder für gekommen und, wie immer bei ihren Plänen, war es auch hier: stillste Vorbereitung, die das Geheimnis musterhaft wahrte, bligartiges Vorbereiten, und wie eine reife Frucht fallen die Siege ihr dann in den Schoß. Am 3. September wurde von der 8. Armee unter dem General von Hutier von Westen und Südosten her das an mehreren Stellen brennende Riga genommen. Am andern Tage fiel auch Dinamünde. Ein neues Ruhmesblatt, sagte der Heeresbericht, hat die deutsche Armee mit der Schlacht bei Riga ihrer Geschichte eingefügt; einen Hohenzollernprinzen, den Prinzen Eitel Friedrich, und den General Sauterzweig als Generalstabschef nannte neben anderen Führern die amtliche Veröffentlichung als besonders ruhmreiche Anführer dieser Tage. Die 12. russische Armee ist völlig geschlagen und in voller Auflösung im Rückzug durch das südliche Litauen. So antwortet Deutschland den Führern der russischen Revolution, die auch heute noch glauben, ihr Volk und Heer im Dienste der Eroberungsziele ihrer Verbündeten festhalten und sich verbluten lassen zu müssen!

Und ununterbrochen geht der Krieg der U-Boote weiter und vermindert den Schiffsraum, der für unsere Feinde verfügbar ist. Am 2. September meldete der Admiralstab, daß bis dahin seit Beginn des uneingeschränkten U-Bootskrieges bereits mehr als 6 Millionen Brutto-Register-Tonnen versenkt worden seien. Lakonische Worte, aber voll des schwersten Inhalts für unseren Hauptfeind England, den auch der Kaiser in der Anrede an die in Flandern kämpfenden Truppen am 22. August so bezeichnet hat.

Das ist am Anfang September die militärische Lage: „Ein Blick auf alle Fronten,“ so hatte Hindenburg an den Reichskanzler telegraphiert, der dies vor dem Hauptausbruch des Reichstags bekannt gab, „ergibt, daß wir militärisch am Beginn des vierten Kriegsjahres so günstig stehen wie nie zuvor.“ Und was das Wort des deutschen Feldmarschalls, der nie eine Phrase braucht und nie eine Übertreibung, bedeutet, das weiß heute die ganze Welt.

Mitten in diese Kämpfe herein erscholl die Friedensbotschaft Papst Benedikts XV. vom 1. August. Es war diesmal eine andere Botschaft, als sie dieser Papst früher schon während des Krieges hatte erklingen lassen. Er hat sich vom Standpunkt der Christenpflicht und der Menschenliebe aus öfter bemüht, den Völkern den Beginn von Friedensverhandlungen nahezu legen. Er mahnte dabei alle, daß dazu jeder etwas nachgeben müsse und in gegenseitigem Ausgleich das Ende des Krieges herbeigeführt werden müsse. Mit Achtung sind seine Worte gehört worden, Erfolg hatten sie bisher nicht.

Diesmal aber tat Papst Benedikt einen ausgesprochen politischen Schritt. Er ließ nicht einen Hirtenbrief an die Gläubigen, sondern eine Note an die Souveräne ergehen, die in der diplomatischen Form weitergegeben wurde. Und diese Note enthält praktisch-politische Vorschläge, mit ihr nahm der Vatikan politische Stellung im Weltkrieg.

Der Vatikan wird durch den Krieg in vieler Beziehung auch empfindlich berührt. Der Krieg zieht durch seine Gläubigen einen tiefen Riß. Selbst der internationalste Orden der katholischen Kirche, selbst der Jesuitenorden, ist durch ihn gespalten. Schon das ist Grund genug für den Papst, zu sorgen, daß der Krieg nicht zu lange dauere, diesen Riß nicht allzutief zwischen den Gläubigen der katholischen Kirche mache. Aber der heilige Stuhl wurde auch unmittelbar davon berührt, daß Italien in den Krieg eintrat. Die römische Frage ist damit sofort wieder aufgebrochen. Es zeigt sich heute, daß das Gesetz von 1871, mit dem die Neutralität des Vatikans durch die Mächte garantiert

wurde, praktisch nicht genügt. Es gibt dem Papst nicht die Freiheit der Bewegung, auf die er als Souverän Anspruch hat, und die Art, wie Italien die Frage des völkerrechtlichen Verkehrs des Papstes behandelte, verleiht seine Würde. König Alfons von Spanien bot daher gleich, als Italien in den Krieg eintrat, dem Papst den Escorial als Wohnsitz an. Papst Benedikt hat das abgelehnt und die Mißlichkeiten seiner Lage ertragen. Um so mehr hat er Anspruch darauf, daß ihn der Ausgang des Krieges vor einer Wiederholung dieser peinlichen Lage sichert. Die römische Frage ist so auch ein Teil des Friedensprogramms geworden, und da sie für Millionen deutscher Katholiken eine Herzenssache ist, auch ein deutsches Kriegsziel.

Gerner bewegt den Vatikan sehr das Schicksal, das das Ende des Krieges zwei seiner hauptsächlichsten Objekte, wenn wir so sagen dürfen, Belgien und Polen, bringen wird. Denn beide sind durchaus römisch-katholische Länder, und das letztere stand bis zum Kriege unter dem russischen Glaubensdruck, unter der Herrschaft des Zarismus, in dem das Papsttum einen seiner schlimmsten Feinde sah. So hat es auch ein Interesse daran, wohin die russische Revolution führen wird, ob sie den Bürgern des neuen russischen Staats, den sie schaffen will, wirklich die volle Freiheit des Glaubens bringt.

Alle diese Zusammenhänge und Fragen mußte man sich klarmachen, wenn man die Friedensnote des Papstes vom 1. August in ihrer Bedeutung und Tragweite ganz verstehen wollte. Wenn wir sie nun durchlesen, so war uns bei aller Achtung vor dem heiligen Vater doch das eine nicht zweifelhaft: durch sie zieht der Geist der Entente. So spricht nicht ein Souverän, der unbedingt neutral sein wollte. Die Note berührt sich vielfach mit den Gedanken und der Ausdrucksweise des Präsidenten Wilson; schon das ist dem deutschen Volke, das heute allgemein Wilson als seinen Feind erkannt hat, Grund zum Mißtrauen. Und wo sie praktische Einzelorderungen ausspricht: über Belgien oder gar über Polen oder Armenien, überall gehen ihre Vorschläge gegen unseren Bund, während sie die Eroberungen unserer Gegner nur nebenbei und lüdenhaft erwähnt. So war es erklärlich, daß die öffentliche Meinung Deutschlands in der Note eine Sinnesänderung des Papstes zu unseren Ungunsten zu vernehmen glaubte. Aber Wilson, der ähnlich gesprochen hatte, ist unser Feind, Papst Benedikt ist es nicht, und darum haben wir seine Note mit der Achtung aufgenommen, die sie fordern kann. Ob sie eine Grundlage zu Verhandlungen sein kann, werden erst die Antworten Englands und Frankreichs zeigen, die heute, einen Monat nach Erlaß der Note, immer noch ausbleiben. Deutschland mit seinen Verbündeten hat gar keine Eile, zuerst seine Äußerung darauf kundzutun.

Die Aktion des Vatikans erregte in Deutschland besondere Aufmerksamkeit, weil sie mit dem Vorstoß des Abgeordneten Erzberger zusammenfiel. Das Vorhandensein eines ursächlichen Zusammenhangs ist von dem letzteren in Abrede gestellt worden. Zeitlich jedenfalls fielen beide Aktionen zusammen, und daher wurde auch die Wirkung der einen durch die andere und umgekehrt bedingt. So entstand im August eine Bewegung, ja eine neue Krisis in Deutschland, die auf alle Patrioten tief niederdrückend wirkte, vor allem, weil sie in so schreiendem Mißverhältnis zu unseren militärischen Erfolgen stand. Wir haben dergleichen innere Kämpfe und Streitigkeiten bei unseren Feinden während des Krieges regelmäßig als Zeichen der Schwäche betrachtet und verfolgt. Jetzt boten wir ihnen ein gleiches Bild.

Mit seinem Wunsche, an der Antwort auf die Note des Papstes maßgebend teilzunehmen, ging der Reichstag über seine verfassungsmäßigen Befugnisse, auch weit über das hinaus, was durch die außerordentlichen Verhältnisse des Krieges gerechtfertigt werden konnte. Trotzdem

machte die Regierung ein Zugeständnis, indem ein Ausschuß von sieben Mitgliedern des Reichstags mit sieben Bundesratsmitgliedern die Antwort an den Papst beraten soll. Das ist mehr, als auch die freieste Demokratie der Welt und das folgerichtigste parlamentarische System zugestehen. Denn nirgends hat die gesetzgebende Körperschaft das Recht, auf in der Schwebe befindliche, werdende Vorgänge der Exekutive in der Politik Einfluß zu nehmen. Darum ist dies Zugeständnis auch ganz unhaltbar.

Innerpolitische Wünsche und außerpolitische Forderungen durchkreuzen sich in diesem Kampf der Meinungen und Parteien in Deutschland ganz unentwirrbar. Denn die, die das parlamentarische System bei uns einführen wollen, sind zugleich die Führer der Mehrheit, die einen Frieden „des Ausgleichs und der Verständigung“ wollen. Auch mit diesem Schlagwort ist es schließlich so gegangen, wie mit so vielen: es ist erstarrt, und jeder denkt sich etwas anderes darunter. Sinnlos aber ist es — der scharfe Ausdruck muß gebraucht werden, wenn ein Parlament mit einer solchen Formel der Politik von vornherein Fesseln anlegen will. Kein Staatsmann der Entente einschließlich der Vereinigten Staaten ließe sich eine solche Bindung gefallen, die für die Friedensverhandlungen jede Bewegungsfreiheit, also eben schon jede Verhandlung unmöglich machte. Wir trauen der Klarheit und Seltigkeit des neuen Reichskanzlers, daß er durch diesen Wirrwarr, den leider die deutschen Zustände zeigen, den Weg zur starken deutschen Zukunft findet!

In England, in Frankreich, vor allem aber in Rußland hat der August Krisen gebracht. Durch die Sozialdemokratie fast aller Länder geht eine Bewegung, den internationalen Sozialismus zur Herbeiführung des Friedens zu benutzen. Am sprödesten erwies sich dagegen bisher die englische Arbeiterchaft. Aber auch sie kann sich ganz diesen Wünschen nicht verschließen. Ihr Führer Henderson hatte sich auch in Petersburg überzeugt, daß es für England rasch sei, sich den Friedensbestrebungen, zu deren Sprachrohr sich der Arbeiter- und Soldatenrat gemacht hatte, nicht zu sehr zu widersetzen. Er führte daher einen Beschluß der englischen Arbeiterpartei herbei, daß man sich an den geplanten internationalen Besprechungen in Stockholm, von denen nun schon seit Monaten geredet wird, beteilige. Lloyd Georges wünschte das nicht und führte eine Krise herbei, in der Henderson aus dem Kabinett ausschied. Einen Augenblick schien es, als werde das auch das Kabinett Lloyd Georges selbst erschüttern. Aber das ging rasch wieder vorbei; das englische Ministerium steht fest und die englische Welt steht einig in ihrem Siegeswillen da. England läßt sich weder durch die russischen Niederlagen noch durch innere Schwierigkeiten in seiner die Welt umfassenden Angriffspolitik gegen uns beirren.

Wir haben kein objektives Bild davon, wie Frankreich den drohenden russischen Zusammenbruch aufnimmt, mit welchen Sorgen es die Entwicklung der russischen Revolution begleitet. Einen starken direkten Einfluß hat diese auf Frankreichs Stellung im Krieg noch nicht ausgeübt. Aber etwas erschüttert ist die Stellung seiner Kriegspartei doch. Die Enthüllungen des Reichskanzlers vom 28. Juli haben ins Schwarze getroffen und Poincaré, dessen hinterhältige Politik sie enthüllten, schwer bloßgestellt. Allmählich wächst die Kritik an ihm und an der Kriegspartei, und die Frage der Stockholmer Konferenz wirkt auch hier zerlegend mit. Denn in Frankreich will eine Mehrheit der Sozialisten nach Stockholm gehen. An der Frage der Verweigerung der Pässe für sie, an der die Regierung immer noch festhält, kann es sehr wohl zum Bruch, zum Rücktritt des Kabinetts, zur Bildung eines neuen Ministeriums ohne Sozialisten kommen. Aber auch dann ist der Weg zur Friedensgeneigtheit gerade hier besonders weit. Denn Frankreich ist ganz in den Händen von England, und seine Kriegspartei hat sich mit ungeheurer Leidenschaftlichkeit in den Kampf gegen Deutschland verissen.

Am tiefsten geht ja die innere Krisis in Rußland, das, von den Sieberschauern der Revolution durchschüttelt, gleichwohl sich gegen den Frieden noch wehrt. Der Gewinn der Brussilowschen Offensive im letzten Jahre ist bereits weitgemacht, und trotz teilweise tapferster und verzweifelter Gegenwehr sind die Russen über die Grenze ihres Reiches zurückgetrieben. Kerenski und die ihm folgten, glaubten, durch ihre Offensive zum allgemeinen Frieden zu kommen, und ließen sich darüber von den Verbündeten mit der Revision der Kriegsziele an der Nase herumführen. Nun wurde ihnen ihr Irrtum schrecklich klar und sie sahen, daß sie ihr Vaterland in die größte Gefahr gestürzt hatten. Was wir danach aus Rußland hörten — Übertragung der Diktatur an Kerenski, Nationalkongreß in Moskau, erneutes Koalitionskabinet, Vorgehen gegen die Anhänger Lenins, Grenzschluß bis zum 15. August, Bestimmung des Termins für die Kriegszielkonferenz und Wiederverzicht darauf — alles machte den Eindruck von Ratlosigkeit und Verzweiflung. Mit beispielloser Offenheit sprachen die russischen Kriegsberichte von der Zerfetzung an der Front. Sie waren natürlich richtig, aber sie betonten diese Symptome besonders an die Adresse der Entente. Von allen Seiten hat man sich in Rußland gegen den Gedanken eines Sonderfriedens gewehrt, und um so heftiger, je weniger man sich dagegen verschließen konnte, daß für das russische Interesse, für das revolutionäre Rußland kein Platz mehr in der Entente, die ihren Bund mit dem russischen Eroberungsimperialismus geschlossen hatte, ist. Daß man diesen Platz, auch wenn man mit aller Kraft wollte, jetzt gar nicht mehr behaupten könnte, das sagten die russischen Heeresberichte den Bundesgenossen mit ihren Mitteilungen über die innere Auflösung der russischen Armee.

Ein Versuch der Sammlung sollte nur eine Reichskonferenz in Moskau sein. Aber etwas Entscheidendes hatte sie nicht gebracht. Sie war nur der äußere Abschluß der ersten Periode für die dritte provisorische Regierung, die die russische Revolution bereits hervorgebracht hat. Die Putsche vom 16. und 17. Juli, die zerfetzende Propaganda der Bolschewiki an der Front und die deutsche Offensive hatten Kerenski davon überzeugt, daß es auf dem bisherigen Wege nicht mehr gehe, auf dem er zwar zur Diktatur emporstieg, aber auf Grundlagen, die mit der steigenden Opposition der Kabetten und der sinkenden Macht der Arbeiterratsmehrheit von Tag zu Tag unsicherer wurden. Am 3. August griff er zum äußersten Mittel, dem Rücktritt. Unter diesem Druck kam in der Nacht vom 3. zum 4. August, in einer gleich als „historisch“ bezeichneten Sitzung der Regierung, der Arbeiter-, Bauern- und Parteivertreter — es waren über 50 Anwesende im Winterpalais das heutige Kabinettszustande. Ein eigentliches Koalitionsministerium ist es nicht. Denn Kerenski, den am Schluß dieser Sitzung alle Gruppen, auch die Kabetten, als den Mann ihres Vertrauens bezeichneten, nahm nur nach eigener Bestimmung Mitglieder der einzelnen Parteien auf, die nicht an ihre Parteien gebunden, ihnen nicht verantwortlich sein sollten. Aber die Wirtschafts-, inner- und außerpolitischen Gegensätze sind, während in der nationalen Frage Einheit — im fremdvölkerfeindlichen Sinne — besteht, in diesem Kabinetts außerordentlich, und allein von Kerenskis Kraft hängt es ab, ob es ein brauchbares Werkzeug der russischen Revolution bleibt.

Nach links und nach rechts sucht er sich zu sichern. Rücksichtslos ging er gegen die Bolschewiki vor; Verhandlungen, Prozesse, Spionagebeschuldigungen hagelten nur so gegen Lenin, Trozki und den ganzen Kreis, der beschuldigt wird, im Solde Deutschlands zu stehen. Gleichzeitig arbeitet er der Gegenrevolution, die man im Anzuge glaubt, entgegen: er ließ den General Gurko verhaften und den Zaren mit Familie (in der Nacht vom 13. zum 14. August) nach Tobolsk überführen.

Vom 25. bis 28. August wurde in Moskau nun jene Reichskonferenz abgehalten. Sie wurde nur zur Auseinandersetzung, nicht zur Beschlußfassung berufen, sollte eine Ver-

sammlung der Stimmung, nicht der Entscheidung sein. Aber ihre Zusammenfassung lehrte, daß die Stimmung des Landes in bestimmter Richtung zum Ausdruck kommen sollte. Das war nicht ein Konvent der Revolution, wie der Arbeiter- und Soldatenrat, sondern eine viel bürgerlichere Versammlung. Versuche der Bolschewiki, sie zu stören, wurden unterdrückt. Von Verhandlungen der Konferenz kann man ernstlich nicht reden; auch Resolutionen u. dergl. sind nicht bekannt geworden. Die Reden Kerenskis, der Minister, Generale und Abgeordneten ergaben ein in den düstersten Farben gemaltes Bild der Lage Rußlands, der Versorgungs-, Verkehrs- und Finanzverhältnisse und sollten zur Einheit und Pflichterfüllung anstacheln. Das Ganze war arrangiert und erschien als eine von den Kadetten in den düstersten Farben gemalte Vision der Lage Rußlands, der Versorgungs-, Verkehrs- und Finanzverhältnisse und sollten zur Einheit und Pflichterfüllung anstacheln. Das Ganze war arrangiert und erschien als eine von den Kadetten in den düstersten Farben gemalte Vision der Lage Rußlands, der Versorgungs-, Verkehrs- und Finanzverhältnisse und sollten zur Einheit und Pflichterfüllung anstacheln.

Kornilow ist eben an Stelle des brüsk von Kerenski abgesetzten Brussilow Generalissimus geworden. Sohn eines weißsibirischen Kosaken (1871 geboren), ist er militärisch viel in Asien tätig gewesen und hat im japanischen Kriege eine Brigade geführt. Aus eigener Kraft emporgekommen, scheint er zu dem Typus der in Asien bewährten Kolonial-Offiziere zu gehören, er spricht auch eine ganze Reihe orientalischer Sprachen, die dem russischen Imperialismus mit die besten Kräfte geliefert haben. Im Weltkrieg kommandierte er eine Infanteriedivision; seine Gefangenschaft in Österreich und seine Flucht daraus sind bekannt. In der Revolution ist er über den Posten des Kommandierenden des Petersburger Polizeibezirks rasch zum Kommandierenden der Südwestfront und jetzt zum Generalissimus aufgestiegen. Sollte in ihm, der mit eiserner Hand und brutaler Gewalt die Manneszucht im Heere wieder herstellen will, der Bonaparte der russischen Revolution stecken? Man hält in Rußland die psychologischen Voraussetzungen einer Gegenrevolution schon für gegeben; wird Kerenski oder Kornilow der Louis Napoleon sein und wird er dem I. oder dem III. gleichen?

Einstweilen sieht man den Danton der Revolution noch in Kerenski. Was wir an ihm wahrnehmen, ist, daß er spricht und handelt wie ein leidenschaftlicher Patriot unbestimmter Parteistellung, daß er vor allem Ordnung und Autorität wiederherstellen will und daß er glaubt, diese Riesenaufgabe bewältigen zu können, ohne die Friedensfrage zu fördern, ohne den klaren Entschluß, den Krieg zu beenden. Wir sehen auch heute nicht, daß er in dem Wirrwarr der Parteien und Strömungen sich von einer entschlossenen tragen lassen wolle. So steht er zwischen den Fronten des inneren Kampfes und traut allein seiner Kraft.

Die Spannkraft der Revolution scheint nachzulassen und die ersten Anzeichen der Reaktion sind da. Gerade da aber kann für unser Urteil der Vergleich mit der französischen Revolution irreführen. Es ist ausgeschlossen, daß Kerenski das für Rußland leistet, was Danton 1792/93 für Frankreich leistete. Sachlich und persönlich liegen heute in Rußland die Dinge anders als damals für Frankreich. Das Wesentliche sind in Rußland die Bauern. Allmählich erst kommt die Bauernmasse in Bewegung; was sie will, ist Land und Frieden.

Der Herausforderung Rußlands in Kerenskis Moskau Rede hat also Deutschland mit der Tat geantwortet, so prompt, so Schlag auf Schlag, wie es nur die deutsche Heeresleitung kann. Sie hat der russischen Revolution lange Zeit gelassen, sich auf ein neues Verhältnis zu Deutschland einzurichten, ihre Führer haben das bisher nicht gewollt. So wurde, nachdem die Russen aus den besetzten österreichischen

Gebieten herausgesetzt sind, ihre desorganisierte Armee auch im Norden von der Schärfe des deutschen Schwertes getroffen.

Parallel damit geht eine diplomatische Offensive, der der Suchomlinowprozeß und die Veröffentlichungen aus dem Privatarchiv des Zaren sehr willkommenen Stoff bieten. Die Aussagen im Prozeß gegen Suchomlinow lassen heute für niemand mehr einen Zweifel in der Frage übrig, wer den Krieg gewollt hat und die Veröffentlichungen aus den Jahren 1905, 1909 und 1913 erweisen die Friedenspolitik Deutschlands auch in diesen Krisen und sein Bemühen, mit Rußland in Frieden zu leben.

Inzwischen ist die erste Antwort der Entente auf die Note des Papstes erfolgt. Mit bewußter Regie geht sie von Wilson aus. Mit seiner feinen Unterscheidung zwischen Volk und Regierung Deutschlands geben wir uns nicht ab. Das Verhältnis von Krone und Hohenzollernhaus — denn auf diese zielt er — und Volk versteht Herr Wilson nicht. Er lehnt die Note des Vatikans im ganzen ab und erwartet „neue Äußerungen über die Absichten der großen Völker der Zentralmächte“. Wir warten noch viel ruhiger die Antworten der anderen Ententemächte ab, denen Wilson mit seiner Ablehnung einer „Aufteilung von Reichen und der selbststündigen wirtschaftlichen Ausschließung“ eine unangenehme Wahrheit sagt. Denn gerade das Programm Englands und Frankreichs erklärt er für „unzweckmäßig, für schlimmer als nutzlos und keine geeignete Basis eines dauerhaften Friedens“.

Eine Offensive gegen Wilson hat das kaiserliche Wort an die Bremer Kaufmannschaft vom 3. September eingeleitet: „Deutsche Treue wird jeden Versuch, das deutsche Volk und seinen Kaiser zu trennen, zuschanden werden lassen.“ Wenigstens sollte mit diesem Kaiserwort, das eigentlich aus der Nation selbst hätte kommen sollen, eine Offensive gegen das Versaillungsziel der Entente gegen uns begonnen werden. Sie hat territoriale Kriegsziele, das Kriegsziel der späteren wirtschaftlichen Abspernung und Bekämpfung und das Ziel, daß Deutschlands Verfassung aus dem Krieg parlamentarisch umgewandelt hervorgehe, daß das Kaisertum der Hohenzollern an verfassungsmäßigem Einfluß geschwächt und gemindert werde. Es ist nicht anders, und die logischsten Auseinandersetzungen, daß der Parlamentarismus die Monarchie nicht schwäche u. dergl. mehr, ändern nichts daran, daß das Ziel der deutschen Linken praktisch mit einem Kriegsziele unserer Gegner, vor allem Englands, zusammenfällt. Der Krieg hat gelehrt, daß die englischen Staatsmänner sehr genau wissen, wo Englands Vorteil liegt und daß sie vor keiner Konsequenz zurückschrecken. Was im August 1914 phantastisch klang, ist heute in dem Worte: „No terms with the Hohenzollern“ (keine Friedensverhandlungen mit den Hohenzollern!) ein reales Kriegsziel Englands geworden, das, was wir nicht vergessen wollen, ganz besonders dazu gedient hat, Amerika zur Entente heranzuziehen und bei ihr festzuhalten. Dabei beweist jede neue Veröffentlichung in der Art des Suchomlinowprozesses, wie gerade die Person des Kaisers und — untrennbar damit verbunden — das monarchisch-konstitutionelle Regierungssystem Deutschlands die Friedensmacht Europas schlechthin waren. Wollen wir nach außen die Angriffe auf den deutschen Militarismus wirksam bekämpfen, dann dürfen innerpolitische Kämpfe und Verfassungsforderungen den Gegnern auch nicht Waffen liefern, die sie letzten Endes doch gegen das deutsche Kaisertum und den Träger der Kaiserkrone unmittelbar richten. Und dieser Zusammenhang der im Meinungskampf viel zu sehr zurücktritt, muß den weitesten Kreisen nachdrücklich vor Augen geführt werden, das Kaiserwort an die Bremer ist dazu ein Weckruf geworden!

Als der Krieg zwischen Rußland und den Zentralmächten ausbrach, war sofort klar, daß damit für die polnische Frage ein neues Stadium angebrochen war. Denn die Grundvoraussetzung für sie war damit zerbrochen, die

Gemeinsamkeit der Interessen der drei Teilungsmächte an ihr. Seitdem lastet sie nun auch wie ein Alp auf uns. Einer der herrlichsten Selbzüge der Weltgeschichte vertrieb die Russen aus dem Weichselgebiet, das seit dem Sommer 1915 von zwei Generalgouverneuren der Zentralmächte verwaltet wird. Beim zweiten Gedenktag der Begründung des Generalgouvernements Warschau hielt der Generalgouverneur General von Beseler eine Ansprache, durch die es wie leise Resignation klang. Auf die gewaltige Arbeit der Ordnung und Förderung, die seine Verwaltung Polen gebracht hat, konnte er mit allen seinen Mitarbeitern stolz sein. Ob das die Polen anerkennen ist gleichgültig; für die Armee und auch für das Land hat die deutsche Verwaltung in zwei Jahren in vorbildlicher deutscher Sorgfalt und Gründlichkeit Musterhaftes geleistet. Und doch ist die Ansicht ganz allgemein, daß wir in Polen vor einer Lage stehen, die für uns nichts Gutes verspricht. Unter hundert Deutschen, die man über die deutsche Politik gegenüber Polen spricht, werden nicht fünf sein, die sie vorbehaltlos anerkennen. Die öffentliche Meinung wird fast durchgängig von dem Gefühl beherrscht, daß das politische System, das in Warschau eingehalten worden ist und wird, sich nicht bewährt hat. Und dabei handelt es sich um eine der allerwichtigsten Fragen des Krieges!

Wie man auch zu dieser Politik stehe, nach nunmehr zwei Jahren, vor allem nach fast einem Jahre, seit das Novembermanifest 1916 den Schritt tat, den wir für schädlich, vielleicht verhängnisvoll ansehen müssen, steht das eine fest, daß sie nichts als Enttäuschungen erlebt hat. Der Schlüsselstein gewissermaßen war der Rücktritt des polnischen Staatsrats am 28. August. Er mußte als Herausforderung wirken, weil er die Entsendung der polnischen Legion an die Front zum Grund nahm. Denn diese Legion besteht zum größten Teile aus galizischen Polen, aus k. und k. österreichisch-ungarischen Heeresangehörigen, über die die verbündeten Regierungen ebenso wie über jeden Heeresangehörigen, der ihnen sonst untersteht, verfügen können. Die Entsendung dieser Soldaten zur Gesamtdemission zu benutzen war also eine Dreistigkeit des Staatsrats.

Auch diesmal haben die Zentralmächte darauf leider nicht die richtige Antwort gegeben. Im Gegenteil führen sie ihre bisherige Politik weiter, die mit einem Worte die Polen zu versöhnen und zu gewinnen glaubt, indem sie ihnen einen Wunsch nach dem andern erfüllt, ohne daß dabei zu erkennen ist, wie die Interessen Deutschlands und Österreich-Ungarns gewahrt sind. Die Art, in der dabei patriotische Sorgen und Warnungen beiseite geschoben werden, wirkt geradezu wie Eigensinn, weil diese Politik Erfolge nicht aufweisen kann. Heute haben sich die verschiedenen Gruppen der Polen auf ein Programm geeinigt, das die Unabhängigkeit schlechthin will, und zwar eine solche, die international garantiert ist. Mit anderen Worten: sie denken nicht daran, sich den Zentralmächten verbunden, loyal zu fühlen, sondern sie wollen sich freie Hand nach allen Seiten wahren. Das ihnen vorzuwerfen, von ihnen Dank zu verlangen, ist geradezu eine Torheit. Denn das war so selbstverständlich wie irgend etwas, daß die Polen eine unvergleichliche weltgeschichtliche Gelegenheit für sich auf alle Weise nutzten. Nicht so selbstverständlich aber war es, daß die deutsche Politik hier von Anfang an mit Illusionen gearbeitet hat, weil sie die Lage in Warschau und die Polen nicht genau genug kannte. Macht sie sich davon nicht entschlossen frei, so droht uns die Gefahr, daß der gegen Rußland so ruhmreich geführte Krieg schließlich uns eine unsicherere Grenze im Osten beschert, als wir sie vor dem Kriege hatten. Das aber war doch nicht die Absicht der Feldherren, die die siegreichen Schlachten auf polnischem Boden geschlagen haben, und dafür haben die deutschen und die österreichisch-ungarischen Soldaten nicht gekämpft, während die Polen selbst für ihre Befreiung nichts getan haben!

Die militärisch wie politisch wichtigste Stelle des Krieges ist heute Flandern, also Belgien. Seit dem 31. Juli sehten die Engländer dort, um den Durchbruch zu erzwingen und unsere Stellungen an der flandrischen Küste zu zerstören. Mit unvergleichlichem Heldenmut wehren ihnen das unsere Truppen. Man kann über den Wert der flandrischen Küste für uns denken wie man will, die Erbitterung und Zähigkeit, mit der die Engländer hier immer und immer wieder angreifen, mit der sie zu erreichen suchen, daß nicht wir diese Stellung behalten, sie beweist, daß England den allergrößten Wert darauf legt. Darum ist auch seine Bedingung, wie es eines der maßgebendsten englischen Blätter kürzlich ausgebrochen hat: „Keine Friedensbedingungen können von der Entente auch nur überlegt werden, wenn sie nicht mit der Einwilligung von Seiten Deutschlands beginnen, Belgien wieder herzustellen und Genugthuung zu leisten. Das muß bedingungslos erfolgen und darf in keiner Weise der Gegenwart für Zugeständnisse sein, die Deutschland in anderen Gegenden der Welt erhielt.“ So betrachtet England heute die belgische Frage als ein Kriegsziel, das zu erreichen es als absolut geboten ansieht, über das es Einzelverhandlungen nicht zugehen will.

In diesem großen weltgeschichtlichen Rahmen spielen sich die ungeheuer schweren Kämpfe ab, die jetzt bald drei Monate im Gange sind. Die Durchbruchfront, auf der die Engländer kämpfen, ist nur etwa 15 Kilometer lang. Sie liegt etwa zwischen Langemarck und Hollebeke. Auf der deutschen Seite verteidigt die 4. Armee unter Führung des Generals Sigt von Armin die Stellungen. Die Richtungen des feindlichen Angriffs gehen auf Paschendaele, Gheluvelt und Hollebeke; der Angriff wird mit dem höchsten Maße von Munitionsverwendung und mit allem Raffinement der modernen Angriffstechnik durchgeführt. Dazu häuft der Gegner seine Truppen auf der ganz schmalen Angriffsfront auf das stärkste. Wie schwer die Kämpfe sind, ließ unser Heeresbericht, der niemals überflüssige Worte macht, am 5. Oktober erkennen: „Ein Schlachttag von seltener Schwere liegt hinter der führenden Truppe der 4. Armee, er wurde bestanden!“ Bei der Zähigkeit und dem ungeheuren Munitionsverbrauch, mit dem die Engländer kämpfen, ist es kein Wunder, daß vordere Stellungen und Linien aufgegeben werden müssen. Aber auch heute sind die Engländer weit davon entfernt, die nächsten Ziele erreicht zu haben, die sie sich gesteckt haben, nämlich Roulers und Menin. Mitte Oktober war der Stand so, daß in den nicht weniger als zehn Flandernschlachten die Engländer vermoht hatten, die deutsche Abwehrfront in einer ungefähren Breite von 30 bis 35 Kilometern und in einer Tiefe von 1 bis 6 Kilometern zurückzudrücken. Dieser gesamte Gewinn ist noch nicht ein Drittel des Raumgebietes, den die Sommeschlacht 1916 gebracht hatte, obwohl England an der flandrischen Front fast seine gesamte Landmacht unter französischer Beteiligung gegen einen Bruchteil der deutschen Armee eingesetzt hat. Es hat noch nicht 100 Quadratkilometer Raumgewinn zu erzielen vermocht, während Deutschland zu gleicher Zeit allein bei Riga und Jakobstadt 3424 Quadratkilometer eroberte und z. B. bei der Befreiung Galiziens und der Bukowina fast 24 000 Quadratkilometer zurückgewonnen hatte.

Die Leistungen von Führer und Truppen auf unserer Seite in diesen ungeheuren Kämpfen sind über jedes Lob erhaben. Die Truppen halten in einem Feuer aus, das jeder Beschreibung spottet, und gegen Angriffe, die sich mit den letzten und besten Mitteln der modernsten Kriegführung gegen sie richten. Die deutsche Führung aber hat, während die englische Taktik es nicht zu neuen Gedanken gebracht hat, ein Verfahren der Verteidigung eingehalten, das in seiner Beweglichkeit gestattet, Unwesentliches preiszugeben und fortwährend den Gegner zu fesseln und zurückzuwerfen. Auch heute ist die Überzeugung allgemein, daß England dieser Durchbruch nicht gelingen wird.

England weiß wie Deutschland, daß hier um die Hauptstelle des Feldzuges gekämpft wird. Es weiß, daß ent-

weder es selbst in Belgien herrschen wird oder Deutschland dort maßgebenden Einfluß haben wird. Eben deshalb ist es alles daran, uns diese Stellung wieder zu entreißen, die, wie sich in diesem Kriege erweisen hat, einen unermesslichen militärischen Wert für uns hat. England faßt die Entscheidung, die auf den belgischen Schlachtfeldern wie in der politischen Behandlung der belgischen Frage fällt, gerade so auf, wie die, um die bei Waterloo gekämpft wurde. Nicht um ein Faustpfand, wie wir deren schon so viele haben, fließt jetzt das Blut deutscher Männer in Flandern in Strömen. Auf französischem Boden wird es für den politischen Ausgang des Krieges gleichgültig sein, ob unsere Verteidigungslinie ein Stück weiter vor oder zurück liegt, auf flandrischem Boden ist das nicht gleichgültig, weil da für uns und England um ein absolutes politisches Ziel dieses Krieges gerungen wird.

In Flandern kämpft nur ein Bruchteil unserer Armee, und die ungeheuren Angriffe haben es nicht zugeebracht, daß die Initiative der deutschen Führung irgendwie beschränkt wurde. Diese machte sich jetzt im Osten weiter geltend, wo die Eroberung von Riga und Jakobstadt eine besondere und höchst erfolgreiche Fortsetzung fand. Nachdem die Marineflugschiffe und Seestützgeschwader unserer kurländischen Küstenstation in den letzten Wochen militärische Anlagen der livländischen Küste und des Rigaischen Busens, besonders auch in Zerel, an der Südspitze der Insel Oesel, mit Erfolg angegriffen hatten, wurde am 12. Oktober die Aktion gegen die Insel Oesel selbst begonnen. Am 12. Oktober kämpften deutsche Seestreitkräfte die russischen Befestigungen im Süden und Nordwesten der Insel nieder, und die Ausschiffung der Truppen begann vor allem in der Tagga-Bucht. Sofort errichteten die Landungstruppen einen Brückenkopf und begannen den Vormarsch quer durch die Insel. Die erste Meldung wurde am 13. Oktober veröffentlicht. Schon nach vier Tagen war, wie der Tagesbericht meldete, der wesentliche Teil der Aufgabe durch Heer und Flotte vollendet. Die Hauptstadt der Insel, Arensburg, war in deutscher Hand, die Insel selbst dann auch, auf Dagö war ebenfalls Fuß gefaßt und die russischen Seestreitkräfte zogen sich in schleuniger Flucht zurück.

Es ist das erste Beispiel in diesem Kriege, in dem in gemeinsamer Zusammenarbeit von Heer und Flotte eine Landungsaktion gelingt. Das gleiche haben Engländer und Franzosen vor Gallipoli und den Dardanellen versucht, ebenso haben die Engländer an der flandrischen Küste ähnliches angestrebt. Bisher haben derartige Unternehmungen als fast abenteuerlich und tollkühn gegolten, den Deutschen ist eine solche gelungen, und wir haben wieder Grund, stolz auf diese Leistungen zu sein, in denen Armee und Flotte miteinander wetteifernd zum Ziele kamen. Dabei muß hervorgehoben werden, daß die Voraussetzung für das Unternehmen war, den Rigaischen Busen und die Gewässer in der Nähe von Minen zu säubern, mit denen die Russen alle Fahrstraßen sehr reich belegt hatten. Hierbei ist es, dank der Umsicht und Sorgfalt der Arbeit, ohne Verluste abgegangen, wie auch das ganze Unternehmen sonst mit geringen Verlusten einen großen Erfolg gebracht hat. Seine Bedeutung liegt auf der Hand. Die Eroberung Oesels sichert strategisch den Besitz des Rigaischen Meerbusens, den bisher die schweren russisch-englischen Geschütze von der Südküste Oesels aus beherrschten. Nunmehr sieht Deutschland an diesem südlichen Torflügel zum Eingang in den Finnischen Meerbusen. Der Besitz dieses Stückes sichert die deutschen, östlich der Düna stehenden Truppen und bedroht die Russen, wie jeder Blick auf die Karte zeigt, auf das gefährlichste in der Flanke. So hat die Eroberung von Riga eine glorreiche Fortsetzung gefunden, und wird den Russen durch einen deutschen Erfolg nach dem anderen die Notwendigkeit immer klarer gemacht, an den Abschluß des Krieges zu denken.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz dauerte die Kampfpause an. Auch die 11. Monzoeschlacht, die ungefähr Mitte September zu Ende gegangen war, hatte dort keine Änderung in der Kriegslage herbeigeführt.

Ebenso erheben sich die fortlaufenden Kämpfe an der Salonikifront nicht über lokale Unternehmungen, die zudem durch starke Hitze beeinträchtigt wurden. Aus Mesopotamien haben die Engländer einen Vorstoß gemeldet, indem sie am 30. September Ramadie nahmen; sonst haben auch dort die Waffen geruht.

Zuletzt der U-Bootkrieg, der im Monat August 808 000 Tonnen versenkt hat. Damit sind seit Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges 6,3 Millionen Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelschiffsraumes vernichtet worden. Die Zahlen zeigen, daß der U-Bootkrieg nach wie vor weiter wirkt. Bei seiner Beurteilung darf nicht vergessen werden, daß die neutrale Schifffahrt durch ihn an sich schon stark eingeschränkt ist, und vollends ist es nicht erlaubt, diese Tonnagezahl in Vergleich mit der Welttonnage zu setzen. Es liegt auf der Hand, daß die Schiffe, die etwa zwischen Amerika und Ostasien hin- und herfahren, nicht für den Schiffsraum eingerechnet werden dürfen, auf den es allein ankommt, d. h. auf den, der für England erreichbar und nutzbar ist. Und dieser wird mit automatischer Sicherheit von Monat zu Monat vermindert, bis die Grenze erreicht ist, über die England den Krieg nicht aushalten kann.

§ § §
Sassen wir die Übersicht über den Krieg zusammen, so kann sie gar nicht anders enden als in Worten des Danks an den Feldmarschall von Hindenburg, der in diesem Monat seinen 70. Geburtstag feierte. Den besten Glückwunsch entnehmen wir einem neutralen Blatte, das sagte: „Die letzte Schlacht in Flandern brachte hinsichtlich Menschen und Material sicher den größten Einsatz in diesem Kriege. Trotzdem kamen die Engländer nur einen oder anderthalb Kilometer vorwärts. Es ist keine Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß sie die deutsche Verteidigung brechen können. Das liegt an der von Hindenburg jetzt angewandten beweglichen Verteidigung.“ Auch vom Gegner unbefritten, leuchtet Hindenburgs Name als der des größten Selbsherrn, den dieser Krieg hervorgebracht hat. Mehr als für menschenmöglich gehalten werden konnte, hat er für uns geleistet, er wird auch im Verein mit seinem genialen Helfer General Ludendorff den Gegner schließlich zum Friedenswillen zwingen; mit tiefstem Dank und unbeflecklichem Vertrauen sehen wir zu ihm auf.

Bisher war es eine berechtigte Klage, daß der Genialität und Tatkraft unserer militärischen Führung die gleichen Eigenschaften bei der politischen Leitung des Krieges nicht entsprächen. Der Nachfolger des Herrn von Bethmann Hollweg, Dr. Michaelis, fand so eine außerordentlich schwierige Lage vor. Dazu wurden er und der neue Staatssekretär des Auswärtigen Herr von Kühlmann mit der Note des Papstes vom 1. August gleich vor eine schwere Aufgabe gestellt. Es hat sich gezeigt, daß diese Note eine viel tiefere Wirkung erzielt hat als die ganzen Bemühungen der Sozialdemokratien, in einer Zusammenkunft in Stockholm für den Frieden tätig zu sein. Zuerst antwortete Amerika auf sie. Wilson sprach sich dabei in einer derartig anmaßenden Weise über Deutschland aus, er versuchte in der plumpsten Art eine Trennung zwischen Kaiser und Volk zu vollziehen, daß seine Antwort überhaupt keine Antwort auf den päpstlichen Friedensvorschlag ist. Denn einmütig hat das deutsche Volk in zahlreichen Kundgebungen es abgelehnt, das Ausland in seinen inneren Angelegenheiten Richter sein zu lassen oder gar das feste, starke Band berühren zu lassen, das es mit seinem Kaiserum verbindet.

Die Entente sonst hat bisher nicht geantwortet und scheint das überhaupt nicht tun zu wollen. In ihrem Namen hat Ribot am 19. September gesprochen und danach lehnte Frankreich jede Friedensäußerung ab. Es forderte die „Desannektion“ von Elsaß-Lothringen, wie heute bei

der Entente der verschämte Ausdruck für Eroberung heißt. In England übernahm Asquith in einer Reihe von Reden, die die Kriegsbegeisterung des Landes steigern sollten, zugleich, Antwort auf den Papst und auf die Kundgebungen Deutschlands zu geben. Er forderte die Räumung aller besetzten Gebiete, vor allem die Rückgabe von Elsaß-Lothringen und die bedingungslose Freigabe von Belgien.

Deutschland und seine Bundesgenossen haben auf die päpstliche Note geantwortet. Unsere Antwort hat sich dabei in weitem Maße auf den Boden des Pazifismus gestellt, von dem aus Papst Benedikt sprach. Sie bekennt sich in einer Weise, die im Inland vielfach Erstaunen erregt hat, zu diesen Ideen vom ewigen Frieden, von der Schiedsgerichtsbarkeit unter den Völkern, dann schließlich auch von der Abrüstung, Gedanken, die zu schön sind, um völlige Wirklichkeit zu werden, Gedanken, deren Verwirklichung jeder wünscht und an die doch keiner recht glaubt.

Die deutsche Note lehnte es ab, auf Einzelheiten einzugehen. Kanzler und Staatssekretär halten es für richtiger, diese Fragen am Verhandlungstisch selbst zu verhandeln und sich bis dahin freie Hand zu halten. Aus der Art, wie unsere Antworten aufgenommen worden sind, geht jedenfalls das hervor, daß die Gegner noch nicht bereit sind, sich an den Verhandlungstisch zu setzen.

Die Freiheit, zu handeln, wollen sich Kanzler und Staatssekretär auch dem Inlande gegenüber wahren, gegenüber dem Streben, durch Beschlüsse des Reichstags die Hände zu binden. Um diese Entschließung des Reichstags vom 19. Juli ist der Kampf ununterbrochen weiter gegangen. Man deutet sie verschiedenartig, man ist auf der einen Seite der Ansicht, der Kanzler stehe auf ihrem Boden, auf der anderen wieder nicht. Wir wollen auf diesen Streit im einzelnen nicht eingehen, der, wie wir zusammenfassend sagen müssen, uns politisch ganz und gar nichts nützt. Denn worauf es ankommt, ist, daß Deutschland eine klare Politik verfolgt, daß auch die Gegner wissen, woran sie mit uns sind. Bisher ist das nicht der Fall; bisher ist es immer so gewesen, daß jede amtliche Kundgebung Deutschlands verschiedenartig gedeutet werden konnte und deshalb rückten die politischen Erörterungen eigentlich nicht vom Fleck. Wir sind ja mitten darin in einer Friedensdebatte, die in merkwürdiger Form geführt wird. Die Staatsmänner sprechen zu ihren Parlamenten, aber sie sprechen vor allem zum Fenster hinaus, damit die Feinde das hören. Und diese gehen auch darauf ein und antworten ihrerseits vor ihren Parlamenten und ihren Volksversammlungen darauf. Ein großer Verbrauch von Worten, der aber nur sehr allmählich und schwer dem Ziele näher führt.

Darin hat auch die große Rede des Grafen Czernin am 2. Oktober nicht viel genützt, die noch weiter ging als unsere Formeln. So uneingeschränkt hat sich noch niemals der Leiter einer auswärtigen Politik eines Großstaates zu dem Programm des Pazifismus bekannt wie der Minister unseres Verbündeten. Die Rede wirkte schließlich dem Sinn nach wieder als ein Friedensangebot. Auch sie hat den Frieden nicht gefördert und das Programm des Grafen Czernin, das in so weite Fernen gerichtet ist, diente im Grunde nur dazu, von den wesentlichen Fragen des Augenblicks die Aufmerksamkeit abzulenken. Diese wesentlichen Fragen, die beiden Grundfragen des Krieges, soweit die politische Seite in Frage kommt, sind die Frage nach Belgien und die russische Friedensfrage.

In bezug auf Belgien erwartete die Welt von Deutschland eine genauere Formulierung seines Standpunktes. Der Meinungskampf, der in Deutschland darum geht, schien dem Gegner anzudeuten, als wenn große und nicht einflußlose Kreise zum Verzicht auf Belgien bereit seien. Am 9. Oktober hat der Staatssekretär von Kühlmann seine erste große, hochpolitische Rede gehalten. Sie war in der Form sehr schön und aus ihr sprachen staatsmännischer Geist und das Gefühl diplomatischer Sicherheit. Er stellte sich eigentlich ohne Einschränkung auf den Boden der Reichstags-

entschließung vom 19. Juli und er formulierte den Standpunkt des Deutschen Reiches so, daß nur Elsaß-Lothringen ein Kriegsziel sei, über das für uns zu reden nicht möglich sei, alle anderen Fragen könnten durch Beratungen gelöst werden. Das wurde allgemein als auf die belgische Frage gemeint angesehen. Ein Verzicht auf Belgien lag in diesen Äußerungen des Staatssekretärs vielleicht noch nicht: Denn natürlich muß auch über Belgien verhandelt werden. Nur fragt sich, mit welchem Programm und auf welches Ziel. Das Ausland hat aus der Rede des Staatssekretärs und den Verhandlungen des Reichstages den Eindruck gewonnen, daß Deutschland England gewissermaßen die Hand hinstrecke und zur Wiederherstellung Belgiens bereit sei.

Frankreich hat die Rede des Herrn von Kühlmann einmütig abgelehnt und sich immer wieder feierlich darauf festgelegt, daß sein unbedingtes Kriegsziel die Rückeroberung der Reichslande sei. Es ist bekannt, daß sich England verpflichtet hat, Frankreich gegenüber so lange für dieses Kriegsziel einzutreten, als Frankreich selbst daran festhält. Das ist also jetzt der Fall. Dementsprechend hat auch England abermals durch eine Rede von Asquith auf den Punkt Elsaß-Lothringen geantwortet und damit wiederum die Forderung auf vollen Verzicht auf Belgien verbunden. So sind wir bisher auf diesem Wege nicht weiter gekommen, Deutschland will, was ja ganz selbstverständlich ist, an Elsaß-Lothringen nicht rühren lassen und ist bereit, über Belgien zu verhandeln auf Bedingungen und mit Zielen, über die wir nichts wissen; über die in einer Kronrats-sitzung vom 11. September aber genaueres festgelegt worden sein soll. England beharrt auf bedingungslosem Verzicht auf Belgien, Frankreich desgleichen und letzteres fordert dazu die Rückgabe von Elsaß-Lothringen, für das sich England seinem Bundesgenossen gegenüber verbürgt hat. Schält man so die Grundfrage heraus, so liegt auf der Hand, daß sie nur weitergebracht werden kann, indem der Krieg militärisch gegen England, d. h. durch das U-Boot weitergeführt wird, um es zu einer Herabstimmung seiner Bedingungen und zum Druck auf seinen Bundesgenossen zu veranlassen. Politisch aber könnte die Lage nur verändert werden, wenn die russische Revolution schließlich doch dazu führte, daß Rußland aus dem Kreis der Entente ausscheidet und einen Frieden herbeizuführen sucht.

§ § §
Gewiß sind die Verhältnisse in England und Frankreich auch nicht besonders sicher, aber das Wesentliche für die Entente ist politisch, ob Rußland zu einem vollkommenen Zusammenbruch kommt. In England hält Lord George die Stimmung vor allem noch damit hoch, daß die Hoffnung auf den amerikanischen Verbündeten immer und immer wieder ausgesprochen wird. Lord George mag heute gleichzeitig Ausguck halten, ob Amerikas Unterstützung wirklich das sein wird, was man daraus macht und was man von ihr erhofft, und ob Deutschland einem englischen Friedensangebot geneigt sein würde. Deshalb ist in England kein ernsthaftes Zeichen beginnenden Friedenswillens zu sehen.

In Frankreich steht das wohl anders. Dieses Land kommt aus der Krise seiner Regierungsgewalt nicht mehr heraus. Als der Reichskanzler am 28. Juli die Mitteilungen über die Eroberungspläne des Präsidenten der französischen Republik gemacht hatte, wurde der Kammer die Lage einmal ganz grell beleuchtet, daß Frankreich in seinen Lebensfragen von einem England blind ergebnen Präsidenten in ganz persönlichem Regiment geleitet wird. Die Gerüchte werden nicht stumm, daß Poincaré sich mit Rücktrittsgedanken trage. Politische und halbpolitische Skandale reihen nicht ab und haben am 7. September zum Sturz des Ministeriums Ribot geführt. Das neue Ministerium Painlevé enthält keine Sozialisten in unserem Sinne, vor allem der Minister Thomas gehört ihm nicht an. Ribot ist in dieses als Minister des Äußern eingetreten, und durch die Bildung eines Kriegskomitees im Kabinett nach dem

englischen Vorbilde sprach der neue Ministerpräsident den Entschluß aus, den Krieg mit aller Energie weiter zu führen. Man versucht also, in Frankreich heute ohne die Sozialdemokraten zu regieren. Wie lange das gehen wird, wird sich zeigen; sehr hoch haben wir solche Wechsel nicht einzuschätzen. Denn von einem entschiedenen und bewußten Friedenswillen der französischen Republik, auf den es ankommt, von einer entschiedenen Abwendung von England, das in Frankreich eigentlich regiert, sehen wir viel zu geringe und schwache Anzeichen.

In Rußland hat der deutsche Vorstoß den Anfang wenigstens des Bürgerkrieges herbeigeführt. Er hat der russischen Regierung die Räumung Petersburgs oder wenigstens ihre Vorbereitung nahe gelegt und er hat die Agitation für den Frieden ungemein bestärkt. Mit dieser verband sich der Versuch einer Gegenrevolution, der freilich in seinen Zusammenhängen noch nicht recht klar ist.

Der General Kornilow, ein kühner Draufgänger, bekannt durch seine Flucht aus der österreichischen Gefangenschaft, hat am 8./9. September versucht, sich als Diktator an Stelle Kerenskis zu setzen. Er zog mit Truppen auf Petersburg und die Gegenrevolution schien in vollem Gange. Aber das Unternehmen war abenteuerlich und planlos. Kerenski blieb stark genug, schon am 13. erließ er einen Tagesbefehl, daß der sinnlose Versuch einer Revolte vollständig gescheitert sei. Kornilow wurde verhaftet, von einer ernstlichen Gefährdung Petersburgs war überhaupt nicht die Rede und nach dem Siegesmanifest Kerenskis jubelte das ganze Land ihm für seinen Sieg zu.

Zuerst sah dieser Versuch tatsächlich wie eine Gegenrevolution aus und die Blätter der Entente, besonders Frankreichs, haben ihre Sympathie für Kornilow ausgesprochen. Jetzt ist es aber, nachdem Wochen darüber verstrichen sind, gar nicht klar, wie eigentlich Kerenski dazu gestanden hat. Der Prozeß gegen Kornilow geht nicht voran und fast sieht es aus, als hätten die beiden, Kerenski und Kornilow, gemeinsam einen solchen Versuch machen wollen, sich aber gleich beim Beginn veruneinigt. Jedenfalls ist der Vorstoß Kornilows zu einer Gefahr für die Revolution in Rußland nicht geworden, und Kerenski konnte seine Politik der mittleren Linie weiter machen.

Er proklamierte am 16. September die russische Republik. Das sah zunächst ganz gewaltig aus, wie ein Staatsstreich oder ähnliches. Tatsächlich bedeutete die Maßnahme gar nichts und man sieht nicht recht, was Kerenski mit dieser großartigen Proklamation eigentlich wollte. Eindruck hat sie in Rußland nicht gemacht. Wichtiger war, daß er sich nun bemühte, ein neues Ministerium zu bilden. Die Frage ist in Rußland die, daß von Anbeginn der Revolution an zwei Strömungen nebeneinander und miteinander gehen. Die einen sind die Sozialisten, die in sich auch in verschiedene Richtungen gespalten sind. Wie oft schon hervorgehoben, geht ihr Bestreben danach, möglichst bald den Frieden herbeizuführen und die Macht über den Staat ganz in ihre Hände zu nehmen. Die andere Strömung sind die Kadetten, die ursprünglich dachten, durch die Revolution an das Ruder zu kommen und den Krieg mit der Revolution für ihre imperialistischen Ziele noch energischer weiter führen zu können. Das halbe Jahr, das die Revolution jetzt hinter sich hat, hat von Etappe zu Etappe den Kampf der beiden Richtungen miteinander gezeigt, und jedesmal ergibt sich die Lehre, daß die sozialistische Richtung in ihrem Wunsch auf den Frieden einen kleinen Schritt voran kommt, daß sie aber nicht imstande ist, die Herrschaft im Staate zu übernehmen. In der ersten Krise, die die Revolution durchgemacht hatte, gelang es ihr wohl, die hauptsächlichsten bürgerlichen Minister herauszudrängen und Kerenski an die Spitze zu bringen. Aber seitdem zeigt sich jedesmal, daß die Sozialisten allein auch nicht imstande sind, das Heft in die Hand zu nehmen. Es schien so natürlich, wenn man an das Vorbild der französischen Revolution dachte,

Der Waffenstillstand, der mit Rußland abgeschlossen werden konnte, hat sodann die Front, die für das Jahr 1918 militärisch noch in Frage kommt, ungeheuer verkürzt. Ganz schematisch die Kilometer berechnet, befanden sich Anfang 1918 von der bisherigen Frontlänge 2800 Kilometer im Zustand des Waffenstillstandes und nur 1900 im Kriegszustand. Selbst auf den Kriegsschauplätzen in Europa ist die Front auf der Waffenstillstandsseite länger als die des Kriegszustandes. Und nun war zu Anfang des Jahres 1918 alles darauf gespannt, was die deutsche Heeresleitung mit den frei werdenden Truppen und dem Kriegsmaterial beginnen würde. Weil die strategischen Reserven zur Fortführung der Offensive auf Frankreichs Boden fehlten, war ja nach dem Abbruch der Schlacht an der Marne die Front zu den bekannten Stellungskämpfen erstarrt, in denen die Truppen der Westfront nun bald vier Winter lang den Angriffen Frankreichs und Englands widerstanden haben. Jetzt befeht sie alle der Gedanke, ob es nicht auch dort einmal wieder vorangehen will, da die Unterstützung durch die Truppen der Ostfront und auch durch österreichisch-ungarische Truppen hinzukommen soll. Die Truppe, wie das Volk daheim sind in dem unbegrenzten Vertrauen zu ihrer Heeresleitung sicher, daß sie weiß, wo mit der größten Aussicht auf Erfolg angelegt werden kann, und daß sie des Erfolges gewiß ist.

Zuletzt, aber nicht zuletzt an Bedeutung, der Krieg der U-Boote. Das Endergebnis des ersten Jahres, d. h. der ersten elf Monate, hat die Erwartungen, die wir auf den U-Bootskrieg setzten, übertroffen. Durchschnittlich ist ein Ergebnis von 850 000 Tonnen erreicht worden, während, wie erinnerlich, die Berechnung nur auf 600 000 Tonnen monatlich ging. Die Jahresbeute 1917 beträgt 9,3 Millionen Brutto-Registertonnen; das ist ein Viertel der Tonnage der Welt oder fast das Doppelte der Tonnage, die die deutsche Handelsflotte zu Beginn des Krieges hatte. Das Taschenbuch der deutschen Kriegsflotte für 1917/18 stellt die Berechnung auf, daß seit Kriegsbeginn die feindliche und neutrale Handelsflotte durch kriegerische Maßnahmen, vor allem durch die U-Boote 13,2 Millionen in Tonnen verloren haben.

Wir wissen alle, worin das Wesen dieses Unterseebootkhan- derkrieges, der in diesem Kriege als vollständige Neuer- scheinung aufgetreten ist, ruht. Er vermindert mit einer tödlichen Sicherheit, gegen die noch kein Mittel gefunden worden ist, den Schiffsraum unserer Feinde. Auf dem Schiffs- raum ruht die Versorgung Englands mit Nahrungsmitteln, ruht die Versorgung der Entente in Europa mit dem ameri- kanischen Kriegsmaterial und die Ergänzung ihrer Streit- kräfte durch amerikanische Truppen. Man muß es den Engländern lassen, daß sie versucht haben, auf alle Weise dieser tödlichen Gefahr entgegenzuarbeiten, durch allerlei Kunstgriffe auf und unter der See, vor allem aber mit dem zähen Bestreben, die durch das U-Boot gerissenen Lücken im Schiffsraum wieder zu stopfen. Das kann durch Neubauten und durch die Heranziehung anderen noch vor- handenen Schiffsraums geschehen. Die Grenze für die Neu- bauten ist nicht ins unbestimmte hinauszufchieben und der fremde Schiffsraum, auf deutsch, der Schiffsraum der Neu- tralen, der ihnen auf alle Weise abgepreßt werden soll, ist gleichfalls zu übersehen. Nach bekannter Weise hat die amerikanische Presse ungeheure Zahlen für Schiffsneubauten genannt, mit denen Amerika seinen Verbündeten zu Hilfe kommen will. Diese Zahlen besagen sehr wenig Entschel- dendes. Ein hoher deutscher Seeoffizier, Kapitän Brünning- haus, hat im Dezember vor dem Kriegsausschuß der deut- schen Industrie eine Darstellung über die Ergebnisse und den Stand des U-Bootskrieges gegeben, der weiteste Ver- breitung gewünscht werden muß. Da wurde in ganz nüch- tern Zahlen das Entscheidende unwiderlegbar festgestellt, wurden vor allem die Schiffsbauprogramme der Vereinigten Staaten auf das mögliche Maß zurückgeführt. Günstigen-

falls kann der Entente nur ein Drittel von dem Schiffs- raum seitens Amerikas zukommen, dessen die Entente nach ihrer eigenen Ansicht zur Weiterführung des Krieges bedarf. Der Zeitpunkt, zu dem unsere Gegner wegen Mangel an Tonnage nicht mehr imstande sind, gleichzeitig Krieg zu führen und zu leben, muß in absehbarer Zeit eintreten. Denn hat der Schiffsraum eine gewisse Grenze erreicht — so führte der Kapitän aus —, kann nach menschlichem Ermessen keine Macht der Erde die Entente vor dem Zusammenbruch retten. Das Äußerste, was von den euro- päischen Neutralen für Überseefahrten herausgepreßt werden kann, wird auf $\frac{3}{4}$ Million Tonnen beziffert. Nach dieser Auspreßung der Neutralen kann die Entente nicht mehr fertigen Schiffsraum in nennenswerten Mengen aus der Welttonnage in ihren Dienst stellen. Mit dem eigenen Schiffsraum kann England dem auch nicht nachkommen; von Amerika wurde das Nötige schon gesagt. Und Amerika hat nur die Wahl, entweder Soldaten oder Lebensmittel zu senden; beides zusammen kann es nicht schicken. So können wir mit Sicherheit zu Beginn des Jahres 1918 sagen, daß der U-Bootskrieg sein Ziel, England zum Frieden bereit zu machen, in absehbarer Zeit erreichen wird. Es hängt von Englands Entscheidung ab, ob es den Zeitpunkt dazu findet, einzulenken, wenn weiterer Widerstand nicht mehr nützt, oder ob es den Zeitpunkt herankommen läßt, da kein Widerstand mehr möglich ist.

Eine gewaltige Erleichterung hat die russische Revolution unserer Ostfront gebracht. Ihre Führer haben sich gegen einen Frieden mit Deutschland, obwohl sie ihrem Volk den Frieden bringen sollten und wollten, gewehrt und sind einer nach dem anderen darüber gestürzt, bis die Bolschewiki, die am 7./8. November die Gewalt in die Hände bekamen, Ernst damit machten. Am 2. Dezember nachmittags über- schritten die Bevollmächtigten der russischen Regierung unsere Ostfront, an einer Stelle, die bei der ersten Berührung der Parlamentäre am 26./27. November verabredet worden war. Am 5. Dezember schlossen die bevollmächtigten Vertreter aller beteiligten Heeresleitungen mit den Russen eine Waffen- ruhe zunächst von zehn Tagen an allen Fronten ab, die dazu benutzt werden sollte, die Verhandlungen über den Waffenstillstand selbst zu Ende zu führen. Am 9. Dezember wurde diese Waffenruhe auch auf die ganze rumänische Front ausgedehnt. Die russischen Deputierten wollten sogleich die Frage des allgemeinen Friedens mit den Waffenstillstands- verhandlungen zusammenbringen. Da die Vollmachten da- zu auf beiden Seiten nicht ausreichten, wurden die Ver- handlungen unterbrochen. Den Zeitraum der Waffenruhe, die bis zum 17. Dezember dauern sollte, erklärte die russische Regierung für ausreichend, um ihren Verbündeten Gelegen- heit zu bestimmter Stellungnahme zu geben. Sie erhielt auf diesen Vorschlag, an den Verhandlungen teilzunehmen, keine Antwort von ihren Verbündeten und nahm am 13. die Waffenstillstandsverhandlungen wieder auf, mit dem festen Entschluß, sie zu Ende zu bringen. Schon in den ersten Besprechungen hatte sich herausgestellt, daß in allen Fragen außer der der Inseln im Rigaischen Meerbusen eine Einigung leicht zu erzielen war. Diese kam am 18. Dezember zustande, an diesem Tage wurde im Hauptquartier des deutschen Oberbefehlshabers, in der am 26. August 1915 eroberten Festung Brest-Litowsk zwischen den Vertretern der Heeresleitungen unseres Bundes und Rußlands der Waffen- stillstandsvertrag unterzeichnet.

Der Stillstand der Waffen sollte bis zum 14. Januar 1918 gelten und dauerte automatisch weiter, wenn er nicht mit siebentägiger Frist gekündigt wird. Im 9. Artikel wurde gleich festgesetzt, daß unmittelbar im Anschluß an die Unter- zeichnung des Waffenstillstandes die Friedensverhandlungen beginnen sollten. Viel schneller als die Entente gedacht hatte, wurde so eine vorläufige Einigung zwischen Deutschland und Rußland erzielt, die ein weltgeschichtliches Ereignis ist.

Bereits aus dem Waffenstillstandsvertrag sprach weit stärker als in solchen Dokumenten sonst üblich ist, der ent- schiedene Wille zum Frieden. Sofort nach der Unterzeich- nung wurden die Besprechungen in Gang gebracht und die Unterhändler formell bestellt. Nach der Reichsverfassung hat der deutsche Kaiser allein das Recht, Frieden zu schließen. Er erteilte dem Reichskanzler das Mandat zu Verhand- lungen, und dieser bestellte den Staatssekretär des Aus- wärtigen Amtes, Herrn von Kühlmann, zum Unterhändler. Deutschlands Sache wird so durch eine diplomatische Persönlichkeit vertreten, die naturgemäß von einem Stab von Sachverständigen umgeben ist, aber allein die Ver- antwortung trägt. In gleicher Weise haben unsere Ver- bündeten gehandelt, so daß sich in dem kleinen Städtchen Brest-Litowsk, das noch alle Spuren des Krieges trägt, die Minister des Auswärtigen unseres Bundes oder entsprechend hochstehende Vertreter zusammenfanden.

Gerade um die Weihnachtstage, die so mit einem ersten Schein des Friedens beleuchtet wurden, fanden die ersten Verhandlungen über den Frieden statt. Das Äußere sieht ja anders aus, als wir es sonst gewöhnt sind. Auf unserer Seite ist alles so wie früher: bevollmächtigte Minister, Militärs usw. Aber von der russischen Seite wurden ganz andere Persönlichkeiten entsendet, Revolutionäre, die jahr- zehntelang im Kampf gegen die eigene Regierung gestanden hatten, die fortwährend ihr Leben in die Schanze geschlagen hatten und die nun einen Frieden schließen wollten nicht zwischen Rußland und Deutschland, sondern einen allgemeinen Frieden, und nicht einen Frieden, bei dem über Grenzen, Entschädigungen usw. verhandelt wird, sondern in dem das Evangelium des internationalen Proletariats bis ins äußerste verwirklicht werden soll. Sie kamen mit der Forderung, daß alle Verhandlungen öffentlich geführt werden müssen; Geheimnisse, Geheimverträge soll es überhaupt nicht mehr geben. Und diese Männer kamen mit dem klaren, aber ganz doktrinarischen Programm, das der Arbeiter- und Soldaten- rat schon am 28. März 1917 aufgestellt hatte, nach dem der Frieden zu schließen sei ohne Annexionen und Kontri- butionen über die ganze Welt. So bot schon die Eröffnung ein seltsames Bild: auf der einen Seite die Minister, Offi- ziere, der Oberbefehlshaber Ost, Prinz Leopold von Bayern, mit seinem Stabschef, General Hoffmann, und auf der an- deren Seite die russischen Revolutionäre Joffe, Kameniew, ein Soldat, ein Matrose, ein Bauer, russische Offiziere nur als Sachverständige, schließlich sogar, entsprechend der Auf- fassung der russischen Revolution, die die Gleichberechtigung der Frau unbedingt durchführt, auch eine Frau als diplo- matische Unterhändlerin.

Von deutscher Seite war durch die Erklärung des Reichskanzlers im Reichstage vom 29. November eine all- gemeine Richtlinie gegeben. Der Reichskanzler hatte da auf das Ansuchen Rußlands um Waffenstillstand gesagt, daß die Leisätze des russischen Friedensvorschlages eine diskutabile Grundlage für Friedensverhandlungen bieten könnten. Es kam das im wesentlichen auf das Selbstbestimmungsrecht der Nationen heraus, das der Reichskanzler gleichfalls aus- drücklich als Grundlage der Verhandlungen anerkannte. Er sprach die Erwartung aus, daß die Gebiete, um die es sich für uns handelt, Kurland, Litauen und Polen, schon die Richtung einschlagen würden, die ihrer Kultur und ihrer Zukunft entspräche. Man hat bei der Aufregung, die beim ersten Stocken der Verhandlungen in Deutschland austrat, vielfach vergessen, daß das der Ausgangspunkt der Ver- handlungen war und nicht beachtet, daß wenn man einmal diesen Ausgangspunkt wählte, die Schwierigkeiten für Deutschland und seine Bundesgenossen nicht gering waren. Deutschland ist Rußland gegenüber der Sieger, es konnte Ruß- land Bedingungen stellen, die dieses annahm oder ablehnte. Stellte sich Deutschland aber auf den Boden des Selbst- bestimmungsrechts der Nationen und daß nur in gegenseitiger verständnisvoller Vereinbarung überhaupt verhandelt werden

konnte, so ergaben sich daraus sofort große Schwierigkeiten und entstand der Schein, daß der Besiegte die Führung der Verhandlungen in die Hand bekäme und daß der Sieger sich die Bedingungen von dem Unterlegenen vor schreiben ließe.

Hinzukam die ausgesprochene Absicht der russischen Unterhändler, daß in Brest nicht ein Sonderfrieden mit Deutschland geschlossen werden solle, sondern ein allgemeiner Frieden. Sie versuchten immer wieder, nicht ohne weiteres von ihren Bundesgenossen abzufallen, sondern diesen die Möglichkeit eines Anschlusses an die Verhandlungen zu geben, natürlich auch auf Grund ihres Programms, das oben schon bezeichnet wurde. So kam es zu der Erörte- rung gerade am ersten Weihnachtstage, die eine so große Aufregung in Deutschland hervorrief. Die russischen Unter- händler sprachen den Wunsch aus, daß der allgemeine Friede versucht werde und die Verbündeten Rußlands Ge- legenheit hätten, daran teilzunehmen, und entwickelten das Programm ihres Friedens, dem sich alle anschließen sollten, den Verzicht auf alle Gebietserweiterungen und Ent- schädigungen, das Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten, die Sicherheit für die kleinen Nationen vor Vergewal- tigungen usw. usw. Daß diese Forderung kam, war voraus- zusehen und konnte gar nicht überraschen. Wohl aber überraschte es in Deutschland, als in der Antwort im Namen unseres Bundes der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen Graf Czernin die Bereitwilligkeit unseres Bundes erklärte, einen Frieden ohne Annexionen und Ent- schädigungen über die ganze Welt hin zu schließen, wenn sich die anderen Feinde Deutschlands und seiner Verbündeten dem in einer genau zu bestimmenden Frist und ohne jeden Vorbehalt anschließen würden.

Damit wurde auf unserer Seite ein sehr gewagtes Spiel gespielt. Zunächst steht über jeden Zweifel fest, daß das vom Grafen Czernin in unserem Namen ausgesprochene Programm in Deutschland außerordentlich starken Widerspruch findet. Deutschland ist nicht bereit, einen solchen Frieden mit Verzicht nach allen Seiten hin zu schließen, und in dieser Form wirkte zudem, so sehr es von amtlicher Seite besritten worden ist, die Erklärung gerade wie eines der zahlreichen Friedens- angebote, die sich regelmäßig als völlig unwirksam erwiesen haben und das Gegenteil ihrer Absicht erreicht haben. Eine sehr starke Bewegung und Erregung ergriff die öffentliche Meinung in Deutschland, die sich in zahlreichen Protesten gegen diese Haltung erhob. Es war ein Glück und nicht der Erfolg der eigenen Diplomatie, daß es die Entente vorzog, auf dieses erneute Angebot unseres Bundes und Rußlands nicht zu antworten und daß die gestellte Frist abließ, nach der der Staatssekretär von Kühlmann amtlich erklärte, daß die ganze Aktion nun hinfällig geworden sei. Damit war die allgemeine Gefahr vorüber, wenn freilich die Besorgnis in Deutschland noch lebendig blieb, daß bei anderer Gelegen- heit ein solches Angebot wiederholt werde. Schließlich durfte doch nicht vergessen werden, daß ein derartiges Angebot nicht rein taktisch gemacht werden kann. Die Zustimmung zu dem Grundsatz ohne Annexionen und Entschädigungen kann man nicht einmal aussprechen und einmal ablehnen. Entweder steht man grundsätzlich auf dem Standpunkt, daß ein solcher Friede erstrebt werden müsse, oder man steht nicht auf diesem Standpunkt, sondern wünscht einen Frieden, der in irgendwelcher Form die bisherigen Grenzen ver- ändert und die Verluste des Krieges ausgleicht. Schon diese Zwischenfälle führten zu einer unerfreulichen und un- klaren Stimmung in Deutschland selbst.

Noch schwieriger aber wurde die Verhandlung, als nun auf Grund der allgemeinen Besprechungen die Ge- bietsfragen zwischen Rußland und unserem Bunde zur Er- örterung kommen sollten. Sie sind Streitpunkte lediglich zwischen Rußland und Deutschland. Rußland erklärt sich bereit, was es von österreichisch-ungarischem und türkischem Gebiet befehlt hält, zu räumen. Zugleich wurde auch sehr geschickt die Räumung Persiens im Waffenstillstandsvertrag

zustande gebracht und so eine sehr schwierige Frage in für uns günstigem und in einem für England ungünstigen Sinne geregelt. Zwischen Bulgarien und Rußland sind überhaupt keine territorialen Schwierigkeiten. Rußland läßt vom Panlawismus und dem Drang nach Konstantinopel ab, es bedroht die Balkanstaaten nicht mehr. Bulgarien aber erkennt das Selbstbestimmungsrecht der Völker an, das ihm Mazedonien und die Dobrudscha gewinnen soll. Dementsprechend betrachtet Bulgarien den Abschluß des Waffenstillstandsvertrages bereits als den Frieden zwischen sich und Rußland und wird auch daran festhalten.

Dagegen hat, wie bekannt, Deutschland vom bisherigen russischen Gebiet große Länderstrecken im Besitz. Was es mit diesen will, darüber herrscht Klarheit in Deutschland auch nicht. Starke Annexionswünsche gehen parallel mit dem Wunsche, aus diesem oder jenem Grunde die Grenze Deutschlands nicht oder nicht allzusehr nach Osten vorzuschieben und das Gesamtgebiet dieser Frage wird durch die ungemein schwierige polnische Frage noch verwickelt, die ja durch den Reichskanzler von Bethmann Hollweg eine vorläufige und außerordentlich peinlich bindende Lösung gefunden hat. Nun stellte sich Deutschland, wie gesagt, nicht auf den Standpunkt als Sieger vom Besiegten, dieses oder jenes Gebiet zu fordern und die Grenze so oder so gezogen sehen, stellte sich also nicht auf den Standpunkt, wie Bismarck 1871 gegenüber den französischen Unterhändlern. Nach den Erörterungen der ersten beiden Januarwochen sehen wir, daß der einzig richtige Standpunkt gewesen wäre, wenn es klipp und klar seine Forderungen gestellt hätte, vor allem unter dem Gesichtspunkt, daß ein rascher Friede mit Rußland in unserem Interesse sei, wenn alle Kräfte nach dem Westen und gegen England konzentriert werden sollten und wenn für den späteren deutsch-englischen Gegensatz freundliche deutsch-russische Beziehungen angestrebt werden sollen. So wäre es vorausichtlich zu einer Lösung gekommen. Die deutsche Politik schlug diesen Weg nicht ein, sondern begann die Erörterung vom Selbstbestimmungsrecht der Nationen aus. Der Widerspruch zwischen den allgemeinen Grundsätzen des 25. und den besonderen Forderungen Deutschlands vom 28. Dezember war gleich derartig klaffend, daß nicht sehr viel Hoffnung auf den Fortgang der Besprechungen gesetzt werden konnte. Die Verhandlungen wurden unterbrochen, wie es zunächst hieß, freundschaftlich und mit der gewissen Sicherheit, daß ein Abschluß in Aussicht stünde. Die amtliche deutsche Berichterstattung machte sich dabei des Fehlers schuldig, der in den jetzigen Kriegsspannungen außerordentlich schwer wog, nämlich die Dinge rosigger erscheinen zu lassen, als sie wirklich lagen. So war die Überraschung in Deutschland recht groß, als sich bei Wiederaufnahme der Verhandlungen die Schwierigkeiten ungemein steigerten.

Zunächst erschienen die Russen überhaupt nicht, sondern verlangten die Verlegung der Verhandlungen an einen neutralen Ort. Das lehnte, wie selbstverständlich, Deutschland glatt ab. Darauf gab Rußland nach und entsendete seine Deputierten, an deren Spitze jetzt der Volskominissar für auswärtige Angelegenheiten, also der Minister des Auswärtigen in der russischen Republik, Trozki, erschien. Gleich die ersten Berichte ließen erkennen, daß der Wind anders wehte als in den ersten Verhandlungstagen. Inzwischen hatten auch die Ukrainer ihre Vertreter entsendet; ihre Anerkennung als eines selbständig verhandelnden Faktors begegnete auf keiner Seite großen Schwierigkeiten. Als aber die Erörterungen um die materielle Seite, um die Gebietsfrage begann, zeigte sich in den Sitzungen vom 11./12. Januar, daß eine Lösung der beiden Standpunkte nicht möglich war. Und dabei zeigte sich vor allem, wie gefährlich für die deutsche Politik ihr Standpunkt zum Selbstbestimmungsrecht war. Die Verhandlungen liefen in theoretische Auseinandersetzungen aus, die gar kein Ziel haben konnten, und die Russen traten von diesem allgemeinen Programm aus mit einem Selbstbewußtsein, ja einer An-

maßung auf, die, da sie die Besiegten sind, natürlich Zurückweisung erforderte, die aber schließlich nicht verwunderlich war, wenn wir ihr Programm zur Grundlage der Erörterungen gemacht hätten.

Dazu beeilte sich Trozki nicht mit Entgegenkommen. Ihm ist die Hauptsache die Durchführung des sozialistischen Programms bis zur letzten Folgerung und er glaubt alles Ernstes, daß das Vorgehen der russischen Revolution eine Weltrevolution herbeiführen und daß diese den „Imperialismus“ und die „Bourgeoisie“ der Welt zwingen werde, den Programmforderungen der russischen Sozialisten für den Frieden nachzugeben. Nur wenn man ihn so auffaßt, versteht man seine Haltung zu den Friedensforderungen, die angesichts des ungeheuren, gar nicht zu bestreitenden Friedensbedürfnisses in Rußland und der Auflösung seiner Armee an sich unbegreiflich ist. Am 17. Januar wurden sodann die Verhandlungen mit ihm unterbrochen, weil er zur Eröffnung der konstituierenden Versammlung nach Petersburg reiste. Die Besprechungen mit den Ukrainern gingen weiter.

Die Entente sieht den Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland zu. Sie erkennt die Regierung der Bolschewiki nicht an, sie unterstützt die Bewegungen der Gegenrevolution und alles, was die ohnehin unsicheren Zustände in Rußland noch unsicherer machen kann. Und sie hat es abgelehnt, sich an den Verhandlungen um einen allgemeinen Frieden irgendwie zu beteiligen. Eine gemeinsame Ablehnung ist freilich nicht zustande gekommen. Wie der Minister Pichon am 27. Dezember in der Kammer verraten hat, hat Frankreich versucht, eine solche gemeinsame Antwort herbeizuführen. Aber das ist abgelehnt worden. Der Grund liegt auf der Hand. Die Politik Englands und der Vereinigten Staaten geht darauf hinaus, Elsaß-Lothringen, an dessen Wiedergewinn Frankreich heute noch unbedingt festhält, als Verhandlungsgegenstand zu behandeln. M. a. W. sie wird Frankreich und Frankreichs Kriegsziel Elsaß-Lothringen zu gegebener Zeit preisgeben, wenn es ihr vorteilhaft erscheint. Für den Verzicht Frankreichs, Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen — ein Gebiet, das es gar nicht erobert hat — versucht die angelsächsische Politik, den Verzicht Deutschlands auf Belgien zu erhalten — also auf ein Gebiet, das Deutschland erobert und in seinem Besitz hat. Danach würde eine Einigung über die deutschen Kolonien vielleicht, vielleicht aber auch nicht, herbeigeführt werden, würden die Eroberungen Englands in der asiatischen Türkei einfach den Verhandlungen entzogen und würde Deutschland sich auf Kosten Rußlands im Osten entschädigen können. Das ist der Plan, den die englische Politik mit einer unheimlichen Zähigkeit seit Monaten verfolgt und den jetzt auch die Vereinigten Staaten mit aller Energie unterstützen. Hält man sich ihn vor Augen, so gewinnt man sofort den richtigen Standpunkt zu den zahlreichen Kriegszielreden englischer Minister und der Botschaft des Präsidenten Wilson vom 5. Januar.

Es gibt immer noch Leute, die es für möglich und richtig halten, wenn Deutschland sich auf diese Bahn begeben würde. Abgesehen davon, daß man in diesem Gedankengang nicht weiß, wie die verbündete Türkei aus dem Kriege herauskommen soll, ist die Aussicht, auf solchem Wege mit England zu einem Frieden zu kommen, heute recht gering, die Gefahr aber um so größer, daß der Sonderabschluß mit Rußland scheitert und in der allgemeinen Liquidation des Krieges Rußland die Wahl zwischen den Angelsachsen und uns hat, statt daß die Gelegenheit jetzt benutzt würde, dauernd gute deutsch-russische Beziehungen herzustellen und so eine kontinentale Verständigung in Europa gegen England vorzubereiten, die den Frieden der Welt allein sichern würde. So günstig die militärische Lage bei Beginn des Jahres 1918 ist, so schwierig ist die politische Lage Deutschlands in derselben Zeit geworden und, wie wir leider sagen müssen, durch unsere eigene Schuld.

Illustrierte Kriegs-Chronik

Achter Teil

Kriegschronik:

11. Juli 1917: Großer Erfolg des Marine-Korps zwischen Küste und Combaritzde; die Engländer über die Ufer zurückgeworfen (über 1250 Gefangene, dabei 27 Offiziere). — Scharmützel östlich des Nejean-Sees. — Am Isonzo stärkeres Geschützfeuer.
12. Juli: Sturmerfolg bei Monchy. Heftige Feuerkämpfe in der Westschampagne und auf dem linken Maasufer. — Bei Riga, Smorgon und Baranowitsch lebhafteste Geschützigkeit, ebenso bei Luck und in Ostgalizien. Gefechte an der Schischara, am Stochod bei Kowel und zwischen Dnjestr und Karpathen.
13. Juli: Vorstöße bei Mezuport, Upern, Holluch und südlich der Scarpe. Gefelgeres Feuer in der westlichen Champagne und auf dem linken Maasufer. An der Höhe 304 die vom Feinde genommenen Gräben zurückerobert. — Russische Angriffe südlich des Dnjestr an der Cornica-Linie. — Gefecht östlich der Höhe Planina.
14. Juli: Dr. Michaelis zum deutschen Reichskanzler ernannt. — Angriff bei Combaritzde. Starke Artillerieidrigkeit zwischen Soissons und Reims, in der westlichen Champagne und auf dem linken Maasufer. Kämpfe beim Bois Soulaing, Somme-Py und am Wald von Roocourt. — Bei Dünaburg und Smorgon rege Geschützigkeit.
15. Juli: Vorstöße bei Gaorelle und bei Bullcourt. Erfolg am Chemin-des-Dames südlich Courtecon. — In der Westschampagne südlich Naurey bis

- südlich Moronvilliers heftige französische Angriffe; ebenso auf dem linken Maasufer bei Höhe 304. — Gefechte an der Düna, bei Smorgon und oberhalb Kalusz.
16. Juli: Dergeliche Gegenangriffe bei Combaritzde, Erkundungsvorstöße bei Ems und Fresnoy zurückgeworfen. Französische Angriffe bei Courtecon, La Bouille, Sillery; Kämpfe in der Westschampagne. Erfolg bei Remaumont. — Gefechte bei Riga und südlich Dünaburg sowie im Donau-Delta.
17. Juli: Angriffe bei Combaritzde; Erkundungsvorstöße von Meßines bis St. Quentin. Erfolge an der Straße Caon-Soissons und bei Courtecon. Französische Angriffe zwischen Maloal und Cerny sowie am Bois Soulaing. Kämpfe am Pöhl-Berg und um Höhe 304. — Gefechte bei Riga, Dünaburg und Smorgon; Kalusz wieder besetzt.
18. Juli: Angriffe zwischen Hellebeke und Darneton sowie nördlich der Straße Arras-Cambrai und nördlich Fresnoy. Auf dem linken Maasufer vom Roocourt-Walde bis zum Toten Mann auf 5 Kilometer französische Angriffe. — In Ostgalizien bei Brzezany starkes Feuer. Die Höhen östlich Nowica erstürmt.
19. Juli: Vorstöße der Engländer im Küstenabschnitt und bei Upern. Französische Stellung bei St. Quentin gestürmt. Gefechte am Hoch-Berg und im Walde von Roocourt. — Erfolg nordwestlich Luck; Angriffe gegen unsere Höhenstellungen südlich Kalusz. — Feueridrigkeit zwischen Ochrida- und Prepa-See, am Dobropolje und auf dem linken Warbarufer.
20. Juli: Angriffe bei Combaritzde, Meßines, Ga-

- orelle, Monchy und St. Quentin. — Nordwestlich Craonne auf dem Winterberg französische Stellungen erstürmt. — Die russischen Stellungen zwischen Sereth und Stolia Flpa durchbrochen. Starke Angriffe bei Nowica und Cornica abge schlagen.
21. Juli: Feuerkampf in Flandern und im Artois; Erfolge am Chemin-des-Dames und bei Fort de la Pompelle. — In Ostgalizien haben wir in 40 Kilometer Breite die Straße Joczow-Tarnopol überschritten. Erfolge nördlich Brzezany. Nördlich des Dnjestr Vorstöße der Russen; südlich des Flusses hatten wir Erfolge bei Babin und Nowica.
22. Juli: In Flandern und im Artois Feueridrigkeit. Am Chemin-des-Dames bei Braye und Cerny Einbrüche in die französischen Stellungen. — In Ostgalizien ist der Hauptteil der russischen 11. Armee geschlagen; die Bahn Brzezany-Tarnopol ist an mehreren Stellen erreicht, in Jaziera große Beute gemacht. Feuerkampf an Schischara und Serwetich; Angriff zwischen Kremo und Smorgon.
23. Juli: In Flandern Artillerieschlacht. Angriff bei Noion-Mericoourt. Erfolg am Winterberg bei Craonne. Harwich mit Luftbomben belegt. — Russische Angriffe bei Dünaburg und Smorgon. Neue Erfolge in Galizien; wir stehen vor Tarnopol.
24. Juli: Die Artillerieschlacht in Flandern tobt weiter. Erfolge am Chemin-des-Dames bei Cerny und im Caurières-Walde. — Russische Angriffe bei Jakobstadt, Dünaburg, Kremo, Trembowla. In Galizien große Beute; der Sereth-Übergang südlich Tarnopol erkämpft.



Der neue Reichskanzler Dr. Georg Michaelis. Aufnahme von Becker & Maatz, Berlin.

Wenn man sich fragt, welche tieferen Mächte des Gefühls den allgemeinen Haß gegen Deutschland hervorgerufen, wird man alsbald gewahrt, daß der vielgebrauchte Vorwand, Deutschlands Rüstungen bedrohten Europa, eine leere Attrappe ist. Indem man über alle mehr äußerlichen Fragen hinweg zum eigentlichen Muttergund vordringt, enthüllt sich in überreicher Deutlichkeit die alte Konstellation: Rom Germanien. Es ist der alte, ungebrochene Welt Herrschaftswille der romanischen Rasse, der, ein Genius wider den andern, fest soviel Rassen und Meinungen unter seinen Absichten versammelt.

Unter allen Völkern hat Frankreich am meisten das, was gegündeter Anspruch gegen uns scheinen möchte. Entstanden, wenn man sich erinnert, aus jenem einmütigen Willen der Stämme, Romanentum und germanisches Blut voneinander zu scheiden, hat es viele Jahrhunderte lang mit dem bittersten Gefühl der Zurücksetzung die Vorherrschaft der germanischen Rasse betrachtet. In den Dingen der Kirche hat es die Oberhand gewahrt, selbst zur Zeit der glühendsten Wiederaufblüte Italiens; selbst in der Renaissance, hatte Paris als wichtigste Universität in allen Fragen der Lehre den Vorrang vor allen anderen, sowie es später durch die Literatur und Kunst und vor allem dauernd durch die Mode den Kontinent beherrscht. Den Anspruch Frankreichs in literarischen und zumal maleurischen Dingen, uns die Richtung zu geben, in seinem wechselnden Ansturm und Zurückgehen durch die Jahrhunderte hindurch darzustellen, müßte eine so dankbare als interessante Aufgabe sein. In den Zeiten des Naturalismus hat es unser geistiges Leben ohne weiteres beherrscht, doch wer hätte wagen dürfen, dem deutschen literarischen Spießer diese feindliche Invasion bei Namen zu nennen? Wir sind, sehr zum Heil anderer Völker, immer etwas schwer von Begriffen.

Man kennt die heftige Empfindlichkeit, mit der ein stolzes, heißblütiges, ehrgeiziges und empfindliches Volk, das sich bezeichnenderweise für die Grände Nation an sich hält, dem römischen Kaiserthum deutscher Nation zugehört hat. Die einzige Befriedigung ihres Ehrgeizes ist damals die Dominanz in der großen religiösen Bewegung der Zeit, den Kreuzzügen, deren geistiger Urheber Frankreich durch den Frater Bernhard und den Herzog Gottfried bleibt, wieviel tiefer auch die deutsche Natur den Sinn der Unternehmung ersaßt.

Bis zum Interregnum sehen wir in den Kämpfen des Papsttums gegen das Kaiserthum Frankreich stets eifervoll beteiligt, der Bruder des Königs, den die dankbare Kirche den Heiligen nennt, Anjou führt den „Kreuzzug“ gegen das „Ostergesüß“ der Staufer, Anjou mordet das strahlendste Geschlecht, das über Deutschland geleuchtet hat, in seinen Wurzeln; er läßt Manfreds Söhne im Gefängnis verkommen. Engio stirbt im Kerker, Konradins Haupt fällt auf dem Karminermarkt.

Um 1363 gründet indessen Johann der Gute von Frankreich für seinen jüngsten Sohn, Philipp den Kühnen, das Herzogthum Burgund, das durch große Ländereien, die etwa das heutige Belgien, Luxemburg, Holland begreifen, dem deutschen Reich lehnspflichtig ward. Der Plan ging dahin, nach Aneignung Lothringens die Grenzen des neuen Herzogthums, das bald ein Königreich zu werden hoffte, den französischen Fuß gegen die Niederlande vorzusetzen. Die Lehnspflicht gegen das Deutsche Reich gab den neuen Herzögen zugleich erwünschten Anlaß, sich in deutsche Geschäfte zu mengen und sich als deutsche Reichsfürsten zu fühlen. Durch die bekannte Verbindung Maximilians mit Maria von Burgund fiel zwar die Hauptmacht des neuen Herzogthums nach dem Tode Karls des Kühnen an Habsburg, doch schon als die Kaiserwahl von Maximilians Enkel zur Sprache steht, erhebt Franz I. von Frankreich den Anspruch, den vordem schon Philipp von Valois erhoben hatte und den später Ludwig XIV. wieder erheben wird: den Anspruch, römischer Kaiser zu werden.

Wie immer stand auch damals Rom mit seinem ganzen Einfluß auf Seiten des stammverwandten Volks, Lateiner zu Lateinern, Romanen zu Romanen, Statuieren zu Frankreich. Leo X. leiht Franz das volle Gewicht seiner Stellung, in einem Breve verpricht er Köln und Trier den Kardinalsschut, wo Franzens Wahl durchgehe, Albrecht von Mainz soll Legat des apostolischen Stuhls in Deutschland werden. Auch der Esel mit Golde beladen tritt wieder in die Erscheinung, drei Millionen Kronaler setzt der Franzose daran, Kaiser zu werden; schon bestellt seine Mutter, die Savoyerin, den Krönungsdiadem. Mann für Mann werden die Wahl- und Reichspunkte mit Verprechungen gefüllt, in den Geleisen der Boten Karls fahren die Franzosen an die Höfe — schließlich gibt der Sache, dem alten Maximilian und dem Deutschen treu, den Ausschlag, und Karl wird Kaiser. Schon muß er sich wider Frankreichs Bodengewinn in Italien wenden.

Von nun an hat Deutschland keinen Feind, mit dem Frankreich nicht gemeinsame Sache machte, mit dem abgesetzten Herzog von Württemberg, mit dem Sultan der Osmanen, mit dem berückigten maurischen Piraten Cheireddin Barbarossa als der Kaiser 1535 die tunesische Feste Goletta nimmt, tragen die Kanonen des Seeräubers die Risten von Frankreich; 42 nimmt Franz die Raubfregatten des Muhammedaner zu Nizza und Marseille gastlich in französische Häfen auf — er, der einst zwanzig Jahre zuvor gelobt hatte, die Hand auf die Brust gelegt, drei Jahre nach seiner Kaiserwahl werde er nicht mehr leben oder Konstantinopel haben, und dessen Wahl der Papst begünstigt hatte unter dem Vorgeben, er sei der Fürst der Christenheit, von dem sich am ersten erwarten lasse, er werde die Christenheit zum Sieg wider die Ungläubigen führen.

Sunderl Jahre später ist Frankreich, nachdem die Religionskriege das Reich in sich zerstört haben, schon soweit gekommen, daß Ferdinands Sohn Leopold bei seiner Kaiserwahl geloben muß, keinem Feind Frankreichs seine Unterstützung zu gewähren. Als Gegenleistung bringt Maxarin vier Wochen später Mainz, Köln, Pfalz-Neuburg, Hessen, Kassel, Braunschweig und Schweden zu dem gottwohlgefälligen Zweck, angeblich den Westfälischen Frieden zu sichern, zu einem Bündnis: der Rheinischen Allianz.

Während der Regierung dieses Kaisers bricht Ludwig XIV in Holland ein, mit schmachtvoller deutscher Passivität und aktiver Hilfe von Reichsverrättern, den Bischöfen von Münster, dem Erzbischof von Mainz und dem Kurfürsten von der Pfalz, besetzt Lüttiche die Niederlande; Ludwig hegt die Ungarn auf, er ruft die Schweden in die Marken, er nimmt das Elb, Mompelgard und Straßburg, in Worms und Speier durchwühlen seine Horden die Gräber der alten Kaiser. Mit dem Anfang des Jahrhunderts kommt die Große Allianz für die Freiheit Europas zustande: die großen Seemächte, Niederland und England vereinen sich mit dem heiligen Reich gegen Frankreich, als Ludwig für seinen Enkel, der wieder den verachteten Namen Anjou trägt, durch ein mit päpstlicher Hilfe erschickenes Testament des spanischen Habsburgers Karl, die spanische Erbfolge antreten will. So gelingt es endlich, das „europäische Gleichgewicht“ herzustellen.

Drei Menschenalter später erntet die Enkel des Sonnenkönigs den Lohn der verhassten Dynastie; aus den schwersten Schädigungen ringt die unglückliche und ehrgeizige Nation sich wieder hoch, und unter Führung eines Mannes von lateinischem Blut und Nichtfranzosen macht sie in einem beispiellosen Raub des Blutes und des Ruhms den alten Traum vom romanischen Weltreich wahr, das germanische Kaiserthum geht zugrunde, die Adler Roms ziehen vor den siegreichen Heeren wie in alter Zeit, die Rasse sieht ihre kühnsten Träume verwirklicht. Wieder erheben sich die See- und Kontinentalmächte, und der Romanismus sieht sich am Boden. Doch schon indem das ancien régime unter den alten Bourbonen hergestellt scheint, wächst in der Verbannung der Mann aus dem Blut des Toten heran, der dem Ehrgeiz des Volkes neue Wege eröffnet: zum zweitenmal wird Frankreich Kaiserreich. Der schlaue Politik des Korsefinkels gelingt, woran der Oheim scheiterte, die Gunst des alten Erbfeindes England durch persönliche dynastische Beziehungen zu gewinnen, in vorgeblicher Verteidigung der lateinischen Kirche gegen die Annäherung der griechischen als Heilsamem Mantel der wahren Motive, gelingt es ihm, mit ihm gemeinsam gegen das zweite Kaiserthum, Rußland siegreich zu kämpfen, sodann, der lateinischen Schwester zu Hilfe eilend, wendet er sich gegen das dritte Kaiserthum, Österreich, um alsbald zu bemerken, daß inzwischen der bestgehaßte alte Nebenbuhler Deutschland aus seiner erwünschten Unmündigkeit und Zerissenheit fast zu der politischen Macht der alten Zeit emporzuwachsen beginnt. Er wendet sich auch gegen diese, das Unternehmen mißlingt, das Kaiserthum Frankreichs sinkt in den Staub, ein neues deutsches Kaiserthum erhebt sich, und mit Schmerz und Ingrimm sieht Frankreich endlich Österreich und Deutschland trotz des vorhergehenden Bruderkrieges zu einem Bündnis verknüpft, dem sich in widerwilliger Vertennung der historischen Realitäten die lateinische Schwester zugesellt. Vierzig Jahre lang wartet es fiebernden Herzens auf „Revanche“. Endlich stehen die Götter günstig.

Noch indes Frankreich mit Deutschland um die Vorherrschaft ringt, tauchen die alten Barägerinsimile in den nördlichen Völkern, die bislang mit sich in den inneren Kämpfen der Entwicklung begriffen waren, wieder neu auf. Ganz ohne Zweifel, wie hoch man von Gustav Adolfs Glaubensbegeisterung denken möge, ist es das Aufkommen des alten Meeresthums, wenn schon einer höheren geistigen Idee dienstbar gemacht, das seine Schiffe über die See treibt, und auch

Karl XII. muß man von diesem Punkt aus erfassen. Man darf darum nicht glauben, daß die religiösen Überzeugungen des einen, die ethisch strengen des andern Königs Vorbedachilder bewußter Unwahrheit gewesen wären: der Geist, sagen unsere geistigen Vorfahren sehr schön, verändert nicht die Kräfte der Natur, sondern gebraucht sie, wie er sie vorfindet; während diese beiden Führer aber vereinzelte Erscheinungen bleiben, gewinnen die auf der britischen Insel gelandeten Nachkommen der Wärrer zu Meer und jenseits der Meere Raum über Raum.

England als ein kleines Land, ohne das usurpierte Irland noch nicht halb so groß wie Deutschland, aber furchtbar und in früheren Zeiten unbegreiflich durch seine insulare Lage, war von den Verhältnissen der Natur zum Sitz eines genügsamen, Ackerbau und Schafzucht treibenden, friedlichen Volkes bestimmt, wozu für die Küstenbevölkerung Schifffahrt und Fischerei hinzukam. Indem es nun wiederholt beutigeren, wilden und kriegslustigen Einfällen zum Opfer fällt, überwiegt schließlich das Blut der Eindringlinge völlig das Blut der Ureinwohner, und die Instinkte der Väter leben in den Nachkommen kraftvoll weiter. Zudem wird durch die Abgeschiedenheit der Lage und durch das brutale Selbstbewußtsein der Eroberation in dem gesamten Volk jene „insulare Engbergigkeit“ erzeugt, die heute so wunderbare Begriffsverwirrungen hervorbringt wie die, England sei das „ausgewählte Volk“ der Bibel. Shakespeares Worte, daß die Insel trozig

„Dastekt, Garten Neptuns, umspült, verschanzt
Von nie erklimmen Felsen, brüllenden Fluten,
Rom Triebland, der kein feindlich Fahrzeug trägt,
Rein, bis zum Wimpel es verschluckt, wohl drang
Hier Cäsar etwas vor, doch prahlte er nicht
Mit: Kam und sah und siegte — nein, voll Scham,
Der ersten, die ihn je berührt, schied zweimal
Geschlagen er von unserm Strand. Die Flotte,
Ein häßliches Spielzeug unsrer grimmigen See
Wie Gierchalen auf der Brandung tanzend,
Verbrach an unsern Klippen“

waren die fast religiöse Überzeugung jedes Engländer, ebenso wie die, daß Gott und Natur England zum Beherrscher der Meere bestimmt hätten. Troßdem — was sehr bezeichnend ist — steht keine der großen maritimen Entdeckungen der Menschheit in den Annalen des alten England, als der seefahrenden Nation an sich, verzeichnet. Es sind Romanen, die die weltgeschichtlichen Entdeckungszüge ins Reich des Sichtbaren unternehmen, wie wir die in den geistigen Gebieten. England ist unbeteiligt. Nur einmal bringt es aus der wunderbaren Mischung keltischen, germanischen und romanischen Blutes, die es darstellt, ein Menschheitsgenie, bringt es Shakespeares hervor, und noch heute schwebt Dunkel um die Person des Dichters, ob er wirklich jener Stratfordor Aderbürgerjohn oder ob er der Staatsmann Bacon war. Die Expansionsgelüste der Nation beschränken sich im Mittelalter durchaus auf das Nächstliegende, auf Frankreich und Spanien.

Aus blutigen dynastischen und Religionswirren durch die Kluge und berechnende Tochter der Boleyn herausgehoben, siegreich über die größte Seemacht der damaligen Zeit, Spanien, kommt es schon zu Elisabeths Zeiten zu seiner (von Bacon ausgesprochenen) Ansicht: „Wer die See beherrscht, der hat viele Freiheit.“ Hatte das Streben, die Schifffahrtsstraßen zu beherrschen, in Frankreich Calais, in Spanien Gibraltar zu besitzen, ihre Politik „in Spanien und Frankreich Feuer und Blut zu sein“ regiert, so erkannte sie jetzt, indem die Welt vor ihren erkannten Augen größer ward, daß es leichtere Beute gäbe. Indem es die alten Seemächte niedetrampelt, dem geschwächten Frankreich während des siebenjährigen Krieges die amerikanischen Kolonien entreißt, erreicht es, ein von der Natur zu bescheidenem Dasein bestimmtes Inselvolk, eine Weltbeherrschung durch die See, die es mit Jag und Recht zu einer ausschlaggebenden Stimme im europäischen Konzert stemmt.

Das Weltmeer ist ein Ganzes; es erträgt nur einen Herrn und dieser Herr muß England sein und bleiben. Dies war das Ergebnis der Weltanschauung Englands, die Aufrechterhaltung der Oberseeherrschaft die Aufgabe ihres nützlichen Daseins, und so reich wie irgend möglich zu werden die ihres privaten Lebens. Denn längst war in diesem Lande der alte Idealismus des germanischen Elements gestorben und erstickt; der ganze Volkskörper war durch seine fressende Erwerbsgier, durch seine rohe Gewalttherrschaft über die — angeblich — kolonisierten Länder, in seinem skrupellosen Ausbeutungssystem im eigenen Lande den eigenen wirtschaftlich schwachen Gliedern gegenüber, das in bestimmten Vierteln Londons ein Elend erzeugt, wie es die Welt sonst nicht kennt, ein Raub des unbedenklichen Utilitätsprinzips des Romanentums geworden. Das germanische Tiefe, Fromme, Ritterliche, Ideale war zwar als erstrebenswert und adlig im Bewußtsein noch lebendig,

doch an Statt des Wesens trat der Schein, an die der Idee die Form, an die der Wahrheit der „cant“. Die große Unwahrscheinlichkeit und Süßlichkeit des englischen Ideals erkennt man am besten aus den für die breiten Schichten bestimmten und darum erfolgreichsten Erzeugnissen der Literatur und Kunst. Die vornehmen Charaktere des Britentums haben das alles mit dem heißesten Schmerz ihrer Nation so oft öffentlich vorgehalten, daß wir Deutschen uns füglich die Mühe weiterer Darlegungen sparen können. Das Reich war auf dem Gipfel seiner Macht und von Natur nur ein Mittelstaat, jetzt durch die gewaltige Ausdehnung seiner Kolonien ein wirkliches Kaiserreich, als die alte Vier Frankreichs nach Spanien wieder durchbrechend bei Anlaß der Frage der hohenzollernschen Thronkandidatur den Krieg von 1870 herbeiführte und damit die Einigung der deutschen zerrissenen Lande herbeiführte. Dank jener insularen Überheblichkeit lag ihm jeder Gedanke an die Möglichkeit, auch das „Land der Dichter und Denker“ einen Anteil an der Verteilung der bunten reichen Welt draußen begehren wollen, zunächst völlig fern. Es sah mit der Überheblichkeit des weltbefahrenen Verwandten ercheitert zu, wie der kleinstädtische Wetter auch ein paar Röhre bauen wollte, so ruhig und sorglos, daß es sogar in jenen heutzutage verfluchten Tausch von Segelgalt willigte. Inzwischen ging die Zeit und das prophetische Wort: „Bitter tut uns eine starke deutsche Flotte“ begann die trägen Geister aufzurütteln: Deutschland rechte sich in seinen Schuhen und erwachte zum Weltleben. Schon war der Reid und die Zwotiger des Briten wach; in dem Augenblick, als das geintete Reich zu der alten schimmernden Pracht der Vorzeit zu erstarren beginnt, schaukeln die Drachen der seeherrschenden Nation drohend zu den Füßen der Kaiserpfalz.

Es bleibt der dritte der Erbfeinde: der Osten. Jahrhundertlang hatte die Ungarngefahr das Reich bedroht, bis unter dem Einfluß des deutschen Geistes der heißblütige, stolze und wilde Stamm sein Heil im Anschluß an die germanische Kultur erkannte und durch sie zu einem der ritterlichsten und liebenswertesten Völker „hinaufgeläutert“ — um schillerisch zu reden — wird. Der Türke, aus Spanien und Italien verdrängt, erobert Jerusalem und Bagdad, bedroht aber weniger das Reich als ganz Europa, wenn auch die österreichische Ostmark den ersten Anprall auszuhalten und die Austragstelle der Kämpfe zu werden bestimmt ist. Alle jene Kriege aber sind Kriege des Islam wider das Christentum, Kriege Auen wider Europas gemeinsame Sache. Wahrschaf fürchtbar wird der Osten erst, als der Zusammenschluß der nordöstlichen Völker zu einem ungeheuren Reich den Anspruch erhebt, West- und Südrußland aller Stämme in einer einzigen gewaltigen Macht zu vereinen und Galabien aufs neue an die östlichen Marken Deutschlands anbrannt.

England ist das einzige Land gewesen, das die Ehre genoss, von Bismarck geschachtet zu werden. Er kannte das Gebiet jenseits des Rheins in seiner elementaren Ursprünglichkeit, er kannte die schweigende, passive Rasse seiner Bewohner mit der tiefen Kraft der slawischen Seele, er kannte die ungeheuren Gebiete der weiten Vandalen, die der Zug wochenlang durchkragt, den geheimnisvollen Arm Galabien. Er mußte, daß trotz Korruption der Herrschenden, Paulus der oberen Schichten in diesem unerlöschten Blut Kräfte wirksam sind, die einst furchtbar werden können, und er warnte sich ernst mit den größten Feindern und Kunden unseres Volkes, wenn er ein gutes Verhältnis zwischen dem Deutschen und dem gemutsverwandten slawischen Volkstum unter allen Bedingungen anstrebte. Der österreichische Staat, der trotz aller Neubauern der Nationen untereinander ein lebenskräftiges Ganzes bleibt, bot ihm das Vorbild dieser Möglichkeit. Durch seine Kluge und von aufrichtiger Sympathie regierte Politik war es gelungen, friedliche und zuweilen freundliche Beziehungen aufrechtzuhalten. Mit den anderen Feinden fertig zu werden durfte das verunglückte Reich sich schon zutrauen.

Indessen war das Romanentum gegenüber den slawischen Völkern, in deren Schmelzlamkeit, Ehrgeiz und äußeren Formalismus ohne Zweifel ein ihm verwandtes Moment liegt, nicht müßig gewesen, und ihren höheren Ständen gegenüber hatte die alte Verführungsmaße seiner Irene Paris sich als mindestens so gefährlich erwiesen wie für uns die Lockung Roms. Waren die fahrenden Kreise so durchaus partiell orientiert, so kam in dynastischer Sympathie und in solchen der halsigen Begabtheit und der Ambition der auch an unseren Höfen so sehr gefühlte englische Einfluß zu seinem Recht, und was Deutschland einst durch Herat der preussischen Prinzessin Charlotte, durch persönliche, freund und verwandtschaftliche Verbindungen, durch Bewunderung unserer Geisteskultur an Boden gewonnen hatte, ging ihm, schwer um Schaden des europäischen Friedens, fast völlig verloren. Mit dem Tode des Kaisers Alexander, mit dem Scheiden Bismarcks, mit dem Überhandnehmen einer bestimmten Richtung am Hofe eines leicht beeinflussbaren Selbstherrschers erwuchs den Feinden Deutschlands die Möglichkeit, ihre verderblichen Pläne zur vollen Ausführung zu bringen: die Birne wurde reif.

Kriegswirtschaft. Von Oberleutnant Lebrecht von Münchow.

Als im August 1914 der furchtbare Krieg ausbrach und alles begeistert zu den Fahnen eilte, wurden Millionen kräftiger, jugendfrischer Arbeiter dem gesamten deutschen Wirtschaftsleben entzogen. Staat, Industrie und Landwirtschaft waren vor eine ungeheure neue Aufgabe gestellt, wenn dieser Mangel an Arbeitskräften nicht sofort einen Stillstand des gesamten Wirtschaftslebens bedeuten sollte.

Ein Krieg in unserer heutigen Zeit gleicht im Anfang einem allgemeinen Ausstand sämtlicher Arbeiter in Stadt und Land. Dabei will der Bürger doch sein täglich Brot und seine gewohnte Bequemlichkeit nach Möglichkeit gesichert haben, und es ist ja, Gott sei Dank, auch im ersten Kriegsjahre gelungen, die Schrecken des Krieges der Zivilbevölkerung weniger merken zu lassen.

Erst des fast gänzlichen Abchlusses von der Außenwelt durch die englische Blockade während dreier langer Kriegsjahre hat es bedurft, um auch den nicht im Heere Stehenden den Krieg fühlbar zu machen.

Bei genauerer Betrachtung und tieferer Überlegung wird jeder zugeben müssen, daß trotz aller Fehler, die wohl bei einer solchen Riesenorganisation unvermeidlich sind, das erhaltene Ergebnis ist durchaus befriedigend. Der Erfolg dieser Anstrengung hat in der ganzen Welt, und ganz besonders bei unseren Fein-

den, eine solche Bewunderung hervorgerufen, daß die Früchte sich noch lange Zeit nach dem Frieden zeigen werden. Haben doch unsere Feinde nach und nach sämtliche in Deutschland erdachten Maßnahmen bei sich selbst eingeführt, und sie führen Deutschland, trotz aller Feindschaft und allen Hasses, fortgesetzt als Vorbild für ihre Wirtschaftsordnung und Organisation an. — Wenn man sich nun fragt, wie ist es Deutschland denn möglich gewesen, dieser Aufgabe gerecht zu werden, so muß man mit Stolz auf unsere Industrie blicken. In Deutschland hat man es verstanden, die Industrie nicht nur auf die Fabrikation von Kriegsmaterial einzustellen, sondern man hat mit Umsicht von vornherein daran gedacht, auch die Lebensbedürfnisse auf industriellem Wege herzustellen. Die vielen Tausende von Erzeugnissen, die so hergestellt werden, kennt jetzt wohl jeder; aber weniger bekannt wird es sein, daß die Erzeugnisse der Landwirtschaft auch zum größten Teil mit Hilfe von Maschinen hervorgebracht werden, und daß es sogar Güter gibt, wo außer dem Geflügel und den Milch-

fähen und Schweinen gar kein Vieh mehr gehalten wird. Die ganze Arbeit wird in solchen industriellen Mäckerwirtschaften durch Maschinen mit elektrischer Kraft, durch Dampfmaschinen oder jetzt besonders durch Motoren geleistet.

Von Beginn des Krieges an, als die große Leutenot und der Mangel an Pferden begann, hat man sich in Deutschland

damit beschäftigt, in immer weiterem Umfange die Landwirtschaft auf diese maschinelle Weise zu betreiben, und viele Hunderte von Maschinen wurden von Gutsbesitzern, der Zivilverwaltung und dann auch von der Militärverwaltung angekauft, und der heimische Boden sowie auch die neu eroberten Gebiete wurden bald von gewaltigen Maschinen bearbeitet. Mit unseren

Bildern veranschaulichen wir einige dieser landwirtschaftlichen Maschinen und Einrichtungen, die von fleißigen Feldbauern oder in der Heimat von Arbeitern bedient werden und die verschiedensten Arbeiten verrichten.

Der Acker kann von mächtigen Dampfpflügen, die an einem Drahtseil zwischen zwei Lokomotiven hin und her laufen oder durch die kleineren elektrischen Pflüge umgepflügt werden. Der Automobilmotor hat aber auch hier die Elektrizität und die Dampfkraft zum großen Teil verdrängt, weil er leichter ist

als die Dampfmaschine und keine besondere Anlage braucht, wie dies zur Leitung der Elektrizität nötig ist. Es gibt sehr verschiedenartige Motorpflüge, und zwar Seilpflüge nach dem Prinzip der Dampfpflüge: Taktoren, große und schwere Automobile, die das Pfluggerät als Anhänger nachschleppen; die Stockpflüge oder eigentlichen Kraftpflüge, bei denen die Pflugschare und der Motor durch einen festen Rahmen zu einem Ganzen

verbunden sind; Landbaumotoren oder Bodenfräser, die den Erdboden durch viele Hacken zerkleinern und zugleich durchlüften. Alle diese Motoren übernehmen die gesamte Feldbestellung und selbst die Ernte, bis die Frucht in die Scheunen eingefahren wird, dadurch, daß die verschiedensten Ackergeräte an die Kraftmaschine angehängt werden können.

Nachdem der Pflug den Boden mit großer Schnelligkeit in gehöriger Tiefe umgepflügt hat, wird er als zweites Gang eine größere Anzahl Eggen oder Gräbler ziehen, die Schollen dadurch zerkleinern, und den Acker zur Aufnahme des Samens zubereiten. Oder aber er schleppt eine



Buglokomobile als Holzschlepper hinter der Westfront.



Motorpflug in Tätigkeit.



Ein Motorpflug mit sechs Pflugscharen.

Düngerstreumaschine hinter sich, um dort den künstlichen Dünger gleichmäßig über das Land zu verteilen, wo noch kein Düng untergepflügt war. Darauf zieht er die Saatmaschinen, die gleichmäßig und sparsam die Saatkörner in das Erdreich fallen lassen, und schließlich fährt er mit Walze oder Egge darüber hin, um das Saatgut mit Erde zu bedecken. Der Acker ist nun bestellt und wartet der wärmenden Sonnenstrahlen und des wohlthuenden Regens, um keimen, blühen und

Frucht bringen zu können. Der Kartoffelacker wird mit Hilfe von Kartoffellegmaschinen bestellt, und zwar wiederum ohne Pferde oder Ochsen allein mit Hilfe der motorischen Kraft. Nach der Ernte, fährt unter Motor auf die Wiesen, wo ihm eine Anzahl „Heumäher“ angehängt werden. Die Heumäher sind Maschinen, die das Gras und Kraut abschneiden, in kleine Haufen zusammenraffen und ablegen. Bei ausgedehnten Wiesen muß vielleicht die Kraft-



Dreschmaschine in voller Tätigkeit. Aufnahme der Gebr. Haedel.

maschine noch die Heuwendeln ziehen, die das Heu umwenden, damit die Sonne es gut von allen Seiten trocknen kann; dann kann das Heu die Leiterwagen füllen, um langsam dem schützenden Heuboden zuzuschwanken. Nun folgt die Kornernie, Auch hier besorgt dieselbe Maschine mit angehängten Mähmaschinen und Bindern die Erntearbeit und führt die Frucht dem Dreschfasse zu. Zum Ausdreschen benutzt man meist die Dampfkomobile oder den elektrischen Motor, mit deren Kraft man eine Dreschmaschine treibt.

Die Heeresverwaltung hat eine sehr große Menge solcher Dreschmaschinen im Gebrauch, und wir sehen unsere Feldgrauen mit Freuden sich mit ihnen Erntearbeiten unterziehen. In solchen Dreschmaschinen werden die Körner von den Halmen getrennt, gereinigt und in Säcke befördert. Die Strohhalme aber werden in Bündel gepackt und gepreßt, alles wieder durch die rein mechanische Arbeit der Maschine.

Die Dampfkomobilen aber leisten auch nützliche Arbeit, wenn das Ausdreschen längst beendet ist. Als Kraftmaschinen für Erzeugung von elektrischem Licht und zum Ziehen von schweren Lasten haben sie vielfach dicht hinter der Front sehr wertvolle Dienste geleistet. Auch bei dem Bau der Unterstände half die Lokomobile mit durch Heranschaffen von Baum-

stämmen und Brettern. Sie ist also dem Soldaten ein guter Kamerad geworden. Es ist daher wohl ganz natürlich, wenn er sie liebevoll behütet und bewacht und sie gegen Fliiegerangriffe durch Verkleidung schützt. — In Deutschland war die Industrie für landwirtschaftliche Maschinen bereits in den letzten Jahren vor dem Kriege derart vervollkommen, daß sie den ersten Rang in der Welt einnahm

und sogar Amerikas Erzeugung überflügelt hatte. — Während nun alle anderen Länder wegen der Kriegsindustrie die Landwirtschaft vernachlässigten, hat Deutschland gearbeitet, um das vollkommenste an landwirtschaftlichen Maschinen in großer Anzahl zu schaffen. Das gereichte ihm bereits jetzt, während des Krieges, zum Segen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, alle unsere Felder in Deutschland und in den besetzten Gebieten zu bestellen und die Ernte hereinzubringen, während doch alle unsere kräftigen Männer an der Front stehen zum Schutze dieser Arbeit?

Welchen Nutzen aber die Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen in großen Mengen nach dem Kriege haben wird, läßt sich noch gar nicht absehen, da doch nicht allein die Zentralmächte, sondern vor allem auch Rußland und die übrigen Kriegsführenden ungeheure Mengen landwirtschaftlicher Maschinen wegen Mangel an Menschen und Vieh brauchen werden.



Einfahren eines Erntewagens.



Abladen des Getreides hinter der Front. Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft.



General von Lindenberg. Neueste Aufnahme von Unteroffizier Martin Gordan.

Der Gefreite stand auf. Er ging, in den Knien schwankend, zu dem Wärter hinüber und sagte zu ihm: „Gehen Sie hinaus und holen Sie den Arzt, ich bleibe solange hier und halte den Mann fest.“ Der Wärter ging hinaus und nahm das Licht mit. Der Amputierte weinte jetzt nur noch leise vor sich hin.

Nach einer Weile tat sich die Tür wieder auf und herein trat im weißen Lichte einer großen Aketylenlampe ein junger Mann in blauer Litwa. Im Widerschein der Lampe erschienen die Gläser seines Kneiflers wie un durchsichtige Metallspiegel. Er strich sich mit einer gewohnheitsmäßigen Bewegung der Linken über den büstenartig verschnittenen Schnurrbart und beugte sich über den Kranken, den der Gefreite noch immer festhielt. Dann stach er mit der Nadel einer Spritze in den gesunden Unterarm des Mannes und drückte zu. Der Wärter nahm nun die Stelle des Gefreiten ein, und der Doktor sagte zu diesem: „Ich danke Ihnen. Nun machen Sie aber schnell, daß Sie wieder in Ihr Bett kommen!“

Nach einer Weile wiederholte der Arzt die Einspritzung und begann, da der Kranke ruhiger wurde, den Verband zu untersuchen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Schicken Sie sofort zwei Mann und holen Sie den Stabsarzt. Der Verband muß noch in der Nacht erneuert werden.“ Stille herrschte wieder im Raum. Den Gefreiten, der wieder in sein Bett zurückgewandt war, befiel wiederum große Müdigkeit.

Wie Schatten sah er noch zwei Soldaten kommen, die den Kranken drüber auf eine Bahre legten. Er hörte noch die Stimme des Stabsarztes: „Vorsichtig, vorsichtig, stoßt mir das arme Männchen nicht!“, hörte auch noch, wie der Assistenzarzt sagte: „Der Verschüttete von Bett Nr. 5 hat sich prächtig benommen.“ Dagegen klang die Stimme des Stabsarztes: „Braves Söhnchen, braves Söhnchen!“

Danach versank alles im Dunkel. Aber im Schlaf ward der Gefreite gequält von dumpfen Traumbildern, — Dinge des Schreckens, die er im Felde erlebt hatte, wachten zu einer neuen, blutigeren Wirklichkeit auf.

Am nächsten Morgen erwachte er mit Herzklopfen und Zittern. Im Traum hatte er noch einmal den Augenblick durchlebt, da die Mine wie eine Wurst in der Luft wippte, hatte gespürt, wie ihn ein Schlag von einer gewaltigen flachen Hand vor die Stirn und die Augen traf und er irgendwohin gewirbelt wurde ins Graue hinein. Er schaute auf zu den niedrigen, schmalen Fenstern unter der Decke, durch die die Sonne eines schönen, blauen Herbsttages fiel. Und eine Frage quoll in ihm auf und zerrte an seinem Herzen: „Warum bin ich von der Mine verschont worden, warum hat sie mich nicht getroffen?“

Der Stabsarzt machte seinen Morgenbesuch. Freundlich reichte er dem Gefreiten die Hand und fragte wieder wie das erstemal: „Nun, gut geschlafen, Söhnchen?“

„Ja wohl, Herr Stabsarzt,“ antwortete der Gefreite. „Nun, und ...“ sagte der dicke Herr ermunternd, „haben wir etwa noch besondere Wünsche?“

Da sah ihn der Gefreite an. „Darf ich gehorsamst fragen, Herr Stabsarzt, wann ich wieder hinaus kann?“ „Haha, du Teufelsknecht,“ lachte der dicke Herr, „nicht so bald, nicht so bald! Du glaubst wohl, es ist nur so ein Theaterpaß, verschüttet zu werden? Nein, hinaus kommen wir nicht. Wir werden noch ein paar Tage im Bettchen bleiben und dann werden wir Heimaturlaub nehmen. Denn den haben wir uns redlich verdient. So. Und jetzt wird erst einmal fest gegessen und getrunken, damit wir wieder auf die Beine kommen.“

Der Gefreite legte sich wieder zurück und dachte

nach. Das war nun etwas, woran er noch gar nicht gedacht hatte. Heimaturlaub! Was sollte ihm der! Er besaß ja niemanden in der Heimat, wußte nicht einmal, bei wem er wohnen könnte. Besuchen, ja besuchen könnte er einige Leute. Die junge Frau des Leutnants zum Beispiel, und auch die Frau vom Fritz und anderen Kameraden. Und Briefe konnte er vielleicht auch mitnehmen für die anderen. Aber was half das ihm! Er sollte in die Heimat und nicht wieder zu seiner Truppe hinauskommen und hatte doch, ohne es sich ganz klar zu machen, das Gefühl, daß er zu seiner Kompagnie gehörte.

Als der Wärter sein Mittag brachte, eine gute Suppe und gebratenes Schweinefleisch, da fragte er ihn fast zitternd vor innerer Erregung und Spannung, ob er denn nicht nach seinem Urlaub wieder zu seiner Kompagnie zurückkäme?

Der Wärter kniff verschmitzt die Augen zusammen und sagte: „Nur keine Angst nich! Erst wirst auskurieren und dann kommst zum Ersatztruppenteil. Denn weißte, mit die Nerven, da is dies man so 'ne Sache. Davor haben sie alle Bange!“

„Aber ich will zu meiner Kompagnie zurück. Ich will nicht zum Ersatztruppenteil,“ sagte der Gefreite.

„Nach' doch keine Zicken,“ erwiderte der Wärter. „Das beste ist, du tust, was sie dir sagen. Mehr braucht ein ordentlicher Mensch nich zu tun.“

„Ich will zu meiner Kompagnie,“ murmelte der Gefreite.

„Na, wenn du durchaus willst,“ meinte der Wärter, „denn kann ich das ja schon für dich machen, denn spreche ich mit dem jungen Doktor und der sagt's dem Ollen... Aber vorläufig bist du deiner Kompagnie 'raus, das steht fest. Aber leg' dir's man auch mal. Das is jetzt so die erste Rage. Nachher denkste auch anders.“

Da lag nun der Gefreite wieder und grübelte.

Aber immer zäher wurde sein Wille und immer fester sein Entschluß. Koste es, was es wolle, er mußte zur Kompagnie zurück. In ihm wirkte die Angst, die ihn seit dem Tode der Mutter immer beherrscht hatte, die Angst vor fremden Menschen, neuen Verhältnissen. Er besaß das durch Erfahrung gesteigerte Mißtrauen des Heimatlosen, dem der andere stets als fremd, als Knechtender erscheint. Für ihn bedeutete die Kompagnie Geborgenheit und Ruhe. Dafür nahm er die Lebensgefahr, das Frieren in den Erdlöchern, die ewig nassen Füße gern in den Kauf. Doch waren diese Regungen nur gewissermaßen die Baßtöne in der unklaren Harmonie seiner Empfindungen. Stärker noch als sie wirkte in ihm das Gefühl des Stolzes. In der Kompagnie war er etwas wert. Da galt er. In seinem ganzen Leben vorher war es ihm noch nicht geschehen, daß seine Leistung anerkannt wurde. Der Tag, an dem der Regimentskommandeur ihm eigenhändig das schwarz-weiße Band mit dem Kreuz angeheftet hatte, war für den stillen Burschen von starker Bedeutung gewesen. Der Handschlag des Kommandeurs, die herzlichen Glückwünsche der Offiziere und besonders seines Hauptmannes, hatten dabei vielleicht noch mehr Eindruck auf ihn gemacht als das kleine Symbol selbst.

An diesem Tage, als die Kameraden ihn bei einem bescheidenen Glühwein feierten, war die Kompagnie ihm Verwandtschaft, Heimat, Vaterhaus geworden. Der Gedanke, von diesen Kameraden fortzukommen, bedrohte ihn. Ihm war zumute wie dem Bauern, der sein seit Jahrhunderten angestammtes Stückchen Erde verlaufen soll. Das Herz in der Brust wurde ihm schwer.

Der junge Assistenzarzt, der nach dem Mittagessen an seinem Bett vorbei kam, meinte gutmütig: „Aber Sie

sehen schlecht aus. Die letzte Nacht war doch nichts für Sie.“

Und der Stein in der Brust ward von Stunde zu Stunde schwerer. Unter Qualen schlief er hinüber in unruhige Träume. Oft wachte er in der Nacht auf. Dann mußte er auf das einsörmige Rauschen des Windes in den Bäumen lauschen. Ihm fehlte die Unruhe in den Läden, er entbehrte das Gebrumm nahen Artilleriefeuers. Erst gegen Morgen, als schwere Geschütze, die nicht allzu fern standen, dumpf zu grollen begannen, schlief er fest und tief ein.

Der Wärter weckte ihn, als die Sonne schon hell

durch die Fenster der Baracke schien. „He! Gefreiter!“ rief er. „Es ist Besuch da. Der Tag ist warm und die Luft ist ruhig, wir werden ein bißchen auslüften.“

Er wurde in Decken gehüllt und hinausgetragen unter eine aus Ästen gezimmerte offene Liegehalle.

Schwerfällig, mit den Pfeifen im Munde, standen seine beiden alten Kameraden aus dem Graben da, die letzten von der alten Kompagnie, mit der er ausgerückt war.

„Guten Tag auch,“ sagte der Blondbärtige, reichte ihm die Hand und drückte sie fest.

„Wie geht dir's denn?“ fragte der Braunbärtige und nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Ich bin ganz gesund,“ sagte der Gefreite. „Nur der Stabsarzt, der macht's gefährlich, der will durchaus, daß ich krank bin.“

Eine kleine Pause entstand.

„Seid ihr jetzt in der Unterkunft?“ fragte der Gefreite dann lebhaft. „Wie lange seid ihr denn hierher 'rausgelaufen?“

„Bloß drei Stunden,“ sagte der Blondbärtige.

„Der Hauptmann läßt dich schon grüßen und der Leutnant auch,“ sagte der Braune.

„Schade, daß du gestern nicht mit dabei warst,“ bedauerte der Blonde, „gutes Dortmunder Bier haben wir bekommen, jeder Mann einen Liter extra!“

„Und Liebesgaben,“ fiel der Braunbart ein. „Und gar nicht schlecht! Tabak, Zigarren und lauter praktisches Zeug. Wir haben dir deinen Teil mitgebracht.“

Und er legte dem Kranken ein kleines Päckchen auf die Decke.

Dem Gefreiten traten plötzlich die Tränen in die Augen. Er brachte mit unterdrücktem Schluchzen einen stammelnden Dank hervor.

Die beiden Soldaten sahen einander erstaunt an. Dann legte ihm der Braune die große harte Hand mit läppischer Hilflosigkeit auf die Schulter und brummte im tiefsten Bass: „Na, Willem, es ist ja alles nich so schlimm.“

Der Gefreite richtete sich hastig auf, ergriff die Hand und sagte: „Wenn ich nur nicht von der Kompagnie fort müßte. Ich soll nach Hause und weiß nicht warum, denn ich bin ganz gesund. Und dann wollen sie mich am End' in einen Ersatztruppenteil tun. Wenn ich aber nicht in die Kompagnie zurück kann, dann freut mich das ganze Leben nicht mehr. Lieber wär' ich gleich tot!“

Die beiden Soldaten wichen vor diesem heißen, un-

erwarteten Ausbruch ein paar Schritte zurück und schüttelten bedenklich die Köpfe. „Ja, aber Willem,“ meinte der Braunbart, „wenn sie dich nach Hause schicken, dann muß es doch wohl schlimm mit dir stehen. Umsonst schicken sie dich keinen nach Hause.“

„Nein!“ rief der Gefreite, „das ist es ja eben. Bloß der Stabsarzt will, daß ich krank bin. Seht mich doch an — ich hab' nirgends ein Loch — und Appetit habe ich auch. Wo wo bin ich krank?“

Er riß sich die Decke ab, starrte die beiden hilflos an und seufzte: „Ich weiß gar nicht, was ich daheim machen soll!“

Der Braunbart senkte den Kopf und rauchte heftig, so daß er in eine dicke Wolke gehüllt war. Endlich sagte er bedächtig: „Ja, Willem, du mußt Meldung machen an den Herrn Hauptmann.“

„Da hast du aber

auch recht,“ lobte der Blonde, „das muß er machen! Eine richtige Meldung muß er schreiben, dann wird der Hauptmann schon sagen, was er tun soll.“

„Wo nehm' ich aber eine richtige Meldefarte her?“ rief der Gefreite.

„Na, ein einfaches Papier tut's auch,“ sagte der Braunbart. „So ist ja unser Hauptmann gar nicht.“

Aber der Gefreite blieb hartnäckig. Nein, es mußte ein ordentliches Meldeblatt sein, anders täte er's nicht. Das gehörte sich so. Sonst müßte er sich vor seinem Hauptmann schämen.

Da ging der Blonde in die Baracke und kam nach einer Weile mit einem Meldeblock und einem Bleistift wieder. In der Tür der Baracke aber wurde der Wärter sichtbar, der sich schmunzelnd eine Zigarre anzündete.

Der Gefreite setzte sich aufrecht hin, biß in den Daumen und dachte angestrengt nach. Die beiden anderen rauchten heftig. Endlich fing er an zu schreiben: „Melde



Das Liebesgabenpaß. Hofphot. Oberst, Kassel.

dem Herrn Hauptmann gehoramsft...“ schon stockte er. „Daß,“ sagte der Braunbart, der ihm über die Schulter guckte, „daß...“

„Daß,“ schrieb der Gefreite. Wieder stockte er und schrieb endlich: „daß ich ganz gesund und wohl bin. Und möchte den Herrn Hauptmann gehoramsft bitten...“ „daß,“ sagte der Braunbart, „daß“ schrieb der Gefreite und fuhr fort: „daß der Herr Hauptmann mich bald wieder in die Kompanie läßt und nicht in einen Ersatztruppenteil tut.“

Angestrengt und mit lauter Stimme las er die Worte vor.

„Stimmt alles,“ sagte der Braunbart anerkennend.

„Wird schon ziehen,“ sagte der Blonde.

„Meint ihr, daß ich auch nichts vergessen habe?“ fragte der Gefreite.

„Wieso denn, steht doch alles drin,“ brummte der Braune.

„Fehlt gar nichts,“ bestätigte der Blonde. „Du schreibst, du bist gesund und willst wieder zur Kompanie und nicht zum Ersatztruppenteil. Das ist doch alles klar.“

„Ja, das ist es,“ sagte der Gefreite und setzte umständlich seinen Namen unter das Meldeblatt.

Der Blonde nahm es in Empfang, kniff es sorgfältig zusammen und steckte es in die Tasche. Dann meinte der Braune: „Nun ist es aber Zeit, Willem, nun müssen wir wieder gehen.“

Und sie drückten ihm die Hand und gingen in dem langen rhythmischen Marschschritt, der dem Soldaten zur anderen Natur wird, über das Gras zu dem schmalen Walddpfad, auf dem sie bald den Blicken des Nachschauenden entchwanden.

Dieser Besuch und die Hoffnung auf seinen Hauptmann, der schon alles ordnen würde, machten den Gefreiten ruhiger. Er wurde auch nicht enttäuscht. Nach drei Tagen sagte der Stabsarzt in gutmütig unwirschem Tone zu ihm: „Hör' mal, Söhnchen, wenn du also mit Gewalt zu deiner Kompanie zurückwiltst, dann will ich dir nicht zuwider sein. Übermorgen bekommst du vierzehn Tage Erholungsurlaub in die Heimat, und dann gehst du zu deinem Truppenteil zurück. Aber beklag' dich nachher nicht. Wir haben es gut mit dir gemeint.“

„Ich danke Herrn Stabsarzt gehoramsft,“ antwortete der Gefreite.

Auf den Urlaub in die Heimat hätte er so gerne verzichtet, aber das getraute er sich nun nicht mehr zu sagen.

Am dritten Tage wurde er mit einem leergehenden Sanitätsautomobil zu der Feldbahnstation befördert. Dort erreichte er den Anschluß an eine Urlauberteilung seines Regiments, und des anderen Morgens stand er mutterseelenallein in aller Herrgottsfrüh auf dem Bahnhof seiner kleinen Heimatstadt.

Der Bahnbeamte gähnte ihn an. Er erkannte den hageren, gebräunten Feldsoldaten in der verwitterten, erdig gewordenen Felduniform nicht.

Langsam schritt der Gefreite durch die stillen, vom blassen Morgenlicht matt schimmernden niederen Gassen in die kleine Stadt hinein. Seine Tritte hallten laut und fremd von den Fliesen des schmalen Bürgersteiges. Geradeaus ging er, ohne zu wissen wohin. Wo sollte er seine Unterkunft nehmen? Zuletzt hatte er im Hause seines Meisters geschlafen. Der Gedanke aber, wieder in das Haus zu gehen, das voller nichtsnutziger Kinder war und in dem den ganzen Tag die gellende Stimme der Meisterin keifte, bedrückte ihn.

Weiter trugen ihn seine Füße, durch die ihm bekannten Straßen, deren stumme Häuser an ihm vorbeiwanderten wie ein Traum.

Nun stand er auf dem altentümlichen Marktplatz vor der Treppe des hochgiebeligen Rathauses. Die beiden Gasthäuser der Stadt, die am Markte gelegen waren, „der schwarze Adler“ und „Zinkers Gasthof“, waren noch geschlossen.

Er schritt zu dem schmutzigen Brunnen vor dem Rathause, setzte den Schwengel mit der dicken Eisentugel in Bewegung und wusch sich Hände und Gesicht. Dann ging er weiter. Als sich aber immer noch keine Seele blicken ließ, ließ er sich endlich auf der grüngestrichenen Bank vor „Zinkers Gasthof“ nieder.

Was sollte er nun anfangen? Und vierzehn Tage lang! Wenn er nur ein Quartier hätte! Sein einziger Wunsch war zu schlafen, fest und lang zu schlafen...

Ja und mittags könnte er dann mal die Frauen von den Kameraden auffuchen und die Frau seines gefallenen Zugführers. Der wollte er berichten, wie gut ihr Mann gewesen sei und wie tapfer! Aber unmöglich konnte er ihr doch sagen, daß der Körper noch immer da drüben vor dem französischen Verhan lag! Nein, weiß Gott, das ging nicht!... Er überlegte, was da zu machen sei... und er nahm sich vor, zu erzählen, wie der Leutnant begraben worden sei... mit allen militärischen Ehren. Diese Worte, die ihm irgendwo haften geblieben waren, wiederholte er sich mehrere Male.

Ja, so wollte er sagen, das würde sie trösten und beruhigen. Denn es war wirklich unmöglich die Wahrheit zu sprechen. Was wußten denn die Leute hier, wie es da draußen zugeht. Auf der Bahn hatte er gerade schon genug törichtes Zeug hören müssen, von den Reisenden, die über den Krieg sprachen. Wie einfach sie sich das vorstellten! —

Eine kühle Herbstsonne kroch hinter dem Rathaus hervor. Das Licht, das ihn voll traf, machte ihn unsäglich müde. Und plötzlich sank ihm der Kopf auf die Seite, und er nickte ein.

Indessen wurde es in „Zinkers Gasthof“ lebendig. Ein kräftiges, blondes Mädchen in einer rotgestrickten Bluse stieß die Fenster mit ihrem nackten Unterarm nach außen hin auf. Dabei beugte sie sich vor und ward des schlafenden Soldaten gewahr.

„Herrje!“ rief sie verdukt und eilte ins Haus, „Herr Zinker, Herr Zinker!“ schrie sie nach hinten, „nu kommen Sie aber doch bloß mal her, auf unserer Bank schläft ein Soldat!“

Herr Zinker, ein breiter Mann, der trotz seiner Beileibtheit hastig und schnell in seinen Bewegungen war, schoß in Hose, Wollhemd und Weste auf grünen Pantoffeln ins Gastzimmer und streckte seinen grauhaarigen Kopf mit dem glattrasierten Gesicht zum Fenster hinaus. „Der hat ja sogar das Eisener!“ sagte er. „Wer kann denn das bloß sein? Hol' mir mal meinen Rock!“

Das Mädchen kam mit dem Rock, Herr Zinker fuhr hinein, schloß hastig die Haustüre auf und trat hinaus, um den Schläfer genauer in Augenschein zu nehmen. Er steckte die Glieder seiner Finger ineinander und rieb sich die Knöchel, während er aufmerksam die abgehackte Montur des Schlafenden musterte. Die Magd in der roten Bluse hatte schon ein paarmal verstoßen aus der Tür geschaut, jetzt kam sie heraus, stellte sich neben ihn und fragte: „Wer ist denn das aber bloß?“

Der Wirt zog die Mundwinkel herab, krauschte die Stirn und warf der Magd aus den kleinen graugrünen Augen einen Seitenblick zu. Dann guckte er die Achseln und fragte scharf: „Hast du denn deine Stube schon fertig?“

Das blonde Mädchen zog mit den vollen Lippen eine Schippe, warf den Kopf zurück und ging wieder ins Haus, wo sie geräuschvoll mit Eimer und Besen hantierte. Dieser Lärm, den sie machte, ließ den Gefreiten einmal aufschrecken. Aber gleich sank der Kopf wieder auf die andere Seite, und er schlief friedlich weiter.

Der Wirt hatte sich, in der Erwartung, daß der unbekannte Schläfer erwachen würde, vorsichtig zwei Schritte zurückgezogen. Nun schüttelte er mißbilligend den Kopf, zog eine Pfeife mit Porzellankopf, der das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug, aus der Tasche, stopfte sie bedachtsam und setzte sie in Brand. Dann ging er vor seinem Hause hin und wieder und versuchte, die

heranrollenden Wagens. Um die Biegung der Straße schwankte ein alter, steifer Gaul. Er schleppte einen leichten Landwagen hinter sich her, auf dessen Bock eine hagere Bäuerin in schwarzem Kopftuch saß. Bei „Zinkers Gasthof“ fuhr sie vor. Der Wirt schob seine Pfeife in den Mundwinkel und grüßte die Frau mit herablassendem Kopfnicken. Sie aber sagte mit lauter Stimme: „Guten



Im Unterland. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Windrichtung so zu bekommen, daß der aromatische Duft des Tabaks dem Schläfer in die Nase getrieben wurde.

Nun war auch das Leben im „Schwarzen Adler“ drüben erwacht. Auch hier stieß eine Magd die Fenster auf. Und bald erschien auch die Gestalt des Adlervirtes. Er setzte sich mit seiner Morgenzigarre im Mund auf die weiße Bank vor seinem Hause, pukte mit Sorgfalt seine Brille und nahm dann den schlafenden Soldaten auf der grünen Bank gegenüber in Augenschein.

Von der Hauptstraße her drang das Gepolter eines

Morgens auch, Herr Zinker.“ Dann kletterte sie mit Umständlichkeit vom Bock herunter. Die blonde Magd kam heraus und nahm ein paar Löpfe von der Bäuerin in Empfang. Danach stellte die Frau Kiepen mit Gemüse und Körbe mit Eiern auf die Straße, und die Magd stieß das Holztor neben dem Hause auf. Die Bäuerin brachte das Pferd in den Stall. Währenddem kam ein zweiter Wagen angerattert, den ein alter Mann im Blaukittel lenkte. Auch er machte vor „Zinkers Gasthof“ halt und sprang steifbeinig ab. Die Bäuerin kam vom Hof

zurück. Der Bauer wies mit der Peitsche auf den schlafenden Soldaten und sagte verschmüht: „Haha, ihr habt das Haus voll, daß ihr die Leute auf der Straße schlafen lassen müßt!“ Die Bäuerin, die ihre Hände unter der schwarzen Schürze wärmte, trat ganz nahe an den Gefreiten heran und sah ihm ins Gesicht. Sie schüttelte den Kopf. Herr Zinker sagte: „Ich kenne ihn gar nicht.“ Darauf knallte der Bauer mit der Peitsche in kunstvollen, lauten Schwingungen. Aber er erzielte keine Wirkung damit. „Na,“ sagte er anerkennend, „das kann man wohl einen gesunden Schlaf nennen.“

Dann band er seine Körbe vom Wagen. Auch er lieferte verschiedenes für Zinkers Wirtschaft.

Die Bäuerin begann schon ihren Marktstand aufzubauen. Sie nahm ein kleines Bänkchen von ihrem Wagen, spannte einen großen, dunkelgrünen Regenschirm darüber und stellte Körbe und Kiepen schön ordentlich und einladend um sich herum.

Der Bauer stieg wieder auf und sagte: „Ich komme bald wieder, inzwischen wird er ja wohl aufwachen.“ Und polternd fuhr er die Ratsgasse hinauf zur Bürgermeisterei.

Lauter und lauter wurde es auf dem Markte. Fenster wurden geöffnet, verschlafene Frauengesichter, Männer in Hemdsärmeln zeigten sich. Der alte Uhrmacher an der Ecke legte sich im abgeschabten Schlafrock und schön gestickter Kappe weit zu seinem Fenster heraus und beschaute sich gemächlich das morgendliche Treiben. Dienstmädchen kamen in weißen und bunten Schürzen, langen und kurzen Ärmeln, haushübschen und engen Röcken und begannen einzukaufen. Daumen wurden nach rückwärts gebogen über die Schulter fort in der Richtung nach „Zinkers Gasthof“. Zeigefinger reckten sich in derselben Richtung, und immer weiter sprang es von Mund zu Mund und belehrte Neuinzugekommene: Auf Zinkers Bank schläft ein Soldat.

Schulkinder kamen. Sie sammelten sich in großem Bogen um die Bank und schauten andachtsvoll den Schläfer an. „Sieh mal, er hat das Eiserne Kreuz,“ sagte ein kleiner Junge und stieß seinen Nachbar kräftig dabei.

„Wer ist es denn?“ fragte eine dralle Küchenmagd. Aber niemand konnte ihr antworten. Sie ging davon, und durch die ganze Stadt lief es bald von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse: „Vor Zinkers Haus schläft ein Soldat, den niemand kennt. Und er hat das Eiserne Kreuz.“

Der weißhaarige Landrat kam in einem breiten Landauer, der von zwei gut gehaltenen alten Rappen gezogen



Schäntzer.
Schattenzeichnung von Leutnant v. M. stao. theo. G. Burger.

wurde, auf den Markt gefahren. Der würdige Johann mit grauem Backenbart parierte das Gespann vor dem „Schwarzen Adler“.

Der Adlerwirt purzelte dienstfertig hervor, aber schon hatte Johann den Schlag geöffnet, und der Landrat stieg ans. Er wandte das rote, blühende Gesicht mit dem weißen, militärisch gestuhten Schnurrbart zu „Zinkers Gasthof“ hinüber und fragte: „Was ist denn da drüben los?“

„Ach,“ erwiderte der Adlerwirt, „da schläft bloß ein Soldat.“

„Was,“ sagte der Landrat und faßte sich ans Kinn, „schläft ein Soldat? Johann, geh mal rüber und sieh nach, von welchem Regiment der Mann ist.“ Und fast unwillig ging er in die Gaststube, um ein Glas Portwein zu trinken.

Johann, in altfränkischer Livree dritter Garnitur, ging hochgehobenen Hauptes durch die Menge, die ihm wie einer Respektperson Platz machte. Er trat dicht an den Soldaten heran, besah die Achselstücke und das

Band vom Eisernen Kreuz und sagte: „Das Eiserne hat er. Er ist von unserm Regiment!“ Dann stieß er die Rechte in die Hüfte und fragte Herrn Zinker von oben herab: „Wer ist es denn?“ Herr Zinker zuckte nur die Achseln. Von dieser Antwort war Johann sehr wenig befriedigt. Er sah den Wirt scharf an und fragte, während seine Stimme den kurzen Ton seines Herrn annahm: „Na, wie kommt er denn hierher?“

„Weiß nicht,“ sagte Herr Zinker, „heut morgen saß er schon da.“

„Na, das ist doch aber keine Art! Der Herr Landrat will wissen, wer der Mann ist.“

„Ja, dann müssen Sie ihn schon selber fragen,“ sagte Herr Zinker. Die Kinder drängten sich unruhig dicht an Johann heran in Erwartung des kommenden Augenblicks. Johann schien nicht übel Lust zu haben, die Worte des Wirtes zu befolgen. Er streckte schon seine Hand aus, um den Schläfer aufzurütteln.

„Ach Gott nee!“ rief da eine dicke Marktfrau und hielt ihn energisch am Arm zurück, „lassen Sie den Mann doch schlafen, der wird schon von allein aufwachen, wenn er ausgeschlafen hat.“

Ein beifälliges Murmeln folgte ihren Worten. Nur die Kinder, die in die Schule mußten, sahen nicht ganz zufrieden aus. Johann merkte, daß er sich nicht beliebt machen würde, wenn er den Soldaten weckte. Großartig entschied er: „Na, denn lassen wir ihn also schlafen!“

Und ebenso stolz wie er gekommen, ging er in den „Schwarzen Adler“ zurück. (Fortsetzung folgt.)

Deutsches Volkslied. Von Alfred Richard Meyer, z. Z. im Westen.

Gestern abend, als wir unsere alten Lieder wieder	Wind, du legtest dich um unsern Hals wie Mädchenarm so weich.
hat uns Deutschland - liebe blaue Ferne!	Mondschein tanzte überm Mühlenrad. Mein Herz süß-sanft eingefangen.
Keiner hörte mehr den bösen Belferchor der	Schwarzer Lindenbaum, du sprühstest deine Düfte reich und warm.
Unser Unterstand war nur Gesang: „In einem	Liebe Liebe —! Schloß ein Schatten durch den Graben, rief: „Alarm!“
Wie aus Dunkelheit dies alles wuchs zur Gegen-	Aber noch durchs Läckern der Gewehre und in ständlichkeit!
Alles war uns herzlich nah und dennoch alles	Sang es leise, wie aus fernem Traum: „In einem kühlen Grunde —“



Das Gähndenkmal zu Gerszewo,
eingeweiht am 28. Juni 1917, dem Gedächtnistag der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgerpaares.
Aufnahme des Presse-Photo-Vertriebs Paul Wagner.

Unser Sieg in Ostgalizien.

Fast genau an dem Tage, an welchem Herr von Bethmann Hollweg von seinem Amt als Reichkanzler zurücktrat, gelang es unserm herrlichen Heere, an der Ostfront einen Erfolg zu erringen, dessen Tragweite sich noch nicht übersehen läßt, der aber unbegrenzte Möglichkeiten in sich zu schließen scheint. Es gelang deutschen Regimentern, die russische Front nördlich von Zborow im ersten Ansturm bis zu einer Tiefe von 10 Kilometern zu durchbrechen. Fluchtartig zogen sich vielfach die Russen zurück. Der deutsche Stoß ging hauptsächlich in östlicher Richtung auf Tarnopol, aber er wirkte auch nach Norden und Süden, so daß er tatsächlich auf der ganzen russischen Front hier im östlichen Zipfel Galiziens zu bemerken war. Die Wirkung des deutschen Angriffes auf die russische Armee war unerwartet groß. Seitdem am 16. März der russische Kaiser abdankt hatte, wurden die englandfreundlichen

Kreise Rußlands nicht müde, immer wieder zu betonen, die russischen Soldaten würden jetzt, wo sie ein demokratisch regiertes Vaterland verteidigten, mit um so größerem Mute gegen Deutschland kämpfen. Besonders der demokratische Abgeordnete für Saratow, Kerenski, der in der provisorischen Regierung das Justizministerium übernommen hatte und der seit Mitte Mai Kriegs- und Marineminister geworden war, tat sich hierin hervor. Trotzdem war allgemein bekannt, daß an der Front massenhafte Desertionen erfolgten und daß die Disziplin im ganzen russischen Heere sehr schlecht geworden war. Überall wurde gewählt. Kerenski erließ zwar einen geharnischten Befehl, alle

Flugblätter, welche die Soldaten zum Ungehorsam gegen ihre Offiziere aufforderten, zu vernichten, auch sollten solche Soldaten, die sich im Besitz jener Flugblätter befänden und sie nicht abliefern, als Hochverräter behandelt werden. Aber dies brachte wenig Eindruck hervor und die Zerlegung des Heeres machte immer weitere Fortschritte. Als dann der deutsche Angriff folgte, war sehr bald von einer Anerkennung der Vorgeführten und einer Subordination keine Rede mehr. Zureden und Belehren durch die Offiziere war völlig wirkungslos geworden; sie wurden durch Bedrohungen, zuweilen sogar durch Erschießen der Zurechtweisenden beantwortet. Mehrere Truppenteile verließen die Schützengräben, ohne das Herankommen der Deutschen abzuwarten. In einigen Fällen wurde der Befehl zur Unterstützung der Kämpfenden vorzurücken, stundenlang erst in Versammlungen der Soldaten besprochen.

Die Truppen auch ein Eingreifen ab und erorterten dafür in politischen Versammlungen die Frage, ob die Republik einzuführen sei oder nicht! Kurz das Heer der Demokratie veragte völlig. — In den Regierungskreisen von Petersburg war man über diese denn doch für unmöglich gehaltenen Verhältnisse entsetzt. Die Demokraten, die jetzt an der Regierung sind, fürchten, daß ihre Stände nur allzu bald wieder geschlagen haben und daß der radikale Sozialist Lenin und seine Freunde schon bereitstehen, sie abzulösen. Bei der Entwicklung der letzten Verhältnisse in Rußland spielten, wie es dort von je üblich war, Bestechungen ihre Rolle



Der Österreichisch-ungarische Staatsbahnhof in Tarnopol.



Blick auf die am 23. Juli eroberte Stadt Tarnopol. Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.

mit. Gleich bei Beginn der russischen Revolution hatten sich zahlreiche Stimmen im Volke erhoben, die einen Separatfrieden mit Deutschland forderten. Das war den Engländern sehr unangenehm, aber ihre Bemühungen, einen solchen Sonderfrieden zu verhindern, wagten sich zunächst nur äußerst vorsichtig ans Licht. Es begann der Rubel zu rollen. Ungezählte Summen britischen Goldes flossen in russische Taschen, und die russischen Telegraphenlinien wurden von den Engländern beaufsichtigt. Durch ein solches fein organisiertes System wurden denn auch Ergebnisse erzielt. Indem man die Friedensfreunde verdächtigte, konnte man die Ablehnung eines Sonderfriedens durchsetzen. Es gelang, den Arbeiter-

rat zu der Erklärung zu bringen, daß er nur einen allgemeinen Frieden gutheißen könne. Die jetzt in Rußland einflußreichen Männer, die sich so mißbrauchen ließen, wollten nicht sehen, daß die Fortsetzung des Krieges einzig allein im Interesse der englischen Großkapitalisten liegt, die sich durch Vernichtung Deutschlands zu Herren der ganzen Welt machen wollen.

Kerenski versucht es jetzt, den starken Mann zu spielen. Ob er aber hiermit Erfolg haben wird, fragt sich doch sehr. Jedenfalls schiebt sich in der letzten Juliwoche, wo diese Zeilen geschrieben werden, die russische Dampfwalze wieder einmal nach rückwärts.



Gute Kameradschaft. Zeichnung von Franz Müller-Münster.

Soldatenheime an der Front.

Soldatenheime hat auch der Friede schon gekannt, aber der Krieg erst hat es erwiesen, was sie wirklich sind, Stätten der Ausspannung, der Feierabendempfindung für Leib und Seele, des Heimatsgefühls für das heimmüde Herz. Und damit Quellen und Brunnen neuer Kraft für das deutsche Gemüt, das tief im Heimatsgedanken wurzelt und aus ihm heraus all das schöpft, was seinen namenlosen Opfern und Entbehrungen Sinn und ruhige Selbstverständlichkeit gibt. Der Krieg hat wohl überhaupt erst zu Tage gefördert, was uns im Unterbewußtsein als ein unveränderliches Vermächtnis schlummerte: die Liebe zur heimischen Scholle, zur Heimstätte, sei sie noch so beschieden und dürftig. — Und



Schreibstube im Soldatenheim Ober-Ost.

dieser durch den Krieg geweckte Gedanke ging fruchtbar in's Weite und betätigte sich mit Macht: er wartete nicht, bis die siegreichen Kämpfer heimkehrten, um ihnen dann die Heimat auf's Neue zu schmücken und zu verschönern, nein, er zog mit den Kriegern hinaus und trug ihnen gewissermaßen ein Stück der verlassenen Heimat nach. Und wo es immer möglich war, gleichviel ob in halbverwüsteten Städten der Steppe oder in den Gräben und Wäldern der Reserve-Stellung, da entfaltete er seine wunderbare Liebesgabe, und es erfüllte sich buchstäblich, was Victor Bluthgen vom Soldatenheim singt: „Die Heimat spricht, ich komm' zu dir, — Du müder Held, nun sei mein Gast, — Ich bring' für Leib und Seele dir Erquickung in die kurze Rast.“ —

So empfindet es der Krieger, wenn er das ihm so lieb gewordene Wort „Soldatenheim“ über einem Hauseingang, an einem bürtenen Gartenzäun oder an einer einfachen Holzbarade aufleuchten sieht. Das ist es gerade, was der Ausschluß für Soldatenheime mit seinen Schöpfungen erreichen wollte: nicht bloß Aufenthalte und Abstützungsstätten sollten die Heime sein, sondern plastische Darstellungen des Heimatgedankens. So war mir auch meine Aufgabe beim Eintritt in diese Arbeit im Oktober 1916 gezeigt worden, und als mir dann im November die Leitung des Soldatenheims beim Oberfeldsher Ober-Ost übertragen wurde, da ver-

dichtete sich meine Auffassung über diesen Dienst in einem Vers, den ich in der Kleiderablage am Eingange des Heims, wo die Eintretenden Garderobe, Gepäck und Gewehr zur Aufbewahrung abgeben, an die Wand schreiben ließ: „Hier leg' man ab jedwede Last, — Es finden Ruh' und Mantel Ruh', — Und wenn du sonst noch Sorgen hast, — So lege sie auch gleich dazu.“ —

Mancher ist in das Soldatenheim gekommen, hat das Sprüchlein gelesen und ist dem Räte gefolgt. Mehr noch haben es nicht gelesen und doch seinem Sinne gemäß gehandelt, als sie den Geist des Hauses spürten, der sich glücklicherweise nicht nur in Wandschritten kundete. Lehrender wurde es mit der Zeit ziemlich viel. Die saubere Aufgabe reizte zu sehr, und so entstand das, was man später als „die Reimschmiede bei Ober-Ost“ bezeichnete. Jedes Zimmer bekam ein Sprüchlein, manches auch deren zwei. Greifen wir einige heraus, so werden wir vielleicht finden, daß sie ab und zu auch denen daheim ein wenig zu sagen haben. Machen wir also einen kleinen Rundgang durch die Räume. Unterwegs sei mir erlaubt zu erzählen, daß der große Tag des Heims der Einweihungstag, der 2. Dezember 1915, war. Er führte uns Hindenburg und Ludendorff ins Haus, dazu die Spitzen des Stabes und der Kommandanturbehörden, ferner den Generalbelegierten der freiwilligen Krankenpflege, Fürsten Hohenlohe, mit seinem Stabe und viele andere hohe Offiziere. Feldprediger P. Humberg als Bezirksleiter der Soldatenheimarbeit bei Ober-Ost hielt eine Eröffnungsrede, kurz und schlicht, stattete den Behörden den Dank des Ausschusses für alles Entgegenkommen ab und forderte dann zu einer Besichtigung des Heims auf.



Die Kathedrale von Rowno vom Balkon des Soldatenheims Ober-Ost gesehen. Aufgenommen bei einem Soldatenbegräbnis.

Im Flur drängten sich die Soldaten, um bei dieser Gelegenheit ihren „Water Hindenburg“ mal so recht in Ruhe betrachten zu können. Und doch war es mäuseförmig, wie in der Kirche; Ehrfurcht liegt auf allem, was in die Kreise Hindenburgs tritt. Folgen wir dem damaligen Rundgange, so treten wir in ein schönes Musikzimmer ein, dessen Zweckbestimmung

neben Flügel, Harmonium und Geige auch jener kleine Spruch dort findet:

Singt, Brüder, singt und musiziert,
Im Lied der Heimat Näh' ihr spürt.

Aber auch dem Unmusikalischen soll ein Platz im Musikzimmer gesichert sein, denn ein anderer Vers gibt ihm Danksberechtigung:

Es kann nicht jeder Flöte blasen,
Doch, wie wir's bei den Alten lasen,
Ist's schon Musik und gar nicht schlechte,
Wenn mancher's Stillsein fertig brächte.

Dieses Stillsein findet seinen feierlichsten Ausdruck im Schreibzimmer und dem daneben liegenden äußerst gemütlichen Lesezimmer, in dessen bequemen Stühlen und Sesseln die Feldgrauen ihre Heimatblätter studieren oder ein gutes Buch aus der von Frau Geheimrat Tiesler verwalteten Heimbücherei lesen. Die Parallele solchen friedvollen Tuns mit dem Leben der Wirklichkeit zieht ein Spruch an der Wand:

beten Kellner-Ordnungen bedient, als säßen sie in einem ersten Wirtshaus. Fürwahr, das „Essenaffen“ hat hier einen vornehmen Charakter angenommen, nichts erinnert an das „Kantinenmilieu“, und die Soldaten können sich einmal (wie sie es selbst ausdrücken), so recht wieder als „Menschen“ fühlen, denen man mehr als das nur äußerlich Notwendige bietet. Darauf weisen die gedeckten Tische hin, die Blumen in den Vasen und der schöne, gewählte Bilder Schmuck an den Wänden. Wollen wir dazwischen noch Kenntnis nehmen von ein paar Sprüchlein, so seien hier einige genannt:

Und wenn es Dir daheim bei Müttern
Auch manchmal besser hat geschmeckt,
Ein wenig denke dran beim Füttern,
Daß Liebe auch den Tisch hier deckt.

In einem andern Zimmer:

Gefällt es Dir hier, soll's doppelt uns freu'n,
Doch ist's bei Dir besser, so laß uns ein!

Einladungen in diesem Sinne sind meines Wissens bis jetzt



Vor dem deutschen Soldatenheim Ober-Ost.

Das Leben gleicht dem Zeitungsblatt,
Das rechte Wort nur heute hat.

Auch das benachbarte Spielzimmer hat es sich gefallen lassen müssen, in ein beträchtliches Verhältnis zu dem großen Weltgeschehen gebracht zu werden. Ein Vers tut dies mit dem Hinweis:

Im Kampf und im Krieg
Gilt's wie hier im Spiel, —
Nur eins ist Ziel:
Endgültiger Sieg!

Aber auch die nichtkriegerischen Verhältnisse lassen einen Vergleich mit dem Spiel zu:

Eins kann vor allem dich das Spiel gut lehren:

Man soll das Leben durch den höchsten Einsatz ehren!
Heißt es an der andern Wand.

Doch streben wir der Richtung zu, aus welcher uns angenehme Düfte entgegenbringen. Die jetzige Hausmutter, Frau Dr. Moré waltet unter Beihilfe von Schwester Johanna an der Speisenausgabe ihres oft recht heißen Dienstes. Die meisten Stabs-Ordnungen bei Ober-Ost haben nur eine kurze Essenspause, und daher drängen sich hier oft, um nicht zu sagen, „stoßen sich im engen Raum die Sachen“. Doch es geht auch beim höchsten Eiltempo alles in guter Ordnung. Die tapfer zulängenden Feldgrauen werden von weißgeklei-

nie erfolgt, denn den weitaus Meisten gefällt es doch außerordentlich gut im Soldatenheim. Aber auch derer ist gedacht, die nicht zufrieden zu stellen sind, und ein Spruch sagt ihnen:

Die beste Kritik über eine Sache
Ist, daß man selbst sie besser mache.

Wem auch das noch nicht genügt, der empfängt in einem andern Zimmer noch „kräftigeren Lob!“:

Den Unzufried'nen schuf Gott auch,
Dieweil bei ihm es alter Brauch,
Daß er auch jenen höre an,
Der selbst nichts Besseres schaffen kann.

Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß etwaige berechnete Beschwerden nicht ein offenes Ohr fanden. Eine Bekanntmachung im Flur nennt eine aus drei Kameraden gebildete Kommission, bei der Klagen und Wünsche entgegen genommen werden.

Der freundliche Leser wird gebeten, sich auch an diese zu wenden, wenn ihm die Verse nicht gefallen haben. Scheiden wir nach diesem kleinen Rundgange vom Soldatenheim, so nehmen wir gewiß das Bewußtsein mit, daß diese segensreiche Einrichtung keineswegs etwas Verweilendes in das Leben des Kriegers hineingetragen hat, wie dies mancher bei der Begründung dieser Arbeit befürchtete, sondern daß sie einen notwendigen Bestandteil des Heeresgefüges bildet, der immer weiteren Ausbau verdient.

Willy. Müller.

Die Geheimnisse der schwarzen Diamanten. Von Gustav Uhl.

Wer die Kohlen zuerst als Schwarze Diamanten bezeichnet hat, weiß ich nicht. Vielleicht war es der ungarische Dichter Maurus Jótai, unter dessen rund 300 Erzählungen sich auch ein vor anderthalb Menschenaltern noch viel gelebener Roman dieses Titels befindet; vielleicht hat er aber die Beziehung auch nur aufgenommen und ihr zu einer großen Verbreitung verholfen. Das ist jedoch im Grunde genommen ziemlich gleichgültig. Wichtiger ist, daß dieser poetische Name der Nagel auf den Kopf trifft. Denn die Kohle ist eine Gabe der Mutter Natur von der allergrößten Wichtigkeit und stellt Schätze dar, gegen deren Wert alles Gold und alle Edelfeine der Welt nicht aufkommen. Und das Wertvolle, Unvergleichliche ist es doch hauptsächlich, woran man bei Nennung des Wortes Diamanten in erster Linie denkt. Seit noch nicht einem Jahrhundert sind sie erst in den Gesichtskreis der Menschheit getreten, und in dieser verhältnismäßig kurzen Zeitspanne haben sie es verstanden, alle Verhältnisse von Grund aus umzuwälzen.

vor allem haben sie den Raum überwunden. Entfernungen gibt es fast nicht mehr. Eine Kette von Königsherg zur Leipziger Messe, die früher mehr als eine Woche in Anspruch nahm und zu der sich der Kaufmann erst entschloß, wenn er vorher sein Testament gemacht hatte, ist in einem Tage zu erledigen, und die neuesten Nachrichten aus Amerika oder gar China, die früher ein, zwei Monate alt waren, eilen sie uns erreichen, lesen wir jetzt am nächsten Tage in der Zeitung. Man hat unsere Zeit das Jahrhundert des Dampfs und der Elektricität genannt, hat wohl auch vom Maschinenzeitalter gesprochen. Das ist alles ganz richtig. Aber wir Dampf sowohl als Elektricität Erzeugnisse der Maschine sind, so ist die Maschine wiederum das Ergebnis der Kohle. Wir man unserer Zeit ein Stichwort anheften, so wäre es gewiß das richtigste und treffendste, von einem Zeitalter der Kohle zu sprechen.

zu sprechen. Bei der Kohle denkt man im Hinblick auf die angebotene umsatzzerstörerische Tätigkeit fast ausschließlich an den Brennstoff, der die Eisenbahnen von Land zu Land, die Schiffskolonne über die Ozeane treibt, der alle die Millionen von Arbeitsmaschinen in der Industrie in Tätigkeit setzt und der uns Menschen und Herde heizt. In dieser Tätigkeit der Kohle liegt kein Geheimnis. Es ist ein ganz einfacher Verbrennungsprozeß, der hierbei vor sich geht. Wenn in der Überführung dieses Aufsatzes von den Geheimnissen der Schwarzen Diamanten gesprochen wird, so ist dabei gedacht an die Kohle als Rohstoff für die Verarbeitung in der Industrie. Und hier enthüllen sich tatsächlich Geheimnisse, die um so wunderbarer und staunenerregender werden, je tiefer der Forscher in die einzuordnenden verfährt.

Die Gelehrten haben schon früh die Entdeckung gemacht, daß sich die Steinkohle in Koks und Leuchtgas spaltet, wenn man sie bei Luftabzug in eisernen Retorten bis zur Asche gluth erhitzt. Diese Thatfache benutzten dann die Techniker zur Einrichtung der Gasanstalten. Das schöne helle, bequeme und billige Gaslicht hat ja, besonders seit sich die Erfindung des Glühstrumpfes durchgesetzt hat, auf der ganzen Linie gesiegt. Selbst in vollkommenen Retorten

Das bei dem Glühen der Kohle in geschlossenen Retorten entstehende Leuchtgas ist übrigens nicht gleich gebrauchsfähig, sondern muß erst in umständlicher Weise gereinigt werden, denn es hat eine ganze Reihe von Beimengungen, die zunächst als mehr oder weniger unangenehme Verunreinigungen betrachtet. Heute schätzt man die Nebenprodukte wie man diese Verunreinigungen jetzt nennt, fast mehr als das Gas selbst, und, daß ich es von vornherein in diesen Nebenprodukten der Leuchtgasfabrikation zeigen die Geheimnisse, von denen die Abschicht spricht.

Aus den glühenden Retorten wird das rohe Leuchtgas durch ein System von Röhren geleitet und dabei gewaschen und gereinigt. Es würde zu weit führen, wollten wir beschreiben, wie dies vor sich geht. Genug, in diesen Röhren setzt sich zunächst eine dunstige ölige Masse ab: der so genannte Kohlentee.

In einem zweiten Theile des großen Köhrnsystems eine stark stichend riechende Flüssigkeit abgesehen: das Ammoniakwasser. Endlich ergeben sich bei der weiteren Reinigung des Gases noch gar nicht so unbedeutliche Mengen von Gipschlamm und mit allerlei Schwefelverbindungen gesättigte Reinigungsmaße. An der Decke der Retorten aber liegt eine schwarze oder dunkelgraue Masse an: Graphit. Die Nebenprodukte der Leuchtgasbereitung sind also Teer, Ammoniakwasser, Knochenschmelze und Graphit.

Namen zu wissen, aus den Bleistiften. Es ist reiner Kohlenstoff in ganz eigenartiger Kristallisationsform, der zweierlei wertvolle Eigenschaften besitzt: er ist nämlich an der Luft unverbrennlich und ist außerdem ein guter Leiter der Elektrizität.

triktät. So verwandelt man den bei der Leuchtgasbereitung gewonnenen Graphit hauptsächlich zu zweierlei Fabrikaten. Einmal macht man ihn mit feuerfestem Ton und formt Schmelztiegel daraus, die sehr hohe Sitzgrade aushalten können, so daß es möglich ist, in ihnen die zähflüssigsten Metalle zum Schmelzen zu bringen; weil aber der Graphit die Elektrizität gut leitet, macht man aus ihm auch die Kohlenfäden der Bogenlampen. Schmelztiegel sowohl als Bogenlampenröhre sind aber wichtige und begehrte Gegenstände und werden gut bezahlt, so können also die in den Gasretorten entweichenden Graphitrückstände ganz vorteilhaft verwendet werden. Das gleiche gilt von dem bei der Gasreinigung abfallenden Schwefel, der in flug erweichten Verfahren zu Schwefelharz und allen möglichen Schwefelverbindungen verarbeitet wird. Besonders seit uns der sülvanische Schwefel, der sonst so sehr billigt ist, nicht mehr zur Verfügung steht, ist die Ausnugung jedes Schwefelrückstandes von Wichtigkeit. Die beiden Nebenprodukte der Gasfabrikation, von denen wir jetzt gesprochen haben, Graphit und Schwefel, sind übrigens die unwichtigsten, denn beide sind nicht selten und finden sich auch sonst vielfach in der Natur. Aber der Techniker läßt auch sie nicht unbenutzen und nimmt sie mit.

Wichtiger und wertvoller ist schon ein drittes Nebenpro-
dukt: der Chanschlamm. Das wasserige Chantalk hat näm-
lich die überragende Eigenschaft, das Gold aufzulösen, während
dies sich doch sonst, wie allgemein bekannt ist, den Lösungs-
versuchen selbst kräftiger Säuren widersetzt. Namentlich in
den Goldbergwerken von Transvaal benutzt man diese Eigen-
schaft des Chantalums bei der Goldgewinnung. Man „schüt-
telt“ hier, wie der technische Ausdruck heißt, die goldhaltigen
Sand und Gesteine mit Chantalklösung. Dadurch lösen sich
selbst die kleinsten Spuren von Gold, die vorhanden sind, auf,
während die übrigen Metalle vom Chantalk nicht angegriffen
werden; und aus der so gewonnenen goldhaltigen Lösung
schlägt man dann das Gold nieder und schmilzt es zu Barren.
Aus scheinbar wertlosen Abraummassen der Goldberg-
werke in Transvaal hat man noch Gold im Werte von Hun-
derten von Millionen abgesehen, und dies wäre ganz un-
möglich gewesen ohne das Chant, das übrigens auch noch
andere technischen Zwecken benutzt wird.

Das vierte Nebenprodukt bei der Gasbereitung ist, wie wir schon, das Ammoniakwasser. Ammoniak, eine Verbindung in der der Stickstoff der Luft gebunden ist, ist für die Landwirtschaft als Düngemittel geradezu unentbehrlich. Solange wir aus Chile Jahr für Jahr zu sehr billigen Preisen die geräthte Schiffsaladungen von Salpeter beziehen konnten, war unser Ammoniakbedarf leicht gedeckt. Seitdem wir aber von Weltmeer abgeschnitten sind, hapert es damit, und unsere Wissenschaft hat ihr Bestes tun müssen, um neue Verfahren zu erfinden, diese hochwichtigen Düngemittel fabrikmäßig in großen Mengen herzustellen. Unter diesen Verhältnissen ist auch das Ammoniak, das bei der Gasfabrikation abfällt, nicht verloren gehen. Da so das Ammoniak für die Landwirtschaft von höchster Bedeutung ist, wagt die Technik geradezu zu behaupten, daß keine Spur davon zugrunde geht.

Weitans das wichtigste von allen Nebenprodukten Gaserzeugung ist aber der Teer, sowohl nach der Menge nach der Bedeutung. Zur Zeit unserer Väter wurde er stark über die Waage anesehen. Daß er Holz gegen die Flüsse der Witterung schützt, wußte man, und so verwandte man ihn zur Herstellung von Dachpappe und bestrich mit den Zapfenpfähle, damit sie in der Erde nicht so leicht verulen. Aber im allgemeinen hieß es: „Wer Teer angreift, indult sich.“

Diese Zeiten sind vorbei. Seitdem haben sich g
Scharen von deutschen Gelehrten auf das Studium des S
flohleenters geworfen, und sie haben in unermüdlicher V
ratoriumsarbeit herausgebracht, daß dieser unheiml
schwarze und schmerzhafte Geseß ungeahnte Schätze und W
tümer enthält. Und wenn heute die deutsche chemisch
duftrie den Weltmarkt beherrscht, so ist das zum guten
nur, weil sie es versteht, das Gold, das im Steinfle
heut, auszumünzen.

[illegible]

Man weiß jetzt, daß der Steinkohlenteer nicht eine einheitliche Masse, sondern ein Gemenge von Olen und Bexh ist. Um ihn zu verwerten, kommt es darauf an, diese verschiedenen Bestandteile in sachgemäßer Weise voneinander zu trennen. Ein vortreffliches Mittel hierzu bietet wieder die trodene Destillation. — In einer großen Retorte wird der Teer zunächst bis auf 170 Grad erhitzt, und zwar muß genau beachtet werden, daß diese Temperatur nicht überschritten wird. Dann entweichen aus ihm Gase, die sich in gefüllten Köhrenleitungen als eine hellbraune Flüssigkeit niederschlagen. Die sind die sogenannten Leichtsö oder die Kohlenwasserstoffe der Benzolreihe.

Sind diese Leichthölz dann sachgemäß aus dem Teer restlos abgetrieben, so leitet man ihn in eine zweite Retorte, in der er nun bis zu 230 Grad erhitzt wird; und wieder wird genau darauf gesehen, daß die Temperatur nicht höher wird. Sofort beginnen sich wieder Dämpfe zu bilden, die bei ihrem Niederschlage in gekühlten Köhren das dunkle Mittel- oder Karböl ergeben, jenes fieschend unangenehm riechende Präparat, das vor einem Jahrzehnte in der Heilkunde eine so große Rolle spielte. Aus ihm scheiden sich von selbst grauweiße, blätterige Kristalle ab, das Naphthalin, ein viel verwendetes Präparat.

Si nach bestimmter Zeit auch das Mittelöl völlig verdunst, so kommt der nun bereits ziemlich dickflüssige Teer zum drittenmal in eine Retorte, in der er genau bis auf 270 Grad erhitzt wird, und diese dritte Destillation des Teers ergibt das Schwer- oder Imprägnieröl. Sobald auch dieses völlig ausgeschieden ist, wird der Teer zum vierten Male der Destillation unterworfen. Jetzt kommt es auf die Temperatur nicht mehr so genau an, wie bei den ersten drei Malen; sie muß nur beträchtlich höher sein als 270 Grad. Dabei entstehen dann die Anthracenöle, die in der Kälte eine feste grünlige Masse (das Anthracen) abscheiden, und als Rückstand in der Retorte verbleibt. Nach.

Durch die hier beschriebene viermalige sehr sorgfältig durchgeführte Destillation ist der Zeer in seine fünf Hauptbestandteile getrennt. Der Übersättigte wegen seien sie noch einmal aufgezählt. Steinkohlenteer ist also ein Gemenge von: 1. Leichtölen, 2. Mitteln- oder Karböl, 3. Schwer- oder Imprägnirtöl, 4. Anthracenöl und 5. Pech.

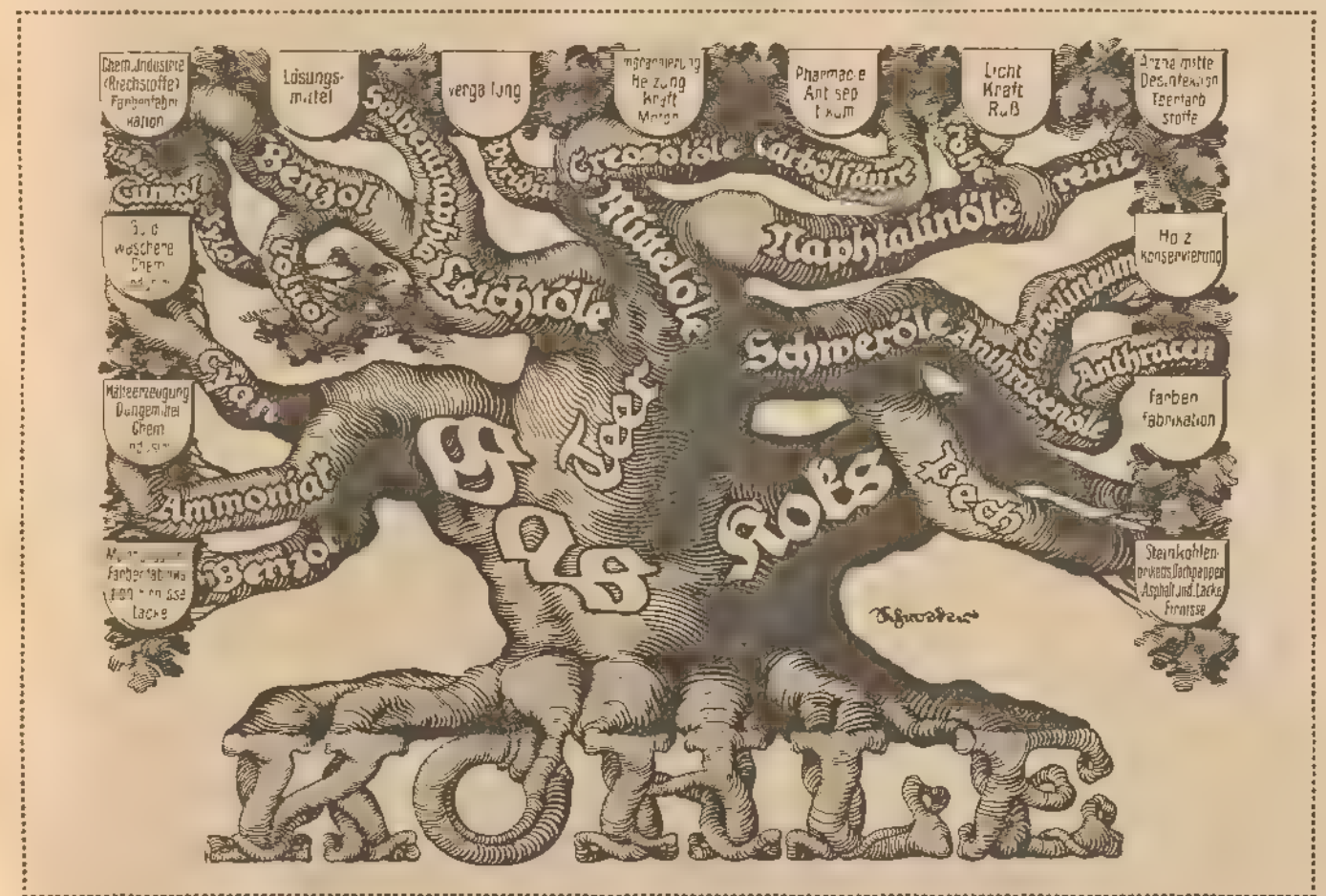
Gebrauchsfertig von diesen fünf Erzeugnissen ist nur das letzte, das Bsch. Die übrigen sind bloß erst Grundstoffe für die aller verschiedensten Präparate, so verschiedenartig und verwirrend reichhaltig, daß es im Rahmen eines Aufsatzes

ganz unmöglich ist, die Fülle der Erzeugnisse zu erschöpfen. Wir müssen uns darauf beschränken, das Wichtigste anzudeuten; aber auch dies schon ist staunenerregend.

Zuerst die Farben, denn von Teerfarben hat wohl schon jebermann gehört. Aus dem Benzol, dem Naphthalin und Anthracen hat man gelernt, alle Farben des Regenbogens vom hellsten Rot über Gelb, Grün und Blau bis zum tiefsten Violett in Tausenden von Tönen herzustellen. Die ersten von diesen Farben, die entdeckt wurden, das „Fuchsin“ (Rot) und das „Mauve“ (Violett), bleichten in der Sonne völlig aus, und noch heute werden von diesen Anfängen her die Anilinfarben ein wenig misstrauisch betrachtet. Seitdem es aber gelungen ist, aus dem Anthracen das Alizarin darzustellen, sind sämtliche Teerfarben in allen ihren Schattierungen völlig sichtlich.

Wird vor wenigen Jahren war der Welthandel bei zwei der wichtigsten Farben aus Frankreich und England angewiesen: erfteres lieferte aus dem in Frankreich viel gebauten Krapp ein schönes Rot, lefteres aus den riesigen Indigoulturen Vorder-Indiens das Blau. Heute find beide Kulturen völlig vernichtet, weil die deutschen Alizarinfarben beffer und weit aus billiger find, als die Farben aus den landwirthschaftlichen Erzeugnissen jene Länder. Noch vor 20 Jahren lieferte Indien für etwa 70 Millionen Mark Indigo, und Deutschland, das für die blauen Uniformen seiner Soldaten diesen lichtechten Farbstoff nötig brauchte, mußte hierfür an England jährlich mehr als 20 Millionen Mark zahlen. Kurz vor dem Kriege aber hatte sich dies Verhältnis glatt umgekehrt, denn jetzt kaufte Großbritannien von uns für einen fast noch höheren Betrag Teerfarben!

Man kann sich leicht denken, wie unangenehm unseren angellächlichen „Bettern“ das völlige Fehlen dieser Farben wurde, als der Krieg die Lieferung deutscher Erzeugnisse an das feindliche Ausland unterband. Ein bezeichnendes Zeugnis hierfür sind die englischen Briefmarken, die alle seitdem mehr oder weniger abweichende Farbentöne erhalten haben: die richtigen Farben konnte nur Deutschland liefern. Oder ein zweites Zeugnis. Im ersten Kriegsjahre gab England einen großen Auftrag auf Flaggentuche nach Amerika, stellte dabei aber, in der Absicht die deutsche Industrie zu schädigen, die Bedingung, deutsche Farben dürfen nicht verwendet werden. Aber diese Bedingung mußte gescheitern, denn es gab in der ganzen Welt keine Farben, die es an Güte mit den deutschen hätten aufnehmen können. In der Industrie der Teerfarben nimmt eben das Deutsche Reich weitaus den ersten



Der Stammbaum der Kohle

Maß ein. In der Gesamtzeugung der ganzen Welt, die nach der letzten mit zugänglichen Angabe auf 160 Millionen Mark geschätzt wurde, war Deutschland mit 120 Millionen beteiligt. Gleich nach dem Kriegsbeginn stellte die englische Regierung 40 Millionen Mark zur Verfügung, um im eigenen Lande leistungsfähige Fabriken für Teerfarben ins Leben zu rufen. Was hierbei herausgekommen ist, ist nicht bekannt geworden; das Ergebnis scheint aber nicht allzu günstig zu sein, denn die sonst immer ruhmredige englische Presse ist, wenn sie von der chemischen Industrie spricht, recht kleinlaut geworden.

Dann die Arzneimittel. Hier liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Die Karbolsäure ist unerlässlich in der Darbietung neuer und immer wieder neuer Heilmittel. Das Erythol, die Salicylsäure, dann Antipyrin, Antifebrin, Phenacetin und Pyramidon, weiter Aspirin, Salipyrin, Salol und was weiß ich welche Heilmittel noch mit wunderschönen Namen auf „in“ und „ol“. An sie alle hatte sich das feindliche Ausland geradezu gewöhnt, wie wir es getan haben, und die Ärzte in den Heeren der Entente kamen in die peinlichste Lage, als sie diese deutschen Arzneimittel nicht mehr haben konnten. Auch für Arzneimittel floßen Jahr für Jahr viele, viele Millionen aus dem Ausland in unsere Heimat und erhöhten den deutschen Volkswohlstand.

Aber auch die Duftstoffe werden jetzt in Deutschland aus dem Steintohlenteer hergestellt! Während man früher den blühenden Blumen in umständlichen und teuren Verfahren ihre Wohlgerüche entziehen mußte, stellt man diese heute täuschend gleich in der Retorte des Chemikers her. Es klingt wie aus einem Zaubermärchen, wenn man hört, daß aus dem Terpentinöl ein Rosenöl dargestellt wird, das dem schönsten Erzeugnis der persischen Blumenfelder an köstlichem Geruch nicht nachsteht, daß aus der Karbolsäure der Duft des Maitrants, aus dem Benzol der des Jasmin hergestellt wird. Und ebenso Weichgallen, Heliotrop, Wintergrün und andere. Alle diese Duftstoffe sind künstlich und doch ganz echt, denn ihre chemische Zusammenfügung entspricht durchaus der der natürlichen.

Hoppel. Eine Hundegeschichte von Hellmuth Unger.

Auf dem Wege zu unserm Lazarett begegnete ich eines Tages zwei jüdischen Jungen, die einen kleinen Hund mit sich schlepten, sicher zu keinem guten Zwecke, denn das Tierchen winzelte und biß um sich. Es gehörte nicht zu ihnen.

Ich habe Hunde gern und war im Kriege bereits zweien begegnet, einem, der im Lazarett seinen Herrn wiedergefunden hatte, der hatte „Karlschen“ geheißen, und dann dem Helden „Bumperl“, der in den Karpathen von einer Russentafel niedergestreckt wurde. Mit Hoppel aber was es anders, der sollte mir gehören, und davon will ich erzählen.

„Was wollt ihr mit dem Hunde anfangen?“ fragte ich die beiden Jungen. „Und woher ist er?“

„Wir haben ihn gefangen und wollen ihn schlachten.“

Sie wollten weitergehen. Ich sah mir das Tierchen an. Es war mager, daß sich seine Rippenbogen gegen die glanzlose Haut drückten und durchzusehen waren. Der Hund mußte lange schon herrenlos sich herumgetrieben haben. Zu schlachten wäre an ihm nicht viel gewesen. Als ich vor ihm stand, blickte er mit seinen großen, glänzenden Augen so bittend nach mir, als ahne er, was seine Besitzer mit ihm vorhätten. Und seine Augen konnten reden. Wenn es dir möglich ist, fremder Soldat, und du ein Herz im Leibe hast, dann hilf mir. Und gleichsam um seine Bitte noch zu unterstützen, bäumte er sich im Arme des einen Jungen auf und bellte. Es war mehr ein heiseres Winseln.

Was sollte ich tun? Ein Recht, denen den Hund abzunehmen, hatte ich nicht. Und dann war mein Stabsarzt, das mußte ich, sein Hundestreund. Vor dem mußte ich seinen Befehl erst verteidigen, denn das Halten von Hunden ist verboten. „Hoppel“, der Name kam mir dabei, schaute nochmals mit höchster Angst nach mir.

Kurz entschlossen bot ich den Jungen eine Handvoll Zigaretten an, wenn sie mir das Tier überlassen würden. Und die überlegten nicht lange.

Ich hatte den Hund und nahm ihn mit in unser Quartier. In diesen Wochen hatten wir die beste Unterkunft, die ich je im Felde gefunden. Es war das Haus eines Arztes, der vor der Russen nach Wien geflohen war, eines alten Mannes, den wir später noch kennen lernen sollten. Als wir unser Kommando in die kleine galizische Ortschaft bekommen hatten, war noch kein Quartiermacher vor uns dagewesen, so fanden wir dies Paradies. Große Räume mit vornehmer Einrichtung, ein großer Garten mit viel Obst und einem Fischteich. Es war wundervoll.

In dieses Quartier brachte ich meinen „Hoppel“, übergab ihn der Frau, die uns jetzt die Wirtschaft besorgte, wie sie es früher schon bei dem alten Arzte gesehen, und suchte meinen Stabsarzt auf, um ihn von dem Hunde zu berichten.

lichen, in der Pflanze gebildeten Stoffe. Und dabei sind sie billig! Von dem köstlichen Vanilleduft kostete das Kilogramm als Naturerzeugnis wohl 7000 M.; das künstliche Vanillin stellt sich in der gleichen Menge auf 80 M., und dabei verdient die Fabrik noch sehr viel.

Aber mit allen diesen Erzeugnissen, die der Steintohlenteer hergibt, haben wir noch längst nicht alles aufgezählt, was wir ihm verdanken. Aus dem Teer stammt auch das Saccharin, der Süßstoff, der uns über die unangenehme Zuckerschnappheit in glücklicher Weise fort hilft, entstammt weiter der künstliche Kautschuk, der zweifellos ebenfalls eine riesengroße Zukunft hat, entstammen zwei Sprengstoffe, die sich durch besondere Durchdringung ihrer Wirkung auszeichnen, das Trinitrotoluol (Triton) und die Pikrinsäure. Allein diese vier zuletzt genannten Erzeugnisse würden hinreichen, der Teerindustrie eine ungeheure Bedeutung in der Weltwirtschaft zu verschaffen. Und dazu kommt dann all das andere, was ich vorher aufgezählt habe. Es grenzt wirklich an das Wunderbare!

Bei dieser Lage der Dinge muß man sich eigentlich wundern, daß immer noch so viele Steintohle als solche verfeuert wird! Denn das Heizen besorgt der Koks auch; die Ofen müssen nur entsprechend eingerichtet werden. Gehen doch bei der Verbrennung gegen 20 Prozent des Wertes verloren. Alle die so kostbaren Nebenprodukte fliegen ja durch den Schornstein davon. Tatsächlich treiben wir, wie Sachverständige und Fachleute ausgesprochen haben, mit den Schätzen, die uns die Kohle bietet, eine wüste und wilde Verschwendung, wenn wir die schwarzen Diamanten einfach unter dem Kessel verbrennen. Diese Erkenntnis setzt sich in der Technik immer mehr durch. Vor dem Kriege haben wir Jahr für Jahr ungeheure Mengen Teer aus England bezogen, den wir dann verarbeitet haben. Unsere Aufgabe wird es sein, immer mehr zur Koksfeuerung überzugehen, damit unsere Industrie in der Lage ist, den Teer selbst zu erzeugen, den sie gebraucht, um in noch ausgedehnterem Maße, als es bisher schon geschehen ist, die wertvollen Stoffe darzustellen, die er darbietet.

„Ein Hund?“

„Jawohl, Herr Stabsarzt.“

„Was soll denn der in unserm Quartier? Sie haben wohl lange nicht mehr Flöhe gehabt?“

„Es ist vollkommen ungeeignet!“ log ich aus ehrlichster Überzeugung, und bis wir in die Wohnung kamen, war er sicher schon gebadet.

„Ist er groß?“

„Nein. Wie ein Schoßhund und hübsch. Er hat eine schwarz-schamotte Haut.“

„Er wird ein dreckiges Fell haben! Und Sie sollen nicht schon wieder dichten! Sie sind kein Kriegserichter!“

Ich kannte meinen Chef. Hinter dessen Grobheit steckte ein gut Teil Herzensgüte. Und wenn er so redete, war er wohl schon halb gewonnen.

„Ich werde mir das Tier erst ansehen.“

Als wir nach der Visite ins Quartier kamen, war Hoppel bereits in stubenwürdigem Zustande. „Hoffentlich benimmt er sich nun recht gut, daß er sich keine Zukunft nicht gleich verscherzt. Er wird schon genug sein“, dachte ich. Hoppel aber dachte nicht daran, er war der frechste Kötter, der mir je über den Weg gekommen ist und schien es als Ehrenpflicht zu betrachten, sich sofort von seiner besten Seite zu zeigen.

Er sprang uns entgegen, mit einem selbstverständlichen Gebell, als seien wir Eindringlinge, denen er energisch entgegenzutreten mußte. Nur der Umstand, daß der Stabsarzt heute die Reithose mit den Lebergamaschen anhatte, rettete ihn sein feidgraues Tuch. Das Leder konnte Hoppel nicht azerbeissen. Solch eine Frechheit! Nun wird er sich seinen Aufenthalt in diesem Paradiese verschert haben! Aber nein. Mein Chef lachte und meinte, das sei ja ein ganz verflörter Kötter, der erst einmal deutschen Komment lernen müsse. Das hieß, er wollte Hoppel doch im Quartier dulden.

„Wenn er sich nicht anständig betragt, schmeiße ich ihn doch noch raus! Wo sind die Burtschen?“

Wir aßen. Und Hoppel, der freche Kerl, statt zu mir, seinem Beschützer, zu kommen, setzte sich neben den Stabsarzt und blinzelte ihm an, bis er einen Knochen bekam. Das Leder ging nach der Charge, und wenn einer die Sterne auf den Achseln hat, dann geht er im militärischen Leben immer vor. Über Hoppel gehörte nun zu unserer Familie und ich freute mich darüber.

Wenn einer nun erwartet, daß ich Heldentaten von ihm erzählen wollte, so irrt er sich, Hoppel jedenfalls kannte nur Heldentaten nach der schlechten Seite. Über böse konnte man ihm niemals sein, denn er konnte lachen, so niederrächig schallend, daß man ihm auch die schlimmste Schandtat verzeihen mußte. Wenn er etwas verbrochen hatte und sich schuldig bewußt

fühlte, dann zog er die Schnauzenwinkel in die Höhe und fleuchte und kniff die Augen zusammen. Und sein Hundelachen stetzte dann selbst den grimmigen Stabsarzt an.

Es waren schließlich acht Offiziere, die in unserm Quartier in Ermangelung eines Kinos zu den Mahlzeiten kamen, ich als der jüngste hatte für Speis und Trant zu sorgen. Und um meine Wirtschaft würde mich manche Hausfrau beneiden. Ich kaufte von den galizischen Bauern Eier ein, vier Heller das Stück, und hatte sie schließlich schodweise in unserer Vorratskammer liegen. Wir speisten damals viel Eiergerichte. Ihr größter Liebhaber war aber Hoppel. Als er eines Tages durch Zufall in die Kammer gesipert worden war, hatte er sechzehn Stück einfach ausge-trunkten, eine Leistung, die ihn aufs

Krankenstroh warf und von mir mit einem ordentlichen Glosse voll Rixinus behandelt wurde. Danach lief er wieder umher und ward dicker als je zuvor.

War dies seiner erster großer Streich gewesen, so war der zweite eigentlich sein größter. Ich hatte vier junge Gänse eingekauft, alle vier für zehn Kronen, und war riesig stolz darauf, denn zu Hause besorgte solche Geschäfte meine Frau. Diese Gänse sollten in den nächsten Wochen gemästet werden, um dann in ihrem angenehmen Zustande unsere Tischtafel zu schmücken. Hoppel wollte es anders.

Eines Morgens machte er im Garten große Raubtierjagd und biß meinen vier Lieb-lingen stracks die Gurgel durch. Dabei

war er nicht größer als seine weißen, beflederten Widersacher. Mein Stabsarzt war nicht wenig erstaunt, als er so bald seinen Gänsebraten bekam, wunderte sich, daß er so wenig fett war. Ich sagte, daß die jungen Gänse die zartesten seien. Meinen Hoppel konnte ich doch nicht an den Kranger stellen. Das konnte ja sein! Ich hätte doch aber nicht gleich alle vier auf einmal schlachten lassen brauchen.

„Zu Befehl, Herr Stabsarzt.“

Das war noch die diplomatischste Erwiderung.

Und am nächsten Tagen gab es Gänsefleisch. Der Stabsarzt als gründlicher Mann vernügte sogleich die Hälse, die er leidenschaftlich gern aß. Die hatte aber Hoppel bekommen.

Ich dachte ihm eine ordentliche Tracht Prügel zu. Als ich mit einem frischgeschneitten Stöcklein zu ihm kam, lachte er, der freche Kerl, und sprang darüber.

So ist er noch um seine verdienten Prügel gekommen. Eines Tages kam er mit ins Lazarett, in dem die Verwundeten von der nahen Front zusammenkamen und weiter ins Stappengebiet abgehoben wurden. Dort muß es ihm sehr gut gefallen haben, denn dort blieb er. Allerdings war bei den Schwestern die Verpflegung besser, und Frauenhände sollen bekanntlich nicht so hart sein.

Nach vierzehn Tagen sah er so rund und wohlgenährt aus, daß selbst der Stabs-

arzt seine Freude an ihm hatte und nur erlirte, wenn es in wenigen Wochen würde und das wurde es bei ihm immer er Hoppel mit nach Hause nehmen würde.

„Zu Befehl!“ Das sollte aber heißen: Nie soll es dir gelingen. Wenn einer den Hund bekommt, dann ich.

Sommersende mußte ich krank nach Hause. Ich habe noch versucht meinen Hoppel mitzubekommen, und der besann sich denn auch, daß er mir Dank schuldet, und wollte mit in den Lazarettzug, aber die bleiben den Verwundeten haben. Ich möchte ihnen die Freude nicht nehmen. Da ließ ich ihn zurück. Und ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen.

Von seinen Streichen habe ich allerdings noch viel gehört. Und der Stabsarzt

schrieb mir oft: Hoppel

hat wieder zehn Eier gefressen, Hoppel hat einen österreichischen Generalmajor angelächelt und dafür acht Tage Kastraten bekommen. Hoppel hat... Was hat Hoppel nicht ausgefressen! Aber sein neuer Besitzer wurde dadurch nur stolzer auf ihn. Hoppel ist mit uns vorgerückt. Hoppel hat den Dnjepr durchschritten. Es ging immer weiter.

Meine Kameraden sind seitdem weit herumgekommen, in Galizien. Jetzt erst habe ich erfahren, daß der Hund nicht mehr ist. In einer Gegend Galiziens war unter den Hunden die Tollwut ausgebrochen, da hatten sie auch den Hoppel erschließen müssen, ehe er angesteckt wurde.



Beobachter im Gipfel eines Baumes. Aufnahme von Gebrüder Gaedel.

Von der Tätigkeit der Berliner Kleiderverwertungsgesellschaft. Von Marg. Jähne.

Seit wir die „wohlgemuten Schuhe“ und ihre Verwandten aus dem Bekleidungsreich an der Abgabestelle für getragene Sachen (S. 235 von Band VII der Illustrierten Kriegsschritte des Dahleim) verlassen, haben sie einen tüchtigen Weg zurückgelegt. Sämtlich mußten sie durch die Läuterungshitze der Desinfektion, aber während die flinken Schuhe nun rasch der Wollendung entgegen-eilten, tauchten die Kleider, Hüte, Mäntel, Decken noch in den Jungbrunnen der chemischen Reinigung, und dann erst wandern sie hinaus in die Werkstätten der Berliner Kleiderverwertungsgesellschaft, Kommandantenstraße 80/81. Hier warten schon über hundert fleißige Hände, um sie zu bearbeiten. Schusterhämmer klopfen, Nähmaschinen raseln, gewichtige Bügelleisen stehen in Tätigkeit.



Wäschelager.

Nach seiner Wollendung wird jeder Gegenstand mit seinem Preise gezeichnet und kommt nun hinunter in die Verkaufsstelle. Da stehen soldatisch stramm in Reih und Glied prächtige, hohe Mannschaffstiefel zu 11 Mark das Paar, daneben bieten sich derbe, hohe Schnürschuhe für 6 Mark an, und ein Paar zierliche blühblanke Lederschuhchen zeigen verschämt auf dem weißen Papierfächchen einen Preis von 4 Mark. Ein hohes Regal, vollgestopft mit Ballschuhen, kaum streift ein Blick der vielen Kaufstüßigen diese weißen, rosa, himmelblauen, silbernen und goldenen Schuhchen. Es gibt noch mehr solche unbegehrte Artikel; z. B. dort im Wäschelager fällt uns unter den gelichteten Stößen von Tisch- und Bettzeug, Handtüchern, Leinwäse und Kinderbeschützen ein hochgetürmter Haufen von schneeweißen, schöngeplätteten Herrentragen auf. Niemand kann sie brauchen, allen wurden sie zu weit in dieser kriegsdünnen Zeit. Und weiterhin unter den Herren-sachen lassen Duzende von tadellosen Frackanzügen unbegehrte und unbeachtet ihre tiefschwarzen Schwalbenschwänze hängen. Wer braucht jetzt einen Frack? Wir kommen zum Kleiderlager, wo ebenso langgereiht über Bügeln warme Wintermäntel und Jacken hängen, auch Kostüme. Wollen wir einmal

neugierig sein? Zwischen 10 und 30 Mark schwankt der Preis der Frauenmäntel.

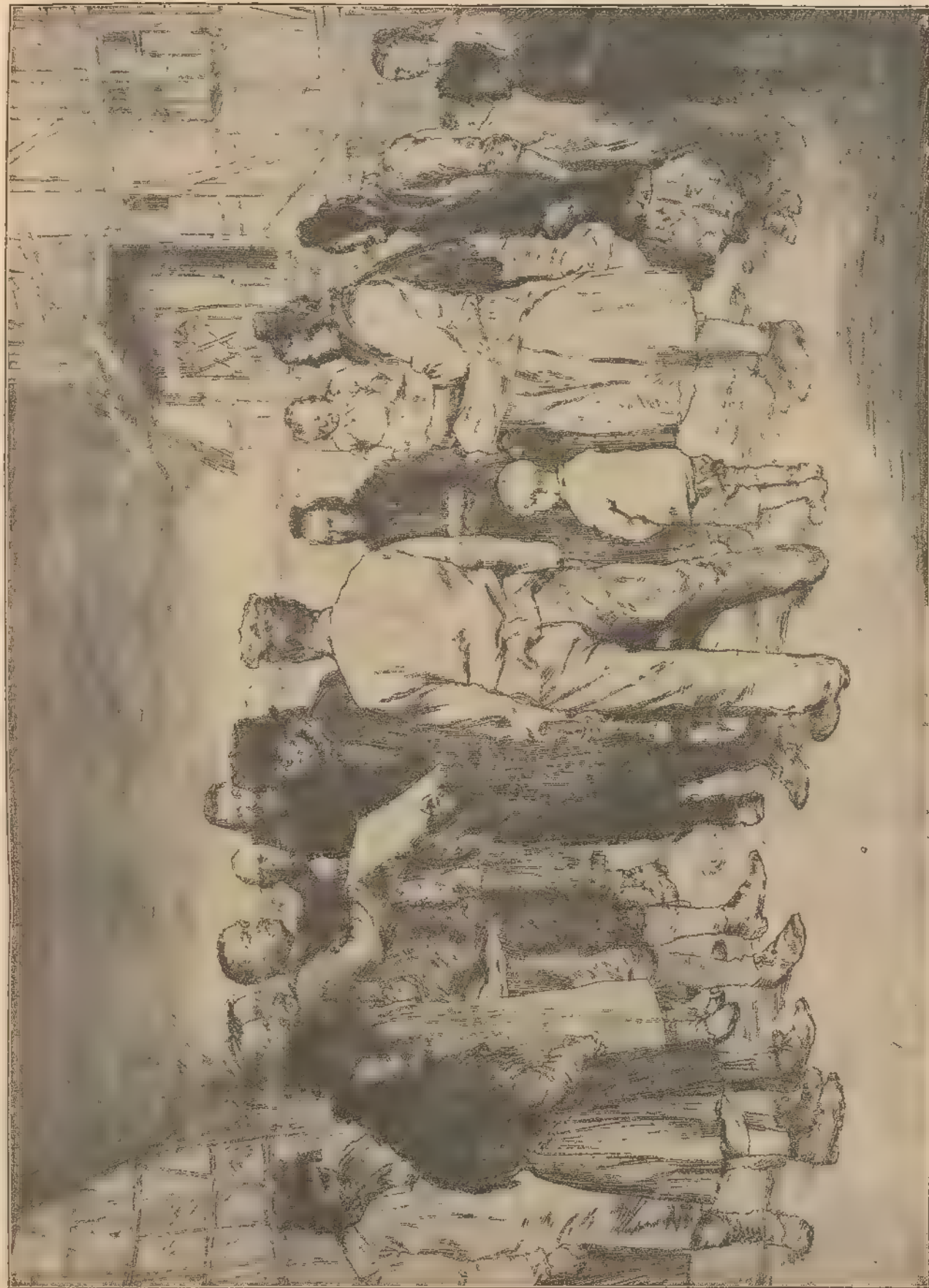
Auf großen Tischen häufen sich die verschiedensten Dinge. Hier ein Stoß von Wolldecken, dort Herrenfilzhüte für 1,35 Mark kann man bereits einen feinen olivengrünen Herrenfilzhut erwerben weiterhin ein großer Berg von Blumen. Der Andrang zur Kleiderverwertungszentrale ist groß. Es werden täglich durchschnittlich 1000 Sachen verkauft. Dafür kommt jeden Morgen ein frischer Nachschub aus den Schuster- und Schneiderwerkstätten des oberen Stockwerks hinunter in die Verkaufsräume. Die Käufer — Käuferinnen wohl hauptsächlich — gehören den Kreisen der Arbeiter und kleinen Beamten an. Sonntags und Montags besonders strömen sie

in breiten Massen durch die Verkaufsräume, denn das sind die beiden Tage, wo ihr Geldbeutel noch am straffsten ist. Mütter mit ihren Kindern, samt den alten Großmüttern, die auch ein Wort zum gewichtigen Einkauf sprechen wollen. Am Wäschelager begehren sorgenvolle Hausfrauen unablässig Laken und Bettbezüge, die stets, ach nur zu bald! vergriffen sind. Kräftige Landfrauen lenken ihre bedächtigen Schritte den warmen Mänteln und Jacken zu, in der Sommerhitze nicht den kalten Spätherbstvergeßend, wo sie auf nassen Kartoffel- und Krautätern schlafen werden, während die jungen Großstadtmädel in dem Haufen von Blumen wählen und sich die leichten Jäckchen gegenseitig probeweise überziehen. Es ist ein Gewimmel, ein Kommen und Gehen; man glaubt es gern, daß 300 Beamte in dem weitverzweigten Betrieb beschäftigt sind.



Schuhlager der Berliner Kleiderverwertungsgesellschaft. Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Im hohen, hellen Geschäftszimmer sitzen nette junge Mädchen mit hohen Stößen von Karten, Scheinen und Büchern vor sich auf den Tischen. Sie tragen die Nummer jedes angekauften und jedes verkauften Gegenstandes in die Geschäftsbücher ein und ebenso, was er im Ankauf kostete und zu welchem Preise er in seinem neuen Glanze abgegeben wurde. Und dann fertigen sie Bezugscheine aus.



Kriegsnachrichten auf dem Lande. Radierung von Wilhelm Thielmann.

Der vaterländische Hilfsdienst. Von Oberstleutnant W. von Bremen.

Vor hundert Jahren führte Preußen, als es galt, die napoleonische Weltkrieger zu brechen, die allgemeine Wehrpflicht ein. In unseren großen deutschen Einigungskriegen bestand sie ihre Feuerprobe und brachte uns unsere Siege. Alle großen Staaten der Welt folgten unserem Beispiel und gründeten ebenfalls ihre Heere darauf, zuletzt unser bitterster Feind, England, das erst mitten im Ringen um seine weltbeherrschende Stellung sich notgedrungen dazu entschloß.

Seit drei Jahren schon stehen wir nun im Kampfe um unser Sein oder Nichtsein für alle Zeit. Siegreich haben unsere Heere gen West und Ost ihre Fahnen in das Land unserer Feinde getragen und dort den eisernen Wall gegen die Invasoren immer neuer Millionenheere gezogen. Wunder von Tapferkeit, Heldennut und nimmer müden Ausschüssen haben sie geleistet und vollzogen sie immer aufs neue. Wohl hat auch die Heimat tapfer und unentwegt mitgeholfen an den Taten unserer Helden dort draußen, wenn auch ihre stille Arbeit nicht den Vergleich aushält mit dem, was täglich und stündlich unsere ungezählten Tausende dort leisten müssen. Aber unser Volk auch in der Heimat ist heute mehr denn je entschlossen, all seine Kraft einzusetzen, auf daß der Kampf, der nicht mehr allein von den Truppen draußen, sondern auch von den Wölfen im Innern ausgetragen wird, zu einem Siege führt, der unser nationales Dasein für alle Zukunft festlegen muß. Und daß es so ist, davon legt eine neue große Tat Zeugnis ab: die Einführung des vaterländischen Hilfsdienstes.

So wird der 5. Dezember 1916, an dem das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst in Kraft getreten ist, einen gleichen Merkschein in der deutschen Geschichte bilden, wie einst der 3. September 1814, der uns die in den Befreiungskriegen so herrlich bewährte allgemeine Wehrpflicht in Preußen endgültig brachte.

Was soll der vaterländische Hilfsdienst sein? Er soll die Mobilmachung vieler noch brach liegender oder nicht an richtiger Stelle verwendeter Kräfte sein. Neben die Heerarmee soll eine Heimararmee treten. Wohl haben unsere Heimarbeiter in den Stürmen des Weltkrieges schon tapfer und unentwegt mitgekämpft, aber nun soll ihre Organisation ein festes Gefüge durch dies Gesetz erhalten.

Als oberste Behörde für die Durchführung dieser Organisation ist das Kriegsamt geschaffen, an dessen Spitze der in länger denn zwei Jahren trefflich bewährte Chef unseres Heeres, Generaloberst Hindenburg, steht. Neben ihm steht Generalleutnant Groener, getreten ist. Dieses Kriegsamt soll nun alle Industrien im ganzen Deutschen Reich mit einem großen, gemeinsamen Netz umspannen und alle Arbeitskräfte dafür mobilisieren.

Als Arbeitskräfte für diesen Zweck hat das Gesetz gewissermaßen eine Erweiterung der allgemeinen Wehrpflicht vorgesehen, indem „jeder männliche Deutsche vom vollendeten siebzehnten bis zum vollendeten sechzigsten Lebensjahre, soweit er nicht zum Dienste in der bewaffneten Macht einberufen ist, zum vaterländischen Hilfsdienst während des Krieges verpflichtet“ ist. Ihr Frauen ist also eine Verpflichtung zum vaterländischen Hilfsdienst nicht vorgesehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Angebot an weiblichen Arbeitskräften die vorhandenen offenen Stellen immer noch übersteigt. Die bisher im Kriege so bewährte Arbeitskraft der deutschen Frau wird auch in Zukunft ohne jeden Zwang in reichem Maße zur Verfügung stehen und, wie bisher, dort zweckmäßig Verwendung finden, wo Männerarbeit dadurch ersetzt werden kann.

Was nun die Altersgrenze für die Hilfsdienstpflicht betrifft, so bedeutet sie sozusagen eine Verlängerung der Wehrpflicht. Diese reicht betamlich nur vom 17. bis zum 45. Lebensjahre, wobei allerdings zu bemerken ist, daß ein Erlöschen der Wehrpflicht der während des Krieges vor dem 45. Lebensjahre in das Heer Eingestellten während der Dauer des Krieges nicht eintritt. Es ist daher auch nur eine Meldung der vom 30. Juni 1857 bis zum 1. Januar 1870 Geborenen vorgeschrieben.

Von der vaterländischen Dienstpflicht ausgenommen sind nur allein diejenigen, die „zum Dienst in der bewaffneten Macht einberufen“ sind, d. h. alle Angehörigen des aktiven Heeres. Auch die Deutschen im Auslande sind hilfsdienstpflichtig, und niemand kann sich durch Austritt ins Ausland der Hilfsdienstpflicht entziehen. Ebenfalls ist auch eine Hilfsdienstpflicht im Auslande ausgeschlossen; d. h. es können Hilfsdienstpflichtige vor allem auch im Etappengebiet verwandt werden. Zunächst hat man hierfür nur freiwillig sich dazu Meldende in Aussicht genommen und verwendet.

Eine der bedeutendsten Fragen ist nun aber weiter: Was ist vaterländischer Hilfsdienst? Das Gesetz sagt darüber: „Als im vaterländischen Hilfsdienst tätig gelten alle Personen, die bei Behörden, behördlichen Einrichtungen, in der Kriegsindustrie, in der Land- und Forstwirtschaft, in der Krankenpflege, in kriegswissenschaftlichen Organisationen jeder Art oder in sonstigen Berufen oder Betrieben, die für Zwecke der Kriegführung oder der Volksversorgung unmittelbar oder mittel-

bar Bedeutung haben, beschäftigt sind, soweit die Zahl dieser Personen das Bedürfnis nicht übersteigt.“

In dieser Fassung bedarf der Begriff „Behördliche Einrichtungen“ einer Erläuterung. Nach den Mitteilungen des Kriegsamts fallen auch darunter: Die gesamte Seelorge sowie alle Einrichtungen für Ernährungszwecke. Unter den wie alle „Einrichtungen“ fällt aber nicht nur die leibliche Begriffs „Volksversorgung“, die juristische, also: Universitäten, sondern auch die geistige, die in weitestem Sinne, auch die Provinzpresse, die religiöse, die Sonntags- und die Fachpresse, weiter auch die Rechtsanwaltschaft, die Banken und Versicherungsgesellschaften, die Berufsorganisationen von Arbeitgebern und Arbeitern, die Organe der Sozialversicherung und ähnliche Einrichtungen.

Bei den vielfachen Zweifeln, ob ein Beruf oder Betrieb nun als im vaterländischen Hilfsdienst stehend anzusehen ist, und ob weiter die darin beschäftigte Zahl von Personen „das Bedürfnis nicht übersteigt“, entscheiden hierzu besonders im Bezirk jedes Generalkommandos eingesetzte Ausschüsse, so genannte „Feststellungsausschüsse“, die aus einem Offizier als Vorsitzenden, zwei höheren Staatsbeamten, sowie aus je zwei Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer bestehen. Gegen die Entscheidungen dieser Ausschüsse sind Beschwerden zulässig, über die dann eine beim Kriegsamt eingerichtete Zentralstelle entscheidet.

Wer nun zurzeit nicht in einer Behörde oder Einrichtung, die als vaterländischer Hilfsdienst stehend anzusehen ist, tätig ist, kann jederzeit zum vaterländischen Hilfsdienst einberufen werden.

Zunächst hatte man mit einem Aufruf zu freiwilligen Meldungen für den Eintritt begonnen. Wie aber bereits bei der Beratung des Gesetzes hervorgehoben wurde, ist die Zahl der Müßiggänger heute bei uns nicht mehr allzu groß. So genügt nun auch die freiwilligen Meldungen nicht, und es mußte daher eine „Heranziehung“ zum Hilfsdienst eintreten. An Stelle der Freiwilligkeit ist also der Zwang getreten. Aber auch das genügt nicht, damit das Gesetz in volle Wirkung zu treten vermag. Hierfür gilt daher auch das von unserem Feldmarschall Hindenburg gesprochene Wort: „Ohne Zwang geht es nicht, aber hinzukommen muß die tatkräftige von vaterländischem Pflichtgefühl geleitete Erfüllung eines jeden einzelnen.“

Für die Ausführung dieser Heranziehung zum Hilfsdienst sind nun ebenfalls Ausschüsse gebildet, und zwar sogenannte „Einberufungsausschüsse“, in der Regel einer für den Bezirk jedes Bezirkskommandos. So haben wir nun nicht weniger als 227 solche Einberufungsausschüsse. Sie sind in ihrem Wirkungskreise natürlich sehr verschieden. Während einzelne, in kleinen Bezirken tätige, vielleicht 1000 bis 2000 Hilfsdienstpflichtige haben, verfügen andere über Hunderttausende. Der größte von ihnen in Berlin, der über ganz Groß-Berlin und noch eine größere Zahl von Kreisen der Provinz Brandenburg verfügt, dürfte gegen anderthalb Millionen Hilfsdienstpflichtige unter sich haben.

Auch diese „Einberufungsausschüsse“ bestehen aus einem Offizier als Vorsitzenden, einem höheren Beamten und je zwei Vertretern von Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Sie erlassen zunächst schriftliche Aufforderungen an die bei ihnen von den Ortsbehörden gemeldeten Hilfsdienstpflichtigen, sowie Bedarf daran eintritt, den ihnen die bei jedem Armeekorps gebildeten Kriegsamtstellen mitteilen.

Auch gegen die von den Einberufungsausschüssen veranlagte Überweisung steht den betreffenden Hilfsdienstpflichtigen ebenfalls eine Beschwerde zu, über die dann der erwähnte „Feststellungsausschuß“ entscheidet. Welche eine gewaltige Arbeit diesen Ausschüssen erwächst, ergibt sich ohne weiteres aus der hohen Zahl der Hilfsdienstpflichtigen. Die Arbeit wird aber vor allem auch dadurch gesteigert, daß bei der Überweisung zum Hilfsdienst „auf das Lebensalter, die Familienverhältnisse, den Wohnort und die Gesundheit sowie auf die bisherige Tätigkeit des Hilfsdienstpflichtigen Rücksicht zu nehmen ist“. Dazu kommt noch, daß auch „zu prüfen ist, ob der in Aussicht gestellte Arbeitslohn dem Beschäftigten und etwa zu versorgenden Angehörigen ausreichenden Unterhalt ermöglicht“. Es leuchtet ohne weiteres ein, welche Schwierigkeiten so der Entscheidung der Einberufungs- und Feststellungsausschüsse erwachsen.

Schon aus diesem kurzen Überblick dürfte es sich ergeben, von welcher einschneidender Wirkung das vaterländische Hilfsdienstgesetz für unsere ganzen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ist. Sein Zweck soll es sein, unsere materiellen Kräfte zu steigern, Waffen, Munition, Heeresersatz herbeizuschaffen, dann aber auch unsere sittlichen Kräfte zu steigern, die Willenskraft unseres Volkes zu stärken und so hinter unserer unvergleichlichen Kampfarmee auch eine ihrer würdige Heimararmee zu errichten, die mit ihr den Sieg für alle Zeit erkämpft.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

25. Juli 1917: In Flandern gewaltige Artilleriekämpfe; englische Erkundungsvorstöße zurückgeschlagen. Französische Angriffe am Winterberg bei Craonne. In Galizien geht der Vormarsch unaufhaltbar weiter; Larnopol genommen; ebenso Stanislaw und Nadworna. Im Süßta-Tal Stellungen zurückgenommen.

26. Juli: In Flandern Artillerieschlacht von unermindelter Heftigkeit. Erfolg bei Mondy, Rilles, Gurbel und am Hochberg. — Fortschritt südlich Smorgon, Buczacz, Tlumacz, Otynia und Delatun sind genommen. Die russische Karpatenfront auch (nördlich des Tatars-Passes) ins Wanken gekommen.

27. Juli: In Flandern und im Artois gewaltige Erkundungen der Engländer gescheitert. Erfolg bei Rucourt. Bei Rilles, Gurbel und am Hochberg Gegenangriffe. — Der Giezna- und Serezh-Übergang von Trembowla bis Schemorzezer erkämpft; Kolomeja genommen. Das Tal von Serezh bis zum Überlauf der Putna aufgegeben.

28. Juli: In Flandern teilweise heftiges Trommelfeuer. Neue Angriffe bei Rilles abgewiesen. Bahnhöfe und militärische Anlagen von Paris mit Fliegerbomben belegt. — In der Folge der Russen haben wir die Linie Jagielnica-Horodenska-Jablotow überschritten. Erfolg in den Waldkarpaten. An der oberen Putna zurückgegangen.

29. Juli: Artillerieschlacht in Flandern tobt weiter; erditterte britische Infanteriekämpfe. Angriffe bei Rilles. — In Ostgalizien sind die Russen beider-

seits von Husiatin hinter die Reichsgrenze zurückgegangen. Auf der Dniestrfront geht die Derfolgung weiter. Im Czernomys-Tal ist Kuty genommen. Angriffe südlich des Dniestr-Tales.

30. Juli: In Flandern englische Vorstöße. Am Chymin-Dam-Dam von Cerny bis zum Winterberg bei Craonne heftige Angriffe. — Der Grenzfluß Strucz an mehreren Stellen überschritten. Kämpfe bei Korolowka, Zaleszczyska, zwischen Salucza und Wizniz sowie beim Vormarsch auf Seletin.

31. Juli: In Flandern stärkstes Trommelfeuer: die große Infanterieschlacht hat begonnen. Am Chemin-des-Dames Angriffe bei Filain. — Weitere Verfolgung in Galizien. Kämpfe bei Miora am Strucz. Werenzanka und Siatyn erdämpft. Erfolg bei Wizniz. Angriffe am Mgr. Casimul.

1. August: Die große Schlacht in Flandern auf 25 Kilometer breiter Front zwischen Nordchoote und Warneton: Angriffe in der Hauptsache abgewiesen; nur vorderste Stellung geräumt. Neue Kämpfe bei Filain; Erfolg bei La Bouelle. — In Ostgalizien und der Bukowina gehen die Verfolgungen weiter.

2. August: Von Cernomys bis zur Lys heftigste Angriffe verlustreich gescheitert. Erfolgreiche Anläufe der Franzosen bei Filain und Cerny. — Bei Wogoda russische Nachhut geworfen. Auch südlich des Dniestr nähern wir uns der russischen Grenze. Wir stehen vor Kimpolung. Neue starke Kämpfe um den Mgr. Casimul.

3. August: Vorstöße an der Straße Miespori-Weitenende, östlich Bixchote und bei Cernomys.

Kämpfe bei Allemant, Cerny und auf dem linken Maasufer. — Kurdyne erobert. Zwischen Dniestr und Pruth gehen die Russen zurück. Czernomys ist besetzt. Straßenkämpfe in Kimpolung.

4. August: In Flandern und im Artois Kampfpause; Erfolg bei Leintay. — Südlich Czernomys ist die russische Reichsgrenze überschritten. Galizien außer einem schmalen Streifen von Broby bis Abaraz vom Feinde befreit. In der Bukowina drängen wir über die Linie Czernomys-Patrouh. — Bika-Kimpolung dem Feinde nach.

5. August: In Flandern keine Angriffe; starker Feuerkampf nur in einzelnen Abschnitten. Gesetzt bei Jouvincourt. — Bei Broby und am Strucz Artilleriekämpfe. Vormarsch auf Chotin. — Rancze und der Westteil von Bojan am Pruth genommen. Russen in die Ebene von Rabauh zurückgedrängt. Wama a. d. Moia genommen.

6. August: Englische Teilangriffe zwischen der Straße Upern-Meninas und der Lys. Gefechtsfähigkeit zwischen La Bassée-Kanal und Scarpe sowie am Chemin-des-Dames. — Längs des Strucz britische Gefechte. Zwischen Dniestr und Pruth sowie südlich Czernomys russischer Widerstand. Nach heftigen Kämpfen Rabauh genommen.

7. August: Im Trichterfeld von Flandern Erkundungsgefechte; zwischen Husiatin und der Scarpe starkes Feuer. Erfolg in der Schlacht von Bessy und bei Berry-aux-Bac. — Vormarsch im Serezh- und Scazama-Tal; rumänische Angriffe am Mgr. Casimul und bei Kletzer Cepia (am Putna-Tal) abgewiesen. Die russischen Stellungen nördlich Fociani gestärkt.



Rittmeister Freiherr von Nitzthofen. Radierung von Ernst Schäffer.

Bei einer deutschen Hafentendantur an der Donau. I.

Eine Dienstreise führte mich in diesen heißen Sommertagen nach Rumänien, die Donau abwärts.

Dicht hinter der kleinen Färkeninsel Ada Kaleh kommen wir in die Stromschnellen des Eisernen Tores. Jetzt bei tiefem Wasserstande ist das Strombett, aus dem überall Felsen hervorragen, unpassierbar, und wir müssen den daneben liegenden Kanal benutzen, der erst seit einigen Jahren erbaut ist. Aber auch in diesem Kanal hat die Strömung eine derartige Geschwindigkeit, daß bisher Stromauf-Schleppdampfer nur ein einziges Schlepp hinter sich heraufziehen konnten.

Diesem Uebelstande hat unser Feldisenbahnchef, dem ja auch die gesamten Wasserstraßen unterstehen, schnell abgeholfen. Neben dem Kanal ist ein Eisenbahngleis gestreckt worden, und jetzt spannt sich außer dem Dampfer noch jedes Mal eine Lokomotive vor den Schleppzug, der auf diese Weise nicht mehr wie bisher vor dem Eingange des Kanals geteilt werden muß.

Bei dem Eisernen Tor kommen wir an die Grenze. Die Berge werden niedriger, und bald darauf erreichen wir die erste rumänische Stadt. Ohne anzuhalten fahren wir an ihr und dem recht belebten Hafen vorüber und kommen immer weiter in die große Ebene der Walachei hinein, wo wir längs des Ufers die weiten, bereits abgeernteten Felder sehen, die uns eine reiche Ernte gebracht haben, ohne die wir den Kampf um unser Dasein kaum hätten fortsetzen können. Jeden Augenblick begegnen uns Dampfer, die eine Anzahl tiefstehender, also vollbeladener Schlepps hinter sich fortziehen.

Endlich erreichen wir unser Tagesziel, die kleine, freundliche Stadt, wo ein guter Freund von mir seit einigen Monaten den Posten eines Hafentendanten bekleidet.

Telegraphisch von meiner Ankunft benachrichtigt, empfängt er mich freudestrahlend an der Bandungsbrücke.

Wir begrüßen uns händeschüttelnd, während zwei bereitstehende russische Gefangene sich meines Gepäcks bemächtigen.

Aber so einfach ist mein Einzug in Rumänien doch nicht. Schon naht sich die gestrenge Hafenpolizei in Gestalt eines Unteroffiziers und fragt nach Nam' und Art. Eigentlich hatte ich gedacht, daß mein Freund mich kraft seiner Persönlichkeit legitimieren würde. Er aber meint lächelnd:

„Hier gilt gleiches Recht für alle. Zeige nur deinen Paß und Erlaubnischein vor. Dann will ich Dich wenigstens von der körperlichen Untersuchung befreien, die dir sonst auch noch bevorstehen würde. Unsere Donaupolizei ist jetzt recht scharf. Hier rechts ist der Umkleideraum für die Damen und links der für die Herren.“

Nachdem meine Papiere für gut befunden waren, durfte ich die Sperre durchschreiten.

Draußen wartete schon das Auto der Hafentendantur. „Wozu braucht Ihr denn eigentlich ein Auto?“ fragte ich, „ein Motorboot würde doch für den Wasserverkehr völlig ausreichen.“

„Das glaubst Du in Deinem beschränkten Untertanenverstande, mein Lieber. Du ahnst eben nicht, daß ich außer diesem einen Haupthafen noch weitere vier kleinere Verladeplätze unter mir habe, die betriebsmäßig weit von hier liegen, daß ich mit meinem sonst sehr tüchtigen Motorboot, das allerdings gegen den Strom nur 8 Kilometer die Stunde macht, fast einen ganzen Tag gebrauchen würde, um dorthin zu kommen.“

„Was wird denn in diesen kleineren Plätzen verladen?“ „Vor allem das Getreide der diesjährigen Ernte, das die Bauern mit ihren Panjewagen dorthin bringen. Dann aber auch Vieh und Rohstoffe, Leder, Häute, Metalle. In jedem Plage sitzt einer meiner Unteroffiziere zur Aufsicht; aber mindestens einmal in der Woche muß ich doch jeden Hafen selber einmal besuchen und nach dem Rechten sehen.“

Jetzt hat das Auto die Uferböschung erklimmt, und wir biegen in die Hauptstraße der Stadt ein, die etwa 20.000 Einwohner zählt. Mein Freund macht den Erklärer.

„Hier ist das Elektrizitätswerk. Es hat bei der Beschließung der Stadt durch die Bulgaren etwas gelitten. Die eine halbe Wand fehlt noch, und die Fensterhebeln konnten wir auch noch nicht wieder einlegen. Trotzdem arbeitet es tadellos. Aber um 11 Uhr abends wird das Licht ausgedreht, um die Bevölkerung nicht zum Leichtsinn zu erziehen. Die kleine Baracke hier ist die Entlausungsanstalt.“

Vor einer hübschen, einstöckigen Villa machen wir Halt. Das blendend weiße Häuschen ist wirklich allerliebst. Ich bekomme ein sehr hübsches Zimmer mit dem Bad gleich daneben. „Wo befindet sich denn der Eigentümer des Hauses?“

„Den haben wir freundlich aufgefordert, sich irgendwo in der Stadt einzumieten. Mein Adjutant wohnt auch noch hier, und ich konnte es nicht verantworten, daß der Besitzer geblieben wäre, um uns gelegentlich in unsere Arbeit hinein zu sehen. Jetzt aber mach' dich bitte schnell fertig. Das Abendessen wartet schon auf uns.“

In wenigen Minuten bin ich bereit, worauf wir uns zwei Käufer weiter begeben wo die Hafentendantur sich ihr Kasino eingerichtet hat. Eine größere Anzahl Herren er-

wartet uns schon, und nach kurzer Vorstellung geht es zu Tisch. Der Herr Hafentendant macht mich mit der Tätigkeit der einzelnen Herren bekannt.

Sein erster Adjutant, ein Hauptmann, ist im Zivilberuf Großkaufmann im Auslande und sehr für seinen jetzigen Posten geeignet. Der zweite Adjutant ist sonst Professor der Philosophie.

Das technische Element ist durch einen älteren Kapitänleutnant vertreten, der in Friedenszeiten einen großen Ozeandampfer nach Amerika gesteuert hat. Jetzt setzt er in sachgemäßer Weise die Schleppzüge zusammen und regelt überhaupt den Verkehr der ein- und auslaufenden Schiffe.

Ein anderer Seeoffizier ist Kommandant der Werft, die erst von uns eingerichtet wurde und bereits eine der bedeutendsten Anlagen längs der unteren Donau ist. Außerdem ist er Vorstand der Vergungsgruppe, deren Tätigkeit darin besteht, die von den Rumänen versenkten Schiffe wieder vom Grunde der Donau ans Licht zu befördern. Am folgenden Morgen soll ich einer solchen Hebung beiwohnen. Er erzählt:

„Sofort in den ersten Tagen nach ihrer heimtückischen Kriegserklärung haben die Rumänen fast alle auf der Donau befindlichen Schiffe versenkt. Es liegen jetzt noch fast 400 Dampfer und Schlepper auf dem Grunde des Stromes, während wir beinahe 200 bereits wieder gehoben haben. Da unterdessen der Wert der Schiffe bedeutend gestiegen ist, so machen wir ein sehr gutes Geschäft dabei, denn die Kosten für Hebung und Wiederinstandsetzung betragen nur ein Viertel des Anschaffungswertes, ganz davon abgesehen, daß Neubauten jetzt entweder unmöglich sind oder jedenfalls das Zehnfache der Zeit wie eine Hebung beanspruchen.“

Ich wundere mich, warum die Rumänen sogleich nach der Kriegserklärung mit dem Vernichten ihrer doch recht bedeutenden Donauflotte begonnen haben und nicht erst so lange damit warteten, bis der deutsche Einmarsch erfolgte. Sie waren doch anfangs ihres Erfolges über die anscheinend bereits erschöpften Mittelmächte so sicher.

„Vielleicht waren die eingeweihten Kreise keineswegs ihrer Sache sicher. Die schlugen nur los, um die versprochenen Besetzungsgelder zu erhalten. Dazu kam dann noch, daß die Mehrzahl der versenkten Schiffe deutsche oder österreichisch-ungarische waren.“

Der nächste Herr, dessen Bekanntschaft ich mache, ist Vorstand der Rohstoffstelle. Er setzt mich durch Mitteilungen über die riesigen Mengen von Rohstoffen in Erstaunen.

Der Rohstoffmann hat aber außerdem noch ein anderes wichtiges Amt. Zusammen mit einem K. und K. Kollegen bildet er die sogenannte Zuteilungsstelle. Diese Abteilung hat bei allen durchkommenden Schlepps zu bestimmen, welche nach Deutschland und welche nach der Doppelmonarchie gehen sollen. Natürlich ist das nicht ihrem Gutdünken überlassen, sondern die Verteilung erfolgt nach einem bestimmten Schlüssel, der sich monatlich ändert und jedesmal eine Folge der Vereinbarungen zwischen den Mittelmächten ist. Dann lernte ich noch einen Hauptmann, den Chef der Donaupolizei kennen, einen sehr tätigen Herrn, der bisher im Berliner Polizeipräsidium gearbeitet hat. Ein Postrat, Vorsteher der Feldpost, und der Doktor, der mir sofort Chinin zu schlucken geben wollte, vervollständigten den Kreis.

„Nimm bloß dem Doktor zu Liebe Chinin“, meinte mein Freund, „sonst elendet er dich mehr, als es die Moskitos jemals tun werden, denn es gibt nicht eine einzige Mücke, geschweige denn eine Anopheles hier.“

Aber das war des Doktors schwache Stelle. „Herr Major wird noch so lange leichtsinnig sein und kein Chinin nehmen, bis er eines Tages mit 41 Grad Fieber da liegt.“

Bermittelnd fragte ich: „Woran erkennt man denn eigentlich die gefährdete Anophelesmücke?“

Gern gab mir der Doktor eine etwas langatmige Erklärung.

Beide Mückenarten, die harmlose Culex und die Fieber bringende Anopheles sind sich äußerlich sehr ähnlich. Aber man kann sie sofort unterscheiden, wenn sie an der Wand sitzen. Die Culex-Arten, zu denen auch unsere gewöhnliche deutsche Mücke gehört, sitzen von seitwärts gesehen gestülmt und mit dem Hinterkörper dicht an der Wand. Die Anopheles dagegen bilden im Sitzen eine gerade Linie und halten Hinterleib und Hinterbeine weit von der Wand abgespreizt. Trifft man eine derartige Mücke in seinem Zimmer, dann empfiehlt es sich unter allen Umständen Chinin zu nehmen.“

Sachend rief der Kommandant des Hafens dazwischen: „Eine einzige Anopheles will der Doktor hier gefunden haben, und darauf hin sollen wir alle uns mit dem vermeintlichen Chinin den Magen verderben.“

Der Doktor gab den Kampf auf.

Den weiteren Verlauf des Abends bei rumänischen Landwein und Skat kann ich übergehen. Fröhlich gingen wir nach Hause, denn unweigerlich um 11 Uhr erlischt das elektrische Licht.



Aus den Kämpfen in Östgalizien: Vorstoß unter dem Schutze einer Nebelbombe. Aufnahme von H. Grohs.

Es hat mich immer ein bißchen verdrossen, das Wort Goethes: „Das Genie raucht nicht.“ Man mag's drehen, wie man will, es behält eine mißgünstige Färbung und wird dem Wesen und Wirken des blauen Rauchgetränks, dem Sebastian Bach eine Kantate, Höpff eine Ode gewidmet hat, in keiner Weise gerecht. Zur Zeit des Olympiers schnupfte man viel, heute raucht man mehr. Heute raucht auch das Genie, und wer mag's ermesen, wie viele gewaltige, umgestaltend wirkende Gedanken im dufenden Gewölke geboren worden sind. Die Überzahl unserer Geistesarbeiter bildet ein großes Tabakskollegium, das sich aus den wundervollen Quellstoffen des bitteren Krautes Nahrung für Phantasie und Verstand holt und aus der Opferwolke gesteigerte Lebensgefühle gewinnt wie den Sauerstoff aus der Lufthülle. Allen neun Wäsen scheinen die belebenden Dämpfe ein wohlgefälliges Element; noch einmal so fabriktierfröh sammelt sich darin Begierde, das alte, brave Götterpferd, freier und freudiger offenbaren sich die Tonweisen dem Künstler zur rhythmischen Gestaltung.

Wir aber ist der Tabak zum Freund und Kameraden, die lange Pfeife zum treuen Beggenossen geworden. Ob ich mich diplomatisch in Rauchwolken hülle und darin vor dem Streit und Geschrei des Tages den schweigenden Philosophen bleibe, ob ich sie führe, damit sie Grillen und Sorgen von mir nehme und mich nach allerlei feindseligen Anfechtungen wieder in eine milde, vergehende Stimmung bringe, ob sie die düstige Leuchte meines schlichten Verstandes zur Klarheit bringen soll immer ist sie mir helfend zur Seite gewesen, hat mir die Berufsalten von der Stirn geschwemmt und geholfen, mit dem Irren und Wirren des Lebens leichter, als es sonst wohl geschehen wäre, fertig zu werden. Sie gibt mir in der harten Kriegszeit, die unser Nahrungsbedürfnis nach Grammgewichts- und chemischen Grundfragen regelt, Kraft zum Strecken und Sparen, indem sie aus patriotischen Gründen scheinheilig den Appetit betrügt und die mangelnde Butter und Würst zum Brot durch Prinzipienreue und Hoffnung auf bessere Tage ersetzt. Wir sind so etwas wie Philemon und Baucis oder wie Drest und Phylades oder sonst eine angesehene Firma auf dem Gebiete der Liebe und Freundschaft. Aremte man uns, ich würde dasigen, wie ein Schneider mit Leibweh, wie ein lebensmüder Kanarienvogel, dem man die Stange aus dem Bauer genommen hat, ich würde ein ganz grenzlicher Kerl werden. Wer sich an das Rauchen gewöhnt hat, mag die dabei empfundene angenehme Erregung und das Gefühl allgemeiner Behaglichkeit nicht mehr entbehren.

Es ist auf dieser budigen Welt nun einmal nicht alles so, wie es wohl sein könnte. Kreuz und quer weben Sorgen und Not ihre Fäden, und die Seele scheuert sich wund an dem alltäglichen Kleintram, und Macbeths unsterbliche Sexen brauen einen Unverstand zusammen, der die Menschen beständig unter quälendem Gefühlsdruck hält. Es muß daher jedes Ding ein Kulturwert beigemessen werden, das in dieser nervösen, innerlich aufgeregten Zeit die Gefühls- und Nervenspannungen zur Ausgleichung zu bringen und seelisches Gleichmaß, Ruhe und Geterfekt ins Leben zu tragen vermag. Ob das nun durch die Pfeife des kleinen Mannes oder durch das Goldmundstück in den oberen Stodwerken der Gesellschaft geschieht, der Tabak tut diese Wirkung. Wodurch und warum? Darüber mögen sich gekheitere Leute den Kopf zerbrechen. Das Problem wird noch von den Parteien hin- und hergeschoben; es verläuft mehr in den unsicheren Gefilden der Mystik und der Erfahrungsmetaphysik. Mit der Musik hat der Tabak gemeinsam, daß beide nicht dionysisch aufregen, sondern wunderbar anregen und doch auch wieder beruhigen, indem sie durch ihre Fähigkeit der Spannungsauslösung das Gemüt vom Druck des Lebens entlasten und die Seele mit den trübseligen Wolken oder den harmonischen Tonwogen aus der Erdschwere in eine freie, heitere Höhe des Fühlens und Denkens emporführen, kurz, die Welt hat wieder einmal Sinn: „David, spiel dem König Saul was vor!“ Dieser Notruf am Hofe zu Jerusalem erklang unter den gleichen Umständen wie die Klage der Frau Johanna: „Wenn unser Bismarck doch erst wieder rauchen könnte!“ Der Raucher wird mit seinem Jörn und seiner Leidenschaft immer schneller fertig als der Nichtraucher, und wenn mir einmal ein temperament-schwieriger Zeitgenosse begegnet, bei dem es innerlich kocht und glüht, so daß weder Menschen- noch Engelszungen noch warme Umschlage einen befreienden Temperaturschurz hervor-rufen, dann vertraue ich immer noch auf den Spruch von Wilhelm Busch: „Bringt ihm, was er haben muß — Pfeife, Tabak, Zibibus.“

Bismarck, der als zünftiger und erfahrener Raucher vertrauliche Beziehungen zum Tabak unterhielt, hatte nicht übel Lust, die wohlthätigen Eigenschaften dieses Wunderkrautes auch politisch auszunützen, indem er meinte, wie außerordentlich erprießlich es für das parlamentarische Geschäft sein könnte,

wenn sich die Abgeordneten dabei in die Seelenwärmer ein-trächtiger Rauchwolken hüllen würden. Die Menschen greifen immer gleich nach Wten und Beilen, um sich einander zu be-lehren, wie die Welt sein soll, während doch alles, was man mit Ruhe und Maß ansieht, viel besser gelingt. Der Gedanke, unsere Parlamente und Rathäuser, in denen die politische und die kommunale Weisheit unter oratorischen Donner mit Schmerzen geboren zu werden pflegen, mit Hilfe fringelnder Rauchwolken als Stätten galanter Schäferstündchen zu wissen, hat in der Tat etwas Besehendes. Es gibt aber Leute, die sagen, daß in der Herrlichkeit solcher Stunden die bürgerliche Behaglichkeit in stumpfes Philistertum hinuntertauchen, der starke männliche Bekennerdrang sich in weichlicher Nachgiebig-keit verlieren würde. Als ob's nicht zumeist Raucher gewesen wären und sind, die Latmenschen, die Männer mit dem starken Wirklichkeitsinn, während doch die Sonderlinge, die vielen wunderlichen Kostgänger an des Herrgotts Tisch mit Vorliebe im Nichtraucherabteil durchs Leben fahren! Beim rauchenden Moslem liegt's in der Natur, nicht am Tabak, wenn er sich beim Erönen der Gebetsglocke noch mal aufs andere Ohr legt und die Erledigung der Pflichten gegen Allah und seinen Pro-pheten auf eine bequemere Zeit verschiebt. Der Tabak greift nicht an die innere Kraft des Menschen, sondern glättet nur das äußere Gebaren und zügelt das Temperament. Die Menschen brauchen sich nicht sprunghaft gegenüber zu fügen, wie der Moses von Michelangelo, um wirkliche Stärke und Mannesgröße zu zeigen, mit warmen, freundlichen Wäde-angen geht's auch, geht's besser. „Die stärksten Gedanken kommen auf Taubenflügeln,“ sagt Nietzsche.

Als ich noch unter dem Helbentum der ersten Zigarren litt, habe ich's sogar fertig gebracht, die Nichtraucher allesamt als schlappe Zeitgenossen anzuspochen. Das ist freilich, wie ich mich später überzeugt habe, in dieser Verallgemeinerung nicht richtig, aber ich glaube doch, daß die meisten das richtige Verhältnis zu dem dufenden Kraut aus dem Grunde nicht gefunden haben, weil sie dieser ersten Gelegenheit zum Helben-tum, worin die edle Blut des Jünglings lobert, vorsichtig aus dem Wege gegangen sind. Sie ahnten nicht, daß hinter den Stunden der Dual, in denen man allerdings nicht weiß, ob man auf dem Kopf oder auf den Füßen steht, in der Innig-keit des Genießens ein dauerndes Glück des Sieges harret. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich erkannte, daß zum Er-fordernis der Manneswürde eine Tabakspfeife gehört. Als verborgener Engerling freilich war der Raucher in mir schon früher da, aber heimlich und verflohen, hinter Feden und Jämen und bei Gottlieb im Pferdefall; und immer mit sei-tlichen Sicherungen und Rückenbedung. Denn obgleich Vater und Großvater selbst quälten wie ein Fabrikchlot und das Rauchrecht gewissermaßen hypothekarisch auf die Familie ein-getragen war, so durfte ich doch damit rechnen, im Falle des Gewischtwerdens den Tag in bußfertiger Stimmung beschließen zu müssen. Diese Erinnerung steht mir ein bißchen im Wege, wenn ich heute unsere soeben eingelegneten Sechserlebemänner, die der Krieg in die geldquellen Stellen der Erwachsenen geschoben hat, mit der Zigarette im Munde öffentlich und lähn durch das Jahrhundert schreiten sehe; denn es kommt mir vor, als ob unsere Älten nicht ganz unklug gehandelt hätten, als sie die vorzeitigen Unternehmungen ihrer Spröß-linge zum gesteigerten Menschentum zu fördern suchten, ohne dabei übermäßige Rücksicht auf körperliche und moralische Ge-fühle zu nehmen.

Weiß einer, was ein Sloghe ist? Ich hab' es auch nicht gewußt, bis mir meine Wohnungs- und Kostwrtin gleich am Abend meines Einzugs, während ich zur Krönung des Be-hagens die lange Pfeife rauchte, die Eröffnung machte, falls ich ihr schönes Zimmer für eine Räucherstube halte, könnte ich mir sofort wieder ausziehen. Die Art und Weise, in der sie mich zu den angeblichen Pflichten des 19. Jahrhunderts u befehlen suchte, ließ parlamentarische Schwierigkeiten abh-n. Ich habe auch später die Erfahrung machen müssen, daß Zim-mervermieterinnen sich fast immer im Innersten ihrer Haus-frauenleere getroffen fühlen, sobald sie den neuen Herrn mit der langen Pfeife erblicken; sie schielen nach der Pfeife, wie der Weltonkel Wilson nach den Bindelstrichen. Wenn darum Gott ein braves Weib beschert, das nicht nur in den Ruden-wogen des Ehestandes, sondern auch in dessen weiterem Ver-lauf fröhlich behauptet, das blaue Gewölke erfülle die enge Welt der Häuslichkeit mit wohltem Behagen, kann sich freuen; er ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbän. Also die Frau, in deren Schut ich mein leibliches Gedeihen gestellt hatte, setzte mir aus Gründen der Stubenpflege sofort den Stuhl vor die Tür. Nun hat aber der preussische Minister von Puttkamer einmal den Begriff „sotort“ dahin erläutert, daß er auch „nach drei Monaten“ bedeuten könne. In der Tat war ich auch nach drei Monaten noch der „möblierte

Herr“ des weiblichen Weibseins, war sogar samt meiner Ta-bakspfeife wohlgekleidet und befand mich in einem Gehege von Güte und Fürsorge, daß ich mir vorfam, wie ein Leibmops, der sich geklebt weiß. Und das alles, weil die Frau erkannt und begriffen hatte, daß das Pfeifenrauchen den so in jeder Hinsicht ersprießlichen Familiensinn förderlich beeinflusst. Jeder echte Raucher kennt ja das sehnliche Glück, das in den trü-belnden Wolken geblüht und gegen das alle Lodungen der Welt nachlos sind. Wenn dieser Quell des Behagens sich erst einmal erschloß, der möchte in der gegenwärtigen Notzeit des Volkes, wo der einzelne mit Schwerem sich abzufinden hat, wohl wünschen, daß die Pfeife der Großväter ihre Auf-erziehung erlebte. Ich weiß wohl, daß des Lebens Vor-urteil viele weise Sprüche da-gegen weiß, und der Weg des Rauchers ist auch sonst nicht unbeschattet. Allerlei falsche Propheten, unbestellte Tempel-hüter der Gesundheit stehen gegen ihn. Und seit dem Kriege rauschen die Schwingen düste-rer Möglichkeiten um seine Schwelle, er deutet besorgt die Zeichen kümmerlicher Tabaks-verhältnisse. Und nun wieder die altmodische, plumpe Ta-bakspfeife! Bei den Bienen-und Großvätern, bei alten Professoren und Dorfparren — nun ja. Es gibt Gegenden im Reich, wo der oberstschät-tige Pfeifenraucher um seine gesellschaftliche Möglichkeit kämpft, und schließlich er wie die Kage bei der Nacht, so gucken die andern mit dem Blick eines geängsteten Vogels über den Jaun oder lächeln, wie man eben so lächelt. Ach, was wissen sie denn von der Köstlichkeit einer Pfeife Tabak, die einem zur Not Liebe, Freundschaft, Lust und Kunst ersetzt, dem Arbeitenden, Schaf-fenden, Unermüdbaren in der heimlich stillen Welt der Häus-lichkeit das erregte Gemüt entlastet und entspannt, den körperlich schwer arbeitenden Männern in der wundervollen Müdigkeit des Feierabends die Ruhe der Seele gibt, den knorrigen Menschen weiche, sinnige, kindliche Wallungen einflößt! Die Großstadt kennt sie nicht mehr, die traulichen, plauderlustigen Stunden der Ruhe, des häuslichen Stillebens und inneren Friedens bei der Tabakspfeife, wo man in den leisen Tönen der Dämmerung von alten und zukünftigen Tagen spricht und mit hellen, warmen Augen in eine geliebte Welt schaut. Mitfränkisch? Warum nicht altfränkisch? In diesem Stimmungsdreie haben sich große Kräfte entfaltet, in ihm sind Männer geboren worden, die in harten Tagen ein Volk oben halten.

„Wenn unsere Leute nichts mehr zu rauchen haben,“ schreibt einer aus dem Felde, „ist nichts mit ihnen anzufangen; sie singen nicht mehr und essen nicht mehr, sie brüten dumpf

und haben das Leben satt.“ Aus allen Kriegen der Neuzeit sind uns Tabaksgeschichten überliefert worden, aus keinem so viele wie aus diesem, Geschichten von Tabaksnot und vom Tabakstrost. Es mag ein bißchen dahergeredet sein, wenn Soldaten erklären, lieber auf das Essen als aufs Rauchen verzichten zu wollen. Aber gleich nach Pulver und Brot kommt ihnen doch das Bedürfnis nach Tabak, der ihnen in allen Lagen des harten Kriegslebens kameradschaftlich zur Seite steht. Er hilft ihnen auf den Märschen die Anstren-gungen und Entbehrungen ertragen, er vertreibt ihnen den Hunger und lindert die Schmerzen, wappnet sie gegen die niederdrückende Schwere des Erlebens mit seelischem Gleich-

mut und bringt die durchein-andergechüttelten Gedanken und Gefühlswerte wieder in Ordnung, wenn in der Ein-samkeit langer Grabennächte das Brauen aus der unheim-lichen Stille ertönt und die Sinne ergreift.

Im Überfluß von 1870 hat sich die Liebeszigarre mancher-lei nachlagen lassen müssen, heute kam sie eine ganze gut-gebrüllte, aber tabakhangrige Kompagnie in Verwirrung bringen, wenn ein Glücklicher am Wege steht und raucht. Brahms war bei seinem be-achtlichen Korporaltabak, den ihm der Verleger Simrod in seiner Anschuld besorgte, in seinem Gott vergnügt und machte gute Musik dabei. Un-jeren Feldgrauen sind die ge-wöhnliche Nicotiana rustica und tohlendes Etappenkraut, die es wirklich manchmal in sich haben, zu Köstlichkeiten ge-worden. Er fragt nicht mehr nach billig und teuer, die Sor-ten sind ihm nur rechnerische Gradunterschiede, die die Sache nicht berühren. Rauchwolken müssen um ihn sein. Und wenn die Not am größten, raucht der Herr Major Matragens-Seegeas. Ganz leidlich brei-nen auch Tee, Baumflechte, Birkenrinde, dörres Moos, Heu mit getrocknetem Kaffee-sack und was die Natur in ihrer sorglosen Größe sonst noch an Feld-, Wald- und Wiesenkräutern zum her-z-

lichen Genießen überall austreut. Unsere Heeresverwaltung kennt das unbezwingliche Rauchbedürfnis des Kriegers; darum liefert sie, was sie kann. Gegen elf Milliarden Zigarren und Zigaretten und Berge von Rauchtabak sind bereits ins Feld gegangen. Und wenn der Heimatraucher diesen Abgang darben verspürt und den Tabakhändler wie einen Gögen umloft, damit er ihm nur seinen Teil gebe, so mag ihn dabei der Gedanke aufrichten, daß das wunderlädige Kraut da draußen Schlachten mit schlagen hilft, indem es den Soldaten die Härten des Krieges erträglich macht und sie durch Brauen und Weh hindurch zur siegenden Frohheit begleitet.

Schlesischer Landwehrmann. Nach einem Ölgemälde von Prof. Arnold Busch.

Abseits. Von Elise Nonne.

Voll Grauen trieb mich's und voll Bitterkeit,
Mich, Welt anklagend, abseits zu ergehen,
Und von dem Kampf der aufgewühlten Zeit
Kein Wort zu hören und kein Bild zu sehn.

Und zu vergessen dich, mein Vaterland,
Du vielgeliebtes. Eine Weile nur
Dort eingezogen, wo stets ich Ruhe fand,
Ins Lichtsagl allheiliger Natur.

Und tiefer noch, wohin das Wort nicht reicht,
Allen entfremdet, was nach Hülle rief,
In jeder Stille, die dem Tode gleicht
Und die das Leben ist tief, selig tief.

Aber der Abendwind ließ mir nicht Ruh.
Im jungen Wald ward er zur Melodie:
„Was schließt dich flüchtend du die Augen zu?
Steig aus dir selber wieder auf und sieh!“

Weit auseinander wogte das Gezweig,
Und unentwegte Sonne sah ich glühn
Auf Felder und auf Gärten weit und reich,
Wo stille Blumen wie im Frieden blühn.

O deutsches Land, umklammert, Inseiland,
Furchtbar umbraut von einem Meer von Blut,
Du selbst ruhst unverfehrt in Gottes Hand,
Indes dein Kriegsschwert fernab Wunder tut!

Der Gefreite. Von Friedrich Freßa. (Fortsetzung.)

Noch nie war an einem einfachen Wochentage „Zinkers Gasthof“ so besucht gewesen. Die Leute drängten sich in der kleinen Gaststube dicht aneinander, saßen rauchend und trinkend da und steckten die Köpfe zusammen.

„Dann müssen doch auch noch andere Urlauber kommen,“ sagte einer, „die kriegen doch immer zusammen Urlaub.“

„Ja, dann wird schon etwas im Gange sein,“ bemerkte ein strategischer Kopf, dem diese Redensart seit Ausbruch des Krieges geläufig geworden war.

„Das ist immer so ein gewisses Anzeichen,“ meinte ein Dritter, „die erste Schwalbe, die sich blicken läßt.“

„Wer kann es denn aber bloß sein?“ fragte ein Viertes.

„Jedenfalls ist es ein tapferer Soldat,“ sagte Herr Zinker im Brustton der Überzeugung, denn er hatte den Schläfer schon lange in sein Wirtshaus geschloffen. „Aber sonst kriegt kein Gemeiner das Eisener.“

„Gemeiner?“ triffelte der alte Bauer, der inzwischen zurückgekommen war. „Er hat doch die Knöpfe.“

„Wir werden schon alles erfahren,“ tröstete Herr Zinker feierlich. Und mit jeder Minute, die neue Gäste brachte, stieg sein Wohlwollen für das feldgraue Ausgehängeschild vor seiner Tür.

„Was meint ihr,“ fragte er endlich, „wollen wir ihm nicht ein Frühstück spendieren, wenn er aufwacht? Das ist man doch eigentlich dem Vaterlande schuldig!“

„Ich zahl' eine Mark,“ sagte der Ackerbürger Mathiesen, der ein weiches Gemüt und ein neugieriges Herz hatte. Der alte Bauer, der nicht hinter dem Ackerbürger zurückstehen wollte, der ein alter Prozeßgegner von ihm war, zahlte denselben Betrag, Fünfsziger und Nickel fanden sich dazu und bald war ein hübsches Sümmdchen beisammen. Herr Zinker überschlug. Er beschloß, dem Soldaten ein extragroßes Beefsteak mit Zwiebeln und Kartoffeln, einen feinen Kräuter Schnaps, Butter und Käse und eine ordentliche Flasche Rotwein vorzusetzen.

Immer höher stieg die Spannung in der kleinen Stube. Wann wohl würde der Fremde erwachen? Was alles würde man zu hören bekommen? ...

Da geschah es, daß die schwere Tür, die von der Gaststube in die Küche führte, mit donnerndem Krach auflog ...

Der Gefreite ahnte von alledem, was um ihn her vorging, von all diesen Leuten, die er in Atem hielt, nichts. Zwei ganze Stunden, die ersten, die er in der Heimat zubrachte, hatte er verschlafen. Jetzt drang plötzlich ein wohlbekannter Laut in seine Ohren, der ihm die Wachheit des stets bereiten Soldaten zurückgab: ein Handgranatenschlag, meldete das Ohr dem Hirn, und zwar ganz in der Nähe! ...

Sein Hals straffte sich. Er schlug die Augen auf und lauschte mit offenem Munde.

„Er ist wach, er ist wach!“ jubelte eine helle Knabenstimme.

„Er ist wach,“ wiederholten schüchterne Mädchen- und ernste Männerstimmen. Und „er ist wach“ klang es fort von Mund zu Mund, von Marktstand zu Marktstand, von Treppentstufe zu Treppentstufe bis in Zinkers Gaststube hinein.

Der Gefreite raffte sich zusammen. Er richtete sich auf und sah mit Erstaunen den belebten sonnigen Markt, die Mädchen, die ihn alle so merkwürdig anschauten, als ob er etwas ganz Besonderes war, die Kinder, die um ihn herumjauchzten und sich an ihn drängten.

Er reckte die steif gewordenen Glieder und wollte sich in Bewegung setzen, weil es ihn innerlich verschüchterte,

von all diesen Leuten beobachtet zu werden, weil er sich schämte, auf offenem Markte geschlafen zu haben.

Da fühlte er eine wohlwollende Hand auf seiner Schulter. Eine schmalzige Stimme sagte: „Na, guten Morgen! Endlich ausgegessen? Nun haben wir aber wohl ordentlichen Hunger, was? Na, da drinnen ist schon ein Platz für uns.“

Und Herr Zinker schob den Verblüfften durch die Tür ins Haus, ins Gastzimmer, aus dem ihm Stimmen gewirrt entgegen schlug.

„Endlich ... er ist wach ... hurra ...!“ rief es durcheinander.

„Nun soll er aber erzählen!“

Der alte Bauer drängte die gar zu Neugierigen mit kräftigen Ellenbogen zurück. „Erst laßt ihn mal essen,“ grollte er, „dann ist Zeit genug zum Erzählen!“

Ein Kind, das in einem Märchen aufwacht, kann nicht erstaunter dreinschauen, als der Gefreite. Willenlos ließ er sich auf dem Stuhl nieder, als ihm die Sitzkante an die Kniekehlen geschoben wurde. Die Mauer von fremden Köpfen, die ihn umgab, war ihm unheimlich. Er senkte den Kopf auf den Teller, der vor ihm stand, um sich klarzumachen, wo er eigentlich sei. Da aber erschien wie auf Zauberspruch ein duftendes Beefsteak darauf mit Bratkartoffeln und Zwiebeln, und wie von selbst spazierte ihm der erste Bissen in den Mund. Eine Hand reichte ihm ein Glas roten Weines, und er trank. Da aber wurden die gierigen Geister seines Magens wach. Er griff tüchtig zu. Von allen Seiten drang behagliches und unterdrücktes Lachen an sein Ohr. Wohlwollende Stimmen redeten ihm zu und wünschten ihm guten Appetit. Als er endlich den sauber abgestippten Teller von sich schob und ausblickte, sah er in lauter zufriedene Gesichter, alle schmunzelten, als hätten sie selbst an dem leckeren Mahle teilgenommen.

„Prost!“ sagte der Wirt und stieß mit ihm an. „Prost!“ sagte der Ackerbürger Mathiesen, und „Prost!“ sagte der alte Bauer.

„Nun soll er aber erzählen, woher er kommt,“ ließ sich eine Frauenstimme vernehmen. „Und warum er hier auf dem Marktplatz geschlafen hat!“ rief der alte Bauer und sah ihn erwartungsvoll an. Und aller Augen richteten sich auf ihn in voller Spannung und Neugier. Der Gefreite sah schüchtern von einem zum andern. Er wischte sich umständlich den Mund und hub an: „Unser Regiment liegt seit acht Monaten im Walde von Ivonne ...“

„Das stimmt,“ bestätigte ein alter Mann im Hintergrunde, „da ist mein Enkel auch.“

„Ich bin nämlich auf Erholungsurlaub hier,“ fuhr der Gefreite fort und holte hastig seinen Urlaubsschein aus der Tasche, um die Wahrheit seiner Worte sofort zu erweisen.

„Sind Sie denn verwundet?“ fragte der Wirt.

Der Gefreite wurde rot, als wäre ihm ein persönlicher Vorwurf gemacht worden. „Nein,“ sagte er langsam, „verwundet bin ich nicht. Aber sie haben mich in die Heimat geschickt, weil ich von einer Mine verschüttet worden bin.“

„Was ist er? Von einer Mine ist er verschüttet worden?“ sumnte es in der kleinen Gaststube.

Der alte Bauer hatte den Urlaubsschein genommen und ihn — weit von sich gestreckt — gelesen. Er gab den Paß, nach dem sich viele Hände ausstreckten, weiter an den Wirt. Ein jeder schien es als eine Ehrenpflicht zu empfinden, das kleine Stück Papier in die Hände zu bekommen.

„Sie waren also früher hier am Ort?“ forschte der Wirt.



Wasserbereiter bei einer Sanitätskompanie. Originalzeichnung von Fritz Grottemeyer.

„Ja,“ sagte der Gefreite, „beim Tischler Siebenschrot habe ich gearbeitet.“

„So, so, beim Siebenschrot! Der ist vor drei Monaten in Polen gefallen. Gott hab' ihn selig,“ meinte Herr Zinker und trank einen Schluck Rotwein.

Eine grauhaarige, breithäutige Frau in schwarzgestrickter Wollweste schob sich bis zu dem Gefreiten und fragte: „Kennen Sie meinen Lochtermann? Der steht bei den Jägern. Der hat uns auch was von Minen geschrieben.“

Der Gefreite schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er, „Jäger stehen in unserem Abschnitt nicht.“

Die Frau aber fragte unbekümmert weiter: „Wie ist denn das aber mit den Minen? Ich hab' schon mal unseren Herrn Lehrer gefragt, der sagt, da wären Gänge in die Erde gemacht, und dann wird Pulver hineingetan und angezündet und dann fliegt alles in die Luft.“

Der Gefreite sah verstimmt vor sich hin. Ihm wurden lebendig die zerstörten, wüsten Wälder, die Gräben mit ihrem eigentümlichen, dumpfen Geruch und darüber ein Streifen trostlosen, grauen Regenhimmels. „Ja, Frau,“ sagte er dann, „solche Minengänge gibt's auch — aber bei uns war's anders. Da haben sie die Minen durch die Luft in die Gräben 'reingeworfen.“

Alle drängten näher herzu und horchten auf die unbeholfenen Worte. Hinten aber sagte plötzlich eine schnoddrige Stimme: „Na, der kann aber mal aufschneiden! Da ist ja unser Förster nichts dagegen.“ Ein sehniger, starknackiger Mann, mit einer Stahlbrille auf der großen Nase, mit schlaffen Lippen und unraffierten schwärzlichen Backen schob sich nach vorn, stützte sich auf beide Fäuste und fragte in inquisitorischem Tone: „Also Minen, die durch die Luft geworfen werden? Davon haben wir ja hier noch nie etwas gehört! Erzählen Sie doch mal, wie so'n Ding aussieht.“

Der Gefreite war durch die Frage betroffen und verblüfft. Er suchte nach Worten. „Das sind Röhren, hohle Röhren,“ sagte er und formte mit den Händen in der Luft, „hohle Röhren, ich kann es nicht anders sagen. Sie sind so hoch wie der Tisch und wohl noch höher. Und sie sind ganz voll Dynamit und wiegen oft über einen Zentner schwer. Wenn sie groß sind, haben sie hinten Flügel wie ein Propeller bei einer Flugmaschine. Sie werden mit einem Minenwerfer geschossen. Wir haben auch welche. Unsere schweren, die fliegen vierhundert Meter, die leichteren achthundert Meter, die ganz leichten zwölfhundert Meter.“

Mit großen Augen und offenen Mäulern hatten alle zugehört. Der Mann mit der Stahlbrille lächelte hämisch und überlegen und sagte: „Minenwerfer? Das scheint also so 'ne Art neumodischer Kanone zu sein.“

„Nein,“ sagte der Gefreite bestimmt, „die Minenwerfer gehören zu den Pionieren, und die Kanonen gehören zur Artillerie. Das ist der Unterschied. Eine Kanone schießt viel weiter. Wenn eine Granate kommt, so klingt es auch ganz anders. Ein Artilleriegeschloß kann man nicht sehen, eine Mine aber fliegt durch die Luft wie . . . wie eine große Wurst, die kann man sehen, das ist ein großer Unterschied.“

„Na, hören Sie mal,“ sagte der Mann mit der Brille, „wie eine große Wurst — das hört sich aber denn doch sehr komisch an.“

Herr Zinker, den das Inquisitorium seines geschätzten Gastes schon längst geärgert hatte, schlug sich ins Mittel: „Herr Sekretär, der Mann kommt doch von da draußen, da muß er es wohl wissen. Wir hier im Lande können doch unmöglich alle militärischen Geheimnisse kennen.“

Der alte Bauer legte dem Gefreiten die Hand auf die Schulter und fragte: „Na, und wie sind Sie denn nun eigentlich verschüttet worden?“

Der Gefreite wurde wieder rot und erzählte stotternd:

„Ich stand Posten — am Sechschloß — da sah ich gerade noch — die große Wurst — in — der Luft — da schrie ich: Achtung! Mine! Und dann war's 'rum.“

„Was war 'rum?“ klang es aus der atemlos laut schenkenden Menge.

„Als ich erwachte,“ fuhr der Gefreite fort, „lag ich schon im Lazarett. Und darum hat mich der Doktor hergeschickt, daß ich mich erholen soll.“

„Aber wie war denn das, wie es 'rum war?“ fragte der alte Bauer hartnäckig.

„Das weiß ich nicht,“ sagte der Gefreite. „Ich habe eben in der Erde drin gesteckt und die anderen haben mich 'rausgebuddelt. Das war schon manchmal so, daß Leute verschüttet wurden, aber die waren dann immer tot, wenn wir sie ausgruben.“

„In der Erde?“ fragte der Sekretär und kniff das eine rechte Auge mißtrauisch zusammen.

„Ja,“ sagte der Gefreite. „Wenn die Mine in den Graben fällt, so reißt sie die Erde voneinander und verschiebt sie in eine Masse, doppelt so groß wie das Zimmer, und was denn da drinsteckt, das wird zerdrückt.“

„Ja, aber warum sind Sie denn nicht zerdrückt worden?“ forschte der Sekretär, der seinen langen Kopf über die erste Reihe der Zuhörer vorgestreckt hatte.

„Darüber haben sich auch alle gewundert,“ sagte der Gefreite. „Ich bin eben davongekommen und andere haben dran glauben müssen. Das ist mal so im Krieg.“

Er hatte diese Antwort mechanisch gegeben. Aber nun, nachdem er die Worte gesprochen hatte, überkam ihn die Tatsache, daß er hier unter den Leuten saß und erzählte, von dem erzählte, was da draußen geschehen war, mit einer ungeheuren Gewalt. Ja — warum war er davongekommen, und warum mußten andere sterben? Er dachte zurück an die vergangenen Feldzugsmonate. Die Gesichter der Kameraden wurden lebendig, mit denen er gegessen, getrunken und geschlafen hatte. Er mußte an Stunden denken, wo sie in der Dunkelheit zusammen in ihren Erdlöchern gesessen hatten, dicht aneinander geschmiegt, um sich zu wärmen. Er glaubte ernste, bekümmerte Stimmen wieder zu hören, die mit zögernden Worten vom letzten Briefe aus der Heimat erzählten, von Frau und Kind, vom verfallenen Geschäft, von Elend und unvermeideter Not . . .

„Na, Prost!“ sagte Herr Zinker und schenkte dem Gefreiten wieder ein. „Stoßen wir drauf an, daß Sie auch den weiteren Feldzug gut überstehen!“

Der Gefreite schaute auf und sah Herrn Zinker vor sich stehen, mit der linken Hand in der Westentasche. Da fiel ihm etwas ein. Wenige Wochen, bevor er zum Militär gekommen war, hatte er ihn auch so vor sich stehen sehen, damals, als er den Wäschschrank bei ihm abgeliefert hatte. Und er fragte zaghaft: „Herr Zinker, kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr? Ich habe Ihnen doch damals im Juni den Schrank gebracht?“

„Aber natürlich,“ antwortete Herr Zinker und sah seinen Gast aufmerksam an — doch merkte man am Ton, daß er das mehr aus Höflichkeit sagte, „nur meine ich, haben Sie damals anders ausgesehen.“

Der Gefreite fuhr sich übers Kinn: „Damals hatte ich den Bart noch nicht.“

„Nun weiß ich Bescheid,“ rief Herr Zinker. „Dann sind Sie der Willem von der Hanne! Na, das freut mich aber wirklich. Da gratulier' ich noch besonders zum Gefreiten und zum Eisernen. Herzlich, wenn das die Hanne noch erlebt hätte, die wär' nicht wenig stolz gewesen!“

Mit einem Male streckten sich viele Hände aus. Jeder wollte dem tapferen Soldaten, dessen Mutter in vielen Häusern der Stadt gearbeitet hatte, die Hand schütteln. Der Gefreite drückte alle diese Hände männlich und fest. Aber seine Gedanken waren in einem alten,

großen Obstgarten, in dem hager und gebückt die Mutter stand und den Boden umgrub. Trotz der lärmenden Anerkennung um ihn herum fühlte er sich fremd in diesem Kreis. Diese Menschen da, die ihn umstanden, bedrängten und bedrückten ihn. Er mußte ihnen aber wohl standhalten, denn sie meinten es gut und waren so freundlich.

Schon stand wieder ein Teller vor ihm, auf dem ein großes, lachendes Stück Käse lag, und das Weinglas war zum drittenmal gefüllt.

„Wo haben Sie sich denn das da geholt?“ fragte der Akerbürger Mathiesen und tippte mit dem Zeigefinger auf das schwarz-weiße Band an der Brust des Gefreiten.

„Wir liefen eine Offizierspatrouille,“ berichtete der Gefreite, „das war noch im Bewegungskrieg im September. Es war im Wald, und wir rannten den Franzosen gerade in die Gewehre hinein. Zwei von unseren Leuten fielen, und unser Leutnant kriegte einen Schuß durch beide Beine. Da hab' ich ihn aufgehockt und fortgetragen.“

Die Gesichter der Leute verrieten eine gewisse Enttäuschung. Sie sahen sich an, als ob sie sagen wollten: „Na, das war eigentlich eine einfache Sache.“

Das aber mißfiel wiederum Herrn Zinker, der darauf bedacht war, das Ansehen seines Gastes möglichst zu heben. Er fragte mit lauter Stimme: „Nun sagen Sie aber mal, haben denn die Franzosen das so stillschweigend gelitten, daß Sie den Leutnant wegtrugen?“

Der Gefreite lächelte. „Sie haben natürlich ordentlich zu mir 'rübergelassen,“ gestand er. „Ich hab' aber nur an den Leutnant gedacht und daß der unbedingt wieder zurückmußte. Er war ein sehr guter Herr. Als er merkte, daß er mir schwer wurde, da wollte er durchaus, ich sollte ihn hinter einen Baum legen und dann erst Hilfe holen. Das hab' ich aber nicht getan, denn ich hab' gewußt, daß wir ihn doch nicht hätten holen können. Da hab' ich ihn lieber gleich mitgenommen. Erst hab' ich ihn aus dem Feuer getragen, dann haben wir uns ein bißchen ausgeruht, und dann hab' ich ihn noch eine Stunde weit getragen, in mehreren Absätzen natürlich — und dann haben wir endlich eine Feldwache gefunden.“

„Und die anderen von der Patrouille?“ fragte Herr Zinker.

„Die anderen?“ wiederholte der Gefreite. „Die waren entweder tot oder verwundet. Einige sind gleich wieder sprungweise zurück und haben geschossen. Die drüben waren eben zu viele! Da war nichts zu machen.“

Fast traurig senkte er den Kopf.

Er sah wieder den Wald vor sich mit dem dichten Unterholz, aus dem das Feuer plötzlich auf sie eingepresselt war; sogar von den Wipfeln der Bäume herab fielen zum Teil die Schüsse.

Die Wirtsstube war immer voller geworden. Alle suchten möglichst in die Nähe des Soldaten zu gelangen, um kein Wort zu verlieren, das er sprach.

Bier und Schnaps wurde getrunken, laut wurde über Krieg und Politik geredet. Herr Zinker schritt rüstig hin und wieder und freute sich des unverhofften Geschäftes.

Der Gefreite war zutraulicher geworden. Sie hatten ihn nach dem und jenen Kameraden gefragt, der aus dem Städtchen und seiner Umgebung stammte. Da konnte er besser antworten als auf Fragen nach Minen, nach 42 cm-Kanonen, nach Zeppelinen, nach dem Ende des Kriegs, nach der nächsten Schlacht.

Ein blasser, schwächlicher Mensch mit geröteten Augen, der Gehilfe des Apothekers, klopfte ihm mit dem Zeigefinger auf die Hand und fragte mit heiserer, erregter Stimme: „Sind Sie auch mal in so einer richtigen, blutigen Geschichte drin gewesen, in so einem wilden

Bajonettkampf oder so in einem Handgemenge, wo Sie richtig auf die Franzosen losgegangen sind?“

Es ward totentstimmig in dem niederen Raum, als diese Frage, die dem allgemeinen Verlangen nach blutrünstigen Erlebnissen Ausdruck zu geben schien, hervorsprang.

Der Gefreite kratzte die Stirn und wehrte ab: „Es erlebt einer schon alles mögliche. Ins Handgemenge sind wir auch gekommen, und zwar öfter, als wir es vorher gedacht haben.“

„Na — und...“ fragte der junge Mensch, dem die Erregung heftig rote Flecken auf die schmalen Backen malte, „wie war Ihnen denn da zumute, wenn Sie so einem das Bajonett in den Bauch rannten?“

Der Gefreite wandte den Kopf gequält zurück und sagte: „Es heißt eben vorwärts und man geht vorwärts! Wenn man aber das Eisen aus dem Körper herauszieht und der will es nicht loslassen, das ist...“ Er vollendete nicht, denn ihm fehlte das Wort.

„Wie ist das?“ forschte der Apothekerhilfe gierig. Der Gefreite zuckte die Achseln und wiederholte: „Daran darf einer nicht denken“ — und er hatte dasselbe Gefühl in den Fingern wie damals, als das Bajonett nur widerwillig den Körper eines Getroffenen verlassen wollte.

Unwillkürlich hatten sich ihm die Fäuste.

Einen Augenblick, als die Leute ihn in Ruhe ließen, benutzte er, um zu Herrn Zinker zu gehen und ihn zu fragen, ob er vielleicht eine Kammer für ihn habe.

Herr Zinker schlug ihn wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Na, aber freilich! Wir werden doch wohl einen so tapferen Vaterlandsverteidiger noch unterbringen.“

„Und was soll das kosten?“ fragte der Gefreite.

„Darüber lassen Sie sich nur keine grauen Haare wachsen,“ antwortete der Wirt, „Sie können sich dafür ja ein bißchen bei mir nützlich machen.“

Und er überlegte, daß er durch das Angebot des Soldaten den fehlenden Hausnecht in diesen Wochen ersetzen und kostenlos Tischlerreparaturen haben würde. Dazu behielt er den trefflichen Lockvogel für die Gäste im Hause.

Also ward der Gefreite der Knecht des Herrn Zinker. Des Vormittags war er tätig im Stall, im Keller, im Speicher. Kamen Gäste, so mußte er den Waffenrock anziehen und sich in die Wirtsstube setzen. Da fragten ihn die Leute aus, und er mußte Rede und Antwort stehen. Gemach gewöhnte er sich einige Erzählungen an, von denen er wußte, daß man sie gerne hörte. Des Nachmittags sägte und leimte er an alten Schränken und Kommoden und richtete Tischfüße und Stuhlbeine. Diese altgewohnte Handwerkerarbeit tat ihm wohl. Denn da blieb er ungestört und konnte seinen Gedanken nachgehen, die sich dann immer mit den Kameraden draußen beschäftigten. Dann konnte ihn Unruhe ergreifen, so daß er mit gesenktem Kopfe hin und her schritt und rechnete, wie viele Tage schon verfloßen waren und wie viele noch blieben, bis er wieder hinaus konnte.

Er hatte so etwas wie ein schlechtes Gewissen, und es war ihm nicht unlieb, wenn ihm abends von dankbaren Zuhörern ein paar Schnäpse gezahlt wurden, so daß er in seiner armseligen Bodenkammer mit schwerem Kopf aufs Bett fiel und bald einschlief.

Überall aber drängte sich die blonde Magd an ihn. Stieg er in den Keller, so prallte er im Dunkel mit ihr zusammen, stand er über ein paar Bretter gebückt, die er zusammenpaßte, so kam sie neugierig dazu. Einmal kam Herr Zinker dazu, wie sie so dicht an ihm lehnte. Sie ging mit rotem Kopf davon. Herr Zinker aber sah ihr nach, blinzelte dem Gefreiten zu und sagte: „Ja, das wäre eine Frau! Sie hat sich schon bei mir ein paar hundert Mark erspart, ich habe das Sparsassenbuch in Verwahrung. Jetzt hat's ihr die Montur angetan,

das sieht man. Wer da schnell zugreifen würde, der hätte etwas Gutes!“

Mein der Gefreite war blöde. Er griff nicht zu, er getraute sich nicht das Mädchen, das schon am frühen Morgen in seine Nähe zu kommen suchte, in die Arme zu nehmen.

Er griff aber nicht zu...

Die erste Woche seines Aufenthaltes in der Heimat war bereits vorüber.

Es war in der Nacht vom Samstag zum Sonntag. Ungewöhnlich viel Gäste waren gekommen. Das große Wort führte Johann, der Antischer des Landrates.

Zwei Kunden Gilla hatte er schon für seinen Tisch, an dem auch der Gefreite saß, bezahlt. Dafür mußte der aber auch immer wieder erzählen, wie es einem zumute ist, der das Bajonett aus einem toten Franzosen herauszieht.

Herr Zinker, der den Wochenabschluß gemacht hatte, schien an diesem Abend spendierhosen anzuhaben. Er braute eigenhändig einen Punsch, von dem er die erste Terrine



An der Front im Gebirge. Aufnahme Welt-Fress-Photo.

gratis abgab. Das Getränk war so verlockend, daß der Wachtmeister von der Gendarmerie, der Gasinspektor und zu guter Letzt noch der Uhrmacher, jeder eine Terrine nachbestellte für einen halben Taler.

Die blondhaarige Magd hatte eine blaue Sammetbluse angezogen und eine weiße Schürze umgebunden, die hinten zwei große weiße Schleifen hatte. Sie schenkte den Punsch ein und trank den Gästen zu. Am häufigsten aber stieß sie mit dem Gefreiten an, dem das Blut allmählich in den Kopf stieg. Sie warf ihm lange Blicke zu, ließ es aber trotzdem geschehen, daß der weißhaarige, asthmatische Uhrmacher seinen Arm um ihre

Taille schlang und daß der schnaubbärtige Gendarmeriewachtmeister sie in die Wange kniff. Sie lachte und knurrte dazu wohlgefällig wie die graue Rabe, die auf den dünnen Schenkeln des Gasinspektors lag, der das Tier hätschelte und streichelte.

Lieder wurden gesungen: „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Es ziehen, ziehen ja ins Feld des Königs Grenadiere“, „Heil dir im Sieger-

franz“ und „Der gute Kamerad mit den Bügeln im Walde“.

Das Mädchen setzte sich bei dem Gesang zwischen den Gefreiten und Herrn Zinker, die auf der Eckbank am Ofen saßen.

Vor ihr stand die Punsch-Terrine, aus der sie fleißig einschenkte.

Sie sang laut mit in schrillum Distant und zeigte dabei ihre weißen Zähne, die zwischen den roten, feuchten Lippen hervorlugten. Bei der Strophe „in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wieder-

sehn“, schmiegte sie sich an den Gefreiten an und legte ihm den vollen Arm auf die Schulter.

Als der Schluß des

Liedes kam, lag ihre Wange dicht an der seinen.

Der Gasinspektor hatte sich in das Spiel mit der Rabe vertieft und nicht mitgelungen. Der Wachtmeister wischte sich den Schnurrbart ab und sagte, als sich alle die trocken gesungenen Rehlen mit dem Punsch feuchteten, indem er das Glas hart auf den Tisch stieß: „Da seht nur den Inspektor an, den alten Junggesellen. Der amüsiert sich mit der Wieze. Was aber ein richtiger Mann und Feldsoldat ist, der nimmt was Ordentliches, Warmes in den Arm.“

Der Wachtmeister warf einen Blick auf die Rabe, einen anderen auf das Mädchen. Dann legte er sich

hintenüber, faltete die Hände über dem Bauch und brach in ein nicht enden wollendes Gelächter aus. Das Mädchen lief hinaus. Herr Zinker schenkte geräuschvoll ein, und der Gefreite blickte dumm von einem zum anderen. Aber da hoben schon wieder alle ihre Gläser und ließen ihn hoch leben.

„Proßt!“ erscholl es nun von allen Seiten. Alle stießen mit dem Mädchen an. Das heiße, schwere Getränk begann die Leute zu beherrschen. Jeder redete für sich. Der Gendarmeriewachmeister verzapfte die schon oft erzählte Geschichte, wie er zu Beginn des Krieges ein sehr gefährliches Spionenauto aufgehalten hätte. Der Uhrmacher berichtete zu gleicher Zeit von seinen Erlebnissen als junger Mann in Amerika im Jahre 70.

Der Gefreite schaute in sein Glas. Der Tabakrauch umflorte seine Augen, die Stimmen im Zimmer verschmolzen sich zu einem surrenden Geräusch. Nur den heißen Körper des Mädchens, das sich an ihn schmiegte, fühlte er deutlich. Ihr Kopf legte sich auf seine Schulter, er wandte ihr das Gesicht zu. Da küßte sie ihn.

Im selben Augenblick erhob Herr Zinker sein Glas und rief: „Das laßt ich mir gefallen. Die jungen Krieger verlobten, sie leben hoch!“

Und alle anderen sprangen auf, stießen miteinander an und sangen: „Hoch soll'n sie leben!“ Der Gasinspektor brummte: „So ist's recht. Es soll nur bald die Kriegstraumung folgen.“

Herr Zinker brachte noch zwei Flaschen Kupferberg Gold und ließ die Pfropfen lustig knallen. Dazu mußte das Grammophon spielen: „Schah, mein Schah, ach weine nicht“ und „Hochzeit machen, das ist wunderschön, eia, ist das schön!“

Der Gefreite stand aufrecht in dem Tumult, der sich erhoben hatte, und suchte zur Besinnung zu kommen. Von der Straße her waren ein paar Herren hereingetreten, die vorher im „Schwarzen Adler“ am Honoratiorenentische gesessen hatten. Sie tranken noch ein Schnäpschen und gratulierten nun auch, als sie vernahmen, daß Herrn Zinkers Gefreiter sich verlobt habe. Der also zum Bräutigam Gewordene begriff nicht recht, wie alles

geschehen war. Aber er ließ es zu, daß das Mädchen sich an seinen Hals schmiegte und ihn küßte. Er wehrte sich auch nicht gegen das Glas Sekt, das ihm in die Hand gesteckt wurde. Er trank es vielmehr in einem Zuge aus, erwiderte alle die Händedrucke derjenigen, die ihm Glück wünschten und taumelte endlich, als die Stube anfang zu leeren, zu der schmalen Stiege im Flur, die er mühsam erklomm.

Es war heller Tag, als er mit einem Aufschrei in seinem zerwühlten Bett erwachte. Er hörte sich selbst noch schreien: „Achtung, Mine!“

Draußen läuteten die Kirchenglocken.

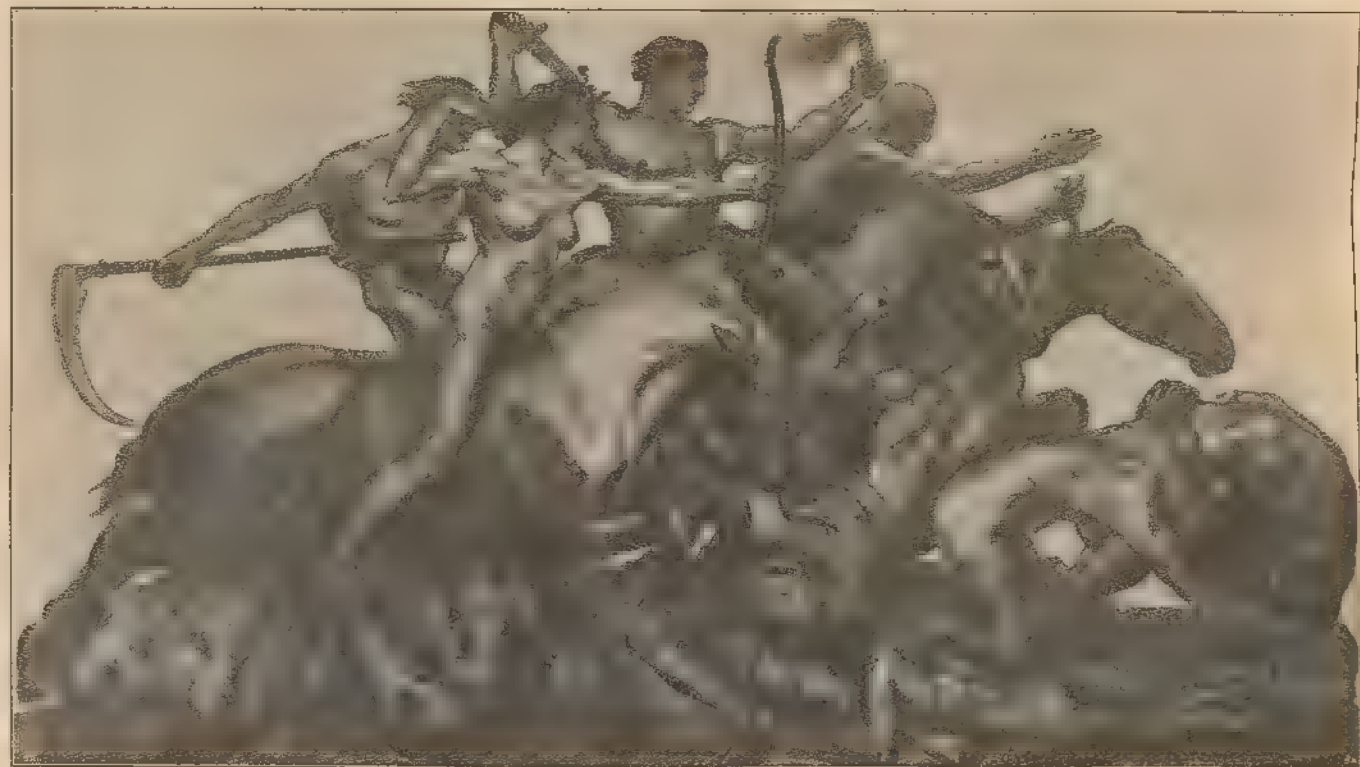
Das Entsetzen des Traumes war so stark in ihm, daß er sich mit beiden Händen die Brust hielt, in der das Herz stark arbeitete. Die Welt ringsum schien ihm zu bersten, und er selbst wirbelte irgendwo draußen im endlosen Grau. Langsam erst kam er völlig zu sich. Sein Kopf schmerzte, und seine Augen brannten. Er schloß die Augen und ruhte noch ein Weilchen, um zu vergessen, was ihm der Angsttraum vorgetäuscht hatte.

Wieder wurden in ihm die Gedanken an die Kameraden lebendig. Er sah sie draußen in ihren Gräbern und Waldblagern. Schwer fiel es ihm auf die Seele, daß er noch immer nicht die Familien seiner beiden ältesten Kameraden aufgesucht hatte, durch deren Vermittlung damals das Meldeblatt aus dem Lazarett an seinen Hauptmann gelangt war.

Diese Gedanken wurden so mächtig in ihm, daß er aufsprang, Kopf, Hals und Oberkörper mit kaltem Wasser bearbeitete, die Montur ausputzte und sich zum Ausgang fertigmachte. Er wollte gleich hinaus ins Freie.

Aber die Magd hatte ihm aufgelauret. In einer weißen Bluse mit grünen Bändern und einem schwarzen Rock kam sie ihm entgegen. Vorwurfsvoll sah sie ihn an und sagte: „Nun haben wir die Zeit zum Kirchgang veräußert.“ Dann zog sie ihn ins Gastzimmer und setzte ihm ein Frühstück vor, das sie in einer Ecke verwahrt hatte, Schinkenbrote und einen heißen Kaffee.

(Fortsetzung folgt.)



Der Krieg. Kartonzzeichnung von Walter Cordé.

Zwei Kriegsbilder aus dem Westen. Von Hans Raspar von Zobelitz.

Courrières

Steintohlenstaub liegt auf den streifigen Pfützen,
Ist fest und dick auf jedes Ding gebreitet.
Die Bergmannsjungs ziehn nicht mal ihre Mägen,
Wenn unser General vorüberfähret.
Ein Blick voll Haß. Sie haben längst vergessen,
Was uns einmal mit Courrières vertet:
Zur Grube stieg ein Kamerad aus Essen,
Hat ihre Väter vielleicht mit gerettet.

Loos

Hier tönte einst mit schwerem Hammer Schlag
Haust der Arbeit tags und in den Nächten,
Was in der Erden tief verborgen lag
Stieg Korb um Korb empor in breiten Schächten.
Das Lied verklang. Unter den Giftgeschossen
Und Nebelschwaden, die die Feinde sandten,
Ertranken Frankreichs schwarze Diamanten...
Bertrümmert liegen hundert stolze Flossen.

Amerika im Orient. Von Max Roloff.

Den Reisenden, der sich vor Kriegsausbruch von der Seeferse her Beirut näherte, wird es stets in Erstaunen versetzt haben, wenn er vom Turme eines, ganz nahe der großen syrischen Handelsstadt gelegenen, schloßartigen Gebäudes das Sternenbanner wehen sah. Was tut Amerika im Orient, und welche Zwecke verfolgt es hier? So mag sich mancher Deutsche gefragt haben. Trotzdem ist das Thema „Amerika im Orient“ in Deutschland wenig erörtert worden, und die breiten Massen wissen überhaupt nichts von Amerikas Tätigkeit im Orient.

Einen Einblick in die Bedeutung des amerikanischen Einflusses im Orient gewinnen wir schon durch folgende trockene Zahlen. In der Türkei bestanden vor Kriegsausbruch insgesamt gegen 1000 fremde Schulen mit rund 90 000 Schülern. Davon entfielen auf:

Frankreich	580	Schulen mit rund 54 000 Schülern
Amerika	278	„ „ „ 18 000 „
England	126	„ „ „ 10 000 „
Italien	67	„ „ „ 5 000 „
Deutschland	23	„ „ „ 3 000 „

Aber der Einfluß der Amerikaner im Orient erstreckte sich nicht nur auf das Schulwesen, sondern auch auf andere Gebiete: Handel, Konzeptionen für Eisenbahnen, industrielle und landwirtschaftliche Unternehmungen; ein Strom von amerikanischen Reisenden ergoß sich alljährlich nicht nur auf Konstantinopel und Syrien, sondern über den ganzen näheren Orient bis tief nach Persien hinein. Wertwärdig ist es, daß die Vertretung der amerikanischen Interessen bei der hohen Pforte meistens in die Hände eines Juden gelegt war. Außerdem sind im Laufe der letzten Jahrzehnte viele tausende Syrer, Libanesen, Drusen, Araber, Armenier, Kurden in die Vereinigten Staaten eingewandert.

Syrien ist die Hochburg des amerikanischen Einflusses im Orient. Die arabischen Christen Syriens waren die ersten gewesen, die erkannt hatten, daß, soll es zu einem nationalen Eigenleben kommen, das intellektuelle und moralische Leben des einzelnen von Grund auf erneuert werden müsse. Da traf es sich wunderbar, daß sie in einer fremden Gruppe die wirksamsten Helfer fanden: in den ersten Vertretern des American-Board, die um das Jahr 1830 in missionarischer Absicht nach Syrien kamen. Der demokratische Geist der Amerikaner fiel auf einen guten Boden, denn der Syrer besitzt von jeher einen trotzigsten Sinn, der zu Widerstand gegen die früher bestehende despotische Regierungsform führte. Unter Abdul Hamid wurde jeder Versuch, die nationale Selbständigkeit und freireligiöse Einrichtungen zu erlangen, im Keime erstickt; aber die syrischen Vorkämpfer für die Freiheit entzogen sich der Verfolgung von Seiten der Türken und wanderten aus nach Amerika, wo sie eine großzügige arabische Presse gründeten, deren Erzeugnisse unter dem Schutze der amerikanischen Missionen und amerikanischer Konsulate in der asiatischen Türkei in allen Bevölkerungsschichten der arabisch sprechenden Reichshälfte verbreitet wurden. Auch alle arabischen Zeitungen in der asiatischen Türkei genossen reichliche Geldunterstützungen von Seiten Amerikas und zählten angehende amerikanische Orientkenner zu ihren Mitarbeitern.

Der Erfolg der amerikanischen „Missionschulen“ ist ganz bedeutend; wir dürfen hierfür nicht die Augen schließen. Die englische Sprache wäre im Orient neben dem Französischen gar nicht aufgekommen, wenn nicht die Amerikaner durch ihre beiden Missionsgesellschaften, den American-Board und den Presbyterian-Board, dies großartige Schulsystem geschaffen hätten, das im Verein mit englischen Missionschulen der eng-

lischen Sprache eine Ausbreitung verschafft hat, die es heute fast mit der französischen Sprache aufnehmen kann.

Die Amerikaner unterhielten 1914 nicht weniger als zehn höhere Schulen (College) in der Türkei, deren Lehrziel etwa dem unserer Realgymnasien entspricht; das Syrian protestant College in Beirut hat den Charakter einer Universität. Die nachstehende Tabelle gibt eine Übersicht über das höhere amerikanische Schulwesen in der Türkei, das auf einer breiten Basis von Elementar- und Mittelschulen ruht (1913/14).

	Schülerzahl			Raffen				Religionen				Mitarbeiter u. andere	
	knaben	knaben u. Mädchen	Gesamtzahl	knaben	Mädchen	Evangelisch	protestanten	Evangelisch	Muslimisch				
International College, Smyrna	26	120	381	47	247	19	19	66	27	82	210	50	13
Anatolian College, Marlowan	83	282	375	148	273	15	2	37	274	61	97	171	16
Euphrates College, Charput	154	378	539	525	2	5	188	223	298	5	2	4	
Central Turkey College, Mitalale	81	128	220	212	3	5	108	142	72	—	9	3	
St. Paul's Institute, Tarsus	80	117	207	189	10	8	169	91	100	10	6	—	
American Collegiate Institute, Smyrna	90	199	289	128	130	1	20	10	56	82	103	83	1
Central Turkey Girls' College, Marasch	71	81	152	139	4	9	28	95	41	8	9	4	
Syrian protestant College, Beirut	318	696	917	60	69	—	50	738	643	161	29	288	192
Robert College, Konstantinopel	192	278	470	75	304	67	14	110	345	15	70	279	90
Konstantinopel College	120	139	259	67	54	46	19	87	167	22	61	97	53
17370 2238 3706 1589 891 1981 2199 2053 969 908 1174 412 227													

In Syrien allein unterhielt Amerika außerdem noch 114 Elementarschulen mit 5500 Schülern und Schülerinnen; und in der ganzen Türkei wurden nicht weniger als 102 Missionsstationen angetroffen. Auf allen amerikanischen Missionsstationen findet man Krankenhäuser, Kliniken, Apotheken, Waisenhäuser usw., die zum größten Teil, gerade wie die Schulen, mit den modernsten Hilfsmitteln ausgestattet sind. Neben dem eingangs erwähnten Syrian protestant College in Beirut ist das Robert College in Rumeli Hisar am schönsten Teil des Bosporus als eine Hochburg des Amerikanertums im Orient zu betrachten. Es erhielt u. a. vor drei Jahren eine Schenkung von 6 Millionen Mark von einem ungenannten Geber, womit neue Schulpaläste für eine technische und eine landwirtschaftliche Schule errichtet wurden; auch die Mädchenschule, früher in Stutari, wurde damals in einer großartigen Anlage von Neubauten auf die europäische Seite, nach Unautköi, verlegt.

Das amerikanische College in Beirut, das der Türkei einen großen Teil ihrer Ärzte, Zahnärzte und Apotheker lieferte, hat eine wundervolle Lage auf dem Vorgebirge von Beirut mit freiem Blick auf das Meer, die Stadt und den Libanon; es besteht aus einem Block von 18 Gebäuden für die verschiedenen Fakultäten, Hörsäle, Wohnhäuser, Aula, Museum, Sternwarte, Hospitaler usw. Hier neue Paläste waren 1914 im Bau begriffen, ein Klubgebäude für die Studierenden mit einer Fülle von großen und kleinen Versammlungsräumen und

drei Neubauten für die Vorschulen und Internate, außerdem ein prächtiger Neubau für eine landwirtschaftliche Schule.

Jeder, der die Amerikaner kennt, wird erstaunt fragen, was der Zweck dieser ungeheuren Ausgaben für ein Land sei, mit dem die Vereinigten Staaten doch so gut wie gar keine Interessen verbinden? Daß die Ausbreitung des Evangeliums nicht der Hauptzweck sein kann, leuchtet ein; denn einmal ist in einem mohammedanischen Staate wie die Türkei die Propaganda unter Mohammedanern so gut wie ausgeschlossen, und zum andern ist doch auch nicht anzunehmen, daß gerade die amerikanischen Christen es als ihre besondere Aufgabe betrachten, die gregorianischen Armenier und orthodoxen Griechen Kleinasien zum Protestantismus zu bekehren. Er wäre zu verstehen, wenn eine kleine streng gläubige Gemeinde jenseits des Atlantischen Ozeans sich ein solches Ziel gesteckt hätte! Aber merkwürdigerweise sind in Amerika fast alle Großbanken, Industrielle und Kapitalisten eifrige Förderer der amerikanischen Mission im Orient; sie geben willig, nicht tausende, sondern hunderttausende für diese Zwecke.

Das amerikanische Schulwesen und die Mission im Orient sind Geschäftsunternehmungen großzügigster Art, nichts anderes. Gewiß, unter den amerikanischen Missionaren gibt es viele, die von einem großen Enthusiasmus für die reine Missionsarbeit beseelt sind und die selbst glauben, daß sie die Apostel des Evangeliums in diesen Gebirgsländern des Christentums seien. Nicht die Missionare verurteilen wir, wohl aber das System, das nur selbstsüchtige Zwecke unter dem Deckmantel der christlichen Nächstenliebe verfolgt.

Wenn auch die Ausbildung der Ärzte, Zahnärzte und Apotheker nicht so gründlich ist, wie wir dies in Deutschland und anderen Ländern Europas gewöhnt sind, so wollen wir deshalb weder die Unterrichtsmethode noch die ehemaligen Zöglinge der amerikanischen Anstalten herabsetzen. In einem Lande wie die Türkei, wo nicht nur auf dem platten Lande weit und breit, sondern auch in vielen Städten des Inneren großer Ärztemangel herrscht, ist jedes Unternehmen, das sich zum Ziele stellt, Ärzte heranzubilden, sei es auch nur vom Range unserer Heilgehilfen, freudig zu begrüßen. In die tiefsten Tiefen der medizinischen Wissenschaften konnte schon deshalb ein großer Teil der Zöglinge nicht eingeführt werden, weil ihnen die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung zum Teil fehlte und für den Orientalen eine allzulange Studium eine zu harte Geduldsprobe ist, der er meistens nicht standhält.

So ist es auch mit den Handelsschulen. In denselben hat sich Amerika einen ganzen Stab von äußerst tüchtigen Handelsagenten, Kommissionsräten und Vertretern herangebildet, die über den ganzen Orient verstreut leben und ausschließlich amerikanischen (und englischen) Interessen dienen. Die Vertreterfrage ist für den europäischen Handel im Orient von jeher ein besonders wichtiges Problem gewesen; die Amerikaner haben dies Problem im Interesse ihres Handels gelöst: in allen Hauptplätzen des orientalischen Handels findet man ehemalige Schüler der amerikanischen Colleges, die fließend englisch sprechen, die amerikanischen Verhältnisse genau kennen und dabei auch genau wissen, was der Orient braucht. Und alle diese Vertreter und Agenten verfügen über reiche Geldmittel, mit denen sie eine Kasse nach amerikanischem Muster betreiben.

Aberall im Orient, von Kairo bis Teheran, von Konstantinopel bis nach Jemen findet man amerikanische Industrieerzeugnisse; so in der Befestigung, dem Hochplateau zwischen Libanon und Anti-Libanon, die großen Pumpwerke für die Maulbeerpflanzungen, sowie allenthalben amerikanische Lokomotiven und Dreischmalschinen, Lokomotiven aus Philadelphia, Eisenbahnwagen, Erzeugnisse der Elektrotechnik, Nähmaschinen, von denen alljährlich viele Tausende in Smyrna eingeführt werden. Amerika beschränkte sich nicht darauf, mit den europäischen Staaten in der Lieferung der üblichen Waren zu wetteifern, sondern die amerikanische Ausfuhr ruhte auf einer für den Orient ganz neuen Besonderheit: Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen. Der Amerikaner war gewiß nicht der erste, der erkannt hat, daß die Zukunft der Türkei in der Hebung der Landwirtschaft begründet ist, aber er war der erste, der diese Erkenntnis in die Tat umsetzte; er führte eine große Anzahl landwirtschaftlicher Maschinen und neuzeitlicher Geräte ein. Hierbei wollen wir die merkwürdige Tatsache nicht übersehen, daß doch schließlich Amerika an der Hebung der Landwirtschaft in der Türkei nicht das selbe brennende Interesse hat, wie manche Länder in Europa. Ausfuhrartikel aus dem Orient nach Amerika sind hauptsächlich: Häute, Mohrwolle, Opium, Teppiche und Kunstserzeignisse. Es darf hierbei auch nicht vergessen werden, daß die Hebung der Seidenraupenzucht im Orient erst möglich gewesen ist, nachdem die Amerikaner durch ihre besonders konstruierten Bewässerungsmotoren die bereits im Aussterben begriffene Maulbeerkultur wieder neu belebt hatten.

Es gibt kaum ein größeres Unternehmen im Orient, an dem nicht auch die Amerikaner finanziell beteiligt sind. Die Hill-Finanzgruppe in New York hat in Smyrna eine ganze Reihe von Gesellschaften gegründet. Noch bei Kriegs-

ausbruch unterhandelten amerikanische Finanzgruppen mit der hohen Pforte über wichtige Eisenbahn-, Bergwerk- und andere Konzessionen, darunter die bedeutendste vom Jahre 1914: das Bahnprojekt von Samsum am Schwarzen Meer über Siwas in das mesopotamische Becken nach Diarbekir und Mossul, wo die Bahn Anschluß an unsere Bagdadbahn finden würde, mit Anschlüssen durch Armenien nach Rußland und nach Alexandrette am Mitteländischen Meer. Die Aufnahmen hatten ergeben, daß die Geländeschwierigkeiten nicht groß sind, und daß die Einträglichkeit aus Bodenerzeugnissen und Mineralreichtümern ohne eine Kilometergarantie des Staates gedeckt sein würde. Es handelt sich hierbei um Bahnstrecken von über 5000 Kilometern! Die ganze Gegend ist besonders reich an Mineralreichtümern, insbesondere an Kupfer; die Bahn würde an der berühmten Argana-Kupfermine entlang ziehen, was allein schon das Unternehmen gewinnbringend gemacht hätte. Die genauen geologischen und agrarischen Kenntnisse dieser Gegend verdanken die amerikanischen Finanzgruppen ihren einheimischen Vertretern, ehemaligen Zöglingen der amerikanischen Colleges. Amerika verlangte auf 40 Kilometer zu beiden Seiten der Bahn die Konzession für sämtliche Mineralien, wogegen der türkische Staat sofort 200 Millionen Mark erhalten hätte.

Die Erforschung der Naphthalagerungen in Südwestpersien an der Mündung des Schatt-el-Arab, jetzt Eigentum der Anglo-Persian-Oil-Co., geschah ebenfalls durch Techniker und Ingenieure, die ihre Ausbildung im Syrian College in Beirut erhalten haben. Seit Kriegsbeginn betreibt der amerikanische Generalkonsul in Teheran eine äußerst lebhaft propagandistische, um seine Landsleute zu ermutigen, den Handel in Persien auf Kosten Deutschlands, Österreichs und Rußlands an sich zu reißen. Er stellt den amerikanischen Industriellen und Kaufleuten landes- und sprachkundige Vertreter zur Verfügung, die alle ohne Ausnahme die amerikanischen Schulanstalten in Syrien besucht haben.

Die Erfolge der Amerikaner im Orient sind um so auffällender, wenn man bedenkt, daß die großen europäischen Staaten schon viel früher als die Amerikaner Missionare und Kolonisatoren in den Orient geschickt haben. Der Erfolg ist also der Methode zuzuschreiben, mit der die Amerikaner arbeiten. Die Grundsätze dieser amerikanischen Methode sind folgende. Die besten aus der einheimischen Bevölkerung werden ausgewählt, um ihnen die abendländische Kultur zu übermitteln; das Christentum unmittelbar zu übertragen, ist unmöglich. Die Schüler müssen in praktischen Dingen ausgebildet werden, als Ärzte, Apotheker, Lehrer, Techniker, Ingenieure, Landwirte, Kaufleute. Die Erziehung muß amerikanisch sein, und streng nach amerikanischem Muster erfolgen, genau so wie dies in Boston geschieht; dadurch macht man die Orientalen zu Amerikanern.

Also nicht die Christianisierung des Orients liegt der amerikanischen Missionsmethode am Herzen, sondern die Amerikanisierung. Auch in Bulgarien haben die Amerikaner auf ähnliche Weise missioniert, und die amerikanische Schule in Samatow diente als Grundlage für das bulgarische Schulwesen. Dem Deutschen gilt eine solche Missionsmethode als unehrlich und unchristlich, und mit Recht; Deutschland will auch die Völker des Orients nicht germanisieren, wie sie Amerika amerikanisieren will. Manche von den wenigen deutschen Schulen im Orient brauchen in keiner Beziehung einen Vergleich mit den amerikanischen Colleges zu scheuen; wenn diese auch mit geradezu fiktiven Geldmitteln arbeiten können, so ist doch zweifellos der Unterricht in den deutschen Schulen gründlicher und tiefergehend, als in den amerikanischen Unterrichtsanstalten. Lernen können wir trotzdem viel von den Amerikanern. Die englischen, französischen und russischen Schulen in der Türkei wurden schon Ende 1914 geschlossen; ob die amerikanischen Schulen jetzt, nachdem die diplomatischen Beziehungen zwischen der Türkei und Amerika abgebrochen sind, auch geschlossen wurden, ist nicht bekannt geworden. Es würde dann von ausländischen Schulen nur noch deutsche geben. Hierdurch ist eine große Verantwortung auf unsere Schultern gelegt worden; es wäre ein großer Fehler, wollten wir einfach unser aktbewährtes Schulsystem in den Orient verpflanzen; für den Orientalen taugt das nichts. Das amerikanische Schulwesen im Orient germanisiert, das wäre das Beste, was wir unseren türkischen Bundesgenossen schenken könnten. Also nicht: die deutschen Schulen amerikanisieren, sondern umgekehrt. Um das zu erreichen, müssen wir freilich bei den Amerikanern in die Lehre gehen. Wir wollen aber von Anfang an ehrlich sein: unsere Schulen im Orient dürfen keine Missionschulen sein, wie die amerikanischen; man kann und muß trotzdem gerade die Missionare als gründliche Orient- und Sprachkenner zu Rate ziehen und im Schulvorstand wie im Lehrkörper mitwirken lassen. Missionschriften bleibt ja trotzdem noch ein reiches Feld für ihre Betätigung im Orient durch die Errichtung von Kranken- und Waisenhäusern. Dies ist der Weg, der eingeschlagen werden muß, wenn wir dem weiteren Amerikanisieren des Orients einen Riegel vorschieben und an die Stelle amerikanischer Industrieerzeugnisse deutsche setzen wollen.

Zwei Selbstenlieder.

Ohne Kreuz.

Mit keinem Kreuze haben
Sie seine Brust geziert —
Er starb im Schützengraben,
Wie's einem Helden gebührt.

Hat seinen Mann gestanden
Nach tapferm deutschen Brauch,
Und schlug den Feind zuschanden,
Kühn wie die andern auch.

Er ward nicht eingegeben — —
Über dem Grabenbeet
Sah' ich das Kreuz doch schweben
Das nimmermehr vergeht.

August Sturm.

Grabchrift.

Am Bachbett brennt die bitt're Beere
In ihrer Reife tiefstem Rot.
Mir ist's, als wenn es Herzblut wäre
Von Kameraden, wund und tot.

Da ruhn die Treuen still beisammen,
Gebettet all zum letzten Schlaf,
Verkört im Glanz der Sonnenflammen,
Al die, die heut die Kugel traf.

Und auch mein Freund ruht in der Erden.
Mein Herz, was schlägst du laut und jach?
Auch du mußt halbe stille werden!
Dum still mein Freund! Ich komme nach!

Von unbekannter Hand auf dem Grabe des am 5. Oktober 1915 in Frankreich gefallenen Unteroffiziers Ch. Brandt gefunden

Unsere großen Erfolge an der Ostfront.

„Im Osten ist durch den Siegeslauf der verbündeten Truppen Galizien fast völlig, die Bukowina bereits zum größten Teil vom Feinde geläubert,“ so konnte der deutsche Kriegsbericht in den ersten Tagen des August verkünden. Unser erstes Bild zeigt den Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern mit Herren seines Stabes. Die ihm unterstellten Truppen haben sich bewundernswürdig geschlagen und in unüberstehlichen Angriffen die immer aufs Neue Widerstand versuchenden russischen Reserven vor sich hergetrieben. Ungeheuren Jubel erregte es, als am 2. August von Norden her österreichisch-ungarische Truppen des General-

oberst von Kretel und südlich von Westen her 1. und 2. Truppen unter Führung des Heereskommandanten Generaloberst Erzherzog Joseph in Czernowiz eindringen, der schönen Hauptstadt des Buchenlandes (denn das bedeutet Bukowina). Damit ist es zum dritten Male aus der Hand der Russen befreit: zum ersten Male am 28. Oktober 1914, dann am 19. Februar 1915 und endlich jetzt. In Czernowiz verloren die Russen nicht nur ihren wichtigsten Etappenort, sondern auch einen sehr bedeutenden Bahn- und Straßen-Knotenpunkt. Hoffentlich ist das Geschick der wichtigen Stadt damit endgültig festgelegt.



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern und Oberst Hoffmann, der Chef des Stabes, bei der Besichtigung erstürmter Stellungen in Ostgalizien. Aufnahme des Bild- und Filmamtes.



Oben: Der Bahnhof in Czernowitz. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros. — Unten: Bivakterende deutsche Kolonnen in Ostgalizien. Aufnahme des Bild- und Filmmates.

Den Ausziehenden.

Kennt keiner das Buch, in dem geschrieben steht,
Daß dieser falle und jener heil heimwärts geht.
Doch später ist in Stein und Bied zu lesen,
Die im Kampfe fielen, sind unsere Besten gewesen.

Viele aber glauben, es sei vorbestimmt,
Ob einem die Kugel ausläßt oder herübernimmt.
Und bliebst du zu Hause und wärest nicht dabei,
In Kriegszeiten irren viele Kugeln frei.

Wo aber steht es geschrieben, frag' ich, daß von allen
Ich übrig bleiben soll, ein anderer für mich fallen?
Wer immer von euch fällt, der stirbt gewiß für mich.
Und ich soll übrig bleiben? Warum denn ich?

Walter Hegmann (gefallen bei Solisjons).

Bei einer deutschen Hafentendantur an der Donau. II.

Der nächste Morgen brachte uns die Besichtigung des Hafens. Im Kraftwagen fuhren wir wieder zur Landungsbrücke hinunter, um ein Motorboot zu besteigen. Der erste Anblick zeigt mir etwa 50 Dampfer und Schlepps, die längs des Kais oder auch im offenen Strom ankern. An verschiedenen Stellen ragen die Schornsteine oder die Masten von versenkten Schiffen aus dem Wasser und harren ihrer Wiedererhebung.

Knatternd fuhr das Boot ab, und schon nach wenigen Minuten legen wir bei zwei großen Schlepps an, die merkwürdige Aufbauten zeigen. Der Vorstand der Bergungsgruppe, sonst Chefingenieur einer unserer größten Schiffswerften, macht den Erklärer.

„Sie sehen hier zwei alte russische Schlepps, die wir auch erst gehoben haben. Verschiedene Schußlöcher an den Außenwänden zeigen noch die Art ihrer Versenkung an. Wir haben sie nur so weit ausgebessert, als es für unsere Zwecke nötig war. Ihr Außeres ist daher nicht gerade berückend. Aber beide nebeneinander liegende Schlepps sind zwei mächtige Traggestelle gelegt, die aus je vier sehr dicken Baumstämmen bestehen, die eng miteinander verschraubt sind. Von diesen Tragbalken herab sehen Sie vier starke Drahtseile ins Wasser hinuntergehen, an denen ein in der Hebung begriffener Dampfer hängt. Die Drahtseile sind anfangs durch Taucher unter dem Dampfer befestigt worden, was keine ganz einfache Arbeit war, weil der Dampfer über ein Meter tief im Donauflut lag. Unterdeß hat man durch Einlassen von Wasser die Schlepps soweit gelenkt, als es irgend möglich ist. Sind dann die Seile fest angezogen, so wird durch Dampfpumpen das Wasser aus den Schlepps gepumpt. Diese heben sich allmählich und ziehen das versenkte Schiff aus dem Schlamm heraus. Augenblicklich schwebt es bereits zwischen den beiden Schlepps, hat aber immer noch fünf Meter Wasser über Deck. Wir sind jetzt dabei, die ganze Vorrichtung nach dem gegenüberliegenden Ufer zu fahren, wo ein harter Untergrund ist, und zwar so dicht ans Land heran, bis der zu hebende Dampfer auf Grund aufliegt. Jede solche Hebung bringt den Dampfer um anderthalb Meter höher, so daß wir ihn nach vier bis fünf Malen an der Oberfläche haben. Ist er erst soweit, dann ist das Spiel gewonnen. Seine Decks werden durch Taucher abgedichtet, der Sand und das Wasser aus seinem Inneren entfernt, und nach kurzer Zeit schwimmt er wieder und kommt zur Instandsetzung auf die Werft.“

„Haben nicht viele der versenkten Schlepps noch eine Ladung in sich und kann man diese noch verwenden?“ fragte ich.

„Bei uns wird alles verwertet,“ entgegnet mein Freund, der Hafentendant. „Wir haben eine große Anzahl Getreideschlepps gehoben, deren Ladung buchstäblich zum Himmel stank. Zum Fortwerfen war sie aber doch zu schade. Anfangs machten wir den Versuch, das in Gährung übergegangene Korn, das bereits über sechs Monate im Wasser lag, auf dem schönen Asphaltplaster vor dem Theaterneubau zu trocknen. Es gelang auch ganz gut, aber die ganze Stadt wurde verpestet, und unser Doktor machte mir mit sanitären Bedenken die Hülle heiß. Daher haben wir uns jetzt auf einem alten Schlepp eine Trocknungsanstalt errichtet, in der wir alles nasse Getreide in kürzester Zeit dörren. In diesem Zustande wird es nicht nur vom Vieh sehr gern genommen, sondern man kann sogar noch Spiritus daraus brennen.“

Unterdeß sind wir weiter gefahren und nähern uns einer Anzahl höchst seltsamer, schwimmender Maschinen. Wie große Krane sehen sie aus mit einem mächtigen Küssel an jeder Seite. „Das sind Getreide-Elevatoren,“ belehrte mich mein Freund. „Sie gehören der J. C. O. Für deren Laten-verstand muß ich wohl hinzusetzen, daß das „Central-Eintauf-Gesellschaft“ bedeutet. Sie dienen dazu, das Getreide direkt aus den Eisenbahnwaggons oder den Fuhrwerken in die Schlepps umzuschlagen. Wir haben zehn Stück davon hier, die natürlich auch alle versenkt waren.“

Kurz darauf legen wir an einem Elevator an, der die Höhe eines dreistöckigen Hauses erreicht. Er ist auf einem flachgehenden aber starken Ponton montiert, so daß man ihn bis unmittelbar ans Ufer fahren kann. Der schwarze Qualm seiner Maschine, das Drehen der Räder und ein laut brummendes Geräusch zeigen an, daß er in Tätigkeit ist.

Als wir aussteigen, meldet ein Unteroffizier dem Kommandanten: „Fünfzehn Russen bei der Arbeit am Elevator.“ Ich frage: „Sind arbeitet hier wohl viel mit Gefangenen?“ „Fast ausschließlich. Wir haben Russen und Rumänen hier, mit denen ich sehr zufrieden bin. Fluchtversuche kommen überhaupt kaum vor. Von den rumänischen Gefangenen ist sogar eine größere Anzahl der Ernte wegen in ihre Heimat beurlaubt, wo sie sich nur bei der Gendarmerie zu melden haben, im übrigen aber ohne Aufsicht sind.“

Der Unteroffizier meldet, daß der Mais, der gerade umgeschlagen wird, heiß sei. Die Leute könnten kaum mehr darin arbeiten.

„Wie kann denn jetzt Mais, der doch noch aus der

vorjährigen Ernte stammen muß, heiß und dadurch heiß werden?“ Einer der Gefangenen, der als Dolmetscher für die übrigen dient und daher eine Art von Vertrauensstellung genießt, meint: „Der Mais wird beim Einladen Regen bekommen haben, Herr Major.“

Wir sind an die Luke des Schlepps getreten, aus welcher der Elevator hervor ragt. Unten in der Tiefe sehen wir mehrere Russen beschäftigt, mit Schaufeln dem gefräßigen Saugrüssel neue Nahrung zuzuführen. Mein Freund erklärt: „Wir schlagen hier ein großes Schlepp, das von der unteren Donau kommt, in zwei kleinere um, weil das große jetzt bei dem tiefen Wasserstand nicht mehr durch den Kanal am Eisernen Tor geht. Der Küssel des Elevators nimmt das Getreide durch starkes Aufsaugen von Luft auf und bringt es in eine Art von großer Badewanne, die du dort dicht bei der Dampfmaschine des Elevators sehen kannst. Es ist dieses eine selbsttätige Waage. Jedes Mal, wenn sie genau 1000 Kilo, also eine Tonne, enthält, kippt sie um und entleert ihren Inhalt, der jetzt aufs neue vom Luftstrom gefaßt und durch einen zweiten Küssel herausgeschleudert wird. Diesen letzteren siehst du dort hinten in der Luke des zu beladenden Schlepps verschwinden.“

Der Unteroffizier hat sich seinen Hut voll Mais aus der Luke heraus reichen lassen. (Alle unsere Mannschaften tragen dort der Hitze wegen Strohhüte.) Er ist tatsächlich brennend heiß. Da kann man sich vorstellen, daß die Leute es dort unten kaum mehr aushalten.

Der Kommandant wendet sich zum Dolmetscher. „Sagen Sie den Leuten, daß dieses Schlepp heute noch fertig werden muß. Die Leute sind dann dienstfrei und können gleich anschließend hier baden.“

Diese Ankündigung erregte große Freude unter den Gefangenen. Jetzt werden sie es auch in dem heißen Mais wohl noch etwas länger aushalten.

Wir gehen jetzt zu dem Schlepp, das beladen wird. Hier nehmen wir wieder eine Maisprobe direkt aus dem heißen Küssel des Elevators. Er ist noch immer recht warm, aber doch schon erheblich abgekühlt.

„Bis Orschowa, besonders wenn wir die Deckluten offen halten, kann er ohne Gefahr gehen. Allerdings müssen wir dann Wachmannschaften mitgeben, sonst verflüchtigt sich zu viel durch die nicht plombierten Luten.“

Jetzt fahren wir an zwei kleinen bewaffneten Schiffen vorbei, die den grauen Anstrich der Marine tragen. Ich sehe auch die deutsche Kriegsflagge. „Was sind denn das für zwei von unseren Kriegsschiffen?“

„Das ist unsere Donau-Halbflotte. Du hast doch gewiß schon von den österreichischen Monitoren und deren wichtiger Verwendung beim serbischen und rumänischen Feldzuge gelesen? Nun, unsere Halbflotte war auch dabei, und wenn sie auch von ihren Laten nicht so viel in die Zeitung brachte, so hat sie darum doch vortreffliche Dienste geleistet. Augenblicklich ist sie damit beschäftigt, die Donau zu vermaßen und zu besetzen, was so viel bedeutet, die Leuchtfeuer angubringen, damit auch nachts gefahren werden kann. Es heißt aber, daß ihre Tage gezählt sind, und daß beide Schiffe demnächst abwricken werden, um wieder in die Zahl unserer Schleppdampfer einzutreten.“

„Was bedeuten denn diese Bojen, die ich bereits an verschiedenen Stellen, anscheinend ziemlich planlos, liegen sah?“

„Das bedeutet unpassierbares Fahrwasser. Überall dort liegt noch ein versenktes Fahrzeug, das eine gefährliche Klippe für die Schifffahrt sein würde. Die Rumänen haben die Schiffe mit Vorliebe dort versenkt, wo sie uns am meisten Unbequemlichkeiten zu bereiten hofften.“

„Warum habt Ihr denn nicht zunächst diese hier direkt im Hafen versenkten Fahrzeuge gehoben, die doch dem Verkehr recht hinderlich sind?“

„Für uns hieß es, von der Hand in den Mund leben. Als wir die Balachei erobert hatten und mit dem Abtransport der trotz aller Zerstörungen der Russen und besonders der Engländer immer noch reichen Vorräte beginnen wollten, da machte sich zunächst ein großer Mangel an Schiffsraum bemerkbar. Unsere Bergungsgruppe begann daher vor allem mit der Hebung derjenigen versenkten Schiffe, die mit der geringsten Mühe zu heben waren. Jetzt ist unser Schiffs-park wieder so groß, daß wir allen zu stellenden Anforderungen für die diesjährige, ausgezeichnete Ernte genügen können, so daß wir uns demnächst auch an die schwierigeren Fälle heranzumachen können. Du wirst gleich eine Reihe von solchen sehen.“

Wir sind am Ende des Hafens angelangt und kommen gleich darauf an eine Stelle, wo eine kleine Insel die Donau in zwei Arme teilt. Hier bietet sich ein merkwürdiges Bild. Zu beiden Seiten der Insel liegt in dem ziemlich flachen Fahrwasser eine Reihe versenkter Schiffe, die mit den verschiedensten Teilen zum Wasser heraussehen.

„Hier wollten die Rumänen in besonders raffinierter Weise das ganze Fahrwasser sperren. Zu diesem Zwecke haben sie in den Lufen einer ganzen Anzahl von Schlepss eiserne Schienen eingementiert. Du siehst bei mehreren von ihnen diese Schienen in die Höhe ragen. Dann wurden sie nebeneinander versenkt. Zum Bed für die Rumänen blieb gerade eine schmale Fahrtrinne von etwa 30 Metern frei, so daß tatsächlich die Schifffahrt keinen Augenblick gestört wurde. Aber zunächst mußten alle Schiffe sehr vorsichtig und stets mit Lotsen fahren, bis das ganze Fahrwasser durch unsere Donauflotte neu vermessen war.“

Wir sind bei einem der versenkten Schlepss angelangt, das in der Mitte durchgebrochen zu sein scheint. Es liegt unmittelbar am serbischen Ufer und dient einigen Serbentindern als Badespielplatz. Am Ufer sehen wir einen bulgarischen Landsturmann stehen.

„Die Bulgaren halten eine ziemlich strenge Donauwacht, einmal, um das Entweichen von Gefangenen zu verhindern, dann aber auch, weil sie die unrechtmäßige Ausfuhr von Lebensmitteln verhindern wollen. Im allgemeinen darf auch von uns niemand das dortige Ufer ohne vorherige Erlaubnis betreten.“



Getreide-Elevatoren. Ganz rechts ein bereits wieder gehobener, in der Mitte zwei halb versenkte, daneben ein versenkter Dampfer.

Wir haben leicht gemacht und steuern wieder dem Hafen zu. An der Werft legen wir wieder an. Unser Kapitänleutnant, der Chef der Werft, macht den Führer. Ich gebe kurz einen Auszug aus seinem Bericht.

„Die Werft ist in wenigen Monaten aus dem Nichts entstanden und beschäftigt jetzt mehrere hundert Arbeiter. Fast alle von uns bisher gehobenen Schiffe, also eine recht erhebliche Menge, sind hier wieder instand gesetzt worden. Besonders bemerkenswert ist eine Vorrichtung, durch welche auch die größten Schiffe ans Land gezogen werden können. Sie besteht aus einer Reihe nebeneinander liegender Schienenbahnen, die sich bis unter das Wasser fortsetzen und dort noch eine Länge von über 100 Meter erreichen. Auf den Schienen laufen kleine, kräftige Wagen. Diese werden unter das Schiff gehoben, worauf die Wagen zugleich mit dem Schiff an starken Drahtseilen aufs Land gezogen werden.“

„Jetzt hast Du so ziemlich alles gesehen, was es hier zu zeigen gibt.“ sagte mein Freund. „Mit der Befichtigung unserer zwölf großen Magazine und der verschiedenen Büroräume will ich Dich verschonen. Immerhin kannst Du Dir bereits einen kleinen Begriff von der Tätigkeit eines Hafenkommandanten machen.“

Wir gehen durch einen hüsch angelegten, öffentlichen Park nach der Stadt hinauf und stehen bald darauf vor einem stattlichen Gebäude, an dem eine Tafel hängt mit der Aufschrift „Deutsches Soldatenheim“.

„Bisher war hier ein rumänisches Gymnasium.“ berichtet mein Freund. „Jetzt ist die ganze schlampige Gesellschaft von uns an die Luft gesetzt worden, und deutsche Gastlichkeit und Gemütlichkeit, geleitet und betreut von echter, deutscher Frauenhand, ist dafür eingezogen.“

Wir betreten den sehr hübschen Garten, wo wir uns niederlassen. Gleich erscheint auch Schwester Lena in ihrer einfachen, aber für ein hübsches, jugendliches Gesicht doch sehr fleidamen Tracht und ertübtigt sich nach unseren Wünschen. Wir erbitten uns Himbeeren mit frischer Milch, worauf sie mit leichten, federnden Schritten ins Haus eilt.

„Ein prächtiges Mädchen.“ sagt der Herr Kommandant. „Sie ist unser aller Freude hier. Von früh bis spät in die Nacht ununterbrochen tätig, immer munter, immer guter Laune und zu jedem Menschen gleich zuvorkommend und lebenswürdig. Und dabei führt sie den ziemlich großen Haushalt des Soldatenheims, der eigentlich schon beinahe ein kleines Hotel ist, mit einer Umsicht und Gewandtheit, die für eine so junge Dame ganz erstaunlich ist.“

„Was ist sie denn eigentlich in ihrem Zivilberuf? Diese Fähigkeiten m.ß sie sich doch irgendwo erworben haben.“

„Ich glaube nicht, daß sie sich bisher viel mit solchen Dingen abgegeben hat. Der Vater ist Kommandeur eines Kavallerieregiments, und sie selber eine begabte und leidenschaftliche Reiterin, die bereits anfang, sich auf den Konkurrenzreiten einen Namen zu machen. Sobald der Krieg ausbrach, hat sie sich der Fürsorge gewidmet und ist seither unermüdlich für unsere Soldaten tätig. Solange es noch solche Mädchen in Deutschland gibt, brauchen wir für die Zukunft unseres Volkes keine Angst zu haben.“

Schwester Lena kommt zurück und bringt uns die köstliche Erfrischung. Etwa eine halbe Stunde bleiben wir sitzen, und ich muß feststellen, daß mein Freund Recht hat. Sie ist allerliebst in ihrer frischen und selbstverständlichen Natürlichkeit. Schade, daß ich nicht länger bleiben kann.

Über der Herr Kommandant drängt schon zum Aufbruch. „Wir müssen gehen, mein Lieber. In einigen Stunden geht das Schiff, und, wie Du weißt, mußt Du vorher noch in die Entlassungsanstalt.“

„Kann man der Sache wirklich nicht entgehen?“

„Wenn Du es hier nicht tust, wo wir Dich in zwei Stunden fertig machen, wirst Du in Oberberg entlaßt, wo es 24 Stunden dauert. Also wähle.“

Es ist doch haarsträubend. Da muß man sich von Tieren besetzen lassen, die man gar nicht besitzt. Seufzend willige ich ein, während Schwester Lena mir Mut zuspricht. „Es ist gar nicht so schlimm“, meinte sie lachend.

Calais?! Von Dr. Freiherrn von Madag in München.

Das Giornale d'Italia brachte unlängst einen Bericht seines Londoner Korrespondenten über dessen Besuch in Calais. Darin heißt es: „Wer heute nach Calais kommt, fühlt sich wie in England. Es scheint, als ob die Stadt immer englisch gewesen sei, ein Stützpunkt Großbritanniens an der französischen Küste, ein vorgestreckter Arm einer Nation, die es nicht mehr erträgt, ausschließlich Seemacht zu sein. Die Engländer haben auf die ganze Stadt Beschlag gelegt. Mit dem Hafen fingen sie an, dann bemächtigten sie sich der Magazine, erbauten selbst Getreidespeicher und errichteten eine Militärstadt neben der alten. Heute ist ganz Calais in den Händen der Engländer. Niemand kommt mehr hinein außer mit ihrer Zustimmung. Kein Blatt zührt sich ohne ihre Erlaubnis. Die ganze Arbeit ist mit guten Manieren, sehr viel Geld und hervorragendem praktischem Sinn geleitet worden. Die Vereinstimmung Englands auf seiner Insel war ein Grund seiner Macht und zugleich seiner Schwäche. Es konnte nicht zugeben, daß ein so nah benachbartes, ihm nicht gehöriges Festlandsgebiet einem feindlichen Einmarsch ausgesetzt war; denn es wäre damit gleichsam belagert worden. Zwar hat die Geschichte noch nicht bewiesen, daß Großbritannien zu seiner Verteidigung eines vorgehobenen Bollwerks auf dem Festland bedürfte; nach dem Fall von Antwerpen wurde aber dieser Schluß gezogen.“

„Zwischen Calais und Dover ist durch Minen und Meele gleichsam ein sicherer Korridor geschaffen worden, auf dem die Schiffe ruhig verkehren können. In Calais sind Vorräte im Werte von Milliarden angehäuft; es ist das Beispiel eines Zentralmagazins für ein ganzes Heer. Wer sehen will, welche Opfer England für den Krieg bringt, soll nur nach Calais kommen.“

Was mag man in Paris zu diesen Schilderungen und Befestigungs eines Vertreters der sorella latina sagen? Was vor zwölf Jahren der Geheimvertrag bekannt wurde, den London in Spanien geschlossen hatte, um Tanger zu „internationalisieren“, das heißt zu einer Stütze seines Herrschafts über Woge und schwimmende Ware zu machen, hatte eine erste Partier Zeitung Mut und Einsicht genug, um trotz der schon damals hoch in Halmen stehenden Entente freundschaft entristet zu erklären und zu warnen: „Das Foreign Office hat unwandelbare Grundsätze. Es duldet nicht, daß Frankreich sich an der Meerenge von Gibraltar auf dem Verbindungsweg zwischen London und Italien festsetze. Um keinen Preis würde England darüber mit sich handeln lassen. Es würde dies mit Gewalt fordern, wenn wir Freunde wären. Es hat es uns als Freunden aufgezwungen, da wir die Einsicht hatten, auf es zu hören. Es war nicht möglich, eine Partie gründlicher zu verlieren und mit mehr Ruhmredigkeit und Unfähigkeit einzuleiten.“ Heute darf man an der Seine nicht laut reden, aber gewiß werden viele bedrückte Gemüter sich fragen, ob England jetzt nicht in weit bedrohlicherer Weise, statt nur in französisches Kolonialland, in den Wall und Burgfried des Mutterlandes selbst eine Breche gebrochen hat, die es nach denselben „unwandelbaren Grundsätzen“ behaupten und niemals freiwillig wieder preisgeben wird. Gesichtstüchtige aber mögen sich daran erinnern, wie heute just 700 Jahre vergangen sind, daß die englischen Barone im Kampf mit ihrem wortbrüchigen König so weit gingen, dem Sohn Philipps von Frankreich und nachmaligen König Ludwig VIII. die englische Krone anzubieten, daß der Dauphin tatsächlich von Calais aus in See stach, aber schon 1217 zurückkehren

mußte, als nach Johanns Tod gerade die schwächliche Herrschaft Heinrichs III. den britischen Nationalstolz aufflammen ließ. Sie werden zugleich nicht minder eingedenk sein, wie wiederum rund 500 Jahre verfloßen sind, da der hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich aufflammte, der dieses mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachte: Wie in dessen Verlauf der Briten sich immer heimischer auf französischem Boden machte, wie mit der Schlacht von Azincourt, in der die Heere Karls von Orleans fürchtbar aufs Haupt geschlagen wurden, das Ringen den Höhepunkt erreichte, wie der Bürgerkrieg das Elend vollendete, das Englands Herrschaft über das Land heraufbeschwor, wie die ränkevolle Flaubert im Bund mit Johann von Burgund als Englands Traubantin Paris eroberte, und wie charakteristisch Albions heute

wie damals dem Wesen nach gleiche Politik in der Rolle sich spiegelt, die eben Calais während des ganzen Verlaufs dieser blutigen Auseinandersetzungen gespielt hat.

Bis zu jener Zeit der englisch-französischen Kämpfe gehörte Calais zum deutschen Hansabund, dem es 1303 beigetreten war, und zwar stand es in besonders engen Beziehungen zum Kontor von Brügge, das damals die Stellung des ersten Welthandelsmarktes im europäischen Norden behauptete.

Die Stadt fühlte sich in diesem germanischen Bund wohl und gedieh in seinem Schutz und in der Sonne seiner friedlich-freieitlichen Organisation trefflich: sie war, im Äußeren wie dem geselligen und wirtschaftlichen Leben nach eine echte stolze Patrizierstadt mit ragenden, von Balduin IV. vollendeten Befestigungen und mit blühendem Handel, dessen Einkünfte die Truhnen der Bürger füllten und die Mittel zu kunstvoller Ausschmückung der Stadt lieferten. Da verdunkelten schwarze von der anderen Seite des Kanals heranziehende Gewitterwolken das Licht glücklicher Entwicklung. Als Philipp VI., der Sohn Karls von Valois, auf den Thron der Kapetinger stieg, erhob sofort Eduard III. Erbansprüche unter dem Hinweis, daß er als Sohn einer Tochter Philipps IV. der nächstberechtigte Kronerbe sei. Damit also entspann sich das große geschichtliche Ringen zwischen den beiden Mächten, dessen Flamme drei Glutherde hatte. Zunächst den britischen Besitz in Südfrankreich, der damals die Herzogtümer und Grafschaften Gascogne, Guyenne und Poitou umfaßte; sodann die Unterstützung, die Frankreich dem nach Paris geflüchteten König David II. von Schottland angedeihen ließ; endlich aber und nicht zum wenigsten den Meid, mit dem man an der Themse den kräftigen Auftrieb des Handels der Normandie und Flanderns unter Führung von Städten wie Calais und im Schutze der Hanse beobachtete. So also marschierte Eduard III. nach der ruhmreichen Schlacht von Crecy, in der das gewaltige Heer Philipps VI. vor der überlegenen Feldherrnkunst des englischen Herrschers zusammenbrach, in eiligen Märschen, alles verwüstend, über Brabant und Montreuil nach dem alten Calais, dem Pontus Stius der Römer, und unter den Beweggründen dieser Frontschwenkung, die einer kräftigen Ausnützung des Sieges widersprach, war das Motiv des Handelsneides, das propter invidiam, das in den gleichartigen Kämpfen zwischen Rom und Karthago eine so ausschlaggebende Rolle gespielt hat, gewiß nicht das unwichtigste. England hoffte leichtes Schloßes sich der Normandiehäfen zu bemächtigen und damit den französischen Wettbewerbs zur See zu erdrosseln, sah sich aber in dieser Erwartung



Alte Befestigungen in Calais. — Im Hintergrunde der neue Leuchtturm

getäuscht. Eduard erschien vor den Mauern Calais am 8. September 1346 und forderte den Befehlshaber der Feste, Jean de Wienne, zur Übergabe „an den König von Frankreich“ auf, erhielt aber die stolze Antwort: „Ich kenne keinen anderen König Frankreichs als denjenigen, der mit diesem Platz anvertraut hat; ich gehorche nur ihm und bin entschlossen, in seinem Dienst zu leben und zu sterben.“ Dabei blieb es, und der königliche Heerführer sah alsbald ein, daß die Stadt zu fest war, um in ihrem Ansturm erobert zu werden. Er bezog also ein verschanztes Lager bei der Kirche von St. Pierre und versuchte von hier aus Mauerbrecher und angeblich auch Kanonen - machinas et alia instrumenta magistralia, wie sich der englische Berichtskrieger Knighton ausdrückt - gegen die Stadt heranzuführen. Aber die Geländeschwierigkeiten erwiesen sich als zu groß, die um die Stadt laufenden Wassergräben waren zu breit und die Festungsmauern zu stark, als daß diese Kampfwerkzeuge in zweckdienlicher Weise und mit gefährlicher Wirkung an die Stadt hätten herangebracht werden können. Im Gegenteil hatten die Belagerer unter ständigen, mit Mut und Geschick geführten Ausfällen des Feindes zu leiden, so daß sich Eduard entschloß, den Gegner durch Aushungerung zu bezwingen und namentlich sein Lager bei St. Pierre in eine „ville de bois“, das heißt in eine ausgedehnte Verschönerung mit Unterkünften für die Soldaten, Laufgräben, Umwallungen, Palisaden, Fechtzinnen, deckungen zu verwandeln. Indessen auch das genigte nicht; den Engländern drohte noch eine andere Gefahr. Es kam die Kunde, daß der König von Frankreich ein starkes Entsatzheer sammelte, und die Engländer standen so vor der Drohung, in ein vernichtendes Feuer von zwei Seiten zu geraten. Eduard dehnte daher sein Verschönerungssystem nach Eroberung des bei St. Marie vorgeschobenen Forts (Karte rechts oben) immer weiter freisich aus, so daß schließlich, nach der trefflichen Darstellung in den Chroniken von St. Denis, „Calais in eine zweite Stadt eingeschlossen schien, die man Ville neuve la Hardie nannte“. Nachdem Versuche zur Friedensstiftung durch Papst Clemens VI., dem der Krieg zwischen Frankreich und England schon wegen seiner Kreuzzugspläne wider den Strich ging, gescheitert waren, blieb dem Belagerer, da der Winter anrückte, keine andere Sorge übrig, als die Zufuhr von Lebensmitteln an den Feind zu verhindern und sich selbst mit diesen und mit Waffen und Munition reichlich zu versorgen. Auch diese Aufgabe wurde trefflich gelöst. Die französische Flotte hatte sich von den starken Verlusten im Kampf bei Bécule noch nicht erholt, die englische war um so stärker geworden; bei der Überfahrt über das Meer hatten Eduard nicht weniger als 737 Segel zur Verfügung gestanden, eine für damalige Zeit gewaltige Armada, der man in Paris nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hatte. Diese ganze Flottenmacht wurde jetzt zu dem doppelten Zweck dienstbar gemacht. Calais von der See her völlig abzusperren und zugleich einen „naßen Saumpfad“ von der flandrischen zur britischen Küste zu schaffen, auf dem sich die Herbeischaffung aller nötigen Kriegsmittel in regelmäßiger Ordnung vollzog. Die vielen Parallelen mit der Kampfplage und der englischen Politik damals und heute springen in die Augen.

Froissart, dessen Geschichtserzählungen so schätzbare Dokumente der Sitten seiner Zeit sind, hat auch die Kämpfe um Calais sehr eingehend und in lebhaften Farben dargestellt. Er weiß zu erzählen, wie Eduard III. oftmals vor Born über den unerbittlichen Widerstand der Feste übergedröhmt und gedroht habe, die Stadt, wenn er sie bezwingen, mit samt den Bürgern in Flammen aufgehen zu lassen. Wie die Königin von England nach dem Sieg über Schottland mit einer großen Schleppe von Hofdamen in das Lager gekommen sei, wie dort in der Freude über den Triumph glänzende Feste gefeiert worden seien, die in schrillen Widerspruch zu der Not in der belagerten Stadt gestanden hätten, deren Verteidiger schließlich „den letzten Öhnen mit Fell brieten und verzehrten“. Wie der König von Frankreich in letzter Stunde nochmals zu einem Stillstand sich entschloß, alsbald aber die überlegene Stärke der Engländer erkannt und nun zu dem Mittel gegriffen habe, die Fehde durch das Angebot eines Tur-



Stadt und Hafen von Calais im 15. Jahrhundert.
Nach einem zeitgenössischen Stich im Britischen Museum zu London.

Um so härter war aber die Politik Englands bei der weiteren Behandlung der Stadt. Die neue Regierung verhängte sofort, daß niemand in der Stadt bleiben dürfe, außer mit besonderer Erlaubnis und nach Ableistung des Treueschwurs. Schon diese Maßregel hatte einen starken Abzug der wenigen Bürger, welche die Belagerung überstanden hatten, zur Folge; an ihrer Stelle machten sich alsbald zuschüßmende Engländer breit, während die Einwanderung von Franzosen eine Kopfsteuer nach Möglichkeit unterband. Dazu wurde der Handel engherzigen Polizeivorschriften unterworfen; kurz, London behandelte seine Beute ganz nach gewohnter und gegen Irland erprobter Praxis: es kam ihm nur darauf an, den Platz als militärischen Stützpunkt für seine Seeherrschaft und Ausdehnungsgelüste auf französischem Boden zu behaupten, den Verkehr lenkte es systematisch nach den eigenen Häfen ab.

So zogen in kurzer Zeit auch die letzten alteingebürgerten Handelsherren ab; die Stadt verarmte unter britischem Regiment immer mehr und war schließlich nur noch ein Schatten einstmaligen strahlenden Glanzes. Als daher der tapfere Franz von Selve 1558 den alten Besitz Frankreichs als die letzte der englischen Stellungen auf westeuropäischem Boden zurückerobert hatte, atmeten seine Bürger wie nach langer Gefangenschaft auf; aber ebenso groß wie der Jubel in ganz Frankreich war die Not jenseits des Kanals. Marie Tudor beklammerte den Verlust des schönsten Edelsteins ihrer Krone. Noch auf ihrem Sterbebette meinte sie: wenn man ihr Herz ausschneide, werde der Name Calais eingegraben gefunden werden, und ihre Nachfolger und Nachfolgerinnen auf dem britischen Thron ließen alle Mühen einer ränkevollen Diplomatie gegen Frankreich springen, um das Schmuckstück wieder zu gewinnen. Dreimal hintereinander, nach der Vernichtung der französischen Flotte, welche die Rückkehr des vertriebenen Königs Jakob II. erzwingen sollte, in den Jahren 1694, 1695 und 1696, unternahm England Vorstöße, den verlorenen flandrischen Gibraltar Schlüssel am Kanal wiederzugewinnen; sie scheiterten ebenso wie der letzte Versuch zu einer Landung an der französischen Küste im Jahre 1804 als Parade gegen die damaligen Rüstungen Frankreichs unter dem Konsulat.

Erst heute also, nach mehr als 350 Jahren, ist England auf den verschlungenen Wegen der Entzweiflungspolitik dahin gelangt, daß sein Banner wieder auf den Zinnen von Calais weht. — Als unlängst der Entwurf eines Tunnelbaus zwischen Dover und Calais neuerdings auftauchte, war der Widerstand der britischen Öffentlichkeit gegen den Plan weit geringer als früher, und ein Pariser Spottvogel meinte, der Stimmungsumschwung sei natürlich genug, da das Vereinigte Königreich ja nur einen unterirdischen Weg nach „Neuengland“ baue, und dieses drohe mehr und mehr einen Umfang wie vor fünfhundert Jahren anzunehmen. Mit dem Ton des Wihbolds, mit dem echt französischen trockenen Spott des pince sans rire, dem „Epigramm auf den Tod des Gefühls“, gab er damit freilich nur einer Sorge Ausdruck, die auf ganz Frankreich von Mond zu Mond als unheimlicher Alp immer schwerer lastet. Nachdem Großbritannien heute seine nach der Normandie hinübergeworfenen Hilfsarmeen von 160 000 Mann auf

mehr als eine Million vergrößert hat, begnügt es sich nicht damit, in dem berühmten Dreieck Dünkirchen — Calais — Boulogne immer heimlicher sich zu machen, sondern es dehnte seine Seeghastwerbung auf französischem Boden, den Hilferufen folgend, die aus dem Hauptquartiers Joffres der Not gehorchend, nicht freien Triebes erlangen, bis nach Verdun aus. Was wird aus der Nachbarschaft bei gleichem Fortlauf der Dinge wie bisher letzten Endes werden? Bereits stellt man an der Seine Berechnungen folgender Art an. Beim Kriegsbeginn sei das Verhältnis der französischen Truppen zu den britischen 15:1 gewesen; am Ende des ersten Kriegsjahres habe es 3:1 betragen und gegenwärtig belaufe es sich auf 5:3. Auf gleicher Entwicklungslinie werde vielleicht schon mit der Jahreswende der Stand von 1:1 erreicht werden, der sich dann weiter selbsttätig immer mehr zugunsten Englands drehen und schließlich, wenn es gelinge, die Rahmen von Kitcheners Dreimillionenarmee voll aufzufüllen, die Umkehrung von 1:3 zeigen dürfte. Mittelbar wird damit also französischerseits selbst zugegeben, daß die eigenen Reserven sich mehr und mehr erschöpfen, während der Bundesgenosse noch über starke, in ihrer Ergiebigkeit freilich wohl überschätzte Ertragsquellen verfügt. — Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich logisch eine Kette weiterer beunruhigender Folgerungen, die sich alle um die eine Sorge drehen: wie werden wir den Nachbarn, den wir ins Haus geladen, wieder herausbringen? — Voran stehen die militärischen Bedenken. Erreichten die britischen Kampferverbände die ziffernmäßige Überlegenheit, so müßte der Oberbefehl an England übergehen, Frankreich also auf seinem Boden unter englischer Führung für Zwecke und Ziele stehen, die mindestens in den letzten Ausläufen nicht die eigenen sind. Nicht minder düster sind die finanzwirtschaftlichen Ausblicke. Die Gesamtschulden der Republik aus den Aufwendungen für den Krieg belaufen sich gegenwärtig auf etwa 42 Milliarden Franken. Das Pariser Finanzierungssystem besteht darin, daß die „silbernen Kugeln“ teils aus Vorschüssen der Bank von Frankreich, teils aus kurzfristigen Schatzwechseln, teils aus langfristigen Anleihen gegossen werden, die aber bislang einen tatsächlichen Ertrag von höchstens 12 Milliarden ergeben haben (die erste Siegesanleihe lieferte einen Zinsertrag von 14,5 Milliarden, wovon jedoch nur 5,5 bares Geld waren); den ganzen Rest des Geldbedarfs müssen Auslandskredite decken. Diese setzen sich wieder zusammen aus der Londoner Beteiligung an den Anleihen, aus den in Lombardstreet untergebrachten Baus der Nationalverteidigung, aus kleinen Valutaauleihen, die ebenfalls zum Teil an der Themse untergebracht sind, endlich und in der Hauptsache aus den in Nordamerika aufgenommenen Gelddarlehen, deren Wert die Höhe von 380 Millionen Dollar erreicht hat. Ist aber der Rechtsgläubiger dieser gewaltigen Summen das Sternenhimmelreich, so läuft doch offensichtlich, da die Verquickung und Verjährung der großkapitalistischen Interessen zwischen London und New York mit jedem Mond engere Formen annimmt, die ganze Entwicklung der Dinge zugleich auf eine weitere ständig wachsende finanzielle Abhängigkeit Frankreichs von England hinaus. Wozu wird überdies ein

großer Teil des französischen Geldes, das in den anglo-amerikanischen merger fließt, verwandt? Gerade der große britisch-französische Sommerangriff hat darüber lehrreiche Aufschlüsse gegeben. Frankreich bezieht nicht nur ständig wachsende Munitionsmassen aus England, dieses selbst baut auch auf seinem festländischen Operationsgebiet immer mehr strategische Bahnen, Straßen, Telegraphenlinien, richtet militärische Verwaltungen ein, kurz, macht sich auf dem Wege einer pénétration militaire immer heimlicher. Mehr noch! Der Pariser „Economiste“ setzt unlängst auseinander, wie die Ausfuhr der früher blühenden französischen Tuchmanufaktur heute vollkommen durch England vom amerikanischen Markt verdrängt werde, und wie es mit vielen anderen wichtigsten Landesindustrien, so namentlich der Erzeugung von Baumwollwaren, um nichts besser stünde. „Überall greifen wirtschaftliche Verarmung und Zersetzung die Organe und den Mechanismus unserer Volkswirtschaft an.“ Eine nur zu unumstößliche und bittere Wahrheit! Die deutsche Industrie ist in der Kriegszeit trotz vieler schwächenden Begleiterscheinungen der Krise im ganzen genommen nicht schwächer und ärmer, sondern eher innerlich gefesteter und selbständiger geworden; sie hat ihre Technik, dank der Absperzung vom Ausland, verfeinert, vertieft, vereinfacht, hat früher unbeachtete und ungeahnte Nutzungsmöglichkeiten von Erzeugnissen entdeckt, damit ihre Gewinne gesteigert, sich organisatorisch ganz auf eigene Füße gestellt und privatrechtlich wie staatswirtschaftlich an Leistungsvermögen gewonnen. Jenseits der Bogen ist das Umgekehrte der Fall, und abgesehen von den bekannten Organisationschwächen des Wirtschaftslebens in Frankreich verdankt dies Land die Herabkühlung und Nervenzerrüttung vorab seinem lieben britischen Freund. Jenseits des Kanals meint man, daß, wenn Deutschland sich brüste, gewaltige Gebiete im Osten und Westen seiner Grenzen sich botmäßig gemacht zu haben, England sich rühmen dürfte, alle Meere erobert, sie von der „deutschen Pest“ befreit und unter die Schutzherrschaft des Union Jack gestellt zu haben. Was dieser Schutz bedeutet, spürt Frankreich von Tag zu Tag deutlicher in allen Gliedern. Mit dem ihm eigenen robusten und rücksichtslosen Nützlichkeitssinn hat der Brit seine „unteilbare Seegewalt“ zugleich dazu benutzt, den Handel des Bundesgenossen völlig lahmzulegen. Gegen die wettbewerbslos gewordene Monopolherrschaft Londons kann die Trifolore nicht mehr aufkommen, maß auf immer mehr Handelsgebieten dem britischen Wettbewerb und Einfluß weichen, ja sogar schicksalsergeben zusehen, wie England nur auf seinen Schiffen und zu wuchernden Transportpreisen, die es selbstherrlich bestimmt, Lebens- und Kriegsbedarfsware eigenen oder amerikanischen Fabrikates liefert.

Noch weit schwerer und begründeter aber erscheinen die Sorgen und Ängste Frankreichs beim Blick nach Calais und bei der Frage, was das Endergebnis der zeitlichen Vereheichung Mariannes mit John Bull sein wird — noch weit begründeter werden die Sorgen Frankreichs, wenn man die Entwicklungsgesetze und -strebigkeiten des Landes im weiteren weltpolitischen Gesichtsfeld prüft. Vor Halbjahresfrist rückte der Abgeordnete von Calais Herr Briand mit dem pein-



Der Hafen von Calais.

lichen Kunstverlangen zu Leib, ob die Regierung zuverlässige Vertragspfänder dafür in der Hand habe, daß seine Heimatstadt und das ganze gegenwärtig von den Briten besetzte französische Gebiet nach dem Friedensschluß sofort geräumt werden würden. Eine bündige Antwort auf die Anfrage erfolgte natürlich nicht; die neugierige Volksvertretung mußte sich mit einem verlegenen Herumreden über den Kern der Sache begnügen, aus dem immerhin soviel deutlich wurde, daß der britische Geschäftsträger sich dahin geäußert habe: „Die britische Regierung sei derzeit nicht imstande, bindende Erklärungen über die nach dem Krieg notwendigen Maßnahmen abzugeben; der Fall sei denkbar, daß England genötigt sein könne, seine Truppen so lange auf dem Festland zu belassen, bis sämtliche europäischen Fragen gelöst seien und keine Möglichkeit mehr bestände, daß Calais zur Angriffsstange gegen Großbritannien gemacht werde.“ Wäre einer der Herren Deputés wohl bei solcher Auskunft mit Hamlet gedacht haben: „Ich esse Lust, ich werde mit Versprechungen gestopft, man kann einen Kapannen nicht besser maßen.“ Und wenn er Shaw kennt, wird er zugleich jenes „wunderbaren Talismans“ gedenken, der nach des irischen Spotters Briten-Spiegel den Engländer zum Herrn der Welt macht: „Wenn er etwas will, geschieht er niemals ein, daß er es will. Er wartet geduldig, bis ihm — Gott weiß wie — die tiefe Überzeugung erwacht, daß es seine sittliche und religiöse Pflicht sei, diejenigen zu unterwerfen, die das haben, was er will. Wie der Aristokrat, tut er, was ihm gefällt, und schnappt, wonach ihn gelüftet.“ Er ist nie verlegen um eine wirklich moralische Gebärde. Nichts ist so schlecht und nichts so gut, daß man es nicht einem Engländer wird vollbringen sehen, aber niemals wird man einem Engländer beweisen können, daß er im Unrecht sei.“

Verbürgt ist jedenfalls eine Außerung Balfours zu dem Schwäger Churchill, der alsbald aus der Schule plaudern mußte: „Solange wir Calais behalten, ist das verlorene Antwerpen entschädlich.“ Der tiefere Sinn der Worte ist un schwer aufzudeckeln. Die ganze neuzeitliche Entwicklung des Kriegswesens drängt England zur festländischen Machtansiedlung. Ohne Stützpunkt jenseits des Kanals bedrohte die Verwundbarkeit der Unterseeoffensive seine Lebensmittelfuhr, und die Steigerung des Geschloßbereiches mittragender Geschütze und die heutige Luftschiffahrt machten die Vorteile seiner Insellage zunichte; bei einem Angriffstriebe verfallenden sich ebenso sehr die Kampfbedingungen, wie bei einem Verteidigungskrieg der natürliche Schutz schwächer würde. Die zwangsläufige Rückstufung des Grundfehlers der britischen Politik seit der Einkesselung auf den einseitig gegen Deutschland eingestellten Eintreffungstours, daß nämlich die orientalischen Weltreichskanten offen gelassen und nur an die Verstärkung der europäischen inneren Rinde gedacht wurde, ist, daß England, einmal auf den Bahnen dieser Politik festgefahren, seinen europäischen Bundesgenossen noch weniger als jemals ein aufrichtiger Freund ohne trügerische Hintergedanken sein kann; es muß vielmehr, je mehr sich die Durchstoßung der deutschen Front als unmöglich erweist, desto mehr bedacht sein, den erhofften Stellungsgewinn, wenn nicht anders möglich, auf Bundesgenossenstoßen sich zu verschaffen. Mehr noch! Rein geographisch betrachtet, erscheint der Vierbund, die gewaltigste Staatenorganisation, welche die Welt seit Roms Tagen gesehen, nur als eine Verlängerung Mitteleuropas über den Balkan und die Türkei nach Westasien, nach dem Hüfing des Mittelmeers und der persischen Golfpoche des Indischen Ozeans hin; er steht, so betrachtet, genau unter demselben doppelten Plankendruck von der See und dem Lande her wie vordem die Mittelmächte allein, nur in gewaltigeren Umfangskanten, die sich russischerseits von Petersburg über das Schwarze Meer, den Kaukasus und den Arab Dagh nach Werbeidjan, britischerseits von Calais über Gibraltar, Malta, Saloniki, Suez, Aden zum Schatt el Arab ziehen. Eben darum aber und in Rücksicht auf die Tatsache, daß das zarische Reich als riesenhafte Festlandsmasse eine zu große natürliche Be-

harrungskraft und selbständige Bewegungsfreiheit nach Asien hin besitzt, um jemals einen tödlich wirkenden Erderschüttungsgriff Englands fürchten zu müssen, muß dessen Politik heute notwendig mehr als je auf verstärkte Sicherung seiner indischen Weltmächts-Hochstraße gerichtet sein. Dementsprechend hat man denn auch in London gehandelt. Sofort beim Kriegsbeginn wurde auf die der syrischen Küste vorgelagerten Inseln Besatzung gelegt, dann im Dardanellenvertrag die Verfügung über Imbros und Tenedos zur Beherrschung der Dardanellenausfahrt ausbedungen, und unlängst brachte ausgerechnet die Turiner „Stampa“ genauere Enthüllungen darüber, wie nach den Londoner Plänen aus Saloniki ein zweites internationales Generalstabsleitung der Entente-Kriegsführung noch, um der Fronte des ganzen Bundeskampfs die Krone aufzusetzen, daß Frankreich und Italien hier auf der Chalkidike, als dem britischen Vorposten zur Deckung Ägyptens, sich nutzlos und gegen ihr eigenes Interesse verbluten sollen. Kurz, wenn der „Temps“ einmal im Honigmond der London-Pariser Freundschaft, als England „die Macht in der Nordsee“ zugewiesen, Frankreich zum Hüter der Entente-Macht im Mittelmeer bestellt und damit scheinbar eine Teilung der Seegewalt zwischen den Verbündeten entgegen allen Überlieferungen und Grundsätzen Englands vollzogen wurde, triumphierend ausrief: La Méditerranée échappe à l'Angleterre, so droht heute offenbar umgekehrt Paris dieses für alle modernen See- und Weltmachtfragen so wichtige, für Frankreichs Weltmachtstellung aber ausschlaggebende Kampfgebiet zu entziehen.

Der vor Verbund an der Spitze seiner Jäger gefallene Oberst-

leutnant Driant war ein tapferer Soldat, zugleich aber auch ein tüchtiger Schriftsteller, der sich von der Pariser Entente-Marktschreierei nicht blenden ließ und namentlich in seiner „La guerre fatale“ das Wesen der britischen Freundschaft

schärf beleuchtet hat. Nach Jahrhunderten freihetlichen Sinnes habe England seine Geschichte einer habgierigen und gewissenlosen Zunft von Geldleuten anvertraut, sein Adel habe seinen Stolz, seine Größe und seine Unabhängigkeit in die Hände dieser Geldjöhber gelegt; seine Volksherrschaft voll kalter Gleichgültigkeit gegen alles, was ihr Interesse und ihr Wohlergehen betraf, habe seine Ideale mehr. Aus alledem erkläre sich zugleich die heisse Liebe, die England Calais angedeihen ließe. Wenn die Franzosen längst zur Voie zurückgekehrt sein sollten, ja wenn die ganze Republik in Stille ginge, würde England dieses Bollwerk seiner Handelsherrschschaft zu halten suchen. Und sollte Frankreich, niedergeworfen, dieses als Siegespreis ausliefern müssen, die Briten würden es nicht herausgeben: Calais, das neue Haustor ihres Reichs! Freilich — wenn solche düstere Zukunftsdeutungen ein Pariser Tagesgespräch wurden, so sollen daran gewiß nicht übertriebene Hoffnungen in der Richtung geknüpft werden, als ob jenseits der Vogesen sich allgemein die Einsicht durchsetzte, wie Frankreich im Entente-Krieg lediglich Kesselfeinddienste zugunsten des hohen britischen Herrn verrichtet: Driants Anklagen beweisen nur soviel, daß überhöhter Dampf im französischen Entente-Kessel ist, und daß die Regierung in Furcht vor gewalttätiger Entladung das Ventil der Krän nicht willkürlich zu schließen wagt. Jetzt ist es nur ein Sturm im Wasserglas, der gegen den britischen Bundesgenossen anfährt; eine Bo, die mit Drangewalt den Kanal der Freundschaft zwischen England und Frankreich aufreißt, wird früher oder später mit der unwiderstehlichen Gesetzmäßigkeit politischer Naturgewalten folgen. Und dann wird man vielleicht an der Seine das teilsche flandrische Land um Calais und seine Bedeutung für Nation und Völkerland, eingedenk besserer vergangener Zeiten, in gleicher Weise werfen, wie es 1347 ein Gelehrter unter den vor dem britischen Regiment stehenden Bürgern der Stadt tat, wenn er auf der Wandererschaft in sein Tagebuch die Verse des Horaz schrieb:

Quo nihil manus meliusve terris
Fata donavere bonique divi
Nec dabunt, quamvis redeant in aurum.



Das Opfer der sechs Bürger von Calais. Nach einem Gemälde von Jacques Louis David.

Der Spion. Von Ida Boy-Ed.

Das Kind, im hellen Kleidchen, saß auf einem Stück mißfarbenem Biegenfell im Sonnenschein, der den kleinen Garten füllte. Manchmal schlug es mit den dicken Händchen, wie ein Küken mit seinen noch unentwickelten Flügeln. Dazu rief es dann: „Mama Mama —“

Der Garten lag zwischen Wänden. Zwei gehörten den Nachbargrundstücken rechts und links und da sie völlig fensterlos waren, wirkte ihre steinerne, betünchte Einförmigkeit gesängnishaft. Rankrosen, an ihrem Fuße angepflanzt, hatten noch kaum Meterhöhe erreicht. Aus der Rückseite des Hauses führte über flacher

Schwelle eine Tür auf diesen umschrankten Fleck Erde, der an der vierten Seite von einer fast mannshohen Mauer begrenzt war. Über sie herein schaute der weite blaue Himmel; vor ihm, zur Linken, gleich einer Kullisse von unerhörter Großartigkeit, erhoben sich über noch teilweise sichtbaren, sich vor- und durcheinander schiebenden Dächern, die bleichen ragenden Türme der Kathedrale von Laon; ganz in all ihrer Kühnheit, als habe die Hand eines Zaubers verfeinertes Ast- und Blätterwerk emporgebunden zu einem Wundergebilde.

Eine junge Frau ging auf den schmalen Wegen zwischen den Blumenrabatten und bückte oft den blonden Kopf, wenn sie mit sorgsam wählender Hand weiße Narzissen, Goldblad und die feinen Stengel, an denen die Herzblumen schwanken, herauschnitt. Es gab hier keinerlei Baum oder Strauch, hinter den Blumen zog sich in sauberen Reihen junges Gemüse hin. Die Traulichkeit eines deutschen Gärtchens fehlte; aber auch die Ungepflegtheit eines französischen Hofplätzchens.

Die Luft war sanft und warm, von einer wunderlichen schmeichelnden Süßigkeit. Die Mauern umschützten das Gärtchen gut und hielten die Sonnenheizung förmlich in ihm zusammen. So kam der Wind nicht herein, der allzeit den Höhenrücken umspielte. Fast huschenförmig ragt er auf aus den breiten, weichen Linien der Landschaft, wuchig vom Häufergehocke der alten Stadt befrönt.

Muntreischte das Kind auf, und die Händchen schlugen in zappelnder Ungeduld.

Der Papawar in der Tür erschienen, und der kleine Junge wußte: gleich reiste er auf zwei starken Armen hoch in die Luft und sein Gedächtnis bewahrte wohl die Empfindung von etwas ganz atemlos Herrlichem. Und der Mann, dunkel, nicht nur durch Haar und Bart, sondern vor allem durch die tiefe Blut seiner schwarzen Augen, nahm das blonde Kind und erfüllte die Erwartung der Lustreise, indem er ihn einige Male hoch über sein Haupt emporhob und dann wieder tief zur Erde hinabließ. Die Mutter lächelte herüber. Ihr Gesicht, das

vorher gespannt wie von schweren Gedanken gewesen, bekam einen beruhigten, fast frohen Ausdruck, als sie sah, mit welcher Leidenschaftlichkeit ihr Mann das Kinderköpfchen gegen seine Wange drückte.

„Am feinetwillen wird er Wort halten!“ sagte ihr Herz, mit der überredenden Inbrunst, die nur Furcht aufbringt.

Er plauderte dem Kinde allerlei vor, in jenen zärtlich entstellten und verstrümmelten Worten, mit denen Erwachsene wohl auf das erste Gestammel der Kleinen einzugehen suchen. Wie fremdartig der jungen Frau das

Eine Fernsprechabteilung auf dem südlichen Kriegsschanzplatz. Aufnahme von E. Benninghoven



Klang. Auch sie hatte ihre Sprache aus drollig zerbrochenen Lauten — und das Kind jauchzte ebenso dazu — Vielleicht erfaßte es nur instinktiv Klang der Liebe. Unterschied noch nicht, daß zweierlei Sprachen an sein Ohr schlugen —

Nun kam die Frau zwischen den Rabatten heraus. Und da bemerkte der Mann die Blumen in ihrer Hand; es war ein großer Strauß, und er hatte gerade, indem er durch das Wohnzimmer schritt, gesehen, daß die Schale auf dem Tische schon frisch gefüllt war. Er erriet demnach sofort, zu welchem Zwecke sie diese Blumen abgeschnitten habe.

„Du willst wieder die Gräber deiner Landsleute schmücken!“ sprach er und legt zugleich das Kind nieder. „Es ist nicht unserm Vertrag zuwider,“ antwortete sie und vermied seinen Blick, mit lieblosen Fingern ihre Blumen umordnend; „und dort schlafen auch Franzosen — Blaise — sie bekommen auch Blumen.“

„Die zwei, drei! Sie möchten es sich verbitten, von einer Den-“

„Blaise!“

Er machte eine Gebärde, vielleicht der unterdrückten Ungebuld, vielleicht auch der Entschuldigung.

Dann saßen sie um den Tisch. Das Kind in seinem hohen Stühlchen, in der Reinen Faust einen Löffel als Bepter, ernsthaft und gnädig annehmend, was die Mama ihm an Mischbrot ins Mäulchen hineinfütterte. Eine ältere Person trug das einzige Gericht auf: Suppe, in der Fleisch, Porree und Weißbrot sich mengten. Vor dieser Magd lebte die junge Frau in unbestimmter Angst. Immer wieder kam das Gefühl, als stehe dieses Wesen ihrem Manne näher als sie selbst. Es war keine Eifersucht, vielmehr Furcht vor undeutlich Bedrohlichem. Hatte sie nicht mehr als einmal einen raschen Blick zwischen beiden bemerkt? Was tat ihr Mann so oft auf dem Dachboden? Er wollte versuchen selbst das Blech der Rinne auszubessern, sagte er. Einmal, allein mit dem Kinde im Hause, schlich sie hinauf und sah auch Werkzeug liegen. Sie wagte, zitternd, ob sie gleich keinen Zeugen hatte, an Babettes Kammertür zu fassen. Die war verschlossen. Aber rührte sich nicht drinnen etwas? Schien es nicht? Unerklärbare, sehr zarte Laute — War dort jemand versteckt? Konnten diese Geräusche von der Straße durch das offene Fenster kommen — falls Babettes Fenster offen war? — Und nachts? Wozu stand ihr Mann manchmal nachts auf? Schlich treppan? Er sagte ihr wohl, daß es ihm keine Ruhe lasse — es zwingte ihn, aus der Dachlufe hinauszusehen, wo an der Front, bei Soissons, die tags nur als graublau nebelnder Horizont zu erraten war, nachts die plakenden Granaten Glühpünktchen in die schwarze Luft malten. Wie war es natürlich, daß die Not seines, vom Feinde besetzten Vaterlandes ihm den Schlaf raubte. Und diese Feinde waren die Landsleute seiner eigenen Frau! Erwuchs ihr aus dieser übermenschlich schweren Lage vielleicht der Verdacht, als bestehe zwischen ihrem Manne und Babette ein geheimes Bündnis? Vielleicht nur das unausgesprochene der gemeinsamen Leiden — sie waren beide Franzosen. Wie todtraurig — und doch wie begreiflich —

War ihr Mann nicht heute besonders finster und schweigend? Nicht einmal für den, von ihm mit fanatischer Liebe vergötterten Theophile hatte er noch Aufmerksamkeit. Hatten ihn die Blumen so verstimmt? Die Gefallenen ruhten doch in Frieden. An Gräbern hörte die Feindschaft auf.

Nach dem Essen schlief das Kind. Babette hantierte in der Küche und ihr Mann, der die ganzen Vormittage rastlos in der Stadt umherzugehen pflegte, schloß sich in seinem Büro ein, obgleich seine Geschäfte ruhten. Dann unternahm die junge Frau ihren täglichen Gang, der sie für ein paar Stündchen vom Gefühl der Gefangenschaft

und Gefahr befreite. Durch die abschüssigen und steigenden Straßen der uralten grauen Stadt wanderte sie, dem Halbhogen des hohen Hügelrückens folgend, vorbei am Lyzeum und der Ecole normale. Vor ihrer hochgetreppten Front stand ragend jenes Denkmal dreier Franktireurs, die 1870 standrechtlich von den Deutschen erschossen worden waren. Und die fanatischen Geste, die finster vergrämten Mienen der Todgeweihten riefen jeden Tag, seit Jahrzehnten, den französischen Kindern stumme Mahnungen des Hasses und der Rache zu. Jetzt wehte über ihnen, am Dachstuhl, die weiße Fahne mit dem Roten Kreuz. Und dann betrat die junge Frau das Gelände des deutschen Militärfriedhofes. Er lag auf dem abschließenden, höchsten Punkt des gekrümmten Hügels, gerade gegenüber dem vieltürmigen Wunderbau der gotischen Kathedrale, der noch die Zitadelle vorgelagert war. Auch ihr eigenes Häuschen, mit der, den Gartenplatz gegen den Abhang abschließenden Mauer, konnte sie von hier sehen. Sie starrte hinüber; es schien unsäglich, ganz verwirrend, daß sie dort wohne, daß es dort einmal Stunden des Glücks für sie gegeben habe. —

Und weit hinaus schweifte ihr Blick. Das Departement de l'Yonne lag da, im Sonnenschein hingebreitet, voll sanfter Lieblichkeit, wie von zarten Pastellfarben getönt. Wohlbestellte Äcker — hineingestellt wie Spielzeuggruppen die Ruinen zusammengeschlossener Dörfer und Gehöfte. Und dort im Westen — der Krieg. Gerade murrte ein dumpfes Rollen durch den linken Wind, der mit den Lauten der Vernichtung schmeichelnd spielte. Und nah um die junge Frau Gräber — Gräber. Alle geschmückt von treuen Kameraden. Dort eine riesige Holztischplatte mit den Namen vieler, die zusammen in einem Grabe schliessen — und weiter noch Waffengräber, aus jenen harten Tagen vom Ende September 1914, wo in den kaum eingerichteten Lazaretten der Tod seine Sense unaufhörlich schwang. Auf der Höhe des ansteigenden Geländes arbeiteten Architekten, Steinmetze und Gärtnere an der monumentalen Ausgestaltung der Städte, die in der ersten Not gewählt worden war und die nun die strengen Formen eines für immer geheiligten Platzes erhalten sollte.

Die junge Frau verteilte die Blumen auf die nächsten Gräber. . . Sie hätte in sie hinabrufen mögen, die Grenzen der Menschheit zerbrechend: Eine deutsche Frau weint hier um euch. . . Und ihr eigener, immer unterdrückter Jammer mischte sich in die Bewegung, steigerte sie und Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Über Madame Lambert!“ sagte da hinter ihr eine herzliche Stimme. Ach — der liebe Hauptmann von der Etappenkommandantur, der immer mit ihr sprach, wenn er ihr begegnete. Er kannte sie gut. Man kannte sich jetzt mit jedem Landsmann nach wenigen Minuten, als sei man sich seit Jahren Freund. Sie lächelte schon. „Das bißchen Weinen. Nachher ist einem besser,“ sagte sie.

„Behauptet meine Frau auch. Aber Sie haben unseren Helden wieder schöne Blumen gebracht. Das ist treu von Ihnen. Mag Ihr Mann denn das?“

Er sah sofort in ihren grauen, schwimmenden Augen das Glimmern der Verlegenheit — und ihr Blick wich ab.

Wie ihm die reizende, mädchenhafte Frau mit dem ganz wunderbar vollen blonden Haar immer leid tat! Er hätte sie am liebsten nach Deutschland, in die Obhut seines eigenen, grundgütigen Weibes geschickt. Alle Herren hier kannten sie. Zu Beginn hatte sie wohl als Gelegenheitsdolmetscherin gedient. Und da sich das unabweisbare Gefühl ihr aufdrängte, als seien sie und ihr Mann besonders bewacht, erzählte sie gerade diesem Hauptmann einst offen: als ihr Mann und sie die furchtbare Lage begriffen, hatten sie einander gelobt, daß keiner Land und Volk des andern hassen und schmähen, keiner

mit irgendwelcher Tat dem Feind des andern Schaden bringen wolle. In gegenseitiger Schonung wollten sie den Krieg ertragen, um des eben geborenen Kindes willen, in dessen Adern das Blut beider Völker floß.

Mit väterlichem Wohlwollen sah der stattliche Mann, dem der Krieg eine scharfe Narbe schräg über die Wange geschrieben hatte, auf sie herab.

„Mal ehrlich, Madame Lambert — wie ist's? Die Länge trägt die Last. — Ist's so? Oder umgekehrt? Sind Sie an die Lage mehr gewöhnt?“

„Ja — nein — ich weiß nicht — der Krieg — das Schwere — dies halb gefangen sein — ja. Aber mir ist — als sei's meinem Mann zuerst leichter gewesen, schönend sein — tragen — damals, als er noch dachte: Frankreich siegt. Aber seit er sieht, daß die Deutschen hier Herren sind — Und dann: der Junge will nun sprechen. Bläß vor Zorn wird mein Mann, wenn ich Theo deutsche Worte lehre — Es ist aber doch auch mein Kind — es soll auch meine Muttersprache — Aber mein Mann — jawohl, er hat auch recht, daß Theo französisch. . .“ Sie sprach gequält, abgebrochen, hastig.

„Na ja — das ist sein Recht. Aber Sie auch zum Donnerwetter, wie kam denn das überhaupt, daß Sie. . .“

„Es war so natürlich damals! Jetzt ist es ungreiflich. Ich war als Kinderfräulein zum Baron de la Perouge engagiert — mit familiärer Stellung — für drei Jahre. Und als ich angekommen war, sah ich: alles war anders. Schlechter als bei uns eine Dienstmagd hatt' ich's — grobe Arbeit von früh bis spät — ich dachte zuletzt: lieber sterben — Blaise Lambert verkehrte im Schloß, verkaufte dem Baron Weisen, vermittelte Getreideverkäufe — so derlei mehr. Vielleicht verliebte er sich in meine blonde Haare, es klang so drollig, wenn er sagte: „deutsches Gretchen.“ Und er sprach so ritterlich — ich fühlte solchen Trost. — Und war überwältigt, daß er mich aus der Dienstbarkeit befreien wollte — ich hatte ihn lieb. — Vielleicht deshalb. — Und seine Augen — als bezwängen sie mich — Augen, wie man träumt —“ Sie würgte den leidenschaftlichen Tränenausbruch nieder, der abermals in ihr hochquellen wollte und schloß mit tapferer Festigkeit: „Jetzt ist's ja mehr und mehr, als seien wir ganz fremde Menschen voreinander — aber nach dem Krieg, nicht wahr? Dann wird es wieder besser. Und das Kind, ja — mein Kind ist auch sein Kind — deshalb müssen wir stillhalten — hoffen. . .“

„Freilich,“ sagte der Hauptmann gutmütig, „nach dem Kriege gleicht sich alles wieder aus.“

Und ganz unmittelbar schloß er eine Frage an: „Ihr Mann hält ja wohl streng den gewissen Pakt?“

Durchbohrte sein blaues, blißendes Auge sie? Von welch tödlichen Ängsten waren diese Sekunden der Stummheit erfüllt? Kam es nicht über sie wie eine jähe Lähmung? Schwing der Hauptmann nicht wie in schwerem Warten? Und zu ihrem Entsetzen fühlte sie, daß sie erblaßte — ihre Lippen wurden ihr schmal und eng. —

„Ja,“ sagte sie mit spröder Stimme, „das tut er gewiß.“

„Sowie Sie Gegenwärtiges bemerkten, müßten Sie auch Meldung erstatten, sonst kämen Sie selbst noch in eine furchtbare Lage.“

„Das weiß ich. Aber — ich — schwöre Ihnen, Herr Hauptmann, daß nichts. . .“

Er sah, sie hielt sich kaum aufrecht. Ja, das arme Frauchen, das lebte in bangen Zuständen — den Donnerwetter auch — Und mit einem paar festen, warmen Worten entließ er sie gewissermaßen —

Mit bleiernem Fuß ging sie zurück — Ihre Blicke schweiften wieder ins weite, besonnte, schöne Frankreich hinein — es lag da wie im Frieden und die Sonne wärmte die junge Saat auf den Feldern, während in die

zitternden Lichtwellen manchmal ein Ton fuhr, als schläge ein umfällter Riesenhammer dumpf auf die erbebende Erde. — Und vor dem Horizont wehte eine breite Rauchfahne.

„Was kann ich denn beschwören?“ dachte die junge Frau. „Ich weiß nichts. Nur Angst hab' ich, unerträgliche Angst.“

Mit Namen ließ sich gar nichts nennen. Ja, gewiß, diese undeutliche Beklemmung erwuchs ihr nur aus schweren Einbildungen, die sich wiederum aus der ganzen Lage erzeugten.

Der Tag schlich hin, wie jeder andere. Mühsam in den nur allzu rasch erledigten Sorgen für Haus, Kind und Mann. Aber in der Nacht horchte sie zitternd auf die Schritte, die über ihrem Haupte erklangen. Wozu gingen sie hin und her und her und hin — vielleicht zwischen Babettes Kammer und der Dachlufe, die gegen Westen sah, wo die Glühpünktchen der Granaten in der Nacht aufblitzten? War das ferne Schauspiel stärker als sonst? Holte er Babette heraus, es mit ihm zu betrachten? — Ihre Blicke durchforschten am Morgen sein bleiches, düsteres Gesicht. Es schien einen Ausdruck von Zufriedenheit zu tragen. Er löffelte aus der Kanne den Milchkaffee, als sei es Suppe. Das Kind legte sich weit vornüber, um von seinem Stuhle aus nach dem Weißbrot des Papas zu langen und es freilich vor Freude, wenn der Papa neckend das Brot bald näher schob, bald zurückzog. Und die junge Frau lächelte wie erlöst dazu.

Da hörte man laut und scharf den Klopfer gegen die Haustür schlagen. Dann auf den Steinfliesen des schmalen Flurs Babettes Pantoffel, und gleich danach harte Tritte.

Die Tür wurde aufgerissen. Babettes Gesicht, grau fast und mit jäh vertieften harten Linien, sah herein.

„Herr,“ stammelte sie, „Herr. . .“

Und Mann und Frau fuhren schon in die Höhe — In stolzer Haltung stand er und sah dem eintretenden deutschen Unteroffizier und den beiden Soldaten, die an der Tür mit Gewehr bei Fuß Stellung nahmen, fest entgegen. Die Frau aber, sich an die Stuhllehne klammernd, fühlte ihre Pulse pochend, so sehr, daß es in ihren Ohren brauste und ihr alles, was geschah, undeutlich ward. Sie begriff wie in einen Nebel hineinsiehend, nur ohngefähr — Man beschuldigte ihren Mann — er hatte dem Feinde Spionendienste geleistet — nachts aus seiner Dachlufe Brieftauben entsendet — alle Räume wurden durchsucht — Lärm von treppauf und treppab stapfenden schweren Stiefeln scholl durch das kleine Haus. Und man hörte das Krachen einer Tür, die eingeschlagen ward. Babette, in der Ecke des Zimmers kauert, darin sie neben ihrer Herrschaft bewacht blieb, duckte ihren Kopf tiefer.

Es kam jemand mit einigen kleinen Käfigen herein — hinter Stäben waren die weichen Körper grauer Tauben vor Angst regungslos. Aber dann erwachte die junge Frau — sie sah, daß ihres Mannes Hände gefesselt wurden. . .

„Blaise!“ schrie sie auf.

Und jammernd kam der Klagevorwurf hinterher: „Warum hast du uns das angetan?“

Er hob die Stirn — sein Blick ging langsam über Frau und Kind — Eine Bewegung zuckte über sein Gesicht und ward schon von ihm unterdrückt — Das Kind, zuerst verdutzt und stumm vor den fremden grauen Männern, fing plötzlich an zu weinen. Da rötete sich jäh das vordem ganz entfärbte Gesicht des Mannes. Und mit rauher Stimme, befehlshaberisch sagte er: „Nur vorwärts. . .“

Auch Babette, sich zu haßvollem Trost aus ihrer schlotternden Angst aufrassend, mußte sich die Hände fesseln lassen. Zögernd trat der Unteroffizier an die junge Frau heran — Sie wich zurück.



Prinz Eitel-Friedrich von Preußen auf dem Vormarsch nach Tarnopol. Aufnahme des Bild- und Filmmamts.

Oberbefehlshaber Ost, zunächst das Städtchen Błocow, wo die Einwohner dichtgedrängt dem Kaiser zuzubellen, und dann den benachbarten Brennpunkt der Durchbruchschlacht, die heißumkämpfte Błota-Gora. Der Zugang zur Kuppe über den zerstossenen Dammweg durch den von Mienen und großen Granaten aufgewühlten Strypagrund war beschwerlich. Trotzdem stieg der Kaiser, der äußerst frisch ausah, durch das Gewirr der zerstossenen Gräben und Drahthindernisse den steilen Berg hinan. Von der Höhe der Błota-Gora, von der

man einen überraschenden Fernblick über die ganze Gegend hat, überblickte er das ganze Schlachtfeld und war glücklich, als ihm berichtet wurde, daß das gewaltige Ziel mit verhältnismäßig geringen Opfern ertauft werden konnte. Am folgenden Tage fuhr der Kaiser durch das zerstossene Błocow und durch Jezierzna auf der Tarnopoler Landstraße weiter der Front zu. Dabei kam er dem Kampfgelände so nahe, daß er die Erstürmung des Geländes westlich des Hezbezna-Flusses beobachten konnte. Am 27. Juli begrüßte unser Kaiser



Kaiser Carl von Oesterreich im wiedereroberten Zernow: Guldigungsansprache des Exarchen Schandru. Aufnahme von H. Grohs.



Kaiser Wilhelm geht auf einem Fußsteig über die Strypa. Aufnahme des Bild- und Filmmamts.

dann den Führer der Süarmee, Graf Bothmer, zwischen den heißumkämpften Höhen Dylonia (Höhe 399) und Dzikie Lany und schloß dabei auch seinen Sohn, den Prinzen Eitel-Friedrich, in die Arme, der mit heldenhafter Tapferkeit in diesen schweren Kämpfen an der Spitze seiner Soldaten gestanden hatte. Prinz Eitel-Friedrich erhielt dafür hier auf dem Schlachtfelde aus der Hand des Kaiserlichen Vaters den hohen Orden Pour le Mérite und wurde „in warmer Anerkennung der während des ganzen Feldzuges als Truppenführer geleisteten vortreff-

lichen Dienste“ zum Chef des ersten pommerischen Feldartillerie-Regiments Nr. 2 ernannt.

Weiter ging es nun nach Süden und in das Land hinein, das die Russen so lange in ihrer Gewalt gehabt haben, und erst auf dem Hochlande von Bobrowody wurde Halt gemacht. Hier besuchte Kaiser Wilhelm die türkischen Korps, Infanterie, Reiterei und Artillerie, die mit großer Tapferkeit ihren Abschnitt an der Kampffront gehalten haben. Mit großer Lebhaftigkeit sprach er bald mit Graf Bothmer, bald mit Prinz



Der Kaiser im Gespräch mit dem Führer einer türkischen Division an der Durchbruchfront in Dzigallien. Aufnahme des Bild- und Filmmamts.

Leopold, bald mit dem türkischen General oder einem der türkischen Obersten, bei dessen Regiment er gerade verweilte. Dann wieder tief er den osmanischen Truppen in ihrer Landesprache ein Grußwort zu und verteilte an besonders tapfere Soldaten Ordensauszeichnungen.

Nach dem Besuch der Kampftruppen an der galizischen Front wendete unser Kaiser sich nach dem Norden, auch hier die in schwerem Kampfe stehenden Verbände begrüßend und ermunternd. Unser Bild zeigt ihn auf dem Bahnhof in Wilna, wie er mit dem kampferprobten Generaloberst von Eichhorn die in ihren Sturmhelmen angetretene Ehrenkompanie abschreitet. Auf dieser Reise an die Ostfront traf Kaiser Wilhelm in

Podgorze bei Krakau auch mit seinem jugendlichen Freunde und Bundesgenossen, dem Herrscher von Österreich und Ungarn zusammen. Kaiser Carl, der auch in der Kampflinie gewesen war, hatte in Wien wichtige Staatsgeschäfte zu erledigen; aber als am 4. August Czernowiz, die stattdessen Hauptstadt des Buchenlandes, erobert worden war, kehrte er eilig wieder an die Front zurück und zog, umjubelt von einer frohbewegten Menge, in diese Stadt ein.

Für alle, die an den Kaisertagen in Galizien den geknehten Monarchen der in Treue vereinten Bruderländer ins Auge blicken durften, werden diese lebenslang unvergeßlich bleiben.

Im Kampf mit dem Urwald.

Eine Erinnerung aus den Tagen des Vormarsches gegen Rumänien. Von Karl Fr. Nowak.

Jeder Kriegsschauplatz hat seine Eigenart, auf jedem Kampfsplatz der Völker Europas ist nicht nur der Gegner zu bestehen: immer steht auch noch eine andere, besondere Waffe gegen unsere Heere. Sie haben im Osten nicht bloß die Russen gegen sich. Sie müssen über Steppen, deren Dörfer niedergebrannt sind, müssen durch Sümpfe, in denen ihre Gefährte zu versinken drohen. Der Gegner muß überwunden werden, das Land muß überwunden werden, das ihm hilft. Im Westen sieht nicht nur der Engländer, der Franzose, der Belgier, Kanadier, Afrikaner gegen Deutschland. Es ist zugleich ein Krieg mit den Industrien, die sich aus der ganzen Welt mit allen Vollkommenheiten neuzeitlicher Technik gegen uns zusammengetan haben. Von diesen Industrien haben sich die Italiener einen beträchtlichen Teil zu ihren Sponzangriffen herübergeholt. Aber am Sponzo ist nicht einmal so sehr der Feind, nicht so sehr die neue Vernichtungstechnik das Schreckliche. Das Schreckliche ist der Stein, der Karst, der die Wirkung jeder Granate verhundertfacht, der mit weiten, graulichen Splintern bei jedem Schuß den Umkreis auf einen Kilometer abmährt, aber nicht die Deckung in weicher Erde gestattet, die sonst jeder Kriegsschauplatz als Schutz gewährt. In Tirol sind die Italiener, vor den Italienern aber Schnee, Gipfel und Gletscher niederzukämpfen. In Serbien waren die Epidemien. In Montenegro die baumlose, wilde Berg-einsamkeit mit dem Kleinkrieg. Unser jüngster, nummehr niedergeworfener Gegner hatte, als er in kühner Eroberungsschwärmerei in Siebenbürgen einzog, den Schutz dieses Landes für sich: die Urwälder.

Unser ganzer Vormarsch durchquerte sie. Es gibt dort keine Wege, es gibt dort keine Stege. Hundertjährige Fichten und Tannen. Der Urwald deckt die wenigen Ebenen, die ja in Wahrheit Hochflächen sind, er klettert die Hänge hinauf, und über allen Gipfeln des Berglandes steht er als schwarze, undurchdringliche Kapuze. Natürlich führten, als noch der Frieden da war, Fußsteige und Pfade auch da und dort durch den Wald. Der Schnee hat ihre Spuren verweht, der Regen hat sie verwaschen, der Sturm ihren Saum verwittert, und was übrigblieb, hatten Windbrüche seit zwei Jahren mit zerfetzten, fallenden und vermorschten Stämmen völlig überdeckt. Von Stamm zu Stamm im weiten Urwaldland dichtes, verzweigtes, knorriges Unterholz. Das Tier gänzlich verwildert. Seit zwei Jahren kein Förster mehr im Gelände. Bären streifen umher. Die Wölfe sind übermütig geworden. Von den Walddühen kommen sie ins Tal herunter und fallen an, was sie treffen, wen sie treffen.

Aber mitten durch diesen Urwald schritt doch die ganze Armee, mit Train und Troß, mit Mannschaft und Geschützen, als die Befreiungstunde für Siebenbürgen schlug. Gerade um des Urwaldes willen, der dem Gegner jeden Schutz, jedes Versteck, jeden Hinterhalt bot, konnte man nicht auf den wenigen Straßen marschieren. Mit jedem Mann ging die Art mit, die sich durch Unterholz und Stämme hieb. Nirgends ist an das Selbständigkeitsgefühl, an die Selbstverantwortung kleinster Truppenverbände größerer Anspruch gestellt worden, als in Siebenbürgen. Drei, vier, sechs, zehn Kolonnen stießen vor. Zur gleichen Zeit. Sieben sich durch den Wald, schossen sich mit dem Feind, jagten ihn: Tage lang ohne Verbindung mit den Ihren, ohne Verbindung mit den Nachbarcolonnen, die genau auf gleiche Art unter den gleichen Umständen auf sich allein angewiesen waren. Manchmal hingen die Vormarschierenden am Draht der rückwärtigen Kommandos, meist freilich zerriß er bald. Man löste seine Aufgabe, man fand sich dann wieder, man erhielt eine neue Aufgabe und verschwand tagelang abermals wieder, um sie zu lösen. Einmal soll eine stark verschanzte Höhe genommen werden. Der Weg dahin ist unendlich weit. Zwei Bataillone werden ausgeschickt. Rechts und links auf einer riesig gedehnten Front geht überall der Kampf. Die beiden Bataillone schicken Staffetten, Ordonanzen zurück. Plötzlich sind sie verschwunden. Rechts und links geht der Kampf weiter. Von den beiden Bataillonen hört man nichts. Zwei Tage nichts, drei Tage nichts. Wohl nirgends sonst auf irgendeinem

Kriegsschauplatz gibt es dergleichen. Über der Generalstabschef der Division, der die beiden Bataillone angehören, lächelt nur, da man ihn nach dem Schicksal der Leute fragt. Sie sind eben im Wald. . . . Gauen irgendwo Wege zwischen die Stämme. . . . Kaufen sich mit dem Feind. . . . Unruhig ist niemand. Nach vier Tagen kommt Botenschaft. Ebenso lafonisch ist sie, wie beruhigend: „Sowohl, die Höhe ist genommen, — wir gehen weiter.“

Durch den Urwald ging die Infanterie, der Train, die Artillerie. Die Gebirgsgeschütze wurden in kleinste Teile zerlegt, wurden Rad um Rad, Stück um Stück vorwärtsgetragen. Der Train hatte sich dem Gelände anzupassen, es war ein Train ohne Wagen. Das alte Relais lebte in neuer Form auf. Tragtierstaffeln bewachten Proviant und Munition, brachten alles Rötige nach vorn. Sie kletterten ein paar Kilometer nach vorn. Dort warteten neue Staffeln. Die Lasten wurden umgeladen. Die neue Staffel marschierte wieder eine Kleinigkeit. Dann kam die dritte, die vierte, die achte Tragtierkolonne. . . . Endlich war man so weit oben, daß auch die Tragtiere nicht mehr klettern konnten. Die Relais wechselten das Beförderungsmaterial. Das wunderbare und erstaunliche Erlebnis des Weltkrieges wiederholte sich noch einmal: wo selbst Tiere nicht mehr weiter können, kommen die Menschen noch vorwärts. Männer nahmen den Tieren die Lasten ab, Männer krochen mit den Lasten weiter, über die Berge, durch den Wald, bis auch sie zur nächsten Tragtierstaffel kamen, die sie ablöste. Konserve um Konserve wanderte so durch Siebenbürgen, Patrone um Patrone. Mitten durch die Wildnis: vorne rechts und links — oft im Rücken — war der Feind. . . .

Nicht der Feind war das Schlimmste. Die Unmöglichkeit, sich irgendwie zurechtzufinden, war allerwärts die größte Gefahr. Natürlich ging jeder Offizier seinen Leuten mit der Karte in der Hand voran. Aber die Wege, die die Generalstabskarte sehr gewissenhaft verzeichnete, waren einfach nicht da. Der Urwald hatte sie in zwei Jahren verloscht. Es blieb also nur ein Ausweg: das Marschieren nach der Himmelsrichtung. Man wollte zu bestimmter Zeit irgendwo sein. Und war trotz aller Vorsicht und Bemühen zu ganz anderer Zeit — ganz wo anders. Jetzt mußte man zurück, zum Ausgangsort, um noch einmal vorzugehen. Auch der Ausgangsort war schwer wiederzufinden. Einzelne Kompagnien waren tagelang verstreut. Ein Glück, eine Tüchtigkeit ohnegleichen, daß sie dann nicht nur wieder da waren, sondern immer an befohlenen Plätze da waren. Ein blutunger Offizier, dem zweihundert Mann anvertraut sind. Er bringt sie doch durch. . . . Und hat dann nach acht Tagen Silberfäden im jungen, dunkeln Haupthaar.

Ein Vormarsch war's nicht nur durch die Wildnis: ein Vormarsch auch durch Wochen und Monate ohne Obdach. Man muß sich nur überlegen, was das eigentlich heißt, — marschieren und kämpfen, kämpfen und marschieren, aber keine Nacht im Bett, keine Stunde durch viele Wochen aus Stiefeln und Kleidern, keine Möglichkeit, sich auch nur mit einem Zwischenraum von je drei Tagen einmal zu waschen. . . . Und durchaus nicht in den Nächten schlafen, sondern gelegentlich bei Tag, irgendwo auf die Erde gebettet. Wie sicher dabei vor dem Schuß, was noch die nebenächlichste Kleinigkeit war. . . . Aber sie kamen durch. kamen durch den Urwald und kamen durch Siebenbürgen. Unmittelbar quer durch. — Und warfen die Rumänen hinaus. Jeden Tag ein Stück weiter gegen die Pässe, die in den Karpathen als die Tore ins Siebenbürgner Land standen. Und endlich hatten sie sie eines Tages auch noch über die Pässe geworfen. Aus den Toren ins Siebenbürgner Land waren plötzlich Tore ins Königreich Rumänien geworden. Das war der Vormarsch, der große, mühsame und mühenreiche, aber erfolgsgekrönte Vormarsch der Armee Arz.

Russische Divisionen bemühen sich jetzt, diese Tore zu halten, durch die einst der heute zusammenbrechende, über-schlaue Feind gekommen war, „um sich Transylvanien zu holen“.

Schloß Marchais. Von A. Haverbeck.

Einen Quartierwechsel im Kriege pflegt man meistens mit gemischten Gefühlen zu betrachten; denn was man hat, das weiß man, was man aber wieder bekommt, das mö-

gen die Götter wissen. Kommt man aber aus dem verwahrlosten Blockhaus eines Kosakengenerals in Wolhyniens Steppen unmittelbar darauf in ein französisches Schloß, so betrachtet man diesen Wechsel als einen erfreulichen Ausweg aus dem Schicksal. — Sehn Kilometer nördlich von Lyon liegt unser neues Quartier; Schloß Marchais, in jener lieblichen, fruchtbaren Gegend, von der schon Agnes Sorel in der „Jungfrau“

sagt „das angenehme Land.“ — Jetzt dem Fürsten von Monaco gehörend und von diesem als Sommerstiz benutzt, war das Schloß ehemals Eigentum der französischen Könige; erbaut in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch

den Kardinal de Lorraine, hat es den Stürmen der Zeit standgehalten und ist in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben. Betritt man den von einem breiten Wasser-



Einfahrt zum Schloß Marchais.

graben umgebenen Park durch das große dreiflügelige, schmiedeeiserne Tor, so hat man das in Hufeisenform gebaute Schloß unmittelbar vor sich liegen. Im Erdgeschloß befinden sich die Wohnräume, im ersten Stockwerk die Sommeraufenthalt gedacht war. Den sogenannten roten Salon, dessen Wände mit Seiden-

damast in dieser Farbe bespannt sind, schmücken lebensgroße Bildnisse französischer Könige. Im Wohnzimmer fesseln kostbare alte Schränke das Interesse; eine hier aufgestellte Sammlung ausgestopfter Vögel und Tiere legt Zeugnis ab von den



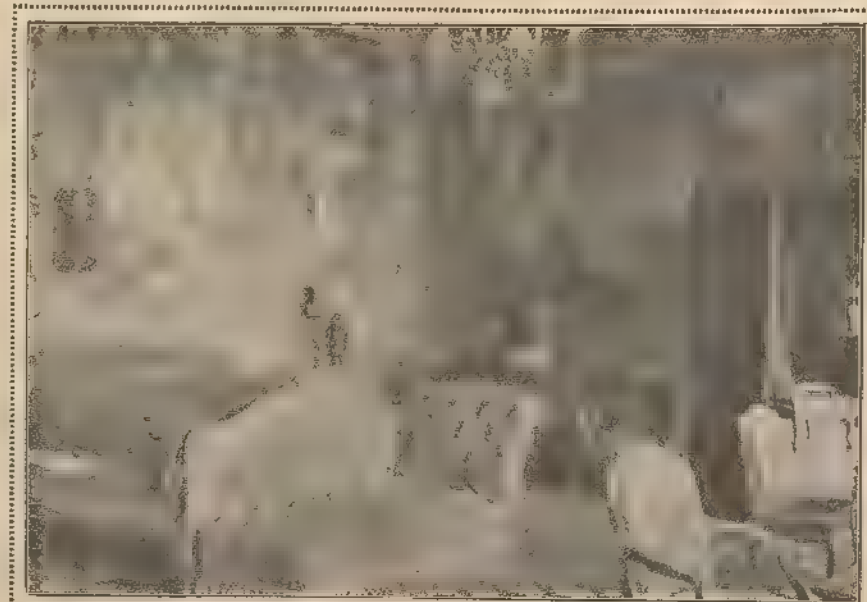
Schloß Marchais in der alten französischen Landschaft Isle de France.

naturwissenschaftlichen Vebhabereien des Besitzers. Ein Bibliothekszimmer mit reichhaltiger Bücherammlung in geschnittenen Schränken und einem Kamin, der als Verzierung die bourbonische Wille trägt, schließt sich an. Die Bezüge der Rototafel in dem getäfelten Billardzimmer sind kostbare alte Aubussons; unter mehreren anderen befindet sich hier ein Bildnis der Maria Stuart. Das Speisezimmer zeigt die gleiche Täfelung der Decke und Wände; auch in diesem Raume hängt eine Anzahl von Bildnissen französischer Herrscher, z. B. von Heinrich IV., dessen Persönlichkeit mit der Geschichte des Schlosses eng verknüpft ist.

Im oberen Stockwerk liegen die Schlafzimmer; im Schlafgemach des Fürsten sind die Wände mit kostbaren Gobelins bedeckt. Diese waren im Sommer 1914 beim Herannahen der deutschen Truppen von der Dienerschaft im Park vergraben worden, wurden jedoch von den findigen Feldgrauen entdeckt, und der um seinen Besitz besorgte Fürst bot eine Million Mark Kriegs-kontribution, falls alles unverfehrt er-



Das Wohnzimmer.



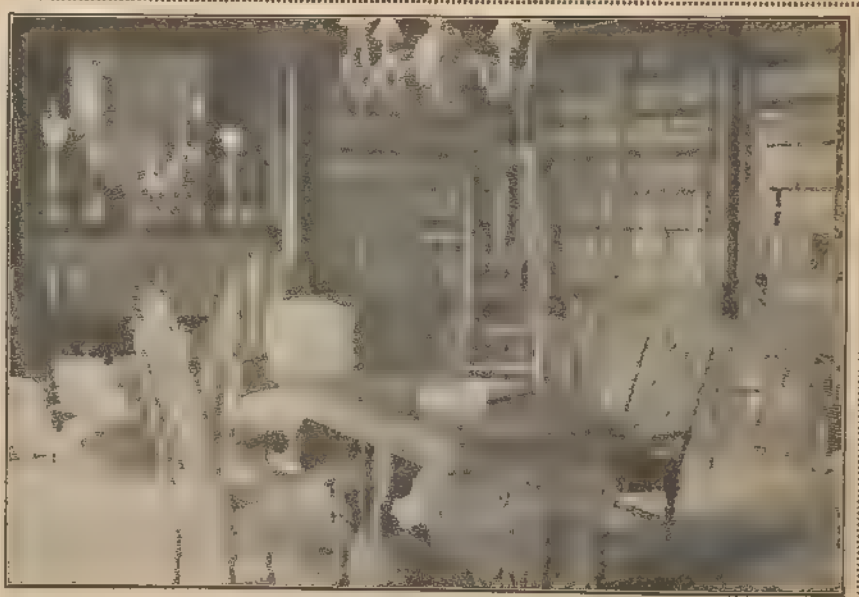
Das Schlafzimmer.

halten bliebe. Die Gobelins wurden sorgsam wieder aufgehängt, jede mögliche Rücksichtnahme zugesichert, und ein deutscher Wachtmeister beaufsichtigt dauernd das unter dem Schutz des Kaisers stehende Schloß und seine Nebengebäude. Im rechten Schloßflügel oben ist die stimmungsvolle Schloßkapelle; vor einiger Zeit fand man dort mehrere alte Steinsärge mit Knochenüberresten; wer dort beigesetzt wurde, ließ sich jedoch nicht mehr feststellen.

In der Nähe von Marchais liegt der bekannte Wallfahrtsort Notre Dame de la Vieille mit seinen als wundervoll gepriesenen Moor- und Schlamm-bädern; hierhin wallfahrteten die Könige und weiblichen Mitglieder der Familie und benutzten dazu den Chemin des Dames; der viele Monate lang so heftig umkämpft worden ist. Alljährlich verlebte jeweilig die Königsfamilie die Sommer in Marchais; überall, in den Tapeten und den Verkleidungen der Kamine, leben wir die bourbonische Wille. Vor dem Mittelbau des Schlosses befindet sich der alte Turnier-Platz; vom großen Altan

sahen die Damen des Hofes den ritterlichen Spielen zu.

Den sich weithinziehenden Park zu durchstreifen, ist ein Genuß. Das Auge ruht aus auf den breiten Rasenflächen, über die nur ab und zu ein Bollen-schatten dahinzieht; die Sonne webt Goldschleier über die grünen Kronen der Bäume, und längstvergangenen Zeiten hängen die Gedanken nach. Raufste da nicht ein seidnes Frauengewand? Klang's nicht von den Taxusheden wie ein Flüstern herüber: „Paris ist schon eine Wiese wert?“ Ob nicht hier das Wort vom „toujours perdrix“ entstand? Und die schöne Gabriele d'Estrees, mit dem goldenen Haar und dem zarten Gesichtchen, die so früh und geheimnisvoll starb, auch sie hat hier glückliche Tage verlebt, bis ein tragisches Schicksal sie ereilte. — Geschlechter kommen und gehen, es ist immer wieder dasselbe Stück höfischen Lebens, das sich abspielt, nur die Zeiten und Spieler wechseln. Etwas unendlich Stimmungsvolles, der Schimmer einer glanzvollen Vergangenheit, liegt über Schloß und Park, deren Zauber unwiderstehlich gefangen nimmt.



Das Bibliothekszimmer.

Der Befreite. Von Friedrich Fressa. (Schluß.)

Während der Befreite aß, begann das Mädchen schmeichelnd: „Du, Herr Zinker meint, du kannst getrost wegen der Heirat Nachurlaub nehmen, den bekommst du sicher.“

„Heirat,“ sagte er nachdenklich.

„Ach, das ist schnell gemacht, da ist gar nichts dabei,“ eiferte das Mädchen, „wir gehn zum Bürgermeister und zum Pastor und lassen uns kriegsstraufen. Das kostet keinen Pfennig. Dann bekomme ich doch die Staatsunterstützung, denk' doch mal an! Und wenn dir was passiert, dann krieg' ich auch was. Wenn man schon einmal zusammen ist, dann muß man auch alles mitnehmen. Dann kann man sich doch nach dem Kriege rühren. Denn wenn du wieder zurückkommst, so fällt es mir nicht ein, auch nur eine Stunde länger bei Zinker zu bleiben. Denn du kannst dir gar nicht denken, wie froh ich bin, wenn ich erst aus diesem Dreck heraus bin.“ Und dankbar drückte sie sich an ihn.

Der Befreite empfand so etwas wie Stolz darüber, daß das Mädchen solches Vertrauen zu ihm hatte. Er gab ihr die Hand und sagte, er wolle sich das mit der Trauung überlegen. Eine gewisse Lebenserfahrung hatte ihn doch gelehrt, nicht überall gleich ja zu sagen. Trotzdem war er beinahe entschlossen, den Wunsch des Mädchens zu erfüllen. Er schnallte sein Seitengewehr um, setzte seine Mütze auf und ging hinaus, nachdem er noch einen Kuß mit auf den Weg bekommen hatte.

Durch die menschenleere Hauptstraße ging er. Als er über den Jakobspfad schritt, brauste die Orgel in der Kirche auf. Die langgezogenen Töne des Schlußchorales hallten ihm nach, als er in der engen, winkligen Körnerstraße die Hausnummern absuchte, bis er die 15 fand. Die schmale Pforte war angelehnt, er trat ein und tastete sich den niederen, dunklen Flur entlang.

„Die erste Tür rechts ist es,“ hatte ihm der blond-bärtige Kamerad gesagt. Seine Hand glitt die kalte, staubige Mauer entlang und fühlte nun das Holz des Türrahmens. Er klopfte mit dem Knöchel an. Von innen schallte eine Frauenstimme: „Wer ist denn da? Die Kinder sind in der Kirche und ich liege krank im Bett.“

„Ich bin ein Kamerad Ihres Mannes,“ sagte der Befreite gegen die Tür, „ich soll Ihnen Grüße bringen, Frau.“

„Von Karl?“ Klang es erstaunt zurück. „Ach, da kommen Sie man 'rein, aber gleich in die zweite Tür!“ Ein heftiger Hustenanfall folgte.

Der Befreite trat in ein kleines, dumpfes Schlafzimmer. Im Bett lag ein abgehärmtes Weib, das in ein gestricktes Tuch gehüllt war. Sie hustete noch immer und wischte sich den Mund nach jedem Anfall mit dem Ärmel ab. Endlich sagte sie mühsam: „Ach, segnen Sie sich doch. Ich bin ganz allein hier, die Kinder müssen aber gleich kommen. Und erzählen Sie von Karl! Wie geht es ihm denn immer? Ist er wirklich noch ganz gesund, wie er schreibt? Sie sehen, mir geht's nicht besonders.“

Der Befreite saß holzengerade auf dem wackeligen Holzstuhl vor dem Bett und bestätigte ihr, daß der Mann ganz gesund sei.

„Ich hab' ihm nichts davon geschrieben, daß ich krank bin,“ sagte die Frau. „Selbst kann's ja doch nicht, solange dieser Krieg dauert. Und dann hab' ich ja auch die Kinder. Die helfen mir schon, so gut sie können. Der Junge geht ins Sechzehnte und ist groß und stark für sein Alter. Bei dem Knechtmangel bekommt er oft was extra zu verdienen. Und das Mädchen lernt das Feinfräsen. Da geht es schon. Wir können uns nicht beklagen. Andere haben's noch viel schlechter. Wenn nur der Husten nicht wäre! Ich würd' wohl eher

gesund werden, wenn Karl da wäre. Wissen Sie, es fing gerade an, uns ein bißchen besser zu gehen, da kam der Krieg. Aber das muß wohl nun so sein.“

Der Befreite begann nun auf Befragen zu erzählen, wie sie zu essen und zu trinken gehabt hätten, und wie jeder Gruß aus der Heimat mit und ohne Gabe willkommen sei. Die Kinder kamen zurück, der Sohn im zu kurz gewordenen Konfirmandenanzug, das Mädchen in einem gefälligen schwarzen Kleidchen. Der Sohn mußte aus der Tischschublade eine Zigarre holen und ein Glas Schnaps bringen. Die Zigarre schob der Befreite zwischen den dritten und vierten Knopf der Uniform, den Schnaps trank er auf das Wohl der Frau. Und er erzählte weiter von ihrem Leben da draußen in den Waldblagern und Erblöchern.

Die Frau hörte aufmerksam zu. Sie schien ganz befriedigt zu sein von dem, was sie erfuhr. „Schlecht hat er's dann ja nicht,“ sagte sie glücklich. Der Befreite merkte, daß es um sie selbst recht böse stand. Die Kinder sahen sich bei jedem Hustenanfall mit verhaltenen Angst an. Ihm wurde das Herz schwer und er nahm bedrückt Abschied. Die Frau reichte ihm dankbar die Hand: „Nun grüßen Sie den Karl nur schön. Und Gott gebe, daß der Krieg bald zu einem guten Ende komme!“

Der Befreite trat aus dem dumpfen Hause und atmete erleichtert auf. Er schritt bis zur Hauptstraße hinunter, zum Honoratiorenviertel. Dort hatte der andere Kamerad eine Konditorei. Schon von weitem konnte er den Namen auf dem Schild glänzen sehen. Er trat in den Laden. Ein hübsches Mädchen von zwölf Jahren fragte nach seinem Begehren. Er sagte, er wolle die Mutter sprechen, er hätte Grüße vom Vater zu überbringen. Das Mädchen musterte ihn neugierig, wurde rot: „Mutter hat grad Besuch ... ich weiß nicht ... aber ich will mal sehen.“ Und sie rief etwas durch die Tür, die aus dem Laden nach hinten führte.

„Er soll nur 'reinkommen!“ rief eine tiefe Frauenstimme.

Der Befreite trat in die gute Stube hinter dem Laden, deren Möbel mit gepreßtem grünen Sammet bezogen waren. Eine große, stattlich aufgestupfte Frau erhob sich vom Sofa. Auf dem runden Tisch vor ihr stand eine Flasche Wein mit zwei gefüllten Gläsern. Eine halbe Schokoladentorte lag auf einer Tortenschüssel. Am Fenster lehnte ein breiter Mann mit grauen Haaren im feinen, langen, schwarzen Rock. Er lehnte die Stirn gegen die Fensterscheiben, so daß der Befreite sein Gesicht nicht zu erkennen vermochte.

„Also Gustav hat Ihnen Grüße an mich aufgetragen,“ sagte die Frau in einem merkwürdig bestimmten Tone, „wie geht es ihm denn?“

„Soweit ganz gut,“ erwiderte der Befreite und sah sich bescheiden um. „Er hat nur solange keine Nachrichten mehr von Ihnen bekommen, darum hat er mich hergeschickt.“

„So,“ sagte die Frau gedehnt, „darum hat er Sie hergeschickt. Na, dann sagen Sie ihm man, daß es uns auch nicht schlecht geht. Er kann ganz ruhig sein.“

Die weißgestrichene Tür neben dem Sofa wurde aufgeklinkt, und ein Junge von ungefähr acht Jahren schob ein altkluges, blaßes Gesicht vorsichtig ins Zimmer.

Die Frau sah es und schrie ihn an: „Du Nichtsnutz, hab' ich nicht verboten, daß du hier 'reinkommen sollst! Was fällt dir denn wieder ein?“

„Ich will ja gar nicht 'reinkommen,“ sagte der Kleine in gekränktem Tone, „ich will ja bloß den Soldaten sehen, der vom Vater gekommen ist.“

„Marj, raus!“ Die Frau wurde krebstrot im

Gesicht. „Es ist schrecklich,“ sagte sie dann, sich selbst bedauernd, „was man für 'ne Last mit den Kindern hat, wenn kein Mann im Haus ist. Na, also, grüßen Sie Gustav, und ich werd' ihm bald mal 'nen langen Brief schreiben.“

Der Gefreite ging und war froh, als er wieder draußen war. Als er von dannen ging, hörte er hastige, trippelnde Schritte hinter sich her kommen. Der kleine Junge kam hinter ihm hergelaufen, gab ihm eine Tafel Schokolade: „Da, die hab' ich für dich stibigt. Du mußt Vater aber auch recht schön von mir grüßen. Er soll nur viel Franzosen totschlagen und dann schnell wiederkommen. Ich krieg' nämlich zuviel Haus, wenn er nicht da ist.“

Der Gefreite gab ihm ernsthaft die Hand und sagte: „Warte, ich will dir auch etwas schenken.“ Er griff in die Tasche und holte eine französische Patronenhülse heraus. „Da, die haben wir aus einem französischen Graben geholt, da war dein Vater mit dabei, die bewahr' dir schön auf.“

Der Kleine ergriff die Patronenhülse fast ehrfürchtig und sagte mit feierlicher Stimme: „Das tu' ich aber auch, die darf mir niemand anessen, die verstecke ich mir!“ Und sie schüttelten sich die Hände wie zwei alte Kameraden.

Der Gefreite ging weiter. Er dachte nach über diese Frau, die da bei Wein und Lort mit einem anderen Manne zusammenlag, während sein Kamerad draußen unter feindlichem Feuer Posten stand. Dann dachte er an die andere Familie, an die Frau, die sich mit dem entsetzlichen Husten quälte. Und er fühlte, wie sehr es not tate, daß diese beiden Kameraden einmal heimkämen, um Ordnung zu schaffen.

Ja, wer in der Heimat etwas besaß, der war an die Heimat gebunden. Er spürte das doppelt, seit er das blonde Mädchen kannte. Und doch ahnte er, daß auch diese ihm ohne die Gefreitenknöpfe und das schwarz-weiße Band im Knopfloch wohl nicht so nachgegangen wäre. Aus sich selbst heraus aber würde er sich nie getraut haben, sich mit Mädchen einzulassen. Wozu auch...

Er nahm Haltung an, da sonntäglich gepukte Menschen ihm begegneten.

Alle sahen ihm nach, viele grüßten ihn, und die Mädchen stiegen sich an, wenn sie an ihm vorbeischnitten. Ein Bürger stieg in ihm auf gegen alle die zudringlichen, neugierigen Menschen. Was wußten sie von dem Kriege, der doch alle bedrohte? Nur wer einen Gefallenen betrauerte, empfand etwas von der großen Schwere. Es fiel ihm aufs Herz, daß er seinen dritten Besuch machen mußte. Er schämte sich, daß er es solange aufgeschoben hatte, zu der Frau seines gefallenen Zugführers zu gehen, der da draußen lag am feindlichen Drahtverhau. Sie wohnte bei ihrem Vater, dem Herrn Schuldirektor. Und das Bild erstand wieder vor ihm, wie er diese Frau als weiße, zarte Braut im Kirchenportal gesehen hatte. Das Herz wurde ihm mit jedem Schritt schwerer. Als er vor dem eisenumspannten, alttümlichen Hause, das nur aus zwei Geschossen bestand, angelangt war, zupfte er noch einmal Uniform und Mütze zurecht. Dann zog er an dem Porzellangriff der Glocke, die einen alten, dünnen Messingklang hatte, der weich durch das ganze Haus schwang. Ein altes Mädchen öffnete. Der Gefreite stand stumm und fragte nach der Frau Oberlehrer. Das Mädchen sah ihn unschlüssig an. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „ob Sie jetzt zu ihr dürfen. Ich muß erst mal den Herrn Direktor fragen. Kommen Sie mal mit, aber gehen Sie schön leise.“

Beflochten folgte ihr der Gefreite durch den gewölbten Hausgang, dessen Wände sauber geweißt waren. Das Mädchen schob ihn in die Küche und ließ ihn auf einem Holzstuhl Platz nehmen. Sie war klein und behäbig, hatte aber ein mageres Gesicht, lebhaft graue

Augen, fest geschütteltes Haar und einen leichten Anflug von Schnurrbart auf der Oberlippe. „Sie sind doch der Sohn von der Hanne,“ sagte sie plötzlich mit so scharfer Betonung, daß der Gefreite antworten wollte: „Ja Besehl!“ Witten im Wort verbesserte er sich und sagte: „Jawohl, der bin ich.“ Da nickte sie nur bedächtig vor sich hin. Sie ergriff einen Suppenlöffel und schöpfte behutsam das Fett aus einem Kessel ab, hing den Löffel wieder an den Hals, stemmte die beiden Hände in die Hüften und wandte sich ruhig an den Soldaten: „Wissen Sie, die Frau Doktor ist nämlich noch sehr herunter. Wir haben viel Angst und Sorge mit ihr gehabt. Sie war ganz von Sinnen, wie die Trauernachricht kam. Das läßt sich ja denken. Aber man möchte doch wissen, wie alles gewesen ist. Bleiben Sie mal hier, ich hole den Herrn Direktor.“

Da saß nun der Gefreite auf dem Holzstuhl in der halbdunklen Küche. Von den Wänden schimmerten Zinn-geschirr und spärliches Kupfer. Auf dem großen Herde kochte der Suppenkessel. Kartoffelscheiben lagen in einer großen Schüssel auf dem weißgeschneuten Küchentisch. Durch das Fenster schaute er in die Gartenecke, in der sich eine Schaukel befand. Da hatte er heimlich manchmal geschaukelt, bis es die Mutter ihm verbot. Da war auch das Beet mit den Suppenkräutern. Da die Bank, auf dem das Fräulein mit dem blauen Sonnenschirm saß und las.

Die Tür tat sich auf, und vor ihm stand der Herr Direktor. Er hatte einen schwarzen Rock an und hielt einen Federhalter in der Hand. Er kam sehr nahe an ihn heran, musterte ihn durch die goldumranderte Brille, fuhr sich mit der Linken durch die weiße Mähne und sagte: „Sie sind also der Willem, der Sohn von unserer alten Hanne! Willkommen in der Heimat!“

Der Gefreite stand stumm und sagte hölzern: „Jawohl, Herr Direktor!“

Des alten Herrn Blicke irrten hilflos von der Küchentür hinüber zu seiner Köchin. Er fragte: „Was meinst du denn, Time, lassen wir ihn zu ihr hinein oder nicht?“

Das alte Mädchen sah den Gefreiten fest an und gab ihre Meinung kund: „Herr Direktor, viel Worte machen darf er nicht. Ich denk' aber, es ist doch besser, wenn sie jemanden sieht und spricht, der mit dabei war. Briefe und Nachrichten sind nicht das Richtige für so eine junge Frau.“

„Also dann kommen Sie,“ sagte der Direktor. Er schritt durch die Tür hinaus in den Gang zu der breiten, rötlichen Treppe, die in das obere Stockwerk führte. Vorsichtig öffnete er eine Tür, bedeutete den Gefreiten zu warten und trat in ein Zimmer.

Drimmen tat es einen tiefen Seufzer.

Die Tür wurde aufgerissen, vor dem Gefreiten stand eine Frau, deren Haare gegen das Licht golden schimmerten. Vom Gesicht, das im Schatten lag, vermochte er nichts zu erkennen. Weiße, dünne Finger umklammerten sein Handgelenk und zogen ihn ins Zimmer hinein. Da erkannte er das Gesicht wieder, das er damals unter dem blauen Schirm im Garten gesehen hatte.

„Sie haben ihn gesehen!“ rief die junge Frau mit erregter, hoher Stimme und starrte ihm ins Gesicht. „Sagen Sie — hat — hat er — sehr leiden müssen?“

Und Tränen entstürzten ihren Augen.

Der Gefreite suchte nach Worten. Er sah in das besorgte Gesicht des alten Direktors, der die Tochter im Rücken stützte, und antwortete: „Der Herr Leutnant ist gestorben wie ein Held. Er ging gegen den Feind vor. Er erhielt eine Kugel in den Kopf und eine in die Brust. Da hat er nicht mehr leiden müssen...“

„Mein Gott, mein Gott,“ schluchzte die junge Frau fassungslos. „Und Sie waren in seiner Nähe, Sie haben — es mit angesehen — sagen Sie —“

„Ich habe es ganz deutlich gesehen,“ sagte der Gefreite wahrheitsgetreu. Aber dann stockte ihm der Herzschlag in der Brust. Er wußte, nun kam die Frage nach dem Grabe. Er rief sich die auswendig gelernten Worte von den militärischen Ehren wieder ins Gedächtnis zurück. „Haben Sie mir kein Bild mitgebracht von seinem Grabe?“ fragte die junge Frau in verzweifelterm Tone.

Der Gefreite antwortete hölzern: „Wir haben den Herrn Leutnant mit allen militärischen Ehren begraben.“

Das junge Weib schluchzte wild auf. „Warum schickt man mir kein Bild von seinem Grabe?“ wimmerte sie. „Ich will ein Bild von seinem Grabe haben.“

„Aber Kind,“ sagte der alte Direktor, „da draußen im Feuer wird es nicht leicht sein zu photographieren. Denk' doch —“

„Ich will selbst hinfahren und ihn mir heimholen... ich will ihn hier haben, damit ich zu ihm gehen kann,“ weinte sie hartnäckig.

Der Gefreite sah wieder die beiden Drahtverhaue, zwischen denen in freier Luft der Leib des Mannes lag — und ein dumpfer Schmerz betäubte ihn. Zugleich kam er sich hier so überflüssig vor. Die Lüge, die er ausgesprochen hatte, begann an ihm zu nagen. Warum war er auch hierher gegangen?!

„Warum konnte er nicht gerettet werden, wie das erstmal!“ jammerte die Frau. „Hätte ich ihn doch damals nicht wieder hinausgelassen, als er geheilt war! Warum haben Sie ihn nicht gerettet?“

Der Gefreite dachte daran zurück, wie er den Leutnant im Waldgefecht auf seinen Schultern davongetragen hatte. Damals hatte er den Lebenden retten können, den toten Körper aber vermochte heute kein Mensch zu bergen. Wie eine Anklage gegen ihn selbst dünte ihn der Jammer der Frau.

Der alte Herr hatte die Tochter in einen der großen Lehnstühle gebettet und war um sie bemüht. Sie aber schluchzte und wimmerte fieberhaft.

Der Gefreite, der starr in der Mitte des Zimmers stand und nicht wußte, wohin er sich am liebsten verfrachten hätte, fühlte, wie ihn eine Hand von hinten packte und fortzog. Draußen sagte die alte Magd zu ihm: „Da haben Sie nun gesehen, wie es um sie steht. Nun kommen Sie!“

In der Küche mußte er sich wieder auf den Holzstuhl setzen. Schweigend hantierte die Alte eine Zeitlang am Herd. Dann brachte sie auf einem Teller Wurst und Brot und holte eine Flasche Bier mit einem Glase. Sie schenkte ein, und der Gefreite langte aus Höflichkeit zu, trotzdem ihm die Kehle wie zugeschnürt war.



Gefechtsstelle einer Garde-Infanteriebrigade im Westen. Studie von Prof. Hans von Hagen.

Die Alte aber lief in der Küche von einer Ecke zur anderen und sah ihn alle Augenblicke nachdenklich von der Seite an.

Endlich schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben. Sie setzte sich auf einen Schemel ihm gegenüber, legte ihm die Hand auf den Unterarm und sagte: „Du, Willem... hör' mal... ich muß was mit dir reden, du weißt, daß ich immer gut mit deiner Mutter war, und du weißt auch noch, wie

oft du bei mir deine Suppe bekommen hast.“

„Ja, das weiß ich,“ sagte der Gefreite beklommen. „Das ist jetzt schon lange her,“ fuhr sie fort, „und du bist nun ein Mann geworden und hast sogar das Eisen.“ Sie wischte sich mit dem blauen Schürzenzipfel über die Augen, und der Gefreite sah sie verlegen an. Ihn wollte das dumpfe Gefühl, das ihn heut seit seinem Erwachen beherrschte, nicht verlassen. Der Gedanke, daß irgend etwas Böses auf ihn eindringen wollte, lähmte ihn von neuem. Und in seinen Ohren begann es zu brausen, als die alte Köchin von neuem begann: „Du sag' mal, ist es denn wahr, was die Leute in der Kirche gesagt haben, daß du dich mit dem Mädchen vom Zinker versprochen hast?“

„Ja, das muß wohl wahr sein,“ antwortete er mühsam, denn nun merkte er wohl, worauf sie los wollte. Sie sah ihn mit langem Blicke sonderbar an. Dann stand sie auf, schenkte ihm wieder ein, ging ein paar mal durch die Küche und sagte: „Willem, du hast keine Mutter mehr, da muß ich es dir schon sagen: Das ist keine Person für dich!“ Er fuhr mit finsternem Blick herum, sie aber begegnete seinen Augen fest und ruhig: „Sieh sie dir doch mal genau von der Seite an, Willem, da stimmt was nicht! Aber ihr Mannsleute seid ja blind, besonders wenn ihr noch ledig seid.“

Der Gefreite wollte etwas sagen. Da erstand die Erinnerung an den gestrigen Abend in ihm stark wie ein Bild. Er sah den Bachmeister lachen, und da verstand er. Er stieß sein Glas Bier weit von sich und saß starr da. Wieder war ihm zumute, wie in dem Augenblick, als die Mine niedergeprallt war. Ringsum ward alles grau. Kaum hörte er noch, wie die Alte sagte: „Du bist ein viel zu guter Mensch, Willem, solche Leute werden immer übers Ohr gehauen, weil es eben mehr Schlechte und Schlaue als Gute gibt. Du mußt es mir nicht übelnehmen, daß ich dir ein Licht aufgesteckt habe. Lieber jetzt als später! Ich hab' es gut mit dir gemeint. Ich hab's nicht mit ansehen können, daß du dem Mensch in die Hände fällt, das ein Luderleben geführt hat, jetzt sie bei Zinker ist. Freilich, dem Zinker könnt's passen, wenn sie versorgt würde. Aber du, Willem, bist zu schade dafür.“

Dem Gefreiten schlug der Puls hart und laut bis in den Hals und klang in seinen Ohren im Rhythmus des Angriffssignales: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp.“

Er war sehend geworden und der Schleier von seinen Augen genommen. Das also war die Heimat! Strohmänn für ein schlechtes Mensch sollte er werden. Nein, er gehörte nicht hierher! Und er stand auf, zog das Koppel fest an und wollte gehen.

„Willem!“ sagte das alte Mädchen, „du willst doch nun am Ende nichts Böses tun?“

Er schüttelte kurz den Kopf.

„Was willst du denn machen?“ forschte sie.

„Weiß nicht, werd' schon sehen.“ Er sah fahl aus im Gesicht, und die Augen schienen unbeweglich wie graue Kugeln, als er grüßte.

„Willem,“ rief die Alte und eilte ihm nach. Sie erreichte ihn, als er die Pforte öffnete. Wieder schwang der dünne, alte Messingklang der Glocke weich durchs Haus. „Willem!“ rief sie bittend und streckte beide Hände nach ihm aus. „Nimm dir's nicht so zu Herzen, du findest andere Mädchen genug.“

„Ist schon recht,“ sagte er. Dann aber sah er ihr gutes, altes, bekümmertes Gesicht. Und er reichte ihr noch einmal die Hand, machte kehrt und ging mit harten Schritten davon. Als er in die Hauptstraße einbog, begegnete ihm der Wachtmeister. Der lächelte ihm schon von weitem zu. Er grüßte und ging auf die andere Seite. Als er zum Markt kam, sah er den alten Uhrmacher im Fenster liegen. Der rief ihm zu: „Nun, gut bekommen, junger Bräutigam?“ Er wurde rot und grüßte kurz. Und plötzlich stand die eiserne Gewißheit in ihm: Du mußt fort, fort von diesen Menschen, wieder dahin zurück, wohin du gehörst, zu den Kameraden, — heim ins Feld!

In Zinkers Gaststube war es wieder voll. Er gelangte, ohne daß jemand ihn gewahrte, durch den Labatsqualm im Vorflur zur Stiege in seine Kammer.

Da schloß er sich ein und packte seinen Tornister. Als er schwer und hart die Treppe wieder hinunter stieg, erschien unten einen Augenblick der blonde Kopf des Mädchens. Sie rief ihm flüchtig zu: „Komm doch schnell, sie warten schon alle auf dich.“

Er ging aber weiter und war voller Trost. An der Haustür trat ihm Herr Zinker entgegen: „Menschenskind,“ rief er, „was haben Sie denn? Wie sehen Sie denn aus? Wo wollen Sie hin?“

„Heim ins Feld,“ sagte der Gefreite laut, sah ihn an, schob ihn mit eckiger Armbewegung zur Seite und marschierte auf die Straße hinaus. Und hinter ihm kam heftig atmend das Mädchen gelaufen und rief: „Über Willem, was hast du denn bloß?“ Er aber wandte sich nicht um, sondern schritt weiter. Da faßte sie ihn am Armel und bat: „Willem, Willem, tu mir das nich an, geh nich fort.“

Er blieb stehen und maß sie mit einem langen Blick. Da faßte sie Mut und sagte: „Wir sind verlobt und Brautleute, Willem, das kannst du nicht abstreiten!“

Da gab er ihr ruhig zur Antwort: „Gestern war ich dumm. Heute weiß ich Bescheid! Genug hab' ich von euch. Ich geh' wieder heim ins Feld!“ Und schritt davon, ohne das Mädchen eines weiteren Blickes zu würdigen, das totenbläß und starr stehen blieb.

Am Schalter fragte er nach seiner Anschlußstation. Der weißhaarige Schalterbeamte schüttelte den Kopf. „Wir haben zwischen zwölf und sechs Uhr keinen Zug in der Richtung,“ sagte er. „Wenn Sie nach W. laufen, da haben Sie um drei Uhr einen Zug ... aber da müssen Sie laufen wie ein Büstenbinder, wenn Sie aber fort müssen, dann können Sie noch zurechtkommen, denn es sind über zehn Kilometer.“

Und damit setzte er sich in Marsch und lief die feuchte Landstraße entlang, die sich, von Apfelbäumen umgrenzt, quer durch die leeren Äcker zur nächsten Station hinzog. Der Wind, den er im Rücken hatte, schien ihn fröhlich vorwärtszuschieben und über ihn triumphierten ganze Schwärme von Saatkrähern. Er erreichte den Zug rechtzeitig und gewann zu seiner Freude sogar einen Sitzplatz, den ihm ein Mann freiwillig einräumte.

Der Gefreite stand vor seinem Kompagnieführer und meldete: „Zur Stelle.“

Der Hauptmann saß in seiner Waldhütte am Schreibtisch, der aus einem Kistenbrett gezimmert und mit graublauem Tuch aus einem französischen Uniformmantel benagelt war. Er trug ein graues Wams aus Hasenwolle. Der Waffentrock hing an einer Winkelleiste über dem kleinen, gußeisernen Ofen, zu dem er sehnsüchtig die nassen Ärmel herabstreckte. Aus ihnen rann das Wasser in schmutzigen Tränen herab, die zischend auf die Ofenplatte aufhielten und verdampften. In dem engen Raume, der mit seinem rohen Gerät an die Waldzelle eines Einsiedlers gemahnte, herrschte ein heimeliges Gefühl.

Der Hauptmann erhob sich, legte die Hände auf den Rücken und hielt den Soldaten mit seinen Blicken fest, so daß er erstarrte.

Der Hauptmann erschien jung, denn er trug die Haare nur einen halben Millimeter lang geschneitten, war glattrasiert, und die Haut leuchtete in den frischen Farben, wie sie die freie Luft verleiht. Seine weit geöffneten Augen erinnerten in der Wölbung und Klarheit der goldbraunen Iris an einen Sperber. Das wurde noch verstärkt durch die große, leicht gebogene Nase. Er fragte den Soldaten kurz: „Warum kommen Sie vor Urlaubsablauf zurück?“

Der Gefreite errötete bis unter die Haarwurzeln. „Ist Ihnen irgend etwas passiert? Sprechen Sie sich mir gegenüber ruhig aus. Das ist das Beste für Sie,“ ermunterte der Hauptmann den Mann, wie ein guter Schullehrer einen verstockten Buben.

Der Gefreite stotterte: „Nichts ist passiert, Herr Hauptmann; sie haben es mir im Lande zu dumm gemacht, und drum sah ich zu, daß ich wieder heim ins Feld käme.“

„Nur nicht zu forsch!“ sagte der Hauptmann und klopfte ihm auf die Schulter. „Es ist keine Kleinigkeit, aus einer Minenexplosion davonzukommen.“

Der Gefreite trat ab. Von der Höhe des Berganges, an dem das Blockhaus des Hauptmanns gelegen war, schaute er hinab auf das Waldtal, an dessen Rande, verborgen unter den Zweigen der Bäume, sich die Mannschaftsbaracken schmiegen.

In ihm klang der Satz seines Hauptmanns nach: „Es ist keine Kleinigkeit, aus einer Minenexplosion davonzukommen.“ Der Arzt, der Krankenwärter, die Kameraden, die Vorgesetzten, alle hatten ihn seit jenem Tage so anders behandelt.

Warum mochten sie das wohl tun?

Dunkel fühlte er, daß er nicht mehr derselbe war wie vor dem Tage, da ihn die Erde fast verschlungen hätte. Aber er empfand dieses Wunder, von dem die anderen stammend sprachen, nur schmerzhaft. Die Mine hatte ihm, trotz seiner Rettung, das Leben zertrüßert. Von den Kameraden, an denen er hing, hatte er forgerissen. Daß sie ihn alle als krank behandelten, machte ihn schwach und elend. Die Erinnerung an die Heimat, die nicht seine Heimat war, erfüllte ihn mit Ekel.

Wie Bilder eines wirren Traumes stellten sich die Ereignisse der letzten Wochen im Nebel der Erinnerung vor ihm hin. Er sah wieder in der dunklen Gaststube die Mauer von Gesichtern, die auf ihn eindrangte. Als wäre er außerhalb seiner eigenen Haut, hörte er sich

wieder erzählen, wo doch ein jedes Wort ihm eine Qual war. Er sah Herrn Zinkers pfiffiges Gesicht, das lachende des Gendarmetwachtmeisters und das hämische des Gasinspektors. Er fühlte wieder, wie sich das Mädchen an ihn drängte.

Und dann dachte er an die Frauen seiner beiden Freunde, an die Enge und an das Elend in der Stube des Braubartes und an das leichtfertige Weib des Konditors. Er fürchtete sich, die beiden Kameraden zu treffen und ihnen Rede und Antwort zu stehen. Mit gesenktem Kopf wie ein schwerer Hund drückte er sich in die Wohnbaracke. Da sah er die Leute eifrig beschäftigt, Kleider und Stiefel zu putzen. Er merkte sofort, daß etwas Besonderes im Gange sei, und fragte, was denn los sei.

Er erfuhr, in der vorletzten Nacht hätte der Franzose angegriffen, fünfzehn Mann wären geblieben.

Aus der Baracke rief ihm einer zu: „Der Karl und der Konditor sind auch drunter.“

Er schnappte wie ein Fisch nach Luft. Also auch die hatte es gefaßt. Nun war er fast der letzte von der alten Kompagnie. Und er dachte wieder an die beiden Frauen. Jetzt brauchte er nichts mehr zu erzählen!

Aber warum mußten alle die anderen daran glauben, warum hatte es ihn verschont?

„Mensch!“ rief ihn der Unteroffizier an. „Warum starrest du denn so vor dich hin? Da, nimm 'nen Schnaps und mach' dich fertig!“

Er suchte sich seine Ausrüstung zusammen und putzte seine Sachen, bis er propper da stand, wie sich's für einen guten Soldaten gebührt. Dann kam der Befehl an die Kompagnie: „Antreten!“ Er drängte sich ins Glied, aber wie er zur Seite schaute, fehlten die beiden bekannten Gesichter.

Er fühlte seine Knie und Hände zittern, als er mit den Kameraden auf der Waldstraße hinaufmarschierte

zur Granatschlucht, in der der Soldatenfriedhof lag. Nun zogen sie durch das breite Tor, das aus berindeten Baumstämmen gebildet war. Die Musik erklang über den Hügeln mit Kreuzen.

Rötlich schimmerte das Licht des Abendhimmels durch die schwärzlich erscheinenden Wipfel. Breit aber klappte das große Grab wie ein Maul der Erde, in dem die in braune Zeltplanen gehüllten Kör-

per der Toten aufgereiht ruhten. Die Musik spielte, die Trauerkompagnie salutierte die Gewehre, und der Kommandeur der Division trat aus dem Halbkreis der Offiziere und sprach von der Tapferkeit der Gefallenen und ihrer Treue gegen Kaiser und Reich bis in den Tod. Er schloß mit den Worten: „Da euch andere Auszeichnungen nicht mehr erteilt werden können, Kameraden, nehmt als letzte Ehrung das ehrliche Soldatenbegräbnis, das wir euch im feindlichen Feuer, in der feindlichen Erde schaffen, wie sich's geziemt.“

Der Hauptmann trat vor und sprach. Der Geistliche folgte ihm, aber der Gefreite vernahm nichts mehr von dem, was um ihn vorging. Alles war verdrängt von den großen schmerzlichen Augen der Frau seines Leutnants. Wie Feuer brannte die Büge in ihm, daß er ihr gesagt hatte: sein Leutnant hätte ein ehrliches Grab gefunden. Ein Gefühl der Schande überkam ihn, daß er, der letzte der Kompagnie, das getan hatte. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Scham drückte ihn nieder.

Auf seinem Lager in der Baracke konnte er keine Ruhe gewinnen, er konnte den großen Augen, die ihn festhielten, nicht entkommen.

Er fühlte im Dunkel eine heiße, fiebernde Hand sich auf seine Faust legen und ihn fortführen, während die Augen in einer gewissen Ferne ihm immer folgten. Schattenhaft begegnete ihm der Braunbart und der Blondbart. Der Konditor sagte: „Wilhelm, da hinten ist deine Mutter, sie wartet auf dich!“ Und wirklich, hinter einem schwarzen Abgrund stand seine Mutter unter einem schönen, grünen Apfelbaum, der gerade blühen wollte; wie weiße Flaumfederchen spreizten sich die ersten Blütenblätter auf den Zweigen. Die Mutter hatte einen schwarzen Kapotthut auf mit breiten Bändern, die in einer Schleife unter dem Kinn gebunden waren. Im Arm aber hielt sie das dicke, goldumrandete Gesangbuch

mit dem großen goldenen Kreuz auf dem schwarzen Ledernen Rücken.

Eine Lerche flog jubelnd auf. Klingen und Singen war in den Lüften. Noch einmal, mitten in der Wiese, winkte die Mutter zurück. Aber als sie sich umwandte, hatte sie das Gesicht von der Frau seines Leutnants. Sie wies mit der Hand in die Ferne. Da verlor rings alles Land, und ihm war, als schäue er hinaus



Morgenrot. Federzeichnung von Hans Rohlfstein.

über den Drahtverhau und sah hinter der Mauer den unbeerdigten Körper seines Leutnants.

Der Gefreite erwachte. Rings um ihn wurde es in der Baracke lebendig. Kerzen wurden in Laternen gesteckt, die Leute, die in langen Reihen auf den mit Stroh belegten, zweistöckigen Brittschen ruhten, erhoben sich.

Der Gefreite fuhr in die Stiefel; er zog den Waffengürtel über die gestrickte Wollweste und mischte sich in das Gewimmel der sich rüstenden Kameraden, die den Tornister überwarfen, das Seitengewehr umschnallten, den Helm aufstülpten, die Gewehre ergriffen und nach Patronen riefen.

Ohne daß ihn die Erinnerung an den Traum losließ, hatte er sich fertiggemacht und stand nun draußen vor dem Eingang der Baracke. Von allen Seiten strömte es zum Sammelplatz. Hier und da leuchtete eine elektrische Taschenlampe an einem Brustknopf. Halbblaue Stimmen brummt im Dunkeln, neue, ihm unbekannte Gesichter wurden unter den Helmen sichtbar. Einen unerschöpflichen Vorrat von Männern schienen die Bretterhütten zu bergen.

Die Baracken waren geleert. Die Kerzen erloschen. Hell und ruhig funkelten am Himmel die Sterne.

Des Hauptmanns Stimme erklang: „Vorwärts, ihr Leute, mit Gott!“

Diese Worte, die erfüllt waren vom Ernste der Stunde, blieben fest über ihnen stehen wie eine feurige Überschrift über dem Tor des Geheimnisses.

Oft hatte sie der Gefreite gehört. Heute erschütterten sie ihn stärker als ein Gebet. Er hörte das Stampfen der Schritte, das sich im Walde verlor, er schaute hinauf zum westlichen Bergsaum, der sich schwarz und scharf vom nächtlichen Himmel abhob. Das Firmament glänzte wie bläulich durchleuchtetes Glas.

Die Marschritte tönten. Die Kompanie zog hinaus, schweigend, wie sie seit Wochen, seit Monaten tat. Entgegen schritten sie dem Tode und kamen zurück auf dem gleichen Wege, um auszuruhen für einen neuen Kampf. Die Heimat wartete auf sie, und diese Männer warteten auf die Heimat. Aber der Krieg stand zwischen ihnen und ihrer Sehnsucht.

Sie aber zogen geduldig hinaus wie Holzhauer, die zur Arbeit in den Wald gehen. Die Notwendigkeit war ihr Glaube, der sie alles ertragen ließ.

Hundertmal war der Gefreite diesen Weg gegangen, aber heute erst empfand er dunkel seinen Sinn.

Je näher sie an die Stellung kamen, desto mehr Zeichen der Zerstörung wurden sichtbar. Auf dieser Höhe hatten uralte Bäume ihre stehende Kraft aus dem fruchtbaren Boden gezogen. Zwischen ihnen konnten noch lüppig wachsende, junge Stämme und dichtes Gestrüpp zu ihrem Lebensrechte gelangen. Wenige enge Pfade durchquerten diese grüne Welt. Blößen hatte die Natur nur an Orten gelassen, wo durch Herbst- und Frühlingsregen die Erde von den steinernen Rippen des Berges geschliffen war. Der Wald überdauerte Jahrhunderte und Geschlechter und stellte in sich ruhend und mit dem Kreislauf der Gestirne sich stets erneuernd ein Gleichnis dar von der Ewigkeit und Unerlöschlichkeit des Lebens. Da aber geschah es, daß der große Krieg auf dieser Höhebene Menschenwogen gegeneinander prallen ließ. Die uralten Bäume, die in Hunderten von Sommern schweren Gewittern widerstanden hatten, zerbarsten durch die Einschläge der Granaten. Kupferne und bleierne Infanteriegeschosse sägten die jungen Bäume und widerstrebenden Äste ab. Flüssige Feuer zerbrannten das Gestrüpp. Nur noch Baumstumpen, zähe Dornen, niedrige Büsche und Bodenpflanzen bezeugten neben zermürbtem und verkohltem Holz, daß hier einmal ein Hochwald gestanden hatte.

Doch noch immer fieberte in dieser Wüstenei das

Leben. Wie weißgraue Wundränder schnitten die beiden feindlichen Grabenreihen in das gequälte Fleisch der Erde. Zwischen ihnen zogen sich die zinkgrauen Stacheldrähte der Verhaue. In schrägen, wirren Linien krochen sie an dünnen Pfählen hinauf und hinab und gemahnten an felsam verschlungene tropische Gewächse. Hier und da flatterten im Winde in den Drähten kleine Tuchsegen. Wie Wesen mit eigenem Leben regten sie sich im Zuge der Luft. Nichts anderes schien sich in diesem Gebiete des Todes für das sehende Auge zu bewegen.

Nun vernahm das Ohr das heller und heller werdende Gekrumm der Granaten, hörte das an ein Raketenfeuerwerk erinnernde Plagen der Schrapnells, das Zwitschern der Infanteriegeschosse, das Gackern eines fernen Maschinengewehres.

Wieder stand der Gefreite Posten. Angespannt lugte er hinaus durch die Stahlblende.

Nichts hatte sich in dem Bild, das er vor sich sah, geändert. Die drei länglichen, borkenähnlichen Stumpen hart links vor dem Drahtgewirr waren die Körper der französischen Handgranatenwerfer, die seit Januar dort ruhten. Hundert Meter hinter dem Verhaue war die Rille, die das Tausalwasser in den Boden geschnitten hatte. Bis dahin gelangten in der Nacht oder in der Dämmerung noch Patrouillen. Dahinter aber lag das unbedingte Herrschaftsgebiet des Feindes. Aus der vorspringenden Waldecke rechts gackerte mit unheimlicher Treffsicherheit die große Gans herein, das französische Maschinengewehr, das jeder Annäherung Halt gebot.

Dieser Waffe war auch der Leutnant Reuter zum Opfer gefallen, da drüben am Eichenbusch im französischen Draht.

Der Gefreite wagte nicht dorthin zu sehen. Er schämte sich vor diesem kümmerlichen grauen Haufen dort vorne. Wieder sah er die Frau vor sich, die nach dem Grabe ihres Mannes fragte.

Aber wenn er auch nicht hinaussehen mochte, dennoch drängte es ihn dazu. Er konnte, wenn er mit den Augen das Gelände absuchte, an dieser einen Stelle nicht vorbeischlüpfen. Immer wieder wurden Blicke und Gedanken auf den Mann da draußen gelenkt, der nun schon drei Monate fast in Regen und Sonne lag.

Er fand sich in seinen Gedanken nicht mehr zurecht. Wie kam es doch, daß er noch hier lebendig stand, und sein Leutnant hatte nicht einmal ein ehrliches Soldatengrab?

Er dachte an den Augenblick des Schreckens, da er in der Luft die Mine erkannte und den Warnungsruf ausstieß. Ein krampfhaftes Zittern durchlief seinen Körper. Er schlotterte, von der Gewalt der Erinnerung geschüttelt, zusammen.

Hinter sich hörte er die unbekannte Stimme eines der neuen Kameraden: „Schau mal den da, der bibbert ja ordentlich vor Angst.“

Alle Muskeln seines Körpers straffte er und überwand den Anfall körperlicher Schwäche. Er war voller Grimm. Er wollte es diesem Rekruten schon zeigen, was ein alter Mann leistet! Sein Entschluß war gefaßt: Dem Körper seines Leutnants mußte ein ehrliches Begräbnis werden, und wenn es ihm selbst das Leben kostete. Denn da noch länger hinauszuflarren und neben dem grauen Haufen noch das Schattenbild der Frau zu sehen, das war schlimmer als der Tod.

Sobald seine Wache beendet war, meldete er sich freiwillig für die Nacht zur Schleichpatrouille.

Der Hauptmann und ein Unteroffizier lugten aus dem Graben und horchten in die Nacht hinein, denn draußen regte sich's. Sie versuchten zu unterscheiden, was es wäre. „Etwas rechts hinter der Rille muß es sein, Herr Hauptmann,“ sagte der Unteroffizier. „Es

ist sicher im französischen Bereich. Von uns kommt keiner ungestraft bis dahin.“

„Reuchtpistole fertig!“ kommandierte der Hauptmann. „Wir leuchten, wenn es deutlicher wird.“

Da stieg von drüben zischend wie eine Rakete ein Streifen auf, und in der Luft hing weißglühend eine Kugel, die mit einem grellen Lichte das Gelände beschien. Schwarz zeichneten sich alle Schatten der Steine, der Vertiefungen in dem hellen Grau des Bodens ab.

„Da! Was ist das?“ fragte der Hauptmann hastig und riß das Glas vor die Augen. „Mein Gott, er holt den Leutnant Reuter!“

Gack — gack gack — gack, gack, gack, gack — fing drüben in der Waldecke das französische Maschinengewehr an. Die Gewehrflugeln zwischerten. Die beiden schwarzen Klumpen hinter der Rille kamen merklich näher.

Die Leute sprangen an die Blenden.

„Er schafft's!“ rief der eine.

„Er schafft's nicht!“ der andere.

„Schau, er kommt näher!“

„Jetzt hat er die Rille gleich!“

„Jetzt kriegt er Deckung!“

„Er schleift ihn in der Zeltbahn nach.“

Das Schießen von drüben ward heftiger.

„Da — Jetzt hat's ihn!“

Die Leuchtflugel verlosch. Eine zweite stieg auf. Die beiden schwarzen Klumpen lagen regungslos im Schatten einer Mulde.

„Ich sage dir, es hat ihn!“

„Nein, er stellt sich tot!“

Das Maschinengewehr gackerte weiter. Wieder erlosch die Kugel. Eine dritte kam emporgesaußt. Die beiden Körper hatten sich näher an die deutsche Stellung herangeschoben, aber das Maschinengewehr eiferte ihnen nach.

Der eine Schatten draußen richtete sich auf und fiel zusammen.

„Paßt auf!“ schrie der Unteroffizier. „Wenn sie Ruhe geben, holen wir ihn! Sie sind sechzig Meter vor uns. Wer macht mit?“

„Ich — ich — ich —“ rief es.

„Vorsichtig, Leute!“ mahnte der Hauptmann.

Das Schießen hatte das Feuer auf der ganzen Linie entfacht. Eine halbe Stunde ging es hin und her. Dann froh der Unteroffizier hinaus mit zwei Mann.

Sie kamen zurück und brachten die Reste des Leutnants und den noch warmen Körper des Gefreiten zurück in den Graben.



Von unserer Front in Flandern: Kronprinz Rupprecht von Bayern (X) mit seinem Stab.
Aufnahme des Bild- und Filmmamts.

Schon seit langen Jahren ist der stärkste Träger aller revolutionären Bewegung im russischen Volke der russische Student gewesen. Verhältnißlich genug für den, der in der Welt steht, denn der Student, auch wohl schon der ältere Student, trug nach Herkunft und Bildung die äußeren und inneren Vorbedingungen in sich, die ihn zum legitimen Revolutionär machten. Das Streben nach Wissen ist im russischen Volke, gerade weil ihm solches von der alten Reaktion dauernd vorenthalten wurde, schon seit langem stark genug gewesen, um auch die ärmsten und ärmsten Eltern trotz aller Hindernisse aus dem Hause zu bringen, aber auch nach Überwindung aller Hindernisse blieb der russische Student der Unzufriedenheit, die die Unmöglichkeit, der ständige drückende Begleiter auf dem Bildungsweg zu werden, ein Thema. Es hat an russischen Universitäten mehr als einen Studenten gegeben, der die Tage lang in der Woche nur von Tee und Brot leben konnte, mit genug befehligen vier, fünf oder auch noch mehr Studenten zusammen einen Mittel, während andere wiederum als Inhaber eines kleinen Kioskes als Einzelne für die entsprechenden Bedürfnisse, die ihnen aller sechs Stunden des Tages raubten, nach ihres Glades beneidet wurden. Aus solchen hungernden Studenten konnten schon leicht Revolutionäre erwachsen, die auch vor Blut nicht zurückwichen. Denn in den meisten Fällen kam, wie es so geht bei diesen jungen Leuten auch die andere Triebfeder zu aller revolutionären Tätigkeit hinzu, die Selbstbildung, die nach dem Grunde, eigener und fremder Mangel in Wissenschaft und Schritten forschte, bis sie sich zum System des Umsturzes lebte.

Die Arbeit dieses großen russischen Revolutionsheeres ist bis zum Herbst 1917 geheim und unterdrückt geblieben, nur wenn die Bomben sprangen und ein russischer Student in der Erde lag, erlief die Welt, daß es in Rußland gütete. Wohl hielt die russische politische Polizei, die berühmte Okhrana, ein allzeit wachsam Auge auf die, die an den Türen und keine Herrschaft heran wollten, aber so zu diesem Zweck das Reich mit einem Netz von Wachposten, schickte auch der Spionagen genug ins Ausland, nicht zuletzt auch zu uns, aber auch ihre Tätigkeit blieb im Dunkeln, und jedes Mitglied dieser Geheime hielt sich sehr selbst im Verborgenen, schon weil manche von ihnen Überläufer aus dem anderen Lager waren. Was an revolutionären Plänen, an Entwürfen zum Umsturz der Selbstherrschaft in Rußland auch nur seit der Thronbesteigung Nikolas II. alles ausgeheckt und ausgedacht worden ist, wird niemals auch nur annähernd bekannt werden können. Denn so unabhängig der Rußland zu sein, so mittellos und darum auch wider Willen leicht verführbar gerade die russische Jugend — so haben es doch wenigstens die Revolutionäre immer verstanden, sich und ihre Absichten im Geheimen zu halten. So bestand zu Beginn unseres Jahrhunderts in der Petersburger Studentenschaft eine weitverzweigte revolutionäre Organisation, unter der aber jedes einzelne Mitglied stets nur die andere kannte. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß selbst im Falle einer Entdeckung die völlige Unterdrückung durch die Polizei niemals erfolgen konnte. So ist es denn auch tatsächlich nicht geschehen.

Bei der Unmöglichkeit, selbst für den genannten Kreis auch nur annähernd die verschiedenen revolutionären Gesellschaften des vormärzlichen Rußlands zu schildern, kommt hinzu, daß ja nur der geringste Teil sich unmittelbar gegen den Zaren wandte, während die meisten Gruppen und Einzelpersonen als berufene oder vermeintliche Führer der vielen unterdrückten russischen Fremdvölker ihren Kampf gegen die russische Herrschaft auch mit revolutionären Mitteln zu betreiben suchten. Daher müssen auch diese Kämpfer zu den vorbereitenden Mächten des russischen Revolutionskampfes gezählt werden, wenngleich sie natürlich in den Augen eines national empfindenden Menschen eine ganz andere Stellung verdienen, als jene jugendlichen Umstürzler, die im besten Falle Toten waren. Doch so sehr der geringe Ursprung aller dieser Vorkämpfer der Freiheit verschiedenartig war, das Ziel dagegen war bei beiden Gruppen ungefähr das gleiche, so hatten doch auch beide im Grunde mit in ihrer Zweck nicht erreicht, wenn nicht der Jansinismus und seine Stützen sich wie verbündet gegen alle Forderungen des Fortschritts verschlossen hätten, bis sich schließlich auch der gut gesinnte Bürger dem Heer der Unzufriedenen anschloß und zum Umstürzler wurde. Diese im Grunde mit der früheren Staatsordnung nur deshalb Unzufriedenen, weil sie von schlechten Männern schlecht verwaltet wurde, verkörpert heute am deutlichsten der vorläufige Präsident der russischen Republik Rodzanko, während die Masse der russischen Sozialisten am reinsten in Kerensti dargestellt wird. Und es ist bezeichnend genug, daß die Macht des Bürgerlichen im Schwinden, die des Kommunismus heute noch im Wachsen ist; doch vielleicht kann ihn schon morgen das allrussische Chaos verschlingen. Denn dem steuert das russische Schicksal zu.

Auch heute, wo es mehr denn je bei uns darauf ankommt, daß wir Rußland und die Russen richtig beurteilen, kann man leider

oft genug die falschesten Meinungen hören oder lesen. So ist es vor allem vollkommen verfehlt, wenn man auch heute in der auswärtigen russischen Politik Überlegungen und Erwägungen zu erkennen vermeint, die ihren angeblichen Ursprung in den Bündnisverträgen oder auch nur in den augenblicklichen Beziehungen Rußlands zu den Mächten der Entente haben. Dem Russen, auch dem allgewaltigen Rechtsanwalt Kerensti, ist das Schicksal Frankreichs ebenso gleichgültig wie die Haltung Amerikas oder die Stimmung in England; kein einziger — außer einigen augenblicklich zur Ohnmacht verurteilten panlawistischen Schreibern — denkt heute in Rußland an machtpolitische Kriegsziele, an Konstantinopel oder ähnliche unerfüllbare Träume; sondern die gesamte russische Politik, auch deren Stellungnahme zur Fortführung oder Beendigung des Krieges, wird allein von innerpolitischen Beweggründen geleitet. Denn man darf nicht vergessen: in Rußland regiert heute das Volk auf der Straße, die ungebildete, hungernde, kriegsmüde Masse, deren einziges Trachten auf die Erfüllung des alten Lebenswunsches jedes einfachen Russen gerichtet ist, auf den Besitz von neuem Ackerland. Gegenüber diesem Wunsche von Millionen, der in seiner elementaren Macht heute bereits alle bürgerliche Ordnung so gut wie aufgelöst hat, ist ein Kerensti ebenso machtlos, wie seine verschiedenen Vorgänger. Sie alle, mögen sie nun Miljutow oder Gwow oder anders heißen, haben bisher vergeblich versucht, den Schrei nach Land zu unterdrücken und dem russischen Bauern, auch wenn er im Soldatenrock steckt, eine andere Lösung in den Mund zu legen; weil ihnen dieser Versuch mißlang, mußten sie die herbersehnte Herrschaft wieder aufgeben. Kerensti nun, als Sozialist und Ideologe, sucht sich gegen diese einzige russische Volksforderung nicht weiter aufzulehnen, schon weil er innerlich ihre Berechtigung anerkennt; er sucht nur noch die Republik zu retten, die die „bürgerlichen“ Revolutionäre schon längst zum Teufel wünschen, nachdem sie mit Schreden gesehen haben, daß die vermeintliche Freiheit dem Böbel die vollkommenste Zuchtlosigkeit, ihnen selbst die Herrschaft des Terrorismus gebracht hat. Ist erst die konstituierende Versammlung, die über die künftige Staatsform Rußlands entscheiden soll, einigermaßen ordnungsmäßig zusammengetreten, ist dann gleichzeitig von ihr das A und das O der russischen Politik, die Agrarfrage im Sinne des Volkswillens entschieden worden, dann wird vermutlich ein russischer Bauer den anderen fragen: „Wofür kämpfen wir noch?“

Zur Stunde regiert freilich noch im russischen Heere, so weit es überhaupt noch kämpft, die Phrasen und das Halbwissen jener schlechtgebildeten akademischen Führer, die einstmal das Volk zum Kampfe wider die Selbstherrschaft aufstachelten und jetzt die gleiche Lösung im Kriegen gegen uns ausgeben. Und es soll anerkannt werden, daß diese jugendlichen Schwärmer und Schreier im russischen Heere noch imstande gewesen sind, den unwissenden Bauern durch die Wortfäulung, wir Deutsche drohten ihm, durch Wiedereinsetzung des Zaren den ersehnten Acker wegzunehmen, von neuem in die Schlacht zu treiben. Freilich ist auch diese Schlacht wie immer bisher für den Russen zur Niederlage geworden. Unsere Siegesberichte aus Galizien und der Bukowina sprechen eine berebete Sprache. Den revolutionären jungen russischen Leutnant, der zugleich als wichtiges Komiteemitglied unter Umständen wenn das nämlich überhaupt noch möglich ist

keine Leute besser zusammenhält, als der kommandierende General, wird vermutlich auch die neueste Niederlage noch nicht irre machen, denn auch er treibt Politik auf eigene Faust, fühlt sich als Herrscher in seinem Reiche und hat das einzige Streben, das ihn dabei innig mit Kerensti verbindet, wie jener die Republik zu retten. Deswegen hält der revolutionäre Offizier zum Diktator, und dieser wiederum ist jenes Förderer und Beschützer. Der Weg aber, auf dem die vielen Revolutionsführer in Uniform die Republik sich erhalten können, ist klar vorgezeichnet: sie müssen sich durch das Heer als dessen Vertreter in die konstituierende Versammlung wählen lassen. Gingen erst die bewaffneten Massen in die Heimatdörfer zurück, so würden damit zugleich die geistigen Leibgarbisten Kerenstis ihre Wähler verlieren. Das darf nicht geschehen, und deshalb wird der Krieg zur Stunde noch fortgeführt.

Uns aber braucht deswegen keine neue Sorge zu erfüllen. Denn hinter dem russischen Heer steht als fürchterliches Geheiß der Kampf aller gegen alle, der bald aus jeder Stadt eine Sonderrepublik machen will und dessen treuer Gefolgsmann der Hunger ist. Das ist auch der Grund, weshalb die russische provisorische Regierung mit allen Mitteln die Einberufung der konstituierenden Versammlung zu beschleunigen sucht. Die Unruhen wachsen, und damit zugleich droht erneut die Gefahr der Reaktion. Uns kann es ja im Grunde gleich sein, wer in Rußland regiert, wenn sich nur überhaupt eine Regierung bildet, die nicht gelähmt wird, sondern selbst das Schicksal des Landes leitet. Dieser Tag ist aller Wahrscheinlichkeit nach nahe genug, und er wird uns den Frieden bringen



Drechselmaschine auf den Getreidefeldern des Kronutes Segarcea in voller Tätigkeit.



Erntearbeiten auf einem Weizenfelde.



Schneiderinnen in einem Weizenfelde. Aufnahmen des Bild- und Filmamts.

Fernes Gesecht

Der Melzer vom ersten Zug kommt herein: „Ganz links ist Warm. Drei rote Augen bis jetzt.“

Ich trete ins Freie.

Kein Laut. Windstill. Nur steht die Nacht auf der schlafenden Erde. Die Gestirne über mir funkeln groß und nah. Im Graben blicken die Wachen über die Brustwehr, feindwärts. Ich gleite hinter ihnen vorbei — keiner regt sich. Steinerne Bilder im Dom.

Das Frontstück des ersten Zuges schneidet über eine Höhe am H. aufsteigen seh' ich, wie weit in der Ferne, in der Verlängerung meines Abschnittes, ein rotes Licht in der Luft erleuchtet, steigt, schwebend stehen bleibt und in Funken zerfällt. Nach einer Weile noch eins. Und wieder eins. Aber kein Laut, kein Schuß. Oben wartet der Zugführer; gerührt, sagt seine Meldung. Wir sehen den Lichtern zu. Rote Lichter rufen: „Gefahr!“ Sie mehrten sich, folgten schneller aufeinander. Ich sah, daß die Melzer zurück und lasse die Ruhenden aus den Unterständen treten. Bereit sein ist alles.

„Bei den F... ern wirds wieder was legen!“ meint der Zugführer. „Ja“, sag ich, „das Schwalbennest ärgert den Melzer.“ Das Schwalbennest ist ein weit gegen den Gegner vorspringendes Grabenstück beim Nachbarregiment. Eine Bataillonsbreite liegt zwischen uns und dort. Seit Wochen nährt sich der Feind, das vorwiegige Stück durch Überumpfung zu kappen. Aber er hat kein Glück, bis jetzt nicht. Die F... er sind wohl auf der Hut. Ohne Zweifel: jetzt stehen sie wie eine Mauer bei den Gewehren, Finger am Abzug.

Da knallt's. Zwölf oder zwanzig Schuß etwa, blitzschnell hintereinander. Dann wieder Stille. Sekunden schleichen zur Minute. Warten und Stören, — atembeklemmend, an den Nerven zerrend. Und dann, mit einem Schlage, als hätte jemand auf den Knopf gedrückt: Maschinengewehr der Infanterie. Als brodelte Metallbrei in einem Riesenteller über der Haut von Holzstoßen. Und Bündel von Lichtern in der Luft, Garben von Leuchtraketten, weiße und rote, Garben und Garben. Surrend klappern die Maschinengewehre...

Da steigt in den Glanz des roten und weißen Gefunkels ein grüner greller Punkt hinein, ein zweiter — und dritter. Artilleriesignale. Und krachend fährt ein Donnererschlag in das Köchen des Geschützfeuers. Dann nimmt das Schicksal seinen Lauf. — Der Schuß der Erde reißt auf und speit die Hölle hoch gegen den Himmel in die Nacht empor. Die Atmosphäre lodert von den Flammenblitzen der Geschosse. Ein Baum wie der Zusammenbruch aller Dinge. Natur, wie klein sind seine Gewitter gegen diese brüllende Nacht, von Menschen erkornen wider Menschen. Kanonen Donner? O nein, das sind die Paukenwirbel des letzten Gerichts, wenn der Richter das Schwert gesenkt hat: „Gerichtet und verdammt!“

Eine Viertelstunde oder wenig länger nur rast das Gedörs. Dann kurzes Abklingen. Und jäh wie er kam — ist der Spurt verloschen und verstummt. Die Nacht steht klar und ruhig auf der schlafenden Erde. Groß und nah funkeln die Gestirne über uns. Wir steigen hinauf in den Graben, und jeder geht auf seinen Platz. Aber auf unsen Seelen lastet's, lange noch, wie der Nachhall des Unheils, das kam und ging, wer weiß: woher und wohin? —

Der frohe Mensch.

Wo er hinkam, ging Fröhlichkeit von ihm aus. Nein, das sagt nicht genug. Es war mehr. Er machte froh. Er hatte Heiterkeit, die zugleich Kraft war und Zuversicht und unbedingte Entschlossenheit. Das zusammengekommen zwang er, ohne es zu wollen, in jeden hinein, mit dem er zu tun hatte. Er war verwundet gewesen, geheilt und wieder zur Front gekommen. Ich kannte ihn noch nicht. Aber wer von ihm sprach, dem erhellte sich das Gesicht, und er sagte: „Solch ein froher Mensch!“

Eines Morgens trafen wir uns. Bei frühem Tage kam er durch den Graben, seine Maschinengewehre zu besichtigen. Er führte als junger Hauptmann unsere M. G. Kompanie. Jemand hinter mir rief mich an, fest und klingend: „n. Morgen auch!“ Ich wendete mich, sah ihm ins Gesicht und wußte: das ist er. Ein paar Blide lang prüften wir einander, dann Händeschütteln, rasch und herzlich.

Er lachte wie der junge Siegfried. Die starke Schönheit lag ihm dabei auf Mund und Augen, der strahlende Glanz seiner unendlichen Lust am Leben. Und noch etwas: Güte. Bruderinn. Freundeswert. Und Tapferkeit, über jedes Hindernis hinweg.

Ich sah ihn im Kameradentreife, in sonnigen und dunklen Stunden. Ich sah ihn, wie er junge Offiziere zum edelsten Beruf heranbildete, bei uns an der Front. Ich sah ihn im Trübel von Gesechten. Und fand kein anderes Gefühl zu ihm, als: „welch ein froher Mensch!“

In den Kämpfen des letzten Sommers, am gleichen Tag

und auf dem gleichen Schlachtfeld, wo ich verwundet wurde, ist er gefallen. Aber — wie fiel er! Wie!

Tage und Nächte lang lagen wir schon im Gesecht, fast ohne Unterbrechung. Wir hatten den Gegner geworfen und konnten nun nicht mehr Halt machen; er mußte in einem Atem zurückgedrückt werden, unaufhörlich zurück, über eine Stellung nach der andern hinweg. Das kostete Verluste, eine gute Menge. Auch der Führer des ersten Bataillons wurde verwundet weggetragen. Da sprang er an seine Stelle. Mitten in den stürmenden Angriff des Regiments hinein sprang er wie in ein rauschendes Bad. Und stieß vorwärts wie ein Pfeil. Es ging ihm alles gar nicht schnell genug, nicht kühn und unwiderstehlich genug. Das Bataillon folgte ihm mit beispielloser Tapferkeit, aber — er war zu rasch. Das Augenmaß verließ ihn diesmal. Die Leute konnten ihm nicht nachkommen. Die Geschwindigkeitsgrenze einer Masse ist eine andere als die des Einzelnen.

So war er bald — allein. Weit vor der stürmenden Front allein. Was kommen mußte, kam nun, mit jähem Überstürzung. Er sah sich auf einmal mitten drin in einem Knäuel von Rüssen. Schlag um sich wie ein Feld. Und fiel.

Am Abend, nach gewonnenem Siege, fanden sie seine Leiche. Rumpf und Glieder waren fast unverleht. Aber sein Kopf, sein Gesicht war zertrümmert, zerfetzt, zerquetscht, zertreten, zertrampelt bis zur formlosen, unkenntlichen, blutigen Masse. Kein Zweifel: der blühhafte Trotz seines Rachens, der Stahl seiner Augen, der blendende Glanz seines lächelnden Gesichtes hatte die feige Wut der Russen bis zur gemeinen Wut gereizt und gestachelt. Unter den Tritten ihrer Nagelstiefel verging und verzuckte so allmählich die prangende Zier eines jungen, wundervollen Lebens.

Solch ein froher Mensch!

Der Lindwurm.

Ich frage meine Leute, ob sie von Fafner gehört hätten. Einige, wie es scheint, haben eine Vorstellung von ihm, aber an eine Antwort trauten sie sich doch nicht ran. „Na“, sag ich, „aber den Lindwurm kennt ihr doch?“ „Jawoll, Herr Leutnant“, ruft Einer, „meine Schwefel hat'n gehabt.“ Er meint den Bandwurm. Aber die meisten wissens doch: Der Drache, den Siegfried erschlug.

„Woht ihr ihn sehen?“ Sie lachen mich mit breiten Gesichtern an, gewissermaßen so: auf den Baum kriechen wir nicht, Freundchen. Ich stell' ihnen manchmal gern eine Falle und freu' mich, wenn sie hineintapern. Aber diesmal ist's mir Ernst. „Zwei Kilometer Luftlinie hinter uns im Walde wohnt er; bei nächster Gelegenheit führ' ich euch hin.“

Tief im Tannenwald ist eine Schlucht, am Rande einer Lichtung. In der Schlucht, seitwärts sich einbohrend, eine grauliche Höhle. Darin haust das Ungeheuer. Auf einer kreisrunden großmächtigen Betonplatte tanzt der schwere, gedrungene Leib; den langen, schlanken, graugrün glänzenden Hals streckt es durch eine Öffnung oben in der Höhlenwand und wittert mit dem Rachen gegen den Himmel.

Es ist ein Schiffsgeschütz. Ein Langrohr mit 15 cm Kaliber. Von seiner Lagerstätte aus bespielt es... mit Granaten, sechzehn Kilometer weit.

Wir haben Glück; ein deutscher Flieger steht über der Festung, beobachtet und lenkt das Feuer durch Funktspruch. Rätselvolle Vorgänge. Es ist nichts zu sehen als das Antlitz mit seinen Wächtern, grüne Tannenwipfel und blaue Luft darüber. Aus dieser Luft flattern unsichtbare Boten herbei und bringen die Befehle, geheimnisvolle Formeln und Zahlen. Ein Mann steht am Geschütz und dreht eine winzige Scheibe. Dreht er sie rechts, so gilt der Schuß dem Bahnhof; dreht er links, der Brücke; stellt er sie nochmals, so trifft's das Munitionsmagazin in der Vorstadt.

Zur Seite stehen die Geschosse aufgereiht, schlank, bronzegolden, spiegelblank. Zwei Leute schieben eins davon in den offenen Leib des Fabelwurm, schließen mit leichter Handbewegung die schwere Verschlußkappe. Daran hängt ein dünnes Seil. Einer greift es, tritt ein paar Schritte zurück und wartet. Von irgendwoher fliegt das Kommando „Schuß!“ herab. Ein schwacher Ruck am Seil: — das Tier zuckt auf, rasch und ätzend, brüllt einen schrecklichen Wuschrei; breit, glänzend schießt ein Feuerstrom ihm aus dem Rachen, alles im Luftdruck mit sich reißend, was in der Nähe ist: Erdklumpen, Steine, Strauchwerk, Baumäste. Dann liegt es wieder still. Und heulend schraubt sich die Granate durch die Blüte, eine lange, lange, unsichtbare Reife. — Klüßlich schweigt das Heulen und Schrauben. Kein Krach, kein Einschlag. Aber nach Sekunden ein Funktspruch aus der leeren Luft: „Treffer!“

Wie sinnverwirrend das ist. Wie abseits jeder greifbaren, glaubhaften Wahrscheinlichkeit. Wie fagenhaft dunkel.

Ja. Tage später noch finden wir's: die Sage von Siegfried und dem Lindwurm muß neu gedacht werden.



Nachtpatrouille deutscher Infanterie auf dem Scheldesee. Aufnahme des Bild- und Film-Amis.

Der Sanitätshund als Führer von erblindeten Feldgrauen. Von Dr. Th. Zell.

Für unsere tapferen Feldgrauen, die im Kampfe gegen die feindliche Übermacht den Gebrauch ihrer Glieder oder Sinne eingebüßt haben, kann nicht genug getan werden. Ganz besonders gilt das für jene Kriegsbeschädigten, die „das Licht des Auges, die edle Himmelsgabe“, verloren haben. Bei dem Nachgrübeln, gerade diesen schwer Betroffenen zu helfen, ist man auf die Abichtung der Sanitätshunde zu ihren Führern verfallen.

Es ist mir der Brief eines erblindeten Hauptmanns zur Verfügung gestellt worden, der sich, wie auch andere Erblindete, mit den Leistungen seines Hundes zufrieden erklärt. Da die Erfahrung die allein maßgebende Instanz ist, so hat sich also der neue Grundgedanke bewährt. Durchaus verfehlt wäre es jedoch, in dressierten Sanitätshunden ein Universalhilfsmittel für erblindete Feldgrauen zu erblicken. Solche über-schwengliche Vorstellungen kann man nicht eindringlich genug bekämpfen. Nur ein Hundefreund oder wenigstens ein Tierfreund wird sich mit Nutzen eines vierbeinigen Führers bedienen.

Als Tierfreund oder Tierfeind wird man wohl geboren, da es schließlich auf gewisse Grundanschauungen ankommt. Belehrung kann wohl etwas, aber nicht allzuviel ausrichten. Nur ein wahrer Tierfreund kann sich in die Gefühle eines Tieres hineinwerfen und versteht, daß es ebenfalls ein Geschöpf mit allerlei Wünschen ist, auf die man Rücksicht nehmen muß.

In Übereinstimmung mit diesem Ergebnis steht die Auskunft, die die zuständige Stelle die Güte hatte, mir auf meine Anfrage zuteil werden zu lassen. Es heißt hier: „Eine Reihe von Kriegseingesessenen haben wir hier bereits mit Hunden, die diesen als Führer dienen, ausgebildet. Zunächst wird der Hund von einem sehenden Abtrichter angeleitet und ausgebildet, und wenn die Abtrichtung fertig ist, bekommt der Blinde unter Leitung des Dressurleiters den Hund in die Hand. Die Blinden, denen wir bisher Hunde übergeben haben, sind sehr glücklich darüber, bis auf zwei Blinde, die aus Berlin kamen und auch nach Berlin zurückkehrten, die aber beide keine richtige Liebe und kein richtiges Verständnis für Hunde hatten. Letzteres scheint doch wohl dazu zu gehören. Zwei andere Kriegseingesessene, ein ehemaliger Förster und der Vorsteher eines Rechtsanwalts-Bureaus, schreiben aber ganz außerordentlich entzückt aus der Heimat. Wir haben sie hier mit den Hunden ausgebildet und nach etwa achtwöchiger Ausbildungszeit wurden sie mit ihren Hunden in die Heimat entlassen. Die Hauptsache liegt unter anderem bei den Kriegseingesessenen auf die Tatsache, daß der Hund den Blinden ein Freund und Beschützer ist und ihnen in den kleinen Handreichungen viel nützen kann.“

Zunächst erhebt sich die Frage, welche Rasse am besten zum Blindenführer paßt. Aus seiner praktischen Erfahrung äußert sich der erwähnte Hauptmann folgendermaßen: „Als Rasse halte ich den deutschen Schäferhund bei weitem am geeignetsten. Er ist ruhig, stark, hat Nase und ist kein Stromer oder Hundebesitzer. Im Walle als Wollzieher oder Wollschneider bekannt, wirkt allein seine Gegenwart schon beruhigend. Besonders letzteres fällt beim Fudel, der doch mehr als gelehriger Spielhund bekannt ist, fort. Auch habe ich zu der Nase des Pudels kein richtiges Vertrauen, und selbstamerweil wird er meist von allen anderen Hunderasen gebissen. Er ist unter seinen vierfüßigen Genossen wenig beliebt.“

Hierzu seien folgende Bemerkungen gestattet.

Die Nase des Pudels wird ohne Grund angezweifelt. Geheimrat Ströde, eine anerkannte Autorität, hat sich über den Fudel als Jagdhund sehr günstig geäußert. Die Züchtung von Fudelpointern wäre andernfalls ganz unverständlich.

Den Haß der anderen Hunde gegen den Fudel hat bereits Scheitlin vor siebzig Jahren hervorgehoben: „Andere Hunde scheint der Fudel zu hassen oder sie ihn, wahrscheinlich weil sie ihn als einen besonderen Menschenfreund und Vorgezogenen nicht leiden mögen.“

Die Begründung des Hasses der anderen Hunde gegen den Fudel, wie sie Scheitlin gibt, halte ich nicht ganz für zutreffend; doch würde die Erörterung zu weit führen.

Sodann käme das Geschlecht in Frage, ob man einen Rüden oder eine Hündin wählen soll.

Unser Gewährsmann schreibt: „Im Geschlecht würde ich der Hündin den Vorzug geben. Sie ist anhänglicher, besonders im Freien, kümmert sich nicht um andere Hunde und Laternenpfähle...“

„Abgesehen hiervon ist die Hündin als Blindenführerin deshalb geeigneter, weil der Rüde zu den sogenannten schlechten Wächern in der Tierwelt gehört. Unter regelmäßigen Verhältnissen kümmert er sich nicht um seine Jungen. Das Betreten von hilflosen Geschöpfen liegt also nicht in seiner Natur, was sehr wesentlich ist. Bei der Hündin liegt die Sache umgekehrt.“

Damit der Sanitätshund als Blindenführer die gewünschten Leistungen vollbringt, muß er dressiert sein. Über Einzelheiten der Dressur kann man natürlich verschiedener Ansicht sein.

Um den Blinden auf Hindernisse aufmerksam zu machen, dressiert man den Hund, sich hinzusetzen, sobald solche auftauchen. Unser Hauptmann hält das für überflüssig, weil schon das bloße Stehenbleiben des Hundes genügt, um den Blinden zum Abtasten zu veranlassen. Ebenso kann er sich für die besondere Dressur, einen bestimmten Ort auf Kennwort zu erreichen, nicht erwärmen. Unser Gewährsmann macht dagegen geltend, daß der Blinde doch wissen, wo er gehe. Er braucht also erst kurz vor dem Hause, das er erreichen will, den Hund mit langer Leine voranlaufen zu lassen.

Ein höchst wichtiger Punkt, der hierhin gehört, ist die Frage, ob der Hund den Blinden über den Fahrdramm führen kann. Der Verein glaubt das durch Dressur erreichen zu können. Tatsächlich haben auch bei der Fortführung in Oldenburg einzelne Hunde diese Leistung vollbracht.

Bei der Wichtigkeit der Streitfrage ist die Ansicht unseres Praktikanten von ganz besonderer Bedeutung. Er sagt: „Mit der Absicht, den Hund für ein gefahrloses Überspringen von Straßen zu dressieren, kann ich mich nicht befremden. Auch die angeführten Beispiele für ein in dieser Beziehung kluges Benehmen unserer vierbeinigen Freunde können mich nicht umstimmen. Jeder Klaffer, der einmal Bekanntschaft mit der Peitsche eines Kutschers gemacht hat, sieht sich beim Überspringen des Damms nach Wagen um. Hier muß der Blinde sich auf sein Gehör und auf seine Mitmenschen verlassen. Überschreitet der Blinde die Straße und kommt in Gefahr, überfahren zu werden, so wird der Hund dahin springen, wo er in Sicherheit kommt. Die Überlegung, dorthin zu springen, wo auch sein Herr in Sicherheit kommt, kann wohl kaum einem Hunde anvertraut werden. Wenn der Hund besonders als Blindenführer auftritt, werden sich immer hilfsbereite Mit-

menschen finden, die dem wartenden Blinden zurufen, sobald die Straße frei ist. Für alle derartigen Hilfeleistungen ist die Erkennbarkeit des Blindenhundes gar sehr erwünscht. Wenn der Blinde auch im Fragen nicht scheitern darf, so ist es ihm doch oft lieber, wenn die Hilfe von allein in unauffälliger Weise ihm zuteil wird.

Auf Grund der von mir angestellten Versuche muß ich der Ansicht des Hauptmanns zustimmen. Die Tatsache, daß in einer ruhigen Stadt zu Kriegzeiten, wo Autos kaum fahren, Blinde durch Hunde über die Straße geführt werden, ist hoch erfreulich, kann aber für Friedenszeiten, wo Autos wiederum auf der einsamen Landstraße rasen, nicht maßgebend sein. Ich habe mich davon überzeugt, daß beim langjamten Überschreiten einer Straße ein Auto sich inzwischen aus einer Entfernung nähern kann, bei der es selbst bei freiem Ausblick vom Hunde nicht immer vorher wahrgenommen werden kann. In Stellen, wo die Straße Biegungen macht, muß selbst ein Sehender vorsichtig sein.

Solche Fragen, bei denen man verschiedener Ansicht sein kann, gibt es natürlich eine ganze Menge. Die Praxis wird im Laufe der Zeit einen gewissen Ausgleich herbeiführen.

Kein Streit jedoch kann darüber herrschen, daß Leinenführigkeit verlangt werden muß. „In der Leinenführigkeit“, heißt es, „muß der Hund erzogen sein, neben dem Herrn, Kopf am Fuß, vor allem aber auch dazu erzogen sein, vor dem Herrn herzugehen. Da der Blinde in der rechten Hand den Stock zum Fahren hat, so geht der Hund an der linken Seite. Geht der Hund bei Fuß, so muß er auf Kommando: Vor! so weit vorgehen, daß sein Hinterbein in Höhe des Fußes ist. Jetzt muß der Hund auch daran gewöhnt werden, daß der Blinde unmittelbar hinter ihm hergeht. Für den Blinden ist es angenehm, wenn der Hund scharf vorwärts geht und nicht bei dem kleinsten Anzeichen der Leine nach hinten stehen bleibt. Er muß also an Zug gewöhnt sein. Es ist daher wohl praktischer, die Führleine am Brustgeschirr zu befestigen und nicht am Hals, wo die Dressurorallen hängen.“

Als besondere Wünsche äußert der blinde Offizier noch: Apportieren, Ablegelaufen und Lautwerden auf Kommando.

„Mit dem Hunde kann nicht fleißig genug das Apportieren geübt werden. Er muß Postkarten, Geldstücke, Krugentümpfe, besonders aber auch Schlüssel anbringen. Letzteres wollen die Hunde bekanntlich sehr ungern. Papier darf er nicht fressen. Gelingt es ihm nicht, z. B. Geldstücke aufzunehmen, so merkt der Blinde doch, wo es liegt.“ Es ist einleuchtend, daß der Hund gerade durch Apportieren dem Blinden unerlässliche Dienste leisten kann. Nicht nur im Zimmer, auch auf der Straße kann ihm etwas Wertvolles entfallen und davonrollen.

Daß Hunde Schlüssel nicht gern apportieren, liegt daran, weil sie instinktiv wissen, daß eiserne Gegenstände für ihre Zähne nicht vorteilhaft sind.

Das Ablegelaufen ist überall da von Wert, wo Hunde nicht mitgenommen werden dürfen, z. B. bei öffentlichen Dienstgebäuden, Badeanstalten u. dgl.

Hat ein Hund etwas apportieren sollen und kommt leer zurück, so sehen wir die Ergebnislosigkeit des Suchens sofort. Dem Blinden muß sie durch Lautgeben auf Kommando gemeldet werden, das sich überhaupt in vielen Fällen als wertvoll erweist.

Wie man sieht, wird vom Sanitätshunde als Blindenführer eine ganze Menge verlangt. Doch sind solche Forderungen unbedenklich, solange sie mit der Natur des Tieres im Einklang stehen. Im übrigen muß die Grundregel gelten: Man soll vom Hunde nicht zu viel und vom Blinden nicht zu wenig verlangen. Gerade diese Regel wird von unserm Gewährsmann mit Recht immer wieder betont. Trotzdem würde der bestreueste Hund in der Hand eines erblindeten Tierfreundes und Tierkenners in seinen Leistungen erheblich beeinträchtigt werden, falls das Publikum nicht die Blindenhunde unterstützt.

Zur Belehrung auf diesem Gebiete sind in erster Linie die Zeitungen berufen, die ein gutes Werk vollbringen, wenn sie hierfür wirken. Dem Publikum muß immer wieder klargemacht werden, daß es nur eine Dankeschuld erfüllt, wenn es dem erblindeten Feldgrauen hilft.

Zu den Grundregeln, die dem Publikum immer wieder gepredigt werden müssen, gehören beispielsweise folgende: 1. Füttere den Blindenhund niemals! Es macht dem menschlichen Herzen alle Ehre, wenn er einen Unglücklichen dadurch erfreuen will, daß er seinen Hund füttert. Aber es ist grundsätzlich falsch. Der Hund wird dadurch von seinen Pflichten abgelenkt. Kein Hundebesitzer sieht es überdies gern, daß sein Hund von fremden Leuten gefüttert wird.

2. Hilf dem Blinden, wo du kannst, über den Straßen-damm! Selbst mit Hilfe des Blindenhundes ist es, wie wir vorhin auseinanderlegten, dem Feldgrauen nicht möglich, ohne Gefahr einen Damm zu überschreiten.

Für Hundebesitzer gilt insbesondere die Regel: 3. Halte deinen Hund fest, sobald du merkst, daß ein Blindenhund

kommt! Jeder Hund wird durch einen andern abgelenkt. Der sehende Hundebesitzer kann fremde Hunde abwehren. Der erblindete ist dazu nicht imstande. Da Blindenhunde meistens Hündinnen sein werden, so würden ärgerliche Ausfälle entstehen, falls sie von frei umherlaufenden Rüden belästigt würden. — Für Behörden wäre der Wunsch am Platze, daß sie gegen Blindenhunde mögliche Nachsicht walten lassen; so bei Beförderung in Eisenbahnen u. dgl.

Damit der Blindenhund möglichst schnell dem Publikum erkennbar sei, wäre es vielleicht angebracht, daß er ein amtliches Abzeichen und eine Glocke trägt. Dann würden sofort alle Menschen wissen, daß ein solcher naht. Namentlich könnten die Hundebesitzer bei Zeiten ihre Hunde festhalten. Für den Blinden selbst hätte die Glocke ebenfalls großen Vorteil.

Vorhin bezweifelte ich, daß ein Hund die Überlegung befähigt, bei Gefahr mit seinem Herrn dahin zu eilen, wo auch sein Herr in Sicherheit ist. Wie berechtigt mein Zweifel ist, dürfte aus folgenden Umständen hervorgehen.

Bei Hunden, deren Herren taub waren, habe ich gesehen, daß sie auf das Bellen fast gänzlich verzichteten und ihren Gebieter durch Anstoßen mit der Nase, Zupfen an der Kleidung u. dgl. auf irgend etwas aufmerksam machten.

Ob man daraus den Schluß ziehen darf, der Hund verzichte aus Überlegung auf das Bellen, scheint mir bedenklich zu sein. Der Hund weiß eben aus Erfahrung, daß er mit dem Bellen nichts erreicht, und deshalb läßt er es.

Der Blindenhund weiß wohl, daß sein Herr der Hilfe bedarf. Zwar behaupten viele als etwas Selbstverständliches, daß der Hund auch weiß, daß sein Herr blind ist. Ist das wirklich so selbstverständlich? Ein untrüglicher Beweis dafür wäre entschieden, daß ein Blindenhund, der mit seinem Herrn allein ist, niemals mit dem Schwanz wedelt. Aber diesen Punkt habe ich trotz aller Bemühungen keine Klarheit erreichen können.

Daß Hunde von Tauben und Blinden ein richtiges Verständnis für das Wesen des Gebrechens ihres Herrn besitzen, scheint hiernach nicht einwandfrei festzustellen. Ein solches Verständnis wäre jedoch unerlässliche Voraussetzung, falls der Hund seinen Herrn in gefährlichen Lagen retten soll.

Von Affen hat mir ein alter Bekannter, der ein ausgezeichneter Tierbeobachter ist, Fälle erzählt, woraus hervorgeht, daß sie für das Gebrechen der Blindheit Verständnis besitzen. Mein Gewährsmann war viele Jahre in Südwest-Afrika und hielt auf seiner Farm häufig Affen. Ein blinder Neger, der sich mit seinem Stock zurechtzufinden suchte, wurde z. B. von einem zahmen Pavian am Arm gefaßt und nach der Tür des Landhauses geführt.

Kennzeichnend für den Charakter des Affen ist folgender Vorfall. Der Pavian hatte dumme Streiche verübt und war an die Kette gelegt worden. Zufälligerweise kam der blinde Neger wieder zur Farm. Der Affe geleitete den Mann, der bei ihm vorbei mußte, ein Stück. Als ihn jedoch die Kette plötzlich festhielt, wurde er wütend und biß den Blinden ganz erheblich.

Der Affe hat für die Blindheit des Menschen nicht nur größeres Verständnis als der Hund, weil er klüger ist, sondern auch deshalb, weil er wie der Mensch ein Augentier ist. In erster Linie richtet er sich nach den Augen, nicht wie der Hund nach der Nase. Zwar ist beim Schäferhund das Auge besser als bei anderen Rassen, trotzdem ist sein Grundsinne der Geruch.

Während manche Blindenlehrer die Einführung der Blindenhunde freudig begrüßen, haben andere das Bedenken, daß durch den Hund der Blinde um seine Selbstständigkeit gebracht wird. Dieses Bedenken kann ich in keiner Weise teilen. Gewiß, der Hund erleichtert dem Blinden das Dasein und soll es auch. Jedes Hilfsmittel hat den Nachteil, daß es den Besitzer verwöhnt. Trotzdem denkt kein Mensch daran, aus diesem Grunde auf Hilfsmittel zu verzichten.

Hierzu abgesehen, wird die Anzahl der Blinden, die sich tierischer Hilfe bedienen, ziemlich beschränkt sein. Es scheiden zunächst alle aus, die für Hunde kein Verständnis oder keine Zuneigung zu ihnen haben. Sodann hat das Fahren von Hunden in Großstädten soviel Nachteile, daß selbst fanatische Hundefreunde ihren Hausgenossen abschaffen. Der Hund führt sich gesundheitlich auf dem Stadtpflaster nicht wohl. Auf dem Lande merkt man z. B. vom Haare der Hunde wenig. In der Großstadt dauert es wochenlang und zwingt den Besitzer oder seine Bedienung, stundenlang sich mit dem Entfernen der Haare aus der Kleidung zu beschäftigen.

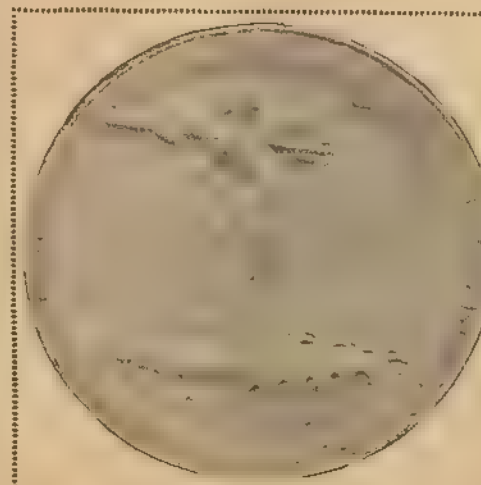
Bisher habe ich weder in Berlin noch auf dem Lande, wo die Verhältnisse viel günstiger für die Leistungen des Hundes liegen, niemals einen Blindenhund kennen gelernt, obwohl es dort auch verschiedene Blinde gab.

Vielleicht ändert sich das, wenn erst das Publikum über die Hilfe, die es den Blinden schuldet, genügend aufgeklärt ist. Um zu dieser Aufklärung mitzuwirken, sind die vorstehenden Zeilen niedergeschrieben. Ich würde mich von Herzen freuen, wenn sie dazu ein wenig beitragen würden.

Eine neue U-Boot-Beute.

„Die deutsche Flotte wird wenige Wochen nach Kriegsbeginn von der See verschwunden sein; entweder werden ihre Schiffe auf dem Meeresgrund liegen, oder sie werden im Triumph eingeschleppt sein in einen englischen Hafen“ das war bei unsern „Bettern“ jenseits des Kanals vor dem Weltkriege die feste Überzeugung. Aber diese Überzeugung hat nicht lange vorgehalten. Die Taten unserer Kreuzer „Emden“, „Karlsruhe“, „Königsberg“, „Dresden“, „Möwe“ gaben zu denken, und die für uns so herrlich ausgegangene Seeschlacht vor dem Stagerrak ließ unsere Feinde benruhigt aufblicken. Über

Wat, Scham und Furcht überfallen den Engländer, wenn er an Deutschlands U-Boote denkt, die verabscheuungswürdige Wasserpest, die ernsthaft an der Seeherrschaft des meergewaltigen Albion rüttelt. Gar nicht zu reden von den vielen Hunderten von Handelsdampfern, die vernichtet worden sind; aber die Torpedierung von stark bewehrten Schlacht-



Schamünze auf Kapitänleutnant Otto Steinbrind. Von Ottmar Obermaier.

kreuzern und Großkampfschiffen geht ihm auf die Nerven. Was war das für ein Schlag, als am 22. September 1914 in einer Stunde drei mächtige Panzerkreuzer, „Aboukir“, „Sogue“ und „Cressy“, vor Goet van Holland versenkt wurden, oder als vor den Dardanellen „Triumph“ und „Majestic“ in den Fluten versanken! Und unangenehm war es jedesmal, wenn auch nur ein großes Schiff von einem deutschen U-Boot abgeschossen wurde. Den letzten schönen Erfolg dieser Art hatten wir in den letzten Tagen des dritten Kriegsjahres zu verzeichnen. Eines unserer Unterseeboote, das unter dem Befehl des Kapitänleutnants Steinbrind steht,

versenkte im englischen Kanal einen großen englischen Kreuzer der „Diadem“-Klasse, der in Begleitung einer großen Anzahl von Zerstörern auf der Fahrt war. Die „Diadem“-Kreuzer sind höchst stattliche Kriegsschiffe mit vier Schornsteinen, 133 Meter lang, verdrängen 11 200 Tonnen Wasser und tragen im Frieden schon eine Besatzung von 680 Mann. Welch Jubel wird das kleine U-Boot durchbraut haben, als nach dem Abschuß des Torpedos eine furchtbare Detonation ankündigte, daß der Feind getroffen war! Heil unseren wackeren Helden vom U-Boot! — Kapitänleutnant Otto Steinbrind ist

im Jahre 1888 in Poppelstadt als Sohn eines Realgymnasialprofessors geboren. Mit 19 Jahren trat er in die Marine ein, wurde 1908 Fähnrich und 1910 Leutnant zur See. Seit 1912 befindet er sich im Torpedo- und Unterseebootsdienst. Otto Steinbrind ist einer unserer erfolgreichsten U-Boot-Kommandanten; gelang es ihm doch im Winter 1916 auf einer einzigen Streife

seindliche Schiffe zu versenken. Die schöne Medaille mit seinem Bildnis, die wir unseren Lesern zeigen, ist die Schöpfung eines im Felde stehenden Künstlers, des Münchener Ottomar Obermaier.

Schon vor dem Kriege sind Arbeiten dieses tüchtigen Mannes mehrfach ausgezeichnet worden; auch dies neueste Werk zeugt von technisch wie gedanklich gleich vortrefflicher Durchdringung des Stofflichen, und die Schärfe und Entschlossenheit des markanten Männerkopfes gereicht ebenso wie die frische, meerrumhauchte Bewegung des allegorischen Wurmris der Rückseite dem jungen Meister zu hoher Ehre.



General Graf Bothmer, der Führer der siegreichen deutschen Südarmerie in Ostgalizien. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Vom Wirtschaftsleben nach dem Kriege. Von Luise Koppen.

Es ist nicht verneinbar, in dieser Zeit, wo nicht nur die gewöhnlichen Tauben, die ja wohl mal so irgendwo den Leuten gleich gebraten sind, sondern insbesondere auch die Friedenstauben in Höfen geschichtet sind, die wir Menschen nicht erschauen können, wagen zu wachen, von Zeiten zu sprechen, die nach dem Schusse des Völkerringens beginnen?

Und doch — so sicher wir wissen, daß hinter der schwärzesten Wolkenschwand die strahlende Sonne, das klare Firmament steht, so bestimmt wissen wir, daß der Friede irgendwo wartend steht. Wir sehen ihn noch nicht; aber kommen wird er für uns, den Sieg zu seiner Rechten, so wahr der lebt, der einst gesagt hat: „Meinen Bogen hab' ich gesetzt in die Wolken; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gebieten an meinen Bund zwischen mir und euch.“

Auf alles aber was da kommen wird, haben wir uns vorzubereiten — denn bereit sein ist alles. Wir sind hineingeführt worden in diesen Krieg mit rauher Hand, fast von heute auf morgen; eine linde Hand wird, so hoffen wir, uns wieder hinausleiten aus dem Stein und Geröll, aus Graus, Mord und Blut in das Land der Verheißung, denn das wird uns der Frieden sein, auch wenn noch nicht Milch und Honig in ihm fließt.

Wir hatten uns die Sache ja wohl allesamt ein wenig anders gedacht: ein wildes, kurzes Brausen und dann Sieg und Friede. Man braucht durchaus nicht zu den Menschen gehören, die nur von Geld und Prüfungen das Heil für den einzelnen und für die Völker erwarten, die im Glück alsbald den Fallstrich des Bösen erblicken, und man könnte doch sagen, daß vielleicht ein Siegeszug wie der der ersten Monate mit schnellem Siegeschluß uns nur eine scheinbare Wohltat gewesen wäre. Wir haben beten gelernt in jenen ersten Tagen der wunderbaren Erhebung, die je ein Volk erleben durfte, heiß, inbrünstig, begeistert — aber das alte Wort bleibt bestehen: Not lehrt beten, lehrt das tiefgründige Gebet, das Völkern mit dem Gotte Jakobs, das da spricht: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Wir sind durch manche Not gegangen, seit jenen ersten Kriegswochen, seit die Felsen, die unseres Lebens Krone und Freude waren, seit wir merkten, daß siegen und sterben eng verbunden sind. Wir kamen auch von der Fülle der ersten Monate zu einer gewissen Kargheit der Lebensführung, die, während diese Worte geschrieben werden — und das ist vor der Ernte 1916 — wohl schon ihren Höhepunkt überschritten hat. Sie tat uns not, die Kargheit, die sogar in einem Punkte mit einer leichten Entbehrung verbunden war.

Ich will heute nicht das so oft Gesagte wiederholen von der Äppigkeit der gesamten Lebensführung seit 1870, denn Segen und Unsegen liegen da oft sehr eng beisammen. Kunst, Wohlfahrtspflege, Handel und Wandel haben ihren Nutzen davon, der Strom fließt hin und her, und die Summen, welche die Drohnen des Lebens mit offenen Händen ausgeben, dienen den Fleißigen zum Segen, wobei ich hinzufügen möchte, daß ich mich nach der näheren Bekanntschaft dieser Drohnen nicht besonders sehne.

Heute ist das anders. Ich will uns nicht gerade mit dem hungrigen Huhn vergleichen, das ein Korn suchte und lebhaft glucksend beklagte, daß es nur einen Diamant fand, aber es ist Tatsache, daß wir bestimmte Güter, nach denen sich geübte Zungen sehnen, jetzt für Geld und gute Worte überhaupt nicht, andere nur in verminderter Schmachthaftigkeit und Güte haben können. Ja, aus diesen Kleinigkeiten konstruieren wir uns nicht nur Kargheit, sondern herbe Entbehrung, auf deren Ertragen wir verneinen, stolz sein zu dürfen. Wenn wir schärf mit uns ins Gericht gehen, so könnte man beinahe lächeln über solche Torheit. An Entbehrung streift der Mangel an Fett, alles übrige kann man nur als Knappheit bezeichnen. Wie anders gingen unsere Vorfahren in die napoleonischen Kämpfe im Anfang des 19. Jahrhunderts. Sie waren schon blutarm, wo wir vor dem Kriege wohlhabend waren; die Gehälter blieben damals teilweise oder ganz aus, die Grenzen und die Zölle machten die schnelle Zufuhr der Lebensmittel unmöglich. Wir hatten den rücksichtslosen Feind im Lande. — Ja, damals konnte man von Not sprechen, die in die Hütten der Armen drang und vor den Thronen nicht haltmachte. Schwer ist unsere Zeit, aber doch mehr innerlich als äußerlich, und wenn wir ihre strengen Lehren nützen, so wissen sie uns auch viel zu sagen und zu raten für die Zeit nach dem Kriege.

Als England seinen von Herz und Gemüt zeugenden Entschluß kundtat und ihn so viel wie denkbar und möglich war, auch ausführte, ganz Deutschland in ein großes Konzentrationslager zu verwandeln, wozu es ja seine edlen Vorbilder

den Burenkriegen entnehmen konnte, sind viele einsichtige Leute der Ansicht gewesen, daß man mit der Aussicht über die Lebensmittel nicht allzulange hätte warten dürfen. Sie sahen in Deutschland nicht das von den Briten beliebte Konzentrationslager, sondern gewissermaßen ein Haus im Winter, Schnee, zu dem nur wenige Pfade führen, ein Schiff im Meer, dem selten ein Kahn nahen kann. Sie wollten — dem guten Hausvater gleich — eine Übersicht über die Vorräte gewinnen und ein ausreichendes Mindestmaß gewährleisten. Es mag sein, daß wir mit solcher Einteilung und Verteilung zu lange gewartet haben, aber man kann es auch verstehen, daß eine Regierung zögert, durchgreifende, in das freie Privatleben so tief einschneidende Veränderungen einzuführen, ehe sie durchaus dringlich wurden, denn wir müssen uns doch gestehen, daß die so sehr nötigen, alles gleichmachenden Bündel von Karten, die jetzt Lebenswerte in sich bergen, auch manche Blüte der feinen, stillen Nächstenliebe knicken, weil deren Durchführung unmöglich ist, daß sie die edelste Form der Gastlichkeit, das Symptom der inneren und äußeren Menschlichkeit an der Türschwelle beträchtlich erschweren, denn „wenn wir alle gleich reich sind, sind wir alle gleich arm“, sagt Wolke.

Wir aber, die wir den Zeit in einer solchen strengen Verteilung trotz aller Sorgen leben, wenn wir nicht nur den Hunger in das Leben nach dem Kriege einbringen, sondern auch die Entbehrung der Vorräte im Inneren, und das alles unter — Es ist schlimm, daß in Tagen und Wochen aller Völker eine der schwersten Stunden, der Gedanke der Untertung liegt da, ist Karamasch zu vermeiden, nicht das Brot im Kampf, das man im Inneren, und das ist auch ein Gewinn dieser ersten Zeit — die uns die Lebensmittel wir der schenken gelernt: Unser täglich Brot ach uns halt! Und je ein Kind und der alte Mann Brot zu essen, das mit Verzicht, dem Krieg erstat hat? Das ist es ein Brauch, aus Kriegsnot entstanden, daß alte Leute, auch Protestanten, mit dem Brotmesser das Zeichen des Kreuzes über die Hände ziehen, ehe sie das Brot anknicken. „Segne es!“ sagt die Bewegung und: „Segne es!“ sagen auch wir und werden es noch lange sagen.

Die harte Note der Lebensmittelparte hat uns den Wert der kleinen Teile eines Brundes gelehrt. Wir hatten die Brotkarte als ein tägliches Leben im Wogen verkannt, wir jene Zeit, in der die Brotkarte die Not der Not stand, so ist das Brot, das die Brotkarte endlich mit sich bringt, es den Leuten wie Brot zu sein, denn Brot ist Brot, und es ist ein Brot, das man nicht kauft, sondern bekommt. „Brot ist das Leben“, hat ein alter Mann gesagt. „Uns alle und ihr auch hat der Herr die Brotkarte mitgebracht, und es wird noch eine gute Note davon sein, es nur nicht lassen können. Ich kaufe nur ganze Pfunde! Wir haben aber bei diesem strengen Lebensmittel auch gelernt, das Bruchteil einem Ganzen gleichen, wenn es sein muß, wie es die Witwe von Japheth sah in der langen Dürre, die über dem Lande lag, da ihr Mehl im Rad nicht verzehret wurde und dem Elfrug nichts mangelte. Der Elfrug, der nur Tropfen ausgießen darf, anstatt der Gasse der Friedensjahre, ist ja auch uns wie das Mehl zu einem besonderen Symbol geworden. Mehl als Lebensnotwendigkeit. Wasser und Brot erhalten den Menschen, Öl, Fett als Mittel zur Behaglichkeit des Daseins.

Mit einem gewissen Schauer las man früher — denn in den letzten Jahren sind solche Bücher seltener erschienen — Schilderungen des Zukunftsstaates, wie ihn die Sozialisten kommen sahen und selbstamerweise zu erschauen schienen. Mit Grauen denke ich da ganz besonders an ein englisches Buch, dessen Titel mir entfallen ist, und den ich ja leider unter den gegenwärtigen Verhältnissen „drüben“ nicht erfragen kann. Da war nicht nur die Arbeit geregelt bis auf den Glockenschlag, auch die Mahlzeiten, der Inhalt der Kochtöpfe, ja sogar die Kleider in Schnitt und Farbe — letztere einfarbig grau. Dieser Staat — und das haben wohl auch die Sozialisten selbst eingegeben — wird nie kommen, das Ende müßte ja ein Massenelbstmord aus grauer Verzweiflung sein, aber ein Stückchen, einen kleinen Abschnitt eines solchen Gemeinwesens lernen wir jetzt kennen, allerdings mit dem Bewußtsein, daß die Einrichtung auf Zeit und nicht auf Ewigkeit ist und daß der Staat die in diesem Falle hochwillkommene Räumung aussprechen wird, sobald immer die Verhältnisse es gestatten.

Die besitzenden Stände aber haben aus den Beschränkungen der Karten gesehen, daß Geld doch nicht alles verschaffen kann, daß z. B. Butter, Öl und Schmalz in gewissem Sinne jetzt ebenso unbezahlbar sind, wie einzelne berühmte Edelsteine Indiens. Die Arbeiterkreise aber müssen sehen, daß gerade die wichtigsten und ausschlaggebendsten Lebensmittel für sie in derselben Menge vorhanden sind wie für die Reichen,



Stolz weist die Flagge schwarz-weiß-rot. Gemälde von Prof. Hans Bohrdt.
(Große, ebenfalls farbige Eingeladene dieses Bildes für Wandschmuck sind im Verlag von Lehmann & Neumann erschienen.)

daß der Staat, soweit das möglich ist, tatsächlich bis aufs Gramm jeden Menschen gleich bedient. Und wenn Herr Heffnerich sagte: Bei mir ist seit Wochen keine Butter auf dem Tisch, so kann die Rechnung, wenn seine Haushälterin keinen Anteil verlor, wohl stimmen. Jedenfalls hält sich auch unser Kaiserhaus durchaus an die gesetzlichen Bestimmungen der Fleisch- und fettlosen Tage.

Wir aber haben wieder aus all diesen Vorschriften und Beschränkungen die Lehre gezogen, daß nicht nur vor Gott, sondern auch vor dem Staate der Mensch und nicht der Besitz gilt. Wir nehmen in die Zeit nach dem Kriege die Erkenntnis mit, daß jeder unter Umständen darben muß mitten im Überfluß des Geldes, und daß der Arme genug bekommt, auch wenn sein Besitz gering ist. Rechnen wir dazu noch die ja leider für viele Leute ganz neue Erkenntnis, welch ein prachtvoller Kern in dem Volke steckt, das man das niedere zu nennen beliebte, so wird man nicht nur Wertschätzung, sondern Liebe und Dankbarkeit für diese Kreise empfinden. Denn mag die Gleichstellung, die wir durch die Karten für Lebensmittel erfahren, noch so bedeutend sein, wir alle, die zu den sogenannten höheren Schichten gehören, wissen ganz genau, daß sie doch noch härter ringen müssen als wir. Und wenn alles gleich wäre vom Tropfen Milch bis zum Korn Salz — die armen Volksschichten sind doch unter erschwerten Bedingungen in den Kampf gegangen. Unser Besitz an Kleidern und Schuhen, an Wäsche und Hausrat ist ein großer Vorsprung vor denen, die solche Stücke nur anschaffen, wenn die Not kommt. Wir brauchen da noch nicht einmal an die Lebensmittelvorräte zu denken, mit denen man sich — laut besonderer Ermahnung der Verwaltungen im ersten Kriegsjahr — „eindecken“ sollte. Da die gepöfelten Fleischwaren, die trockenen Feigwaren, ja sogar der Reis damals noch nicht allzu teuer waren, so konnten Leute, die über einige hundert Mark verfügten, sich recht ausgiebig versehen, was den Armen doch schlechterdings wegen der Geld- und Wohnungsfrage unmöglich war.

Jetzt freilich ist das Eindecken recht schwierig, um nicht zu sagen, unmöglich geworden, und außerdem nennt man es jetzt gar nicht mehr eindecken, sondern „hamstern“, welches Wort einen recht häßlichen Beigeschmack hat, denn die Hamsterbauten mit ihren vielen Vorräten sind eben nur für den Hamster selbst bestimmt, er hat noch nie das geringste Bedürfnis gespürt, irgendeinem anderen Tier freiwillig auch nur ein Korn abzugeben. Wer was von ihm haben will, muß es ihm stehlen. Ich fürchte, der Menschen-Hamster, der mehr Schinken und Würste in seinen Schränken hat, als er in seinem Leben vorher verzehrt hat, besitzt eine fatale Ähnlichkeit mit dem Tier-Hamster. Wer etwas von ihm haben will, muß es ihm stehlen, und das kann dann andere unangenehme Entwicklungen geben.

Man sagt, wer Krieg führen will, muß einen gehörigen Schuß Optimismus im Blute haben, wie ein genialer Feldherr neben aller kühlen Ruhe und nüchternen Berechnung sein Teil Phantasie haben muß. Wir alle müssen diesen Optimismus haben für die dunklen Tage, die dieser Weltkrieg auch für uns trotz aller Siege bringt, wir müssen das Ziel sehen, dann schreut der Weg uns weniger.

Wenn ich mir den Frieden und die Zeit nach dem Kriege betrachte, so brauche ich dazu Wahrscheinlichkeitsberechnung und Optimismus, die ich verlassen werde durch alle Vernunft, über die ich verfüge, in der guten und richtigen Bahn zu halten.

Ich weiß, daß es Schwarzmacher gibt, die behaupten, daß nach diesem Kriege unser Handel lahmgelegt werde. Ich kann das in diesem Umfange nicht glauben, und selbst in dem uns feindlichsten Lande, in England, erheben sich schon Stimmen gegen diese Anschauung. Es klingt so leicht und einfach: Keiner kauft bei den verwünschten Deutschen. Wenn andere Völker die Waren, die Deutschland ansuchte, besser und billiger lieferten, so wäre das möglich, wir haben aber nun einmal in bestimmten Waren einen Vorsprung, der nicht so bald einzuholen ist. Jeder Schlag gegen eines andern Volkes Handel ist ein Schlag gegen den eigenen Volkkörper. Es wird ein Kampf sein in den ersten Jahren, vielleicht für lange Jahre, aber Handel und Verkehr sind international, und auf die Dauer kann man ein tüchtiges Volk, das erstklassig liefert, nicht vom Weltmarkt verdrängen. Die Industrie in Deutschland muß Arbeit finden, schon um alle Schäden, die der Krieg verursacht, soviel wie möglich zu heilen. Eins haben wir aus diesem Kriege gesehen, und man darf ja auch wohl ausnahmsweise sich etwas rühmen: Wir sind ein Volk mit dem Sinn für straffe Ordnung, für Disziplin und Organisation. Unsere Leute räumen schon auf, wenn das Schlachtfeld noch blutig ist vom Kampf, die polnischen Sümpfe werden mit Knüppeldämmen durchfurcht, die Bevölkerung der besetzten Distrikte wird geimpft und gesäubert, Ostpreußen erhebt aus Schutt und Asche. Solch eine Tüchtigkeit muß sich auch über die Grenzen durchsetzen, sobald die Volkswerte sinken. Daß wir in der Not, auf uns und unsere Bundesgenossen gestellt, leben

und in gewisser Beziehung sogar gedeihen können, haben wir ja genügend gezeigt.

Also, ich lebe die Zeit nach dem Kriege „im goldenen Schein“, würde mein Optimismus sagen, die Vernunft flüstert mir zu „silbern“. — Gut, Silber ist mir genug.

Mein Optimismus zeigt mir da allerhand lockende Bilder. — Also, die Karten werden verschwinden, wenn nicht gleich, so doch in einiger Zeit. Man kann in die Läden gehen, ohne sich still und bescheiden an eine Kompagnie von wartenden Menschen gereiht zu haben, denen ein Schuhmann höchste Instanz war. — Nebenbei bemerkt, meine hohe Wertschätzung dieser Herren ist etwas geschwunden, sie waren kürzer angebunden, als nötig war und „hatten sich“ schlimmer als kommandierende Generale. Ich habe den Optimismus zu hoffen, daß der Frieden mir diese Wertschätzung zurückgibt. Auch die Ladnerinnen werden wieder höflicher sein und bei bescheidenen Ausstellungen das nicht mehr „eine Szene machen“ benennen. Ich hoffe es wenigstens.

Ich hoffe, man kann im Frieden schon morgens früh ein wenig Butter aufstreichen. Bisweilen denke ich sogar an ein frisches Morgenbrötchen, aber das mag sein wie es will. Im Kriege schmeckte auch altes Brot mit Marmelade sehr gut. Wir haben gelernt mit Gewohnheiten zu brechen und das etwas Hilfskräfte, das entschieden in uns Deutschen liegt, zu zerreißen. Und auch das wollen wir als Errungenschaft mit in das neue Leben, das Leben nach dem Kriege nehmen.

Wenn wir auch nicht an eine wirtschaftliche Niederringung Deutschlands glauben, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir einer Kampfzeit entgegengehen. Es sind zu viele unersetzliche Werte verloren gegangen, der Wohlstand Europas, ja vielleicht der ganzen Welt mit Ausnahme von Amerika ist gesunken. Milliarden liegen am Grunde des Meeres, Milliarden sind in die Luft geflogen, wie Dampf und Rauch vergangen, aber ihr Weg ging durch blühendes Leben. Es sanken starke Arbeitskräfte, es löschte ein gutes Teil der feinen Intelligenz aus, in die neben treuester Liebe auch ein großer Teil unseres Nationalvermögens gesetzt war. Die Hände unserer Feinde sind leerer noch. Zum Handel gehört aber Geld, und so sind die Schranken uns zunächst eng gezogen.

Man hat so oft den Überfluß verurteilt. Wozu? Ja, aber Überfluß ist Segen für die Allgemeinheit. Er erleichtert besonders das Leben derer, die in freien Berufen den Menschen das Schöne schaffen, nach dem sich doch jeder sehnt. Wir werden zunächst von diesem Überfluß nichts haben, oder doch nur wenig, und wenn einzelne Berufsstände leiden, so leiden alle anderen mit, die Handwerker, wie die Krämer, die Gärtner, wie die Architekten und die Hauswirte. Es gibt im Staate nichts Einzelnes, keinen, der sich ganz ausschließen könnte und sagen: Was geht es mich an? Wir alle kämpfen jetzt und müssen nach dem Kriege zunächst weiterkämpfen, in freier, ungebundener Weise, aber nicht minder hart.

Das Wirtschaftsleben nach dem Kriege, auch nach dem bis zum Schluß siegreichen, den wir erhoffen und erwarten, wird belastet sein mit einer Kette von Verpflichtungen, denen wir uns weder entziehen können, noch wollen. Es sind nicht nur Scharen von deutschen Männern in den Tod gegangen, deren Hinterbliebene versorgt werden müssen mit Kapital und nuzbringender Arbeit, es werden Tausende mit vermindelter Erwerbsfähigkeit kommen, deren gesunde Arme nicht mehr ihr Kapital sind. Der Staat wird für sie sorgen, aber das stolze Wort: L'Etat — c'est moi können wir in diesem Falle von uns allen sagen. Der Staat kann diese Riesen- und Ehrenaufgabe nur dann bewältigen, wenn er sich auf uns stützen kann. Wir müssen also in direkten und indirekten Steuern, in Abgaben aller Art zunächst helfen, die Geldsummen zu schaffen für diese und viele andere Verpflichtungen. Das jetzige Geschlecht wird es nicht leicht haben. Wir Deutschen sind ein Volk des Fleißes, der Tatkraft, wir schaffen mit Lust. Viel von dem, was in künftigen Jahren erarbeitet wird, kann nicht in unseren Händen bleiben. Wir müssen solchen Abgaben schon jetzt fest und gelassen ins Auge sehen. Die Steuerfätze der Friedenszeit, über die schon des Murrens genug erscholl, werden sobald nicht wieder kommen. Es soll doch unser Stolz sein, das Vaterland dastehen zu sehen, einem festen Haupte gleich, dessen Vorstand jeglicher Verpflichtung nachkommt. Wir dürfen nicht flüchten, sondern wir müssen bauen. — Wir müssen haben eine starke Flotte, ein starkes Heer, feste Grenzen und freie Fahrt über die Grenzen, ob die nun von Wasser sind oder aus Land gebildet. Jedes Haus, das selbst vor Mangel geschützt ist, muß helfen, daß Deutschland fest und stark stehe unter den Völkern.

Auch mit dem größten Optimismus dürfen wir nicht hoffen, daß mit dem Ende des Krieges oder bald darauf die Preise der Lebensmittel wieder so werden, wie vor dem Kriege. Die Ein- und Ausfuhr wird zunächst gering sein, die Produktion mancher Lebensmittel im Inlande wird sich nur langsam heben. Und alles, was knapp ist, aber begehrt wird, schnell mit dem Preise in die Höhe. Das ist eine alte Wahrheit, deren Richtigkeit uns dieser Krieg wieder bewiesen hat.

Wir können Gott danken, daß wir die notwendigen Lebensmittel im eignen Lande hervorbringen, und wir und unsere Nachkommen dürfen, bis jener vom Herrscher aller Reußen vor Jahren so liebevoll vorgeschlagene ewige Frieden einmal Ereignis wird, nie von dem Grundsatz abgehen, daß Deutschland im Zustand einer wohl verproviantierten Festung bleiben muß, und das kann nur der genügend große Acker und die für das Vieh ausreichende Wiesenfläche in dieser Kriesszeitabelle schaffen. Den Industriestaat kann sich unser Land vorläufig nicht leisten, und es kann nichts schaden, daß auch die Sozialdemokraten nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch gesehen haben, daß Deutschland trotz aller Siege längst verloren wäre, wenn es den Industriestaat etwa in dem Umfange hätte, den England aufweist und den sie erschützen. Wir nehmen also in die Friedenszeit die Wertschätzung der sorgfältigen Bodenverwertung hinein und werden diese Wertschätzung wohl noch längere Zeit mit der Tat zu beweisen haben. Auch wenn wir, wie schon gesagt, den Ausschluß Deutschlands vom Handel der Völker für ganz unmöglich halten, so werden uns doch ausländische Waren zunächst fehlen und dann noch längere Zeit sehr spärlich zufließen. Für Luxus-Genußmittel wäre das weniger bedauerlich, obgleich manche von ihnen, wie z. B. Kaviar, zugleich einen bedeutenden Nährwert besitzen, aber an Reis, besonders an die besseren Javaarten, an Kaffee, Tee, Zimt und andere Gewürze hatten wir uns in Friedenszeiten gewöhnt, und sie werden noch längere Zeit selten und teuer sein. Unsere Wirtschaftsführung wird also nach Friedensschluß zunächst noch einformig bleiben müssen, nicht aus Sparlichkeit, sondern aus Mangel an der Ware selbst. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß auch die Nahrungsmittel, die bisher unsere Bundesgenossen lieferten — es sind das ganz besonders Hülsenfrüchte, getrocknetes Obst, Eier u. dergl. — zunächst noch nicht wieder so reichlich ausgeführt werden können, selbst wenn das Kriegsheer heimgelehrt sein wird.

Die deutschen Frauen, die in diesem Kriege gelernt haben, auch unter erschwerten Verhältnissen zu wirtschaften und Abwechslung in den Küchenzetteln zu bringen, werden diese Kunst weiter in Anwendung bringen müssen. Die Haushaltsform der Großmutter ist heute wieder hoch in Ehren und muß es noch eine Weile bleiben. Die notwendige Streckung der Seife bringt das alte, viel belächelte Blüfah mit seiner Lauge aus Buchenasthe wieder ans Tageslicht und in Tätigkeit, wir entknoten wieder die Bindfäden und glätten Einwickelpapier zu neuem Gebrauch. Auf den Feldern weht wieder der blaue Flachs, denn Baumwolle ist selten geworden. Die Nähfäden und das Gummiband teilen daselbe Schicksal, die Nähstube nach dem Kriege wird noch lange jeden Rest Garn, jeden Fladen Zeug achtungsvoll behandeln und vorhandene Sachen länger ausbessern, als es leghin üblich war.

Es konnte in früheren Zeiten richtiger sein, ein gebrauchtes Wäschestück nicht mehr zu flicken, weil der Stoff billig und die Zeit kostbar war. Nicht nur in der Kriegszeit, sondern auch darüber hinaus muß bei dem hohen Preise aller Webwaren, solange wie es möglich ist, alles wieder und wieder ausgebessert werden.

Unsere Gärten, die Willen und Häuser umgaben, waren vielfach zu reinen Biergärten geworden. Die Küchengärten der guten alten Zeit waren verschwunden. Der Krieg, der den teuren Boden des Heimatlandes verteidigt, hat uns den Wert der Erde und ihrer Erträge erneut gezeigt. „Und Saat zu Rug den Menschen!“ Nun gehört freilich zu Saat zu Rug den Menschen mehr als der Same und eine graue Waise, die wie Erde aussieht. Es wurde auch da gerade in unsern Großstädten oft in rührender Unterweisung mehr vergendet als geerntet. Aber das Interesse am Boden wuchs, die Schule übernahm die Unterweisung, wie auch armes Land zum Anbau vorbereitet werden konnte. In kleinen Gärten wurden statt Zierkräutern Beerenfrüchte gepflanzt, Tomaten wurden gezogen und sogar auf Balkonen allerlei Küchenkräuter gesät und stellenweise auch geerntet. Wie ist unser Blick für die Schönheit des reifen Feldes, der Heu verheißenden Wiese ein so anderer geworden, seit wir wieder mehr gelernt haben, um den Segen der Flur zu bitten.

Zu solchen kleinen Hilfen, die vereint ein Großes bilden, gehört auch die Kleintierzucht, die früher allgemeiner Brauch, jetzt immer mehr im Schwinden war. Ich will hier nur an das Wort eines bedeutenden Landwirts erinnern: „Hühnerzucht im kleinen lohnt sich immer, im großen ist der Anker ohne gründliche Kenntnisse zweifelhaft.“ Daselbe gilt für die Imkerei auf dem Lande. Wir müssen auch lernen, unsere

ganz ungerechtfertigte Abneigung gegen einzelne Fleischarten abzulegen, ganz besonders gegen Kaninchenfleisch, das als Volksnahrung viel mehr gewürdigt werden müßte. Ob die Hauschladungen größerer Tiere, z. B. der Schweine, wieder den Umfang früherer Jahre annehmen werden, wie es fast den Anschein hat, kann genau erst die Zukunft bestimmen. Jedenfalls hat diese Zeit eine in vielen Fällen fast trankhafte Schmach nach Dauerware im Haushalt erzeugt, die ja nur der alte, treue Freund der Deutschen, „der Goldborstige“, jüllen kann. Aber vielleicht geht diese Schmach wie so viele andere Traume vorüber, wenn uns erst aus den Läden die rechtmäßig zu erwerbende Dauerware wieder entgegenläßt. Die in den letzten Jahren so beliebt gewordene Abendperle, das einfache und doch so kostbare belegte Butterbrot, wird auch nach dem Kriege nicht so bald erischen, wir müssen die trübsamen Abendbrote noch eine Weile fortsetzen. Suppen sind auch ein gut Ding, und es ist ein altes gutes Brautwort, das sich damals gegen Kaffee und Tee richtete: „Seine Majestät der König sind mit Suppen erwogen worden.“ Es gibt ja auch keine Suppen für große Geldbeutel.

Der Verbrauch der geistigen Getränke ist durch den Krieg bedeutend eingeschränkt worden, besonders gilt das für Bier und Alkohol, die teuer wurden und spärlich. Der Wein, soweit es sich nicht um Auslandsmarken handelt, ist fast zu alten Preisen zu haben. Wir werden auch nach dem Kriege zum Nutzen unserer Weinbauern zunächst bei den heimischen Marken bleiben. Wie weit das auch bei Schaumwein dauernd geschieht, hängt nicht nur von uns, sondern auch von der Haltung und den Verträgen unserer jetzigen Feinde ab. Soviel aber kann man heute schon sagen: Sollten wir das bekannte Wort umändern müssen und sagen: Ein rechter deutscher Mann kann keinen Franzosen leiden, auch keine Weine trinkt er nicht! so wurden wir nichts Schlimmes zu trinken haben, deutsche Weine, auch die Schaumweine, halten den Wettbewerb aus.

Von den Weinen ist nur noch ein Schritt zur Gesellschaft, die sich der Deutsche ja nun einmal nicht ganzlich troden vorzustellen vermag.

Die Geselligkeit der Friedensjahre — ja, das ist eigentlich ein böses Kapitel, und wenn irgendwo, so waren wir da in ein gefährliches Fahrwasser geraten, gefährlich wegen der fast gleichmäßigen Gleichförmigkeit, die sich durchgesetzt hatte, und in deren Fesseln man stand. Man machte Karriere nicht nur durch Talent und Fleiß, sondern auch durch ein großes Haus. Einer steigerte den andern, und auch die machten mit, die es nicht konnten, nur damit niemand sah, daß sie eigentlich gar nicht in der Lage waren, Gesellschaften zu geben, die Hunderte kosteten. Hand aufs Herz — es war doch oft noch recht langweilig obendrein! Der Krieg hat diesem Wesen ein Ende gemacht. Soweit es Unwesen war, möge es verschwinden für ewige Zeit. Das Ausleben lohnt nicht. Die edle Geselligkeit aber, die jetzt während der Kriegszeit verdrängt wurde, diese Pflegerin und Hegerin der Kunst und der Freundschaft, sie wird ersehen, auch wenn sie nach dem Kriege noch eine Zeitlang harrend vor unserer Warte stehen muß. Wir haben die Wichtigkeit des großen Verkehrs, die Wichtigkeit der treuen Freundschaft zu tief in diesen schweren Tagen erfahren, um nicht die Freunde, sobald es geht, wieder um unsern Tisch zu versammeln „zum lecker bereiteten Mahle“ — denn das kann es sein, auch wenn nur ein Hauptgang die Gäste bewirtet. Und wäre es der berühmte Kalbsbraten, der oft lächelnd verpötte. Jetzt, wo man kaum noch weiß, wie ein großer Braten aussieht, kann man sich eine Festtafel so gut mit diesem Hauptstück ausmalen, und wir müßten ja nicht deutsche Frauen sein, wenn wir die kleinen Zierlichkeiten des Tisches und der Bewirtung nicht anzufügen wüßten. Zu diesen Zusammenkünften mit den Freunden werden wir, sobald die Vorräte steigen, auch die Hausbesuche zählen, die jetzt so erschwert sind und die jeder glückliche Haushalt, der klar und offen daliegt, doch so gern sieht und nicht entbehren möchte.

Es treten auch in dieser großen Zeit bei uns allen noch viele Mängel und Schwächen zutage. Daneben aber geht ein Strom von Güte von Haus zu Haus, von Herz zu Herz, ein gegenseitiges Aushelfen, ein verständnisvolles Geben über alle Stände hinweg. Es wird eine Aufgabe der Friedensjahre sein, unsere Dankbarkeit für solche Hilfe zu beweisen, indem wir persönlicher, von Mensch zu Mensch, Teilnahme geben, Hilfe spenden. Hüter, ist der Tag noch fern? Schon ergrünt es auf den Weiden — Kreuz und Glende, das nimmt ein Ende. Nach Meeres Säulen und Windes Brausen leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht.

St. Quentin. Von Karl von Berlepsch.

In unsern alten Städten
Wie ist's so lieb und traut!
Man möchte hien und beten
Erhoben und erbaut.

Da liegt, von tausend Jahren
Behütet und bewahrt
Vor Kriegen und Gefahren
Die liebe deutsche Art. —

Da wird ihr töricht Prahlern
Wohl schweigen und vergehn.
Am Grab der Kathedralen
Wird Frankreich weinend stehn.

Im Schatten der Wälder
In Gäßchen, eng und trumm,
Da geht wie Priesterweihen
Des Volkes Geister um.

Wie werden Frankreichs Heere
Einst bitterlich befehrt,
Daß sie um ihre Ehre
Das eigne Land entehrt.

Kein Sieg kann wiedergeben,
Was sie nun wutbetört
Von ihres Volkes Leben
Für ew'ge Zeit zerstört!

Mein Deutschland, schau und lerne
Der harten Zeiten Spruch:
Greif nicht in leere Ferne
Und sei dir selbst genug!

Hältst du nur Har den Brannen,
Drin deine Seele liegt,
So hast du viel gewonnen,
So hast du reich gesiegt!



Deutsche Offiziere untersuchen eroberte russische Geschütze. Phot. Giso-Film.

Ungenützte Millionen. Von Dr. Ludwig Staby.

Die Kriegszeit hat tief eingreifende Veränderungen auf vielen Gebieten hervorgerufen, die an sich mit dem Krieg und der Kriegsführung nichts zu tun haben und die vielfach auch heute noch unberührt geblieben wären, wenn der jetzige Krieg nicht nur ein gigantischer Kampf in militärischer, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung wäre. Auf allen möglichen Gebieten sind neue Quellen gefunden und erschlossen worden, um uns die Stoffe oder doch wenigstens Ersatz für solche zu liefern, die wir aus dem Auslande nicht mehr erhalten können, und überall steht die Frage an erster Stelle, was läßt sich aus dieser oder jener Materie, die bisher mißachtet wurde und ungenützt blieb, noch gewinnen. — Von dieser alles bewegenden Frage ausgehend, ist jetzt auch ein Problem energisch in Angriff genommen worden, das zwar schon lange bekannt war, aber immer wieder liegen gelassen wurde, das Problem nämlich, die in großen Gemeinwesen, also in den Städten, besonders den Großstädten täglich in großen Mengen sich ansammelnden Abfälle nach Möglichkeit in jeder Richtung hin zu verwerten. Die Haushaltungen sind bekanntlich durch behördliche Verordnungen dazu verpflichtet worden, die Küchenabfälle, also or-

ganische Substanzen von den anorganischen, wie Asche, Papier, Scherben usw. zu trennen und getrennt aufzuheben, so daß die ersteren gesammelt und zur Ernährung von Vieh, besonders von Schweinen verwendet werden können. Diese Verordnungen haben große Erfolge gehabt, dahingegen haben andere Abfälle der Stadt, die Abwässer, noch lange nicht die Verwertung gefunden, die sie verdienen.

Bekanntlich enthalten diese Abfallstoffe einen starken Prozentsatz organischer und mineralischer Substanzen, deren Wert für die Landwirtschaft und Technik bisher nicht überall genügend gewürdigt und namentlich von den Bewohnern der größeren Städte geradezu mit Nichtachtung behandelt worden ist. Die letzteren haben, mit geringen Ausnahmen, überhaupt nicht daran gedacht, die Fäkalien zu irgend jemandes Nutzen zu verwerten, sondern waren lediglich darauf bedacht, diese Stoffe auf die billigste und bequemste Art durch Abschwendung in unsere Flüsse abzustößen. Daß durch diese Politik unsere Landwirtschaft arg geschädigt wird, die den nötigen Stickstoff für teures Geld im Auslande kaufen muß, wird besonders in dieser Kriegszeit doppelt hart empfunden, wo allgemeine Klage



über Mangel an Dünger herrscht. Daß ferner das jetzige Kanalisationsystem unsere Flüsse so total verunreinigt, daß man kaum noch den Mut hat, das Wasser zum Baden zu benutzen und daß unsere Fischerei auf diesem Wege mit der Zeit tödlicher dem Ruin zugeführt wird, kann jeder Anwohner der Großstädte bestätigen. Wer das von Zeit zu Zeit einkehrende Fischsterben in der Elbe oder den Untergang der früher so blühenden Krebszucht in den mecklenburgischen Seen mit erlebt hat, kann es nicht verstehen, daß die Behörden diesen Mißbrauch, der heute mit den Abwässern getrieben wird, so gleichgültig und ohne die schärfsten Gegenmaßnahmen mit ansehen haben.

Manche Städte, z. B. Berlin, leiten die Abwässer durch ein großes, weitverzweigtes Kanalisationsystem nach weit außerhalb der Peripherie gelegenen Bändereten, die mit dem Abwasser besetzt werden, worauf dann das durch Drainierung gereinigte Wasser abgeleitet wird. Bei dieser Kiesel- oder Schlammwirtschaft wird allerdings der Düngewert der Abwässer möglichst ausgenutzt, aber das System verlangt lockeren, sandigen Boden und auch der wird im Laufe der Zeit durch die Ablagerung der Schlammmassen undurchlässig und in seiner Ertragsfähigkeit dadurch bedeutend herabgesetzt. Außerdem werden aber bei der Berieselung nur die Düngerkörper verwertet, alles andere, besonders das Fett, bleibt ungenutzt. Andere Städte wiederum leiten die Abwässer in große Schlamm- und Kläranlagen, in denen sich die festen Bestandteile absetzen, während das überschüssige Wasser zur Berieselung verwendet wird. Diese Art der Berieselung ist die rationellste, denn bei ihr lassen sich alle Bestandteile des Wassers sowohl wie des Klärschlammes verwerten, und sie wird deshalb auch in der neuesten Zeit allen anderen mit Recht vorgezogen.

Fragen wir uns nun, welche Nutzungswerte in den Abwässern enthalten sind, so finden wir in dem Wasser selbst als hauptsächlichste nützliche Substanzen Kalisalze, Phosphate und Stickstoffverbindungen. Es würde sich aber nicht lohnen, diese Stoffe aus dem Wasser abzuscheiden, dazu sind sie darin in zu geringer Menge vorhanden und daher ist es das rationellste, dieses Wasser lediglich zur Düngung der Felder zu benutzen.

Welche Werte aus den städtischen Abwässern gewonnen werden können, wollen wir an dem Beispiel der Stadt Elberfeld-Barmer erläutern. Die Kläranlagen dieser Doppelstadt ergeben täglich 250 Kubikmeter nassen Klärschlamm. Hieraus können täglich gewonnen werden 3500 Kilo oder 70 Zentner Rohfett und 16500 Kilo oder 230 Zentner Trockenschlamm als Dünger mit drei Prozent Stickstoff. In einem Jahr würden also die Kläranlagen 1277500 Kilo oder 25500 Zentner Rohfett und 6022500 Kilo oder 120450 Zentner Stickstoffdünger liefern können. Wenn man das Rohfett nur mit 15 M für den Zentner und den Dünger mit 1 M den Zentner bewertet, dann würden für Fett 393250 M und für Dünger 120450 M , also im ganzen 503700 M erzielt werden.

Nach dieser Werwertungstabelle ist nun der Gesamtwert, der aus den Abwässern aller großen Städte Deutschlands gewonnen werden könnte, berechnet worden, und diese Berechnung hat ergeben, daß für 58 Millionen Mark Fett und für 39 Millionen Mark Stickstoffdünger herausgewirtschaftet werden könnte. Wenn aber der entfettete Klärschlamm, anstatt unmittelbar als Dünger verbraucht zu werden, noch zur Bereitung von Gas aufgearbeitet wird, dann können aus ihm für 28 Millionen Mark Gas und für 34 Millionen Mark Ammoniumsulfat gewonnen werden. Das sind gewaltige Zahlen, die einen ungeheuren Nationalwert darstellen und für unsere Volkswirtschaft und unser Nationalvermögen ganz außerordentlich ins Gewicht fallen.

Angesichts dieser großen Werte drängt sich unwillkürlich die Frage auf, weshalb denn diese kostbaren Schätze nicht längst gehoben worden sind, und da müssen wir antworten, das hat darin seinen Grund, daß bis vor kurzer Zeit noch keine Methoden bekannt waren, um die Ausnutzung der Abwässer einfach und gewinnbringend durchzuführen zu können. Unter dieser Rentabilität soll aber nicht etwa ein Verdienst der betreffenden Stadt verstanden werden, denn ein solcher braucht nicht in Betracht zu kommen, es genügt vollaus, wenn die Erträge des Unternehmens die Kosten decken, damit die Stadt keine jährliche Subsidie zu leisten hat. Die Hauptschwierigkeit, ein derartiges Ergebnis zu erreichen, liegt in der Beschaffenheit des Klärschlammes. Ein Kubikmeter Abwasser enthält ungefähr vier Liter Schlamm, aber dieser hat noch einen Wassergehalt von durchschnittlich 93 Prozent, und dieser Wassergehalt ist das große Hindernis, da mit einem so wasserhaltigen Schlamm nicht zu arbeiten ist. Man hat versucht, den Schlamm durch Trocknung den größten Teil des Wassers zu entziehen, das geht ohne Zweifel, aber das kostet eine solche Menge Brennmaterial, daß diese Trocknung außerordentliche Kosten, die durch die Verwertung nicht gedeckt werden können, mit sich bringt. Infolgedessen hat man diese Methode, die zuerst im Jahre 1898 von der Stadt Cassel praktisch durchgeführt worden ist, fallen lassen müssen. Dann versuchte man anderen Ortes, den Schlamm in großen Pressen vom Wasser

zu befreien, was aber nur möglich war, wenn ihm andere feste Stoffe zugelegt wurden. Aber auch dieser Weg war nicht empfehlenswert, und es wurde erst ein besseres Verfahren gefunden, als man vor wenigen Jahren gewaltige Zentrifugen baute, die selbsttätig und pausenlos ohne große Betriebskosten arbeiteten. Durch die Schleuderkraft dieser Maschinen wurden Wasser und feste Bestandteile getrennt, und zwar derart, daß der aus dem Klärbecken in die Zentrifuge gebrachte Schlamm, der 70 Prozent aller festen Bestandteile des Abwassers enthielt, hier in eine Masse verwandelt wurde, die schon zu 25 Prozent aus Trockenmasse bestand; der ursprüngliche Rohschlamm hatte also ungefähr 25 Prozent seines Wassers verloren. Dieser aus den Zentrifugen kommende Schlamm ist schon eine ziemlich feste Masse, die auf die Felder als Dünger gefahren werden kann. Da er aber erst zu einem Viertel seines Volumens aus Trockenmasse bestand, eignete er sich noch nicht für die Weiterverarbeitung, und es galt daher, ihn noch weiter zu entwässern, bis er 65 bis 70 Prozent Trockensubstanz aufwies, also eine feste, verarbeitbare Masse wurde.

Diese Aufgabe ist durch neue Apparate und Verfahren vollständig gelöst worden, so daß wir heute imstande sind, durch das Zusammenarbeiten von Klärbecken, Schlamm-Zentrifuge, chemische Behandlung und automatische Weiterentwässerung aus dem durchschnittlich 6 Prozent Trockenmasse enthaltenden Schlamm ein Material zu erhalten, das höchstens 40 Prozent Wasser, also 60 Prozent und darüber Trockensubstanz aufweist. Der Prozeß geht auch ziemlich schnell, da er nur ungefähr drei Stunden Zeit erfordert. Das Produkt, das durch diese Behandlungsreihe den größten Teil des ihm anhaftenden Geruchs verloren hat, ist eine feste Masse, die ohne weiteres in Wagen, Schiff oder Eisenbahn verfrachtet werden kann, um als Düngemittel ins Land zu gehen oder als Material bestimmten Fabriken zugeführt zu werden, die sich mit der weiteren Verarbeitung befassen. In diesen Fabriken wird durch chemische Verfahren und Destillation aus diesem Halbfabrikat das Fett gewonnen, und dann wird die eisenfettete Masse immer noch als Dünger verwendet, wenn sie nicht in besonderen Anlagen der Vergasung unterworfen wird, wobei als Hauptprodukt Leuchtgas und Wassergas und als Nebenprodukte Teer und Ammoniak erzeugt werden. Außerdem kann aber der entfettete Trockenschlamm selbst auch als Heizmaterial dienen, er wird ähnlich wie Braunkohle zu Briquets gepreßt, die einen ziemlich hohen Heizwert haben.

Wo sich derartige Fabriken, wie Fettabscheidungsanlagen und Vergasungsanlagen in erreichbarer Nähe befinden, tun die Städte am besten, diesen ihren Trockenschlamm zuzuführen, da sich eigene Anlagen zur Weiterverarbeitung nur bei großen Städten lohnen würden. Man hat berechnet, daß erst für eine Stadt mit 25000 Einwohnern eine derartige Eigenanlage rentabel sein würde. Diese Rentabilität wächst natürlich mit der Größe der Stadt und erreicht bei unseren Großstädten mit einer Million Einwohnern und mehr ihren Höhepunkt; für Berlin würde also eine derartige Anlage sich am besten rentieren. Trotzdem sollen aber auch die kleineren Städte ihre Abwässer nicht ungenutzt lassen, eine Verarbeitung zu dem Halbfabrikat des Trockenschlammes ist schon bei einer Einwohnerzahl von 60000 durchführbar und wo auch diese Zahl nicht erreicht wird, können sich leicht verschiedene benachbarte Gemeinden zu einer Anlage der Schlammklärung und Trocknung zusammenschließen. In unserer jetzigen Zeit muß eben überall der Grundsatz durchgeführt werden, daß nichts verloren gehen darf, was noch irgendwie verwendbar ist.

Bei der Fettknappheit unserer Zeit, unter der wir ja alle leiden, ist dieser gewaltige Zuwachs von Fett, das auf diese Weise gewonnen werden kann und der im Höchstfalle vier Millionen Zentner für Deutschland ausmachen würde, in seiner Bedeutung gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Wenn auch das durch die chemische Behandlung erhaltene Fett absolut rein ist, so soll es natürlich in keinem Falle als Nahrungsfett dienen, aber es soll in Industrie und Technik alles zur Nahrung taugliche Fett ersetzen. Es kann in bedeutenden Mengen zur Herstellung von Seifen und Lichtern und als Schmiermittel, von denen große Massen nötig sind, verwendet werden. Dann ist es nicht mehr nötig, zu diesen Materialien Fett zu gebrauchen, das zur Nahrung dienen kann, wie es bisher leider der Fall gewesen ist. Dann kann jedes Pfund Nahrungsfett, sei es nun pflanzlichen oder tierischen Ursprungs, auch zur Ernährung des Menschen verbraucht werden, und dann wird die Fettnot ihr Ende finden. Dazu kommt noch die gewaltige Masse von Stickstoffdünger, die bis zu 40 Millionen Zentner betragen könnte und den unsere Landwirtschaft so dringend nötig hat bei der fehlenden Einfuhr. Es liegt also nicht nur im Interesse der Volkswirtschaft und der Volkshygiene, die Abwässer der Städte zu verwerten und die bisher vernachlässigten Millionenfische zu heben, sondern ebenso im Interesse der Volksernährung und Volkswohlfahrt. Eine große Aufgabe dank der Städte, aber es ist sicher, daß diese Aufgabe dank der deutschen Tatkraft, Technik und Wissenschaft gelöst werden wird.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

22. August 1917: Angriff nördlich Uporn bei St. Julien und bei Lens. Kämpfe bei Verdun im Hocourt-Walde, an Höhe 304, sowie beim Forges-Grund; Samogneux verloren. — Gefechte bei Riga, Düna, Tarnopol, am Zbrucz und südlich des Trotus-Tales. — In der 11. Isonzschlacht sehr schwere Kämpfe.

23. August: Große Angriffe zwischen Langemark und Hollebeke sowie bei Lens. St. Quentin lebhaft beschossen. Kämpfe bei der Straße Nacherauville—Beaumont. — Luftangriff auf Mar-gate, Ramsdals und Dover. — Am Isonzo heftige Kämpfe besonders an den Flügeln, bei Ruzza und auf dem Karst.

24. August: Angriffe bei Westhoek und Lens. Ge-schwere Kämpfe bei Hocourt, Höhe 304, Beaumont und im Fosse-Walde. — Dorfste bei Souda und im Susta-Tal. Erfolg westlich von Corbul an Serch. — Am Isonzo besonders heftige Kämpfe bei Drh und zwischen Wippach und Meer.

25. August: Bei Uporn lebhaftest Artilleriekämpfe und Infanteriegefechte. Angriffe bei Lens und St. Quentin. Kämpfe am Forges-Bach und bei Höhe 304. — Angriffe gegen den Monte Gabrielle. Auf der hochflache von Bainizza—Heiligengeist die Linie zur. Kgenommen.

26. August: Lebhaft Kämpfe westlich Le Catelet und bei St. Quentin. Angriffe gegen Höhe 394 und bei Beaumont. — Rege Feuerstätigkeit bei Düna-

burg, Baranowitschi, Tarnopol und am Zbrucz. Schwere Kämpfe am Monte Gabrielle. Der Monte Susta aufgegeben. Gefechte auf der hochflache Bainizza—Heiligengeist.

27. August: Heftige Dorfste vom Ca Bassée-Kanal bis Lens. Gefechte im Dorste von Catelet. Erbitterte Kämpfe bei Beaumont, sowie im Fosse- und Chaume-Walde. — Kämpfe auf der hochflache Bainizza—Heiligengeist, besonders östlich Ruzza und auf dem Monte San Gabriele.

28. August: Starker Angriff an der Straße Uporn—Nien n sowie zwischen Langemark und der Bahn Roulers—Uporn. Dorfste am Chemin des Dames. Erfolg bei Beaumont. Delzok-Höhe und Dorj Doan erobert. — Neue Kämpfe auf der hochflache Bainizza—Heiligengeist.

29. August: Artilleriekampf zwischen Langemark und Hollebeke. — Heiderseits des Ofzot-Tales Höhenstellungen gestärkt. Angriff nördlich Groszsch sowie zwischen Casinu und Putna-Tal. Zu beiden Seiten des Susta-Tales Erfolg. — Sehr heftige Kämpfe auf der hochflache von Bainizza—Heiligengeist.

30. August: Dorfste nördlich Wietje und südlich Cerny, Aviant-aux-Prés beschossen. Erfolg nordwestlich Focant erobert; Iresti erobert. Heftige Angriffe nördlich Munsul. — Feuerstätigkeit südwestlich des Dofran-Sees. — Am Isonzo Kämpfe von höchster Erbitterung, besonders auf dem Monte San Gabriele und bei San Marco.

31. August: Erfolg südwestlich Le Catelet. St. Quentin beschossen. Der Verdun starker Art. Verlustkampf. — Dorfste bei Illux und am Harocz-See. Erfolg bei Skala am Zbrucz. — Iresti wieder von Fliegern angegriffen. Heftige Kämpfe bei Polesco, Madoni, Britof und am Monte San Gabriele.

1. September: Angriffe beim Gehöft Hurtebise am Chemin des Dames und am Winterberg. Erfolg am Rhein-Marne-Kanal. — Gefechte bei Illux, Tarnopol und Hufatyn. Erfolg nordwestlich Focant und bei Maxirent. — Am Isonzo Kämpfe nördlich Kal, bei Madoni und bei Britof, besonders aber am Monte San Gabriele.

2. September: Gefechte bei Ca Fere und Allemant nordöstlich Soissons. Am Chemin des Dames das Gehöft Hurtebise verloren. — Erbitterte Gegenangriffe von Rumäen und Russen nordwestlich Focant. — Bei Monastir starke französische Angriffe.

3. September: Erfolg am Gehöft Hurtebise. — David e Divisionen überdritten die Düna belber-se, Uxhall. Serbischen Supta und Puta-Tal starke russischerum in die Angriffe. Bei Braim-bol nordwestlich Monastir Dorfste der Franzosen, am Dobropolje der Serben.

4. September: Nachangriff nordwestlich Lens. Kämpfe an der Straße Somma-Py—Souin. — Catalis, Dünkirchen, Dover, Chatham, Sheerness und Ramsdals mit Bomben beworfen. — Riga erobert. Fluchtartiger Rückzug der russischen 12. Armee. Angriffe bei Muncelul nordwestlich Focant.



Korvettenkapitän Straßer, der Führer des Marine-Luftschiffgeschwaders, das in der Nacht vom 21. zum 22. August besetzte Plätze und militärische Anlagen am Humber und in der Grafschaft Lincoln sowie Bewachungstreiträfte an der englischen Küste mit gutem Erfolg angriff. Korvettenkapitän Straßer leitete schon früher einen Angriff auf die englische Küste.

Bilder vom Vormarsch. Von Rolf Brandt.

Czernowiz, August 1917.

In Podolien.

Der Abend weht kühl über das befreite Czernowiz. Der Tag lag mit einer heißen, blendenden Sonne über den Straßen und den grünen Höhen. Jetzt ist der Horizont von fernen Bergen durchzogen, und leichter Wind geht über den Platz vor dem Schillerdenkmal. Die Dunkelheit legt sich tiefblau über die Büsche, und die Häuser verschwimmen im ungewissen Licht des südlichen Abends. Die Menschen, die in der lichtlosen Stadt über das helle Biered der Steine gehen, sehen aus wie riesige, körperlose Schatten. Ein paar Soldaten kommen untergefaßt vom Rathausplatz her, sie singen halblaut in die Nacht... Drum sein mir Landsleut, liguirische Buabn... Drum sein mir Landsleut, liguirische Buabn. Auf einmal schlägt durch die sommerliche Stille der donnerartige Ton der Geschütze, der Lichtschein des Mündungsfeuers zuckt um die Wette mit den Blitzen über den Nachthimmel. Grell schlägt das Knallen der Maschinengewehre dazwischen. Die Russen machen Gegenangriff am Nordufer des Bruth. Das Feuer schwillt an. An manchem Fenster wird Licht; man ist ja so verzagt geworden nach dreimaliger Besetzung und Befreiung in Czernowiz. Die Geschütze brüllen auf, immer stärker hämmern die Gewehre — dann wird es plötzlich still. Kein Laut. Man hört den Nachtwind die Zweige der dunklen Büsche betasten.

Seit Wochen ist nicht so viel Stille um mich gewesen. Ich sehe in die freundliche Dunkelheit und zu dem heller und heller sich entfaltenden Goldschleier über den Türmen, und die Bilder, die das Auge nahm, ohne daß der Kopf sie gleich fassen konnte, steigen aus der Stille. Jeder Tag dieser letzten zwei Monate war voll bis zum Rand mit Eindrücken. Noch sah ich die erstarnten Hügelwellen der Dobrußa, die heroische Einlamkeit ihrer Dörfelwälder und das Flügelschlagen der mächtigen Adler über den gesprungenen Flächen, noch kann die Erinnerung nicht fort von der goldenen Weite von Weizenfeldern in der Zelomnita, von wiegenden gelben Ahornmeeren, die nie aufzuhören schienen, wie die blaue See am Horizont Himmel und Erde vermählte; noch lag der Gedanke an das lebenshungrige Bukarest, das den Krieg nicht kennen will, und mit Muff und Blumen, einem Überfluß von Rosen und Lilien, die Nächte wie im Frieden schmückt, an Bukarest, das spielt und anmutig leidet, wie es immer gespielt und gefächelt und verzaubert hat, über den rauschenden Stunden, als die Nachricht von der russischen Offensive gegen Lemberg mich zurückrief. Am 19. Juli brachten dann unsere schweren Minenwerfer ihre furchtbare Antwort auf die russischen Angriffe: Buczow zitterte unter dem Donner der deutschen Artillerie, der deutsche Durchbruch östlich Buczow hatte begonnen. Ich sehe aus diesem Vormarsch gegen Tarnopol einen Abend in Jezerna, das am Tage vorher genommen war. Die breite Hauptstraße des langgebehten Fleckens sah aus wie ein Panorama, auf dem man „den Rückzug“ darstellen will. Kleine, verschmuckte Häuser mit zerbrochenen Scheiben, eingeschlagenen Türen, kugelzerstobten Wänden stehen längs der Straßen, vor ihnen liegt der letzte Rest ihrer kümmerlichen Einrichtung, und zwischen Hausrat und Lampen, zerbrochenen Schemeln und zerhackten Tischen glänzen Granathüllen, braune russische Sturmhelme, die eine so merkwürdige Ähnlichkeit mit den Feuerwehrehelmen kleiner vertäumter deutscher Städte haben, Gasmasken und Gewehrpatronen häufen sich dazwischen und Berge von Papier, Rechnungen, Goldbücher, Kompagnielisten, Depeschen und Aufträge sind da nebeneinander. Es ist sicher, daß die russische provisorische Regierung mehr mit Aufrufen als mit Artillerieunterstützung bei ihrer Armee arbeitet. Da ist das wehmütige Flehen des belgischen Volkes an das russische Volk: „Rettet euch, rettet uns! Da ist ein kleines Land, wo seit Jahrhunderten die Freiheit herrscht... Der Arbeiter in diesem Lande lebte herrlich, gut gebildet und aufgeklärt wie er war.“

Wie ein blutiger Hohn auf Belgien wirken die Sätze, auf Belgien, das die elendesten sozialen Bedingungen für den Arbeiter von ganz Europa hat. Wie ein Hohn wirken auch die phrasenhaften russischen Angriffsbefehle: „Vorwärts für den Frieden der ganzen Welt! Vorwärts für die Freiheit!“ Ein ganzes Bündel liegt neben einem großen russischen Lastautomobil, das beim Rückzug in den Graben gedrängt und zurückgelassen wurde. Rote Kreuzwagen liegen zerbrochen daneben. Vom Bahnhof her weht Rauch und Qualm von den gesprengten Munitionsdepots über die Straße. Ein paar Häuser, in denen Vorräte lagerten, glimmen noch auf. Als die Dunkelheit zunimmt, gehe ich auf den kleinen Hügel, auf dem die russischen Flieger ihre Windbeobachtungsstation hatten. Ein Fliegergrab, zierlich umfriedet, liegt auf der schmalen Kuppe. Im Osten ist der Himmel dunkel von aufsteigendem Rauch, dort brennt Tarnopol. Aus dem braunen Dunst steigen Leuchtturme hoch, dort geht unsere Infanterie vor.

Am andern Tage reite ich die Straße nach Tarnopol. Auf den Höhen zur Rechten halten die Ställe. Es sind Bilder wie aus den Anfangstagen, da der Krieg noch frisch und jung war. Das Generalkommando. Die Autos halten neben der viereckigen Flagge, der Kommandierende hockt neben dem Telefonzettel, Ordonnanzoffiziere reiten heran. Die Division. Die Pferde stehen neben dem spitzen Divisionswimpel. Die Herren haben die Gläser vor den Augen und sehen in die klare Ferne. Unten in der Mulde vor Tarnopol und auf den Höhen im Norden und Süden brennt die Schlacht. Ich lasse die Pferde zurück und gehe durch die Buchweizenfelder zur Gasse hinab. Deutlich erkennt man die Fenster der Häuser, tote Augen, kein Leben scheint sich zu rühren. Wichtig heben sich die beiden Türme der Dominikanerkirche in den blauen Himmel, der schlanke, gotische Turm der Pfarrkirche leuchtet weithin. Über die tausend hellroten Blütensterne des Buchweizenfeldes weht der Wind, als gäbe es keinen Schlachtenlärm und als sei das Bild der zerplagenden Schrapnells, die nach den Maschinengewehren auf der Kirchturnkappe saßen, ein irrer Traum. Verwundete kommen mir entgegen. Sanitätsmannschaften gehen nach vorn. Da liegt einer im Buchweizenfeld, den kein Schlachtenlärm mehr erweckt. Über das braune Haar wehen die zarten, rotblauen Blüten, die sich immer und immer im Winde wiegen. „Die Hande schießt mit Winenrohren über die Brücke,“ sagt ein Mann, den es am rechten Arm erwünscht hatte, „aber wir kriegen das Saunest doch!“ In der Nacht zum 25. Juli, sechs Tage nach Beginn der Offensive, zog die Garde in Tarnopol ein. Elend und Not, jedes menschliche Leiden ging durch die Straßen. Über der Abend verhing die Verwüstungen, seine fachen Hände zogen dunke Schleier über die ausgebrannten Läden, die geplünderten Häuser, die leidendurchdrungenen Wienen der Bewohner. Eine Gardekapelle spielte auf dem Ringplatz deutsche Lieder. „Die Nacht am Rhein“ brauste über den Platz. Wer könnte wohl das Bild vergessen, wie die dichtgedrängte Menge vor der Muff stand und plötzlich in Schlägen, Schreien, Händeklatschen ausbrach. Ein paar armselige Lampions hingen — eine ruhende Siegesbeleuchtung — vor ein paar Fenstern, ein paar Lichter brannten. Über den Türmen der Dominikanerkirche hing die Mondsichel, und über Trümmer und Leid schwang sich das deutsche Truglied empor wie ein Choral und rief die gebeugten Seelen mit zur Höhe.

In der Bukowina.

Die südliche Sonne brennt auf den Maisfeldern. Ich gehe zur Gemarkung von den Russen gesprengten großen Dinst-Brücke bei Jaleszczyn am Dinst-Rnte. Tief zwischen den steilen Uferwänden strömt der Fluß. Drüber zwischen Uritosenärgärten und Apfelbäumen liegt die kleine Stadt. Ein veräusend schöner Blick öffnet sich über das Dinst-Tal, die grünen Ufer drüber auf der galizischen Seite und die weißen, starren Hänge auf dem Bukowina-Ufer. Unten schäumen helle Wellen über das zerfetzte Gitterwerk und die Eisenteile der gesprengten Brücken.

Ostwärts lärmt der Kampf. Von den Höhen sieht man in die ferne Schlacht, die weiße Schrapnellwolken in den ganz blaßblauen zitternden Himmel schleudert. Die Bauern arbeiten während des Lärms auf den Feldern, als ginge sie Schlacht und Artillerie nichts an. Die bunten Kopftücher der Garbenbinderinnen leuchten, ihre grellfarbig bestickten Blusen glänzen in der Sonne. Sie summen ihre ukrainischen Lieder, während neue Marschkolonnen in den hohen Maisfeldern verschwinden.

Die Nacht, in der Czernowiz fiel, sah ich wieder vor mir. Wir sitzen vor einem Bauernhaus auf der Höhe von Kozmanu. Der volle Mond liegt weiß auf den rauchelnden Maisfeldern. Die Büsche glänzen auf, wenn der Wind die Blätter bewegt. Die fernen Höhen zeichnen sich blau in den silbrigen Duff der Ferne. Man hört die Marschmusik und eine Trompete, die zum Aufbruch ruft. In den frühen Morgen fahren wir die große Straße. Kränze fliegen in das Auto und Feldblumenkränze; es sind die ersten deutschen Farben, die vorn am Wagen flattern, die die Leute nach vierzehn Monaten sehen. Türme heben sich hoch. Giebel glänzen. In den grünen Berggründen geschmiegt zeigt sich Czernowiz in der leuchtenden Schönheit der Ferne. Kleine Flammen züngeln noch über die gesprengte Brücke. Wir flammern über die gebogenen Eisenteile; sanft rauscht der wasserarme Bruth unter unseren Füßen. Ein kleiner Sprung, und wir stehen in Czernowiz.

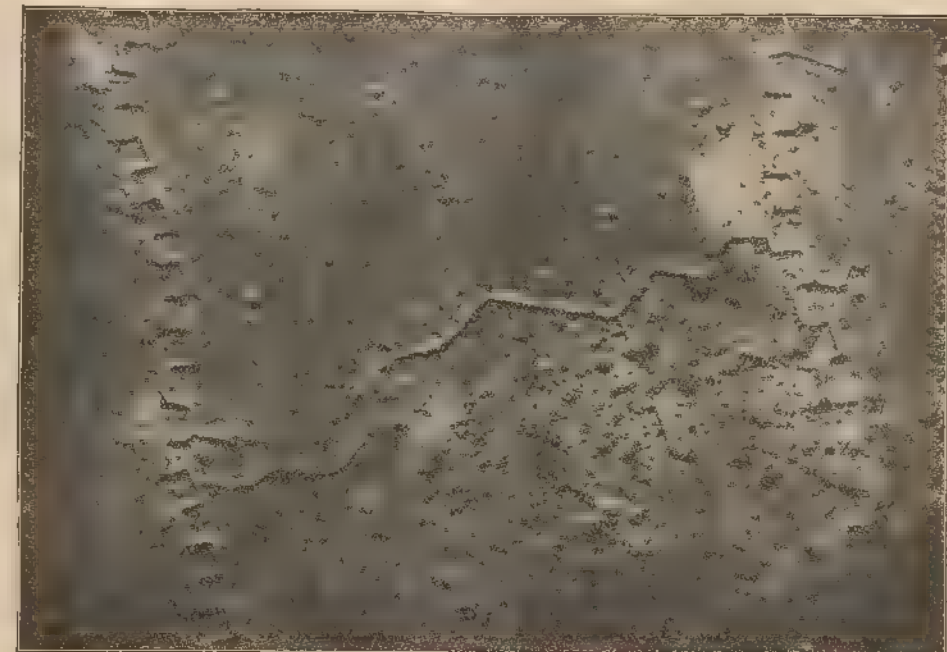
Nun ist das Fieber der Einzugsstunden vorüber. Stille liegt über der Stadt, die seit langem zum erstenmal ruhig schläft. Nur der Nachtwind rauscht in den Bäumen vor meinen Fenstern und rauscht Geschichten und Bilder vom großen deutschen Vormarsch im Sommer 1917.

Der Schutzengel der Infanterie. Von Oberstleutnant D. Daenbruch.

Als zu Beginn des vorigen Jahres den Infanteriekämpfern an der Westfront das tagelang dauernde Artilleriefeuer aller Kaliber voranging, ergab sich für die Infanterietruppen die Schwierigkeit, daß das Feuer sie von jeder Verbindung mit anderen Waffen und mit der Führung abgeschnitten hatte. In dem durch unzählige Granatentrichter und Rauchwolken vollkommen aufgewählten Gelände konnte weder der Verlauf der eigenen Infanterielinie festgestellt noch irgend eine Weisung nach hinten gegeben werden. Fernsprechleitungen und Kabel waren zerrissen und zerstört, Meldegänger fielen im feindlichen Feuer oder kamen zu spät an, so daß die Infanterie in den vordersten Gräben tatsächlich verlassen dalag.

Aus dieser doppelten Notwendigkeit heraus, die Truppen und die Führung gegenseitig mit Nachrichten zu versehen, entstand der Plan, die Flieger hierfür einzusetzen. Diese Aufgabe bot für die Flieger eine Menge Schwierigkeiten. Während sonst die Flieger ihre Beobachtungsflüge in mehreren

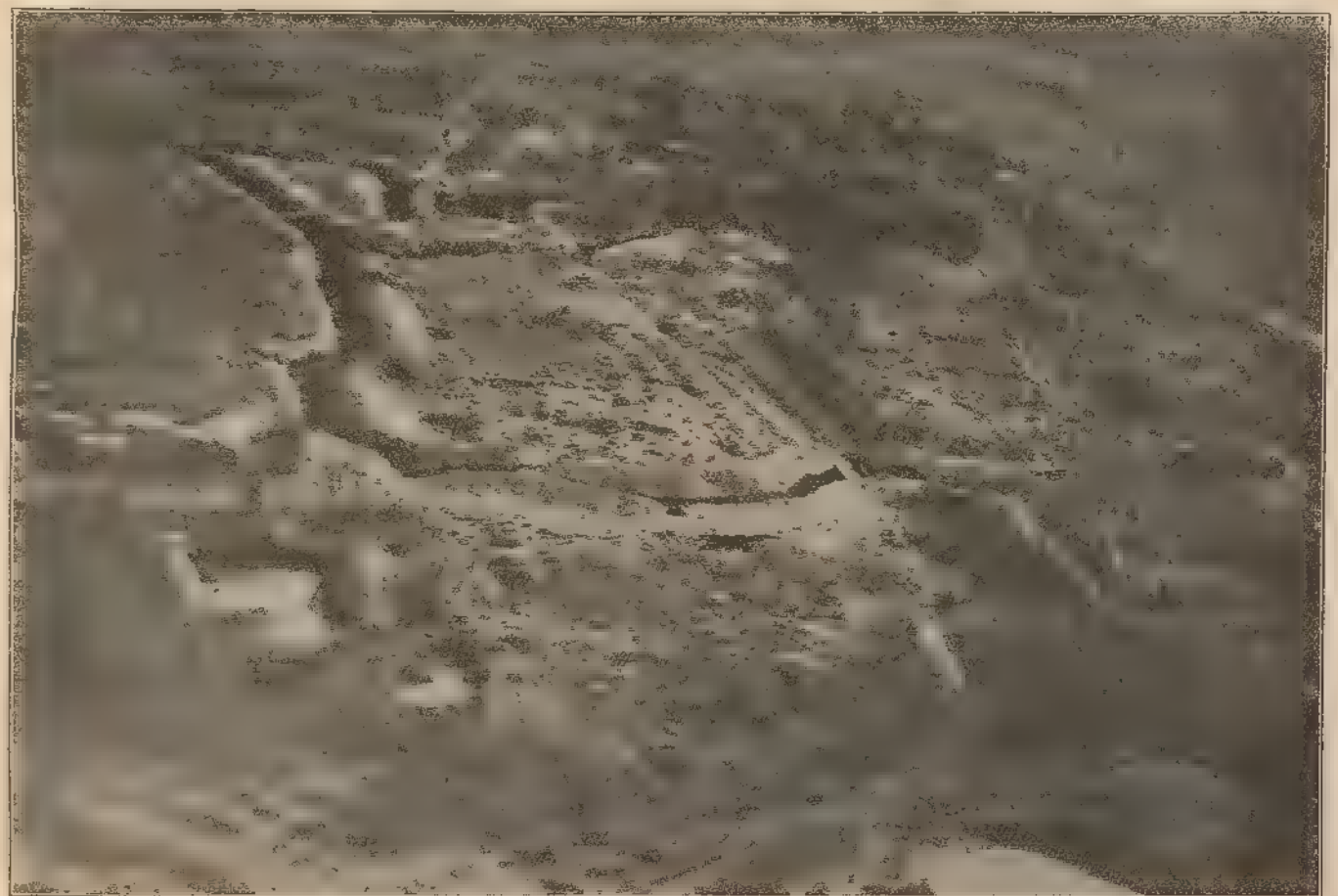
tausend Metern Höhe erlebten und nur auf Augenblicke in eine Höhe unter tausend Meter hinunterstiegen, ergab sich hier als erste Notwendigkeit ein Flug in ganz geringer Höhe. Denn der Flieger mußte so tief hinuntergehen, daß er deutlich erkennen konnte, ob die Besatzung der Gräben eigene oder feindliche Truppen waren. Dies bedeutete also eine Flughöhe, die zwischen fünfzig und dreihundert Metern über dem Erdboden lag. Damit geriet das Flugzeug in die Zone der Geschosshöhen der gegenseitig feuernden Artillerie und in den Wirkungsbereich der auf der Erde explodierenden schweren Minen und Granaten. Ferner mußten Verständigungsmöglichkeiten mit der Infanterie ausgearbeitet werden. Allerdings bot das niedrige Fliegen wieder den Vor-



Aufnahme eines deutschen Infanteriefliegers: Geländeausschnitt an der Westfront. Die Beobachtungen sind Gräben, in denen feindliche Meldevorteile als Punkte erkennbar sind. Das ganze Gelände ist von den Einschlägen unzähliger Geschosse wie mit Narben überfakt.

teil, daß Zeichen, wie Winken mit Flaggen oder Auslegen von Tüchern vor der Stellung vom Flieger gut gesehen werden konnte. Der Flieger selbst verständigte sich mit der Infanterietruppe durch Abschießen von Leuchtpatronen und bei ganz niedrigem Flug durch Geräusch-

teil, daß Zeichen, wie Winken mit Flaggen oder Auslegen von Tüchern vor der Stellung vom Flieger gut gesehen werden konnte. Der Flieger selbst verständigte sich mit der Infanterietruppe durch Abschießen von Leuchtpatronen und bei ganz niedrigem Flug durch Geräusch-



Russische Infanteriestellungen, von einem deutschen Infanterieflieger aufgenommen. Man erkennt deutlich das Gewirr der Gräben und Drahtverhaue, auch das Gelände mit Straßen und Bäumen ist deutlich sichtbar.

signale; die Verbindung mit der Truppenführung stellte der Flieger mit dem funktentelegraphischen Apparat, durch Abschicken von Signalpatronen und durch Abwerfen von schriftlichen Meldungen her.

Die Flieger selbst drängten sich mit Begeisterung zu dieser neuen Aufgabe, deren Schwierigkeit ihnen klar war. Aber sie hatten alle in vielen Feindkämpfen gelebt, was die Infanterie im feindlichen Trommelfeuer aushalten mußte, sie waren zum Teil selbst aus dieser Waffe hervorgegangen, und der heiße Wunsch, den bedrängten Kameraden auf der Erde zu helfen, überwog das Gefühl für die neue Gefahr.

Zunächst mußte das gemeinsame Arbeiten mit der Infanterie eingeübt werden, damit die Leute in den Gräben auf den über ihren Köpfen kreisenden Flieger achteten und trotz des feindlichen Feuers die verabredeten Meldungen abgaben.

Wie aus den Heeresberichten der letzten Zeit hervorgeht, ist heute der Infanteriefieger ein wichtiges Glied im System des Angriffs und der Verteidigung geworden, der den Waffen auf der Erde unschätzbare Dienste leistet. Wenn heute die Artillerietätigkeit des Feindes auf Angriffsabsichten schließen läßt oder die eigene Infanterie stürmen soll, so sind die Infanteriefieger zur Mitarbeit bereit; und sobald die Flugzeuge, die als Abzeichen einen schwarz-weißen Vampelpfau am linken Tragdeck haben, über der Infanterielinie auftauchen, geht es wie ein Aufatmen durch die Gräben, denn die Soldaten wissen, daß der Infanteriefieger zu ihrem Schutze da ist. Diese erste seelische Wirkung des Schutzes ist durchaus nicht zu unterschätzen, denn jetzt hat der Infanterist das entsetzliche Mut und Ausdauer lähmende Gefühl des Alleinseins verloren; das schwerste Trommelfeuer wird nun leichter ertragen, da er weiß, daß der Infanteriefieger im richtigen Augenblick Hilfe herbeibringt. Auch die Feinde wissen natürlich, welchen Zwecken das niedrig fliegende Flugzeug dient; Abwehr-Batterien und Maschinengewehre in den Gräben bemühen sich um die Weiße, den Fieger abzuschießen. Aber das darf den Fieger ebenso wenig kümmern, wie die Böen der vorbeisauenden schweren Granaten. Der Flugzeugführer feuert sein Flugzeug durch alle Fährlichkeiten, und der Flugzeug-Beobachter sieht kaum die Sprengwolken der Schüsse, die ihn gelten, sondern hängt mit dem Blick fest in dem zerwühlten Gelände unter

ihm, in dem, oft nur wenige Meter entfernt, Freund und Feind sitzen. Der Überblick, den er über das Gelände hat, gibt ihm auch die Möglichkeit, die vorderen feindlichen Gräben einzusehen. Findet er hier stärkere Truppenmengen, vielleicht in der zweiten Linie gar noch bereitgestellte Reserven, so weiß er, daß der Feind mit diesen Kräften einen Angriff plant. In diesem Falle hat der Infanteriefieger das Recht, sofort von der eigenen Artillerie Feuer anzufordern, das er durch Signale und Funkpruch auf das Ziel lenkt.

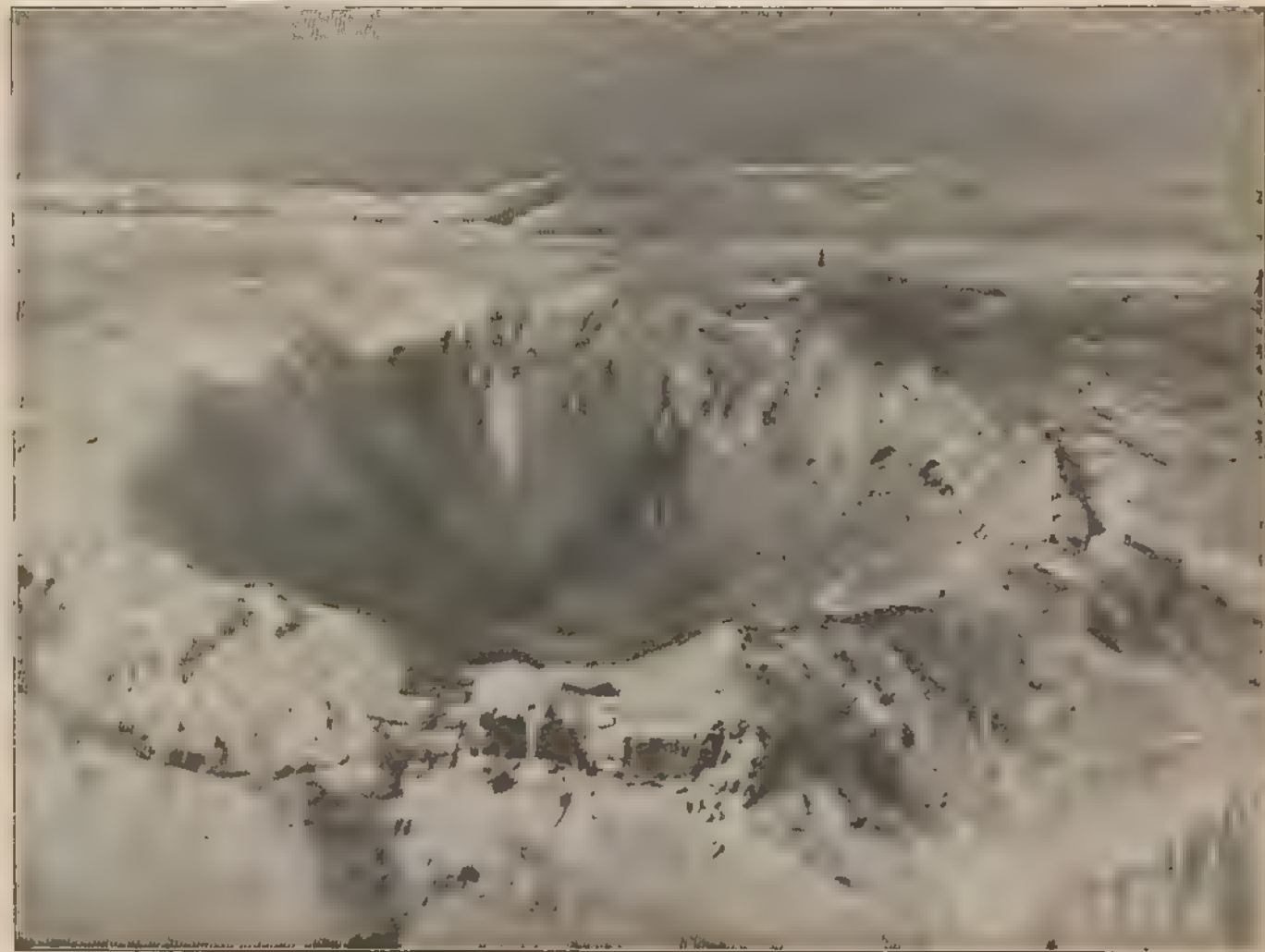
In dieser Möglichkeit, Angriffs-Abtsichten des Feindes im Keime zu ertöden, liegt eine der größten Wichtigkeiten der neuen fliegerischen Tätigkeit.

Aber auch persönlich kann er sich am Kampf beteiligen, und wenn die beiden Maschinen-Gewehre aus dem Flugzeug in die feindlichen Sturmtruppen hineinschießen, so fallen sie oft genug ganze Reihen mit der tödlichen Garbe und schaffen der eigenen Truppe Lust.

Ist die Aufgabe des Infanteriefiegers erfüllt, so fliegt zur bestimmten Zeit der ablösende Kamerad heran, und der erste Flieger braust nach rückwärts, um bei dem höheren Truppenführer seine Eindrücke über die Lage persönlich zu melden.

Und wenn er während seiner Tätigkeit über der Kampflinie Veränderungen bemerkt, die ihm für die Schüsse der Truppenführung wichtig erscheinen, muß er den Führer sofort verständigen, indem er eine schriftliche Meldung abwirft oder in wichtigeren Fällen zur mündlichen Bericht erstattung landet.

So hat sich in engster Zusammenarbeit zwischen der Infanterie der Erde und der Infanterie der Luft ein neues Mittel ergeben, um die Kampfkraft des Heeres zu stärken, die Verluste herabzumindern und den Erfolg zu fördern. Schon manches Flugzeug der Infanteriefieger ist infolge der erhöhten Schwierigkeiten und Gefahren abgestürzt, von einer Böe erfasst oder gar von einem Wolltreffer eines Geschosses, das seinen Weg kreuzte, zu Boden geschleudert. Aber trotzdem sind die Flieger, die den Auftrag zur Infanterie-Unterstützung erhalten, stolz darauf, weil sie hier eine Gelegenheit haben, den bedrängten Kameraden zu helfen, wie es bei einer anderen Waffe dem Einzelnen kaum möglich ist.



Belohnungen im Kampfgebiet des Westens. Ein Granatentrichter. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Weltwende im Osten. Von Dr. Frhrn. von Maday.

Die Kriegsgegenwart steht im Sturmzeichen eines riesenhaften Weltmächtlerings, dessen Rimes von England und Frankreich über den Atlantischen Ozean zu Nord-, Mittel- und Südamerika zieht, von dort über die Gefilde der pazifischen Gewässer nach Ostasien, nach Japan und China, und von diesen Bollwerken aus wieder durch die sibirischen Ebenen nach Rußland sich erstreckt. Zu solcher ungetümmten, buntgediegenen Gestalt hat im Lauf des europäischen Völkerrings die Ententegegenseitigkeit von den einstmals bescheidenen Dreiverbandsanfängen sich ausgewachsen! Daß freilich die Waffe eines aufs Geratewohl und mit äußerlichen Druckmitteln zusammengepreßten Blocks keineswegs einer kleineren, aber wohlorganisierten Einheit überlegen ist, zeigt sich auch hier aufs neue. Der äußerlich erfolgreiche Aufbruch von Menschheitsaposteln der Farbe Wilsons gegen das teutonische Barbarentum hat dieses feinen Augenblick in seiner Siegerstellung erschüttern können; um so bedenklicher Miße zeigt sich schon jetzt der babylonische Bundesturm der Gegner, deren „Einheitsfront“ nach wie vor nur in Redensarten und Ruhmredigkeiten besteht. Worab die große russische Dampfwalze ist einstweilen außer Kriegsbetrieb, und welche weitere Lähmungsfolgen der Umsturz im Haus unseres östlichen Nachbarn haben wird, läßt sich einstweilen nicht absehen. Aber auch Japan, der Gebieter im fernöstlichen Ringteil des Ententetrusts, hat sich bisher beharrlich geweigert, in seinen bundesgenossenschaftlichen Hilfsdiensten über den Rahmen des Kriegslieferungsgeschäftes und die Vertretung seiner Machtinteressen hinauszugehen. Die „mongolische Sphinx“ schaut wieder einmal Europa mit rätselhaften Augen vieldeutigen Sinnes an. Aber wenn es zutage liegt, daß England in seiner Hoffnung, durch die rassenverräterische Wankelmüt mit Tokio die Krämpfe im ostasiatischen Spiel sich zu sichern, die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat, so ist nicht minder sicher, daß unsere Stellung zu den großen Zukunfts-Schicksalsfragen, die der ferne Osten der Alten Welt aufgibt, an vielen Schiefheiten und Irrtümern, die leicht verhängnisvoll werden können, krankt. Nachdem der Unmut über den japanischen Räuberanfall auf Tsingtau sich gelegt hatte, wurde bei uns sehr bald darauf hingewiesen, daß tiefere Gegensätze zwischen Deutschland und dem Mikadoreich nicht beständen, daß vielmehr die Möglichkeit einer Verständigung mit Tokio, vorab als Parade gegen Amerikas Drohungen, noch während des Krieges ins Auge zu fassen sei: eine Erwägung, die letztmals eine hervorleuchtende Rolle in der Carranzanote der Wilhelmstraße gespielt hat. Ja, solche Anbiederungsversuche, die bei den heute führenden japanischen Staatsmännern niemals auch nur andeutungsweise aufrichtige Gegenliebe gefunden haben, in der Presse des Mikadoreiches teils spöttisch zurückgewiesen, teils mit sehr zweideutigen Redensarten behandelt worden sind, gingen nachgerade an, als Ausfluß einer nüchternen „Realpolitik“, als glückliche Abwehr von früherer deutscher Empfindlichkeit zu gelten. In Wirklichkeit zeigt sich von Tag zu Tag deutlicher, daß damit lediglich zu einer erst recht wenig glücklichen, rein spekulativen Politik umgeschwenkt wurde, die die Figuren auf dem Schachbrett der Staatskunst lediglich nach taktischen Rücksichten hin- und herdrückt, nicht aber vom festen Standgrund der Untersuchung der zeitgeschichtlichen Krisenbildungen, der seelischen Kräfte und Stimmungen ausgeht, die das Zusammenleben der Völker, die Annäherungs- und Zerfesselungsstrebungen zwischen ihnen bestimmen. „Geh nach Haus und stich dir dein Fleisch“, statt daß du am Strom wandelst und dir Fische wünschst“, ist eine goldene chinesische Lebensweisheit und ein guter Wahnspruch für manchen europäischen Politiker.

Als Graf Mogi durch Seppuku sich entleibte, wurde für kurze Zeit sein dem Staat vermachtes Haus ein Wallfahrtsort des Volkes, das den Eroberer von Port Arthur zum Nationalhelden erhob. Sehr bald aber zeigte sich, daß der Zwed, den der General beim Selbstmord nach altem Samurairauch im Auge hatte, nicht erreichbar war. In Japan sollte ein unauslöschliches Warnungszeichen gegen einen verhängnisvollen Entwicklungsgang aufgerichtet werden, dessen weiterer Fortschritt nach der Auffassung des catonischen Feldherrn Staat und Vaterland über kurz oder lang ins Verderben reißen mußte: das Überwuchern von Luxus und Hochmut, der Tanz ums goldene Kalb, die sintende Ehrfurcht vor dem Schintoglauben und dem Tenno, die wahllose Aufnahme ausländischer Besitztümer von zweifelhaftem Wert, vorab der Volksherrschaftsgedanken mit ihrer Aufpeitschung der Massenleidenschaften, kurz, die Abkehr von den Ätären der Väter, die das Vaterland groß gemacht hatten. Indessen die Stimme des Bußpredigers, der sich ins Grab legt, verhallt erfahrungsgemäß meist ebenso schnell, wie die Kränze, die seine Ahnentafel schmücken, verblichen; nicht anders war der Lauf der Dinge im Land des Sonnenaufgangs. Mit dem Tod Katsurats schied der letzte große Führer, der das Erbe der „alten Staatsmänner“, eines Ito, Yamagata, Dajima, Matsukata betret

hatte, aus der Regierung Japans aus. Das Ministerium Duma-Kato, das folgte, war weder konservativ noch liberal, soweit es überhaupt Sinn und Bedeutung hat, diese recht behnbaren Firmenjubiläumsgesänge des europäischen Parteiwesens auf die durchaus fremdartigen politischen Lebensgehalte des Ostens anzuwenden, sondern ausgesprochen — großkapitalistisch. Die Zusammenlegung des 1915 neugewählten Reichstages wies deutlich genug darauf hin. Unter seinen 380 Mitgliedern zählte er nicht weniger als 106 Bergwerksbesitzer, Bantherrn, Großindustrielle und Großhändler; dazu kamen 94 Rechtsanwälte und Journalisten, die überwiegend nichts waren als Reisläufer und Knapen der Aristokratie vom Gelsack. Das parlamentarische Regierungssystem hat eben in Japan denselben Entwicklungsgang genommen wie in nur zu vielen abendländischen Demokratien, namentlich in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Mehr und mehr ist ihm von der Plutokratie ein feingepommes, kaum sichtbares, aber sehr festes und scharf zugelindes Beisseil um den Hals geworfen worden, wozu die sozialgeschichtlichen Grundlagen schon in der Tokugawazeit geschaffen wurden: damals bereits lebte der Bakufu in engster Verflechtung mit den Beschleppern, die den verschuldeten Adel vollkommen in der Hand hatten und mit ihm unter einer Decke spielten, um durch Handelsmonopolisierung und Lebensmittelcorners den Heimin, die misera contrabundus plebs, auszubeuten; und das berühmte japanische Panama von 1907/1908 bezengte scharfen Licht, daß die Epoche des Meidji das alte Ubel der sittenverderblichen Geschäftsgemeinschaften von Geld- und Geburtsadel, Beamtentum und Kaufmannschaft keineswegs zu beseitigen vermocht hatte, sondern lediglich in die der Neuzeit angepaßten Formen umbildete und auswuchern ließ. Der Goldstrom, der jetzt durch die Massenfertigung von Kriegsgüter nach Tokio geflossen ist, hat natürlich den Einfluß des Großkapitals noch mehr gesteigert, der demgemäß seit den neuen Frühlingswahlen dieses Jahres erst recht gebietend im Sattel sitzt.

Die moralische Stütze der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan war vorab der monarchische Gedanke, der Sinn für straffe, militärische Zucht, unabhängiges, pflichthartes Beamtentum, draconische Erziehung des Staatsbürgers, kurz für aristokratische Lebenshöchste, wie sie in beiden Ländern beheimatet waren: in solchem Sinn hat ein Katsura Deutsch seine zweite Mutterprache genannt und ist sein hervorragend tüchtiges zweites Ministerium — allerdings recht einseitig — als „deutsches Kabinett“ bezeichnet worden. Die Abkehr von diesen Idealen hat zwangsläufig auch den politischen Kurs von Berlin nach New York hingedreht. Zur Kennzeichnung dessen, wie sich der diplomatische Kuhhandel zwischen Sotoshiro und Washington auf kapitalistisch-händlerischer Grundlage entwickelt hat, genügen folgende Erinnerungen. Kaum ist, nach dem Ausbruch des Weltkriegs, bei der nordamerikanischen und mongolischen Vormacht der Hochbetrieb der Waffenindustrie im Gang, als der Stahlkönig Gary nach Yokohama reist, dort von dem Finanzmagnaten und Amerikanerfreund, dem greisen Baron Schibusawa, freundschaftlich empfangen und alsbald von der ganzen großkapitalistisch gefärbten Presse Tokios hochgefeiert wird. Darauf Gegenbesuch Schibusawas auf der Panama-Ausstellung, wo auf die glückliche Verständigung der beiden Vormächte in der Neuen und in der „ostasiatischen Welt“ weiter getauft wird. Gleichzeitiger Scheintrüdzug Rockefeller aus Schenji, um Tokio zu beweisen: Raum für alle hat die chinesische Erde! Alunmehr der große Wallstreet-Schlager: Erwerb von 3750 Kilometer Eisenbahnbau-Gerechtsame in allen Himmelsstrichen der Republik der Mitte durch die Firma Siemens und Carey, Werwahrungen Tokios gegen diesen Dollarhandelsreich, der vorab in Schantung und Fujien japanische Einflußgebiete bedrohte, und darauf der letzte Washingtoner Schachzug: der plötzliche Umfall des Herrn Streight, des Vertrauensmannes von Wilson und Vorstehers der asiatischen Abteilung der American International Corporation, der früher am schärfsten die japanfeindliche Richtung vertreten hatte, nunmehr aber aus dem Saulus ein Paulus wird und für brüderchaftliches Zusammenarbeiten bei allen chinesischen Unternehmungen sich einsetzt!

Was Japan heute mehr denn je dahin drängt, in die Hand Bruder Jonathans einzuschlagen, ist un schwer festzustellen. Trotz seinem äußerlich glänzenden Aufschwung hat es die alten, organischen Schwächen seines Wirtschaftskörpers keineswegs überwunden. Mit Ungetüm drängt es von der Stufe des Agrarstaats zum Rang eines Industriestaats empor. An Arbeitskräften dazu fehlt es ihm nicht, wohl aber an Rohstoffen; Kohle, Erze, eiserne Rohzeug und Galsfabrikate, chemische Erzeugnisse, Wolle und viele andere Dinge des täglichen Bedarfs muß es vom Ausland, und zwar zu immer höheren Preisen beziehen. Die Folge ist, daß das Leben ständig teurer wird, die Bezahlung der Arbeit aber auf dem alten Fuß der Hungerlöhne wie in der Zeit der Daimiowirt-

schaft stehen bleibt. Was nützt es also, volkswirtschaftlich gesehen, daß der Staat, dessen Außenhandel noch 1912 mit einem Kassium von 92 Millionen abschloß, für 1916 auf einen Überschuß von 871 Millionen zurückblickt und sogar in London als Gelddarleiher auftritt! Das Erbbübel des Raubbaus mit Menschenkräften frist weiter und weiter und scheint allein dadurch beseitigt werden zu können, daß Japan in China die fehlenden Quellen wirtschaftlicher Selbständigkeit sich sichert. Tokio hat gewiß nicht die ihm oft zugesprochene törichte Absicht, China gliedweise zu zerreißen und die abgetrennten Stücke sich gliedweise einzuverleiben. Sondern sein Programm ist: unter der Hülle des „ostasiatischen Kulturbundes“ China gleicherart einzudecken und unter seine Aufsicht zu bringen, wie es dem Yankee bei seinen allamerikanischen Plänen im Verhältnis zu den südlichen Schwesterrepubliken vor sich weht. Das aber ist, wie die Dinge heute liegen, kaum möglich ohne Anlehnung an Amerika mit seinen überlegenen kapitalistischen und technischen Hilfsmitteln. Hinzu kommt ein anderes, auf die gleiche Frontschwenkung hindrängendes diplomatisch-taktisches Motiv. Die russische Umwälzung hat die ganze Politik Tokios über den Haufen geworfen. Das zarische Reich kommt als Bundesgenosse, dessen Schwert in die Wagschale zu werfen ist, für absehbare Zeit nicht mehr in Betracht. Japan steht also, trotz dem fast märchenhaften Aufschwung seines militärischen und wirtschaftlichen Ansehens in Ostasien, neuerdings, wie so oft, vor der Gefahr der Vereinsamung um so mehr, als der offene Übertritt der Union ins Ententeager die angelsächsische Verbrüderung fester denn je geschmiedet hat. Auf der anderen Seite steht Wilson, der, entsprechend der presbyterianisch-moralischen doppelten Moral seines Vaterhauses, so trefflich Menschlichkeitsideologien mit Nützlichkeitssinn abzustimmen weiß und der sicherlich nicht systematisch auf den Krieg mit Deutschland hingearbeitet hätte, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich vorher den Rücken gegen Japan und damit halbwegs gegen Mexiko zu decken. Eben auf diesem Kurs aber stellte Wallstreet, das, wie sich heute deutlicher denn je zeigt, das maßgebliche Wort bei allen Entscheidungen in Washington spricht, sich geschlossen hinter den Präsidenten. Japan, so wurde immer wieder in den Sprachrohren der New Yorker Hochfinanz ausgeführt, sei nun einmal die gebietende Macht in Ostasien, deren militärischer Überlegenheit die Vereinigten Staaten nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen hätten, und die in ihren herrschenden Stellungen am Gelben Meer für Amerika völlig unangreifbar sei. Eine japanfeindliche Politik könne nur die doppelte unliebsame Wirkung haben, daß Tokio England und vor allem Rußland noch mehr als bisher in die Arme getrieben und daß es jede Gelegenheit ergreifen würde, um die Union auf den Philippinen, ihrem sonstigen pazifischen Kolonialbesitz, in Mexiko, Panama, Kalifornien und an den vielen reizempfindlichen Stellen, wo die gelbe Gefahr drohe, zu beunruhigen. Gehe man aber Schulter an Schulter mit dem Mikadoreich vor, so werde dennoch der Hauptgewinn aus dem chinesischen Geschäft, und zwar mit sehr viel geringerem Risiko, New York zufließen, da Tokio kapitalistisch auf Wallstreet angewiesen bleibe und viele Rohstoffe, große Mengen Halbfabrikate und die meisten Maschinen nach wie vor aus Amerika bezogen werden müssen; der beste Beweis für die Zweckmäßigkeit dieses Weges sei die Tatsache, daß der Handel der Vereinigten Staaten mit Japan schon jetzt denjenigen mit China weit übertreffe.

Nach allem muß es als unzweifelhaft gelten, daß, was in jüngster Zeit japanische Blätter offen, New Yorker Zei-

tungen zwischen den Zeilen deutlich lesbar vom Abschluß einer Übereinkunft zwischen den Vereinigten Staaten und Japan zur schiedlich-friedlichen Regelung der ostasiatisch-pazifischen Streitfragen angedeutet haben, nicht auf leeren Reporterphantasien beruht, sondern sehr reale Grundlagen hat. Zehn Jahre nach dem Abkommen zwischen England und Rußland, den Erbfeinden in Asien, vollzieht sich zwischen den geschichtlichen Gegnern auf dem pazifischen Kampffeld eine ähnliche Verständigung mit den gleichlaufenden Zwecken der Mattierung Deutschlands, und wenn jener Vertrag mit Recht als ein Meilenstein in der Entwicklung der großen Umwälzungen der Weltpolitik, die in der Katastrophe von 1914 ausmündeten, bezeichnet wurde, so wird dieser Verbrüderung — mag sie lediglich in der modernen Form der „unwritten liabilities“, oder als Geheimvertrag bestehen oder als förmlicher Staatsakt des späteren Abschlusses harren — von einer späteren Geschichtsschreibung gewiß keine geringere Bedeutung zugemessen werden. Und mag die ganze Wetterbildung im fernen Osten ihren Höhepunkt noch nicht erreicht haben und zur letzten Entscheidung nicht gereift sein, mag nach wie vor die Möglichkeit bestehen, daß die heute in Amerika so eifrig betriebenen Rüstungen sich später einmal gegen das Mikadoreich wenden, so wäre es doch töricht zu verkennen, daß einstweilen die Entwicklung der Krise durchaus und in allen Wendungen gegen Deutschland gerichtet ist. Wie 1907 England und Rußland den Iran aufteilten, so wird jetzt China der Erdroßelung durch zwei Wettbewerber preisgegeben, deren einer die militärische, der andere die kapitalistische Überlegenheit besitzt: Tokio befreit sich nicht nur von der Verpflichtung der Herausgabe Tientsins an Peking, sondern triumphiert auch endgültig mit seiner mongolischen Monroelehre über die amerikanische Haydottin, die Lanfing für ein Einjengericht verurteilt. Haß und blasser Neid gegen Deutschland ist hier wie dort die Triebfeder der Handelsgeschäfte auf dem Ententejahrmart der Betrüger und Betrogenen: Amerika gilt die offene Tür in Ostasien nichts mehr, wenn es nur im Bunde mit England die Milliarden retten kann, die es in Zerstörungswerkzeugen gegen die Mittelmächte angelegt hat, und Japan läßt lieber den Yankee finanziellen Mitgenießer bei der Ausräuberung des Reiches der Mitte sein, als daß es den Deutschen neben sich duldet, dessen Überlegenheit als Kulturpionier es weit mehr als den Amerikaner fürchtete und von dem es weiß, daß ihm die beschworene Unverletzlichkeit Chinas nicht verkäuflich sein kann. Aber große, in den Tiefen jahrtausendelanger Geschichte und altüberlieferten gesellschaftlichem und kultursittlichem Gemeinbürgschaftsgefühl verankerte Staaten vom Gepräge Chinas mögen wohl zeitlich der Ohnmacht verfallen, erholen sich aber von solchen Schwächeanfällen immer wieder, ihre Gegner überraschend und deren Leitseil abschüttelnd, vermöge der natürlichen und nicht zu entwurzelnden körperlichen, politischen und moralischen Innenträfte. Das als kranker Mann verpötte osmanische Reich ist ein lautredendes Zeugnis dessen, und das mongolische Reich, aus dessen reichen Quellgründen Japan alle seine Kultur geschöpft hat, wird aller Voraussicht nach in gemessener Zeit und — hoffentlich! — in Stütze auf dieselben Machthilfen, die die Türkei wieder zu gebietender Macht emporgehoben haben, ein neues Beispiel dieser Wahrheit werden. Noch ist das letzte Wort über Persien, das einstmal blühende und gewaltige Achämenidenreich, nicht gesprochen, noch weniger über China; damit gilt aber auch vom Wurfelfall über Deutschlands Stellung auf dem ostasiatischen Kampfplatz: *Judicium nostrum adhuc superest!*

Schwur der Heimat. Von Ferdinand Zachie.

Betgloden rufen es weit ins Land:
Nun nehmt eure Kinder bei der Hand,
Nun laßt Senje und Hammer,
Nun laßt Werkstat und Kammer
Und tretet dicht zu Haus!

Hebet empor den Arm zum Licht,
Seht euch ernst und tief ins Gesicht
Und schwört den Schwur:
Wir gingen drei Jahre durch heilige Not,
Sie schlugen mit tausendfachem Tod
Nach unfrem frommen Frieden ...
Da ist wie Sturmwind über Nacht
Lohende Liebe zur Heimat erwacht,
Heilige lohende Liebe ...

Herrgott, du gabst uns Stahl und Blut
Zu schützen unser ehrliches Gut.
Sie warfen den Hunger in das Land,
Wir zwangen ihn mit fester Hand;
Drei Jahre in lodernden Flammen —
So schmiedete Gott uns zusammen!

Nun schreiten wir durch das eiserne Tor,
Des vierten Jahres zum Frieden empor,
Zum sieggetragenen Frieden! ...
Hebet die Hände hoch zum Licht,
Ihr Alten und Jungen, dicht an dicht:
Sie werden uns nie bezwingen!
Schwört den Schwur für Freiheit und Recht,
Wir sind das gesunde und starke Geschlecht,
So wahr ein Gott im Himmel!



Barneton. Zeichnung von Professor Ferdinand Spiegel.

Aus dem Mappenwerk 1914/15 von Fritz Esler und Ferdinand Spiegel, Verlag der Vereinigten Kunstinstitute A.G. vorm. Otto Trostsch, Berlin-Schöneberg.

Der Godel. Skizze von Rudolf Greinz.

Der Godel vom Knollenbauer sollte eigentlich schon längst verzehrt sein. Seit mehr als einem Jahr schon. Trotzdem lebte er immer noch. Vielleicht, weil man sich noch nie recht über die Art seiner Zubereitung hatte entscheiden können. Vielleicht auch, weil der alte Knollenbauer eine besondere Vorliebe für das Vieh hatte und sich nicht entschließen konnte, ihm den Garaus machen zu lassen.

Schon mehrere Male war es dem Godel nahegefallen. Als die beiden Buab'n vom Knollenbauer einrücken mußten in den großen Krieg, da sollte der Godel als ein Abschiedsbraten aufgetischt werden. Der alte Knollenbauer ließ es jedoch nicht zu. Ein anderes Bratele täte es auch, meinte er.

So blieb der Godel am Leben, wurde älter und zäher. Die Lies, eine entfernte Basl, die dem Bauer nach dem Tode seines Weibes die Wirtschaft führte, hatte schon mehrfache Vorschläge wegen dem Godel gemacht. Einmal war sie für das Sieden, das andere Mal für das Beizen und dann gar dafür, den Godel recht knusperig in Butter herauszubaden. Der alte Knollenbauer konnte sich aber mit keiner Art befreunden.

Den Godel berührte das weiter nicht. Er ließ alle diese Pläne mit philosophischem Gleichmut über sich ergehen. Er duldete auch verschiedene damit verbundene Untersuchungen, die an seinem Körper vorgenommen wurden, um festzustellen, ob er wohl recht „foast“ sei oder ob er am Ende gar magerer geworden wäre.

Geraume Zeit hatte der Godel jetzt überhaupt seine Ruhe gehabt, nachdem er als Kriegsbratel nicht geschlachtet worden war und nachdem auch die andern Umschläge auf sein Leben von dem alten Knollenbauer abgewiesen worden waren. Als der Krieg aber schon übers Jahr gedauert hatte, meinte die Lies in der Adventzeit doch ernstlich, wie es wäre, wenn sie dem Bauer den Godel auf den Christtag richten würde. Eingemacht und mit Polenta,

„Er wird sonst so zack, daß er völlig nimmer zu heißen ist!“ sagte die Lies in ihrer mürrischen Weise.

„Daß du den Godel mit Fried!“ versetzte der alte Knollenbauer. „Zack hin oder zack her! Die alten Weiber werden aa zack! Und dös wia!“

„Bauer, daß du dö schiachen Reden gar nit lassen kannst!“ leiste die Lies beleidigt.

„I red', wia i mag!“ stellte der Knollenbauer fest und ging aus der Stub'n in den Stall, um nach dem Vieh zu sehen.

Es war recht einsam geworden auf dem Knollenhof. Besonders lebhaft war es da ja nie hergegangen. Wie es halt auf einem Einödhof ist.

Weit drinnen im Brandenberger Tal und hoch droben am Berg lag der Knollenhof. Fünf Kinder hatte der Knollenbauer, und kein einziges war mehr daheim. Die drei Mabeln hatten geheiratet, und die beiden Buab'n waren dem Rufe des Kaisers gefolgt. Auch der Knecht beim Knollenbauer hatte schon vor ein paar Monaten zum Landsturm einrücken müssen.

Einen neuen Knecht wollte sich der Knollenbauer nicht mehr anstellen. Mit einem alten Kracher war ihm nicht geholfen, meinte er. Und jüngere waren keine mehr um die Wege, höchstens bresthafte, und die konnte er auch nicht brauchen. So beschloß der Knollenbauer, alles mit der Lies allein zu schaffen. Es gab saure Arbeit, aber es mußte eben gehen.

Der Knollenbauer war trotz seiner vorgerückten Jahre noch gut beim Zeug. Breitschultrig, knochig, unterseht und kurzstohig, mit einem Glatkopf und das Gesicht voll grauer Barstoppeln. Und die Lies, die war auch

eine „Zack“. Umsonst hatte sie der Bauer nicht mit dem Godel in einen wenig schmeichelhaften Vergleich gebracht. Jaundär war die Lies und hager und nicht besonders groß. Aber arbeiten konnte sie für zwei. Schimpfte wohl dabei. Das heirrte den Bauer jedoch wenig. Wenn die Arbeit nur geschah.

So kamen die beiden alten Leut' auf dem Hof ganz gut miteinander zu fahren. Der Bauer hätte sich kein anderes Leben gewünscht, wenn die Sorge um die beiden Buab'n nicht gewesen wäre, von denen er oft recht lange nichts hörte. Mit Gottes Hilfe war es aber immer noch gegangen, und war den beiden Buab'n vom Knollenbauer nichts Schlimmes widerfahren.

Da war der Bauer dem Herrgott schon recht dankbar dafür. Und wenn der Krieg bald aus würde und die Buab'n wieder heimkämen, dann könnte man vielleicht doch einmal den Godel braten, hatte der Bauer schon manchmal bei sich selber überlegt. Die Lies hatte dann allerdings in ihrer boshaften Weise gemeint, mit dem zacken Godel könnte der Bauer am Ende gar die Buab'n vom Hof vertreiben, daß die vielleicht lieber wieder in den Krieg zögen, als sich an dem alten „Wistkrager“ die Zähne auszubeißen.

So war es Weihnachten geworden, und der Godel krähte noch immer am Knollenhof. Ein bißel heiser war er in der letzten Zeit geworden. Wenigstens erschien es dem Knollenbauer so. Aber daran mochte wohl der strenge Winter schuld sein.

Der Weihnachtsabend war herangekommen. In der Nacht machte sich der alte Knollenbauer auf den Weg nach Brandenburg zur Christmette. Die Lies mußte daheimbleiben, um den Hof zu hüten.

Der Bauer hatte eine mächtige Rienspannfackel mitgenommen, damit er über die eisigen Pfade von seinem Hof hinunter zur Kirche fand. Die brennende Fackel trachte und knisterte, und wenn sie auszugehen drohte, dann schwang sie der Knollenbauer kräftig im Kreise durch die schneidig kalte Winterluft, bis das harzhaltige Holz wieder hell aufloderte. Sein „Rentel“ war nicht das einzige Licht, das in der heiligen Nacht zu Tal wanderte. Überall von den Höhen her waren solche einsamen Lichter zu sehen, die alle dem gleichen Ziele zustrebten. Wie Sterne glitten sie über die schneeigen Halben und Höhen. Immer tiefer wanderten sie durch das Schweigen der Nacht.

Droben wölbte sich ein sternheller Himmel über dem Tal. Der Schnee knirschte unter den Füßen des Bauern. In der Höhe rauschte der kalte Wind. Sonst kein Laut ringsum. Es war so schweigsam und friedlich, als ob es keinen Krieg geben würde in der Welt.

Drunten in der Brandenberger Kirche merkte man es aber doch recht arg, daß es einen Krieg gab. Wo waren die jungen Burschen hingekommen und auch die g'standen Männer? ... Fast lauter Weiber und alte Grauschädel und Glatköpfe, wie der Knollenbauer einer war, sah man in der Kirche.

Es war aber schier noch feierlicher als sonst. Die Orgel vom Chor klang fast noch gewaltiger, und die vielen Kerzen am Hochaltar flimmerten und leuchteten, als ob ihr Schimmer noch eindringlicher die heilige Nacht verkünden wollte, als es in Friedenszeiten der Fall war. Und das Gebet der versammelten Gemeinde, all derer, die daheimgeblieben waren, hatte mehr Ernst und Tiefe und Inbrunst.

Heute fühlten sie mehr als sonst die Heiligkeit der Verkündigung von dem Frieden auf Erden. Mehr als sonst, da sie den Frieden noch befehlen hatten. Und sie beteten – beteten mit gefalteten Händen aus abgegrif-

fenen Bäckern, indes auf den Kirchenstühlen die Lichtlein der Wachsstöcke glommen und der Geruch des träufelnden Wachs sich mit dem Weihrauch vermischte.

Sie beteten für die Lebendigen und die Toten. Hatten für so manchen Toten zu beten, der nimmer wiederkehren würde in das einsame Tiroler Tal, der weit draußen in der Fremde begraben lag auf blutiger Walfahrt. Und beteten für die Lebendigen mit zagenen Herzen, daß der Heiland und die liebe Muttergottes ihre schützenden Hände über sie breiten und sie heimgeleiten möchten in den Frieden ihrer Berge.

Hier war der Friede. Hier in dem geweihten Raum, wo sie alle getauft worden waren, wo die Verstorbenen eingesegnet worden waren, um in der heimatischen Erde ihre ewige Ruhe zu finden, wo Mann und Weib den Bund fürs Leben geschlossen hatten, wo sie dem Priester an Gottes Statt ihre Sünden gebeichtet hatten und losgesprochen worden waren. Hier hauste der Friede, und niemand konnte ihn stören.

Der Friede glänzte aus den Kerzen am Altar und flog über die

vergoldeten Rahmen der Heiligenbilder. Er woh in den alten Kirchenfahnen und rauschte hernieder vom Chor aus den mächtigen Tönen der Orgel und aus den lieblichen Melodien der ergreifenden Weihnachtslieder.

Dort oben sangen helle Stimmen von Mädchen und Frauen, ungeschulte, andächtige Stimmen vom Jesuskind in der Krippe und vom Stern aus dem Morgenland. Die Stimmen der Männer und Burschen fehlten. Die waren draußen, weit draußen in der Welt zum Schlachtgeschrei geworden.

Der Friede der Bergkirche strahlte aus den erleuchteten Fenstern hinaus in die Stille der heiligen Nacht. Und die im Freien verhallenden Töne der Orgel und des Gesanges vermischten sich mit dem Wehen des Windes und flogen hoch hinauf gegen den nächtlichen Sternenhimmel, um die Sehnsucht nach Frieden zu künden bis zum Throne des Höchsten.

Der alte Kurat stand droben auf der Kanzel und hielt die Weihnachtspredigt. Auch er sprach vom Frieden auf Erden, der allen Menschen beschieden sei, die eines guten Willens sind. Und er sprach von der Geißel des Krieges, die nach Gottes ewigem Ratsschluß die Menschheit heimgesucht hatte. Sprach von all den Tapfern, die draußen standen, um für den Frieden des heimatischen Herdes zu ringen, die ihr Leben hingaben für das Wohl des Vaterlandes.

Er sprach schon mit recht zittriger Stimme, der alte Herr Kurat. Aber seine Worte gingen deswegen doch zum Herzen. Und da der geistliche Herr der tapferen Söhne des Tales gedachte, da faltete der Knollenbauer

in seinem Bestuhl drunten ganz besonders kräftig seine klobigen Arbeitsfäuste und sandte ein heißes Gebetlein für seine beiden Buab'n zum Himmel empor.

Von den tapferen Söhnen des Tales sprach der Herr Kurat und wie es ihnen zu danken sei, daß die Heimat von der furchtbaren Heimsuchung der Kriegsgeißel verschont geblieben sei. Wie da jeder, der draußen stünde im Feld, ein Wächter sei für Stadt und Land, für Berg und Tal. Und wie aus der blutigen Saat doch endlich wieder der Friede ersprießen müsse auf Erden. Und darum wollten sie beten, inbrünstig beten, mit aufgehobenen Händen beten und wollten geloben, sich des neuen Friedens recht würdig zu erweisen, wenn Gott ihn wieder erstehen ließe auf Erden.

Manches unterdrückte Schluchzen ließ sich vernehmen unter der andächtigen Gemeinde, besonders in den Reihen der Weiber. Waren ja da wenige, die nicht einen Verlust zu beklagen hatten, und niemand, der nicht bangte, daß die Kriegsgeißel jeden Tag aus seiner nächsten Verwandtschaft ein Opfer fordern könnte. Auch der alte

Knollenbauer hatte sich einmal verstohlen mit dem Rockärmel über die Augen gewischt.

Schon hatte er gepredigt, der alte Herr Kurat. Er war ja mit seiner Gemeinde und mitten unter ihr alt geworden und hatte sich immer mit allen recht gut verstanden. Darum vermochte er es auch, ihnen zu Herzen zu reden, mit

schlichten, schier evangelischen Worten, die sie

alle fassen konnten und die ihnen nachhallten in ihrem Innern.

Sie hallten auch dem Knollenbauer nach, als die Christmette zu Ende war und er mit dem brennenden „Rentel“ wieder den Weg in die Höhe suchte. Langsam, mit dem wuchtigen Schritt des Berglers ging er fürbaß immer aufwärts. Es machte ihn schon doch etwas schnaufen, den Knollenbauer, über die vereisten Wege, wo man jeden Schritt wohl überlegen mußte, wenn man nicht alle Bitt-für-uns hinfugeln oder gar den einen oder andern der steifen Haxen brechen wollte.

Es hatte leise zu schneien begonnen. Der alte Knollenbauer dachte im Aufwärtssteigen noch immer über die Predigt des hochwürdigen Herrn Kuraten nach. Er hatte Muße und Zeit zum Nachdenken; denn es war fast drei Stunden, bis er seinen Hof wieder erreichen konnte. Er dachte tief nach, der Bauer, und kam endlich zu manchen anderen Schlüssen, als sie ursprünglich in der Weihnachtspredigt gelegen waren.

Mit der Zeit fing er mit sich selber zu reden an, wie er das gewohnt war, wenn ihn eine Sache ganz besonders fannieren machte. Und sprach also, während er stieg und die Rienspannfackel schwang, daß sie ihm nicht



Aus Etland. Zeichnung von Prof. Gregor von Bochmann. (Ausstellung 1917 im Kunstpalast zu Düsseldorf.)



82 Tiroler Standschütze. Zeichnung von Karl Hand.

erlöschen sollte . . . „Schian hat er predigt, der Hochwürdige . . . schian . . . aber mit'm Predigen wird loa Fried' nit auf Erden . . . wird loa Fried' nit . . .“

Eine Weile stieg der Bauer wieder schweigsam in die Höhe. Der Schnee trieb ihm in nassen Flocken ums Gesicht . . . „Wird loa Fried' nit . . . Geben loa Ruach' nit d's Hölltuifl, d's gottlosen, d's Hölltuifl, d's wallischen . . . und d's andern Himmelherrgottssakra, d's verflixten, d's der höllische Schürmoaster in der Luft braten soll . . . ja in der Luft braten . . . d's Sakra!“

Plötzlich bekreuzigte sich der alte Knollenbauer ganz erschrocken . . . „Sakra! Sakra!“ murmelte er vor sich hin. „Gott verzeih' mir die Sünd!“ Es war ihm auf einmal zum Bewußtsein gekommen, daß er ja in der heiligen Weihnacht fluchte wie der schlimmste Heid. „Soll der Mensch aa nit fluchet werden!“ fuhr er fort . . . „Über 's Predigen alloan nuht nix . . . Kriag muas g'führt werden, daß wieder a Fried' wird auf Erden . . . Kämpfen und bluten müassn wir alle um den Frieden auf Erden. Hat's guat g'moant, der Herr Kurat; aber was kümmern si d's wallischen Tuifl drum . . .“

Der Bauer schluckte ein paar kräftige Flüche hinter, die ihm wieder auf der Zunge lagen. Unter all dem Simmieren war er endlich bis zu seinem Hof gekommen. Er stieß den Kettel in den Schnee, daß er verlöschte. Dann tastete er sich nach seiner Schlafkammer.

Dunkel und kalt war es da drinnen. In der Frühe war gewöhnlich das Waschwasser im Krug gefroren. Dann ging der Bauer eben zum Brunnen vor dem Hof und wusch sich dort. War abgehärtet der Bauer und noch gut beim Zeug.

Als er unter die dicke Bettuchent gekrochen war, dachte er noch immer bei sich nach über die Predigt. Und daß sie es denen draußen zu danken hätten, wenn die Heimat von der Kriegsgeißel verschont geblieben wäre. War noch gut beim Zeug, der Bauer. Darüber begann er immer eifriger nachzudenken. Und je mehr in den Krieg zogen, um so eher würde es wieder Frieden werden auf Erden. Und desto mehr hätte man zu danken allen denen, die da draußen standen zum Heile des Vaterlandes.

Wälzte sich in seinem Bett herum, der alte Knollenbauer, und konnte in der heiligen Weihnacht den Schlaf nicht finden. War noch gut beim Zeug. Warum sollten sie ihm nichts zu danken haben? Standen seine beiden Buab'n draußen, konnte er es schließlich mit seinen alten Knochen auch noch versuchen.

Was, alte Knochen! War noch gut beim Zeug, der Knollenbauer. Wollte sich den alten Kracher nicht nachsagen lassen. Ging einmal mit dem Frieden auf Erden nicht ohne den Krieg. Da mochte der Herr Kurat noch so schön predigen.

Was aber aus dem Knollenhof werden sollte, wenn er jetzt auch in den Krieg zöge, um für den Frieden auf Erden zu kämpfen, simuliert der Bauer für sich selber. Ob das die Lies „ermachen“ würde? Vielleicht könnte er ein Knechtel einstellen, einen halbwichigen Buab'n, den sie zum Militär noch nicht gebrauchen konnten. Für die Bauernarbeit war er ja gut genug. Würde freilich nicht so gehen, als wenn er selber überall zum Rechten schaute. Aber er wollte der Lies schon gehörig einheizen. Und sie war ja „a brav's und a treu's Leut, wenn sie auch ihre Mucken und Sektien hatte!“

Der Hof würde nicht zugrunde gehen. Und dann würde ja der Friede auf Erden eher kommen, wenn mehr in den Krieg zögen, daß man den wallischen Tuifeln und den andern Höllsakras gehörig an die Gurgel fahren konnte. Was aber aus dem Godel werden sollte, fiel da auf einmal dem Bauern ein. Ob er doch nicht gar zu alt und zu zach würde, bis der Knollenbauer den Frieden auf Erden fertig erkämpft hätte?

Der Godel ging ihm nun, wie er so schlaflos unter seiner warmen Tuchent lag, gar nicht mehr aus dem Kopf. Am Ende schlachteten sie den Godel doch, wenn er nicht mehr daheim war und fraßen ihn auf, die Lies und das Knechtel.

Den Bauern erfaßte plötzlich ein gewaltiger Geiz und Meid wegen des Godels. Denn schließlich hatte ihn der Godelbraten doch schon öfters gewaltig angesehen, und waren alle die verschiedenen Vorschläge zur Zubereitung des Godels nicht spurlos an ihm vorbeigegangen. Jetzt, da er sich mit dem Plane trug, auch für den Frieden kämpfen zu gehen, begann ihm auf einmal der Mund nach dem Godel zu wässern. —

Der kalte Morgen des Christitages dämmerte zu dem kleinen und vergitterten Kammerfenster herein, als der Knollenbauer sich notdürftig anzog, die hölzernen Stallschuhe über die nackten Füße streifte und mit einem verbissenen Gesicht nach dem Stall wanderte. Er war nun fest entschlossen, sich den Godel zum Christtag braten zu lassen, wenn er schon doch davon sollte.

Denn der Lies und dem Knechtel gönnte er ihn nicht. Die hätten den Bauer höchstens hinter seinem Rücken ausgelacht.

Ging in den Stall, der Knollenbauer. Mit einem raschen Griff hatte er den wild flatternden Godel aus der Steige gezerrt. Mit einem zweiten Griff packte er ein scharfgeschliffenes Beil, legte den Godel über den Hackstock und hieb ihm blitschnell den Kopf ab. So . . . jetzt sollten ihn die Lies und das Knechtel nur fressen!

Hatte noch nicht einmal ein Knechtel und war ihm doch um den Godel neidig.

Also leitete der alte Knollenbauer am Christmorgen den Frieden auf Erden ein. —

Als die Lies aufgestanden war, um die Brennsupp'n zu kochen, da brachte ihr der Bauer den toten Godel in die Kuchel.

„Jessas, der Bauer ist narrisch worden!“ zeierte die Lies und sah mit entsetzten Blicken auf den Knollenbauer.

„Bist schon du narrisch!“ knurrte der Bauer. „So, den Godel tuast mir ja heut auf Mittag braten zu an guat'n Abschied und damit a Fried' wird auf Erden!“

Als der Bauer seiner alten Haushälterin erklärte, daß er jetzt auch in den Krieg ziehen, zuvor aber den Godel essen wolle, weil er ihn niemand anderem vergönne, da glaubte die Lies erst recht, daß der Bauer ein Radel zuviel im Oberstübel habe und begann heimlich für ihn zu beten.

Deswegen richtete sie den Godel aber doch recht schmackvoll her, mit einer schmalzigen Brühe und mit Wassernocken dazu. Denn vom Polenta wollte der Bauer nichts mehr wissen. Das sei „a wallische Kost, a verhölltuifelte“.

Ließ sich den Godel weidlich schmecken, der alte Knollenbauer. Trank auch „a Lackele Wein“ dazu, das er noch im Keller hatte. Dann machte er sich am späten Nachmittag auf den Weg, um mit in den Krieg zu ziehen, hatte einen schweren Rucksack aufgepackt und einen alten Vorderlader umgehangen, der noch von Großvaters Zeiten im Hause war.

Die Lies nötigte dem Bauern einen Rosenkranz, ein geweihtes Amulett und eine große Flaische Enzianschnaps auf, damit für Leib und Seele gesorgt sei. Dann nahm sie heulend von ihm Abschied. Im Grunde ihrer Seele war sie doch fest davon überzeugt, daß der Bauer verrückt worden sei. Alles wegen dem verflixten Krieg. Was der noch alles anstiftete! . . .

Die schönsten Federn vom Godel hatte sich der Knollenbauer auf den Hut gesteckt, und die wackelten nun recht fest im Winde, während der Bauer von seinem Hofe zu Tal stieg. Noch lange sah die alte Lies die Godel-

federn wackeln, als der Bauer auf dem steilen Bergsteig schon verschwunden war. —

Blieb nicht lange aus, der Knollenbauer. Am dritten Tage nach seinem Abschied war er wieder daheim auf seinem Hofe.

Sie wollten ihn nicht mitkämpfen lassen um den Frieden auf Erden trotz schneidiger Godelfedern und trotz Vorderlader. Schön gedankt hatten sie ihm und gelobt hatten sie ihn und hatten ihm gesagt, daß man seinen Patriotismus wohl zu schätzen wisse, aber mit dem „gut bei Zeug sein“, da habe es halt doch einen Haken. Und wenn er schon seine beiden Söhne im Felde habe, so möge er doch gescheiter auf seinem Hofe bleiben und ihn bewirtschaften. Das sei auch ein Kampf für den Frieden auf Erden, der Kampf der Daheimgebliebenen, die die Scholle zu hüten hätten, auf daß sie wieder Frucht trüge. Abgeklopft und abgehört hatten sie ihn und ihm schließlich erklärt, daß er zum Dienst mit der Waffe nicht mehr tauglich wäre. Recht schön hätten sie mit ihm geredet. Das mußte der Knollenbauer schon sagen.

Die Lies jedoch stellte fest, daß noch nicht alle Menschen auf Erden so verrückt seien wie der Bauer. Am Knollenhof hatte aber der Frieden auf Erden gerade um Weihnachten, wo er am eindringlichsten gepredigt wird, doch ein blutiges Opfer gefordert. Und das war der Godel.



Artilleriebeobachter im hohen Felsgebirge Aufnahme des Welt-Press-Photo, Wien

Die Bedeutung des täglichen Brotes ist unserem Volke noch niemals so eindringlich zum Bewußtsein gekommen wie in der jetzigen Zeit, der Zeit der Brot- und Mehlsorten. Jetzt erst ist das Gebot: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ in seiner ganzen schlichten Größe und Heiligkeit erkannt worden, jetzt erst wird nicht nur den Armen, sondern auch den bemittelten Kreisen der ganze große Wert des Brotes klar, und man denkt jetzt mit bedauerndem Staunen darüber nach, wie sehr in früheren, friedlichen Zeiten oft dieses kostbare Gut verschwendet worden ist und wie wenig es geachtet wurde. Bei uns Deutschen hat der Begriff des Brotes immer eine tiefe und weitgehende Bedeutung gehabt, so daß wir sinnbildlich sogar unsere ganze Existenz auf das Brot gegründet haben, denn „sein Brot haben“ heißt leben können. Wir haben auch das Wort vielfach übertragen, denn wir verzehren unser Mittag- und Abendbrot, wenn auch dabei das Brot gar nicht vertreten zu sein braucht, wir treiben ein Brotstudium und bekommen „ein gutes Brot“, d. h. wir haben ein gesichertes Einkommen, ja, wir sprechen sogar von Brotneid, den jemand gegen besser gestellte Mitmenschen haben kann.

Unsere Kenntnis von dem Wert und der Nährkraft des Brotes ist zwar schon alt, aber die Kriegszeit hat diese Kenntnis erst zur vollen Verwertung gebracht; erst jetzt sind wir dazu übergegangen, ein in jeder Hinsicht vollwertiges Brot zu bereiten, das nicht nur, wie bisher meistens, den Ansprüchen an Wohlgeschmack genügt, sondern auch in höchstem Maße die im Brot enthaltenen Nährstoffe ausnützt. Und dieses neu-entstandene Brot, das aber auf keinen Fall mit dem durch allerlei Zutaten gestreckten Kriegsbrot verwechselt werden darf, wird auch in Zukunft, wenn die Friedensglocken wieder läuten, zu unserem Hauptnahrungsmittel werden, so daß wir also sagen dürfen, daß das Brot der Zukunft im jetzigen Weltkriege geboren worden ist.

Das Getreidekorn, das zu Mehl vermahlen wird, besteht aus einer holzfaserhaltigen Hülle und dem Kern, der in seiner Hauptmasse Stärke enthält. Unter dem Mikroskop zeigt sich die äußere Hülle aus drei verschiedenen Schichten zusammengeleget: eine äußerste Schicht, die aus drei untereinander gelegten Reihen länglicher Zellen besteht, einer zweiten, darunter liegenden feineren Schicht aus nur einer Reihe kleiner Zellen und einer dritten innersten Schicht aus großen vier-eckigen Zellen. Diese letztere enthält nun in reichstem Maße den sogenannten Kleber, den eigentlichen Träger des Eiweißes, während die beiden anderen Hüllschichten außer dem Kleber noch zahlreiche Faserstoffe haben. Denn während die äußerste Schicht nur 3–4% Kleber besitzt, hat die innerste 15–20%. Der Kleber ist aber für unsere Ernährung neben der Stärke des Kernes ein außerordentlich wichtiger Bestandteil, um so mehr, da er außer dem Eiweiß noch andere notwendige Elemente wie Phosphor, Kalium, Kalzium, Magnesium, Chlor und Eisen enthält, die in dem Stärkemehl des Kernes nur in sehr geringen Mengen vorhanden sind. Weizen und Roggen sind am reichsten an Kleber. Im Weizenkorn sind 12,20–22% Kleber, 62,50–67,20% Stärkemehl, 14–30% Holzfaser und 0,66–3,13% Asche, also anorganische Bestandteile. Im Roggenkorn sind: 11,90–18,70% Kleber, 45,20 bis 60,90% Stärkemehl, 24,50–35,70% Holzfaser und 1,07 bis 2,43% Asche.

Da nun in den äußeren Schichten des Kernes, also der Kleie, viel mehr Eiweißstoffe und Nährsalze enthalten sind, als im Kern des Kernes, so ergibt sich daraus ohne weiteres der geringere Wert des Mehles beim Fehlen der Kleie, das heißt mit anderen Worten, je feiner und weißer das Mehl ist, desto geringeren Nährwert hat es. In einem Kilo Weizen- oder Roggenkorn sind 21 Gramm, also 21% Nährsalze, die hauptsächlich aus Verbindungen von Phosphorsäure, Kalzium, Kalzium und Eisen bestehen, und zwar im Weizen 8,94% Phosphorsäure und im Roggen 5,65%. Im feinsten Weizenmehl, dem sogenannten Auszugsmehl, sind aber nur noch 5,5% Nährsalze und darin nur 2% Phosphorsäure zu finden, dieses Mehl hat also 15% Nährsalze und darunter 6% Phosphorsäure eingebüßt. In dem nicht so feinen Weizenmehl zweiter Sorte sind 6,5% Nährsalze mit 2,5% Phosphorsäure und im Roggenmehl 13% Nährsalze mit 3% Phosphorsäure, also 7,65% Nährsalze weniger als in dem Roggenmehl mit Kleie. Daraus folgert ganz von selbst, daß je schwärzer das Mehl ist, also je mehr Kleie es enthält, desto mehr Eiweißstoffe und Nährsalze in ihm vorhanden sind. Auf diese Zusammensetzung des Mehles ist aber bis jetzt viel zu wenig Rücksicht genommen worden, denn das Mehl wurde fast ausschließlich nach Aussehen und Geschmack ausgewählt, und so kam es, daß es beim Weizenmehl nach dem Grade der Feinheit, d. h. nach dem Fehlen der Kleie, sieben oder acht Sorten gab und beim Roggenmehl vier bis fünf Sorten, die hinsichtlich der Farbe, des Geschmacks, der Gärungs- und Backfähigkeit wesentlich voneinander abwichen. Daß aber ein Brot, das lediglich aus Erzeugnissen des

Geschmacksinnes hergestellt wurde, für die Ernährung des Organismus schädliche Folgen haben mußte, ist zwar selbstverständlich, wurde aber trotzdem nicht geändert. Durch das aus den feinen, weißen Mehlsorten gebadene Brot, dem vielgerühmten feinen Weißbrot, wurden dem Körper zu wenig Eiweiß- und Mineralstoffe, aber zu viel Wärme erzeugende und Fett bildende Stoffe zugeführt, woraus bei ausschließlicher Genuß nur dieses Brotes auf die Dauer Magenstörungen, besonders träge Verdauung entstanden. Denn da das feine Brot leicht verdaulich ist, wurden die Verdauungsorgane nicht genug angeregt. Außerdem hat aber dieses feine Mehl auch sehr wenig der für unseren Körper unbedingt nötigen Enzyme, deren Bedeutung man erst in neuester Zeit erkannt hat, weshalb man sie direkt „Lebensstoffe“ nannte. In der Kleie sind aber außer Eiweiß und Nährsalzen auch die Enzyme in reichem Maße vorhanden, wenn wir daher bis jetzt die Kleie meistens als Viehfutter verwendeten, so gaben wir eben das Beste des Kernes den Tieren.

Zahlreiche Versuche haben nun ergeben, daß aber auch die einseitige Ernährung mit schwarzem Brot, das also aus Mehl mit aller Kleie besteht, der Gesundheit nicht zuträglich ist, sondern zu Verdauungsstörungen führt infolge der reichlichen unverdaulichen Holzfaserstoffe. Sich nur von Pumpernickel oder Schrotbrot zu ernähren, ist also ebenso verfehlt, als wenn man nur feinstes Weizenbrot essen wollte; am besten und zuträglichsten ist eine Mischung beider. In den Gegenden unseres Vaterlandes, in denen neben dem Schwarzbrot noch weißes Brot gegessen wird, wie z. B. in Westfalen und Rheinland Pumpernickel mit Weißbrot, ist die Broternährung am zuträglichsten. Durch das Brot eines Weizenmehles aus dunklen und weißen Mehlen, dem also viel mehr aufgeschlossene Kleie zugefügt wird als dem feinsten Weizenmehl, wird der ganze Verdauungsprozeß stärker, die Organe der Verdauung werden dadurch zur Tätigkeit angeregt und gestärkt. Und dieses Brot wird das Brot der Zukunft sein, das dem Volke nicht nur eine geschmackvolle, sondern auch eine den Bedürfnissen des Kraft- und Stoffwechsels genügende Nahrung gibt.

So wichtig wie die Zusammenlegung des zu Brot verarbeiteten Mehles ist aber auch die Herstellung des Brotes, denn seine Verdaulichkeit beruht zum größten Teil darauf, daß die Stärke aufgeschlossen, das heißt mechanisch erweicht und größtenteils umgewandelt wird, was bekanntlich durch das Backen geschieht. Wird dieser Prozeß nicht richtig durchgeführt, dann wird das Brot unverdaulich. Über Unbekanntheit und Unverdaulichkeit des Kriegsbrottes wird aber bekanntlich viel geklagt; sie rühren, abgesehen von den Fällen, in denen dem Brot geradezu schädliche d. h. unverdauliche Stoffe zugelegt worden sind, von der unrichtigen Behandlung her. „Wenn das Kriegsbrot“, so sagt ein grünländischer Kenner dieser Frage, „bei gesunden Leuten Beschwerden hervorruft, so ist es entweder zu frisch oder technisch nicht richtig zubereitet.“ Nun ist es ja richtig, daß man beim Backen ein gutes, nahrhaftes Brot erhält, wenn die Züge oder Streckungsmittel, seien es nun Kartoffeln, Mohrrüben oder Kohlrüben, nicht zu groß sind, aber trotzdem steht dieses Brot immer hinter dem aus reinem Mehl gebadenen zurück an Wohlgeschmack wie an Nährkraft, denn die Güte wird durch die Streckungen immer vermindert. Um so nötiger ist daher bei diesem Brot eine sorgfältige Durchführung des Backprozesses, was trotz seiner unalten Handhabung nicht überall geschieht.

Eigentümlicherweise steht trotz aller Erfindungen und Fortschritte die Bereitung des Brotes im wesentlichen noch auf derselben Stufe, wie vor Hunderten, ja Tausenden von Jahren. Wie im grauen Altertum, so wird auch heute noch das Brot aus Mehl, Wasser und einem Lockerungsmittel nebst einer Zugabe von Salz angefertigt. Das an sich fast unverdauliche Mehl muß durch die Brotbereitung seine chemische und physikalische Beschaffenheit so verändern, daß es in einen verdaulichen Zustand versetzt wird. Durch Hinzufügung des Wassers zum Mehl entsteht durch die Einwirkung des Klebers der Teig, der durch ein Gärungsmittel gelockert werden muß. Als solches benutzt man den Sauerteig oder die Hefe; durch beide wird eine Entwicklung von Kohlenäure hervorgerufen, die durch ihr Entweichen eine mechanische Lockerung des zähen Teiges bewirkt. Außer der Kohlenäure bildet sich noch Alkohol, der ebenfalls in der Hitze des Ofens entweicht und dadurch dem Teig einen kleinen Teil der nährenden Stoffe entzieht. Um dies zu vermeiden, mischt man dem Teig oft Chemikalien zu, die die zur Lockerung des Teiges nötige Kohlenäure entwickeln. Diesem Zweck dienen die verschiedenen in großen Mengen hergestellten Backpulver, die den Vorteil haben, daß das Brot sofort nach der Bereitung des Teiges gebacken werden kann, während bei der Gärung durch Sauerteig oder Hefe mehrere Stunden bis zum Backprozeß vergehen müssen.

Der Backprozeß ist der wichtigste Vorgang zur Erzeugung eines schmackhaften und nahrhaften Brotes. Die Backöfen, wie sie heute noch auf dem Lande meistens in Gebrauch sind

haben dieselbe Form und Einrichtung, die sie schon seit Tausenden von Jahren hatten und die uns schon auf den Denkmälern des alten Ägypten entgegenreten. Zum Backen des Brotes ist eine Hitze von 200–225 Grad Celsius erforderlich, je nach Größe, Form und Art des Brotes; Schwarzbrot braucht längere Zeit als Weißbrot, und je größer der Laib, desto länger muß er backen, ehe er gar ist. Von der Beschaffenheit des Mehles hängt die Ausbeute an Brot ab: je feiner und kleiefreier das Mehl ist, desto weniger Brot erhält man, ein Umstand, der bei den jetzigen knappen Vorräten sehr in Betracht gezogen werden muß. Die Masse des Teiges büßt durch das Backen im Ofen etwa 10–12 Prozent ein und später beim Auskühlen noch drei Prozent, so daß man mit einem Gewichtsverlust von etwa 15 Prozent rechnen muß. Im Durchschnitt ergeben 100 Pfund Weizenmehl 125 Pfund Brot und 100 Pfund Roggenmehl etwa 130 bis 132 Pfund Brot.

Schließlich müssen wir noch einer, ebenfalls durch den Krieg herbeigeführten Erzeugnisart Erwähnung tun, die wahrscheinlich nicht nur für das Brot der Zukunft, sondern für unsere ganze Ernährung von großer Bedeutung werden kann: das sind die Fortschritte auf dem Gebiete des Kornmahlens. In der frühesten ursprünglichsten Weise wurde das Korn in Mörsern einfach zerstampft und gerieben, später wurde es auf Handmühlen, dann in Wasser- und Windmühlen gemahlen, wobei die Körner zwischen großen, schweren, geriffelten Steinen, die sich drehten, zerquetscht und zermahlen wurden. In den neuzeitlichen Mühlen, die meistens durch

Wasserturbinen, Dampfkraft oder Elektrizität getrieben werden, sind an die Stelle der schweren Mählschneidhaken Walzen aus Porzellan oder Hartstein getreten. Auch zum Sortieren des Mahlgutes sind vielerlei Maschinen vorhanden, die imstande sind, das Mehl in jeder gewünschten Feinheit und Reinheit zu liefern. Alle diese Mühlen vermahlen das Korn mit dem darin enthaltenen Keime für die neue Pflanze. Da dieser Keim aber größtenteils aus Fett und Eiweiß, zwei sehr wichtigen Nahrungstoffen, besteht, so war es schon lange das Bestreben der Technik, den Keim vom Korne abzusondern, was jetzt bei den angestrengten Kriegsarbeiten zur Gewinnung von Fett endlich gelungen ist.

Wie verhält es sich nun aber mit der Verwertung der entkeimten Körner? Die Mehlausbeute wird nur unerheblich verringert, nur um ein Prozent, das Mehl selbst aber wird verbessert, weil die Fettsäuren, die bei schlechter Lagerung durch ihr Ranzigwerden die Luftigkeit und Bitterkeit des Mehles in erster Linie verursachen, fehlen. Das Mehl wird also sicherlich haltbarer und weniger leicht dem Verderben ausgesetzt. Ob aber das aus diesem Mehl gebadene Brot eine bemerkenswerte Einbuße an Nährstoffen erleidet, erscheint fraglich, und das muß erst durch eingehende Versuche festgestellt werden. Unannehmlich ist eine fühlbare Schädigung des Mehles nicht, da ja die Kleie dem Mehl verbleibt. Unsere neuen Mahlverfahren, die eine vollständige Vermahlung des Kernes gestatten, liefern ein Vollkornbrot, das allen Ansprüchen an ein gutes, schmackhaftes und nahrhaftes Brot in jeder Beziehung genügt und deshalb wird es auch das Brot der Zukunft sein.

Riga erobert!

Der 3. September hat unseren sieggewohnten Truppen wieder einen wirklich großen Erfolg beschert. Riga ist in unsern Besitz, und auf dem alten Schloß der Großmeister des Deutschen Ordens von Livland weht die deutsche Fahne!

Als Hindenburg im Sommer 1915 Kurland eroberte, kam sein Vornamlich zunächst in der allgemeinen Linie Schönberg-Bauste-Mitau zum Stehen; etwas später gelang es dann noch, die Russen auf die Dünelinie zurückzuwerfen. Seitdem blieb diese Front im großen Ganzen unverändert. Die Artillerie besaß sich in täglich wiederholten Feuerüberfällen, Vorposten und Aufklärungstruppen lieferten sich Gefechte; aber größere Infanterie-massen trafen nicht in Wirklichkeit. Beim Ausbruch der Revolution glaubte in Rußland jeder-mann an eine sofortige und allem Anschein nach leichte Eroberung des Reiches der baltischen Provinzen, und Kerenski hatte sich mit diesem Gedanken schon so vertraut gemacht, daß er in öffentlichen



Die Festung Dünamünde von einem deutschen Flieger aufgenommen. Die dunklen Flächen sind Wasser- und Sumpfgebiet.

Neben und Privatgesprächen bereits auf das Ereignis hinwies mit der Bemerkung, daß die Provinzen nicht Rußland seien, und wenn die Deutschen sie nehmen wollten, so möchten sie die ohnehin nur von Letten, Esten und Deutschen bevölkerten Landstriche ruhig behalten. Aus nicht bekannt gewordenen Gründen erfolgte ein solcher deutscher Vorstoß aber nicht, und Kerenski fand bei seinen Volksgenossen gläubige Hörer, wenn er die deutsche Zurückhaltung als ein offensichtliches Zeichen militärischer Schwäche hinstellte. Daß er sich darin irrte, haben ihm die schweren Schläge bewiesen, durch die das russische Heer aus Ostgalizien und der Bukowina hinausgeworfen wurde; und ein neuer Beweis ist jetzt die Eroberung der wichtigsten Stadt Riga, die unerwartet schnell in unsere Hände fiel.

Am 1. September begannen bei Axtell, etwa zwei Meilen oberhalb Riga, deutsche schwere Gaudigen und Minenwerfer die am östlichen Dünamünde angelegten russischen Befestigungen unter Feuer zu nehmen.

Riga selbst konnte unmittelbar ja nicht angegriffen werden, denn im Westen und Süden dieser Stadt zieht sich der breite Tirulumpf hin, der die Entwicklung größerer Truppenmassen unmöglich macht. Nachdem die in dem weichen Boden angelegten russischen Verteidigungswerte zerstört waren, ging die 8. deutsche Armee unter Führung des Generals der Infanterie v. Hutier in breiter Front über den Fluß. Das war natürlich nicht leicht, denn die Düna ist ein mächtiger Strom von 400 Meter Breite. Aber der Übergang wurde trotz harinächtigen Widerstandes der Russen schnell erzwungen. Damit waren die nördlich der Durchbruchsstelle stehenden russischen Truppen ernstlich bedroht, und sie gaben denn auch ihre Stellungen sofort auf und traten fluchtartig den Rückzug an. Dichte, ungeordnete Heerhaufen drängten sich in Tag- und Nachtmärschen auf allen Wegen von Riga nach Nordosten. Um diese flüchtenden Truppenmassen zu retten, warfen uns die Russen südlich der großen Straße nach Wenden starke Kräfte in verzweifelter blutigen Angriffen entgegen. Aber sie erlagen in erbittertem Kampfe dem Ansturm unseres siegreichen Heeres. So konnte die große Rückzugs-



Das Schwarzhäuserhaus in Riga.

straße von unseren Vortruppen noch so zeitig erreicht werden, daß wenigstens einige Tausend Russen gefangen genommen wurden. Außerdem erbeuteten wir mehr als 150 Geschütze und zahlloses Kriegsgesgerät. Viel wichtiger als dies aber ist, daß Riga erobert wurde und daß die festlich veraltete Festung Dünamünde am nächsten Tage folgte. Riga erobert, die Perle der Ostsee, die Hauptstadt des russischen Gouvernements Livland: ein herrlicher Erfolg! Vom heiligen Adalbert begründet, war Riga später Jahrhunderte lang eine Hochburg des Deutschen Ordens. Dann kam es in Besitz der Polen, denen es von Gustav Adolf entrissen wurde. Hundert Jahre später, im Jahre 1721, eroberten es dann die Russen. Aber trotz so langer Fremdherrschaft blieb Riga in seinem äußeren Ansehen und in seinem inneren Wesen eine deutsche Stadt. Noch heute ist fast die Hälfte der Bewohner (46 vom Hundert) deutsch. Rigas Bedeutung liegt einmal in seinem Handel, denn ein großer Teil der russischen Erzeugung an Flach-, Holz, Leder und Getreide wird von hier ins Ausland verfrachtet. Aber auch seine Industrie ist beträchtlich: in den Vororten Sagensberg, Thorensberg und Sassenhof sind bedeutende Tuch-



Der Hafen von Riga. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Papier- und Automobilfabriken. Dabei ist Riga aber eine schöne und für russische Verhältnisse ungewohnt peinlich saubere Stadt. Herrliche Anlagen, wie der Bährmann-Park und der Kaiserliche Garten, altherwürdige Kirchen, viele inhaltreiche Museen und andere schöne Bauten zum Teil noch aus der Hansezeit zeigen die alte deutsche Kultur des Ortes. Die Eroberung von Riga ist eine berechte und schlagende Antwort auf des Präsidenten Wilson wahnwitzige Zumutungen

an das deutsche Volk. Während Engländer und Franzosen an unserer Westfront, die Italiener am Sponzo mit ungeheurer zahlenmäßiger Übermacht gegen unsere Linien anrennen und, koste es, was es kostete, uns niederzuzwingen suchen, haben wir ein großes Heer bereit, um an wichtiger Stelle unsererseits zum Angriff vorzubrechen. Das ist der untrügliche Beweis unserer ungebrochenen militärischen Kraft, die uns schließlich trotz dem und alle dem zum Siege führen wird! v. W.



Riga aus 800 Meter Höhe. Im Vordergrund der Mitauer Stadteil mit dem Peterpark, im Hintergrund die Altstadt und der Hauptbahnhof.

Landwirtschaftliches aus Rumänien.

Wenn Rumänien — und mit Recht — eine Kornkammer genannt wird, so beruht dies nicht auf der Höhe der Erträge, auch nicht auf der Größe der Ackerbaufläche, die an und für sich nicht höher ist als in Deutschland, sondern vielmehr auf der geringen Bevölkerungsdichte und auf dem außerordentlich hohen Anteil, den der Getreidebau einnimmt. Mehr als

80 Prozent der Ackerfläche sind mit Getreide bepflanzt, davon 33,7 Prozent mit Mais, 29,9 Prozent mit Weizen, 17,9 Prozent mit Hafer, Gerste und Roggen.

Der Durchschnittsertrag der etwa fünf Millionen Hektar betragenden mit Getreide bebauten Fläche ist weit geringer, als in Deutschland; er beträgt nur 12½ Doppelzentner auf



Heimkehr von der Erntearbeit auf dem Kronquater Segarcea: Die Frauen und Mädchen reiten nach Hause, um die Mahlzeit für die nachfolgenden Angehörigen zu bereiten. Aufnahme des Bild- und Filmbüros.

den Hektar (in Deutschland 18 Doppelzentner). Dessen ungeachtet konnte Rumänien mehr als die Hälfte seiner Getreideernte ausführen.

Es gibt in Rumänien drei Arten landwirtschaftlicher Betriebe: Krondomänen, Großgrundbesitz und Bauerngüter. Die Bauern, die eigentlichen Bearbeiter des Grund und Bodens, waren seit dem 16. Jahrhundert mit geringen Ausnahmen tributpflichtige Zinsbauern geworden, während der Großbetrieb der Pächter durch zwei Umstände niedergehalten wurde: durch das Vorkaufsrecht der Türkei auf das Getreide, wodurch die Getreideausfuhr gefesselt war, und durch das Pachtssystem (fünf Jahre) der reichen Boyaren und griechischen Kapitalisten, die bei der Verpachtung ihrer Güter nur die Erzielung einer möglichst hohen Pachtsumme im Auge hatten und sich wenig darum kümmerten, ob der Pächter geübt oder zugrunde ging und ob dem besitzlosen und von Boyaren oder von Pächtern abhängigen Bauernstande leichte oder schwere Bedingungen auferlegt wurden. Um das Land wirtschaftlich zu heben, mußten die Besitzverhältnisse von Grund aus umgestaltet werden: ein unabhängiger Kleinbauernstand mußte geschaffen werden.

In Rußland war im Jahre 1861 die Leibeigenschaft aufgehoben und den Bauern der Erwerb von Sondereigentum gestattet worden. Eine ähnliche bahnbrechende Reform wurde in Rumänien im Jahre 1864 eingeführt. Alle auf Staats-, Kloster- und Privatgütern ansässigen Bauernfamilien wurden als frei erklärt und je nach ihrer Stellung als doppelhufte (mit vier Ochsen und einer Kuh), einhufte (zwei Ochsen und einer Kuh) und halbhufte (eine Kuh) Bauern mit Acker, Wiesen- und Weideland bedacht gegen eine in 15 Jahren mit den Staatssteuern zu entrichtende Entschädigung.

Die von der Bauernbefreiung erhoffte Wirkung trat nicht ein; einer der Hauptgründe lag darin, daß die Befreiung verfrüht und überstürzt kam, denn noch aus früheren Zeiten hatte der rumänische Bauer mancherlei Untugenden, die seiner Selbstständigkeit hinderlich waren. Aber auch das Gesetz hatte viele Mängel. Der den Bauern zuge dachte Besitz war zu klein; von 500.000 bis 550.000 befreiten Bauern erhielten nur zwei Drittel, ungefähr 400.000, Ländereien, und dies in so bescheidenem Maße, daß ihre Arbeitskraft nicht völlig ausgenutzt werden konnte. Die Bodenparzellen sind vielfach nicht groß genug, um einer ganzen Familie ihre wirtschaftliche Selbstständigkeit zu sichern. Dadurch blieb der Bauer nach wie vor abhängig von den Großgrundbesitzern und Pächtern, was sehr drückend auf den Bauernstand wirkte und viel Unzufriedenheit zur Folge hatte. Der größte Teil der rumänischen Bauern legt keine Erparnisse zurück, und der Pächter lebt von der Hand in den Mund, so daß eine einzige schlechte Ernte hinreicht, das produzierende Element in der Landwirtschaft an den Bettelstab zu bringen. Ein auf niedrigster Bildungs- und Kulturstufe in Armut und geradezu erschreckender Bedürfnislosigkeit dahinslebender rumänischer Bauernstand steht fremd und furchsam dem Großgrundbesitzer, dem Boyaren, gegenüber; der längste Unterhalt der rumänischen Bauern hängt Sommer und Winter völlig von der Gnade des Boyaren oder seines Pächters ab.

Beim Großgrundbesitz sind die Verhältnisse nicht besser. Güter von mehr als 3000 ha sind zu etwa 72 Prozent verpachtet, diejenigen von 100 bis 3000 ha, zu etwa 57 Prozent, der mittlere Besitz von 50 bis 100 ha zu 28 Prozent. Die selbstwirtschaftenden Großboyaren gehören zu den Ausnahmen; sie verbrachten stets den größten Teil ihres Lebens in Paris und in anderen Hauptstädten des Westens, wo sie ausschließlich dem Vergnügen lebten und ihre Pächter und Bauern darben ließen. Die Großpächter sind zudem in der Regel gar keine Landwirte, sondern dunkle Finanzmänner, von denen man erst recht nicht viel erwarten darf. Die gesamte Last der landwirtschaftlichen Erzeugung trägt somit der Kleinbauer, der mit seinem Vieh und mit seinen Geräten nahezu die Hälfte des verpachteten Großgrundbesitzes bearbeiten muß.

Die Krondomänen, die aus vierzehn Gütern bestehen, üben als Musteranstalten einen ziemlich großen Einfluß aus, ihre Verwaltung und Bewirtschaftung ist übrigens nicht nur für Rumänien, sondern auch für den Westen vorbildlich geworden. Auf ihnen wird nicht nur Landwirtschaft, sondern auch Großindustrie und eine sehr entwickelte Hausindustrie betrieben; ebenso wurden in der rationalen Forstwirtschaft überraschende Erfolge erzielt, wenn auch mit großem Kostenaufwand. Ein Teil der großen Sägewerke auf den Krondomänen, war durch Deutsche und deutsches Kapital gegründet worden, z. B. in Malini. Auf Kosten der Verwaltung der Krondomänen wurden 46 Musterhöfe errichtet, in denen neben Volksschulunterricht auch Anleitung in verschiedenen Arbeiten (Weberei, Strohflechterei, Drechslerei, Wagnerei, Töpferei usw.) erteilt wird. Weiter wurden landwirtschaftliche Vereine und Büchereien errichtet und regelmäßig land- und forstwirtschaftliche Vorträge gehalten. Außerdem gründete man einen gemeinsamen Spar-, Hilfs- und Unterstützungsverein. Eine Bauordnung für Bauern und Arbeiterhäuser wurde

durch Gesetze geregelt und auf den Krondomänen in allen Einzelheiten durchgeführt, so daß man hier fast ausschließlich Musterhäuser findet.

Bei dem vorzüglichen Weizenboden ist die Hauptkulturart naturgemäß der Weizen- und Maisbau. Die noch unbebaute Fläche besteht in der Hauptsache aus Wald (2 Mill. ha) und Naturweide. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß in Rumänien ein sehr großer Teil der Gesamtfläche für den Getreidebau ungeeignet ist; dahin gehört der ziemlich breite Gürtel der Karpathen, der etwa ein Fünftel der Landesfläche einnimmt, und die breiten Überschwemmungsgebiete der Sereth und der Donau.

Die Weizernte Rumäniens ist fast immer größer als die Weizernte bei der Ausfuhr hingegen ist das Verhältnis umgekehrt. Die Roggenernte ist nicht groß, sie gelangt aber zum weitaus größten Teile (80 Prozent) zur Ausfuhr. Vom Weizen wurden durchschnittlich 5 1/2 Prozent, von Mais nur 37,1 Prozent ausgeführt. Der Anbauverbrauch von Mais ist deshalb so groß, weil die Manaliga, ein der italienischen Polenta ähnlicher dicker Maisbrei, das vorherrschende Volksernährungsmittel bildet. In keiner Gesamtgetreideernte (Weizen, Mais, Roggen) steht Rumänien an achter Stelle und wird nur übertroffen von den Vereinigten Staaten, Rußland, Österreich-Ungarn, Deutschland, Frankreich, Indien, Italien. An Mais erntet Rumänien 34 kg auf den Kopf der Bevölkerung; nur die Vereinigten Staaten erzeugen mehr.

An Hafer wurden im letzten Jahrzehnt durchschnittlich 50.000 Tonnen das Jahr ausgeführt, zum größten Teil nach England und Deutschland; im Lande selbst wird wenig Hafer verbraucht. Der Anbau von Kartoffeln und Zuckerrüben nahm stetig, wenn auch langsam zu. Die Kartoffel ist in Rumänien nicht, wie in andern Ländern, ein Volksernährungsmittel, sondern kommt nur auf den Tisch der besseren Stände, die lange im Auslande gewohnt haben. Der Anbau von Zuckerrüben genügt bei weitem nicht, um den reichlichen Bedarf an Zucker zu decken, obwohl weite Gebiete, namentlich in der Moldau, sich vorzüglich zum Rübenbau eignen. Tabak wird in der Walachei fast überall angebaut, hauptsächlich im Distrikt Ilfov (Bukarest), im ganzen etwa 6000 ha, die durchschnittlich eine Jahresernte von 35.000 Doppelzentner ergaben im Werte von 30 Millionen Lei. Hopfen wird merkwürdiger Weise so gut wie gar nicht gepflegt, obwohl sich die Biererzeugung von Jahr zu Jahr steigerte; es gibt in Rumänien etwa 22 Brauereien, die ihren Bedarf an Hopfen vom Auslande beziehen mußten.

Was den Weinbau anlangt, nimmt Rumänien die fünfte Stelle ein unter den Weidländern Europas, da sich Boden und Klima für die Kultur der Weinrebe vorzüglich eignen. Die beliebtesten Weinsorten wachsen in den schönen Hügelländereien am Fuße der Karpathen; der Boden ist hier felsig und kalkhaltig, erzeugt aber den besten Wein, während der fette Boden der niedrigen Regionen einen minderwertigen und säuerlichen Wein bringt, der sich schlecht zum Versand eignet. In der Kleinen Walachei würden die Flußlandgegenden, wie sie sich hier in einer Ausdehnung von 27.000 ha vorfinden, vorzüglich für den Weinbau passen; bis jetzt lagen diese Gegenden unbenutzt da. Für den Gemüse- und Gartenbau wie auch für den Obstbau sind die klimatischen Verhältnisse nicht günstig, und bis jetzt hat das rumänische Volk wenig Sinn dafür gezeigt. Melonen und Zwiebeln sind die Haupterzeugnisse des Gemüsebaues, von welchen alljährlich große Mengen auch nach Deutschland ausgeführt wurden. Die Hauptobstsorte ist die Pflaume, aus der der Rumäne einen sehr gesuchten Branntwein herstellt, und es gibt im Lande nicht weniger als 20.000 Destillationen, in denen dieser Volksschnaps gewonnen wird.

Die Viehzucht ist im Verhältnis zu früheren Jahrzehnten erheblich zurückgegangen. Die Hauptursachen sind folgende: die vorwiegende und frühzeitige Verwendung des Hornviehs zur Feldarbeit, die Zunahme von Viehseuchen und die Verminderung der natürlichen Weideplätze. Ein Land wie Rumänien, wo die Landwirtschaft so entwickelt ist, sollte auch im Viehbau weiter sein, als es leider jetzt der Fall ist. In vielen Gegenden ist die Viehzucht für die Landwirte nicht eine Einnahmequelle, sondern eine Last; anders sieht es freilich auf den Krondomänen aus, wo Futterkräuter angebaut werden und neuzeitliche Meiereien errichtet sind. Die Schweinezucht ist ziemlich ausgedehnt; es gibt wohl kaum einen rumänischen Bauern, der nicht einige Schweine hält. Die Schafzucht, die für die Fleisch-, Käse- und Wollproduktion im ganzen Lande betrieben wird, ist ebenfalls zurückgegangen; die größten Schafherden werden in der Dobrudscha ange troffen. Im Jahre 1914 betrug der Viehstapel in Rumänien: 2.584.000 Rinder und Büffel, 854.000 Pferde, 8.000 Esel und Maultiere, 5.650.000 Schafe, 233.000 Ziegen, 1.702.000 Schafe; zusammen etwas mehr als 11 Millionen Köpfe (das kleinere Bulgarien besitzt 13 Millionen).

Die Kleine und die Große Walachei mit ihrem fruchtbaren

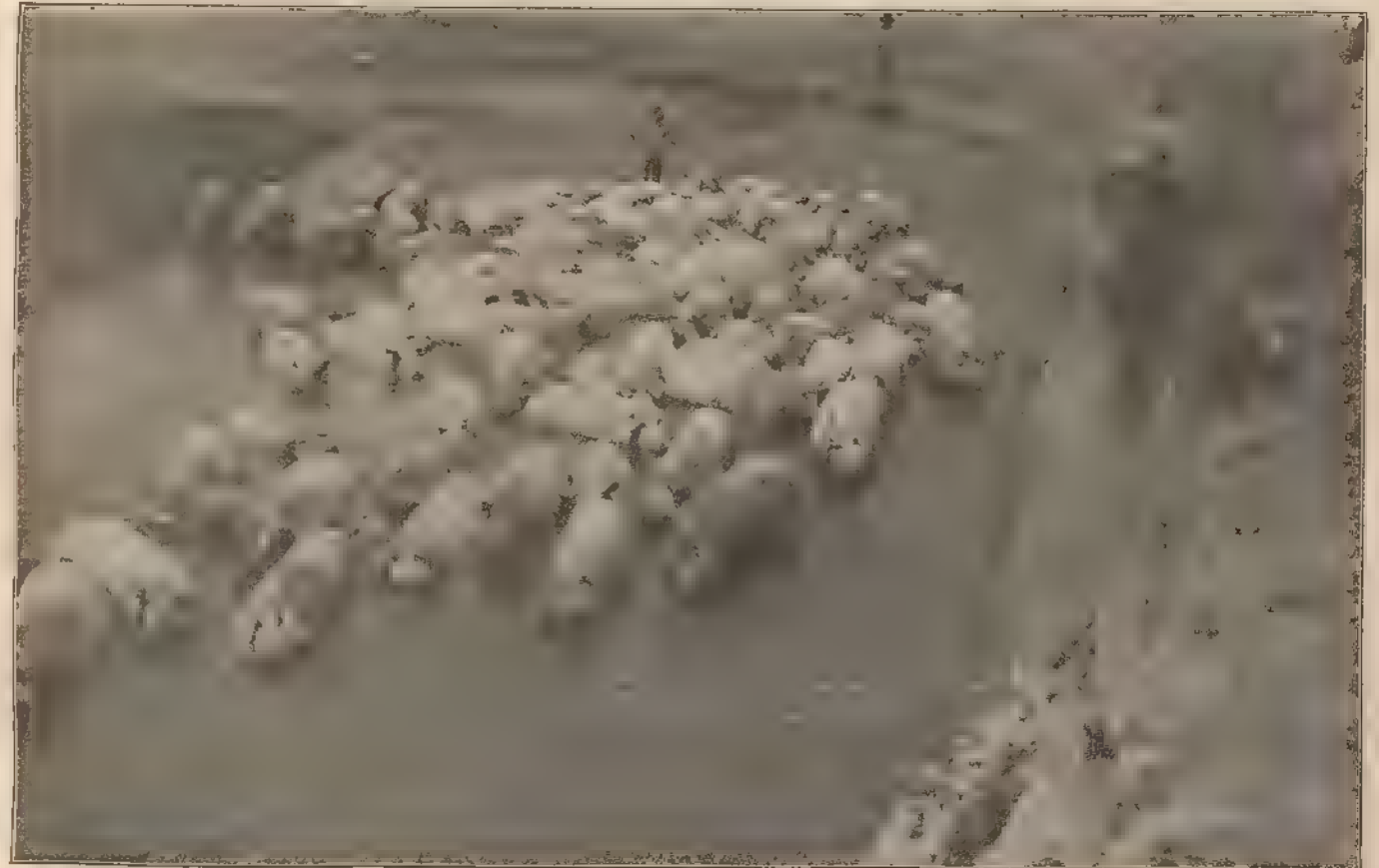


Gefängnis des Kronortes Segarcea.

Ackerboden und der südliche Teil der Moldau sind in unseren Händen; die Dobrudscha, das Land mit den hundert bulgarischen Bauernmillionären und über 8000 ha des vorzüglichsten Bodens ist wieder bulgarisch. Man hat ausgerechnet, daß für 232 Milliarden Werte in Rumänien von den Mittelmächten verwaltet werden (Domänen, Fischerei, Salzpflanzen, Petroleumquellen, Bergwerke, industrielle Anlagen, Häfen, Eisenbahnen usw.). Die Staatsforsten im besetzten Gebiete haben einen Umfang von 1,06 Mill. Hektar; sie hatten früher einen jährlichen Ertrag von 8 Mill. Lei; wenn dieselben gut ausbeutet werden, kann man diesen Ertrag leicht auf 25 Mill. erhöhen. Die Staatsdomänen haben einen Wert von 200 Mill. Lei; die ertragreichsten sind die von Braila, Yagolia, Piatra, Monasteri, Slobozia. Die Fischerei (ein Staatsmonopol) ergab auf täglichen Auktionen einen Reingewinn von 4 Mill. Lei im Jahre. Die Salzpflanzen, wo meistens Sträflinge beschäftigt wurden, lieferten dem Staate jährlich

10 Mill. Lei Reingewinn. Die Petroleumquellen stellen einen Wert dar von 300 Mill. Lei, und das Eisenbahngesetz im besetzten Gebiet einen solchen von 1060 Mill. Lei.

Das Klima Rumäniens ist ausgesprochen kontinental und unterscheidet sich wenig von dem Deutschlands. Freilich beeinflussen große Schwankungen der Witterungsverhältnisse und der Niederschlagsmengen die Bepflanzungszeit und die Ernte oft ganz erheblich. Jedenfalls findet die deutsche Verwaltung in Rumänien nicht nur die denkbar günstigsten Bodenverhältnisse vor, sondern auch die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse sind derart, daß wir in Deutschland für unsere Volksernährung daran große Erwartungen knüpfen dürfen. Es steht jetzt schon fest, daß die Besetzung Rumäniens durch Deutschland für seine Landwirtschaft eine Radikalur bedeutet, die zunächst uns die wohlverdienten Früchte für unsere Arbeit bringt, aber nach beendetem Kriege auch dem Lande selbst zum Segen gereichen wird.



Wineiserbe des Kronortes Segarcea. Aufnahmen des Bild- und Filmanits.

Die große Glocke von Heiligengrabe.

Von Adolphine von Rohr, geb. von Gersdorff, Äbtissin zu Heiligengrabe. Den alten Kindern gewidmet.

„Herr Otto Ehlers zu Putzig, schnell,
Schafft eine Glocke uns zur Stell',
Die künde in lauten Tönen
Mit der Glockenstimme, der schönen:
Was uns das Leben auch bringen mag,

Wir wollen wirken jeden Tag
Soli Deo Gloria.“

1704 Anno Domini
Sprach diese Worte Hedwig
Marie
Von Wittstruck, die in jenem
Jahr
Die Domina des Klosters war.
Hermann Christian Karstedt
von edlem Blut,
Der Klosterhauptmann, fromm
und gut,
Stimmt zu der Frommen
Wollen ein:
„Gießt, Otto Ehlers, die Glocke
fein.
Sie wecke zur Arbeit. Sie
singe zur Ruh
Und rufe mahnend den Wir-
kenden zu:
Soli Deo Gloria.“

Der Meister schuf. Die Glocke
kam.
Wie froh Heiligengrabe die
Glocke nahm!
Dort, wo die Straße nach
Pritzwalk geht,
An der Grenze ganz Heiligen-
grabe steht.
Kränze um Wagen und Glocke
sich schwingen,
Der Pfarrer spricht, und die
Kinder singen:
„Soli Deo Gloria.“

So bringen sie frühlich die
Glocke ein,
Die Klosterfrau wartet im
Abendschein.

Bereit steht die Mannschaft. Das Seil erhebt.
Zitternd die Glocke empor sich hebt.
Die Welle greift ein. Die Glocke schwingt,
Der erste Ton durch die Lande klingt:
„Soli Deo Gloria.“

Wie ihr erster Ton erklang aus der Höh,
So mahnte sie weiter, von je zu je,
Zweihundertdreizehn Jahre lang
In Freud und Schmerz mit dem gleichen Klang.
Sie sang die Äbtissin von Wittstruck zur Ruh
Und rief dann den andern: „Nun wirke du,
Soli Deo Gloria.“

„Wirke mit denen, die Gottes Wille
Feiner Hut vertraut in des Klosters Stille,
Gib ihnen Raum, sich zu entfalten,
Den Geist laß mehr als den Buchstaben wallen.
Gib ihnen Arbeit, daß Kräfte sich regen,

Die über die Mauern wirken als Segen.
Soli Deo Gloria.“

Frau Äbtissin Schierstädt erfasste den Sinn.
Ihr Wollen stärkte die Königin.

Friedrich Wilhelm IV. fördert
den Plan.
Eine fröhliche Zeit der Arbeit
hebt an.
Ein Lehren und Lernen, täg-
lich aufs neue,
Und die Glocke, sie mahnet in
alter Treue:
„Soli Deo Gloria.“

Alle Kinder, begleitet euch noch
der Klang,
Der über euch schwebte den
Weg entlang
Durch den Klostergarten, als
Paar für Paar
Ihr zum Kirchthor schrittet an
unsern Altar,
Dort zu geloben, fürs ganze
Leben
Eure Kraft zu nützen in Wir-
ken und Streben
Soli Deo Gloria?

Und euch, die ihr selbst unsrer
Glocke Strang
Ziehen durftet, als Siegesfang
Schwebte über das Vaterland,
Kündend und preisend: des
Herren Hand
Hat unsern Helben den Sieg
gegeben,
Ob sie auch sterben, Deutsch-
land soll leben
Soli Deo Gloria.

Opfer! Reich ist, der hat zu
geben.
Kinder, das war auch euer Er-
leben.
Stählt eure Seelen, heiligt die
Herzen,

Daß wir das höchste Ziel nicht verscherzen,
Dem Hohen und Edlen gebet euch hin.
Opfert ihm alles! Das ist Gewinn.
Soli Deo Gloria!

Das Vaterland ruft. Nun gebt eure Glocken.
Zum letzten Male erschallt ihr Loden.
Kinder, ergreift noch einmal den Strang
Und ihr Ton begleite euch lebenslang.
Ihn laßt euch mahnen, ihn laßt euch raten.
Wirkt danach in Worten und Taten
Soli Deo Gloria.

Kränze um Glocken und Wagen sich schlingen.
Der Pfarrer spricht und die Kinder singen.
Geht hin, ihr Glocken, mit ehernem Klang
Wähet eure Stimme dem Schlachtengelang.
Singet mit Macht, daß die Feinde erbeben:
„Wir wollen sterben. Deutschland soll leben,
Soli Deo Gloria.“



Die große Glocke auf ihrer letzten Fahrt.

Der Tag des Deutschen. Von Johannes Höffner.

Nach allen unseren Erfahrungen von der frühesten Ge-
schichte bis auf den heutigen Tag werden wir uns leider keiner
sentimentalen Hoffnung auf Brüderlichkeit und friedliche Zu-
sammenarbeit aller Völker hingeben dürfen. Wenn der Demo-
kratismus aller Länder sich in diesen Träumen wiegt und
wenn in der Tat auf derartig utopistischen Ideen sich die
Politik unserer nächsten Zeit aufbauen sollte, so wäre dies von
uns aus eine deutsche Gemütskur, die wir mit dem ver-
geblich geopferten Blut unserer Besten und Hoffnungsvollsten
bitter bezahlen müßten.

Was der deutschen Seele heut nützt, das ist ein großer

Realpolitiker vom intuitiven Genie Bismarcks, ein Mann, den
nicht die berechnende Vernunft regiert, sondern das hell-
seherische Wissen vom menschlichen Herzen, das sich ewig gleich
bleibt. Man wird nicht Trauben lesen von den Dornen und
Feigen von den Disteln; nie und nie werden die Erben der
Romanen und Maräger die Freunde Deutschlands sein. Die
Seele eines Volkes bleibt sich gleich, was immer der einzelne
der Menschlichkeit geben möge. Erfasst die Blut des natio-
nalen Gedankens ein Volk, so wird keine Versöhnungspolitik
aller Welt ihn ersticken — ein solches Volk würde verächtlich
sein. Altem Anschein nach wird die Zukunft uns eine noch



Vor der Mairie in Longwy-Haut. Gemälde von Prof. Georg Schöbel.

innigere Verbindung zwischen England und Frankreich bringen; bleibt, wie wir es dank der Tapferkeit unserer Armeen mit Sicherheit hoffen dürfen, Frankreichs Gier nach dem Wiederbesitz der von Ludwig dem Reich geraubten Provinzen, Englands Hoffnung auf Vernichtung des deutschen Welt- und Lebenswillens unerfüllt, bewahrt der Genius Deutschlands das Reich in Wahrheit vor der sumpfigen Kleinleutenpolitik des Friedens „ohne Annexionen und Entschädigungen“, so sollen wir wissen, daß wir ewig und immer diesem Bloß mit all dem, was sich um ihn herum kristallisiert, kampfbereit gegenüberstehen müssen. Unzweifelhaft bis zu dem Zeitpunkt, in dem die alte Gefahr von Osten nicht nur das Reich, in dem sie das ganze Abendland bedroht, in dem Wien sich an der Hand der Karte davon überzeugt, daß das alte Europa nichts als ein Ausläufer seines eigenen, gewaltigen Leibes ist. Kurzzeit scheuen unsere Gegner ja keine Mühe, Japan in jeder Beziehung mit europäischen Kampfmitteln, europäischen Errungenschaften bis ins kleinste vertraut zu machen und der gelben Rasse das Schwert zu schmieden, das die Söhne Jippons gegen unsere und ihre Enkel erheben werden, wenn die Völker Europas sich gegenseitig so weit zermüht und zerfleischt haben werden, daß ihre Entkräftung dem Feinde leichtes Spiel bietet. Dann freilich würden die Sonderinteressen dahinsinken, und sicher würde es zu spät sein.

Hier liegt die große Zukunftsaufgabe Deutschlands beschlossen. Deutschland und Österreich in Gemeinschaft mit dem ihnen angegliederten aufstrebenden, germanisch gesinnten Slawentum müssen als Mitteleuropa eine Einheit darstellen, die durchaus kein neuer Gedanke ist, die schon die Sehnsucht unserer Väter war, die Schiller vorschwebte, für die Friedrich List gestorben ist, für die Friedrich Hegel, der in Österreich heimisch gewordene Deutsche, der frühe Vorkämpfer aus aller Kraft seiner starken Seele war. Mit Rußland hinter sich, gelang es Bismarck, während das geschwächte Frankreich mit sich zu tun hatte, England selbst ohne Flotte in Schach zu halten: „Schlichterheit gegenüber der Rücksichtslosigkeit der englischen Kolonialpolitik ist nicht angebracht und kein Mittel, um in guten Verhältnissen mit England zu bleiben. Die Schonung der englischen Empfindlichkeit führt nur dazu, die englischen Ansprüche zu steigern“, schrieb er damals unserem Botschafter in London in die Instruktion. Wir werden in einer schwierigeren Lage sein.

Schwierig wird unsere Lage vor allen Dingen infolge der lägenhaften Überfälle auf unsere Ehre dem neutralen Auslande gegenüber. Vom ersten Augenblick des Krieges an waren auch die unterirdischen Mächte organisiert; die Presse, der Nachrichtenendienst, der Film, alles in der grellen Plakatwirkung, die sich auch dem widerstrebenden Gebildeten einprägen muß, in psychologisch höchst geschickter Anpassung an die Moritäten und Schredensklammern der Jahrmärkte. Man konnte es grob und man konnte es fein: wer nicht an die abgehakten Kinderhände glaubte, der glaubte doch an die Vergewaltigung des unschuldigen Belgiens, die wir durch den Mund des ersten verantwortlichen Reichsbeamten mit bekannter Gewissenstreue auch noch männlich gefaßt eingestehen mußten! Was nachkommt heißt der Wolf, sagt die Weisheit des Volkes; im Urteil der Welt nützte es uns nichts mehr, als später die geheimen Abmachungen des „überfallenen“ Landes ans Licht kamen. Von Anfang an hatten wir wieder den richtigen Anschluß verpaßt; viel zu spät dämmerte uns in der zunehmenden deutschfeindlichen Stimmung der neutralen Länder auf, zu welchem Zweck die Entente diesen heimtückischen Feldzug gegen die Ehre unseres Volkes betrieb, und wenn auch heute kein Mensch mehr an die verkrüppelten Krankenschwestern, gespielten Säuglinge und Greise glaubt — die romanisch gelenkte Politik weiß von den lateinischen Vätern her: es bleibt immer etwas hängen! Es ist auch wirklich hängen geblieben.

Nachdem wir endlich begriffen hatten, zögerten wir auch nicht, die Taten unserer Gegner gebührend an den Pranger zu stellen; es sah nach Vergeltungsmaßregel aus und wurde so ausgelegt: wir dächten uns Grenel aus, um nicht allein die schwarzen Schafe zu sein. Wer sich verteidigt, der ist immer im Nachteil.

Und nun die Art unserer Verteidigung selbst. Sie ist so namenlos ungeschickt, unwürdig besessen, daß sich jedem Deutschen, der sein Land liebt, das Herz darüber umdreht.

Von mittelmäßigen Federn allerart wird eine Unmenge Papier vollgeschrieben, um unsere Tugend, unsere Selbstlosigkeit, unsere Unschuld zu beweisen. — Das ist nicht der Weg, Voreingenommene für sich zu gewinnen. Was heißt das, daß ein Teil unseres Volkes seit fast drei Jahren mit jammerndem Geflenn versichert, wir ließen Gut und Blut in diesem vernichtenden Krieg, damit die Anzettel des Weltbrandes ungestraft blieben. Der status quo ante ist heute Landesverrat, Verrat an den Hunderttausenden der in den Tod Getretenen, die für die heilige Idee des Reichs gestorben sind. Stede den Raum deiner Gütte weit, spare sein nicht! ruft dieser Krieg uns zu, wie Gott einst Israel und Goethe. Die Deutschen in Rußland unter russischer Krute, die Flamen in Belgien unter

Kardinal Merciers Hirtenstab, strecken sie vergebens die Hände nach der Mutter Deutschland? Unser alter Beiß ist es, der nach seinem Herrn ruft, deutsche Erde nach deutscher Hand. Verächtlich vor Wit- und Nachwelt müßten wir sein, nicht Männer, sondern Weibchen; die Augen niederzuschlagen vor den gebrochenen unserer Toten, die nicht darum Erdenleben und Erdenglück in der Blüte ihrer Jahre ließen, damit dem Feindler an unserem Frieden ja nicht weh getan werde! Schuld soll Strafe fühlen; fort mit dem weichlichen Gewinnel, das Deutschland heute zur Schande unserer Zeit füllt! Erklären wir heute Annexionen für unsittlich, so wird morgen die Entente sich als von Gott und der Welt bestellt erklären, auch unsere früheren „unsittlichen“ Annexionen uns abzunehmen — mögen dann die Marken in Ost und West französisch und russisch werden: tu l'as voulu, Georges Dandin, sagt der Romane.

Um die Not der „unerlösten“ Deutschen wird sich dann keine Rage kümmern, mögen sie sich vom Grund ihrer Väter wegheben, wenn ihnen die Fremdherrschaft nicht paßt. Dieser Mangel an nationaler Würde, an getriebenem Fuß auf sich selbst, an innerer Unbeirrtheit, der auch heute wieder in trauriger Weise im beständigen Schielen nach dem „Eindruck im Auslande“ sichtbar wird, hat uns Ströme von Blut und Jahre des Krieges gekostet und verfehlt bezeichnenderweise doch zuletzt immer ihren Zweck — ist zweifellos auf die Jahrhunderte unserer Weltvorherrschaft zurückzuführen, die eine gewisse völkische Unsicherheit bei uns erzeugt haben. Wir waren trakt unserer ethischen Überlegenheit und dank der unseres Arms Jahrhunderte hindurch berufen gewesen, alte und an äußerer Kultur, Reichigkeit und schneller, unbefümmelter Auffassung uns überlegene Völker, wenn nicht zu beherrschen, so doch bei weitem über sie zu dominieren. Das löste bei jenen Rassen, die dank ihrer seelischen Beschaffenheit das, worauf eigentlich unsere Überlegenheit beruht, nicht leicht erkennen konnten, das Gefühl aus, der rohen Gewalt, dem, was man heutzutage ungefähr unseren Militarismus nennt, unterlegen zu sein, und mit je größerer Schadenfreude und Nachsicht eben jene Unterlegenen nach unseren Schwächen auf dem Gebiet, auf dem sie uns über waren, suchten, desto deutlicher ward uns die Verpflichtung, uns ihnen gegenüber keine Blöße zu geben. Daher denn auch unsere possierlichen, um nicht zu sagen offenkundigen Anstrengungen, ihnen ihre Formen nachzumachen, und unser Mangel an Stolz auf eigene Sitten und Bräuche. Wir waren wahrlich von der Natur nicht bestimmt, in äußerer Haltung, gewinnendem Auftreten und Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit der Formen den Vogel abzuschießen; unsere Seele ist zu sehr gewohnt, schwer zu heben und zu tragen, unsere Hand zu schwer, unser Dasein zu hart der Natur abgewonnen; auch unsere Armut ist von anderer Art wie die ihre. Daß der germanische Typ eben gerade durch sein Wesenhaftes auch Eindrücke von ungewöhnlicher und anderen Völkern unerreichbarer Wucht und Höhe hervorbringen kann, wer wollte das bestreiten? Wenn die Seele unsere Rasse durchdringt, so verkärt sie und triumphiert sie über alle Mängel der Materie; im Weltlichen, Alltäglichen dagegen werden die anderen uns doch überlegen bleiben.

Ob nun diese Hypothese richtig ist oder nicht, die Tatsachen sind nicht zu leugnen, und sie sind darum so bitter, weil das Höchste der deutschen seelischen Struktur, das Gewissen, jetzt vor der Welt nicht mehr als der bestimmende Faktor unserer Handlungen erscheint, sondern eben „der Eindruck im Auslande“. Wir sollten mit dem alten Arndt recht tun und nichts fürchten und die Hunde bellen lassen; wir aber besetzen uns in aller ängstlicher Bemühung um den Eindruck im Auslande mit dem Schandmal, was immer wir von uns heraus, der Stimme des nationalen Gewissens gehorchend, tun, das räten wir aus Furcht vor der öffentlichen Meinung anderer Länder, durch die also allenfalls noch unsere barbarischen Wildheiten im Raum gehalten würden. Und wer wollte zweifeln, daß, um mit jenem nicht englischen, sondern germanischen Genius, mit Shakespeare zu reden, durch Erwägungen so schmählicher Art „die angeborene Farbe des Entschlusses von des Gebantens Blasse angekränelt“ wird und „daß manche großgeföhlte Unternehmung, durch diese Rücksicht ihre Strömung ändernd, den Namen Handlung verloren“ hat? Die Tatsachen reden.

Die Worte wechseln, der Begriff bleibt: einmal ist es die Kathedrale, einmal die Menschlichkeit. Sucht England ein Volk von 60 Millionen zu erdroffeln, zerreißen französische Fliegerbomben die kleinen Körper unserer Kinder, so heißt es ohne weiteres und sachlich: „C'est la guerre“, führen wir den U-Bootkrieg und kommen bei unseren Luftangriffen Unschuldige zu Schaden, so tauchen Kipling und d'Annunzio ihre Kiele ein und erzählen der Welt von unseren Greueln. Was gibt uns denn in ihre Hand? Unser Gewissen?

O nein. Nach unserem Gewissen ist das grausamste Mittel recht, wenn es nur den Krieg abkürzt und die leidende Welt von ihrem unendlichen Jammer befreit. Nach unserem Gewissen wäre uns vieles erlaubt, was zur rechten Zeit und kraftvoll eingesetzt, vielleicht ungeahnte Wirkung getan hätte.

Die Welt gründet sich auf Opfer und Sterben eines für viele; wir werden Gottes Einrichtung nicht ändern. Was hat denn in so manchem Unwiederbringlichen unsere Hand gelähmt? Die Furcht vor dem Urteil der Nachwelt, sagen unsere Feinde salbungsvoll; und die Wahrheit heißt: „der Eindruck im Ausland“.

Wie soll, wie kann der Tag aufgehen dürfen über Deutschland, wenn eine so kleinliche Rücksicht unser Handeln regiert? Wie soll Deutschland seine gottgegebene Mission ausführen können, wenn wir nicht diese Kette an unserem Fuß von uns schleudern? Soll in alle Zeiten hinein die blasse Furcht vor der Meinung anderer, wahrlich nicht Besserer, unser Tun und Lassen regeln, unsere Glieder einschnüren, unsere Bewegungsfreiheit einschränken? Wenn wir den anderen wohlgefällig sein wollen, so laßt uns wieder in die buntschiedige Einzelstaatserei von Anno dazumal verfallen, die freie See uns verschließen lassen, in kleinstädtischen Universitäten allem Großen und Guten mit heißem Bemühen nachgrübeln, es aber beileibe nicht zur großen Tat werden lassen, die Sprossen unserer Volkskraft, die unser verarmtes Land nicht nähren kann, wie in guten alten Zeiten hinausstoßen über die Weltmeere unter fremde Flaggen und Rassen, damit sie mit den Gaben, die uns verloren gehen, das romanisierte Angelsächsentum stärken helfen. Schon zu Luthers Zeiten wußte man in Italien: Wenn ein Deutscher von seinem Gewissen läßt, so wird er schlimmer als sieben Walen. Die gleiche Kraft, die groß ist im Aufbauen, ist groß im Regieren, und je länger ein Mensch arm gewesen ist, desto größer ist seine Habgucht. Dann werden wir wieder das Volk der Dichter und Denker wie dazumal, politisch belanglos und ohne Zweifel werden wir dann auch des väterlichen Schutzes uns erfreuen, den die großen Völker „den kleinen Nationen“ in ihren Proklamationen so oft und ausgiebig verheißen.

Schon hat unserer Friedensbereitschaftserklärung der Hohn unserer Feinde geantwortet: „Seit der Marne-Schlacht handelt es sich nicht mehr um die Fragen der Annexionen durch Deutschland oder um Entschädigungen, die es vorschreiben könnte. Diese Ansicht ist seit langer Zeit schon bei den Alliierten beiseite geschoben. Deutschland täuscht sich sehr, wenn es meint, den Frieden haben zu können, indem es ganz einfach auf seine beabsichtigten Annexionen und Entschädigungen verzichtet. Ein Frieden, der auf diesem Grundsatz aufgebaut ist, wird nur den früheren Zustand wieder herstellen. Da Deutschland weiß, daß sein Sieg unmöglich ist, so ist ihm der status quo erwünscht. Die Alliierten werden zu diesen Bedingungen keinen Frieden schließen. Die Träume und ehrgeizigen Pläne des Imperialismus müssen aufgegeben werden. Deutschland muß vollständig seinen Geisteszustand ändern, bevor sich die Alliierten herbeilassen, vom Frieden zu sprechen.“

Das ist der Hohn für die Politik des Eindruckes im Ausland. Es bleibt uns die Hoffnung, daß die bittere Erkenntnis, was uns unsere Liebedienerei am letzten Ende einträgt, nun endlich unserer Politik die kraftvolle Bewußtheit verleiht, die unserer geistigen Berufung, die der Tapferkeit unserer Heere entspricht, und daß er die Rücksicht auf die anderen, nun endlich wie das Krankheitsprodukt vom genesenden Körper von uns ausgestoßen wird. Friedrichs mißverständenes und von der Unkenntnis so gern zitiertes Wort, daß Gott immer mit den stärksten Bataillonen sei, ist keine Lästung; er ist nicht mit der Zahl, sondern mit der sittlichen Kraft, und Hindenburgs bewußt farges Wort von den stärksten Nerven bedeutet das gleiche.

Wo der Sieg ist, da ist schließlich das Recht, da ist schließlich auch die Sympathie — wenn das Recht recht gehandhabt wird. An uns wird es sein, indem wir uns und unseren großen Traditionen treuer sind als bisher, diese Sympathie für unser Volk zu erobern, nicht durch Nachlaufen und bedientenhaftes Nach-den-Augen-sehn, sondern durch die Erweckung des Respektes, den dem Tüchtigen und Redlichen auf die Dauer kein Einsichtiger versagt. Befangenheit und Vorurteil sind schwer zu besiegen, aber vor der Macht der Tatsachen verschwinden sie.

Es ist ein Romane — Willers — gewesen, der von uns gesagt hat: Gott bewahre alles, was deutsch ist, vor Entmutigung und Selbstverachtung. Ein Deutscher soll fest und stolz bleiben im Bewußtsein, daß keine andere Bildung die seine übertrifft, daß er weiter als irgendein anderer auf dem Wege zum Großen und Ewigen vorgedrungen ist. Das Wort stammt freilich aus der Zeit, in der das geistige Gebiet allein unser Feld war und unsere politische Schwäche uns vom Platze an der Sonne fernhielt.

Wäge darum, nachdem der starke Arm unserer Kämpfer dem feindlichen Überfall groß und ruhmvoll gewehrt hat, der deutsche Genius auch die dem größeren Reich feindlichen Einfälle im Innern besiegen. Jeder Deutsche, der nicht durch seine völligen Scheitlungen gehemmt wird, muß mit dem vierten Reichskanzler, der die große Politik seines großen Vorgängers so gut begriffen hat, sagen, daß für Deutschland aus diesem Kriege nicht nur ausreichende Entschädigung, sondern auch Garantien geschaffen werden müssen, die die Vermeidung eines Krieges unter gleichen oder ähnlichen ungünstigen Verhältnissen für die Zukunft verbürgen. Wer wollte dem Fürsten Bülow nicht recht geben, wenn er fortfährt: „Der Schuß, den Deutschland in Zukunft gegenüber der Feindseligkeit, den erneuerten und neuen Revanchegelüsten im West, im Ost und jenseits des Kanals findet, kann nur liegen in seiner eigenen und vermehrten Macht... Das Ergebnis des Krieges darf kein negatives, es muß ein positives sein. Es handelt sich nicht darum, daß wir nicht vernichtet, nicht verkleinert noch zerstückelt, noch ausgeraubt werden, sondern um ein Plus in Gestalt realer Sicherheiten und Garantien als Entschädigung für nie gelehene Mühen und Leiden, wie als Bürgschaft für die Zukunft.“

Gegenüber der Stimmung, die dieser Krieg gegen uns zurückerlassen wird, würde die einfache Wiederherstellung des status quo ante bellum für Deutschland nicht Gewinn, sondern Verlust bedeuten. Nur wenn die Verstärkung unserer politischen, wirtschaftlichen und militärischen Machtstellung durch den Krieg die durch ihn entzündete Feindschaft erheblich überwiegt, werden wir uns mit gutem Gewissen sagen können, daß unsere Gesamtlage durch den Krieg verbessert wurde. Und dann erst wird es möglich sein, daß das größere Deutschland seinen Weltberuf erfüllt, den Frieden und das Gleichgewicht der Erde mehrt, die schwächeren Völker mit der Kraft seines Herzens und seiner Ethik durchdringt und emporführt, daß es wieder dastehe, wie zu des großen Karls Zeiten „eine mächtige Schonung inmitten der triegerfüllten, zerstörungsbegierigen Welt“, wo ein eiserner Wille den Kräften, die sich sonst anfeinden und untereinander aufreiben würden, Ruhe gebietet und die Keime einer gebildeten Zukunft pflegt und beschützt, auf allen Seiten unwillkürlich mit unüberwindlichen Marken und auf alle Zeit, daß von ihm abpralle, was heute den Krieg über uns gebracht hat, jegliches Gefühl feindlichen Übergriffs.

Ein Rosenstrauch. Von Erich Wentscher.

Ihr guten Waffen, das vergeht
Uns langen, schlanken Jungen:
Die Lieder unsrer Knabenzeit
Hatten wir ausgefungen;

Am Wall, der einst das Stift begrenzt,
Da senkten wir schweigend die Spaten,
Und was so wehrhaft sonst gegläntzt,
Hellesbarde und Bleisoldaten

Und Schwert und Pidelhaube auch
Entfielen unsern Händen.
Doch pflanzten wir einen Rosenstrauch,
Damit wir's wiederfänden.

Bilder aus der Champagne und den Ardennen von einst und jetzt.

Von Dr. Freiherr von Lynder.

Von den besetzten Ländern sind die Champagne und die Ardennen ganz besonders interessant ihrer wechselvollen Geschichte und ihres reichen Sagentreues halber.

Dies Gebiet, das sich von der Loire nach Nordosten erstreckt, bildet zunächst ein nur von mäßigen Höhenzügen durchschnitten Land, bis dann etwa auf der Linie Oivet Mé-

zières—Charleville—Sedan sich die dunklen Berge der Ardennen erheben.

Als Cäsar, von Süden kommend, diese Gebietsteile Galliens, die heutige Champagne, dem römischen Weltreich eroberte (53 bis 51 v. Chr.), hatte er, wie er uns berichtet, an der Atona harte Kämpfe zu bestehen, in denselben Gegenden, in



Gularen auf Worpelsen. Gemälde von Fritz Grotemeyer.

denen unsere Truppen jetzt seit zweieinhalb Jahren an der Aisne kämpfend, die Schutzwehr halten, in denselben Gegenden, in denen im jetzigen Kriege die beiden Champagne-schlachten stattfanden und in denen jetzt die neue Miesenschlacht an der Aisne tobt.

Die Römer nannten den den Westen der Champagne bewohnenden Teil der Bevölkerung „Remi“, und als sie, nach Eroberung des Landes, dieses zur römischen Provinz machten, gaben sie ihr den Namen Belgica secunda und teilten sie in neun „pagi“ (Gaue) ein. Die Hauptstadt der Provinz lag im pagus Remensis, es ist das heutige „Reims“. Von dort zog sich von Witry les Reims, einem Ort dicht vor unserer heutigen Front in fast schnurgerader Richtung die römische Heerstraße bis nach Woncq, wo in die Aisne deren Nebenfluß Voire einmündet, sie folgte dann weiter dessen Lauf und führte über Sedan nach Trier, verband also diese beiden wichtigsten römischen Provinzhauptstädte. Noch heute ist diese Römerstraße an vielen Stellen sehr wohl erkennbar, ja ist zum Teil als Staatsstraße — rue nationale — noch heute in Gebrauch. Wie Reims, so gehen auch die Namen der anderen alten Städte des Gebietes auf die Römer zurück: z. B. Vouziers (Vougenis); Rethel (Redgensis); an den „pagus porciensis“ erinnern noch heute die Dörfer Noyon-Borcien und Château-Borcien. Die Sage erzählt uns, daß dieser Gau seinen Namen von porcus — das Schwein — herleite, es seien die — noch heute zahlreichen — Wildschweine der Ardennen dort besonders häufig zu finden gewesen. Man glaubt, wenn man in fast jedem Städtchen der Nordchampagne heute Gasthaus-schilder „Au sanglier des Ardennes“ („Zum Ardenneneber“) erblickt, daß dieses Tier dadurch gewissermaßen als Wappentier der Gegend gefestigt werden soll. Viele Franzosen sogar sind dieser Ansicht, die Gebildeten aber wissen, daß hier die Erinnerung an einen deutschen Fürsten, den Grafen von der Mark (Westfalen), den Herrn von Sedan, um 1500, mitspielt, der wegen seiner unbezähmbaren Tapferkeit den Beinamen des Ardennenebers hatte. Etwa 500 Jahre lang blieben die Ardennen und die Champagne unter der römischen Herrschaft, und wie sie sich in vielen Straßen, in zahlreichen Denkmälern und in Ortsnamen verewigt hat, so hat sie bekanntlich auch den Grund gelegt zur heutigen französischen Sprache überhaupt, die aus dem Latein, also nicht dem klassischen Latein, sich entwickelt hat. In der Champagne sollte die stinkende Römerherrschaft auch noch einmal den Ansturm der Barbaren aufhalten, und zwar geschah das ungefähr auf demselben Gebiete, auf dem Joffre durch die Marne-schlacht den deutschen Vormarsch zum Stehen brachte. Dort wurden im Jahre 450 die Hunnen besiegt. Aber diese Schlacht auf den „Katalanischen Feldern“ (dem heutigen Schießplatz von Chalons) schlugen die Römer nicht mehr allein mit eigenen Truppen, ihnen halfen schon germanische Volksstämme, und unter diesen befanden sich auch die zukünftigen Herren der Champagne und der Ardennen: die Franken. In Reims hat Chlodwig die christliche Taufe erhalten, in Attigny, einem kleinen Städtchen bei Rethel a. d. Aisne, steht noch die Kirche, in der Wittekind, der Sachsenherzog, getauft wurde, zahlreich sind aber vor allem die Erinnerungen an Karl den Großen, vor allem im Ardennengebiet; hier heißt nach ihm der letzte französische Ort an der belgisch-französischen Grenze Charlemont, hier spielt die berühmte Sage von den vier Haimonskindern, die seinen Neffen Berthold beim Schachspiel erschlugen und, vor seinem Jörn flüchtend, auf dem sagenhaften Hofs Bayard in den Ardennen Schutz suchend, oft nur durch einen Sprung des Pferdes sich über Täler und Flüsse hin gerettet haben und in den dunkeln Waldgebirgen sich jahrelang versteckten, bis der große Karl ihnen verzieh. Als das fränkische Reich unter Karls des Großen drei Entlein im Vertrage von Verdun (843) geteilt wurde, kam die Champagne an Frankreich, die Ardennen jedoch gehörten zum Reich Lothars. Und als dann 870 dies Reich abermals geteilt wurde, sprach der Vertrag von Meers die Ardennen, genau so wie Elsaß und Lothringen, dem Deutschen Reiche zu. Wenn man heute irgendein Geschichtsbuch, einen Atlas oder ein Geographiebuch irgendeiner französischen Schule in die Hand nimmt, so ist man erstaunt über die immer wiederkehrende geschichtliche Lüge. Es wird da nämlich unbetrachtet um diese doch grundlegenden Teilungsverträge den französischen Kindern gelehrt, daß Elsaß 1648 bis 1697, Lothringen 1688 bzw. 1740 und daß die französischen Ardennenteile um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit Frankreich „réunir“ (wieder vereinigt) seien, obwohl sie vorher eben nie zu Frankreich gehört haben, es sei denn, daß die heutigen Franzosen behaupten wollen, alleinige Erbnachfolger Karls des Großen geworden zu sein, mit welchem Rechte sie dann allerdings auch die ganze Rheinprovinz, Westfalen, Hannover, Hamburg, Sachsen bis zur Elbe, Thüringen und ganz Süddeutschland nebst der Schweiz, Tirol, Salzburg und Kärnten für sich beanspruchen könnten.

Der Besitz der Champagne war für die französische Krone übrigens durchaus kein unbestrittener und unbeschränkter. Das Land zerfiel in mehrere von großen Herrengeschlechtern und

der Kirche beherrschte Gebiete. Da sind zunächst die Erzbischöfe von Reims zu nennen, dann die Grafen der Champagne, die Grafen von Rethel, die von Château-Borcien, die Herzöge von Gonzaga, die Herren von Sedan und das Fürstengeschlecht Cleve, letztere beide aus deutschem Blut. Da ist vor allem aber das Geschlecht der Herzöge von Guise zu erwähnen, das die Kriege der Fronde, des französischen Hochadels, gegen die französische Krone leitete und die Bartholomäusnacht mit auf dem Gewissen hat (ums Jahr 1600). Es entstammt aus Guise, einem kleinen vom Kriege fast unberührten Etappenstädtchen, dessen Bevölkerung mit unserer Befestigung in fast freundlichem Einvernehmen heute zusammenlebt.

Alle diese einzelnen Herrscher-geschlechter beherrschten sich im Mittelalter untereinander nach Kräften, und so sind fast alle Orte der Champagne reich an historischen Erinnerungen. Erst ganz allmählich ist es den französischen Königen gelungen, teils durch Waffengewalt, teils durch Erbschaft oder Kauf die Champagne und die Ardennen unter ihre unmittelbare Gewalt zu bringen. Dies Werk haben vor allem Heinrich IV., Ludwig XIII., XIV. und XV. vollbracht. Nur eine Herrschaft hat als selbständige bis zur französischen Revolution bestanden, und das war die von Rethel a. d. Aisne. Diese Stadt, schon von den Römern als Übergangspunkt über die Aisne mit Sicherungswerken umgeben, war im Mittelalter zunächst Eigentum der Erzbischöfe von Reims, hatte dann durch Kauf oder Erbschaft eine Menge anderer Eigentümer, bis sie schließlich vom Kardinal Mazarin den Herzögen von Gonzaga abgekauft wurde. Dieser Italiener hat als führender Minister ohne Zweifel viel für Frankreich getan, aber er verstand es auch vorzüglich, für sich und seine Verwandten zu wirtschaften, er ist als mehrfacher Millionär gestorben und hatte, um seinen Namen zu verewigen, sich von Louis XIII. ausbedungen, daß mit dem Stadtnamen sein eigener verbunden würde, und so heißt noch heute die Stadt offiziell „Rethel-Mazarin“. Die Franzosen prägen aber daraus das Witzwort:

Réthel-Mazarin — petite ville, grand coquin!

(Rethel-Mazarin — kleine Stadt, großer Schurkel)

Dies alte Schloß, die sehr schöne alte Kirche, eines der interessantesten und wertvollsten gotischen Baudenkmäler, haben im Mittelalter zahllose Belagerungen erlebt und überstanden — so wie sie auch in diesem Kriege unverleht geblieben sind — Polen, Spanier, Franzosen und Deutsche haben im Laufe der Jahrhunderte Rethel belagert und erstickt, und die einzige ruhige Zeit hat diese kleine Provinzstadt von 1650 bis 1814 erlebt. Da erschienen die Russen in Rethel, als Eroberer; die Vorfahren der Russen, die sich jetzt dort als deutsche Kriegsgefangene betätigen müssen. Kurz vor der Schlacht von Sedan ist dann auch der Kaiser Napoleon III. und Mac-Mahon durch Rethel gekommen, und vierzehn Tage später kamen von Sedan her die Deutschen, und in demselben Bett, in dem der letzte französische Kaiser in Rethel schlief, hat der Kaiser Wilhelm geschlafen, und der Kronprinz in dem Mac-Mahons. Das Quartier des alten Kaisers war die Sous-Prefecture, das Landratsamt, heute liegt dort die Etappenkommandantur — das Gebäude ist eines der wenigen unbeschädigten, und nicht weit davon an der Kathedrale ist der Kirchhof, auf dem noch wohl erhalten die Grabdenkmäler der 1870 gefallenen Deutschen und ein besonderes für die Bayern sich befindet. Daneben ist auch das für die 1870 gefallenen Franzosen, und in dem neuen Teil des Kirchhofs erheben sich die Gräber unserer Feldgrauen und der Franzosen aus diesem Kriege mit mehreren schönen Denkmälern.

Von dem Kirchhof aus nördlich — nur ein paar Kilometer entfernt — liegt malerisch und vom Kriege unberührt ein freundliches kleines Dörfchen. Es heißt Sorbon. In seiner Mitte steht eine Kirche, in der eine Porträtbüste aus neuerer Zeit sich befindet; sie stellt den Theologen Robert von Sorbon dar, der der Weichtöter Ludwigs IX., des Heiligen, von Frankreich war und im Jahre 1257 ein „Collegium“ in Paris gründete, aus dem sich dann die Universität entwickelte, die noch heute nach ihm „Sorbonne“ heißt.

Bald führt uns die Bahn nach Charleville-Mézières. Diese Doppelstadt — an den Ufern der Maas — verdankt ihre Entstehung zwei Herrschern mit dem Namen Karl. Karl der Große hat Mézières gegründet (812) und der Herzog Karl von Gonzaga (1606) die Stadt Charleville.

Mézières ist berühmt geworden durch vier Kriege. Im Jahre 1521 verteidigte der berühmte Bayard — der „Ritter ohne Furcht und Tadel“ — sie mit Erfolg gegen die Truppen Kaiser Karls V. Sein Standbild steht noch heute dort. In den Freiheitskriegen verteidigte sie sich mit äußerster Tapferkeit gegen Hessen, Württemberger und Preußen und öffnete ihre Tore erst beim Friedensschluß. Im Jahre 1870 hat sie sich erst dem General von Kamede ergeben, nachdem sie ein sehr starkes Bombardement auszuweichen gehabt hatte, und als am 1. Januar 1871 mit Trommeln und Pfeifen an der Spitze die Preußen einrückten, besetzten sie eine fast völlig zerstörte Stadt. Sie hat sich in den 44 Friedensjahren wieder erholt und ist in diesem Kriege ohne einen Schuß genommen.

Am Maasufer befindet sich ein schönes altertümliches Schloß; in ihm lag ungefähr anderthalb Jahre lang der deutsche Generalfeldmarschall des großen Hauptquartiers, von dem die deutschen Siegesberichte in alle Welt gebracht wurden. Es ist dies das alte Schloß, in dem die Herzöge von Gonzaga, die Herren der dortigen Gegend (1550—1700), wohnten. Und einer von diesen, Karl, faßte den Plan, auf der andern Seite der Maas eine neue Stadt zu gründen. Er tat es, indem er die andern Städte und Länder seines Gebietes veranlaßte, je ein Haus in der neuen Stadt zu bauen und nach der ihnen zu benennenden, und so gibt es noch heute in Charleville das „Retheler Haus“, das „Reimser“, das von „Chalons“ usw. Der Plan der alten Stadt ist vollkommen quadratisch; in ihrer Mitte ist ein quadratischer Platz, der in hantlicher Beziehung sehr eigentümlich ist, alle Häuser sind genau gleich groß, alle genau nach demselben Stil gebaut, und um den Markt führen „Laubengänge“, wie wir sie in Lübeck und in der alten Ordensstadt Marienburg finden. Im Mittelpunkt der Stadt steht das Denkmal ihres Gründers. Wenn man jetzt im Kriege durch diese freundliche Stadt wanderte, dann hätte man das Gefühl, im Herzen der deutschen Armee zu sein, denn jedes größere Haus war das Quartier irgendeines Herrn aus dem großen Hauptquartier. Da sah man die Schilder des Chefs des Feldsanitätswesens, der Adjutantur des Kaisers, da stand der ganze kaiserliche Automobilpark, auf dem Bahnhof war der Zug des Chefs des Feldbahnwesens zu sehen — er trug das königlich belgische Wappen, war ehemals der Hofzug König Alberts. Jeder französische Junge aber verfaßt mit Vorliebe die Ansichtspostkarte mit dem Hause, das das Quartier des Kaisers war.

Folgt man der Maas von Charleville aus nach Norden, so kommt man in eine Gegend, die vom Krieg völlig unberührt ist, die von der Natur mit verschwenderischer Schönheit ausgestattet und von Sagen umwoben ist. Da ist zuerst der kleine Ort Wignemont (Widlersburg), so genannt, weil hier einst die römischen Legionen ihre Adler aufgespielt haben sollen. Die Maas durchbricht hier das Ardennengebiet und bildet, wie die Weser bei Minden im Teutoburger Wald die Porta westphalica, so hier die Ardennenpforte. Das Tal wird dann immer enger, die Berge immer höher, in Schlängengewindungen geht schäumend die bis dahin so ruhige Maas ihren Lauf. Vom Punkte an, wo ihr Nebenfluß, die Semois, zu ihr stößt, nehmen die Berge romantische Formationen an, deren wunderbarster der Turmfelsen — Roc de la Tour — ist. An seinem Fuß liegen fast genau halbkreisförmig erratische Blöcke und die Sage erzählt uns, daß diese Blöcke von einem ehemaligen Schloß auf dem Felsen stammen, dessen Herr der Teufel gewesen sei. Ihn habe Christus — als Pilger — um Obdach und Nahrung gebeten, der Teufel habe ihn abgewiesen und bedroht. Christus aber habe ihm bedeutet, er sei mächtiger als der Schloßherr selber und zum Beweise eine Kugelpartie vorgelegt. Des Teufels Kugel sei in die Semois gefallen und bilde dort den heutigen „Teufelsfelsen“, Christi Kugel aber habe das Schloß zerstört und seine Trümmer im Halbkreis um den Turmfelsen gelegt. Der Teufel aber sei darauf entflohen.

Bald hinter dem Einfluß der Semois in die Maas erhebt sich die Felspartie, die nach den vier Haimonskindern benannt ist. Mit einiger Phantasie kann man in den Gebirgsformen vier Reiter auf einem Hofs erkennen. Weiter nördlich kommt man zur Felspartie der „Maasdamen“. Drei Felsen, in denen man drei Töchter eines Grafen von Rethel erkennen soll, die um ihrer Untreue willen in Stein verwandelt wurden.

Man gelangt im weiteren Verlauf der Maas nach Revin, bei dem ein Felsen (Roc-au-Ce) steht, in dessen Nähe zu haben die jungen Mädchen ängstlich vermeiden, weil sie sonst alte Jungfern werden, während ein Bad im daneben fließenden Fallbach die gegenteilige Wirkung hat.

Mit den Herzengelingenheiten der jungen Französinen beschäftigt sich weiter auch der Aberglaube in dem kleinen Städtchen Fumay, das übrigens, wohl infolge der Nähe der ehemals spanischen Niederlande, in seiner Bauart fast völlig spanischen Anstrich hat. Dort ist an der Kirche Saint Roch ein Schlüssel. Küßt die junge Französin diesen, leise den Namen ihres Herzerwählten flüsternd, so wird sie im selben Jahr seine Frau. Doch die Sache ist gefährlich, kommt es in diesem Jahr doch nicht zur Heirat, so muß sie sieben Jahre warten.

Gleich hinter Fumay erreicht die Maas und ihr folgend die Bahn die letzte Stadt in den französischen Ardennen, Givet, oberhalb deren hart an der belgisch-französischen Grenze der nach Karl dem Großen genannte Ort Charlemont liegt. In der dortigen Gegend liegt auch noch die berühmte Tropfsteingrotte von Niget, an deren einzelne Säle sich zahllose Sagen knüpfen, von denen die hübschste die von den „voutons“ (Heizelmännchen) ist, die alle Wünsche, vor allem der Französinen, erfüllen, wenn ihnen nur abends als Entgelt für ihre Mühe reines Weizenbrot vor die Grotte gestellt wurde. Sie sind jetzt verschwunden, die Heizelmännchen, nachdem eine geizige Frau ins Brot Asche gemengt hatte, und was jetzt in den Ardennen geschafft wird, das muß in harter Arbeit selbst errungen werden, denn das Klima ist rau und der Boden arm. Das spiegelt sich auch in der Bevölkerung und ihrem Typus wider: ein arbeitames, wortkarges, widerstehendes Volk, dessen Rechtschaffenheit in Frankreich sprichwörtlich ist — „Sie sind Ardenner, dann genügt mir Ihr Wort“ — und das als Grenzvolk ganz besonders militärisch tüchtig ist. Stammen doch aus den Ardennen eine sehr große Anzahl bedeutender französischer Militärs, und unter ihnen sind zwei Marischälle, Turenne und Macdonald, zu nennen, die beide mit der Geschichte Sedans verflochten sind.

Diese Stadt — angeblich von einem deutschen Sigambrierfürsten Vedemus gegründet — verdankt ihre Blüte dem rein deutschen Fürstengeschlecht von der Mark. Dies kam 1424 von seinem Heimatort an der Lippe, kaufte die Herrschaft Sedan und verband es, im Laufe der folgenden 150 Jahre, obwohl auf der einen Seite die Könige von Frankreich, auf der anderen Seite die Herzöge von Burgund und die Einverleibung der kleinen Herrschaft in ihr Machtgebiet anstrebten, durch geschickte Politik aus einem einfachen Grundbesitz ein souveränes Fürstentum Sedan zu machen, wobei im besonderen allerdings auch persönliche Tapferkeit, vor allem beim Fürsten Wilhelm, dem „Ardenneneber“, mitsprach. Einen solchen tapferen Helden hatte man nicht gern zum Feinde, es war besser, ihn als Bundesgenossen gegen den Nachbar auszuspielen. Ja die Fürsten von Sedan wurden sogar Herzöge von Bouillon, nach dem Aussterben des berühmten dortigen Fürstengeschlechtes, und sie wurden, was ihnen und ihrem Lande eine noch größere Bedeutung gab, der Hort des Protestantismus in Frankreich, vor allem unter der Regentin Françoise, der Witwe eines Mark, die eine bourbonische Prinzessin war. Sie schuf sich Mitte des 16. Jahrhunderts sogar schon ein stehendes Heer, und solange dies Fürstengeschlecht regierte, gelang es den französischen Königen nicht, das Territorium Sedan Herr zu werden. Aber das Geschlecht starb 1694 aus, die Erbtochter wurde die Gattin Turennes, und Ludwig XIII. verleihte Sedan dann (1642) dem Königreich Frankreich ein. Als unbekanntes Provinzialstädtchen hat es dann bis 1870 den Zusammenbruch des zweiten napoleonischen Kaiserreichs gesehen. Noch heute lebt im Weberhäuschen von Donchery die alte Französin und zeigt mit Stolz die Goldstücke, die ihr Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich und jetzt Kaiser Wilhelm II. geschenkt haben, weiß ihr Fremdenbuch vor, in das diese Hohenzollern, unser Kronprinz und viele andere Fürlichkeiten ihre Namen eingezeichnet haben, noch heute steht in Bazailles das Haus „Zu den letzten Kartäusern“, das französische Marineinfanterie den Bayern 1870 erst übergab, als sie keine Patrone mehr hatten; noch heute gibt fast jedes Haus in Sedan uns wertvolle und interessante Erinnerungen an jene große Zeit, die Straßen-namen, z. B. „Avenue de Marguerite“, erinnern an die verzweifeltsten Bemühungen der Franzosen, mit der Division dieses Generals „das eiserne Gufel“ der Deutschen zu durchbrechen. Auch im jetzigen Kriege haben um Sedan Kämpfe stattgefunden, und dort hoch oben, am Wege nach Floing, wo der alte Kirchhof zahllose Gräber der Deutschen und Franzosen aus 1870 birgt, da ist einer der schönsten Gedenkdenkmäler dieses Krieges erbaut. Eine mächtige torartige dorische Laubenhalle schließt den Kirchhof unserer Helden ab, und auf ihr prangen in Goldbuchstaben Joseph von Lauffs folgende Verse:

„Kämpfend für Kaiser und Reich, nahm Gott uns die irdische Sonne.

Jetzt, vom Irdischen frei, strahlt uns sein ewiges Licht!
Heilig die Stätte, die ihr durch blutige Opfer geweiht habt,
Dreimal heilig für uns durch das Opfer des Danks.“

Kriegsanleihe und Steuerlasten.

Der Reichsschatzsekretär Graf Rüdern hat 15 weitere Milliarden Mark Kriegsanleihe vom Reichstag verlangt, womit die Summe der Kriegsschulden auf 94 Milliarden Mark steigt. Nach den Mitteilungen, die er dabei machte, sind die Tagesausgaben für Kriegszwecke jetzt auf 100 Millionen Mark gestiegen. Das sind monatlich rund 3 Milliarden Mark! Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir die Steigerung der Ausgaben

Von Professor Dr. Wjgodzinski.

auf die neue Sindenburgsche Taktik zurückführen: Menschen zu sparen und deshalb mehr Munition einzusetzen. Drei Milliarden Mark monatlich, das ist eine Summe, die geradezu phantastisch erscheint. Die Zinsverpflichtungen des Reiches wachsen damit in jedem Monat um 150 Millionen Mark. Kann das Reich die Zinsen zahlen? Bei der Beantwortung dieser Frage muß zunächst wieder



Die Petrikirche in Riga.

die schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Düna hinaufgejagt waren und an ihren Ufern Faktoreien errichtet hatten, hierbei zunächst nur die Absicht verfolgten, mit dem russischen Hinterlande unter Ausschaltung des Umschlagsplatzes Wisby unmittelbare Handelsbeziehungen zu pflegen, während auch der erste christliche Sendbote im heidnischen Livland, der Probst Meinhard aus dem Holsteinischen Kloster Segeberg, der bei Artüll das erste heute noch stehende Christenkirchlein errichtete, sich nur als Missionar im fremden Heidenlande fühlte, erfasste der staatsmännische Blick des Bremer Prälaten die Bedeutung dieses baltischen Küstenlandes als einer staatlich fest organisierten Kolonie des deutschen Mutterlandes und begründete die Stadt Riga als den Kern und Ausgangspunkt dieser Kolonie. So wurde die schnell aufblühende Stadt der Mittelpunkt aller deutschen politischen und Kulturarbeit im Lande. Mit vollem Recht nennt der Rigasche Historiker Karl Wietlich Riga das Tor, durch welches Christentum und deutsche Kultur ihren Einzug in das nordöstliche Küstenland des Baltischen Meeres gehalten haben. Riga wurde so der östlichste Ausläufer der für die Zukunft unseres Volkes so beispiellos bedeutsamen Kolonisationsarbeit des deutschen Mittelalters gegen Osten hin, die sich an die stolzen Namen Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären knüpft. Auf dem Seewege gegründet und mit der See eng verbunden, suchte und fand die junge Handelsstadt bald ihren Anschluß an die deutsche Hanse. Nachdem das siegreiche Schwert der von Albert von Bremen, dem ersten Bischof und späteren Erzbischof Rigas, ins Land gerufenen deutschen Ritter, schaft den heidnischen Liven, Esten und Kuren in harten Kämpfen die Herrschaft über die baltischen Küstenlande abgewonnen hatte, wuchs die Bedeutung Rigas als Handelsstadt für das sich unter deutscher Führung schnell entwickelnde Hinterland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Die im Anschluß und unter dem Schutze der Ordensburgen entstandenen deutschen Städte sahen in Riga ihren natürlichen Vorort und richteten sich in ihrer inneren Organisation, in Verwaltung und Recht, in Kunst- und Gildenwesen nach dem Vorbilde Rigas, das auf den Städtetagen des Landes den Vorschlag und auf den großen Hanseversammlungen ihre Vertretung führte. Die livländische Kolonie bildete in ihrer weiteren politischen und ständischen Entwicklung im Kleinen ein Spiegelbild dessen, was im Mutterlande vor sich ging. Der das spätere deutsche Mittelalter erfüllende Vorherrschaftskampf zwischen Bischöfen und Städten,

Waffenerfolg an der Düna alle deutschen Gaue durchbraut und die Blätter aller Richtungen die militärische, wirtschaftliche und politische Bedeutung dieses Sieges erörtern, sei es mir gestattet, den Lesern des „Dachstein“ ein wenig davon zu berichten und zu schildern, was Riga von dem Tage seiner Begründung an bis zum 3. September dieses Jahres, der es dem Mutterlande zurückgewann, als deutsche Stadt bedeutete, was es als solche in den mehr als siebenhundert Jahren seiner Geschichte geleistet und gestiftet hat. Dem genialen Kolonisationsblick des Domherrn Albert von Bremen verdankte die Stadt Riga im Jahre 1201 ihr Entstehen. Während die hanseatischen Kaufleute aus Lübeck, Hamburg und Bremen,

wie zwischen Städten und Adel tobte auch im alten Livland immer war das starke und reiche Riga das Kampfziel der sich beföhenden Mächtigkeitsgruppen des Landes. Immer aber gelang es auch dem trotzigsten Bürgerfönn der Stadt die Unabhängigkeit zu wahren, oder wenn sie einmal auf kurze Zeit verloren ging, sie in harten, oft wilden Kämpfen zurückzugewinnen. Wenn hierbei auch, ebenso wie im Mutterlande, die innerpolitischen Gegensätze nur zu oft das deutsche Gemeinheitsbewußtsein verhängnisvoll überwucherten, so hielt die Stadt für ihr Innenleben doch unentwegt fest an ihrer deutschen Art und an dem Streben nach Bereicherung und Erweiterung ihrer deutschen Kulturgüter. Ihre Seehandelsbeziehungen mit dem Mutterlande ließen sie auch hier wieder zum Eingangstor aller großen das deutsche Volk bewegenden geistigen Zeitströmungen in das livländische Kolonialland werden. Durch ihre Vermittlung fand die Renaissance der altklassischen Wissenschaften im Zeitalter des Humanismus den Weg zu den baltischen Städten und Edelföhen, die in Schule und Haus seitdem besonders treue Hüter der humanistischen Geisteswelt geblieben sind. Rigas Söhne zogen zahlreich hinaus auf die deutschen Universitäten; an der Gründung der Universität Moskau war die Stadt selbst mit erheblichen Beiträgen beteiligt.

Als dann der Geist der Reformation durch die deutschen Lande brauste, war Riga wiederum unter den ersten Städten, die sich ihr rückhaltlos anschloßen. Von hier aus fand sie ihren Weg dann schnell in die anderen Städte des Baltischen Landes. Mit Fug und Recht hat Rigas Stadtwappen, das die ihrer Mutterstädte Lübeck, Hamburg und Bremen in sich vereinigt, einen Ehrenplatz an dem Lutherdenkmal in Worms gefunden. Mit berechtigtem Stolz bewahrt Rigas Bürgerschaft in ihrem Stadtarchiv die Briefe auf, in denen Martin Luther selbst der Stadt Rat erteilt und der Freude über ihr reges kirchliches Leben Ausdruck gibt.

In schweren Kämpfen hat in der Zeit der Gegenreformation das unter polnische Herrschaft gelangte Riga seinen evangelischen Glauben verteidigt, während gleichzeitig seine Bürgerschaft, der geschworenen Eidestreue gedenkend, in mannhafter Gegenwehr ihre Stadt dem Polentönige gegen die Angriffe des von ihr als evangelischen Glaubenshelden im tiefsten Herzen bewunderten Gustav Adolf von Schweden zu erhalten bemüht war. Nach endlich erfolgter Kapitulation wußte dieser den ihm im Rigaschen Dome huldigenden Bürgern kein höheres Lob zu spenden, als daß er sie hat, ihm mit derselben Treue zu dienen, die sie dem Polentönig bewiesen hätten.

Wiederum war es Riga, das im Zeitalter der Aufklärung den dieses beherrschenden Ideen in seinen Mauern zuerst Einlaß gab und sie über das Land hin verbreitete. Damals entstanden



Die Sandstraße in Riga.

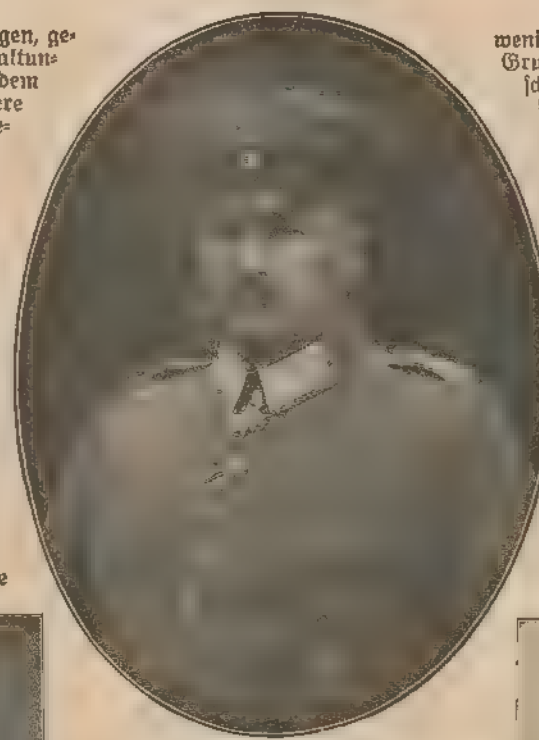
eine Reihe von Wohlfahrts Einrichtungen, gemeinnützigen und kulturellen Veranstaltungen, die bis in unsere Tage hinein dem deutschen Bürgersönn Rigas besondere Ehre machten und reichen Segen stifteten. Seitdem Riga unter der Herrschaft des ersten russischen Zaren, denen es huldigen mußte, weil das Mutterland seiner baltischen Kolonie vergessen hatte, in eine lange Zeit des Friedens, der Blüte und des wachsenden wirtschaftlichen Wohlstandes eingetreten war, weiterte es mit den Rittersöhaften des Landes in der Pflege deutscher Kultur, deutscher Wissenschaft und Kunst. Es hatte sich neben den Rittersöhaften eine gleichberechtigte Stellung zu wahren gewußt. Von allen baltischen Städten war Riga allein mit gleichem Rechte auf dem rittersöchaftlichen Landtage Livlands vertreten. Im gleichen Range und in gleicher Leistung stand das Rigasche



General der Infanterie Oskar von Gutler. Aufnahme des Hofphotographen E. Sandau.

deutsche Stadtgymnasium neben den Gelehrtenhöhlen der baltischen Rittersöchaft. Deutsche Schauspielkunst und edelste deutsche Musik fanden in Riga liebevolle Stätte und Pflege. Der Ruhm der von deutscher Gartenkunst geschaffenen Rigaschen Stadtparkanlagen ging durch das ganze weite Rußland. Am deutschen Stadttheater wirkten Männer vom Range Richard Wagners und Karl von Holteis; durch Namen wie Marie Seebach und Martersteg blieb diese vom Rigaschen Bürgersönn unter größten Opfern erhaltene deutsche Kunststätte mit der Schauspielkunst des Mutterlandes in fruchtbarer Wechselberöhrung. Der Zeit, wo er als junger Domprediger in Riga wirkte, verdankte Herder die Anregung zu seinen unsterblichen „Stimmen der Völkern in Liedern“.

Als nach den Schreden der baltischen Revolution dem baltischen Deutsötum durch die Edikte des Zaren die Möglichkeit neu gegeben war, seine deutsche Sonderart in Schule, Sprache und Kirche ungehemmt wieder pflegen zu dürfen, da wurde Riga wiederum die Begründungsstadt und der Ausgangsort des Deutschen Vereins für Livland. Dieser hat bis zum Kriege eine Fülle segensreicher deutscher Kultureinrichtungen im Lande geschaffen und durch seine nationale Erziehungsarbeit das zum Teil wenigstens in einem gewissen baltischen Partikularis-



Prinz Eitel Friedrich von Preußen. Aufnahme des Hofphotographen W. Niederau (Selle & Kunze).

mus erstarbte deutsch-östliche Bewußtsein der Baltischen neu geweckt und vertieft. Mit mehr als 10 000 Mitglieðern und einem nach Hunderttausenden zählenden jährlichen Einnahmebetrag stand wiederum die Rigasche Ortsgruppe auch in dieser deutschen Vereinigung vornan.

Die letzten Jahrzehnte hatten mit dem Ausblöhen einer starken Industrie auch zahlreiche reichsdeutsche Elemente nach Riga gebracht. Gerade die Jahre vor dem Krieg hatten zwischen diesen und dem bodenständigen Deutsötum Rigas eine erfreuliche Annäherung gebracht, so daß dieses durch die reichsdeutsche Zuwanderung einen nicht nur zahlenmäßig zu bewertenden Kräftezuwachs erhielt.

Der Krieg drohte dem gesamten alleingewurzelten, aber in jungem frohem Leben neu aufstrebenden Deutsötum Rigas den Untergang zu bereiten. Seine deutschen Vereine wurden aufgehoben, die deutschen Schulen, — nicht



General der Infanterie Otto Niemann. Aufnahme des Hofphotographen Jakob.

weniger als vier höhere hatte die Rigauer Gruppe des Deutschen Vereins, zwei Volksschulen für Mädchen der Rigasche deutsche Frauenbund gegründet, — wurden geschlossen, die deutsche Muttersprache auf den Straßen und in aller Öffentlichkeit verboten. Die führenden Männer des Rigaschen Deutsötums büßten ihre deutsche Treue mit Verschleppung und Verbannung. So hat Rigas deutsche Bürgerschaft, tief gebeugt, doch ungebrochen, mehr als zwei Jahre des Tages der Erlösung und Befreiung geharrt, die der Donner deutscher Geschöge ihr Tag für Tag anzukündigen schien. Das Maß von Leiden und Verfolgungen, das sie in dieser Zeit tragen mußte, wird uns wohl erst nach und nach aus den Erzählungen der Befreiten bekannt werden. Eines wissen wir: sie haben auch in den schwersten Tagen den Stolz auf ihr Deutsötum, den freudigen und starken



General der Infanterie Hugo von Rathen. Aufnahme Kämmer Le Bret.

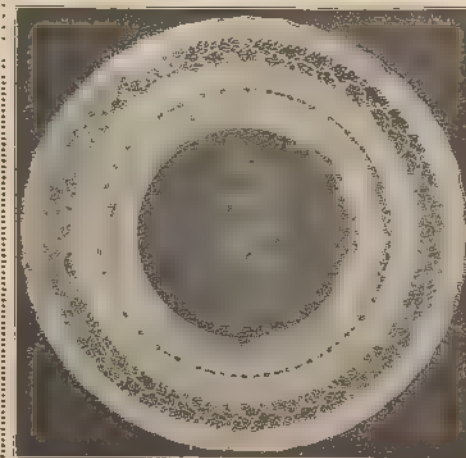
Glauben an ihre Errettung durch Gottes Hilfe und deutsche Brüderstreue nicht verloren. Und es muß ein starkes, deutsches Geschlecht sein, das in diesen Zeiten der tiefsten Not und des härtesten Druckes am Reformationstage in der alten Petrikirche, dem ragenden Wahrzeichen Rigas, zusammenströmte, und unbekümmert um Spionage und Verfolgung, wie ein Mann den Vers des alten Lebensliedes Martin Luthers zum Himmel empor schickte: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben.“ Ein starkes, gläubiges und treues Geschlecht, das um seines Glaubens und um seiner deutschen Treue willen verdient deutsch und frei zu bleiben für alle Zeit. Daß unser Kaiser sein Dankes- und Grußwort an seine siegreichen Truppen inmitten der Mauern Rigas mit den Worten begonnen hat: „Riga ist frei geworden“, gibt uns die beste Gewähr dafür, daß auch er in diesem durch deutsche Waffen gewonnenen Riga nicht eine fremde, eroberte Stadt sieht, sondern eine befreite, deutsche! — Unsere Bilder zeigen malerische Ansichten aus Riga, die ganz deutsches Gepräge haben, dann eine Fliegeraufnahme der von den Russen verwüsteten Dorfsöchaften und endlich die Bildnisse der Heerführer, die den herrlichen Sieg bei Riga erröchten haben.

Gleich nach Beginn des unseligen Völkerringens, das nun bereits seit mehr als drei Jahren die Welt durchtobt, hat die deutsche Industrie Zeichen der Erinnerung an den Krieg geschaffen. Millionen unserer Väter, Brüder und Söhne sind ja unter den Waffen, und Woche für Woche bringen die Verlustlisten die Nachricht, daß wieder viele, viele Hunderte von lebensfrischen, hoffnungsvollen Männern den Weg angetreten haben, von dem hier auf Erden niemand zurückkehrt. Im ganzen weiten deutschen Reiche ist wohl nicht eine Familie, die nicht im engeren oder weiteren Kreise das Harte des Scheidens von einem geliebten und verehrten Menschen hätte durchkosten müssen. Die meisten Gräber unserer Gefallenen sind in Feindesland gegraben: in Flandern und Frankreich, Italien, Albanien, Serbien, Mazedonien, Rumänien, Rußland, ja in Ägypten und der Türkei, oder auch jenseits des Meeres in den Kolonien. Oft liegen sie einzeln und sind vergessen, von Gras und Buschwerk überwuchert, und kein Kreuz oder Stein zeigt an, wer dort der



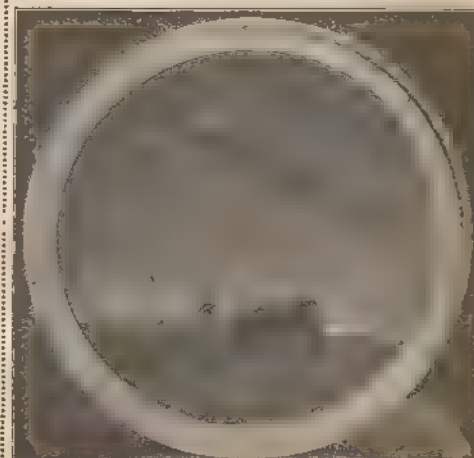
Rotekreuzschwester.
Modelliert von L. Boesß
Porzellanfabrik Rosenthal

man durch die Straßen unserer Städte schlendert und in die Schaufenster schaut, muß man sich oft achselzuckend abwenden. Diese Broschen und Nadeln mit dem teuren Kreuz von Eisen, das sich so viel gefallen lassen muß, sind wirklich oft in hohem Grade geschmacklos. Nicht anders ist es mit den Kriegsandenken im engeren Sinne, den nachgeahmten Bomben, Granatsplittern, Fliegerpfeilen und anderen „schönen“ Dingen. Von allen Kriegserinnerungszeichen, die bisher erschienen sind, schneiden verhältnismäßig mit am besten (neben den Medaillen, die es geradezu zu einer Blüte brachten) die Kriegs-porzellane ab, die zum Teil künstlerisch bedeutsame und erfreuliche Werke sind und die diese schwere große Zeit überleben werden und noch Söhnen und Enkeln eine schöne Erinnerung sein können. — Von all den vielen Kriegsandenken, die die keramische Kunst auf den Markt gebracht hat, zeigen wir heute Werke von zwei der bedeutendsten deutschen Anstalten, der königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin und der Fabrik von Ph. Rosenthal & Co. in Selb. Aus den Erzeugnissen der letzteren



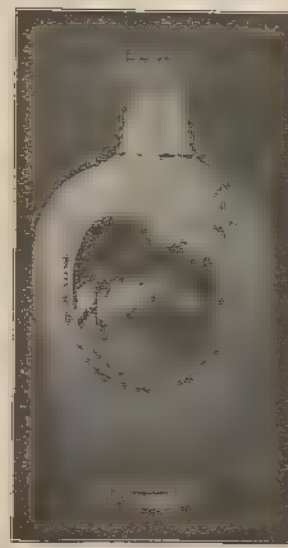
Kriegsteller aus der königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin

tausendfältig das Bedürfnis regt, sich mit Erinnerungszeichen an die lieben Gefallenen zu umgeben. Nicht nur Bildnisse in Photographie oder Ölmalerei, sondern Andenken aller nur denkbaren Art. Da muß nun leider gesagt werden, daß der große Bedarf eine Hochflut von Kriegserinnerungen erzeugt hat, die zum Teil von sehr geringer Güte sind. Es sind sogar bedenklich viele Kunstgenuß darunter: dies Wort ist vielleicht hart, aber es trifft die Sache schlagend. Wenn

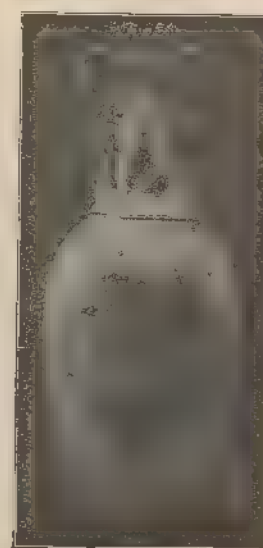


Kriegsteller aus der königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin

Ewigkeit entgegenschlummert. Oft auch sind sie mit zahlreichen anderen zu Gedenkfriedhöfen vereinigt und werden sorglich gepflegt. Aber das haben sie alle gemeinsam, daß sie in weiter Ferne sind, so weit entfernt, daß kaum einer der Hinterbliebenen je die Stätte sehen wird, ander seine Toten ruhen. Da ist es verständlich, wenn sich überall und



Kriegs-porzellan aus der königlichen Porzellan-Manufaktur in Berlin.



Firma wählten wir die Erinnerungsstücke an das Rote Kreuz, die reizvolle Statuette einer Schwester, die von L. Boesß modelliert worden ist, und zwei Wandteller. Der eine von diesen, den Prof. Ludwig v. Zumbusch entworfen hat, ist von dem Zentralkomitee des Preussischen Landesvereins vom Roten Kreuz und vom Hauptverband des Vater-

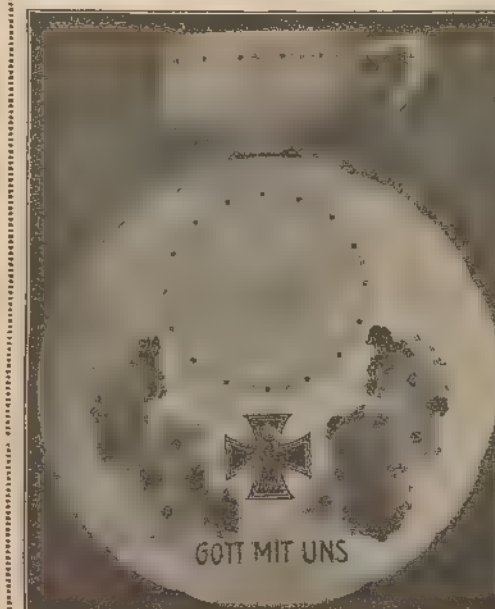
ländischen Frauenvereins herausgegeben; der Reingewinn aus dem Verkauf ist für Zwecke des Roten Kreuzes bestimmt, vornehmlich soll er der Fürsorge für verwundete und erkrankte Krieger, ihre Angehörigen und Hinterbliebenen dienen.

Nicht minder schön und künstlerisch wertvoll sind die von uns abgebildeten Kriegs-porzellane der königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin, Wandteller sowohl als Vasen und Mundtassen. Die altberühmte Anstalt ist selbst ein rechtes Kriegskind. Wurde sie doch im Jahre 1761, zwei Jahre vor der Beendigung des Siebenjährigen Krieges, durch den trefflichen, leider später ins Unglück gerissenen Kaufherrn Johann Ernst Bogkowsky gegründet. Das Kriegsglück ist ihr denn auch immer treu geblieben. Immer so geschätzt werden sicherlich auch die des Torpedoboot, einen in den Wolken



Hindenburg-Tasse
der kgl. Porzellan-Manufaktur in Berlin

Kreuz zwischen äppigen Blumen, während die dritte das Kreuz auf der Oberseite und auf der Unterseite einen vollen Eichenkranz enthält. Alle drei Kriegsmundtassen der königlichen Porzellanmanufaktur sind schöne Stücke, die es verdienen bei feierlichen Gelegenheiten gezeigt und bewundert zu werden. Die Wandteller derselben Anstalt, die wir bringen, werden ihrem Zweck in hervorragender Weise gerecht; sowohl der auf Porzessen mit gespannter Aufmerksamkeit in die Ferne spähen Jäger als der in majestätischem Fluge über die Landschaft dahinziehende Zeppelin wirken prächtig. Die künstlerisch hochstehenden Malereien auf den Vasen endlich bringen ein im Angriff schäumend die Wellen durchpflügendes



Kriegs-porzellane aus der kgl. Porzellan-Manufaktur in Berlin.



henden Doppeldecker und einen feldgrauen Mann auf der Wacht. Wir werden vielleicht noch öfter Gelegenheit haben, auf künstlerisch bedeutsame Kriegsandenken hinzuweisen. Denn der Krieg ist noch nicht zu Ende. Wenn er es aber endlich sein wird, dann dürfte die Nachfrage nach ihnen noch steigern. Dann werden die heimge-

Gegenstände des Sammelwesens. Eben- | Erinnerungszeichen sein, die die Ma- | fehrten Kämpfer sie suchen. W. Koenig



Kriegserinnerungsteller.
Entworfen von Prof. L. v. Zumbusch.
Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., A.-G., Selb.

nufaktur jetzt herausgebracht hat; sie sind schon heute so stark begehrt, daß der Nachfrage kaum genügt werden kann. In den breitesten Kreisen finden besonders drei Mundtassen Anklang. Die eine bringt auf dem leicht geschweiften Tassenkopf das wirklich ähnliche Bildnis unseres Hindenburg in einem Lorbeerkranz, während die Tasse von einem breiten, großzügig wirkenden Eichenblattgewinde umspannt wird; auf der Unterseite findet sich wieder der stilisierte Lorbeerkranz. Die zweite ist von ungewöhnlicher, ganz eigenartiger Form und zeigt das Eisene



Wandteller.
Entworfen von Hermann Koch-München.
Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., A.-G., Selb.

Die Kanonenstadt. Von Karl Fr. Nowak.

In einer kleinen böhmischen Stadt — berühmter sicherlich noch durch ihren Gerstenjaß, der als „Urquell“ im Frieden in die ganze Welt hinauszuströmen pflegte, — in der kleinen böhmischen Stadt steht Stodas Kanonenwiege. Längst ist der Name des Barons Stoda für Österreich-Ungarn so etwas wie ein Sinnbild, wie ein Symbol geworden: nicht nur, weil er damals, als das Weltengewitter 1914 losbrach, durch eine der furchtbarsten und siegreichsten Waffen überraschte, die der Krieg bis heute aufbot, durch seinen vielgefeierten 30.5-Märzer. . . . Stoda ist mehr als nur der Schöpfer einer besonderen Spezialität. Sieht man genauer hin, so muß man sagen, daß er eigentlich lauter Spezialitäten schafft. Ihre Summe ist ein Riesenteil der Widerstandsstraße der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie ist zugleich ein Brennpunkt der intelligentesten, geistigsten Kräfte des Reichs. Solcherart ist Stoda mehr, als nur ein Maschinenkonstrukteur, als nur ein Großindustrieller, als ein Fabrikherr. Er ist ein Stück des lebendigsten Österreichs. Und darum ein Symbol. Eine feindwärts gewandte Flagge.

Und eigentlich ist es gar keine Fabrik. Ein Riesenunternehmen, Krupp verwandt. Heute steht Fabrik an Fabrik, Werkstätte an Werkstätte, Halle an Halle. Es ist eine eigene Stadt, die Stadt der Kanonen geworden.

Sie stehen in Reih und Glied, blickblank und zierlich trotz ihrer gewaltigen Maße, abfahrtsgerüstet und zum Losdonnern an irgendeiner Front bereit. Aber wie unendlich weit, wie unendlich verwickelt und verworren wirkend ist der Weg, der von der ersten Halle, die an die Herstellung von Geschützen denkt, bis hierher, bis zur Abreise führt. . . . Da ist ein großer, mit allem Möglichen und Unmöglichen beladener Wagon. Eine Menge von Eisenbahnwagen überspannen ihn. Eine Menge von langen Kolonnen von der Halle, in der wir stehen, parallel zu ihr. Das Ganze sieht aus wie ein ungeordneter Wägenpark. In den offenen Wägen bunt durcheinander, tausend Dinge. Aber alle aus Eisen. Uralte, verrostete, riesige Nägel, unbrauchbar gewordene Brecheisen, Bruchstücke von Wagenreifen, Scheiben und Kugeln von irgend was, Bruchteile von Eisenketten. Dies ist das Rohmaterial. . . . Kein Mensch denkt daran, es in die Werkstätten zu schleppen. Denn schon am Eingang in diese ungeheuerliche Maschinenfabrik hat das erste Wort auch bei der Erzeugung — die Maschine. Es sieht halb schnurrig, halb phantastisch aus, wie auf hohem Kran die große Eisenscheibe aus der Halle immer wieder durch die Luft herüberfährt, genau über die Räder, wie die Scheibe sich senkt, wie plötzlich ein Aufbruch in all dem alten Eisen entsteht. . . . Alles drängt sich an die heranrudernde Scheibe, preßt sich, laugt sich an. Vollgelaugt wie ein Taufendjähriger mit unzähligen, voraus abstehenden Gliedern, steuert sie schon nach Sekunden des Stillstands über den Boden wieder davon. Sie ist ein Elektromagnet. Versieht den Dienst von Hunderten von Trägern und spart sie. . . . Drüben aber steht ein grauer Eisenurm, ein Wanzenturm, eine wandersfähige, bewegliche Festung, aus der große, dicke Kanonenrohre ragen. Diese Kanonenrohre sind in Wirklichkeit Schaufeln. Wenn der Magnet herübergekommen ist, öffnen sie sofort ihr verschließbares Maul. Der Magnet wird plötzlich stromlos gemacht, seine Eisenladung klirrt in die Tiefe; genau in die Schaufeln. Sie schließen sich sogleich. Und der Turm, aus dem sie ragen, beginnt zu fahren. Er wendet und dreht, genau um hundertachtzig Grad: auf der anderen Seite stehen die Defen. Schon da der Turm zu raffen anfängt, fliegen an den Defen die schweren Lüren auf. Weißer Feuerlast wird sichtbar. Mit einem Ruck stoßen die Turmschaukeln jetzt tief in den Ofenrachen. Man sieht, wie sie im Feuer sich drehen, sie öffnen sich, sie schütten die ganze Ladung, die der Magnet ihnen gegeben hatte, ins Feuer. Und kehren zurück. Der Turm dreht sich abermals, die Magnetscheibe kommt wieder, das Spiel wiederholt sich, — im Ofen wird indes die Kanonenmasse geschmolzen und gebraut.

Und schließlich kommt in eine der hundert Hallen, in denen es überall hämmert und dröhnt, pfaucht und pfeift, rattert und hurr, wie die losgelassene Symphonie der Hölle, ein bider, achteckiger Wolken Kanonenstahl. . . . Man wird ihn rotglühend, weißglühend machen, er wird sich ausblähen und aufblasen, wie kein Kamerad dort, der gerade unter der Presse liegt, aber die Presse wird ihm die Aufgeblasenheit schon nehmen. . . . Ueber einen kühlen, schwarzen Eisenballen

wird der zum Kanonenrohr bestimmte, bereits durchgebohrte Stahlbolzen gestülpt. Der Eisenballen bleibt kühl und schwarz, denn unaufhörlich durchspülen ihn im Innern eiskalte Wasserströme, die freilich, so kalt sie auch beim Eintritt waren, heiß aus dem Ballen wieder austreten. Der rote, glühende Leib des Stahlbolzens wird jetzt gepreßt. Unbarmherzig gehen alle drei Sekunden die schweren, schweren Kolben nieder: der rote, glühende Leib gibt sichtbar, gibt wie Butter nach. . . . Zwei Drittel seiner Leibesfülle muß er abgeben. Oder vielmehr in sich selbst aufnehmen. Dann ist er halbwegs fertig: ein Kanonenrohr. . . .

Hier werden die Rohre gemacht. Aber man müßte Wochen hindurch von Halle zu Halle pilgern, wollte man wirklich jede Einzelheit sehen und begreifen, die dann in der Gesamtheit aller Arbeiten das Geschütz ergeben. Seine Herstellung zerfällt in lauter Sonderarbeit und Kleinarbeit, die immer und überall Feinarbeit und Präzisionsarbeit ist. Rechts werden Kolben gearbeitet, links Verschlußstücke. Hier wird graviert, dort wird gebohrt. Hier arbeiten nur Menschen, dort statt der Menschen fast nur die Maschinen. Wenn die Stodawerke ein immer reiches Labyrinth sind, an deren Eingang der Altisenmarkt, an deren Ausgang die fertige Kanone steht, so ist auch jede dieser vielen, vielen selbsttätigen, selbsttätigen Maschinen ein Labyrinth im Kleinen für sich. Ein Arbeiter dreht — immer für eine ganze Maschinenreihe ein einziger Mann — den Motor an. Alles Andere besorgt die Maschine selbst. Am Eingang wird ihr ein Stahlstück, ein Messingstück, kurz das Metallstück, das sie eben verarbeiten soll, roh eingepreßt. Am Ausgang kommt nach ein paar Minuten die Schlinge, die Hülle, einfach das Werkstück, das man wollte, bereits fertig heraus. Zurechtgeschritten, zurechtgebohrt, poliert und graviert, kunstvoll durchbrochen, — die Arbeiter, die Ofen, die Gießerei, die Schmieden, die Pressen, die Maschinen arbeiten unaufhörlich, ruhelos Tag und Nacht: man kann sich vorstellen, was an Arbeit in all diesen Fabriken geleistet wird, die an sich eine große Stadt, die Stodastadt darstellen.

Die Gesamtheit ergibt Kanonen. Stoda baute sonst auch Turbinen, Dampftraber, Eisenbahnmateriale, — hunderttausend Dinge, die nicht schießen. Jetzt aber rollen — außer den Minenwerfern, den Granaten, Bomben, Schrapnellen — aus den Toren der Stodastadt vor allem Kanonen, Kanonen, Kanonen. . . . Alle Sorten sind da, alle Kaliber sind da. Von der kleinen Revolverkanone bis zum riesigsten Riesengeschütz. . . . Schon 1912 feuerte verlustlos sein Schiffgeschütz von 42 cm Kaliber. Und in der Durchbruchschlacht von Tarnow und Gorlice brummte — ganz abgesehen von den berühmt gewordenen Motorbatterien — recht erheblich seine 42 cm-Haubitze mit. . . . Während des ganzen Krieges ist Stoda, der im Grunde die L. u. L. Artillerie verschiedene Male folgungen im Gefecht neubewaffnen, unbewaffnen half, ein Mann der Überraschungen geblieben. Wenn seine Fabrik für ein Geschütz, das durch die Stodaschen Prüfungsstationen gegangen war, durch sein Laboratorium mit allen denklichen wissenschaftlichen Untersuchungsarten, dann auf dem Stodaschen Schießplatz die Probe schüsse bestanden hatte, wenn die Fabrik für solch ein Geschütz — und war's gleich das mächtigste Kaliber — die Sicherheit von dreihundert Schuß verbürgt hatte, so war's gewiß, daß das Geschütz dann draußen dreihundert Schuß, ohne zu zuden, versenkte. . . . Da wir die Montagehalle durchschreiten, finden wir die Stodaschen Überraschungen, Stahlblank, in einem überwältigenden Aufmarsch, fast alle beisammen: darunter auch jenes mystische, unerhörte Asago-Geschütz. . . . Dieser prächtige Riese eröffnete im Mai 1916 die Tiroler Offensive gegen Italien. . . . Gab in aller Morgenfrühe, ehe noch die Artillerievorbereitung begann, drei Schüsse ab. Feuer über rund drei Duzend Kilometer. . . . Der erste Schuß schlug in den Markt von Asiago. Der zweite in die Telegraphenzentrale des Armeekommandos. Der dritte in das Armeekommando selbst. . . . Noch ehe richtig die erste Schlacht begann, war die angegriffene Armee des Gegners führerlos, also topflos gemacht. Sie durfte sich dafür bei Stoda und seinen Überraschungen bedanken, die er in der kleinen böhmischen Stadt ausheckt. Von so mancher Festung drüben im Westen, in so manchem Strauß mit den Russen, in Rumänien, in Serbien, vor dem Doocen, ja selbst bei den osmanischen Kameraden im fernem Asien haben sie ihren Schreck verbreitet, und mehr als einmal haben sie wader die Entscheidung erzwingen.

Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm.

Marokko. Fröhlich sind die nachfolgenden Erinnerungen nicht, und wer auf eheiter sein will, dem rate ich ab, sie zu lesen. Wer noch heute allgemeinen „Völkerverbrüderungs-Ideen“ nachhängt, oder sie als verlorene Ideale betrauert, der lasse ganz die Hände davon. Es enthält furchtbare Anklagen gegen dasjenige Volk, welches in düsterer Weise sich „la grande nation“ nennt und uns, die wir im heiligen Kampfe stehen, vor der Welt als gewaltige eisenstarrende Zeit manche Werte und Anschauungen umgeformt oder gänzlich fortgesetzt, und sollte später Völkerverbrüderung gelehrt werden, so werden Ergebnisse, wie die folgenden, vielleicht als Material nicht übersehen werden dürfen. Tragt es dann ferner vielleicht noch dazu bei, den unendlichen Strom ungeheurer vaterländischer Liebestätigkeit auf unsere noch in Not schwebenden deutschen Blutigefangenen zu lenken, so hat es seine Absicht erfüllt.

Zur Aufklärung möchte ich noch bemerken, daß ich in Saffi (Marokko) ehrenamtlich L. u. L. österreichisch-ungarischer Konsulatsagent war, dagegen selbst Deutscher bin und seit langen Jahren als Kaufmann in Marokko anständig war.

1. Stimmungen und Eindrücke.

Gegen alle Erwartungzeitig erhielt ich in meiner amtlichen Eigenschaft in Saffi, der zweitgrößten Hafenstadt Marokkos, das Telegramm mit der Trauerbotschaft vom Morde in Sarajewo durch die österreichisch-ungarische diplomatische Agentur in Tanger bereits am 29. Juni um 9 Uhr vormittags. Durch sofortiges Rundschreiben teilte ich dem Konsulatskorps die Trauernachricht mit und ließ die Konsulatsflagge auf Halbstock hissen. Der deutsche Honorar-Vizekonsul machte mir sofort seinen Beileidsbesuch, und wir haben uns oft später daran erinnert, daß ich ihm sagte: „Ich glaube, wir gehen einer ersten Zeit entgegen.“ Darauf empfing ich den Besuch des französischen Vizekonsuls Margaraud, später des englischen, und erhielt einen besonders herzlichen Brief des spanischen Vizekonsuls Señor Don Pedro Riazza y Soto, der infolge einer Gerichtsverurteilung am Kommen verhindert war. Sämtliche Konsulate blieben drei Tage lang auf Halbstock geflaggt.

Es folgte nun eine ungeheuer aufregende Zeit, und trotzdem französische Blätter, wie z. B. die berühmte „Dépêche Marocaine“ einen geradezu unglaublich heftigen Ton anschlugen, so blieb doch der internationale Verkehr in unserer Stadt ein durchaus korrekter. Als einer der Präsidenten des internationalen Handelskammer kam es mir im Verkehr mit den Franzosen und Engländern fast vor, als ob ein jeder sich bemühe, durch besondere Höflichkeit Meinungen zu vermeiden. Die schwer die Zeit besonders in geschäftlicher Beziehung war, ahnt man kaum, wie sollte man auch nur auf wenige Tage im voraus disponieren, wie es mit weiteren Verfügungen halten, und wie fühlbar machte sich besonders die politisch gespannte Lage auf dem Geldmarkt durch

sprunghaftes Verändern des Kurses der schon an und für sich wenig stabilen Landesmünze.

Der Eingeborene, der als echter Orientale schon an sich zu Übertreibungen neigt, versuchte nun ganz besonders auf den verschiedenen Konsulaten Neues zu erfahren, wo wir leider doch selbst so furchtbar wenig wußten. Nur beruhigend konnten wir wirken. Ich hätte gewünscht, die französischen Behörden hätten solche Unterhaltungen mit angehört, um den wahren Sinn späteren Behauptungen, daß wir Auführerpolitik getrieben hätten, um die Eingeborenen gegen das französische Regiment aufzuheizen, Lügen zu strafen. Was geht im Sinn der Franzosen eigentlich vor und was denken sie von der emigen Tätigkeit deutscher Kaufleute in Marokko? Unruhe im Lande brachte sicheren Verlust, das hatten wir, weiß Gott, die letzten Jahre gespürt. Aus der Konkurrenz, die wir ihnen machten, hätten sie sehen und fühlen müssen, daß wir unser Geschäft betrieben und keine Abenteuerpolitik; aber gerade weil sie sich auf solidem geschäftlichen Gebiet überall von den Deutschen aus dem Felde geschlagen wußten, wurde der Konkurrenzkampf zum ekelhaften Verleumdungskrieg.

Eine meiner stehenden Redensarten in der Unterhaltung mit den Eingeborenen war: „Mein lieber Freund, Politik wird in Berlin, Wien, London, Paris und Petersburg gemacht, und die Deutschen dort sind ebenso schlau wie du und lassen sich nicht in ihre Karten guden.“ Und doch konnte ich niemals umhin, die feine Bitterung des gebildeten Arabers zu bewundern, die ihn gerade auch in dieser Zeit nicht im Stiche ließ. Zwei Europäer verschiedener Nationen, die sich damals vielleicht etwas förmlicher begrüßten, und zwar instinktiv, ohne es vielleicht selbst zu wissen, beobachtet ein Araber und zieht sofort seine Schlüsse daraus. Wie dann Gerüchte entstehen und mit welcher unglaublichen Schnelligkeit sie sich verbreiten in einem Lande, in dem der Eingeborene als einziges Fortbewegungsmittel nur das Tier kennt, dafür habe ich außer Marokko nur noch ein Beispiel gesehen, und zwar im Innern von Südamerika. Ein jeder Europäer ist dann ferner in Marokko auf seine eingeborene Dienerschaft angewiesen, ist auch oft nicht vorsichtig genug in seinen Unterhaltungen bei Tisch, und der aufwartende Diener versteht oft viel mehr, als man denkt.

Ende Juli, Anfangs August wurde auch die Postverbindung mit Europa sehr unregelmäßig, und merkwürdig war, daß deutsche Zeitungen gerade jetzt auf dem Transport, wenn sie durch französische Hände gingen, so oft verloren wurden! Die letzte Nachricht, die mich am 31. Juli von Europa erreichte, und ich habe auch nicht gehört, daß andere Landsleute eine spätere erhalten haben, war eine Codebepesch meiner Hamburger Geschäfts-freunde, abge-sandt am 30. Juli



„Herzogin“ Radierung von Arthur Stein. (Münchener Kunstausstellung 1917 im Rgl. Glaspalast.) (Aus den Publikationen des Vereins für Original-Radierung zu Berlin)

Die Kriegsanleihe
benen; wer Kriegsanleihe zeichnet

ist die Waffe der in der Heimat gebliebenen; wer Kriegsanleihe zeichnet hilft dem Vaterlande.

Ich rief darauf sofort einen meiner Angestellten, einen Österreicher, teilte ihm das Vorgefallene mit, und wir packten sofort das gesamte österreichisch-ungarische Konsulararchiv zusammen in zwei große Pakete, verschnürten und versiegelten sie, und ich sandte ihn damit zum spanischen Konsul, mit der Weisung, es auf dem Wege dorthin selbst mit Gewalt zu verteidigen. Zur Bedeckung gab ich ihm außerdem noch den Konsulatssoldaten mit. Der italienische Konsul kam hierfür gar nicht in Betracht, da er eine Französin zur Frau hatte und wegen seiner ausgesprochenen francophilen Gesinnung bekannt war. Dann läutete ich meinem Bureaudienner und ließ von ihm das am Hause angebrachte Konsulatschild mit Wappen abnehmen. Darauf sandte ich zu dem Senior der österreichischen Kolonie, einem im Lande geborenen, schon ergrauten Herrn, um ihn möglichst schonend von allem zu unterrichten. Der Mann blieb tadellos fest, trotzdem in seinen Augen Tränen schimmerten; es war auch unsagbar schwer gerade für seine große Familie, die kein Wort deutsch verstand, niemals in Österreich gewesen war; die eine Schwester war an einen Engländer, die andere an einen Spanier verheiratet. So wurde die ganze Familie auf diese Weise auseinander gerissen. Ich bat ihn, es seinen Brüdern mitzuteilen und diese vier Herren zu ermahnen, einen gewissen Stolz nach außen hin zu zeigen, denn vielleicht kämen wir noch einmal unter ehrenhafteren Bedingungen zurück.

Raum war eine halbe Stunde vergangen, als der spanische Konsul, ein ganz prächtvoller Mensch, mit dem spanischen Postmeister erschien, um mir ihre Hut darüber zum Ausdruck zu bringen, daß wir Landes verwiesen seien. Trotzdem in einem Abstand von etwa zehn Metern von meinem Hause ein Geheimpolizist aufgestellt war, um zu beobachten, wer bei mir ein- und ausginge, blieben die Herren fast über zwei Stunden bei mir. Über den Gegenstand unserer Unterhaltung möchte ich aus begreiflichen Gründen lieber schweigen, auf jeden Fall hat sie mir als Deutschen wohl getan. Falls wir, wie anzunehmen war, in einen spanischen Hafen gebracht werden sollten, so versprach mir der spanische Kollege für diesen Fall die allerwärmsten Empfehlungen an seine Regierung.

Ich ritt darauf gegen Abend nach Hause, auf meinem halbständigen Ritt von einem Geheimpolizisten mit umgeschmalttem Revolver in respektvoller Entfernung begleitet. Nach dem Abendessen ging ich mit meiner Frau zu dem uns befreundeten deutschen Vizekonsul, der auch außerhalb der Stadt wohnte, trafen ihn und seine Gattin zu Hause und ferner noch eine liebe deutsche Rotkreuzschwestern, die aus dem Inneren, und zwar Marakeisch, als einziges Gepäck mit einem kleinen Karton versehen, mit Automobil angekommen war, da es sie wie einen Soldaten zur Front drängte. Alle Möglichkeiten hierzu waren aber bereits längst abgegriffen, denn kein einziger Dampfer befand sich im Hafen. Gott sei Dank gelang es uns Männern bald patriotische Stimmung aufzubringen, so daß bei unseren Frauen auch die so gut verständlichen Tränen versiegten.

6. August. Am nächsten Morgen galt es, meinen französischen Angestellten zu entlassen. Ich gab ihm ein sehr gutes Zeugnis, und er weinte beim Abschied bitterlich. Ich ließ ihm noch die Hälfte des Monatsgehaltes für August auszahlen, was ihn ganz besonders zu rühren schien. Bestimmt glaube ich, daß sein Abschieds Schmerz ehrlich war, und aus der Art und Weise, wie er später einem Deutschen, der vor das Kriegsgericht in Saffi kam, Freundlichkeiten erwies, ersah ich, daß die von mir gestreute Saat auf guten Boden gefallen war.

Nun galt es die nötigen Mittel für die Reise aufzutreiben. Wir hatten, da unsere Bank, natürlich eine französische, neben unseren Geschäftsräumen gelegen war, niemals größere Summen im Bureau, und die Banken hatten bereits schärfste Befehle erhalten, keinerlei Geld mehr auszugeben. Wir sandten daher zu allen unseren Kunden, um besonders Gold zu erhalten, denn mit marokkanischem Gelde wäre in Spanien kaum etwas anzufangen gewesen. Fast alle schickten in rührendster Weise, was sie an Bargeld zur Verfügung hatten. Die jüdischen Wäcker hatten bald genug das Geschäft gewittert, und da alle Deutschen und Österreicher zu jedem Preise französisches oder englisches Gold zu kaufen suchten, so ging der Kurs am gleichen Tage von etwa 125% auf 150% herauf. Sehr nett benahm sich ein intimer Freund, ein Franzose, Direktor der Compagnie Marocaine, ein Monsieur Chamson, der uns an französischem Gelde gab, was er hatte, ohne einen Centime von dem besten Kurse profitieren zu wollen. Einem gleichem Zuge begegnete meine Frau draußen auf dem Lande, der von benachbarten Damen, welche unsere Häuser gemietet hatten, Geld zugesandt wurde. Sie selbst in unser Haus zu begeben, durften diese französischen Damen, wie sie schrieben, aus Furcht vor Beschimpfungen seitens ihrer Landsleute nicht wagen. Einer meiner ältesten arabischen Geschäftsfreunde, der mir im Laufe der Jahre sehr ans Herz gewachsen war, und sich fast wie ein Leihhaber unserer Firma vorfand, dessen Namen aus begreiflichen Gründen besser ungenannt bleibt, brachte mir, was er selbst, seine Verwandten und Freunde hatten sammeln können, und ergreifend war, wie er von mir Abschied nahm. Daß wir uns gegen Russen und Franzosen würden wehren

können, stand für ihn felsenfest, aber traurig schüttelte er den Kopf, daß sich nun auch England gegen uns gewandt habe. Es ist eine allgemein beobachtete Tatsache, wie tief bei den Arabern der Respekt vor dem Engländer gewurzelt ist. Der englische Handel ist der älteste in Marokko, die Engländer waren die ersten, die ihnen ihren geliebten Tee und Baumwollstoffe brachten, und wenn sich auch inzwischen in der Handelsbilanz die Wage zum ungeheuren Vorteil Deutschlands gesenkt hat, so ist die Vorstellung von dem seebeherrschenden Albion, wohl auch infolge seiner ägyptischen Raubpolitik, bei den Mohammedanern tief gewurzelt.

2. Gefangen!

Ich lag am 7. August noch zu Bett, als es um 1/6 Uhr an meiner Schlafzimmertür pochte, und mir der Diener meldete, daß zwei französische Offiziere mich sofort zu sprechen wünschten. Dieser frühe Besuch berührte mich so merkwürdig, daß ich mir nicht erst Zeit nahm, mich anzukleiden, sondern im Schlafanzug nach unten ging. Vor der Haustür im Garten stehend traf ich Leutnant Bazly und einen anderen Offizier, der mir unbekannt war. Ich bat die Herren einzutreten, was sie aber ablehnten im Hinweis darauf, daß sie es sehr eilig hätten und mich nur auffordern wollten, sie im Automobil, das vor der Gartentür stand, zum Hause des deutschen Vizekonsuls zu begleiten, woselbst man mir eine Mitteilung zu machen habe. Ich fragte sie, ob sie mir denn diese Mitteilung nicht auch in meinem eigenen Hause machen könnten, was sie aber bedauerten, außerstande zu sein. Zum mindesten, meinte ich, müsse man mir aber doch Zeit lassen, mich fertig anzukleiden, was sie einsahen, indem sie hinzufügten, daß sie inzwischen einige tausend Meter weiter führen, um Herrn Mawid, den Direktor der Marokko-Mannesmann-Kompagnie abzuholen, und dann wieder bei mir vorbeikommen würden. Ich ging hinauf, um mich anzukleiden, teilte den Inhalt unserer Unterredung möglichst schonend meiner Frau mit und begab mich zum Hause des Herrn Mawid. Es war ringsherum mit Kavallerie umstellt, die beiden Offiziere sah ich im Garten stehen, während Herr Mawid an seinem Automobil beschäftigt war, welches er dann selbst steuerte, nachdem der eine der Offiziere sich neben ihn, der andere hinter ihn gesetzt hatte. Als sie mich am Eingang des Gartens sahen, hielt das Auto und ich wurde aufgefordert, einzusteigen. Ehe ich dies tat, fragte ich Leutnant Bazly: „Ich habe mich also demnach als Ihren Gefangenen zu betrachten?“ „Mais non du tout,“ war seine Antwort. Darauf fragte ich ihn noch einmal: „In welcher Eigenschaft fordern Sie mich auf, Sie zu begleiten, als Deutscher oder in meiner amtlichen österreichischen Eigenschaft?“ „Dans les deux qualités,“ antwortete er mir. Es half also nichts, schon, um den eingeborenen Truppen nicht ein Schauspiel zu gewähren, als dieser Aufforderung Folge zu leisten, aber ich hatte wenigstens für alle Fälle Herrn Mawid zum Zeugen dieser Unterredung. Wir fuhren nunmehr zum Hause des deutschen Konsuls, welches dicht mit eingeborenen Soldaten umstellt war, mußten aussteigen, und es wurde uns erklärt, daß wir das Haus nicht mehr verlassen durften. Wir waren also regelrecht gefangen und von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. — Ich konnte noch einen offenen französischen geschriebenen Zettel den beiden Offizieren mitgeben, die nunmehr abfahren, um meine Frau und mein Kind zu holen, worin ich sie noch bat, dies und jenes Notwendige mitzubringen.

Auf diese Weise wurde nun die gesamte deutsche und österreichische Kolonie in dem Privathaus des deutschen Vizekonsuls zusammengepfercht. Selbst das Betreten der Steintreppe, die zum Garten führte, war verboten, geschweige denn der Garten selbst. Überall standen eingeborene Soldaten mit aufgezacktem Bajonett, und der Ton, den sie uns gegenüber anschlugen, war bereits vollkommen der, den Gefangenenträger ihren Opfern gegenüber anzuschlagen pflegen. Es wurde nunmehr daran gegangen, einen regelrechten Dienst unter den Herren einzuteilen. Ich selbst nahm mir noch zwei andere Herren zur Hilfe und organisierte die Unterbringung für die Nacht, was bei 70 Personen gar nicht so einfach war, trotzdem das Haus eines der geräumigsten und schönsten in ganz Saffi ist. Bewunderungswürdig war die Hausfrau, die nun aus ihrem trauten Heim fast ein Zigeunerlager gemacht sah. Proviant wurde in Form von Fleisch, Gemüse und Brot von der Militärverwaltung gegen unsere Bezahlung herbeigeschafft. Als guter Engel erwies sich schon hier die Rotkreuzschwester Karin Müller, welche das Küchendepartement übernommen hatte, und die auch für keinen Augenblick den Kopf sinken ließ. Gefloht wurde in der Wäschkammer in einem großen Wäschestell. So verging der Freitag, Sonnabend und Sonntagvormittag. Daß wir unter diesen Umständen den Tag der Abreise herbeisehnten, ist verständlich, glaubten wir doch noch immer französischen Ehrenworten, die uns ja hoch und heilig zugelegt hatten, daß wir in ein neutrales Land kämen, also frei sein würden und vielleicht Aussicht hätten, ins geliebte Vaterland zu kommen, um uns dann in den Dienst der großen Sache zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)



Bei der Ernte Aufnahme von Bernhard Raibhenn

Was wir nicht vergessen sollen.

Angesichts der Bestrebungen, die jetzt von vielen Seiten im deutschen Volke laut werden, man müsse schon beginnen zu vergehen und zu vergehen und das Feld für ein späteres friedliches Zusammenleben der Nationen zu bestellen, tut es mir, sich einmal unser Verhältnis zu den einzelnen Völkern klarzumachen. Wie in den Tagen des ersten großen Krieges war die Pflicht, alle Schrecken und Lasten des Falles auf deutschem Boden auszubreiten, Deutschland sollte die Armeen ernähren, deutscher Besitz sollte vernichtet, deutscher Wohlstand und Erwerbsleiß untergraben werden. Wer die Berichte liest, die die Entmenslichung der angeblich für die Kultur kämpfenden Nationen dazum, der kann sich ein Bild davon machen, was Ost- und Westpreußen, was Polen unter russischer, was Elsaß-Lothringen, Baden und Pfalz unter französischer Verwaltung geworden wären. Die geordnete Wirtschaft, die, wenn gleich bei strenger Zucht, in Flandern und Polen zu finden ist, hatte man dort fürwahr vergeblich gesucht, dagegen Vergewaltigung, Ausplünderung, Willkür und Gefährlichkeit aller Art gefunden. Zur Schande Frankreichs und im Gegensatz zu jenen Stimmen, die immer wieder die Vorzüge des Franzosentums hervorzuheben bestrebt und die Gegenstände zu mildern bemüht sind, muß man feststellen, daß unser östlicher Gegner, vielleicht durch die vielen deutschen Elemente der Elitetruppen — die baltischen Provinzen liefern Rußland bekanntlich ein unentbehrliches Material für Heer und Beamtentum — sich nirgends von so bestialischer Grausamkeit gezeigt hat, wie die Vertreter der „alten Kulturnationen“. Alle Berichte von Greueln in Ostpreußen gehen auf die toskanischen Regimenter zurück; von den besseren Truppen werden nicht selten Bälle von einer gewissen naiven Gutmütigkeit und selbst Ritterlichkeit berichtet. Aus dem Kreise Johannsburg wird berichtet, daß die zurückgehenden Russen unter ihren angeblichen Geiseln einen dreißigjährigen Mann hatten, den sie nach Geld durchsuchten. Als sie wahrnahmen, daß der Gegenstand, den sie für einen Geldbeutel hielten, ein Buchband war, ließen sie den Alten ohne weiteres frei. Dagegen hat ein Kosak einen polnischen Fortgeführten, der, leicht verwundet, seine neben ihm hergehende Frau tröstete: „Ach, diese kleine Wunde ist längst heil, wenn wir zurückkommen.“ Stillschweigend in eine Scheune geführt und ihm mit den Worten: „So, du wirst nicht mehr zurückkommen!“ siebenmal den Säbel in den Leib gerammt. Die Frau nahm die Leiche dann mit nach Hause. Im allgemeinen spricht sich die Stimmung des russischen Volkes in den Worten eines Offiziers aus: „Warum großer und schrecklicher Krieg? Wir alle Brüder: sollen Minister gehen und sich schlagen!“ Die Ereignisse haben inzwischen gelehrt, daß es für dies Volk, das nach Gott's Worten „gut zu sterben

weiß, aber nicht zu leben“ einerlei ist, ob es unter der zarischen oder der republikanischen Krone steht; solange es, gefühls- und herzensstark wie es geschaffen ist, unter der Vergewaltigung des romanischen Mechanismus und Materialismus stumm dulden gehört, solange ist es nicht reif für ein leiner Gaben würdigeres Dasein. Die wahre Weltmission der slawischen Stämme liegt ohne Zweifel in der Verbindung mit deutschem Wesen; hier würden aus der Wechselwirkung der nationalen Eigenschaften große Wirkungen geboren werden — wobei natürlich einer physischen Mischung der Rassen nicht das Wort geredet werden soll. Daß die Verbindung mit den romanischen und romanisierten Völkern den Slawen nicht zum Segen ist, und welche physische und geistige Verelendung sie mit sich führt, wird durch die Ereignisse voll bestätigt. Wenn wir von den toskanischen, also halbasiatischen Greueln absehen, gingen die russischen Schandtaten unmittelbar auf Befehl des Oberkommandierenden, des verruchten Nikolai Nikolajewitsch, des Gatten der Montenegrinerin zurück, und es ist nicht das barbarische Rußentum, sondern der Geist der romanischen Kultur, der für sie verantwortlich ist. Krieg ist kein Spiel; die Entfesselung der menschlichen Leidenschaften, das Aufwühlen sonst unterdrückter Urinstinkte aus Zeiten, in denen wir mit dem Tier um die Herrschaft der Erde kämpften, sind Augenblicke, mit denen das menschlich Best beeinflusst, das soldatisch best disziplinierte Heer zu rechnen hat. Die systematische sinn- und planlose Zerstörung menschlicher Werte wie in Ostpreußen ist aber nicht aus dem Überhandnehmen solcher Instinkte, die die Mannszucht nicht länger hat niederhalten können, gekommen, sondern eine ehr- und schamlose militärische Taktik hat auf die Entfesselung des Bestialisches im Menschen losgearbeitet. Der Grundlag, dem eindringenden Feind eine Wüste zu schaffen, ist zwar eine alte russische Kriegspraxis; auch im eigenen Land zündet der Russe schonungslos die Getreide- und Heuschober an, treibt die Herden weg, zerstört Straßen und Brücken, wenn der Gegner ihm auf den Fersen ist; aber die Art, wie in Ostpreußen gehaust worden ist, wie die Zurückkehrenden Wälder, aus dem Rahmen geschnittene Bilder, zerschmettertes Porzellan, Möbelbezüge, Kleider schichtweis mit eingelegten Früchten, Honig, Butter und Rot eingestampft vorgefunden haben, ist doch schon an sich mit soviel Mühe und Anstrengung verknüpft, daß sie auf strikten Befehl zurückgeführt werden muß. Denn dem müden und hungrigen Feldsoldaten kommt es zwar nicht darauf an, mit schmutzigen Sporenstiefeln beim Ausreten ein leidendes Lachsofa zu zerreißen oder sich mit einem vergoldeten Lehnstuhl ein Feuer zu machen; ist er aber satt und hundemüde, so will er seine Ruhe haben. Ja, man kann nicht zweifeln, daß die Unmenschlichkeit, die soviel ostpreussische

Frauen und Mädchen der Bier der Soldateska preisgab, zum mindesten auf passives Gewährenlassen der höchsten Stellen zurückgeht. Daß zahlreiche Glieder des Hauses Romanow, eines im Ursprung deutschen, durch französisierenden, englischen und asiatischen Einfluß völlig demoralisierten Hauses persönlich von einer Bgellofigkeit sind, die sie ungefähr Wilden gleichstellt, ist aus zahlreichen Fällen des 18. wie 19. Jahrhunderts historisch erwiesen. Solche Willen lenkten ein Volk.

Die russischen Offiziere und Soldaten haben zu ihren Quartierleuten oft und mit großer Zuversicht geäußert, der Weg nach Berlin wäre frei, denn unsere Heere ständen in Frankreich, und wie der Kaiser die Torheit habe begehren können, den Kampf nach drei Fronten aufzunehmen. Der Plan war also, während die Hauptmasse der Armee in Frankreich kämpfte, die anderen Teile die ausgedehnten Küsten schützten, die östlichen Provinzen schnell zu befehen und auf einem Spaziergang nach Berlin billige Lorbeeren zu pflücken. Die gleiche Absicht verfolgte Frankreich im Elsaß. Und hier hat sich die berühmte romantische Kultur in so bezeichnendem Licht gezeigt wie nur je seit der Verwüstung der Pfalz und dem Morbbrenner Melac.

Wenn jemals in der Welt bewiesen werden konnte, wohin der Vernunftglaube, die Mechanisierung der Welt, wie sie den Romanen, der Empirismus als Weltanschauung, wie er dem Anglizismus eigen ist, treibt, daß er zur völligen innerlichen Verflüchtigung führen muß, so ist es durch diesen Krieg geschehen. Die Menschlichkeit verhält ihr Haupt, die Larve fällt dem heuchlerischen Volk jenseits der Vogesen vom Angesicht. Unbegreiflich und nur auf völlige Unkenntnis zurückzuführen ist es, wenn noch immer wieder in Deutschland Stimmen zugunsten der „ritterlichen und tapferen Nation“ sich erheben, wenn ein sentimentales Mitleid mit dem „für England verblutenden Volk“ sich immer wieder bei uns breit machen will. Frankreich und England, sein einstiger Feind und späterer gelehriger Schüler, haben herrlich dargetan, daß sie einander wert sind. Man soll sich auch durch vereinzeltes Aufkommen des Gottesfunken im einzelnen bei beiden Völkern nicht irremachen lassen: göttlich ist, zu vergeben, weil ein Gerechter ist in Sodom; wir aber sind Menschen, leben auf der blut- und tränenvollen Erde, wir sollen nicht vergessen, wir sollen eingedenk sein, wenn wieder die Verführung kommen wird und wir mit allen großen und schönen Worten von Brüderlichkeit und Menschenliebe gelddert werden sollen: zwischen jenen und uns soll kein Vertrauen, soll keine Liebe sein, und von Frieden nur ein bewaffneter Frieden. Auch den Gutmütigsten und Vertrauenseligsten soll dieser Krieg gelehrt haben, was der tiefe und unüberbrückbare Spalt zwischen unserer Rasse und ihrer Rasse heißt, und wo immer wir dem glatten und vergiftenden Geist ihres Volkstums in unserem begegnen, da sollen wir ihn ausscheiden wie einen fressenden Krebsgeschaden.

Zugleich erkennt man wieder, was es heißt, Erfahrungen am eigenen Leibe zu machen oder nicht. Wir haben von französischen Grenelen in Afrika gehört, in Tunis und Gafschaba; es hat uns kalt gelassen. Hat man uns Bericht von den Zuständen der Fremdenlegion, so hoben wir die Achseln; Strenge und schließlich auch Härte schien uns not bei dem Abzug aller Länder. Wir hörten die Jammerklagen aus Indien, aus Irland, wir sahen die Frauen und Kinder der Buren in den Konzentrationslagern langsam und qualvoll hinstirben — so tief hielt uns der Mammonismus in den Klauen, daß wir kalten Herzens über den herfielen, der dazu ein deutsches Wort zu sagen wagte: nur nicht die Beziehungen trüben, nur nicht das Geschäft verderben. Schamlos buhlten wir weiter um die Freundschaft der beiden großen Kulturnationen, ahnten domestikenhaft ihre Mäuren nach, schämten uns der Sitten unserer Väter — oft und oft geschah es, daß irgendeine hohle Auß von Weltbürgerseelen sich bei unserem alten deutschen Nachschwung: „Gefegnete Mahlzeit“, der die engere Gemeinschaft der um einen gemeinsamen oder gästlichen Herd Vereinten symbolisch betont, mit einem töricht-verlegenen Lächeln entschuldigte: Leider hätten unsere guten Kreise mit diesem altväterlichen Brauch immer noch nicht aufgeräumt. Der gesamte Kultur- und traditionslose Pöbel der Gründerjahre stürzte sich gierig auf das fremde Vorbild, weil er von Haus gute deutsche Sitten nicht kannte und das Fremde ihm nach echter Kleinstädterweise Einbruch machte. Den Naturalismus, in der Kunst, das echte Kind des seelenlosen Romanentums haben wir, Gott sei es gedankt, ja indessen, dank der inneren alten Kraft des deutschen Herzens, das sich auf die Dauer nicht betrügen läßt, von Grund aus überwunden. Erst der wirkliche, tatsächliche Überfall mußte all den geistigen Folgen, bis wir erkannten — und noch längst nicht alle von uns — was es um Gallier und Britenvolk sei, und sehen unsere Ahnen jetzt auf uns nieder, so lernen sie die alte traurige Elternweisheit neu, daß die Kinder ihre Erfahrungen erst am eigenen Leibe machen und fühlen müssen. Unsere ganze blutige und traurige Geschichte klagt und sagt von welscher Untreue und Tüde; aber sobald uns ein abgerichteteter Lohovogel pfeift, gehen wir blind und selig ins Wagn.

Erst wenn wir die fremde Faust an der Kehle fühlen, fällt uns die Binde von den Augen.

Die fremde Faust, die Faust der gesinnungs- und wesen-fremden Rasse, fühlen wir sie nicht an der Kehle? Schmärt der Strid nicht täglich enger zu, mit dem uns England erdroffelt will? Ist es nicht wahr, daß in Deutschland Frauen und Kinder hungern? Und doch ist es Wahrheit, daß deutsche Männer die Stirn haben, unsere einzige Waffe gegen die Mörderfaust, den U-Bootkrieg, zu beanstanden! Fühlen wir nicht die fremde Faust in unserem Fleisch und Blut, in vernichteten Familien, zertretenem Glück, zerstörtem Fleiß, erdroffeltm Leben? Dennoch ist Wahrheit, daß Männer in Deutschland sind, die dem Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen das Wort reden, das vergossene Blut unserer Brüder umsonst verspritzt haben wollen, die die Überlebenden und die Nachgeborenen erdroffelt sehen wollen im Bruch einer Lage, die kein aufstrebendes Volk ertragen kann. Ein Aufschrei der Empörung der Mütter, die ihre Söhne, der Frauen, die ihre Männer gegeben haben, würde durch das Land gehen, sollte eine solche Meinung Recht und Raum erhalten. Das ist das Gespenst unserer Vorzeit, der Esel mit Golde beladen, der jetzt in unserer Notzeit wie früher über deutsche Erde geht; das sind die Leute, denen um ihre Geschäfte bange ist, das ist der Geist der Fremde, der bei uns Wurzel gefaßt hat. Nieder mit ihm! Er ist der wahre, der schlimmste feindliche Einfall.

Um das zu erkennen, ist es gut und heilsam, die Charaktere der Völker, deren Sitten und Geschäftsgebaren uns so rühmlich und nachahmenswert erschienen, recht von nah kennen zu lernen. Daß das französische Gebaren im Elsaß dem russischen nichts nachgegeben hat, gehört der Geschichte an; so teuflisch indes, wie der Aushungerungsplan Englands ist jene Blüte des französischen Herzens, mit raffiniert erklügelteten Mitteln, in harmlosen Nahrungsmitteln verpackt den „armen Gefangenen“ gesandt und von uns mit bekannter Tugendboldigkeit großmütig ausgehändigt, die deutsche Ernte, den deutschen Viehbestand zu vernichten, den Mann zu zwingen, an Menschen, die ihm Gutes getan haben, aus falsch begriffenen vaterländischen Motiven zum Ruben zu werden. Unsere Gefangenen, die wehrlosen, vorgehobenen Spitzen und Nasenlauer des Deutchtums, wissen ein Lied davon, was jenseitig r Überfall bedeutet, mit Hunger, mit Durst, mit Entzuehung von allem, was menschliche Gessittung bedeutet, werden die Wunden und Siechen gemartert, Tausende von hilflosen Lirern des romanischen Geistes liegen im fremden Sande verdrückt. Im Durchgangslager von Vongeanu haben französische Liriere vom Pferd herab den Deutschen zerschnittene Brotstücke wie Hunde in den Straßenschmutz geworfen. Wenn die garrverhungerten dann gierig die Nahrung aus dem Kot auf-läsen, hielten sie ihre Kameras bereit, um im Arm ihrer Frauenzimmer über die Bodes lachen zu können, mit einem Hagel von Steinen und Unrat werden unsere die Straße entlanggetriebenen Verwundeten von der Bevölkerung überkullert, in England hat eine Oberin unsere verwundeten Liriere gezwungen, ihre Verbände in dem eitrigen Badewasser Ver-leuchter zu waschen. Schließlich ist diese vtehlische Rohheit nichts Aberrales bei Völkern, die unter sich selbst Blutvergießen angerichtet haben, wie die Geschichte sie nicht zum zweitenmal kennt. Oder welches Kulturvolk der neueren Zeit war der St. Bartholemy, des Jakobinismus, des Königsmordes fahrgewesen wie Engländer und Franzosen? In den Stufen ihrer Schritte sieht seit alters das Blut, kein Wasser wird ihnen den feigen Mädel der Blutgier, der Mordlust, der teuflischen Grausamkeit abwaschen. Wieder erkennen wir die gotterfüllte Weisheit unseres geistigen Befreiers von den Ketten des Romanismus, des großen Deutschen ohnegleichen, unseres Luther, wenn er die Kinder seines Volkes vor der Vernunft, der „Hure des Teufels“ warnt, sie immer wieder auf die wunderbaren Kräfte des Glaubens, des Herzens, der Seele hinweist: wie immer die menschliche Selbstverblendung darauf pochen mag, daß die Herrschaft des Verstandes zur Tugend an sich führe, so jämmerlich sehen wir sie Schiffbruch erleiden, so oft die Probe auf das Exempel gemacht wird. Der Verstand tötet, das Herz macht lebendig, die Herrschaft des Verstandes ist Regiment und Herrschaft des teuflischen, verneinenden, zerstörenden Prinzips; die Völker, die mit dem Herzen leben, haben die Anwartschaft auf die Zukunft, werden das Salz der Welt sein. Ob wir diese Anwartschaft noch hätten, wie wir sie gehabt haben, das ist lange trübe Jahre hindurch die herzentührende Sorge und das schwere Leid der besten Deutschen gewesen. Kein Volk der Welt ist geeignet wie wir, durch keins hat die wirkende Gewalt, die wir mit endlichem Namen nennen, Gott, die Welt tiefer geeignet als durch uns. Mit Vertrauen und Zuversicht darf der Deutsche sich sagen, daß der unermessliche Schatz an Menschheitswerten, den die Dichter des Mittelalters, den die Mystiker, den Schiller, Kant, Goethe und Luther, Hebbel und Bismarck, den unsere Glaubensglut, unsere Gewissensstärke, unsere Seele und unsere Wissenschaft durch göttliche Belebung hervorgebracht haben, seinesgleichen



Generalfeldmarschall von Hindenburg. Zeichnung von Willi Scheuermann.

in der Geschichte der Erde nicht hat, und welche Unwartung auf die Fülle der Zukunft schien ein Volk zu besitzen, das aus seinen lebendigen Kräften so Gewaltiges erzeugt hat. Freilich, bevor der große, scheidende, scheidende, heiligende Krieg kam, mußte es „schien“ heißen und nicht besaß — denn was war aus den Erben so hoher Thronanwartschaft geworden? Eine Masse von Menschen nach anglo-amerikanischem Muster, gleich gierig nach Erwerb und Genuß, mit verflümmertem Gemütsleben, mit einer Weltanschauung nicht behaftet, es sei denn mit jener rein mechanischen der anglo-französischen Volkstheorie, die hin und wieder durch populäre und selbstverständliche Vorurteile eines Modegötzen „vertieft“ wurde. Wohl und mit Recht preisen und danken wir unseren Heeren, die den Feind aus dem Lande geworfen haben, die dem feindlichen Ansturm bis auf heute siegreich wehren, der starken Faust Hindenburgs, dem Genie Ludendorffs, den deutschen Führern allen, die, gleich verdient und ruhmvoll, ihre Pläne ausführen, die Treue und den Todesmut des gemeinen Mannes, der jetzt einmal zeigt, was für ein Kerl in ihm steckt, — wo aber sind sie, die damals Gewehr bei Fuß standen vor dem Ansturm der Feinde in Friedenszeit? Da stand mit nichts das ganze Volk wie ein Mann gegen den maskierten Feind, wenig und spärlich war die Zahl derer, die ohne Ermüden und ohne Dank den fast hoffnungslosen Kampf mit schweren Kräften führten. Dennoch hat ihre Arbeit Wunder gewirkt. Nicht unter denen, die Reichthümer sammelten, die Deutschland durch Proherei und Emporkömmlingsmanieren bei den besseren anderen Nationen verächtlich machten, soll man sie suchen; sie sind an keinen Kreis gebunden. Heer

und Beamtentum und Geistesarbeit wimmelte von jenen Vorkriegsdeutschen so gut wie Industrie und Handel. Aber überall waren auch die Bewahrer der alten Ideale, wenn auch verborgen und zurückgezogen, zu finden. Der mäßig begüterte Adel auf dem Lande, der arme Offizier, der altpreussische Beamte, der deutsche Lehrer, gleichviel ob auf dem Katheder der Dorf- oder der Hochschule, der deutsche Geistesarbeiter und seine Gehilfen an der Kultur des Volkes — sie vor allen weisen die Deutschen der Tradition auf, die ablehnend, trauernd oder nach Anlage auch voll Jörn den wüsten Taumel unserer Gottähnlichkeit mit angesehen haben, die nicht aufgehört haben, durch Wesen und Tat, durch Wort und Schrift gegen den schlimmsten aller Feinde, die fremde, seelenlose, verstandesmäßige Weltanschauung zu kämpfen, die unser blutvolles Volkstum verdorrte und auszog.

Das Blatt hat sich gewandt, und heute sind es die, die am lautesten: Deutsch, Deutsch! schreien, die im undeutschen Wesen vorher am schmachlichsten erloschen waren, Liebhaber der feindlichen Fremde, Nachstreber dessen, was ihnen in ihren Kram paßte. Auch heute folgen sie nicht dem Gott in der deutschen Seele, wie die anderen Erwachten; sie folgen ihrem alten Götz: der Konjunktur, und an ihren Früchten wird man sie erkennen. Man soll sich keinen Täuschungen hingeben: von heut auf morgen wird das fremde Gift in der deutschen Seele nicht schwinden. Mancher Zweig wird verloren sein und abgehauen werden müssen. Es schadet nichts; wenn der Gesehenswillen nur den mächtigen Stamm durchblutet und durchpflügt.

Hindenburg.

Er hebt die Hand. Er möchte ja Stille! — —
Doch glühende Liebe ist auch ein Wille.
Wie das glutrot flackernde Laub des Oktober
Wird jeder Gedanke sein Preiser, sein Lober.
Millionen Gebete dringen durch:
Gott erhalte uns Hindenburg!

Der Ketter, den Gott wie in weltalten Sagen
Im Blitz aus dem Dunkel zum Heere getragen,
Der uns das unsterbliche Tannenberg schenkte
Und sprach: „Gott lenkte mich, daß ich es lenkte.“
Der keinen Ruhm will, . . . jetzt nicht, . . . dann gleich, — —
Erst mal herrlichen Frieden nach letztem Streich!

70 Jahre! Wir lieben mit Beten und Beben,
Wir denken an sein kostbares Leben,
Wir denken an seine Kraft und Macht,
Der jeden Zug noch richtig gedacht,
Unser Lenker, auf den wir traun und baun! —
Gott laß ihm doch Kraft, uns herauszuhaun!

Dem Tannenberghelden streut Tannenreifer!
Ein Handdruck, ein eiserner Handdruck vom Kaiser.
Mit Wünschen all seine Wege bestreut,
Innig, so inniges Grüßen heut,
Durch alle Wolken bricht es hindurch:
Gott erhalte uns Hindenburg!

Friedrich Rammund.

Wiederholtlich hat die Sammelstelle von Kriegshunden Aufrufe veröffentlicht, um geeignete Hunde zu erhalten. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, doch ist der Bedarf sehr groß. Kürzlich wurde eine Vorführung von Patrouillen- und Meldehunden auf der Grunewaldrennbahn bei Berlin veranstaltet, damit sich jeder davon mit eigenen Augen überzeugen konnte, eine wie ungeheure Bedeutung die Kriegshunde für unsere tapferen Feldgrauen haben.

Daß von einer einzigen rechtzeitigen Meldung das Leben von zahlreichen Kriegerern abhängen kann, liegt auf der Hand. Da haben die erkaunten Zuschauer einen Hund, der mit einer Meldung aus der Vorpostenstellung zurückkommt. Aber nicht genug damit — der Hund macht auch die Anlage einer Telefonleitung möglich. Auch hier ist es ebenso wie auf den anderen Bilden wiederum einer der gelehrigen Schäferhunde, der diese wichtige Tätigkeit übernommen hat. Er begibt sich mit dem Ende eines Telefonschlauchs zu den vordersten Stellungen, während der Telefonschlauch sich von der Rolle abwickelt. Bereits in früheren Kriegen, wo man zu jedem Schuß viel Zeit brauchte, ist es vorgekommen, daß den Soldaten die Munition ausgegangen ist. Frauen sind gefeiert worden, die trotz der Gefahren der toben den Schlacht den Mut besaßen, ihren Landsleuten Kugeln zu bringen. Jetzt ist es der Kriegshund, der Munition hinholt. Bei dieser Gelegenheit ist er zugleich mit einer Meldung versehen worden. Was das Essen bedeutet, haben wir niemals so genau gewußt wie jetzt im Weltkriege. Nun stelle man sich aber unsere tapferen Feldgrauen vor, die in einem Höllenfeuer kämpfen müssen, ohne manchmal etwas zur Stärkung ihres Leibes zu haben. Da ist es der Hund, der ihnen Essen bringt. Das belagt genug — jeder Zuschauer konnte nur die Wirkung beeinträchtigen.

Selbstverständlich können nicht nur Schäferhunde solche Leistungen als Kriegshunde vollbringen. Nur sind die deutschen Schäferhunde hervorragend dazu geeignet. Auf dem Bilde, das uns Hundeführer auf dem Marsche in eine Vorpostenstellung zeigt, sehen wir Dobermannpinscher und Wireddatterrier. Der Dobermannpinscher ist ein tern-deutscher Hund, denn er ist vor fünfzig Jahren von Dobermann im Herzen Deutschlands gezüchtet worden. Außer Schäferhunden, Dobermannpinschern, Wireddatterriern werden noch die Mottweiler bevorzugt, also die vier Polizeihundrassen.

Warum nimmt man denn nicht Jagdhunde, die so ausgezeichnete Dienste für den Menschen leisten? Höre ich manchen

Defer fragen. Gewiß, der Jagdhund ist unübertrefflich bei der Jagd, aber er ist eben dadurch einseitig geworden. Man denke an Nagelschere oder Knopfschere. Zu ihrem bestimmten Zweck sind diese Scheren vortrefflich geeignet, will man aber etwas schneiden, z. B. ein Stückchen Papier oder anderes, dann sind diese Scheren ganz ungeeignet. Jagdhunde sind also nur dann willkommen, wenn sie vollkommen dressiert sind. Underschieds würden sie ihrer Jagdleidenhaft fr-

nen und als Kriegshunde nichts taugen. Wegen ihrer großen Jagdbegierde sind auch Jagdhunde als Sanitäts- und Polizeihunde nicht verwendbar, obwohl sie wegen ihrer hervorragenden Nase ganz das Zeug dazu hätten.

Die geschilderten Leistungen haben die Hunde unter kriegsgemäßen Umständen ausgeführt, d. h. es herrichte ein Höllenfeuer, hervorgebracht durch Gewehrfeuer im Verein mit dem Lärm der Maschinengewehre, das übertrumpft wurde von dem Getöse der Handgranaten und dem Gebrüll der schweren Minen. Und es herricht heute das einstimmige Urteil, daß die Kriegshunde ausgezeichnetes leisten. Früher war das nicht immer der Fall, obwohl wir von Kriegshunden schon aus dem grauen Altertum hören. So erfüllten die Hunde in Korinth ihre Schuldigkeit besser als die auf dem Kapitol in Rom, wo die Hunde nicht anschlugen, wohl aber die Gänse Lärm machten. Die Korinther Hunde widerstanden einem plötzlichen Überfall und fielen alle bis auf einen, der die Belagerung weckte. Ihm wurde als Retter eine Säule gestiftet, auch erhielt er ein silbernes Halsband. Am meisten wird er sich darüber freuen haben, daß er lebenslanglich verpflegt wurde. Auch Zimbern und Kelten besaßen Kriegshunde. So können wir ihre Tätigkeit bis zur Neuzeit verfolgen. In den Kriegen Frankreichs gegen Italien wurde der Hund Mousch der Markelenderin Radis viel genannt. Er war gewöhnlich in den vordersten Reihen und wußte die Bewegungen der Feinde zu entdecken, ebenso die Hinterhalte, die diese den Franzosen legten. Die Zeichen, die er gab, waren immer so sicher, daß die Soldaten ihm blind und ohne Zaudern auf allen Wegen folgten, die er sie führte.

Unter Führung dieses Hundes übermachten sie oft die Italiener auf ihren nächtlichen Wegen und fügten ihnen schweren Schaden zu. In einem Schermüßel ward der tapfere Hund verwundet und starb trotz der aufmerksamsten Pflege. Bei seiner Beerdigung erwiesen ihm die Truppen militärische Ehren. Aus dem Kriege 70/71 berichtete ein deutscher Offizier in einer Jägerzeitung kürzlich folgendes Erlebnis: Er war ermüdet und hungrig in einem Forsthaus in Frankreich mit seiner Abteilung angelangt. Trotzdem die Gegend als nicht gehörfert galt, machten sie es sich bequem, nachdem sie alles gründlich durchsucht hatten. Beim Schein ihres Lichtes fiel dem Offizier plötzlich ein Hund auf, der sich dem Hause näherte. Wie ein Blitz schoß es ihm durch den Kopf, daß es sich um einen französischen Meldehund handelte. Der Hund wurde getötet, und es ward sofort aufgebrochen. Es war die höchste Zeit, denn die Kugeln der Franzosen pfiffen ihnen um die Köpfe. Die Meldebetätigkeit der Hunde ist also eine Eigenschaft, die wir gar nicht hoch genug schätzen können. Der Sanitätshund meldet uns, daß er einen Verwundeten entdeckt habe, der Meldehund bringt uns eine Botschaft, genau wie der Jagdhund „verweist“, d. h. dem Jäger meldet, daß er das angesprochene Stück Wild gefunden habe. Es ist mir un-

erklärlich, daß



Beim Essen tragen in den vordersten Schützengräben. Aufnahme von H. Groß.



Meldehund beim Überbringen einer Nachricht aus der vordersten Stellung. Aufnahme des Bild- und Filmmanns.

man selbst in Jagdzeiten diese Tätigkeit der Hunde als kynologisches Rätsel betrachtet. Ich habe seit vielen Jahren in meinen Büchern den Standpunkt vertreten, daß die Dressur unserer Haustiere sich in der Hauptsache auf eingewurzelte Neigungen stützen muß. Was wir durch Unterricht in das Tier hineinbringen, ist sehr wenig.

Die herrschende Meinung, die natürlich von der Macht des Menschen durchdrungen ist, hält das Gegenteil für richtig. Der Jäger ist überzeugt, daß er dem Hunde das Apportieren beibringt, wie er ihn auch selbstverständlich stubenrein macht.

Als ich im Frühjahr 1916 als Sachverständiger für die Sanitätshundprüfung im Großen Hauptquartier tätig war, habe ich aus meiner Ansicht kein Geheimnis gemacht und ihr auch in dem mir übertragenen Bericht Ausdruck gegeben. Ein Widerspruch ist mir bis heute nicht zu Gesicht gekommen, obwohl mein Bericht im Juni 1916 veröffentlicht wurde. — Das Tragen lebloser Gegenstände im Gebirg ist bei Wildhunden eine ganz bekannte Erscheinung. Die Comboys haben es bei dem kleinen amerikanischen Wolf, dem sogenannten Coyoten, so oft beobachtet, daß sie auf die echt menschliche Erklärung verfallen sind, er täte es, um seine Kleider zu stärken.

Ebenso verhält es sich mit der Stubenreinheit. Nicht dadurch, daß wir den jungen Hund in seinen eigenen Urin stoßen, machen wir ihn stubenrein. Wäre das der Fall, dann müßten doch die viel klügeren Affen und Papageien auf demselben Wege mit Leichtigkeit stubenrein zu machen sein. In Wirklichkeit ist es mir bisher trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, einen stubenreinen Affen kennen zu lernen.

Der Hund wird deshalb stubenrein, weil er als ursprünglicher Höhlenbewohner aus Instinkt seinen Urin an besonderen Stellen ablegt. Affen und Papageien bedürfen eines solchen Instinktes nicht, weil sie sich auf Baumzweigen erleichtern. Ihnen ist es also vollkommen gleichgültig, wohin der Urin fällt, und deshalb haben sie für Stubenreinheit nicht das geringste Verständnis.



Abnahme einer Meldung.

Mit dem Meldehund der Hunde liegt es genau ebenso. Es ist kein kynologisches Rätsel, sondern etwas ganz Natürliches. Häufig wird bei einem Meldehund, das der Ruhe pflegt, ein einzelner auf eigene Faust umherstreifen. Sobald er auf ein Wild stößt, das er allein nicht bewältigen kann, wird er naturgemäß zu dem Rudel zurückkehren, um sich Hilfe zu holen. Er meldet also den Vorfall, d. h. er zeigt durch sein Benehmen an, worum es sich handelt.

So gibt es Elchhunde, die als „Rapporteurs“ bezeichnet werden, weil sie dem Jäger melden, daß sie einen Elch gefunden haben. Ein alter erfahrener schwedischer Jäger hat sich von dieser Tätigkeit durch Augenzeugen überzeugt und seine Beobachtungen in einer deutschen Jägerzeitung veröffentlicht. Bezeichnend ist folgende Stelle: Unter den schwedischen Elchhunden gibt es einige, die auf eigene Faust den Standort eines Elches ausfindig machen und, sobald das geschehen ist, lautlos zu ihrem Herrn eilen und ihm durch ihr Benehmen anzeigen, wo das Wild anzutreffen ist.

Wie wird nun ein Elchhund zum Meldehund abgerichtet? Die irrige Vorstellung, daß der Mensch die Hauptsache hierbei ist, beherrscht auch unsern schwedischen Weidmann. Nur durch eine hochgradig gesteigerte und mit allen Feinheiten durchgeführte Erziehung des Hundes hält er eine solche Leistung für möglich. Er steht also auf dem Standpunkt, der in dem neuesten Brehm eingenommen wird. Hiernach ist bei wunderbaren Leistungen eines Hundes nicht der Hund, sondern der Lehrer anzuklagen.

Die Widerlegung dieser ganz irrigen Anschauung wird mir dadurch erleichtert, daß der schwedische Jäger freimütig einräumt, in Wirklichkeit sei die Sache ganz anders gewesen. Von einer solchen Erziehungsweise, wie er selbst sie für nötig hielt — berichtet er — war aber gerade in dem von ihm beobachteten Falle gar keine Rede. Denn auf der einen Seite ist der schwedische Elchhund ähnlich wie der deutsche Fackel für zwangsmäßige Erziehung wenig zugänglich; bei ihm ist



Abteilung von Hundeführern auf dem Marsch in eine Vorpostenstellung. Aufnahmen von H. Sennecke.



Im eroberten Riga: An den Dünaburgs kurz nach der Einnahme.

Er schritt in seinem schwarzen Talarleide dahin wie ein Marschierender, der die Nähe des Zieles spürt. Aber vor dem Ziele überkommt ihn die Andacht: nun bist du da! So wurden seine Schritte feierlich.

Dann stand er auf der Kanzel und neigte sich vor dem Meer der feldgrauen Männer.

Brangend erhob sich die Musik, und alle Mäuler sangen den großen Choral:

„Ein feste Burg ist unser Gott —
Das Reich muß uns doch bleiben.“

Immer mußte ich sein greises, wundervoll klares Preußengesicht anschauen, das so schlicht und stark über der Kämpfergemeinde stand und sprach. Und mußte daran denken: auf diesem Manne lastet Geschichte; die Wurzeln seines Tums haften in den schweren Grundsteinen der Vergangenheit.

„Als ich euren Kronprinzen konfirmierte, an dem Tage bekam er einen Säbel, auf welchem die Worte standen: „Auf Gott vertrau — brav um dich hau!“

Wie wieder als dieses eine Mal sprach er von sich selbst. Oder doch, ja, als er sagte: „Ich bin gekommen, um zu empfangen; nicht für mich, sondern für die Heimat. Ihr seid die Gebenden. Ich bringe euren unvergeßlichen Anblick nach Haus.“

Eine Fülle königlicher Gnaden hat sich über seinem langen Leben gehäuft, die Zahl seiner Orden wird wohl kaum übertraffen. Hier trug er keinen einzigen. Schmucklos, ein schlichter Bote seines Herrn, stand der Hochbetagte vor uns da. Der Seelsorger des Kaisers.

Das leuchtende Licht der Mäsonne kam von den Wipfeln der Bäume herab und baute goldene Säulen aus den roten Stämmen der Kiefern. In den Zweigen sangen die Vögel. Ein Specht klopfte. Fern und leise, wie in einer andern Welt, rollten Geschützdonner.

Am blauen Himmel zogen Flieger ihre wachsamten Kreise. Und er sagte mit seiner herzlichen Stimme: „Verstet euer Vertrauen nicht weg, denn es ist eine Kraft.“



Im eroberten Riga Am Tage des Einzuges vor dem Schwarzhaupterhaus Aufnahmen des Bild und Filmworts.

Unser Hindenburg. Zum 70. Geburtstag des Generalfeldmarshalls.

Von Johannes Höffner.

Wenn eine große Zeit die Felsen der Erde durchrüttelt, Länder und Völker gegeneinander wirft, alle Verhältnisse des friedlichen Lebens unterbindet, zerbricht, zerstört, damit später aus dem Wirrsal das Neue sich bilde, so kann man zunächst unter dem Gewirr der Namen und der Tapferen nicht erkennen, wem die richtende Zeit in beruhigteren Tagen den Namen eines Großen zuerkennen wird. Nirgends ist der Traum trägerischer als in den großen Stunden, die aneinandergerichtet die Weltgeschichte bilden, und mancher, der auf der Mittagshöhe seines Lebens vom Jubelruf der ganzen Welt umbrandet da stand, hat sich, ruhmlos, verfolgt und geachtet, zum Sterben gelegt. Als dieser Weltkrieg, der nun drei Jahre lang die Herzen zerfleischt, begann, waren auf vieler Lippen vieler Namen. Nicht abzusehen war, inmitten der sich jagenden Schlachten und Siege, wer der Heros, der Eine dieses Völkerrings sein würde. Der Krieg war schon ziemlich weit vorgeschritten, eine lange Reihe von Führern hatte den Lorbeer großer und mutvoller Taten um ihre Stirnen gewunden und

der eine Name, der bestimmt sein sollte, zum Leitwort eines ganzen Volkes in schwerster Not zu werden, blieb ungenannt; sein Träger war ein General in Pension, der jeden Tag an seinem Ruhesitz, wenn er spazieren ging, die Taten seiner Kameraden im Feld in den kurzen Sätzen der Berichte lesen konnte.

Wer will ermessen, welche Gefühle damals den 67-jährigen noch unverbraucht ruhigen Mann bewegten haben mögen. Wir wissen es längst, daß jede geniale Begabung, auf welchem Gebiet sie immer liegen möge, durch



Paul von Hindenburg als Kadett in Wahlstatt.

eine außerordentliche Reizbarkeit des Nervensystems erkannt wird. Was immer man von der ehernen Ruhe, von den unerschütterlichen Nerven des deutschen Oberbefehlshabers sagen möge, so könne ihre Behauptung doch nur das Ergebnis einer unerhörten Willenskraft und Selbstbeherrschung sein.

In seinem viel angewandten Wort: „Wer die besseren Nerven hat, der wird siegen“, liegt das klar genug ausgesprochen. Es ist völlig gegen Hindenburgs Ideale, die Pflicht über alles lebende Lebensaufassung, das Wort in physischer Bedeutung zu nehmen — käme es nur auf das Material, die robusten unverbrauchten Kräfte des Leibes an, so müßte jedes Völkervolk unserer Rasse folgerichtig überlegen sein. Und wer in die

sem Sinne die besseren Nerven hat, der deutsche Soldat aus einem der ihre Bewohner kümmerlich nährenden Industriegebiete Oberschlesiens oder der Ruhrgegenden oder der durch Sport gestählte im besten Zustand befindliche Engländer kann wohl nicht zweifelhaft sein. Nein! Unter Nerven versteht der Generalfeldmarschall die durch eine eiserne Gewöhnung erzielte Fähigkeit, seine Nerven in der Hand zu behalten, unter allen Umständen seine Ruhe zu bewahren, jede persönliche Empfindung, sei sie menschlich noch so berechtigt, ja vielleicht schön, um des Ganzen willen niederzuhalten.

Die ganz außergewöhnliche Ruhe, eine Ruhe, die auch dem besorgten und erregtesten Besucher sofort das gleiche Gefühl übermittelt, wird von allen, die das Glück hatten, Hindenburg persönlich kennen zu lernen, als seine eindruckvollste Eigenschaft genannt. Man braucht indessen nur das Bild dieses großen Soldaten anzusehen, um so gleich zu erkennen, daß diese Ruhe unmöglich Temperamentsache sein kann. Abgesehen vom Auge, in dem, so eigen es klingen mag, eher etwas Schmerzvolles und Weiches liegt, gibt der ganze Kopf entschieden den Eindruck eines wenn auch beherrschten doch zweifellos vulkanischen, drohenden und tiefen bergenden Wesens. Keine dämonische Natur im Sinne Bismarcks, dessen unsäglich komplizierter Charakter die aller verschiedensten Deutungen und Auslegungen zuläßt, sondern ein ausgesprochen geradliniger und einfacher Charakter, aber von gewaltiger Kraft, und diese Kraft regiert durch einen einzigen, Körper und Geist, Herz und Seele völlig beherrschenden Trieb: den Willen zum Soldatentum.

Jugenderinnerungen der Geschwister haben berichtet, daß in Hindenburg vom zartesten Alter an dieser Trieb lebendig war. Mit zehn Jahren kommt er ins Kadettenhaus; in den Ferien läuft er, statt mit seinesgleichen zu spielen, neben der Kompanie des Vaters her; bei einer ihm besonders wohlwollenden Speise sagt der Elsfährige zur Mutter: „Das müßt du mir immer machen, wenn ich erst Generalleutnant bin.“ Der junge Offizier sitzt in allen Mußestunden über



Premierleutnant von Hindenburg als Regimentsadjutant im Feldzug des Jahres 1870-71.

Karten und Plänen, entwirft Schlachtpläne, zeichnet Stellungen; er kennt und weiß nichts als das, was der Trieb in ihm fordert und begehrt; obwohl für die Kunst nicht unbegabt — er soll als junger Mensch hübsch aquarellieren haben und auch gute Musik hören — fällt doch jede andere Regung dem einen, alles verzehrenden Gefühl zum Opfer. Woher diese ungewöhnlich und auch bei den größten Feld-

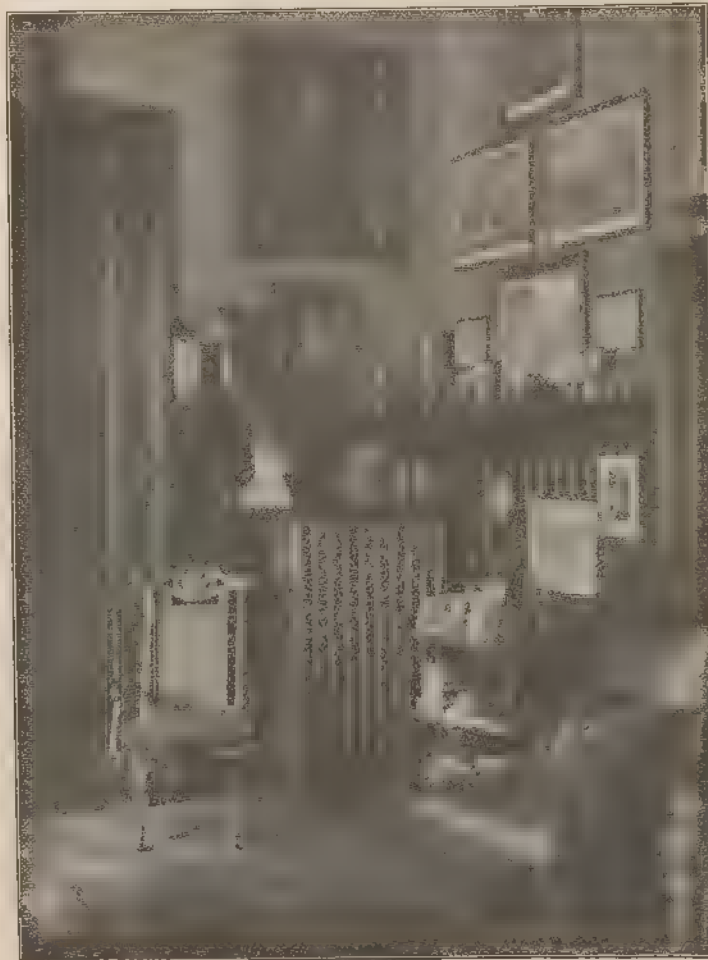


Der Hindenburgische Stammbaum kündigt bei Freytag in Westpreußen: Das kleine Wohnhaus, in dem des Feldmarshalls Vater seinen Lebensabend verbracht hat. Aufnahme von W. Köhler in Krefeldburg.

herren nur selten so stark sich ausprägende Sonderbegabung in den jungen Menschen gefunden ist, ist schwer zu lagen; die Familie hat durchweg tüchtige Soldaten aufzuweisen, aber selten, bei dem der soldatische Beruf so zur Leidenschaft geworden wäre wie bei ihm. Viel eher könnte man auf den Großvater, den Regimentsarzt Schwidart schließen, der als junger Feldunterarzt in einer Schlacht das Kommando über eine führerlos gewordene Kompanie übernahm und dafür das Eiserne Kreuz am Bande für Kombattanten erhalten hat. Gänzlich falsch wäre vor allem, hier von Erbeiz zu reden, der dem, der vom Dämon erfaßt ist, meist völlig fremd bleibt: was er tut, tut er aus Instinkt, und es gilt von ihm, was Luther so tief als schön von diesen geheimnisvollen Zuständen sagt: ihr Werk hat keinen Namen, der Name muß dem Werke folgen.

Lange, lange hat Hindenburgs Werk seinen Namen gehabt; es lebte in ihm, es war da in seinem Geist, es konnte nicht Gestalt und Weisen gewinnen. Wie ein Schemen, der sich vom Blut seines Trägers nährt, hat dieser große Plan die Kraft seiner besten Jahre gefressen. In Dispreuxen war nicht geboren, aber durch die der Familie eigene Scholle ein Kind der Provinz und in ihr heimisch und vertraut wie taum ein anderer, hatte er vor allem ein Bild in sich, in das all seine Kräfte zusammenfloßen: die der offenen Grenzprovinz drohende Russengefahr im Falle eines nicht unwahrscheinlichen Krieges, die Sorge, das preisgegebene Land vor der Rufe der halbasiatischen Horden zu schützen.

Wenn man in die Geschichte zurückgeht, so wird man finden, daß ein starker Einfluß von Fatalismus im Charakter aller großen Feldherren hervorsteht. Möge es sich nun Glaube an das Schicksal nehmen oder wie auch bei Hindenburg es zur edelsten Auffassung einer persönlichen Führung durch Gott sich erheben. Alexander, Cäsar, Friedrich, Napoleon — alle haben das gleiche Gemeinſame, die unerschütterliche Stokraft, die über alle Erwägungen der Vernunft hinweg dem unmöglichen Ziel zustrebt, das ihr Genie als möglich zu erweisen die Aufgabe hat. Wie sehr man aber auch suchen möge, in einer Lage wie Hindenburg ist keiner von ihnen gewesen. Und es klingt wie Sage und Geſchicht, sich vorzustellen, daß ein Mann, dessen ganzes Wesen in einer einzigen Vorstellung atmet und lebt, dem Ubiſich ſeines Lebens schon nahe, endlich den Tag heraufkommen sieht, der ihm die Erfüllung all seiner Seelenarbeit bringen soll, und daß dieser Tag ihn ohnmächtig zum alten Eisen geworfen und ausgeschaltet aus der Reihe der Weltenden findet. Wie ist Hindenburg



Eine Ecke in Hindenburgs Arbeitszimmer in Hannover.
Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Hindenburg als kommandierender General vor der Kaserne des 3. Garberegiments z. F. in Berlin bei dessen Jubiläum im Mai 1910.
(Hindenburg hält eine Ansprache an das Regiment.)

burg menschlich größer als in diesen Tagen, in denen die Macht der inneren Forderung und die Gegenwucht der furchtbaren Enttäuschung auch den Stärksten in Verzweiflung hätten stürzen mögen. Und vielleicht noch größer, noch bewunderungswürdiger ist er an dem Tage, wo der Rückschlag kommt und alles Begrabene wie mit einem Schlag aufwacht und Wirklichkeit werden soll: wessen Seele zwei solche Belassungsproben durchgemacht hat und doch in jener „Stätte“ geblieben ist, die der ritterliche Sänger als höchstes Gut des Mannes preist, der ist gegen alle Schläge des Lebens, und mögen sie noch so furchtbar kommen, gefeit und sicher.

Sicher vor allem auch gegen jene größte und menschlich nachfolgende Gefahr, die die felerkundigen Griechen die Hybris nannten. Unerhört wie Deutschlands Ruhm in diesem Widerstand gegen eine Welt ist der Ruhm des Mannes, dessen wahrhaftiger Genius bis jetzt jede noch so furchtbare Anzengung eines übermächtigen Feindes zunichte gemacht hat. Der Name, der vor drei kurzen Jahren nur einem kleinen Kreise von Berufsgenossen und Mitbürgern bekannt war, ist heute der ruhmvollste der gesamten Erde; eine fast abergläubische Zuversicht besetzt Millionen, wenn er ausgesprochen wird, ein ganzes Volk, ein Land vom Fels zum Meer setzt getrost sein Vertrauen in das Wort und den Geist eines Siebzigjährigen, eine fast unbegrenzte Macht ist in die Hände eines einzigen, menschlich Begrenzten gegeben.

Es ist eine schwere und ernste Zeit, in der der Feldmarschall seinen 70. Geburtstag feiert, schwer und ernst nicht wegen der Übermacht der Feinde, gegen die sein starter Arm Deutschland schlägt, schwer und ernst wegen der inneren Wühlereien, die alle Früchte seiner Thaten zu untergraben drohen und gegen die sein ruhmvoller Name sein Werk nicht schützen zu können scheint. Wägen an seiner Heldengestalt, einem preussischen Soldaten, den kein anderes Volk uns nachmacht, die Inhaber feindlicher Risten erkennen, was der preussische Militarismus, von dem die selbstlose Aufopferung unserer Feinde das deutsche Volk großherzig befreien will, eigentlich ist. Nichts anderes als jenes deutscheste Gefühl, das einst die Mäute der deutschen Ritterschaft in jenes Land trieb, das er vom Feinde befreit hat und von dem sein großer Landsmann, der Ostpreuze Herber, gelagt hat, wie es ebenso Schiller dem Meister jener Deutschritterschaft in dem Wund legt: Tapfer ist der Schwensieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapfer wer sich selbst bezwang.



Überunterhaltung bei Hindenburg. Kohlegeheimung von Prof. Hugo Vogel. Nach einem Kunstblatt im Verlage Neff & Co. in Berlin.

Das Trauderl. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers.

Novelle von Emil Ertl.

Das Dorf hieß — ja, wie hieß es nur gleich? — Wir nannten es die „Hölle“. Wer konnte auch die vielen schwer aussprechbaren Namen behalten! Wir hatten die schauderhaftesten Dinge in dem erwähnten Dorfe erlebt und mit angesehen, und wenn einer von der „Hölle“ redete, so wußte jeder, daß diese öde, trostlose Ansammlung armseliger Häuser und Lehmhütten damit gemeint sei, um deren Besitz wir uns seit gut drei Wochen mit den Russen raufen.

Als die vierte Woche anbrach, warf der Feind neue Massen ins Gefecht, und wir mußten schließlich doch heraus. Das ganze Bataillon, das heißt, was davon noch übrig war, weinte beinahe vor Wut, als der Hornist in die Trompete stieß und kein Zweifel mehr übrigblieb, daß der Rückzug befohlen sei. Im Frieden würde kein Mensch es für möglich halten, daß man sich so verbeissen kann.

Im Laufe der Nacht war das Dorf von den Russen besetzt worden. Aber schon im Morgengrauen fingen plötzlich meilenweit hinter unserer Front die österreichischen Stossmörser zu brüllen an. Sie nahmen den Raum zwischen der „Hölle“ und der russischen Hauptstellung unter Sperrfeuer, nun saßen die vorgehobenen Abteilungen, die das Dorf besetzt hielten, in der Mausefalle. Mit Hurra gingen wir zum Sturm vor, alle Hindernisse wurden überrannt, und in den unglückseligen Straßen, die schon soviel Blut getrunken hatten, tobte aufs neue der Kampf Mann gegen Mann.

Meiner waderen Leute, die fast aus allen Volksstämmen Österreichs zusammengewürfelt waren, hatte sich eine solche Raserei bemächtigt, daß ich sie kaum wiedererkannte. Sie wüteten wie die Schlächter, allen voran Kaspar Brischl, der Zugführer, sonst ein gemächlicher Kerl und fidele Wiener, der auf einmal zum Berserker geworden schien und mit dem Gewehrkolben so toll um sich hieb, daß die Feinde nur so hinfielen in den Straßengräben, rechts und links, mit zerquetschten Schädeln. Und die andern gaben ihm kaum etwas nach. Der Infanterist Wenzel Kwapil, ein Böhme, der im Zivilberuf Schneider und im übrigen ein schüchternes und fast allzu unterwürfiges Wesen war, arbeitete, blutüberströmt von Kopf bis zu den Füßen, mit dem Bajonett wie im Stüchlohn, und unser großes Kind, der junge, stets gutmütig grinsende Bosniak Stojan Mibasic, dem sie im Nahkampf das Gewehr entwunden hatten, der sprang — ich sah es mit eigenen Augen — schäumend vor Wut drei Russen hintereinander mit den bloßen Händen an die Gurgel und drehte ihnen buchstäblich den Hals um, als erwürgte er ein Stück Federvieh. Kurz, es gab in meiner ganzen Kompanie kaum einen Mann, der nicht eine ferner Laten verrichtet hätte, die man seit den Zeiten der Mias mit dem Schimmer des Heldentums umkleidet und im Kriege als Wunder der Tapferkeit zu preisen pflegt.

Der zähe Feind, der uns bis dahin genug zu schaffen gemacht hatte, erkannte bald die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstands und hob größtenteils die Hände hoch. Nur an wenigen Stellen wurde noch gekämpft, immer matter und matter, und schließlich nur mehr an einer einzigen Stelle um ein paar Häuser — sofern man von Häusern überhaupt noch reden konnte.

Es gab ja eigentlich keine Häuser und Hütten mehr. Die schweren Granaten, durch die wir am Vorabend vertrieben worden waren, hatten der „Hölle“ auch den letzten Schein von Berechtigung genommen, sich ein Dorf zu nennen. Nichts als ein Schutthaufen war sie mehr, aus dem hier und da ein zackiger Mauerrest ragte oder ein halbverkohelter Dachbalken seinen starren Arm emporreckte, wie man es bei Gefallenen sieht, die den Himmel anzuklagen scheinen.

Als meine Leute die letzten Russen überwältigt hatten, gingen wir sogleich daran, uns in dieser Verwüstung häuslich einzurichten, das heißt, wir bauten in aller Eile die notdürftigsten Deckungen für uns aus. Da die umherliegenden Trümmer dazu verwendet werden mußten und seit Wochen kein Regen gefallen war, so gab es eine gewaltige Staubeentwicklung, ich konnte höchstens fünfzehn oder zwanzig Schritte weit sehen und weiß deshalb nicht, aus welchem Kellerloch oder sonstigen Schlupfwinkel ein Kind hervorgekrochen sein mag, das sich plötzlich näherte. Es warf sich mir zu Füßen, umklammerte meine Knie und hob ein tränenüberströmtes winzig kleines Gesichtchen mit auffallend blauen Augen zu mir auf.

„Wo kommt das Wurm her?“ rief ich meinen Leuten zu. Niemand wußte es.

Ich gab Befehl, die nächste Umgebung zu durchsuchen, ob noch irgendwo ein Unterschlupf zu finden wäre, in welchem ehemalige Ortsbewohner, alle Höllenschreien, die über ihr Dorf hereingebrochen waren, überdauernd, sich verborgen gehalten haben könnten. Man fand nichts, keine Spur eines lebenden Wesens, wir hatten ja auch seit Wochen angenommen, daß keine Seele in der „Hölle“ zurückgeblieben sei. Und nun auf einmal sollte ich zu meiner Verwunderung eines Besseren belehrt werden; es war doch noch etwas Lebendiges dagewesen, wenn schon keine Seele, so doch ein Seelchen.

Ich hatte das Kind vom Boden aufgehoben und in meine Arme genommen. Es weinte nicht mehr, antwortete aber auch nicht auf meine Fragen, so sehr ich mich bemühte, mich mittels der paar polnischen und russischen Brocken verständlich zu machen, die ich während des Feldzugs aufgeschnappt hatte, und sah mich nur unverwandt an, mit seinen großen, blauen, ängstlichen Augen. Es war ein Mädchen von etwa sieben oder acht Jahren und hatte eigentlich zarte Züge, nur sah es fürchterlich verwahrlost und herabgekommen aus, war mit Schmutz bedeckt und abgemagert wie ein Gerippelein.

Seit frühem Morgen hatte ich keinen Bissen zu mir genommen und in Kampf, Gefahr und fieberhafter Arbeit auch nicht einen Augenblick ans Essen gedacht. Erst beim Anblick des Kindes spürte ich, daß ich selbst Hunger hatte, und blickte sehnsüchtig nach unserer Fahrkutsche aus. Wirklich sah ich in einiger Entfernung ihren verheißungsvollen Rauch aufsteigen, und es dauerte nicht lang, so brachte mein Bursch mir die Mahlzeit. Da setzte ich das Kind auf ein zerstücktes Mäuerchen und mich daneben und fing an die Kleine zu füttern.

Wie bei einem jungen Vogel bestand das winzige Gesichtchen eigentlich nur aus einem Paar merkwürdig großer Augen und einem Schnabel, der sich überraschend weit aufstun konnte, so oft der Vögel sich näherte. Mein Bursch beunruhigte sich nicht wenig, als er den größten Teil der Speisen in diesem kindlich rosigen Schlund verschwinden sah; er fürchtete, ich könnte zu kurz kommen und ermahnte mich respektvoll, doch auch an mich selbst zu denken. Aber ich hatte genug mit Füttern der Kleinen zu tun, als nur wenige Bissen und trug ihm auf, mir später ein paar Zigarren zu holen. Ich kann nicht sagen, wie wohl es mir tat, nach all dem blutigen Morden einem hilflosen Geschöpfe Gottes einmal etwas Gutes erweisen zu können. Und ich wurde satt, nur weil ich die Kleine ihren Hunger stillen sah.

Nachdem abgesselt war, packte mein Bursch das Blechgeschirr zusammen, blieb vor mir stehen, sah mich an, sah das Kind an und winnte ihm mit dem Kopf, ihm zu folgen. Das Mädchen aber verkroch sich zu mir und wollte offensichtlich nichts davon wissen. Und als er

Miene machte, es an der Hand zu fassen, fing es zu wimmern und zu schreien an und klammerte sich an mir fest wie eine Klette. Der Bursch wollte Gewalt gebrauchen, und ich mußte mir eigentlich eingestehen, daß er recht hätte; man konnte das kleine Wurm doch nicht auf die Dauer hier vorne an der Front lassen. Aber das Bewußtsein, daß da ein Wesen war, das sich nicht von mir trennen wollte, dem ich sein ein und sein alles bedeutete, und das mich lieb hatte, erfüllte mich mit einem lange nicht gekannten und darum doppelt beseligenden Glücksgefühl. Und andererseits war es mir ein so süßer und lockender Gedanke, etwas in der Nähe zu behalten, das auch ich lieb haben konnte. Kurz und gut, ich wurde schwach und herrschte den Burschen an, mir endlich die verlangten Zigarren zu bringen.

„Das Trauderl bleibt bei mir,“ entschied ich.

Damit hatte ich dem Mädchen, das noch immer kein Wort gesprochen hatte, einen Namen gegeben, ich weiß eigentlich nicht, weshalb gerade diesen. Aber sie war foran und blieb — das Trauderl.

Den ganzen Nachmittag, während ich die Schanzarbeiten beaufsichtigte und leitete, blieb sie mir zu Füßen auf dem Boden sitzen, und wenn ich eine Strecke weiter ging, so lief sie wie ein Hündchen neben mir her. Das Kind hatte rasch die Herzen der Mannschaft gewonnen, gar mancher mochte fühlen wie ich und es als Trost und Segen empfinden, wieder einmal menschlich sein zu dürfen. Überall, wo wir vorüberkamen, flogen dem Trauderl freundliche Worte zu, und jeder, der dazu Gelegenheit fand, kneipte sie im Vorbeigehen ganz verstoßen in die hageren Wangen. Sogar der Berserker von heute morgen, der Zugführer Brischl, der mir gerade eine Meldung zu erstatten hatte, blieb, als er damit fertig war, noch einen Augenblick stehen, lächelte gutmütig auf die Kleine herunter und sagte zärtlich: „Du herzig's Klan's Trutscherl!“ Erst dann erinnerte er sich wieder des Dienstes, salutierte mit der ihm eigenen lässigen Strammheit, machte feiert und marschierte von dannen.

Weit mehr aber wunderte ich mich noch über jenen jungen Riesen, den Stojan Mibasic, den ich an einer anderen Stelle damit beschäftigt fand, eine Mauer niederzulegen, um freien Ausbruch zu sichern. Aus den Staubwolken heraus, die ihn einhüllten, strahlte er förmlich über das ganze breite Gesicht, als er des Kindes ansichtig wurde, derselbe, der vor ein paar Stunden, allein mit seinen schweren Pranken drei Russen das Genick gebrochen hatte! Und da ich mich erinnerte, daß er wiederholt beim Rapport um ausgiebigere Rationen angesucht hatte, weil er von der durchschnittlichen Speisemenge nicht satt werden konnte, so rührte es mich doppelt, als ich jetzt Zeuge war, wie er eifrig in seinen Taschen zu kramen anfieng, eine Schnitte Brot und ein Stück Schokolade ans Licht brachte und mit einem Grinsen, das sein ganzes mächtiges Raubtiergebiß freilegte, diesen Schatz, den er sich offenbar für eine Zwischenmahlzeit zurückgelegt hatte, der kleinen Traudel aufzunutzen versuchte.

Gegen Abend fand sich ein Kamerad ein, mich abzulösen. Ich hatte zweimal achtundvierzig Stunden nicht geruht und war müde zum Umfallen. Da ich außerdem beim Sturm auf die „Hölle“ durch einen Kolbenstoß eine leichte Quetschung der linken Hand erlitten hatte und sich in dem verletzten Glied ein schmerzhaftes Hühen und Pochen einstellte, so hielt ich es vor mir selbst für genügend gerechtfertigt, ein paar Stunden lang als Privatmann zu leben. Ich bat also um die Erlaubnis, zum Krankenpark zurückgehen und die Nacht dort zubringen zu dürfen, was mir selbstverständlich gestattet wurde. Wenig später sah ich, einen Kübel Wasser vor mir, neben einem der Krankenwagen im Grabe und unterzog mein Trauderl einer gründlichen Säuberung.

Der Oberarzt und ein paar Sanitäts-Unteroffiziere

und Soldaten, die dabeistanden, sahen lächelnd zu, wie da ein Offizier auf dem Boden saß und ein Kind wusch und kammte. Und als aus dem schmierigen Aschenbrödel nach und nach ein ganz niedliches Geschöpfchen mit goldigem Haar und zarten Wanglein sich herauskaltete, erwachte mehr und mehr ihre Teilnahme. Der eine brachte ein schneeweißes Tüchchen, das eine junge Krankenschwester zurückgelassen hatte, der andere eine Schürze, ein dritter wieder etwas anderes, und wenn die Sachen auch zu groß waren und nicht überall mit der Schere nachgeholfen werden konnte, so waren sie doch frisch und reinlich. Das Kittelchen freilich konnte nicht ausgewechselt werden, das blieb das alte verstaubte Tüchchen; aber schließlich sahen wir Schützengrabensbewohner auch nicht gerade feiertätig aus, und weil ich einmal mein Herz an das Kind gehängt hatte, so bildete ich mir ein, sie gleiche einer verwunschenen kleinen Prinzessin, die von irgendeiner bösen Hexe in ein unscheinbares Magdgewand gesteckt worden sei.

Mein Entschluß, bei der Krankendienstabteilung zu nächtigen, war mir, wie ich nachträglich bekennen muß, von einem Hintergedanken eingeflüstert worden. Ich wollte in irgendeinem Wagen oder Zelte ein geschütztes Plätzchen für mein Trauderl und zugleich eine brave Pflegechwester auskundschaften, die das Kind in ihre Obhut nehmen und mir dafür gutschreiben sollte, daß ich es ab und zu wiedersehen würde. Das erste gelang mir leicht, mit dem zweiten hatte es seine Schwierigkeiten. Denn Schwester Martha, eine ernste, bildschöne, noch ziemlich junge Witwe aus bester Familie, die hier Pflegethätigkeit tat, erbot sich zwar, bis auf weiteres für das Kind zu sorgen, erklärte aber aufs bestimmteste, es bei erster Gelegenheit in den Nachschubraum abgeben zu müssen. Vergebens stellte ich ihr vor, wie lieb mir das Kind geworden, wie schwer ich es vermissen würde, und daß ich mir schon wie ein blutiger Mordbube vorgekommen sei, als die Berührung mit der kindlichen Unschuld mir wieder Trost ins Herz geträufelt hätte.

„Man muß in all den Greueln,“ sagte ich, „doch auch etwas haben, das einen aufrecht hält!“

Die strenge Schwester aber blieb fest. Und als sie das weinende und sich sträubende Trauderl, das ich ihr übergeben hatte und das durchaus nicht von mir lassen wollte, an der Hand mit sich fortführte, sagte sie noch: „Es tut mir leid, aber das Kind kann auf die Dauer hier nicht bleiben.“

Mit dieser Entscheidung froh ich in der Nähe des Pfluges, in dem das Kind Aufnahme gefunden, in meinen Schicksal und verbrachte trotz meiner Müdigkeit eine unruhige und recht bekümmerte Nacht. Denn der Gedanke, daß ich am nächsten Morgen von der lieben Kleinen für immer Abschied nehmen sollte, lag — ohne daß ich eigentlich recht wußte warum — wie ein körperlich fühlbarer Druck auf meinem Herzen. Seit Monaten hatte ich es nur mit Kameraden oder Feinden zu tun gehabt, durch das Ungeheure und über alle Begriffe Entsetzliche, das ich erlebt hatte, befand jeder Nerv in mir sich in einem Zustand krankhafter Überreizung. Ein Kind aber ist kein Kamerad und ist kein Feind, ein Kind ist die Hoffnung, die Zukunft, ein Blütenstrauch des Menschentums. Und so mag aus der Nähe dieses hilflosen und unschuldigen Geschöpfchens, das noch kein Wort gesprochen hatte, etwas wie Erinnerung mich angeweht haben an die Zeit, wo noch kein Krieg war, oder wieder Frieden sein würde, ein Gefühl von Ruhe, Sicherheit, Zuversicht und Menschenglück...

Am Morgen trat mir Schwester Martha entgegen, zum erstenmal sah ich sie lächeln.

„Sie werden mich für schwach und selbstsüchtig halten,“ sagte sie. „Was ich Ihnen gestern abschlug, habe ich mir selbst heute gewährt.“

Und sie erklärte, daß sie sich von dem Kinde nicht mehr trennen könne und es trotz aller amtlichen Verordnungen doch hier behalten wolle.

Ich ergriff ihre beiden Hände und schüttelte sie. „Haben Sie tausend Dank!“

„Beschämten Sie mich nicht!“ wehrte sie ab. „Ich tu' es nicht nur Ihnen, ich tu' es auch mir selbst zu Dank. Bedenken Sie, daß mein Leben sich sonst ja immer nur zwischen Schwerverwundeten abspielt, inmitten von Elend und Hoffnungslosigkeit. Da blüht einem oft das Herz, und Ihr Wort trifft zu: Man muß auch etwas haben, das einen aufrecht hält.“

So blieb das Traudel bei unserer Krankendienstabteilung. Im Anfang, als wir noch in der größten Arbeit steckten und manchmal noch beschossen wurden, konnte ich sie wenigstens ab und zu dort besuchen. Später, als unser Dienst nur mehr in müßigem Zuwarten bestand und den Russen ihr Schießbedarf viel zu kostbar war, als daß sie ihn gegen unsere guten Deckungen vergeuden hätten, brachte mein Bursch sie zu mir nach vorne, so oft ich es verlangte. Wir hatten uns großartig eingerichtet, die ganze „Hölle“ war zu einem schier uneinnehmbaren Brückenkopf ausgebaut, der den Übergang über das dahinter sich schlängelnde Flüsschen in einem riesigen Bogen von Feldbefestigungswerken bewachte. Eine ganze unterirdische Stadt war entstanden, mit Kasernen und Offiziersquartieren, mit Küchen, Speichern, Magazinen, Werkstätten, Fernsprechstellen und allem sonst Nötigen.

Wenn man in dem Gewirr von Straßen und Verbindungswegen, deren Wände mit reinlichem Weidengeflecht verkleidet waren, sich zurechtzufinden suchte, so kam man bald an einem blankgeputzten Maschinengewehr vorbei, das inmitten seiner eingenickten Bedienungsmannschaft den Schlaf des Gerechten schlief, bald an einem dicken stählernen Ungetüm von Schiffsgeschütz, das behaglich in seiner Betonbettung träumte und sich wie ein riesiger Alligator die warme Winter Sonne auf den Buckel scheinen ließ. Wir lagen nämlich hier schon so lange dem Feinde untätig gegenüber, daß inzwischen der Winter ins Land gezogen war und die ganze Gegend unter Bergen von Schnee begraben hatte.

Wenn das Traudel herauskam, war es für mich jedesmal ein Fest. Dann blieb sie oft stundenlang bei mir, nahm die Mahlgast mit mir ein, und wir saßen miteinander im Unterstand, in dem Stübchen, das ich bewohnte, und das zwar wie ein Dachsbau unter der Erde lag, aber trotzdem ganz behaglich war. Manchmal taten wir nichts als nebeneinander sitzen, ich — glücklich darüber, sie in meiner Nähe zu wissen, sie — sich vielleicht so geborgen fühlend wie nie, da sie doch schließlich in mir immer denjenigen erblickte, der sie aus Not und Elend erlöst hatte. Manchmal spielte ich ihr auch auf der Mundharmonika vor und konnte mich nicht genug über die rege Teilnahme und das fröhliche Verständnis freuen, die sich auf dem winzig kleinen Gesicht malten. Außerdem war mir eingefallen, daß zu Hause in einer Ecke meines Bücherchranks noch ein paar alte Bücher aus meiner frühen Jugend standen, die ich glücklicherweise aufbewahrt hatte, weil sie gute Holzschitte oder Steinbrüche enthielten, nach Ludwig Richter und anderen Meistern.

Diese Bilderbücher, die ich mir kommen ließ, blätterte ich jetzt mit Traudel durch und bemerkte bald, daß das Unwirkliche, das, „was sich nie und nirgends hat begeben“, auf ihr Kindergemüt eine ungleich größere Wirkung ausübte, als das Tatsächliche. Wie konnte sie andächtiger lauschen, als wenn in irgendeinem Verslein ein Tier sprechend eingeführt wurde, oder sonst etwas Unmögliches geschah. Aus ihrem Lächeln oder Lachen, aus ihren frohen, gespannten oder bekümmerten Mienen

ließ sich ungefähr erraten, inwieweit Scherz und Ernst der dem kindlichen Verständnis angepaßten Geschichten oder Gedichtchen ihr deutlich und bewußt geworden sein mochten. Böllige Klarheit hierüber gab es freilich nicht, denn sie redete niemals auch nur ein Wort, und zwar, wie ich erst jetzt erfahren sollte, leider aus einem sehr triftigen Grund.

Die schöne, ernste Frau, die das Kind in ihre Obhut genommen hatte, war nämlich mit der Zeit dahintergekommen, daß Traudel keine von den Sprachen, die bei unsern Truppen gesprochen wurden — und deren gab es viele — vollkommen verstand, aber immerhin einiges, wenn man sie deutsch anredete. Den Versuchen, sie nun auch deutsch sprechen zu lehren, stellten sich aber gewisse Schwierigkeiten entgegen, die Schwester Martha anfangs für trotzigste Abneigung gegen unsere Sprache hielt. Bis endlich der Oberarzt, den sie zu Rate zog, die Vermutung aussprach, daß das arme, kleine Mädchen stumm sei. Er meinte, daß sie in jener Zeit, wo der Kampf um die „Hölle“ so erbittert getobt hatte, infolge der Angst oder durch das Donnern der Geschütze, vermutlich durch das Zusammenwirken beider Ursachen, die Sprache verloren haben dürfte.

Im übrigen hielt er das Kind für vollkommen normal und sogar für recht aufgeweckt, schloß auch die Möglichkeit einer Heilung nicht vollständig aus und riet für alle Fälle, bei jeder geeigneten Gelegenheit eine Art Anschauungsunterricht mit dem bedauernswerten stummen Geschöpfchen zu treiben, um ihr zunächst einmal das volle Verständnis der deutschen Sprache zu vermitteln. In diesem Sinne verwendete ich denn auch meine Bilderbücher, und wenn Traudel auch ein merkwürdig großes Geschick besaß, mit dem Auge aufzufassen und zu begreifen, so hatte ich doch allen Grund, anzunehmen, daß sie auch im Verstehen des Worts überraschende Fortschritte machte. Denn bald hatte sie unter den kleinen Geschichten ihre Lieblinge, die sie immer wieder aufschlug, damit ich sie ihr vorlesen sollte.

Da stand zum Beispiel in dem Fabelbuche, zu dem Otto Speckter so treuherzige Zeichnungen geliefert hat, ein Verslein vom Raben, der in Kälte und Schnee recht arm daran ist und bittend von Tür zu Tür geht. Wie aber der Frühling ins Land zieht und der Not ein Ende setzt, breitet er seine Schwingen und ruft seinen Wohltätern ein aus vollem Herzen kommendes „Hab' Dank! hab' Dank!“ herunter. Dieses kindhafte Gedichtchen wurde Traudel nicht müde, immer wieder zu hören. Und ein befreiender Seufzer hob jedesmal ihre kleine Brust, wenn die letzten Zeilen kamen:

„Geh aus der Luft so leicht und munter
Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter.“

Manchmal, wenn ich gerade Inspektion hatte, begleitete sie mich durch die Laufgräben, und wir gingen miteinander von einem Schützengraben in den andern und sahen überall nach dem Rechten. Bevor wir den Unterstand verließen, klopfte sie mir immer auf die Manteltasche, um mich aufmerksam zu machen, daß ich ein Stück Brot oder Fleisch mitnehmen sollte. Und wenn dann auf unserm Wege ein paar Raben, deren viele das Lager bevölkerten, im Schnee saßen, so reichte ich ihr das Brot oder Fleisch, und sie warf es ihnen zu. Das machte ihr jedesmal ein unbändiges Vergnügen. Aber besonders freute sie sich, wenn der Rabe dann aufflog und sein Krächzen vernahmen ließ. Dann winkte sie ihm mit den Fingern, nickte ihm freundlich zu, als erwiderte sie seinen Gruß, und war selig, wenn ich nun gewissermaßen die Rolle des Raben übernahm und seine Gefühle verdolmetschend die Schlusszeile jenes Gedichtchens wiederholte:

„Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter.“

(Fortsetzung folgt)

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

19. September 1917: In Flandern Artilleriekampf; bei Cens und St. Quentin Geschützaktivität. Französischer Angriff in 3 Kilometer Breite westlich der Straße Beaumont—Dacherauville. — Starke rumänische Angriffe südlich des Dofor-Tales, ebenso bei Darnica und Muncelul. — Gefecht südlich des Dojran-Sees. — Erfolg bei Carcano.

20. September: In Flandern zwischen Houthouster Wald und Cys Feuerstöße größter Heftigkeit. Vor Derbun bei Höhe 344 östlich Samogneux Angriffe. — In der Bukowina westlich Arbora russische Vorstöße. — Im Cernabogen lebhafter Artilleriekampf. — Angriff am Monte San Gabriele.

21. September: Beginn der dritten Schlacht in Flandern. Nach starkem Trommelfeuer heftige Angriffe zwischen Langemark und Hollebeke, besonders auf Paschenbaele und Gheluvelt zu. Eine zum Teil etwa 1 Kilometer zurückgenommen. — Italienischer Angriff gegen die Stel-Stellung im Nahkampf abgewiesen.

22. September: Abends nach Trommelfeuer englische Infanterie-Angriffe von Langemark bis Hollebeke. An den Kämpfen in Flandern hatten die Flieger hervorragenden Anteil. — Der 40 Kilometer breite und 10 Kilometer tiefe Brückenkopf von Jakobstadt erobert. Jakobstadt ist in unserer Hand. Mehr als 4000 Gefangene, 50 Geschütze als Beute. — Französische Angriffe zwischen Ochrida-See und Skumbl-Tal.

23. September: Die Engländer beschließen Ostende. Trommelfeuer nordöstlich Uporn, Teilangriffe südöstlich St. Julien. Gefecht bei Monchy. — Unsere Truppen haben von Ettenhof bis Stockmannshof die Düna überall erreicht. — In Mazedonien Stürmerfolg bei Krespa. — Im Monat August 808.000 Brutto-Reg.-T. vernichtet; bisher im ganzen 6.303.000 Tonnen.

24. September: In Flandern Artilleriekampf von großer Stärke, ebenso bei Cens und St. Quentin. Auch an der Aisnefront, in der Champagne und vor Verdun. — Nördlich Baranowitsch und westlich Luck Geschützaktivität. Vorfeldgefechte nordwestlich Poclani und am Sereth. Galtz beschossen.

25. September: Auf dem Ostufer der Maas östliche Infanteriekämpfe zwischen der Straße Dacherauville—Chamont und Maucourt; Erfolg südlich Beaumont; erbitterte Nahkämpfe im Chaume-Walde; Erfolg bei Bezonaux und Malancourt. — Fliegerangriff auf England.

26. September: Neuauflebender Feuerkampf in Flandern. Erfolg nördlich der Straße Menin—Uporn. Trommelfeuer vom Houthouster Walde bis zum Kanal Comiens—Uporn. Im Artois englische Angriffe bei Sonnenne. Feuer in der Aisne—Champagne-Front sowie vor Verdun. — Marine-Cuftschiffe greifen England an, besonders den Humber und Scarborough—Boston. — Am Monte San Gabriele italienische Erkundungsvorstöße.

27. September: Die Schlacht in Flandern tobt vom frühen Morgen bis tief in die Nacht ununterbrochen. Nach Trommelfeuer von unerhörter Wucht Infanterieangriffe zwischen Mangelaare und Hollebeke. Besonders hartnäckige Kämpfe westlich Sonnebeke und um Gheluvelt. Mindestens 12 englische Divisionen im Feuer. — Im Tonalegebiet hinter der italienischen Front zwei Seilbahnstationen gesprengt.

28. September: In Flandern gefeuerter Feuerkampf; östlich Uporn starke Teilangriffe bei Frezenberg, an der Straße nach Menin und an der nach Paschenbaele. Lebhafter Artilleriekampf an der Küste und im Artois. — Aufklärer-Geplänkel im Skumbl- und Struma-Tal; stärkeres Feuer im Becken von Monastir und südwestlich des Dojran-Sees. — An der Tiroler Front erhöhte Kampfaktivität.

29. September: An der flandrischen Küste und zwischen Houthouster Wald und Cys wechselnde Kampfaktivität; bei Sonnebeke englische Teilangriffe, Erfolg am Wege Uporn Paschenbaele und im Überschwemmungsgebiet der Ufer. — Condon und mehrere Orte der englischen Südküste mit Fliegerbomben belegt. — Russische Angriffe am Sereth und St. Georgsarm der Donau. — Gefecht von einigen unserer Torpedobooten mit einer überlegenen Zahl englischer Zerstörer.

30. September: In Flandern an der Küste und abends von der Ufer bis zum Kanal Comiens—Uporn starker Artilleriekampf; englische Erkundungsvorstöße abgewiesen. — Zwischen Ochrida-See und Cerna lebhaftes Feuer als sonst. — Erbitterte Kämpfe am Südtal der Hochfläche von Bainsizza—heiliger Geist und des Monte San Gabriele. — Unsere Flieger greifen die Docks und Speicher von Condon an, ebenso Ramsgate, Sheerness, Margate. — Die italienische Luftschiffhalle von Jesi durch Seeflugzeuge angegriffen; ein Luftschiff vernichtet.

1. Oktober: In Flandern an der Küste und im Bogen um Uporn starker Artilleriekampf. Längs der Aisne, nordöstlich Reims und in der Champagne Erkundungsgefechte und Feueraktivität. — Unsere Flieger warfen wiederum auf die militärischen Bauten und Speicher im Inneren Londons Bomben ab, andere griffen Margate und Dover erfolgreich an. — Österreichische Seeflugzeuge belegten die Balionhallen von Ferrara mit Bomben. Am Monte San Gabriele Geschützfeuer. Bei Poblaka auf der Hochfläche von Bainsizza Vorstoß im Keim erstickt.

2. Oktober: Zwischen Langemark und Hollebeke mehrfach heftiges Trommelfeuer. Stürmerfolg am Polygon-Walde nördlich der Straße Menin—Uporn. Vor Derbun auf dem Ostufer der Maas und bei Bezonaux erfolgreiche Vorstöße. — In der letzten Nacht wurden Condon, Sheerness, Ramsgate, Dover erneut von unseren Fliegern angegriffen.



Unsere Soldaten bei der Ernte auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aufnahme von Gebrüder Gaefel.

Die deutschen Soldatenheime in der Türkei. Von A. L. D.

Wenn wir von deutschen Soldatenheimen sprechen, meinen wir im allgemeinen diejenigen an der Ost- und Westfront. Daß es auch im Süden, in der asiatischen Türkei, eine stattliche Anzahl deutscher Soldaten- und Eisenbahnerheime, an denen deutsche Frauen in Güte wachen, gibt, ist vielen unbekannt. Deshalb, und weil gerade diese Heime das Interesse der deutschen Frauen in der Heimat nötig haben, sei hier die Rede von ihnen.

Mit dem Balkanzug von Berlin kommend, treffen wir das erste deutsche Soldatenheim in Pera bei Konstantinopel. Es ist ein griechisches Haus mit weißem Marmor, weiten Hallen und Säulen, mit großen Räumen und elektrischem Licht. Ein Heim für Deutsche und Österreicher, in dem auch der Türke willkommen ist. In der Fremde ein Zuhause, wo Liebe, gute Verpflegung, Lektüre, Musik, Schreibgelegenheit und Sprachfortbildungstunde zu finden sind. Eine Stätte, die vor den Versuchungen der Großstadt bewahren und den Körper gesund und frisch erhalten möchte. Für Seelenpflege sorgen ein deutscher Pastor mit seiner Frau und deutsche Schwestern. Ein deutscher Oberlehrer bietet durch Ausflüge in die wunder-volle Umgebung Konstantinopels unsern Soldaten willkommene Abwechslung.

Ganz in der Nähe, in Yeniköi am Bosphorus, hat die Deutsch-christliche Studentenvereinigung ein deutsches Marineheim, das dicht bei der Sommerresidenz des Sultans, Therapia, mächtenhaft schön gelegen ist. Hier finden unsere blauen Jungens nach all ihren gefährvollen Fahrten und vielen Entbehrungen einen sicheren Hafen, wo mütterlich und schwermütig für sie gesorgt wird. — Auch ein Heim für deutsche Munitionsarbeiter ist in Yeniköi. Und in Haidar Pascha, dem Ausgangspunkt der Bagdadbahn, also ebenfalls in unmittelbarer Nähe Konstantinopels, gibt es eine Tee- und Kaffeestube für unsere Eisenbahner. — Ein zweites Marineheim ist an den Dardanellen eröffnet worden.

Doch unsere Soldaten stehen nicht nur in Konstantinopel und Umgebung, sondern auch in Kleinasien und Syrien. Auch hier gilt es, ihnen zu helfen und zu dienen. Deshalb erlaubte die Militärmission auch an der Bagdadbahn Soldatenheime einzurichten.

So entstand in Eskishehr, dem ersten größeren Haltepunkt der Bahn, ein katholisches Soldatenheim für Eisenbahner und Durchreisende. Man ist dort gut aufgehoben und erhält vorzügliche Verpflegung für billiges Geld. In Eskishehr gibt es auch eine deutsche Schule, von Direktor Doering geleitet. Direktor Doering hat, um Propaganda für unsere Sache zu machen, auch einen Nachrichtenjaal eingerichtet, in dem deutsche Zeitungen ausliegen und deutsche Telegramme und Seeresberichte, ins Türkische übersetzt, zum Anschlag gelangen. Wie wichtig diese Einrichtung ist, kann nur der ganz ermessen, der sich klarmacht, daß die Türken eher zu einer französischen als einer deutschen Zeitung greifen, weil ihnen das Deutsche weniger geläufig ist als die französische Sprache.

Von Eskishehr geht es weiter nach Konia. Durch gelbe, einsame Steppe, eingerahmt von blau-schwarzen Bergen mit wunderbar leuchtenden Schneespitzen, führt uns die Bahn. Konia liegt 1100 m hoch, in schöner, gesunder Lage. Hier hat die Deutsch-christliche Studentenvereinigung ein Heim für Eisenbahner und Soldaten gegründet.

Die Strecke Konia-Bazanti an der Bagdadbahn ist ein Wunder der Technik. Es ist keine Kleinigkeit, die Ausläufer des Taurus bis zu 1400 m Höhe fahrbar zu machen. Ungefähr 30 Tunnel sind in die harten Felsen gehauen. In Bazanti ist ein deutsches Soldatenheim mit angenehmer, guter Verpflegung. Man hofft, dort auch eine türkische Kantine einzurichten zu können, damit auch der türkische Soldat von uns gepflegt und versorgt wird. In der Umgegend Bazantis wächst Reis und Mais im Überfluß. Aber während einiger Monate ist das Klima so dumpfig-ungegesund, daß sich leider manche unserer braven Deutschen dort Malaria holen.

In Bazanti hört die Bahnstrecke eine Zeitlang auf. Hier ist die alte Wüststraße in eine große Autostraße verwandelt, die Bazanti mit Tarsus verbindet. Unsere deutschen Kraftfahrer leisten ihr Bestes in strenger, aufreibender Pflichterfüllung, um den verbündeten Heeren möglichst schnell den notwendigen Transport zu liefern. Sie haben eine deutsche Kraftfahrzersetzung mit Kasko auf dem Wege zwischen Bazanti und Tarsus, in Schamalanhan. Es ist eine reizende kleine Kriegsvillen-Niederlassung, in der unsere guten „Barbaren“ deutschen Fleiß und Schönheitsinn befunden.

Von Tarsus aus geht's im Auto weiter auf staubiger Karawanenstraße, an der ungefähr 3000 türkische Soldaten und gefangene Araber arbeiten, nach Mamureh, wo sich ein Heim für deutsche Eisenbahner und durchreisendes Militär befindet. Es ist zwar nur eine Holzbaracke, aber doch ein Stütz-Heimat.

In Ischia, das 1500 m hoch liegt, bestiegt man wieder das Dampfboot und langt mit diesem in Aleppo an. Die Fahrt von Aleppo über Baalbek nach Damaskus ist angenehm

und schön. Die künstliche Bewässerung der Gegend hat ein fruchtbares Eden erzeugt: grüne Täler und Matten, fettes Vieh, blühende Obstplantagen, saftige Weingärten und viel Korn. — Baalbek ist seiner Ruinen wegen berühmt. Unser Kaiser hat es treu nach alter Überlieferung wieder aufbauen lassen. Jetzt bilden dort deutsche Offiziere türkische Truppen aus, und gediegene deutsche Ordnung herrscht überall.

Von dort geht es weiter nach Damaskus, der Hauptstadt Syriens, die teilweise Hauptquartier der IV. türkischen Armee ist. Hier befindet sich ein deutscher Klub, der auch türkischen Herren offen steht. Und hier hat der deutsche Konsul die erste Frauen-Kriegsarbeit eingerichtet: eine Verbandfabrik, in der arme Frauen und Mädchen beschäftigt werden.

Zwischen Damaskus und Jerusalem liegt die blühende deutsche Kolonie Wilhelma. Die deutschen Kolonisten erweisen unseren Soldaten viel Liebe; mit Gab und Gut dienen sie ihnen. Sie sind es wert, daß Deutschland nach dem Kriege ihre Daseinsmöglichkeiten sichert und hebt.

Von Wilhelma find's etwa acht Stunden bis Jerusalem. Die direkte Bahnstrecke führt nicht nach dort, sondern nach Birjaba und weiter. Wir aber wollen sehen, wie Jerusalem im Kriege aussieht.

Eine neue Erscheinung im Straßenbilde Jerusalems ist der deutsche Feldgrau. Er kommt dorthin zum Einkauf für seine Truppe, auf Urlaub, zur Erholung, leider auch oft krank ins Lazarett. Die deutsche Kolonie in Jerusalem sorgt rührend für unsere Feldgrauen, nichts ist zu teuer oder zu mühevoll für sie. Man hat nur den einen Wunsch: dem Krieger in der Fremde ein Stückchen Heimat zu geben. Wie gut haben die Kranken es im Diakonissenhaus, in den Lazaretten, Klöstern und Erholungshäusern! Das Kriegselend trifft die ärmere Bevölkerung Jerusalems entsetzlich, da das Papiergeld nur halben Wert hat und die Preise sehr hoch sind. Dazu kommen Krankheiten, Seuchen und Unterernährung. —

Weiter südlich geht's, über Bethleem und Hebron auf der großen Landstraße, die von Deutschen neu hergerichtet ist, nach Birjaba, dem Hauptquartier der Deutschen, Österreicher, Ungarn und Türken. Birjaba, vor dem Kriege nur aus ein paar armeligen Arbeiterhäuschen bestehend, ist heute ein geschäftiger Handelsplatz mit über 2000 Einwohnern und erfreut sich, dank der Maßnahmen des Oberkommandierenden, auch eines erfreulichen Aufschwunges in hygienischer und künstlerischer Beziehung. Da liegt es, ein modernes Kriegslager mitten in der Steinwüste der Sinaitalbinsel! So weit das Auge reicht, Zelt an Zelt und einige Unterstände; schwere Artillerie, Ballonabwehr- und Maschinenabteilung, Mörser und Minenwerfer, Funkstationen und Bohrer, Marineabteilung und Telegraphen; Fliegerstationen und ihre Hallen, Lazarette und ihre Sanitätsabteilung. Ungefähr in der Mitte des Lagers liegt unser Hauptquartier, das Kasino, die Kantine, die Feldpost, die Küchen und die Badeanstalt. Das Soldatenheim ist ein großer, luftiger Unterstand mit einer kühlen Kühle. Ein hübsches Zelt ist für Offiziere, Durchreisende und Mannschaft eingerichtet. Mitten in der Wüste ein Heim, in das man sich gerne flüchtet, um deutsche Gemütlichkeit zu genießen und Schutz gegen die lähmende Hitze, die furchtbaren Sandstürme und die unheimliche Fliegenplage. Lange Tische laden zum Essen und Trinken, kleine zum Lesen und Schreiben oder Spielen ein. Da gibt's Liegestühle zum Ruhen, eine reiche Bibliothek, und auch Klavier und Harmonium spielen nicht. An den Wänden der Wellblechbaracke sind hübsche Stoffe und bunte Fahnen angebracht, die dem Ganzen ein frisches, fröhliches Aussehen geben. — An dem Soldatenheim vorüber fährt auf der einen Seite die Landstraße nach Jerusalem, auf der anderen der Weg durch die endlose Wüste nach dem Suez-Kanal.

Den ganzen Tag über geht's im Soldatenheim ein und aus wie in einem Taubenschlag. Entweder kehren die Krieger heiß von einer Übung zurück, oder sie sind dienstfrei, haben Einkäufe zu machen, sind auf dem Wege zum Dienst, zum Baden, um Post zu holen. Immer ein Gaud, um im Heim einzutreten. Und hier lernt man sie kennen und schätzen, unsere geliebten Barbaren, so wie sie sind: gewissermaßen in der Pflichterfüllung, nach gutmütig und voll symmetrische und Familien-sinn. Die Laster aller Unterhaltung ist immer „der Rade“. Und: „Wenn wir ein wieder dahin die- oder jenes ehen.“ — „Dann aber tauchen auch ernüchterte Fragen und Sorgen auf. „Bleiben unsere Frauen uns treu?“ — Sie wollen, wenn's nur anmanzen, wenn sie unruhigen, sie wollen behere Vater, bedu- Mannen werden. Und manch einer sagt: „Gatten von Mutter und Schwert, die verstanden, auch einmal ernst mit uns zu sprechen.“ — „es are besser um uns bestellt.“ —

Männer und wie Kinder. leicht empfindlich nur andere Grundsätze. Darum, ihr Herren, den Frauen, macht euren guten Einfluß geltend! Schreibt unseren Soldaten, die dort in der Wüste so unschuldig, gute Briefe, an denen sie sich aufrichten können. Die brauchen sie nötiger als Viebespakete und Zigaretten!

Im Korb. Von Leutnant Martin Lampel.

Als Dolf Siebentampf von seiner Mutter Abschied nahm, hatte sie ihm die Arme um den Hals gelegt. Sie war eine rührend zarte Dame und reichte ihm gerade bis an die Schultern. Sie hatte ihm also die Arme um den Hals gelegt und sich auf die Knie gesenkt und ihn mitten auf die Stirn geküßt. „Behüt Dich Gott, mein Bubi“, hatte sie gesagt und eine kleine feine Träne war ihm mitten auf den schnurgeraden Scheitel getropft.

„Mein Bubi“, hatte sie gesagt. Und Dolf hatte sie herzlich in die Arme genommen und ihr strahlend ins Gesicht gelächelt. „Ach, Mütterle, ich bin ja so glücklich!“

Dolf Siebentampf war knapp siebzehn Jahre, als er bei den Jägern eintrat. Aber er war Wortturner seiner Kniege gewesen und hatte quatschvoll das Primanerzeugnis in der Tasche, auf dem zum ersten Male lauter: „Genügend“ standen. Der Oberst nahm ihn seiner übergroßen Jugend wegen auch erst dann zum Junker, als er ihm schon nach dreiwöchentlichem Frontdienst das schwarz-weiße Band ins Knopfloch heftete. Genau ein Jahr später wurde Bubi Offizier, und am Tage darauf widelte er sich sein Verbandsbüchlein ums Bein und wettete vor sich hin. Er lag nämlich auf freier Wiese und zwanzig Meter weiter davor schämte er sein Zug die Kirgisen aus dem gestürzten Graben. —

Bubi war Lustschiffer geworden. „Fabelhaft begabt“, sagte der Kommandeur beim Mittagessen im Kasino, und sah freundlich zum Nebentisch, wo Bubi wieder seine Schnurren zum besten gab.

So kam es, daß Bubi eines schönen Tages oder vielmehr frohdüsteren Nachts über England schwebte. Gerade so schön war's eben nicht, denn sie saßen rettungslos verstrickt im dicken Nebel und wußten nicht, wie sie ihre Bomben los werden sollten. „Bubi“, sagte der Hauptmann zu ihm in der Führergondel, „es hilft nix, Sie müssen in den Korb.“

Und so stieg Bubi denn in den Korb, in diesem Pelz, ungefügen Füllfedern und das Telefon ums Ohr geknallt. Vor sich hatte er eine große Karte.

Der Korb ging ihm gerade bis zum vierten Knopf, und er mußte sich festhalten, als er im Propellerwirbel hin und her geschleudert wurde. Zuerst hörte er noch das leise Schnurren der Rollen. Dann war das Luftschiff im Nebel untergetaucht, und er hing an einem fingerdicken Drahtseil mit seinem kleinen Korbe in der ungewissen Nacht.

„Nett!“ meinte er, als er nicht aus dem Nebel herauskam, und rief in den Schalltrichter: „Noch fünfshundert Meter tiefer.“ Bis er dann aus dem Grauen ins Schwarze tauchte und unter sich das Land ahnte. Mutterseelenallein baumelte er da herum. „Als ob's ich weißt“, stellte er fest und gab durch den Fernsprecher nach oben: „Kurs 40° Feuerbord.“ Er sah nämlich zur rechten Hand so etwas wie einen hellen Wieberschein am Himmel. Und so hatte er nach einer reichlichen Stunde auch richtig sein Schiff nach London gefranzt.

„Alle Achtung“, meinte er, als die Zentnerbomben haarscharf an ihm vorbei in die Tiefe rasten. Sie gaben einen eigentümlich faulenden Klang. Wie die ersten unten aufsprühten, verbeifelte er nach oben: „Zwei Strich nachbord!“ In zwei Minuten Schnellfeuer.“ Und dann lagen auch ein halbes Duzend richtig in dem großen Häuserquadrat. Den Brand dort konnte er noch hundenlang beobachten.

„Jetzt wird's so allmählich Zeit, daß ich wieder hoch komme“, wurde er sich schlußig, als die weißen Battetupfen der Schrapnells ringsum aufpufften. Ein paar waren doch verzweifelt nahe, außerdem lagen ihm die Scheinwerfer gerade im Gesicht. Die angezogenen Ringe waren ihm schon ganz heiß, und die Kälte drang auch so allmählich durch's Pelzwerk. Er blinzelte nach oben. Aber die schützende Wolkendecke kam nicht.

„Bieber Bubi“, die Stimme des Kommandanten klang so merkwürdig heiser durch's Telefon, „können Sie mich auch noch verstehen?“

„Jawohl, Herr Hauptmann.“ „Es tut mir schrecklich leid. Sie müssen noch eine Weile unten hängen bleiben — der Motor ist zerstoßen — aber meine Leute kurbeln Sie hoch — an der Handturbel — wird noch ein Stündchen dauern oder zwei — aber wir holen Sie schon wieder ein.“ —

Das konnte ja recht niedlich werden! Also da gab's auch lautes. Und er hatte gedacht, dort oben würden sie gar nicht schlafen.

Raderradrad... Waren das die Propeller? Also kam er doch so allmählich hoch. Er sah über die Korbbwand, höher als tausend Meter bin ich nicht — mußte er feststellen. Das war ja recht lustig. Ehe er oben war, so noch eine Weile im Scheinwerferlicht zu bleiben, kaum eine Handbreit über den Geflügeln, denen er ein todsicheres Ziel abgeben mußte. Na, wenn schon!

Raderradrad... schon wieder war das verfluchte Lärmen

da. Und auf einmal huschte ein breiter Schatten zur Seite vorbei. Eine Lichtgarbe ließ Tragflächen und Verpannungsdrähte aufblitzen — geisterhaft — und schon war's verschwunden. Als sich sein Auge mühselig an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er, wie eine Maschine schräg vorn eine Schleife flog. Gleichzeitig löste sich eine Kaskete vorn — zwei, und grünflimmernde Sterne sanken zur Tiefe. Fast augenblicklich legte die Beschießung aus.

„Schreckliche Lage“, murmelte er herzinnig in sich hinein, als er jetzt im hin und her flackernden Scheinwerferlicht sah, wie der Flieger herankam. Er hatte beigegeben, war dadurch etwas zurückgeblieben und hielt gerade auf ihn zu.

„Abwarten“, murmelte er heraus, und die Tränen der Mut traten ihm in die Augen. Daß er nicht einmal seinen Sechsläufigen bei sich hatte!

Im Augenblick war der Apparat an seinem Rücken vorbeigerast. Lichtschiff! pfliffen die Maschinengehörte haarscharf über seinen Kopf hin. Unwillkürlich langte er nach oben und tauchte am Seil hoch. Gott sei Dank, das schien ganz geblieben zu sein.

Jetzt kam der Flieger von hinten und überholte ihn langsam. So ungefähr, als ob ein Schnellzug den Personenzug überholt. Wieder lag das Scheinwerferlicht auf der Maschine. Das flimmernde gleißende Rad des Propellerwirbels kam unausfallbar heran. Schon sah er dahinter das Weiße im Auge des Begners, der übers Maschinengewehr geduckt stand.

„Der Tausend!“ wettete er vor sich hin — und mußte in diesem Bruchteil einer Sekunde daran denken, wie ihm seine Mutter die Hand gestreichelt hatte und ihn gebeten: „Nicht fluchen, Bubi.“ — „Ja, das war wohl aus für immer.“

Kaum zwanzig Meter mußte die Flugmaschine jetzt hinter ihm her sein. Jetzt kam wohl ein Schuß in den Kopf — hoffentlich traf sie gut — ein wilder Sturz — — Pf — Ich — Ich — rums, dröhnte ihm der Krach einer Explosion im Ohr.

Da, wo der Apparat gestanden hatte, greifbar hinter ihm, stand ein weißes Mäldchen und blieb schnell zurück. Er beugte sich hinaus. Unten raste ein Klumpen hinab, loberte hell auf — überschlug sich — Flammenfelsen rissen ab — ein jäher Sturz — — — — — Die Nacht hatte alles verschluckt — — — In einer Reihe lagen hinter ihm vereinzelt ein halbes Duzend Sprengwolken. Wohl von einer Batterie, die das verabschiedete Leuchtsignal nicht erkannt hatte. — Gut gezielt! Mutterle, hast Du gerade für Deinen wilden Buben gebetet? —

Die Stadt lag dahinten. Die Beschießung lehte nicht wieder ein. Es waren die letzten Schüsse gewesen.

Hallo, der Sommer. „Hören Sie noch?“ — „Ja.“ — „Wir schrauben Sie hoch. — Der Handgriff ist abgeplittert, so daß nur noch einer drehen kann — die andern arbeiten am Heckmotor, da hat sich ein Kolben festgebrannt. Es geht nach Hause.“

Er hätte doch nicht gedacht, daß es so bannig kalt würde. Die Glieder waren ihm vollständig steif geworden. Die Kälte schauerte ihm über die Schultern. Aber es ging heimwärts. Er las am Kompaß ab: Kurs Südost. Rückenwind mußten sie jetzt auch haben. Mutterle, was wirst Du sagen, wenn Dein Bub nun auf einen Sprung nach Hause kommt und Dir alles das erzählt. Ganz große liebe Augen wirst Du machen und auf Demem Rohrstuhl sitzen, das grüne Kissen hinter dem Rücken, und das schwarze dünne Kleid wirst Du tragen — und ganz leicht wirst Du Deinem Buben die Hand streicheln. Wenn das Wasser noch erlbt hätte, wirst Du sagen. Aber weißt Du, ich weiß nur, daß Vater ein großer strenger Mann war mit vielen Orden. Lieb habe ich nur Dich, mein liebes kleines Mutterle.

„Hallo — hallo, Herr Leutnant Siebentampf — hören Sie noch?“ — „Ja.“ — er schreckte auf, wahrhaftig — war er eingedämmert?

„Bleiben Sie wach, Herr Leutnant. Es ist eine Hundekälte — 28 unter Null — bleiben Sie um Gottes willen wach. Herr Hauptmann ist selbst mittschiffs — Wir arbeiten an der Winde.“ — Es war der Fahrtingenieur.

Mein, das ging doch nicht, daß er hier einfach einschliefe. Er beugte sich über Bord. Unter ihm lag die See, ein fahler Schimmer; er hörte dumpf ihr Rauschen nach oben. Und ganz vorn blinkten Leuchtsignale auf. Er navigierte nochmals.

„Zwanzig Grad mehr nachbord. Wir kommen sonst nach Frankreich. Ich erkenne die Winkfeuer.“ Durch den Draht kam ihm die Wiederholung des Befehls zum Zeichen der Ausführung. Beruhigt lehnte er sich zurück. Die Augen klappten ihm zu. Aber das ging doch nicht an! Er mußte doch wach bleiben. Ganz mühselig hob er den Arm, er war steif und kalt und schmerzte. Mit den Fingern packte er den Handbügel und zerrte ihn ab. Mit Mühe triegte er die Hand in die Tasche, der Armel verschob sich nach oben, ein eisiger Luftzug streich ihm die Ellenbogen herauf und über den ganzen Leib. Das Leuchtsignal zeigte auf vier Uhr. Also über fünf Stunden hing er schon im Korb!

Die Bewölkung begann sich zu verziehen. Hin und her blinnte ein Stern herab. Er tastete in die Pelztasche. Wichtig, da waren die verbotenen Zigaretten. Aber hier unten konnte er ja rauchen. Mit unsäglich Mühe suchte er die Zündhölzer und rieb eins an. Den ungeschlachten steifen Fingern entglitt die Schachtel, — mochte sie schwimmen dort unten, die Zigarette brannte. Wie wohl das tat! Ein wenig warmer Rauch. Das machte munter.

Ganz allmählich kam die Küste heran. Die dritte — vierte — letzte Zigarette war verpufft. Jetzt hatte er die Orientierung über Land. Er gab den Standort nach oben. Des Oberfeuerleiters Stimme kam zurück.

„Wir können jetzt auch von hier navigieren.“

Mühselig bog er sich zurück. Wahrhaftig, der Himmel war jetzt ganz frei. Hoch oben schwebte das Schiff, schon grau in der Morgendämmerung. Aber es war noch mehrere hundert Meter hoch. Eine wohlige Müdigkeit kam über ihn. Und er mußte doch wachbleiben. Aber schon war es ihm ganz im Unterbewußtsein versunken.

Der Propeller summt wieder. Und er saß da, angebunden und konnte sich nicht rühren. Das Summen klang so sonderbar hoch...

„Bubi, Menschenkind — schlafen Sie?“

„Hallo — Herr Hauptmann —“

„Bubi — lieber Kerl — halten Sie aus — die erste Klasse ist Ihnen sicher. Die Leute arbeiten geradezu in Schweiß gebadet. Wir holen Sie raus — bloß noch eine Stunde —“

„Jawohl — Herr Hauptmann —“

Ein irres Lächeln huschte über sein Gesicht. „Mutterle, was würdest du sagen!“ Aber er mußte doch munter bleiben. Er streckte die Arme nach oben. Die Finger waren ganz starr; er hatte vergessen, die Handschuhe wieder anzuziehen.

Ein nasses Fleckchen spürte er im Gesicht. Ein zweites — Er drehte den Kopf zur Seite — ganz steif ging's. Er schaute hoch. Das Schiff war in einem leichten Schleier gehüllt. Und dann sah er, daß er mitten im Schneegestöber fuhr. Schnee bei der Kälte? — „Mutterle, hast du deshalb mich vor dem Flugzeug freigegeben, daß ich jetzt erfrieren soll? So hunds-gemein erfrieren soll? Und da unten ist die deutsche Heimat!“

Aber prächtig war's doch gewesen heute nacht. Ganz gewiß! Dort drüben blieb heute nacht auch kein Auge trocken!

Die Hand schmerzte ihn plötzlich. Er war zu steif, den Arm wieder nach unten sinken zu lassen; kaum, daß er die Augen verdrehte. Er sah's im Morgenlicht, da war an dünnen Seil etwas abgeplittert, ein paar Drahtfäden spreizten sich ab. War's zerbrochen? Würde es noch halten bis er oben war? Das Schiff hing so neblig groß über ihm. Aber,

es war ja alles gleich, ganz gleich. Bloß heute nacht das war doch fein — die dr — drüben — die — hatten's — abge — kriegt — Sein Lächeln erstarrte auf dem bleichen Gesicht. Der Schnee legte sich in die Falten am Mund, ans Kinn. — Langsam schwanden ihm die Sinne. —

Auf dem dümmrigen dünnen Lauffleg stand einer gestemmt, die Lederjacke lag zur Seite, den Waffenrock hatte er aufgerissen, daß die Brust hervorleuchtete. In der Eiskälte. Der Schweiß tropfte dem Manne vom roten Gesicht. Der Kommandant und der Fahringenieur standen daneben und beugten sich über die rechteckige Öffnung nach unten.

„Noch fünf Minuten — jetzt haben wir ihn gleich — er scheint bewußtlos zu sein. Drehen Sie, drehen Sie —“

Der Mann am zerplitterten Handgriff nickte bloß. Es ging um seinen Leutnant, den sie alle hier an Bord lieb hatten. Stoßweise leuchtete sein Atem. Die Offiziere langten hinab. Jetzt berührten sie den Kopf, jetzt den Korb. Ein schneller Blick — das Drahtseil war bis zur Hälfte durchspreizt — es war die höchste Zeit.

„Ganz vorsichtig...“

Mit leichtem Klapp schlug der Korb an das Schiffsgestänge. Der Mann verankerte die Winde und schöpfte tief Luft. Rasch zog er die Pelzjacke über. Der Kommandant raffte den Schnee, der dem Leutnant Siebentamp auf Brust und Arm lag, zu einem Klumpen zusammen und rieb das blasse Gesicht. Langsam hoben sich die Augenlider. Er wollte reden, aber nur ein leises Wägen quoll über seine blauen Lippen.

„Lassen Sie nur, Bubi, wir heben Sie schon raus.“ Alle drei saßen an; es ging nicht ohne Schwierigkeiten durch die Verspannung des Korbes. Steif und langausgestreckt lag der junge Körper auf dem schmalen Lauffleg. Der Maschinist stand schräg darüber, die Füße auf breite Querträger gestemmt und hielt ihn. Die anderen rieben ihm Gesicht und Arme warm.

Ein tiefer Schluck alten ordentlichen Kognak. Eine wohlige Wärme durchflutet ihn. Ganz langsam und steif zog Bubi die Arme und die Füße an und richtete sich auf. Allmählich gehorchten ihm die Glieder wieder. Die Morgensonne leuchtete; ihre rote Scheibe malte sich auf die Fläche der Verspannung. Es war nahezu neun Uhr vormittags.

Dolf Siebentamp stapfte durch den Lauffleg, bis er warm wurde. Der Hauptmann legte ihm in ehrlicher Freude den Arm auf die Schulter.

„Na, Bubi, wie war's?“

Bubi rieb sich die kalten Hände. Und sein altes, frohes Lachen strahlte wieder aus den übermühten Kinderaugen.

„Famos...“ meinte er.

Fliegerleutnant Wof gefallen.

Flandern, das die furchtbaren und dabei heldenhafte Kämpfe gesehen hat, die unser Volk in Waffen in diesem uns aufgezwungenen Weltkriege bestehen mußte, Flandern, das so viel, ach so viel edles Blut getrunken hat, — Flandern ist auch die Wiege des Ruhmes unserer Flieger. Hier wirkte Immelmann, hier herrschte in der Luft der Adler von Lille, Boelde, hier trägt noch jetzt Tag für Tag der unvergleichliche rote Kampfflieger des Freiherrn von Richthofen Schrecken und Entsetzen in die Scharen seiner Feinde, hier jagte auch Leutnant d. R. Wof seine Beute. Fünfzigmal ist dieser jüngste unserer Kampfflieger Sieger gewesen! Aber bei dem fünfzigsten Siege erreichte ihn sein Schicksal, und mit dem Gegner zugleich stürzte er tödlich ab. Die hohen Orden, mit denen man auch ihn ausgezeichnet hatte, waren sein Stolz; herrlicher aber noch als sie ehrte ihn die bewundernde Liebe des ganzen deutschen Volkes. Wof wird ebenso wie Immelmann und Boelde unvergessen bleiben.

Leutnant d. R. Wof, der Sohn eines Färbereibesizers in Krefeld, war blutjung, hatte kaum erst das 20. Lebensjahr vollendet. Bei den Krefelder „Langhansaren“ war er eingetreten und ging am 1. August 1915 zur Fliegertruppe über. Nach gründlicher Ausbildung erwarb er sich im Mai 1916 das Fluggengabzeichen, und im nächsten September wurde er Offizier. Seine ersten beiden Gegner brachte er am 27. November 1916 brennend zum Absturz. Als besonders begabter



Fliegerleutnant Wof.

Schüler Boeldes und als Mitglied von dessen Jagdstaffel zeichnete er sich bald so aus, daß der Kaiser ihn im April dieses Jahres in Anerkennung seiner bleibenden Verdienste mit dem hohen Kriegssorden Pour le Mérite auszeichnen konnte. In der letzten Zeit nannte der Generalstabsbericht seinen Namen immer öfter; es konnte mitgeteilt werden, daß er zwei, ja drei Gegner an einem Tage abgeschossen hatte. Bei den englischen Fliegern war er denn auch ebenso gefürchtet wie der schneidige Freiherr von Richthofen. Seine Kameraden schätzten den lebenswürdigen und dabei ungewöhnlich bescheidenen Jüngling sehr und trauerten um den Helden, der sein Flugzeug so meisterlich zu führen wußte.

Früh am Morgen, wenn schwere Nebel noch die Landschaft verhüllten, leiteten an den Großkampftagen im Oprenbogen gewöhnlich Bomben- und Maschinengewehr-Angriffe englischer Flieger gegen unsere Flughäfen die Schlacht ein; aber sie wurden durch das Feuer der Abwehrgeschütze abge schlagen. Wenn dann das Wetter aufklärte, suchte der Feind durch plötzlichen Masseneinsatz von Flugzeugen die Herrschaft in der Luft an sich zu reißen. Aber unsere Jagdflieger stürzten sich ihnen in oft bewährtem Angriffsgestalt entgegen und drängten sie in immer wiederholten Vorstößen bis weit hinter ihre Linien zurück. Damit war das Feld frei für unsere Infanterie- und Artillerieflieger, die durch ihre Beobachtungen unseren Führern ermöglichten

den Gegenstoß in richtiger Weise anzusehen. Bei diesem über schütteten unsere Schlachtfahnen, sehr niedrig fliegend, die in den feindlichen Gräben bereitgestellten Truppen mit Maschinengewehrfeuer und belegten die Bombengeschwader die feindlichen Batterien mit Sprengstoff. Um diese Tätigkeit unserer Flieger zu hindern, rafften die Engländer im Laufe des Nachmittags nochmals ihre gesamten Fliegerkräfte zusammen; doch wieder brauchten unsere Jagdflieger heran und vertrieben die Feinde. Nach solch einem Kampftage konnte der Generalstabs-

bericht oft melden, daß mehr als ein Duzend Feinde vernichtet worden seien, während wir nur zwei oder drei Flieger verloren.

Als der letzte Schlachttag begann, den Leutnant Wof erlebte, hatte er schon 47 Siege zu verzeichnen, sieben bereits mehr als sein verehrter Lehrer Boelde.

Nach kurzer Zeit schon gelang es ihm, zwei seiner Gegner abzuschießen; als er sich damit aber an den dritten machte, stürzte er mit diesem zusammen tödlich ab. Er ist als Held gefallen; Ehre seinem Andenken!



Frau Pfarrer Stallmann in Alendorf a. Lumba im Großherzogtum Hessen mit ihren sieben Söhnen.



Oberleutnant von Hohenhausen mit seinen neun Söhnen. Aufnahme von Georg Fuchs.

Deutschland. Von Rud. Presber.

Das war in heißen Tagen,
Die Rose glüht am Dorn,
Da hat dein Herz geschlagen,
Mutter, in heiligem Zorn.
Da riefst du deine Kinder,
Helltönig, auf die Nacht:
„Freisch auf, ihr Überwinder
Der tiefsten Niedertracht!“

„Sie hofften, daß des Schmiedens
Am Umboß ich vergaß,
Weil froh ich langen Friedens
Am deutschen Herde saß.
Sie haben mit Haß und Hohn
Nach mir das Schwert gezückt;
Sie griffen nach der Krone,
Die meine Boden schmückt!“

„Ein Sturm durch Eich' und Linde
Braust hin von Berg zu Tal —
Mein Blondhaar fliegt im Winde,
Und funkelnd blüht mein Stahl.
Ich steh' in junger Schöne,
Ich steh' in alter Kraft,
Und rufe meiner Söhne
Flammende Leidenschaft!“

Das war in heißen Tagen,
Die Rose glüht am Dorn,
Da hat dein Herz geschlagen,
Mutter, in heiligem Zorn.
Und eh' der Tag verglommen,
Sind deine Söhne all
Im Waffenschmuck gekommen
Und standen, wie ein Wall.

Und bei der Fackeln Brande
Hindbraust ab Wald und Flur
Ein Ruf durch weite Lande,
Ein Jubel und ein Schwur,
Der über Deutschlands Wiege,
Als Wunder ihm geschah,
Flog als der Ruf der Siege:
„Hurra, Germania!“

Abraham Lincolns Prophezeiung. Von Joseph Danziger.

„Ein Zeitalter der Korruption wird heranbrechen und bis in die höchsten Amtsstellen vordringen; der Großkapitalismus wird das Zepter führen als eine Folge des Krieges. Durch Ausnützung der Vorurteile im Volke wird die Macht des Geldes die Herrschaft zu erlangen trachten, bis alle Reichtümer in einige wenige Hände strömen und der Wesenszug des Landes als Republik untergraben sein wird. In diesem Augenblick fühle ich viel größeren Kummer über die Zukunft meines Vaterlandes als je zuvor, wie ich sie selbst während der Not des Krieges nicht empfand. Gebt Gott, daß mein Argwohn grundlos sei!“

So schrieb Abraham Lincoln, als kurz vor seinem Tode sich der Bürgerkrieg seinem Ende zuneigte; mit den Augen eines Sehers schien er das verhängnisvolle gegenwärtige Schicksal seines Landes in ferner Zukunft geahnt zu haben. Zu jener Zeit, als er diese Worte sprach, lebte unter seinen Landestinsenden ein junger Kaufmann, der binnen 50 Jahren ein Vermögen von mehr als zwei Milliarden aufhäufte und sich als ausgesprochener Vertreter dieses von Lincoln gesürchten Geldfürstentums erweisen sollte. Der junge Kaufmann, von Geburt ein Schotte, der als Zehnjähriger mit seinem Vater nach Amerika gekommen war, hatte damals noch die Stellung eines Privatsekretärs bei dem Vorsitzenden eines Eisenbahnbetriebes inne. Außerlich zeigte er das Bild eines kleinen freundlichen Menschen, mit fast immer schmunzelndem, entgegenkommendem Gesichtsausdruck und hellblauen Augen, die verträglich ausleuchteten konnten, wenn ein gutes Geschäft in Aussicht stand; aber seine Erscheinung vertrat doch nicht den Durchschnittstyp jener Geldmagnaten, die sich in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Armut zu ungeheurem Reichtum aufgeschwungen haben.

Durch seine Stellung waren ihm die innersten Angelegenheiten des Eisenbahnbetriebes vertraut, und er war daher immer einer der ersten, der von großen beabsichtigten Aufträgen Kenntnis erhielt; durch Strohmannen, die seine Geschäfte decken mußten, wußte er vorteilhafte Schiebungen für sich selbst abzuschließen. Er handelte mit immer wachsender Ausdehnung Eisenbahnbedarfsartikel und erwarb im geheimen Ländereien, von denen er im voraus wußte, daß sie im künftigen Verlaufe des Eisenbahnnetzes liegen würden. Seine Privatgeschäfte verzweigten sich mehr und mehr bis zu Brückenlieferungen. Der notwendige Stahl konnte nur mit vielen Schwierigkeiten und hohen Kosten aus England eingeführt werden, und die lästigen englischen Geschäftsbedingungen ließen in ihm den Entschluß reifen, sich mit der Gründung eines Stahlwerkes in Amerika zu befassen, um so mehr, da er vorzügliche Geschäfte in Stahlerzeugnissen herannahen sah, weil soeben ein hoher Zoll auf dieses Produkt gelegt worden war.

Er verfügte schon über ein nach damaligen Begriffen beträchtliches Kapital und sicherte sich damit einen Anteil an einem kleineren Stahlwerk, dessen Inhaber, zwei Deutsche,

ihre Werke hatten vergrößern wollen, um das neue Bessmer-Verfahren einzuführen. Diese Erfindung war für die gesamte Stahlindustrie von höchster Bedeutung, besonders in Amerika, wo sie die Ausbeutung leicht erreichbarer Erzgebiete ermöglichte. In Verbindung mit dem hohen Zoll konnte die neue Firma ihre Preise zu beliebiger Höhe schrauben und namhafte Gewinne buchen. Die beiden deutschen Brüder waren aber eben nur schlichte Fachleute ohne den geriebenen Geschäftssinn des Amerikaners, und bald wußte dieser die beiden aus dem Geschäft zu drängen. Mit einem ihm gleichgesinnten Sozius zusammen führte er das Geschäft weiter, und so ist die spätere Weltfirma „Carnegie Steel Co.“ zustande gekommen, denn der junge Schotte war kein anderer als der heute weltbekannte Dollarkönig Andrew Carnegie.

Eine Zeit des flieberhaftesten Eisenbahnbaues, den Amerika je gekannt, war angebrochen. Auch mit den Eisenbahnunternehmern pflegte Carnegie Geschäftsverbindungen und hatte „Freunde“, die ihm hohe Preise für seine Schienen und andere Stahlerzeugnisse zuschoben, solange dabei eine entsprechende Provision für sie abfiel. Solcherart abgeschlossene Nebengeschäfte bedeuteten natürlich für die Aktienhaber nur schwere Schädigung und infolge dieses Bestechungssystems gerieten die meisten Eisenbahngesellschaften während der siebziger und achtziger Jahre in Konkurs, wenn auch die „Gründer“ und ihre Lieferanten riesenhafte Vermögen zusammenbrachten.

Um eine vollständige Beherrschung des Marktes auf allen Ecken in die Hand zu bekommen, wurde von Carnegie ein Panzerplattenwerk gegründet, das die Hauptbezugsquelle der amerikanischen Marine wurde und der Carnegie seine Platten mit 400 Dollar für die Tonne berechnete, während er sie ausländischen Admiralitäten, unter anderen der russischen, die auch nicht ganz unbestechlich war, für die Hälfte des Preises ließ. Die Carnegiewerke wuchsen nun mit pilzartiger Schnelligkeit empor. Andere Stahlproduzenten, die keine so vorteilhaften Verbindungen besaßen, konnten schwerlich mit einem so struppelosen Nebenbuhler Schritt halten, und Carnegie konnte seine Werke ständig auf Kosten seiner von ihm zugrunde gerichteten Mitbewerber vergrößern.

Nachdem sein Vermögen selbst über die kühnen Träume eines Gabelgierigen hinaus angewachsen war, wünschte er sich auch auf anderen Gebieten Geltung und Ansehen zu verschaffen. Ein fürstliches Schloß, das er sich in seiner alten Heimat Schottland kaufte, mußte den Rahmen für seinen Ehrgeiz bilden. Wenn er auch nicht in den wirklich vornehmen Kreisen der englischen Aristokratie aufgenommen wurde, gewann er die Freundschaft des Prinzen von Wales, des späteren Eduard VII., und in der Welt der Eingeweihten wurde offen davon gesprochen, daß Carnegie ihm in seinen Geldverlegenheiten sich bereitwillig zur Verfügung stellte. Er ließ sich als Autor sensationeller Bücher feiern, so z. B. der „Triumphierenden



Im Geschützturm eines deutschen Großkampfschiffes während der Schlacht. Gemälde von Marine-Kriegsmaler Claus Bergen.

Demokratie"; seinen Arbeitern aber zahlte er Hungerlöhne, mit denen sie kaum Leib und Seele zusammenhalten konnten. Als Ausstände auf seinen Werken ausbrachen, ließ er die Streikenden von seinen Privatwachmannschaften zu Hunderten niedererschießen. Zwar war er selbst nicht anwesend, als dies geschah, und er soll über seine „gottlosen Beamten“ empört gewesen sein, als die Nachricht von dem Geschehenen ihm auf seinem königlichen Besitz in Schottland erreichte. Doch blieb es trotzdem bei den alten Hungerlöhnen.

Den Riesenwerken gliederte sich später ein Kohlenmonopol an, dessen Kotsmassen für die Hochöfen besondere Verwendung fanden. Dazu hatte Carnegie weite Erzgebiete in seinen Besitz gebracht, und mittels seines ungeheuren Kapitals mußte er auch hier die gesamte Konkurrenz zu beherrschen oder auszuschalten. In Verzweiflung fochten die Unterdrückten den großen Trustgründer Morgan an, sie vor der Gefahr des gänzlichen Zusammenbruchs durch die Schaffung eines Trusts zu bewahren, der sich aus der gesamten Stahlindustrie, den Eisenbahnen, Kohlen- und Erzbergwerken mit den Carnegie-Werken zusammenschließen sollte. Morgans Macht lag hauptsächlich in seinen engen Beziehungen zum englischen Großkapitalismus, dessen unbeschränkte Mittel ihm zur Verfügung standen. Auf diesem Wege geschah die Bildung der „United States Steel Corporation“, mit einem Aktienkapital von vier Milliarden Mark, und einer, durch eine erste Hypothek gesicherte Pfandbrief-Emission von zwei Milliarden Mark, die Carnegie für seinen Anteil einheimste.

Eine lobenswerte Eigenschaft jedoch, die sich jetzt auch dem Deutschen im Auslande empfehlen dürfte, besaß Carnegie trotz seines allesverschlingenden Geschäftstriebes: obwohl er mehr als 70 Jahre in Amerika lebte, hatte er keine „Anpassungsfähigkeit“ an Seele und Geist dieses Landes entfaltete, blieb im Grunde der Schotte und war in all seinem Dichten und Trachten auf den Vorteil seines Vaterlandes und Volkes bedacht. Mit Worten und Taten stand er für die englische Werbearbeit immer dienstbereit, wenn er auch von der amerikanischen Presse oft deswegen verpöndelt wurde. Er stiftete 80 Millionen zur Gründung von fünf großen Verbänden, die angeblich den Gedanken eines Weltfriedens und eines internationalen Schiedsgerichts ausbauen helfen sollten, unter Carnegies Aufsicht aber im geheimen dem Ziel eines engeren Bündnisses mit England zustrebten. So sehr gab er sich diesem seinem Lieblingsgedanken hin, daß dem sonst so nüchternen Geist seine Geschäfte oftmals an die zweite Stelle traten.

Der Zufall ließ ihn unter seinen Angestellten einen jungen Pennsylvania-Deutschen entdecken, der gut schottische Volkslieder singen und vortragen konnte. Er lud ihn oft in sein Haus ein und sorgte persönlich für seinen raschen geschäftlichen Aufstieg, so daß zur Zeit der Gründung des Stahltrusts der damals erst 35-jährige Charles Schwab Präsident der Carnegie Co. war. Carnegie machte es zur Bedingung, daß Morgan seinem Günstling den ersten Platz im Trust sicherte. Doch wie mit ein pflücker alter Finanzmann verriet, „wandelte die Krone des Königs der Finanz zwischen einem Paar Eselohren“, und als Morgan zum erstenmal in Meinungsverschiedenheiten mit Schwab zusammenstieß, sorgte der alte Tyrann dafür, der immerhin kein Schwärmer für alte schottische Volkslieder war, daß Schwab schnell entthront wurde. Damit schied dieser aus der Gunst der amerikanischen Geldmagnaten, doch jedenfalls mit dem Besitz eines großen Vermögens, das ihm den Ankauf der Aktienmehrheit der Bethlehem Steel Co. ermöglichte, eines der größten unabhängigen Stahlwerke. Morgan richtete nun die schärfsten Angriffe und Konkurrenzmaßnahmen gegen Schwab, der es gewagt hatte, ihm Trost zu bieten. Das Unternehmen geriet in die schlimmsten finanziellen Verlegenheiten; seine Aktien stauten von 100 bis 33 herab, und Schwab befand sich in der bedenklichsten Lage — als England den Krieg erklärte.

Die Bethlehem-Werke waren auf die Herstellung von Geschützen, Granaten und andere Kriegsbedarfsartikel schon lange eingestellt, und da, durch Morgans Einfluß, die Hauptverbraucher der Stahlerzeugnisse, die Eisenbahnen, ihre Bestellungen bei der Bethlehem Co. ablehnten, eilte Schwab mit dem nächsten Dampfer nach England in der Hoffnung, seinen Zusammenbruch durch dortige Kriegslieferungsaufträge zu vermeiden. Seine Erwartung hatte nicht getrogen, denn durch die hohen Preise und die gewaltigen Aufträge, die ihm dort geworden, war er nicht nur aus der Klemme, sondern die

Werke arbeiteten wieder glänzend, und die Aktien flogen über ihren einstigen Höhepunkt weit hinaus bis zu dem schwindelnden Stand von 600.

Die allgemeine Geschäftslage war zu Anfang des Jahres 1914 in den Vereinigten Staaten schon betrübend gewesen, und nach Ausbruch des Krieges kam alles ins Stocken. Nun folgten viele dem Beispiele Schwabs; die ungeheuren englischen Kriegsbestellungen nahmen ihren Lauf durch die gesamte Industrie und wurden in Amerika mit Beugung entgegen genommen. Die englische Finanzwelt dachte, daß die Amerikaner sich nur getrost mit Munitionslieferungen beschäftigen sollten, währenddem ihr eigener Handel und ihre Industrie den stillgelegten deutschen Auslandsverkehr an sich riß. Man wollte den allmächtigen amerikanischen Geldmännern auch einen Anteil an den Kriegsgewinnen gönnen, und so wurde Morgan als fiktionaler Agent der englischen Regierung angestellt. Alle Anleihen und Aufträge gingen durch seine und seiner Genossen Hände; sie verfügten über das größte Wallergeschäft der Weltgeschichte, wandelten ihre Millionen in Milliarden um, und ihre Interessen wurden mit denen der Entente aufs engste vereint. Fabrikleiter größter und kleinster Gattungen eilten nach New York, um wenigstens eine bescheidene Quelle der großen Goldsintflut aufzufangen. Ein unerhörter Mangel an Facharbeitern und geeigneten Maschinenwerkzeugen machte sich bald fühlbar, und Leute aus allen erdenklichen Berufsarten — Friseurgehilfen, Schneidergehilfen usw. — wurden zur Bedienung der Automatenmaschinen rasch angelernet und verdienten nach kurzer Zeit 30 bis 40 A den Tag. Gelehrten Schloßern und Mechanikern wurden fürstliche Löhne bezahlt; sie fuhrten in ihren eigenen Autos zur Arbeitsstätte. Für gebrauchte abgearbeitete Maschinenwerkzeuge wurden alle geforderten Preise gezahlt, Rohkupfer- und Stahlpreise bewegten sich noch immer an der höchsten nie dagewesenen Stala. Unerhörwürdige Firmen, die auf diese plötzliche Umstellung nicht eingerichtet waren, gingen bankrott, Tröbeler und Metallwarenhändler wurden über Nacht reich.

Derweilen tobte das Ringen auf den blutigen europäischen Schlachtfeldern immer weiter, und es gab Männer, meist deutschen oder irischen Ursprungs, die ein Ende mit dem schändlichen Blutgewinn machen wollten. Sie riefen das Gedächtnis Washingtons zu Hilfe und erinnerten ihre Landsleute daran, wie der erste Präsident während der napoleonischen Kriege, eine strenge Neutralität einhaltend, alle Ausfuhr mit den kriegführenden Ländern, selbst der Lebensmittel, streng verboten hatte. Der Mahnruf traf aber taube Ohren, denn England hatte einen Trumpf ausgespielt, als den maßgebenden amerikanischen Geldmächten ein Anteil an den gigantischen Kriegsgewinnen zugesichert wurde und ihre Interessen aufs engste mit denen der Entente verknüpft wurden. Der Erfolg dieses diplomatischen Schachzuges war auffallend. Carnegies „Friedensgesellschaften“ warfen endlich die Maske der Menschenliebe ab und entpuppten sich als die bittersten Deutschenbeher. Rockefeller sandte dem belgischen Hilfsfonds eine Million Dollar und die verschiedenen kirchlichen Einrichtungen, die von dem König abhängig sind, vernachlässigten ihre christliche Brüderliebe, um die „deutschen Greuel“ in Belgien zu kolportieren.

Der alte Morgan hatte schon viele Zeitungen und Zeitschriften in seinen Besitz gebracht. Diese und andere, die von Northcliffe kurz vor dem Kriege aufgekauft worden oder die anderen finanziellen Interessen untertänig waren, von der „World“ in New York bis zur „Chronicle“ in San Francisco, machten wütende und erfolgreiche Angriffe auf das vorge-schlagene Waffenembargo.

Wilson, besetzt von einem blinden Haß gegen Deutschland, dessen Wesen er so wenig wie ein Senegalneger versteht, angestachelt durch seinen Schwiegersohn, den Schatzsekretär Mc Adoo und andere Vertreter der Wallstreet, lenkte das Staatsgeschiff immer näher an die gefährliche Brandung des Weltkollaps. Die Stimmen der wenigen auf den Höhen der Vernunft und Gerechtigkeit stehenden Männer waren vor dem heftigen allgemeinen Getöse verstummt. Die verzweifeltsten doch heldenhaften Anstrengungen der Deutschen und Iren mit ihren unter Stürmen aufgestellten Organisationen waren vergeblich. Der Geist des Verderbens, den Lincoln vor mehr als fünfzig Jahren heranwachsen zu sehen glaubte, blieb siegreich, soweit die Kriegsgewinne und die Anleihen an die Entente durch den Krieg mit Deutschland gerettet werden konnten.

Besuch. Von Kurt Martinussen.

Ins kalte, regennasse Zelt,
Von kleiner Kerze schwach erhellt,
Trat meine Mutter ein.

Ich sprang empor und küßte sie,
Ein Jubel faßt' mich wie noch nie:
„Mutter, wo kommst du her?“

Da ging sie froh durchs nasse Feld,
Ein Engel hat's im Traum bestellt,
Sie sah nur, ob ich lebte.

Das Trauderl. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers.

Novelle von Emil Ertl (Fortsetzung.)

So bildete sich allmählich ein kleiner Kreis geistiger Gemeinsamkeit zwischen mir und dem Kinde. Aber auch die Mannschaft erdichtete sich in der schlichten Art des Volkes eine solche geistige Gemeinsamkeit. Trotzdem jeder wußte, daß das Trauderl stumm und ein Gespräch mit ihr ausgeschlossen sei, blieb sie doch nach wie vor der Liebling, oder wie man bei uns zu sagen pflegt, der „Verzug“ des ganzen Bataillons. Ja es paarte sich mit der Zuneigung, wenigstens bei vielen, auch noch das Bedürfnis nach huldigenden Gefühlen, wie etwa der gemeine Mann ein stummes Heiligenbild in der Kirche verehrt, das nur dazusein und sonst gar nichts weiter zu tun braucht, und dem dabei doch die Absicht und Fähigkeit zugetraut wird, nichts als Liebes und Günstiges zu wollen und zu wirken. Und wie ein selbstloser Glaube Berge versetzen kann, so kann er auch einen sittigenden Einfluß ausüben, indem er die Liebe und fromme Ehrfurcht, die er wachrief, fürs eigene Herz fruchtbar macht, gleichgültig, ob sie nach außen gerechtfertigt seien oder nicht. Daß auf solch geheimnisvolle Weise Traudels Nähe wunderbar reinigend und läuternd auf die vierkräftigen Soldatengemüter wirkte, selbst auf solche, die durch die lange Dauer des Krieges schon recht bedenklich verroht waren, dafür mag statt vieler andern nur eine einzige kleine Begebenheit zeugen, die ich eines Tages aus geringer Entfernung beobachten konnte.

Es war an einem Nachmittage in der Adventzeit, daß ich mich einem der unterirdischen Schlaffäle des großen Dachbaues näherte, wo die Mannschaft nach dem Essen auf ihren Strohsäcken umherlag und eine Pfeife oder Zigarre rauchte. Ein wie-

herndes Gelächter scholl mir daraus entgegen, und als ich unwillkürlich stehen blieb, konnte ich beobachten, wie ein Mann von meiner Kompagnie, ein Kerl aus der niedrigsten Gasse des Volkes, sich im Unterstand als Späsmacher aufspielte, darin umhertanzte und gemeine Joten zum besten gab, die er mit anstößigen Gebärden erläuterte. Die Leute, satt gegessen und müßig wie sie waren, verschmähten es nicht, sich von diesem Plattenbruder, der sonst gemieden wurde, weil er sich im Dienst stets verdrossen und widerspenstig zeigte, auf so niedrige Weise unterhalten zu lassen; sie schüttelten sich vor Lachen und grölten förmlich vor Vergnügen. Einzig jener böhmische Schneider Kwapil, dessen ich schon einmal Erwähnung tat und der inzwischen zum Gefreiten befördert und durch die kleine Silberne ausgezeichnet worden war, hielt sich abseits, saß außerhalb des Unterstandes auf einer Böschung in der Sonne und stichelte an einem auszuflickenden Uniformstück. Als gesetzter Mann und Familienvater mochte er für das Vergnügen, das da drinnen im Gange war, nicht viel übrighaben. Da-

gegen schien er auf irgend etwas anderes zu warten, denn von Zeit zu Zeit hielt er die flache Hand über die Augen, um in die Ferne zu spähen. Und bald erkannte ich auch, wonach er Ausschug gehalten hatte; denn auf einmal ging sein Gesicht auseinander und er rief in den Unterstand hinein: „Die Trauderl kommt!“ Was er noch ein paarmal wiederholte, und zwar in einem Tone, als täte er seinen Kameraden die größte Freudenbotschaft kund.

Es war nun ganz merkwürdig, wie es daraufhin im Unterstande stille wurde. Weil ein unschuldig Kind sich nahte, schienen diese sonst so derben Leute es für unpassend zu halten, daß

hier die gewissen Glocken geläutet wurden, die man zu Unrecht nach unsern braven und nur fälschlich als unrein verschrien Haus- und Küsteltier zu benennen pflegt. Zwar der Plattenbruder ulkte weiter, aber kein Grölen und Lachen dankte ihm mehr.

Und nun hörte ich die Stimme eines waderen Tirolers: „Hiazt haltst d' deinen Brotladen, Drecksau! Hörst d' nit, daß das floan Moidel kimmt?“ Als aber der andere trotzdem mit unflätigen Späßen fortfuhr und mein Bursch mit dem Trauderl, von der anderen Seite sich nähernd, inzwischen den Eingang des Unterstandes erreicht hatte, da erhob sich drinnen ein fürchterliches Geschrei und Gedresche, als gäb's eine Balgerei auf Tod und Leben. Und plötzlich kam der sehnige Kerl von einem Tiroler ans Tageslicht heraus, den Falloten wie einen Wehlfisch in den Fäusten schlep-pend. So schmiß er ihn im Bogen über

den Ball des Schützengrabens hinüber, daß alles krachte. Und im Nu hatte gleiche Bestimmung und Absicht auch schon die zweckmäßigste Arbeitsteilung organisiert. Denn während zehn Fäuste den im Schnee sich wälzenden Plattenbruder bearbeiteten, der wieder in den Schützengraben herübergetroffen war, hoben zehn andere Fäuste das Trauderl hoch und trugen sie behutsam, wie die Burschen auf dem Lande das Marienbild in feierlichem Umzug durchs Dorf tragen, bis zu meinem Unterstand, wo sie ihre kostbare Bürde mit verlegener Miene niederlegten. Denn sie merkten erst jetzt, daß ich den Aufruhr mitangesehen hatte, und mochten doch nicht ganz sicher sein, ob ich wohl den Ritterdienst, der meiner Trauderl erwiesen worden, für ausreichend halten würde, eine immerhin grobe Verletzung der Disziplin aufzuwiegen.

Aber das eine Gute wenigstens hat der Krieg, daß es keine Doktorfragen darin gibt. Und so untersuchte ich denn auch nicht näher, ob Soldaten das Recht hätten, einen Kameraden zu verbleuen, oder ordnungsmäßig verpflichtet wären, ihn umständlich zum Rapport zu komplimentieren, sondern entschied (freilich nicht laut, sondern nur bei mir selbst) kurz und bündig, daß sie das Recht dazu hätten, wenn sie nur recht hätten. Und recht hatten sie, tausendmal recht! Also stellte ich mich, als



Unteroffizier in einer Sturmkompanie. Gemälde von Martin Frost. (Kriegsbilder-Ausstellung der Kgl. Akademie der Künste in Berlin.)

worden, deren mehrere über den Abfall des Berges verstreut in den dort ziemlich dichten Wäldern standen?

Ich wende mich also an den nächstbesten Scharfschützen und befehle ihm, den Mann, der sich dort heranzupirscht, aufs Korn zu nehmen. Der aber macht ein verlegenes Gesicht. Im selben Augenblick fallen von jenseits, aus dem russischen Schützengraben, ein paar scharfe Schüsse, und der Mann am Abhang purzelt in den Schnee. Ist er tot? War es einer von den Unsrigen? Und was hatte er da drüben zu suchen, im Vorfeld unserer Stellungen, das zu betreten nicht nur strengstens verboten, sondern auch selbstmörderisch ist? Der Scharfschütze macht noch immer ein verlegenes Gesicht.

„Also wissen Sie, wer es war, oder wissen Sie es nicht?“

Aber noch bevor er antworten kann, ist der Mann am Abhang, der offenbar nur Deckung gesucht hatte, wieder in die Höhe gesprungen und rennt, was seine Beine ihn tragen, durch den Schnee, gerade auf unsern vordersten Schützengraben los. Tot ist er also nicht. Und jetzt geschieht ihm auch nichts mehr; denn eh' die Russen noch ein paarmal knallen, hat er die Bodenfalte erreicht, die ihn den Blicken des Feindes verbirgt, während man von uns aus ganz gut sehen kann, wie er, nun da



Fernsprechstation in einem zerstörtem Haus der Westfront. Aufnahme von Gebrüder Siedel.

er sich außer Gefahr weiß, mit aller Gemächlichkeit näher kommt. Also wirklich ein Unsriger! Ich schäumte vor Wut!

„Zusammenstießen sollte man den Kerl! Na, den will ich mir mal in der Nähe ansehen, da wird sich ja wohl herausstellen, wer es ist.“

Und wer war es? Der Zugführer Brischl, der, wie er jetzt als armer Sünder vor mir stand, beharrlich einen Arm auf dem Rücken hielt, um irgend etwas, das er in der Hand trug, vor mir zu verbergen.

„Was haben Sie da draußen zu suchen?“ schrie ich ihn an. „Wissen Sie nicht... he? Wissen Sie nicht...?“

Und so weiter, und so weiter. Die volle Schale meiner gerechten Entrüstung goß ich über ihn aus. Und daß er nicht einmal stramm stand, sondern fortfuhr, die Hand auf dem Rücken zu halten, trug auch nicht dazu bei, meinen Zornausbruch abzuschwächen.

„Habtacht gestanden! Hand an die Hosennahl! Was verstecken Sie da?“

Er gab sich einen Ruck und stand stramm, wie der richtige „Wiener Big“ eben stramm steht; nämlich mit einer Miene und in einer Haltung, die ausdrücken sollen: „Eigentlich ist es eine Kinderlei, aber man macht's halt mit.“

In der Hand, die jetzt endlich zum Vorschein gekommen war, hielt er ein Tannenbäumchen.

„Was soll das? He? Was ist das?“

„A Danabamerl.“

„Das seh' ich, aber warum halten Sie es so krampfhaft in der Hand?“

„Weil i's grad g'holt hab'.“

„Wo haben Sie es geholt?“

„Da drüben auf der Waldleiten.“

„Wissen Sie nicht, daß es strengstens verboten ist, sich der Waldbüchse zu nähern?“

„Das wuß' i schon, aber es wachsen sonst ninderscht fane Danabamerln net.“

„Und wozu brauchen denn Sie durchaus ein Tannenbäumchen?“

Da sah er mich trotz des „Habacht-Stehens“ gewissermaßen von der Seite an, und in einem Ton und mit einem Gesicht, als hätte er eigentlich gesagt: „Wie kann man nur so dumm fragen?“ antwortete er: „Die Traudel muß do' an Christbaum haben!“

„Gehört Ihr Leben Ihnen, oder dem Vaterland? Glauben Sie, daß Sie es aufs Spiel setzen dürfen, wann es Ihnen beliebt? Melben Sie sich zum Rapport! Abtreten!“



Am Wachtfeuer. Federzeichnung von Prof. Emil Doepler d. J.

Das sagte ich streng und knapp, wie es sich für einen erzürnten Vorgesetzten gehört. Im Innern freilich fühlte ich mich fast mehr bekümmert als erzürnt. Was sollte das werden? Die Traudel machte mir die Deute schließlich noch verrückt! Nun hatte, nur um ihr eine kleine Freude zu bereiten, dieser Soldat ein klares Verbot übertreten und sich leichtfertig in Lebensgefahr begeben. Ein Unteroffizier! Und vor

den Augen der gesamten Mannschaft! Die Sache mußte unbedingt vor den Rapport, sie heißte Bestrafung! Ich überlegte. Milderungsgründe —? Nun, darüber ließe sich allenfalls noch nachdenken. Schließlich war Christtag heute, das Fest der Menschenliebe, ein Tag der Güte und Nachsicht...

Und nun fiel es mir erst schwer aufs Herz, daß ich mit keinem Gedanken daran gedacht hatte. So geht's einem im Kriege, nicht nur mit dem Fest der Güte und Menschenliebe, sondern mit der Güte und Menschenliebe selbst. Man denkt gar nicht mehr daran. Und was die heiligen Zeiten anlangt — ach, es ist, als ob einem die Wochen und Monate nur so unter den Fingern fortrinnen. Weihnachten war heut' abend, und ich hätte gänzlich darauf vergessen, hätte ich nicht zufällig den Zugführer Brischl dabei ertappt, wie er für mein Traudl einen Christbaum aus dem russischen Feuerbereich holte!

Und weil ich nicht ans Christkind gedacht hatte, so hatte ich auch nichts, was ich der Traudel hätte schenken können. Das war die Strafe: Der heilige Abend kam, und ich stand mit leeren Händen da.

Zum Glück hatte meine Kompanie schon alles Nötige vorgeesehen. Das Traudl sollte ihr Christfest haben, dafür war gesorgt. Und richtig, als der Abend anbrach, holte mich eine parademäßig abjustierte Abordnung aus meinem Stübchen und lud mich unter gehäuftem Salutieren und Hackenzusammenschlagen gehorsamt ein, mit der Kleinen in den Mannschafts-Unterstand herüberzukommen. Da prangte das Tannenbäumchen des Zugführers Brischl im Lichterglanz. Halb verlegen, halb ergriffen umstanden meine braven Krieger das glühende Wunder, das so süße Heimatsgefühle weckte, und aller Augen ruhten voll innerer Bewegung auf dem Kinde. Und nun setzte gar ein feierlicher Biergesang ein: „O Tannebaum, o Tannebaum...“ Steirer und Kärntner waren es — ja die können singen, ob sie es gelernt haben oder nicht!

Dann kam die Christbescherung an die Reihe, die die Kompanie ihrem Liebling bereitet hatte. Schüchtern und etwas ungelent führten zwei Unteroffiziere das

Traudl an den Gabentisch, der freilich nicht groß war, aber unter der Fülle der Geschenke beinahe verschwand. Fast ein jeder hatte ein kleines Liebesopfer aus seinem Weihnachtstischchen dargebracht, und da lag auch noch — ja, da lag wirklich und wahrhaftig ein wunderschönes himmelblaues Kleidchen! Ich staunte und sah in die Runde, nach einer Erklärung des Rätsels suchend, das übrigens bald seine Lösung fand; denn der Gefreite Krapil, der es schon nicht mehr erwarten konnte, hatte das Kleidchen rasch herausgegriffen, um es mit Kennerschaft an der Gestalt der Kleinen zu messen.

„Paßt wie angegossen!“ stellte er mit fachmännischer Genugtuung fest.

Wahrhaftig! Der Mann hatte eigens nach Hause geschrieben, um seiner eigenen Weihnachtsfendung ein nagelneues Kleidchen für die Traudel beipacken zu lassen!

„Was fällt Ihnen ein, Krapil? Sieh so in Unkosten zu stürzen!“

„Is nur, was Stoff kost'! G'nacht hat's meine Alte.“

„Sie haben doch selbst für Kinder zu sorgen?“

„Na also, so geht's glei' in an (in einem).“

Er nestelte an der Kleinen herum, streifte ihr das alte schlechte Kleidchen ab und warf ihr das neue über. Doppelt herzig sah die Traudel jetzt aus. Es war mancher, der den Blick nicht von ihr wenden konnte und nur zaghaft und schier ehrfürchtig seine Gabe an den Tischrand rückte, damit das Kind sie nicht übersehen sollte. Denn in aller Bescheidenheit wollte doch jeder darauf aufmerksam machen, daß auch er nicht mit leeren Händen gekommen sei. Da gab es ländliche Krapfen, in fettiges Papier gewickelt, und Klezenbrot, von der Mutter eigenhändig gefnetet und gebacken, und hausgemachte Würste, deren leckerer Duft das Herz manches braven Jungen mit Heimweh füllte; ach, vielleicht hatte er — zu Hause, vor dem Krieg, lang, lang war's her

— das Ferkel noch persönlich gekannt, das nun, herangewachsen, zu diesem Gedicht von einer hausgemachten Wurst vermehgelt worden war.

Das Traudl verstand natürlich ganz gut, wieviel Liebes und Freundliches jeder ihr erzeigen wollte, aber die großen blauen Augen blickten doch mehr ängstlich als erfreut. Sie schien sich ein bißchen fremd vorzukommen in dem neuen Staatskleidchen des Schneiders Krapil und sah von Zeit zu Zeit verstohlen an sich herunter, ob sie es denn wirklich und wahrhaftig selbst wäre und nicht am Ende eine andere. Dem Zugführer Brischl blieb es vorbehalten, das Eis zu schmelzen, das sich ob all der ungewohnten Pracht um das zage Kinderherz zu legen drohte. Denn was zog er da unter dem Christbäumchen hervor? Eine Puppe war es! Eine Puppe in froschgrünem Rattunkleid mit bunten Blümchen darauf. Eine fast vornehm aussehende Puppe, wenn auch die starrende Frage mit hochroten Backen bemalt und das Haar nicht wirklich, sondern nur schwarz lackiert war.

„Seh, da hast a Docken!“ Dem Traudl ging das Gesicht auseinander. Eine Puppe! So was Herrliches hatte sie sicher nie besessen. Da war nun eine! Eine richtige Puppe! Und die machte so ein schrecklich starres, verzweifelter Gesicht! Eine recht arme Puppe mußte es sein; wenn sie auch ein elegantes Rattunkleid anhatte, arm war sie doch, vermutlich krank, oder sonst im Unglück! Man mußte ihr helfen, man mußte sie trösten, man mußte sie pflegen und betreuen!... In dem kleinen warmen Herchen erwachte das Weib, die Mutter erwachte. Nun fing das Menschenlos an: Hier galt es liebhaben, hier galt es sorgen. Und behutsam schaukelte sie in ihren Armen — ihr Kind. Für nichts mehr hatte sie Sinn und Auge, für den Richter-



Beobachtung an einer Wetterfahne, die durch den Wind die Richtung der ersten feindlichen Gaswolken anzeigt. Aufnahme von H. Spelling.

baum nicht, und nicht für die eßbaren Gutigkeiten auf dem Tisch und die vielen rauhen Männer ringsum — für nichts. Den Blick glücklich lächelnd auf die wiegenden Arme gesenkt, bewachte sie den Schlummer der grüngeblümten Dame mit den hochroten Backen und dem schwarzglänzenden Haarwuchs . . .

Jetzt trat der Militär-Oberkurat, den die wackeren Jungen zu dieser heiligen Feier gebeten hatten, vor den Christbaum und hielt eine Ansprache. Es war ein behäbig aussehender Herr mit schon angegrautem Kopf und unzähligen Krähenfüßchen, die um die hell und freundlich blickenden Augen lustig durcheinander quirlten. Und er redete vom Christfest als dem höchsten und heiligsten Fest des Jahres.

„Denn die Verehrung des Kindes,“ sagte er, „ist die Verehrung der Unschuld und Reinheit. Unschuld und Reinheit aber begreifen Gott besser als aller Verstand.“

Diesem Gedanken, den er näher ausführte, wußte er manche schöne und tiefe Wendung abzugewinnen, so daß auch in den verstocktesten Herzen ein Heimweh nach dem Zustand der kindlichen Gnade hätte erweckt werden müssen. Und dann pries er das Glück, das uns widerfahren sei, indem die Vorsehung gleichsam in Stellvertretung des in Not und Dürftigkeit geborenen Christusknaben ein armes und wehrloses Kind in unsere Mitte gesendet hätte, damit wir im blutigen Handwerk des Krieges der Menschlichkeit nicht vergäßen und die zarteren Gefühle unseres Herzens nicht in Roheit verkümmern ließen.

„Und dieses Kindlein,“ fuhr er fort, „steht heute mitten unter euch auch an Stelle und als Vertreterin aller jener reinen und unschuldigen Kinder, die in dieser Weihenacht noch schmerzlicher als sonst ihre Väter oder älteren Brüder vermissen. Aller jenen Kleinen und Hilflosen, die eurer bedürfen, die in dieser Stunde so gern an eurer Seite weilen möchten, wenn sie könnten, und die gerade in diesem Augenblick unter dem Lichterbaum mit heißer Sehnsucht an ihren geliebten Vater, an ihren teuren Bruder denken und ihn aus weiter Ferne grüßen und segnen.“

Da hub ein emsiges Schneuzen in der kriegerischen Versammlung an, und manchem älteren und manchem jüngeren Manne, der sich nach seinen fernen Lieben hangte, tollerte eine verstoßene Träne in den Bart. Aber um Nahrung allein war es dem geistlichen Herrn nicht zu tun. Er schmolz die Herzen nur, um sie dann besser hämmern zu können, er machte sie nur weich, um sie desto sicherer zu Stahl zu härten. Darum drehte er jetzt den Spieß um und leitete aus der Wehrlosigkeit und Schutzbedürftigkeit der Kleinen die Notwendigkeit ab, daß es Soldaten geben müsse.

„Denn was würde aus euren unmündigen Kindern und Geschwistern, wenn der Feind ins Land hereinbräche? Wollt ihr sie dem Übermut und den Grausamkeiten wilder Tatarenhorden ausliefern? Ihr selbst habt die Antwort darauf gegeben. Ihr habt bewiesen, daß ihr entschlossen seid, dem Russen die eigene Brust als Schutzwall entgegenzustellen, um Herd und Haus zu schützen, und daß ihr lieber euer Leben lassen wollt, als auch nur einen Schritt zurückzuweichen!“

Da waren sogleich die Augen wieder trocken und bligten in froher Kampflust. Der geistliche Herr hatte seine Zuhörer, wo er sie haben wollte, er war kein weicher Zerknirschungsprediger, er war ein tapferer Militärpfarrer. Darum ging er jetzt noch einen Schritt weiter und schilderte, wie dieser Kampf zum Schutze der Kleinen und Wehrlosen zu den edelsten Aufgaben gehöre, denen sich ein Mann unterziehen könne, und wie glücklich sich schützen müsse, wer mit der Waffe in der Heldenf Faust die geliebte Heimat gegen einen so unbarmherzigen und übermächtigen Gegner verteidigen dürfe. Und so steuerte er schließlich mit geschwellten Segeln auf das Ziel aller

Ziele los: daß es nichts Höheres und Schöneres gäbe, als sein Blut für Kaiser und Vaterland zu vergießen.

Hiervon waren wir alle, die wir mit angehaltenem Atem gelauscht hatten, so felsenfest überzeugt, daß in dem Augenblick, wo der geistliche Herr den Schlüsselpunkt setzte, wie aus einem einzigen Herzen und einer einzigen Kehle, ohne daß irgendwer ein Zeichen dazu gegeben hätte, auch schon die hehren Klänge des Kaiserliedes durch den Raum brausten:

„Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land! . . .“

Und diesmal sangen nicht bloß die vier, die so schön mehrstimmig singen konnten. Alle sangen mit, ohne Ausnahme, auch mancher, der sonst nicht singen konnte, weil seine Stimme zu rauh war — dieses Lied konnte er singen; und mancher, der kaum ein Wort deutsch verstand wie der junge Riese Stojan Mibasic — dieses Lied redete zu ihm in der gemeinverständlichen Sprache des Herzens, und er sang es mit der gleichen Begeisterung wie wir anderen. Aber nur knapp die zwei ersten Verszeilen sangen wir in jener Christnacht, mehr nicht. Der Weibesang erstarb uns plötzlich auf den Lippen, zu Ende gesungen haben wir das Kaiserlied an jenem heiligen Abend nicht.

Ein dumpfer Schlag erschütterte die Erde, und fast im gleichen Augenblick fing draußen ein Horn zu schmettern an, als ob es um Hilfe schreit.

Dem ersten Schlag war gleich darauf ein zweiter gefolgt und noch einer und noch einer. Schon während wir durch die Laufgräben rannten, gab es fast keine einzelnen Donnerschläge mehr; wie der Zapfenstreich einer stählernen Riesentrommel wirbelte das schwere Geschützfeuer des Feindes. Keuchend von atemlosem Vorwärtshalten vermochte ich nicht mehr zu unterscheiden, was Gebrüll der Mörser war, und was das jagende Blut in meinen Ohren hämmerte und pochte.

Wo war ich? In Deckung weit vorne, inmitten der Meinen. Durch die Lüfte mir zu Häupten das Heulen und Toben der wilden Jagd. Und hoch darüber die kalte, sternfunkelnde Winternacht. Hat der Himmel seinen Christbaum angesteckt? Ach, wir wollten ja Weihnacht feiern heute, das wußten die verdammten Russen! Oder hab' ich es nur geträumt? Es ist doch Krieg, ich muß im Schützengraben geschlafen und von einem Christbaum geträumt haben. Wie käme ich sonst hierher? . . . Später einmal will ich darüber nachdenken.

„Daß keiner sich rührt oder den Schädel heraussteckt!“ An die Wand des Schützengrabens gedrückt, lauerten die Leute im Schnee. Wie Springfluten wälzen sich die Schallwellen über uns weg. Manchmal konnte man glauben, es seien tiefgestimmte Weihnachtsglocken, die aus tausend Domen läuten. Am westlichen Himmel zieht ein Feuerschein auf, rot wie Nordlicht. Und wir müssen warten und warten. Die schwersten Stunden im ganzen Kriege waren es immer, wenn wir so warten mußten. Es gibt nichts Aufreißenderes als dieses mühsame Ausbarren im Zweikampf der Geschütze.

Ein wackerer Tiroler war der erste, der die Geduld verlor. Irgendwoher aus der Finsternis kam seine Stimme.

„O du verdrehte Hölle, iach halt's niammer aus! Herr Oberleutnant, darf iach nit schießen?“

„Seien Sie vernünftig und halten Sie sich still!“

„Iach moan all'weil, vordbrechen sullt' ma (sollten wir) und den Russen derpacken.“

Das ist so die durchschnittliche Meinung der Herzhaften, die aus Kampflust ungeduldig werden. Man muß ihnen förmlich zureden, sich nicht zwecklos ins Feuer zu stürzen. Andere wieder, die aus Unlust die Geduld verlieren, die müssen ganz anders behandelt werden. Unser Plattenbruder war so einer. Der fing jetzt zu schimpfen an, über das „eiselhafte Winterlügen“, und was „Kaiser und Vaterland“ eigentlich davon hätten?

Bis dahin war ich ruhig gewesen, jetzt aber flammt mein Taschenlämpchen auf, und mein Revolver blitzt.

„Noch ein solches Wort, und ich schieß' ihn nieder!“ Seither hat er nichts mehr geredet. Bald sollte er für immer verstummen.

Im scharf begrenzten Lichtschacht seh' ich für einen Augenblick die Leiber der kauernenden Soldaten.

„Ziehen Sie Ihre langen Beine an sich, Mibasic, sonst könnte . . .“

Ein fürchterliches Krachen in nächster Nähe. Erde, Stein, Holz und Eisen sprüht rings umher. Ein paar Atemzüge lang bin ich wie benommen.

„Hat's einen?“

Alles still, kein Schreien, kein Wimmern oder Stöhnen, anscheinend haben wir Glück gehabt. Nach hinten ist auf einmal keine Wand mehr da, der Schützengraben ist aufgerissen. Wie in einen Krater geht es da hinunter. Aber die Deckung nach vorne blieb gottlob! unverfehrt.

„Heba, Kameraden!“

„Wer ruft?“

„Ein'graben bin i!“

Übermals leuchtet mein Lämpchen auf. Der Stimme nach zu schließen ist es der Zugführer, aber sehen kann ich ihn nirgends. Er muß irgendwo hinter dem Ringwall stecken, den es am Rand des Kraters aufgeworfen hat.

„Wo sind Sie eigentlich, Prisch!“

„Zug'schütt' hat mi' die Kanaille, grad der Kopf schaut noch außer; lassen S' mi' ausgraben, Herr Oberleutnant, bitt' g'horsamst!“

Seinen Wunsch haben wir später erfüllt und ihn wohlbehalten ausgeschauelt. Vorherhand war es ein Ding der Unmöglichkeit, ihn aus der Klemme zu befreien. Nur ein Tollkühner hätte sich der Stelle zu nähern gewagt, solange das Trommelfeuer dauerte. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen.

Ja, Geduld, Geduld und tausendmal Geduld! Wie flott und leicht waren alle Kriege früherer Zeiten im Vergleich zu diesem endlosen Geduldspiel von heute!

Und Geduld heißt jetzt auch wieder bei uns die Losung. Langsam schleichen die Stunden hin, eine nach der andern, während wir im Schützengraben kauern und warten, zwei Stunden, drei, vielleicht vier Stunden. Das große Konzert der Mörser hören wir schon gar nicht mehr. Erst wie es anfängt abzuflauen, hören wir es wieder. Offenbar halten die Russen die Artillerie-Vorbereitung für ausreichend und unsere Stellungen für zermürbt. Denn jetzt schweigen die Geschütze gänzlich. Eine bange Stille folgt. Und nun steht der Feind zum Sturm an.

(Schluß folgt)



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Flammenwerfertruppe in Tätigkeit. Aufnahme von A. Grohs.

Franz von Reichenau.

In diesen Tagen feierte ein Diplomat alter Bismarckscher Schule seinen sechzigsten Geburtstag, dem es in langem diplomatischem Dienste beschieden war, an drei für uns sehr wichtigen Stellen, in Amerika, auf dem Balkan und in Schweden, legensreich für das deutsche Reich wirken zu können, und dessen Verdienste in den kommenden Friedenszeiten hoffentlich dazu beitragen wird, die Beziehungen unseres Vaterlandes zu den Reichen, in denen er tätig war, neu und stärker zu knüpfen. Es ist der aus altem nassauischem Adelsgeschlecht stammende wirkliche Geheimrat Franz von Reichenau, der seit kurzem den Vorsitz in dem „Verein für das Deutschtum im Auslande“ übernommen hat.

Nachdem er anderthalb Jahre im Auswärtigen Amt und weitere sechs Monate in der preussischen Gesandtschaft in Hamburg gearbeitet hatte, um in das diplomatische Getriebe eingeführt zu werden, wurde von Reichenau Legationssekretär bei der preussischen Gesandtschaft am Vatikan. Fünf Jahre blieb er in der Ewigkeit und wurde dann nach dem Haag versetzt.

Die angenehme Zeit in Holland dauerte nur zwei Jahre. Dann begann für den jungen Diplomaten ein Wanderleben, das ihn immer hin und zurück über den „Großen Teich“ führte. Im Jahre 1895 ging er erst nach Rumänien und bald darauf als erster Sekretär an die Botschaft in Washington. Zwei Jahre später erhielt er seinen ersten selbstständigen Posten: er wurde deutscher Generalkonsul in Bulgarien. Hier war er der richtige Mann an der richtigen Stelle. Schnell gewann er das Vertrauen der deutschen Kolonie und ermüdete nicht in der Förderung ihrer Interessen. Durch die Gründung der deutschen Botschäfte, die er vorbereitete, wurden die Deutschen Sofas eng zusammen geschlossen. Die Früchte dieser Tätigkeit sind es, daß jetzt Bulgarien unser treuer Verbündeter ist. Wie sehr man im Auswärtigen Amt seine Tüchtigkeit als General-Konsul schätzte, beweist, daß er, erst einundvierzig Jahre alt, zum Gesandten ernannt wurde.

Und zwar sollte er wieder nach Amerika gehen, nach Guatemala. Da er aber schwer erkrankte, ließ er sich zur Disposition stellen, um seine Gesundheit völlig wieder zu erlangen. Die folgenden drei Jahre des Ausruhens benutzte er, um sein deutsches Vaterland zu bereisen. Anfang 1903 kam er dann doch wieder nach Amerika und zwar als Gesandter in Chile. Hier sah er wieder seine Hauptaufgabe darin, die zahlreichen deutschen Kolonien des Landes zu besuchen und unsere Landesleute enger zusammen zu schließen. Diese hatten volles Verständnis für seine Tätigkeit, und überall wurde er jubelnd aufgenommen. Ganz besondere Freude erregte es, als er den



Wirkl. Geh. Rat von Reichenau. Zum 60. Geburtstag.

Besuch unserer Blaufacken von dem Kleinen Kreuzer „Falk“, der damals die deutsche Flagge in den amerikanischen Gewässern zeigte, bei den Kolonien im Innern des Landes vermittelte. In den drei Jahren seiner Tätigkeit hat sich von Reichenau in Chile ein gutes Andenken geschaffen.

Nachdem er dann einen längeren Erholungsurlaub in der Heimat verbracht hatte, ging er zum dritten Male nach Amerika, und zwar nun als Gesandter in Brasilien. Hier mußte er besonders den Nachrichtendienst zwischen Brasilien und Deutschland zu verbessern; er sorgte für ausgiebige Aufklärung der Presse des Landes über Deutschland und deutsches Wesen und wußte in vielmonatiger angestrengter Arbeit durchzusetzen, daß trotz aller Intrigen von Franzosen und Engländern ein deutsches Kabel nach Pernambuco genehmigt wurde. Der Erfolg war ein starker Umschlag in der Gesinnung der Brasilianer, die bis dahin ausgesprochen deutschfeindlich gewesen waren. Dies ging so weit, daß im Jahre 1908 als Gast unseres Kaisers an den deutschen Herbstmanövern der brasilianische Kriegsminister Hermes de Fajeca teilnahm, der dann bei der nächsten Präsidentenwahl zum Staatsoberhaupt erwählt wurde. Leider konnte von Reichenau nicht lange in Brasilien bleiben, denn als Folge seiner schweren Arbeit im heißen Klima erlitt er einen völligen Zusammenbruch.

Als kaum Genesener trat er im April 1909 den Posten eines Gesandten in Belgrad an. Hier war die Deutsche Kolonie nur sehr klein, und dergenaue Kenner des Balkans konnte sich ganz der politischen Beobachtung der russischen Mächte widmen. Aus dieser freilich wenig befriedigenden Tätigkeit wurde er im Frühjahr 1911 nach Schweden versetzt, und vier Jahre blieb er in dem schönen Stockholm. Es gelang ihm auch hier, sich in amtlichen wie in nichtamtlichen Kreisen eine einflussreiche Vertrauensstelle zu erringen, die, besonders als der Weltkrieg ausbrach, für unser Verhältnis zu Schweden von der günstigsten Wirkung war.

Im Jahre 1915 schied von Reichenau aus dem aktiven Staatsdienst aus, aber nur, um wieder mit ganzer Kraft für das deutsche Reich zu wirken. Denn er wurde Chef der Zivilverwaltung in dem besetzten Polen im Gebiete der Südarmer, und im Winter 1916 übernahm er den Vorsitz des überaus legensreich wirkenden „Vereins für das Deutschtum im Auslande“. In dieser Stellung entfaltet von Reichenau eine außerordentlich rührige Tätigkeit. Von dem hervorragenden Diplomaten, der seine vaterländischen Pflichten mit hohem Ernst und unbeirrbarem Idealismus ausfüllt, kann man noch viel Gutes erwarten.

Das sterbende Ostende.

Die Engländer haben, wie es scheint, eine teuflische Freude am Zerstören. Was sie im Kriege mit ihren weittragenden Geschützen erreichen können, wird solange unter Feuer ge-

nommen, bis es in Ruinen liegt. So war es mit Peronne, Arras, St. Quentin und anderen Städten der Picardie, so ist es jetzt mit Ostende. Seitdem die Deutschen hier die Herren



Die Trümmer des Kirchhauses Westende. Aufnahme von H. Grohs.



Ausbau deutscher Stellungen in den Dünen von Ostende.

sind, haben sie über die Stadt mit ihren vielen Brunkenbauten die Hände gebreitet, und wenn ja einmal feindliche Kugeln ein paar Wände durchschlugen, so wurde der Schaden schnell wieder ausgebessert. In der letzten Zeit ist das aber nicht mehr möglich, denn wieder und immer wieder legen sich englische Monitore 15 bis 20 km weit von der Küste entfernt vor dem Ort und beschießen ihn mit ganz schweren Granaten.

Die deutschen Strandbatterien sind dann natürlich auch nicht faul und nehmen die feindlichen Schiffe unter Feuer. Aber wenn sie sich einigermaßen auf die kleinen unsicheren Ziele eingeschossen haben, dann machen die Engländer kehrt und fahren nach Hause, oft übrigens in recht unangenehmer Weise zerschossen. Heldentaten sind diese Beschießungen der belgischen Bäderstadt übrigens nicht, denn die Häuser auf dem mehr als zehn Meter aus dem Meere aufragenden Steindamm, der berühmten Digae de Mer, an der bei Flut die Wellen schäumend emporlecken, sind ein gar nicht zu verfehlendes Ziel. Ja, wenn die Monitore sich im Schutz der Frühnebel herangeprüßt haben, ist es ihnen sogar möglich, ohne Sicht der Häuser nach dem Kompaß und der Karte zu schießen. Militärischen Schaden fügen die Engländer uns damit freilich nicht sonderlich zu, denn unsere schweren Küstenbatterien und Stützpunkte liegen anderswo. Aber das ist ihnen ganz gleich, wenn nur zerstört wird. Die Belgier

mögen sich für diesen Vandalismus bei ihren selbstlosen englischen Freunden bedanken!

Was war das in Friedenszeiten für ein fröhliches Getriebe auf diesem Steindamm, sah doch Ostende jährlich 350 000 Kurgäste! Nur die Südseite dieser Prachtstraße ist bebaut, so daß man aus allen Fenstern der prächtigen und üppigen Gasthäuser das Meer vor sich hat. Es sind zum Teil großartige Bauten. Oder vielmehr sie waren es, denn viele von ihnen liegen bereits in Trümmern. Den ersten Rang unter all diesen Baulichkeiten nimmt der Kurial ein, ein leichter und doch großartiger Bau mit zwei Zwiebeltürmen, der seine ganze Nachbarschaft beherrscht. Ebenfalls hervorragend ist das Chalet du Roi, die wirklich reizende Villa König Leopolds II., der in jedem Sommer ein regelmäßiger Besucher der Bäderstadt war. Jenen dieses königlichen Lusthauses setzt sich der Steindamm in halber Breite als gepflasterter Weg am Fuße der Dünen fort und geht, mit Ruhebänken und Schutzhallen versehen, über Mariakerke und Middelkerke bis zu dem 14 Kilometer entfernten Westende.

Wenn die Engländer beabsichtigen sollten, unsere Strandbatterien zu vernichten, um dann mit einer Flotte hier an der flandrischen Küste landen zu können, so ist das müßiges Beginnen. Unsere Befestigungen sind so stark, daß es den Feinden nicht gelingen wird, sie zu überwinden.



Deutscher Küstenschuß in Ostende. Aufnahmen von H. Grohs.

Die Entthronung der Stuarts im Jahre 1688. Von G. Roloff.

Zu den wichtigsten Momenten, die die heutige Weltlage bestimmen, gehört ohne Zweifel die englisch-französische „Entente“. Sie hat im Jahre 1904 die koloniale Rivalität der beiden großen Weltmächte beendet und der führenden Macht im Einverständnis, der englischen, eine gewaltige Stütze zu weiteren weltpolitischen Unternehmungen gegeben. Ein solches Verhältnis zwischen den Nachbarn am Kanal ist nicht durchaus neu; das 19. Jahrhundert zum Beispiel kennt mehrere Episoden einer englisch-französischen Freundschaft, aber an allgemeiner Bedeutung stehen sie alle zurück hinter einer früheren, zur Zeit Ludwigs XIV. und der beiden letzten Stuarts.

Die politischen Interessen Englands und Frankreichs gingen damals weit auseinander. In Mittel- und Nordamerika standen sie sich gegenüber, die Steigerung der französischen Seemacht durch den Sonnenkönig erweckte in manchem Engländer Besorgnisse für die Sicherheit des Vaterlandes, vor allem aber freuten sich die Bestrebungen in den Niederlanden, Frankreich wollte die kleine Republik unter französischer Leitung bringen, sei es in Form eines Bündnisses oder eines Protektorats; die englische Nation sah dagegen in der Erhaltung ihrer Unabhängigkeit eine Lebensfrage für sich selbst; denn die Verbindung der reichen und seefähigen holländischen Städte mit Frankreich hätte der Marine und dem Handel Frankreichs endgültig das Übergewicht über England verschafft; überdies hätte sie den Protestantismus in Holland in Frage gestellt und damit das evangelische Glaubensbekenntnis in der ganzen Welt gefährdet. Denn von dem Botschafter der französischen Augen hatten der Protestantismus auch außerhalb Frankreichs nichts Gutes zu erwarten. Trotz alledem haben England und Frankreich etwa zwei Jahrzehnte in enger Verbindung gestanden, ja einmal Holland gemeinsam bekämpft und an den Rand des Untergangs gebracht (1672). Die Ursachen dieser eigentümlichen Erscheinung liegen in der Persönlichkeit der beiden letzten Stuartischen Könige. Karl II. (1660 bis 1685) und Jakob II. (1685 bis 1688) lebten in Zwiesprache mit der Mehrheit der Nation; sie strebten, die Rechte des Parlaments zugunsten der Krone zu vermindern und den Katholizismus aus seiner untergeordneten Stellung — kein Katholik durfte ein Staatsamt bekleiden — zu befreien, da beide sich dem evangelischen Bekenntnis entfremdet hatten. Jakob II. insbesondere, der offen katholisch geworden war, sah hierin seine Lebensaufgabe. Aus diesen Gründen gab es unaufhörliche Konflikte beider Herrscher mit dem Parlament, und um eine Stütze zu finden, schlossen sie sich eng an Frankreich an. Sie ließen sich von Ludwig XIV. sogar Jahrgelder zahlen, um von den Bewilligungen des Parlaments weniger abhängig zu sein.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Vorteile dieses Verhältnisses allein auf der Seite Frankreichs lagen. Frankreich, ohnehin die stärkste Festlandsmacht, wurde jetzt die Vormacht Europas; England, durch innere Zwistigkeiten gelähmt, spielte keine seiner Macht entsprechende Rolle. In der Gewißheit, England nie zum Feinde zu haben, konnte Ludwig sich seine bekannten Übergriffe mitten im Frieden gestatten, dem Deutschen Reich Straßburg (1681) und anderes, den Spaniern Luxemburg (1684) entreißen, mehrere italienische Staaten, wie Genua und den Kirchenstaat, empfindlich demütigen. Kein Staat war mehr seines Bestandes sicher. Am meisten war durch diese Rücksichtslosigkeit Ludwigs Holland bedroht, und hier erstand denn auch der Retter für Europa vor Frankreichs Gewalttherrschaft. Es war Wilhelm von Oranien, der letzte des stammesverwandten Hauses der protestantischen Stuarts, der die Waffentat der protestantischen Freiheit. Wilhelm war nicht der eigentliche Leiter der niederländischen Politik, die von den Generalstaaten, den Vertretern der sieben vereinigten Provinzen, geführt wurde, aber als Statthalter der Provinz Holland, als Oberbefehlshaber und als Vizekönig des Volkes besaß er großen Einfluß. Als Holländer wie als Protestant erkannte Wilhelm deutlich als irgendein Zeitgenosse, welche Gefahren von Frankreich drohten; unermüdlich hat er deshalb seit 1672, als das Unglück seines Vaterlandes ihn an die Spitze brachte, an großen Bündnissen gegen Frankreich gearbeitet, um, wie man damals sagte, das von Frankreich verschobene „europäische Gleichgewicht“ wieder herzustellen. Es wurde ihm bald klar, daß es nur ein Mittel gäbe, Frankreichs Übermacht und Übermut zu brechen: England von Frankreich loszureißen und seiner Politik die natürliche antifranzösische Richtung wiederzugeben. Zu diesem Zweck hat sich Wilhelm im November 1677 mit einer englischen Prinzessin, mit der Tochter des damaligen Thronerben Jakob, vermählt, aber der erhoffte politische Erfolg blieb aus. Und als später sein Schwiegervater als König mit seinen katholischen Bestrebungen ernst machte, den Jesuiten Einfluß auf die Regierung gewährte, katholische Beamte und Offiziere dem Gehege zuwider ernannte, opponierende evangelische Geistliche einsetzte und darüber mit der Nation immer mehr zerfiel, schien England unlösbar

an Frankreich gefesselt zu sein. Die Gefahr einer Katholisierung und Unterdrückung der parlamentarischen Freiheiten wurde immer drohender.

Lange Zeit hatten die Gegner der Stuartischen Politik hoffen dürfen, daß sie nur eine vorübergehende Episode sein werde, weil Jakob keinen Sohn hatte und der Oranier als sein Nachfolger galt. Mit dem Tode des Königs mußte also auch sein System ein Ende nehmen. Aber diese Zuversicht geriet ins Wanken, als bekannt wurde (Anfang 1688), daß die Königin von England ihrer Niederkunft entgegenstehe: wenn ein Sohn geboren würde, war die katholische Dynastie gesichert und jene Gefahr aufs neue verschärft. Für diesen Fall war Wilhelm entschlossen, zum Überstehen zu streben. Im Einverständnis mit Führern der englischen Opposition entwarf er den Plan, mit Truppen in England zu landen und die parlamentarischen und evangelischen Garantien mit Gewalt wiederherzustellen. Ob dabei die Stuarts den Thron verlieren sollten, überließ man einstweilen der Zukunft. Als dann wirklich in London ein Prinz geboren wurde (20. Juni 1688), durfte der Oranier nicht zögern. Wenn er die englischen Dinge sich selbst überließ, so brach sicher auf der Insel bald eine Revolution aus; siegte sie, so wurde vermutlich wie vor vierzig Jahren die Republik ausgerufen, und sein Erbrecht war dahin; unterlag sie, so triumphierten der Katholizismus und das verhasste französisch-englische Bündnis. Also persönlich, protestantische und allgemein politische Interessen trieben den Oranier zum Eingreifen in England.

Unschlüssig wie stets bereitete Wilhelm seine Expedition aufs beste vor. Die Hauptgefahr drohte von Frankreich, dem Freunde der Stuarts. Wenn Ludwig während der maritimen Kämpfe in Holland das Projekt ertielte und die Republik plötzlich überfiel, konnte die Überfahrt unmöglich werden. Hiergegen sicherte sich Wilhelm durch Bündnisse mit deutschen Fürsten. Der Große Kurfürst und nach seinem Tode (9. Mai 1688) Kurfürst Friedrich III. wurden in Wilhelms Plan eingeweiht und billigten ihn vollkommen; Friedrich versammelte die Hauptmasse seiner Truppen am Rhein, um Holland während der Überfahrt vor Frankreich zu schützen. Kleinere Staaten, wie Braunschweig und Hessen-Kassel, schlossen sich an. Vor allem schien es dem Prinzen wichtig, die Bundesgenossenschaft des Kaisers gegen einen etwaigen Angriff zu gewinnen. In Wien gab es größere Schwierigkeiten als in Berlin und Kassel. Denn die norddeutschen Fürsten verband das religiöse Interesse mit dem Oranier, den Kaiser trennte es von ihm. Sollte der streng katholische Habsburger Leopold ein Unternehmen fördern, das Englands Katholisierung verhindern wollte? Allerdings war Ludwig der gefährlichste Feind der Habsburger, das politische Interesse sprach daher für die Loslösung Englands von Frankreich. So besand sich Leopold, als Wilhelm ihm Bündnisvorschläge machte (August 1688), in einem Konflikt der Pflichten. Der Prinz hat, erzählte sein Gesandter einem brandenburgischen Diplomaten, „eine ziemliche froideur gegen den Staat (Holland) gefunden“. „Auch weil eben,“ fährt der Bericht fort, „zu der Zeit das dassin des Prinzen wider den König von England zu éclatieren begonnen, hat man nicht unendlich zu erkennen gegeben, man könnte nicht mit stillem Muthe ansehen, daß die katholische Religion in England sollte über Haufen geworfen werden...“ Vergeblich versicherte der Gesandte, daß sein Herr nicht daran denke, die Katholiken in England zu fränken, daß er nur den gesetzmäßigen Zustand dort wiederherstellen wolle; vergeblich bewies er, „daß sowohl der vorige als der jetzige König von England alle Zeit mit Frankreich unter einer Dede gelegen; selbiger Krone schädliche dässins favorisiert und befördert“ habe. „Ob nun zwar Ihre Kaiserliche Majestät solches wohl begreifen und zugestehen mußte, so hatte doch die Geisteslichkeit so viel Macht gehabt, daß man einige Zeit balancierte...“

In diesen Schwankungen erhielt der Holländer plötzlich einen unerwarteten Bundesgenossen: den päpstlichen Stuhl. Es wurde gerade während jener Verhandlungen in der Hofburg bekannt, daß Papst Innozenz XI. die Stuartische Politik herbeigekallt habe, weil ihre katholischen Bestrebungen weniger von kirchlichen als weltlichen Motiven getragen und gewiß auf Anstiften des selbstsüchtigen Friedensstörers in Paris zu rückzuführen seien. Innozenz hatte nicht etwa die Absicht, mit dieser Kritik dem Oranier eine moralische Unterstützung zu leisten; er wußte vielmehr von dessen Plänen nichts Bestimmtes, und überdies war ihm die Existenz einer katholischen Dynastie in England sehr erwünscht, wenn er auch ihre Handlungen nicht immer loben konnte.

Über trotzdem waren seine Worte für den Oranier unschätzbar: sie bewirkten, erzählt der Vertreter des Prinzen weiter, „daß Ihre Kaiserliche Majestät diesen scrupul abandonnet, von der katholischen Religion nichts mehr gesprochen noch conditionnet“, sondern ihren Ministern befohlen habe,

mit dem Holländer „in secrete conférence und Schließung eines engen Verbündnisses zwischen dem Kaiser und Holland zu treten, welches überhaupt wohl succediret“. Leopolds Gedankengang ist verständlich: was sollte er mit Preisgabe eigener Interessen einen katholischen König schützen, dem der Papst ein so schlechtes Zeugnis ausstellte? Was den Papst in diesem kritischen Augenblick zu der verhängnisvollen Äußerung bewogen hat, steht dahin; vielleicht haben sie einige Kardinal, die die oranischen Absichten und seine Schwierigkeiten in Wien ahnten, aus Freundschaft gegen Ludwig, der politisch und kirchlich mit der Kurie zerfallen war, provoziert und nach Wien weitergegeben. Wie dem auch sei: gewiß ist, daß die Kurie so ein Unternehmen zur Einschränkung des Katholizismus gefördert hat. Und in demselben Sinne arbeitete in Wien das katholische Spanien, das seit einem Menschenalter Verluste über Verluste durch Frankreich erlitten hatte und so ein dringendes Interesse an seiner Schwächung besaß. Man kann also von einer allgemeinen europäischen interkonfessionellen Unternehmung zum Sturz der Stuarts und Bruch der englisch-französischen Entente sprechen.

Der Ausgang ist bekannt. Wilhelm setzte im Oktober 1688 nach England über; Ludwig wurde durch einen neuen Krieg mit Deutschland verhindert die Abfahrt zu stören. Jakob

konnte nicht den Entschluß zum ernstlichen Widerstande finden, sondern entfloh nach Frankreich. Nach einigen Verhandlungen mit dem Parlament übernahm Wilhelm die Krone, allerdings unter starker parlamentarischer Beschränkung, und stellte nun Englands Macht in den Dienst seiner antifranzösischen Kombinationen. Jetzt erfüllten sich seine früheren Wünsche. In dem Kriege von 1688 bis 1697 wurde Ludwig durch die vereinten Anstrengungen Deutschlands, Spaniens, Hollands und Englands ein beträchtliches Stück zurückgedrängt; mehrere früher geraubte Städte mußte er zurückgeben und auf manche frühere Forderungen verzichten. Sodann wurde die französische Machtstellung zur See empfindlich getroffen. Die französische Flotte, die jeder einzelnen Marine bis dahin überlegen gewesen war, war durch die nun vereinigten Geschwader Englands und Hollands so mitgenommen worden, daß sich die englische über sie erheben und den ersten Rang fortan behaupten konnte. Endlich konnte Ludwig auch nach innen seine frühere Politik infolge seines Mißerfolges nach außen nicht aufrechterhalten. Die Unterdrückung der letzten französischen Protestanten wurde undurchführbar, weil man ihre Auswanderung und eine daraus hervorgehende materielle Schwächung Frankreichs besorgen mußte; nach dem verlustreichen Kriege hatte man aber allen Anlaß Frankreichs Hilfsmittel zu schonen.

Leutnant von der Linde.

Am 24. August 1917 waren drei Jahre vergangen, seit der junge Leutnant von der Linde mit nur fünf Mann das Fort Malonne einnahm. Der Kaiser verlieh ihm dafür den Orden Pour le mérite, der im ganzen Feldzug 1870/71 auch nicht einmal einem Leutnant verliehen worden ist.

Leutnant von der Linde, der das Potsdamer Realgymnasium besucht hat, berichtet seiner Schule über diese seine Tat in sehr bescheidenen Worten folgendermaßen: „Am 23. 8. 14 waren wir siegreich in Namur eingezogen. Am Tage darauf kam mein Bataillon auf Vorposten nach Le Milieu du Monde als Sicherung gegen die Forts St. Héribert und Malonne. Am 10 Uhr vormittags erhielt ich von meinem Bataillonskommandeur, Major Reinhard, den Auftrag, festzustellen, ob das Fort Malonne überhaupt noch vom Feinde besetzt sei. Ich ließ aus meinem Zuge Freiwillige vortreten und wählte mir davon die Gefreiten der Reserve Schröder, Rosen-

berger und die Grenadiere Hörenberg, Blaise und Könen aus.

Mit diesen machte ich mich auf den Weg.

Das Fort liegt, fast überall von Wald umgeben, auf einer Anhöhe. Die Straße führte genau zur Kehle des Forts. Wir arbeiteten uns links der Straße im Walde vor. Unser Vorwärtstommen wurde aber sehr erschwert durch dichtes Unterholz, wie wir es überall in Belgien gefunden haben. Die Straße durften wir nicht betreten, weil diese vom Fort aus eingesehen werden konnte. Als wir uns etwa dreiviertel Stunden lang durch das Gestrüpp gewunden hatten, währenddessen links neben uns im Walde dauernd Patrouillenklänge war, wurde der Wald lichter. Wir waren in die Nähe des Forts gelangt. Vor uns war der Wald in einer Breite von 150 m umgelegt worden. Die Stämme und Sträucher hatte man etwa in 1 m Höhe angehackt und umgelegt, sowie vollkommen mit Stacheldraht durchzogen. Ein für



Der Eingang zum Fort Malonne.

uns undurchdringliches Hindernis. Da das Fort, soweit wir sehen konnten, von einem derartigen Hindernis umgeben war, und ich darin auch Minen befürchtete, sah ich mich gezwungen, die Straße zum Vorgehen zu benutzen. Zunächst beobachteten wir von unserer gedeckten Stellung genau eine fast undurchsichtige Hecke, die sich direkt hinter dem niedergelegten Waldstreifen am Rande desselben hinzog, ebenso die vielen Schießscharten des Forts, das von unserem Standpunkt aus noch etwa 4—500 m entfernt lag. Nichts regte sich. Wie nun feststellen, ob das Fort besetzt ist? Es war nur möglich, unsern Auftrag auszuführen, wenn man sich offen dem Fort zeigte, um so den Gegner herauszufordern. Hierbei ist der Gefreite der Reserve Schröder lobend zu erwähnen. Er bot sich an, allein vorzugehen, um das Leben der anderen zu schonen. Ich erwiderte ihm jedoch, daß, wenn jemand das täte, es doch mir als Führer der Patrouille zukaime, wogegen jedoch die übrigen Ein-



Ansicht des Forts Malonne.

spruch erhoben, denn niemand wollte zu den Zurückbleibenden gehören. Wir näherten uns nun gedeckt wieder der Straße und bemerkten von hier aus, daß in Höhe der oben erwähnten Hecke vor uns über der Chaussee ein Baumstamm lag, an dem mit mehreren Drähten drei großkalibrige Granaten befestigt waren. Da wir vermuteten, daß diese durch verborgene Drähte zur Explosion gebracht werden könnten, suchten wir nach solchen. Am Chausseegraben entlang fanden wir dann auch mit Erde lose zugedeckte Drähte, die sich jedoch bei näherer Untersuchung als Telegraphendrähte, die wohl nach Namur führten, entpuppten. Wir durchschnitten sie natürlich. Um Sicherheit über die Granaten zu bekommen oder um sie vielleicht zur Explosion zu bringen, gaben wir jetzt auf die Granaten aus gedeckter Stellung eine Salve ab. Jedoch erfolglos. Inzwischen war wieder eine halbe Stunde vergangen, und da Eile geboten war, schritt ich zum letzten Mittel, meinen Auftrag auszuführen. Wir verließen unsere Deckung und gingen mitten auf der Straße auf die Kehle des Forts los. Und zwar im Gänsemarsch, damit, wenn wir auf eine Mine stoßen

sollten, wenigstens nur einer daran glauben mußte. Meine Leute folgten, einer vom andern einen entsprechenden Abstand haltend. Diese Art des Vormarsches war unser Glück, denn, wie sich später herausstellte, waren wir gerade über ein Minenfeld gegangen. So näherten wir uns dem Fort. Aber nichts rührte sich dort. Als wir am Baumstamm mit den Granaten vorbeikamen, stellte sich heraus, daß diese nur zur Beschwerung des Stammes angebracht waren. Wir erreichten das Hauptglacis, wandten uns vorsichtig durch das 60 m breite Drahthindernis und standen vor dem Graben. Ein trockener Graben, dessen Sohle durch Grabenstreichen bestrichen werden konnte. Wir waren kaum an den Rand getreten, als wir plötzlich Stimmengewirr aus dem Graben heraufschallen hörten, was anscheinend von Leuten kam, die hinter den an den jenseitigen Grabenrändern befindlichen Schießscharten sich befanden. Ich rief sofort hinüber, jeglicher Widerstand sei nutzlos, das Fort solle sich er-

geben, wenn es nicht von unseren, bereits aufgefahrenen schweren Haubitzen, wie die übrigen Forts, zusammengeschossen werden sollte. Wenn uns irgend etwas geschehen sollte, wäre das das Zeichen zum Beginn der Beschießung. Darauf drüben Lotenstille. Wir sahen uns inzwischen unsere Lage an. Zurück konnten wir nicht; ehe wir durch das Drahthindernis gekommen wären, hätten uns die Kugeln unserer Gegner zehnmal erreicht. Also durchhalten. Deckung nehmen konnten wir auch nicht, wir standen wie auf dem Präsentierteller. Ich rief meinen Befehl nochmals, aber diesmal nachdrücklicher hinüber. Das half, sie wollten verhandeln, worauf ich mich jedoch nicht einließ. Ich forderte vielmehr, daß das Tor geöffnet und die Brücke unter dem Torweg herabgelassen würde. Ferner sollte die Besatzung ohne Waffen einzeln mit zehn Schritt Abstand aus dem Tore herauskommen. Sie willigten ein, und ich begab mich mit meinen Leuten schnell zum Tor. Es dauerte keine fünf Minuten, dann wurde langsam die Brücke vorgeschoben, das Tor öffnete sich, und mit dem Kommandanten an der Spitze nahte einer hinter dem andern die

Besatzung. Sie bestand aus Belgiern, ausschließlich Artilleristen, etwa 20 Mann und 5 Offizieren, dazu der Kommandant. Die Infanteriebesatzung, die aus Franzosen gebildet war, hatte schon vorher die Flucht ergriffen. Ich stellte jetzt zwei meiner Grenadiere als Posten vor die

Gefangenen, einen schickte ich auf einem im Fort vorgefundnen Rade zum Regiment mit der Meldung von der Einnahme des Forts. Zum Glück, das ich bis jetzt entwickelt hatte, kam noch ein zweites, das ich aber erst später erfuhr. Beim

Vorpostenbataillon hatte man mich nämlich schon aufgegeben, und die schwere Artillerie hatte gerade Befehl bekommen, mein Fort zusammenzuschießen. Da traf meine Meldung beim Bataillon ein; nun mußte sie noch zum Regiment und von da aus weiter an die Artillerie, die jeden Augenblick ihre Kanonade eröffnen konnte. Mit dem Rade wäre die Meldung wohl zu spät gekommen, das Regiment lag in Namur; doch mein Glückstern sollte mich heute nicht im Stich lassen. Zufällig war beim Vorpostenbataillon ein Kamerad von meinem Regiment, Leutnant von Lesfer, mit einem erbeuteten Automobil, der sofort die Meldung in saufender Fahrt nach Namur brachte. Ihm haben wir es zu verdanken, daß der Befehl an die Artillerie wieder rückgängig gemacht wurde, sonst wären wir ahnungslos in unserem Fort zusammengeschossen worden.

Mit den beiden noch übriggebliebenen Grenadiern machte ich mich jetzt daran, das Fort zu

durchsuchen. Zunächst wurde die belgische Fahne heruntergeholt und eine deutsche gehißt, deren Anfertigung allerdings etwas Nachdenken erforderte. Aber bald fand sich geeignetes Material dazu, nämlich eine schwarze belgische Hose, ein weißes Hemd, sowie eine rote

französische Bauchbinde, und es dauerte nicht lange, so war eine schwarz-weiß-rote Fahne fertig. Wir erbeuteten neben den vier großkalibrigen Panzerturmgeschützen eine Reihe von Schnellfeuerkanonen, Gewehre, ein großes Lager mit Tausenden von Gewehrpatronen, Artilleriemunition, Pulver, Dynamit sowie ein ganzes Konservernlager... Nach etwa zwei Stunden rückte mein Zug heran, der noch durch eine belgische Abteilung, die sich zwischen ihn und das Fort geschoben hatte, aufgehalten worden war.

Gegen Abend erhielten meine angestellten Posten mehrfach Feuer aus dem dicht dabei liegenden Dorf Malonne. Ich zog sie deshalb ein, schloß das Tor und zog die Zugbrücke zurück. So war das Fort wiederum zur Verteidigung eingerichtet, nur hatten wir die Rollen ge-

tauscht. Am nächsten Morgen, als ich durch eine Kompagnie des XI. Korps abgelöst wurde, rückte ich wieder nach Namur, wo mein Regiment, wie ich dann erfuhr, einen wüsten Straßenkampf in der verflochtenen Nacht mit den Einwohnern zu bestehen hatte, die plötzlich aus allen Fenstern auf die Wohnungslosen das Feuer eröffnet hatten. Dem waren wir auf diese Weise glücklich entgangen."



Leutnant von der Linde. Bildnis von Alfred Samacher.

Rollen ge-

Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Fortsetzung.)

Endlich am Sonntag, den 9. August 1914, sahen wir von dem flachen Dach aus einen Dampfer aus südlicher Richtung von Mogador kommen. Ein Schiffbrüchiger auf einsamer Insel könnte nicht sehnlicher ein Schiff erwartet haben. Im Näherkommen stellte es sich heraus, daß es der deutsche Dampfer „Gibraltar“ der Oldenburgisch-Portugiesischen Dampfschiffs-Reederei war, den die Franzosen im Hafen von Mogador noch vor Kriegsausbruch beschlagnahmt hatten, und dem sie ihrerseits nunmehr den Namen „Mogador“ gegeben hatten. Der Kapitän des Dampfers mit Namen Koefer samt der Mannschaft war gefangenengenommen worden, nur der Koch und der Steward hatten an Bord bleiben dürfen. Unser großes Gepäck war am Sonntagmorgen bereits durch Wagen unter Militärbedeckung ins Zollamt gebracht worden. Gegen Mittag kam der Befehl aufzubrechen. Die verheirateten Damen mit kleinen Kindern wurden mit Automobil zum Hafen befördert. Der Rest von Damen und die Herren hatten eine Kolonne zu bilden, vorn und hinten und an beiden Seiten marschierten eingeborene Soldaten mit aufgefingtem Bajonnett. Wir wurden außen um die Stadt herumgeführt, mußten, da die See hoch war, auf Leitern über die Stadtmauer klettern, und da dies für die bei uns befindlichen Frauen mit ziemlicher Schwierigkeit verbunden war, wobei es natürlich an grotesken Bildern nicht fehlte, so mußten dies einige französische Bengel, Angestellte vom Tabaksmopol, aus, um photographische Aufnahmen zu machen, die mir aber später der Kommandant versprach, sofort konfiszieren und vernichten zu lassen. Im Zollamt angekommen, wurde sämtliches Gepäck auf Waffen untersucht, nur das des deutschen Vizetonsuls und das meinige wurden

davon ausgenommen, nachdem wir eine diesbezügliche ehrenwörtliche Erklärung abgegeben hatten. Ganz besonders scharf wurde das Gepäck der Angestellten der Marokko-Mannesmann-Kompagnie vorgenommen, fingen doch bereits jetzt schon bei den Franzosen an Gerüchte zu kirkieren, daß Mannesmanns „zerlegbare Geschütze als Handgepäck“ ins Land eingeführt hätten, was sicherlich doch als eine Schmeichelei für den Erfindergeist dieser Herren aufgefaßt werden könnte, wie überhaupt bei den Franzosen Mannesmannsche Taten Münchhausens Abenteuer weit in den Schatten stellen. In vieler Beziehung sind und bleiben die Franzosen große Kinder, allerdings zumeist herzlich schlecht erzogene.

Das Zollamt war belagert von Zuschauern, die flachen Dächer der umliegenden Häuser waren schwarz von Menschen. Sogenannte Damen in großer Toilette besahen sich mit Ferngläsern dieses gewaltige Schauspiel der ersten von den Franzosen mit „todestühnem Mut“ eingebrachten Gefangenen, wovon der größte Teil Frauen und Kinder war. Von verschiedenen Seiten her hörte man die Marzellaise, also alles zusammen genommen für die Franzosen ein großer Festtag. Eingeborene, Spanier oder Engländer waren über-



Auf Wache. Zeichnung von Prof. Anton Hoffmann.

haupt nicht zu sehen, hatten mir auch schon im voraus gesagt, daß sie ein derartiges Schauspiel nicht mit ansehen könnten. Tieftraurig waren die eingeborenen Bootsleute, die uns an den Dampfer ruderten, kannten sie doch einen jeden von uns seit vielen Jahren und hatten gerade durch uns deutsche Kaufleute stets ihren Hauptverdienst beim Leichterverkehr gehabt.

An Bord trafen wir die deutsche und österreichische Mogador-Kolonie. Diese wurde mir von dem deutschen Vizetonsul aus Mogador übergeben, der sich ihrer inzwischen angenommen hatte, da der österreichische Vertreter in Mogador, Herr Johannes Reutemann, ein ehemaliger Schweizer, aber naturalisierter Franzose, sofort bei Ausbruch des Krieges sein Amt niedergelegt hatte und seinen französischen Patriotismus zur Schau stellte, indem er es sich auf das energischste verbat, von den Mitgliedern seiner ehemaligen Kolonie „belästigt“ zu werden! An Bord selbst war eine Wache von eingeborenen Soldaten unter dem Kommando eines Adjutanten (in der französischen Armee der nächste Grad unter dem Leutnant). Der Burche sah übel aus. Alle männlichen Mitglieder unserer Kolonie, außer den Herren des Konsularkorps, wurden im Laderaum des Schiffes untergebracht, denn der Dampfer selbst als Frachtdampfer hatte nur Einrichtungen für acht Passagiere! Wie eine Sammelherde schob und drängte man die Herren über eine Laufplanke, die von Bord aus nach dem Laderaum führte; wer sich nicht tief genug bückte, lief Gefahr, sich die Gehirnschale einzurennen. Verhältnismäßig höflich war der Kapitän des Dampfers, Doumerque, der früher Hafentapitän in Saffi gewesen war, und den ich gut von damals kannte, der auch

wohl vom Kommandanten und französischen Konsul in Saffi entsprechende Vorschriften wegen Behandlung des Konsularkorps bekommen hatte. Auch der Arzt des Schiffes, Bouven aus Mogador, benahm sich korrekt. Einfluß auf die Behandlung von Seiten des Adjutanten unserer Kolonien gegenüber hatten die beiden Kameraden, da diesem rohen und ungeschulten Patron die höchste Polizeigewalt an Bord zustand. Im ganzen war die Fahrt auf dem Dampfer schauerlich. Die im Laderaum untergebrachten Herren bekamen weder Stroh, geschweige denn Matratzen, noch Decken. Ich selbst hatte natürlich auf den mir zugewiesenen Kabinenplatz verzichtet zugunsten einer Dame und war in einem winzigen Loch mit dem Koch und Steward zusammen untergekommen, das direkt an den Maschinenraum anstoßend unerträglich heiß war und so eng, daß wir, um alle drei unterzukommen, des Nachts die Tür aufstehen lassen mußten, um Raum für unsere Beine zu gewinnen. Wir hatten des Nachts furchtbaren Nebel, in einem fort erklang das gräßliche, unheimliche Heulen der Dampfpfeife.

Am 10. August kamen wir in Mazagan an und nahmen dort die deutsche Kolonie auf. Österreicher waren zurzeit keine dort ansäßig.



Die Kronprinzessin im ersten Berliner Nachmittagsheim für verwundete Krieger, gegründet von Frau Geh. Rat Hoffmann und Frau Dr. Waldeck. Aufnahme von H. Magdoff.

Die Herren wiederum in den Laderaum, die Frauen und Kinder unter Zeltleinwand auf der Luke des Hinterdecks, trotz des dichten Nebels in der Nacht und der beunruhigend stark fallenden Temperatur in diesen Gegenden zur Nachtzeit. In dem kleinen Speisezimmer des Dampfers — man rufe sich doch immer wieder ins Gedächtnis zurück, daß die Einrichtungen auf dem Dampfer für acht Passagiere berechnet waren — übernachteten etwa 20 Damen, teils auf der Erde, teils in Stühlen, und überglücklich war die arme Rotkreuzschwester, die den lieben langen Tag die Hände voll zu tun hatte, als ihr der Koch seinen Platz frei machte, damit sie auf diese Weise sich wenigstens während der Nacht ausstrecken konnte. Nun ging es in zweitägiger Kette weiter nach Casablanca. Am Tage eine entsetzliche tropische Hitze, so daß mein kleines dreijähriges Töchterchen sich durch dünne Lederhöschen hindurch auf dem glühendheißen Eisendeck des Schiffes die Füßchen verbrannte. Die Verpflegung war furchtbar. Wasserreis und Kartoffeln. Am grauenhaftesten aber waren die sanitären Verhältnisse, die für ein Schiffspersonal von etwa 12 Menschen vorgesehen waren. Da die Bedürfnisanstalten infolge der Menschenmengen bald verstopft waren, die Bedienungsmannschaften ja auch mit dem ganzen technischen Apparat, wie Wasserpumpe, überhaupt nicht Bescheid wußten, so lief bald der Unrat über das Deck. In Waschgelegenheiten war natürlich überhaupt nicht zu denken. Die Reise Mazagan — Casablanca, die in normalen Zeiten von unserem Dampfer in einem halben Tage zurückgelegt worden wäre, dauerte unter französischer Leitung des Schiffes dreimal so lange. Zweimal in einer Nacht ging ein furchtbarer Ruck durch das ganze Schiff, der Dampfer war der Küste zu nahe gekommen und auf Sandbänke gelaufen. Man male sich ein klein wenig unsere Lage aus: ein mit Menschen beladener Frachtdampfer, darauf eine Menge von Frauen und Kindern, dichtester Nebel, ein Steuermann, der keine Wohnung vom Rucke hatte, ein zusammengewürfeltes Schiffspersonal auf einem ihm obendrein noch gänzlich unbekannten Schiffe, und Rettungsboote nicht für den zwanzigsten Teil derer, die sich an Bord befanden. Dazu bis an die Zähne bewaffnete eingeborene Truppen, die den strengsten Befehl hatten, während der Nacht niemand aus den Laderäumen an Deck zu lassen. Was wäre wohl aus uns geworden bei einer

Kollision, zumal wir bei abgeblendeten Lichtern fuhren, oder einem sonstigen Unglück? —

Am 12. August erreichten wir Casablanca, wo nur ein Teil der großen deutschen Kolonie aufgenommen wurde, während der Rest an Bord eines der schmutzigsten französischen Frachtdampfer mit Namen „Turenne“ verladen wurde. Hier in Casablanca kam der Stiefsohn des Generalresidenten von Marokko, Lyantey, ein gewisser Leutnant J. S. Fortoul, Marineattaché bei der Residentur, an Bord und verlangte das Konsularkorps zu sprechen. Bei dieser Zusammenkunft in der Kapitänsstajüte konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen, daß er dem Generalresidenten berichten möge, daß wir unter ehrenwörtlicher Versicherung der französischen Militär- und Zivilbehörde, nach einem neutralen Hafen gebracht zu werden, im guten Glauben an Bord gegangen wären, und daß die Zustände an Bord jeder humanen und sanitären Auffassung höhn sprächen, daß man in Friedenszeiten nicht einmal einen Viehtransport derartig organisiere. Er nahm diese Aussagen zu Protokoll und verließ den Dampfer. Als am nächsten Tage einer unserer Herren zu mir kam, um mir eine Mitteilung dieses Leutnants zu überbringen, lehnte ich es auf das entschiedenste ab, eine solche, außer von dem Abgesandten Lyantey persönlich, den ich hatte an Bord kommen sehen, entgegenzunehmen. Daß der Franzose sich nicht mehr direkt an mich wandte, mag daran liegen, daß er meine ungeschminkte Wahrheit wohl nicht noch einmal hören wollte.

Von Casablanca aus ging es weiter, ohne daß ein Deut an den Zuständen an Bord geändert worden war, im Gegenteil, dieselben waren durch die noch mehr hinzugekommenen Menschen nur noch unerträglicher gemacht worden. Am 13. August mittags kamen wir vor Rabat an, von wo wir noch denselben Abend weiter fuhren. Mit uns zugleich machte sich die „Turenne“ auf den Weg, beide Gefangenentransporte wurden begleitet von zwei französischen Kreuzern. Inzwischen war von irgendwoher das Gerücht unter uns aufgetaucht, daß wir in die Gefangenschaft nach Algier geführt werden würden und daß die ganze Sache mit dem neutralen Hafen französischer Lug und Trug wäre. Einige vertrauensselige Herren wiesen eine derartige Vermutung entrüstet zurück; ich selbst hatte nach den Eindrücken, die die Bewachungsmannschaften auf mich machten, die unsere Herren wie Sträflinge behandelten,



Erbeutete russische Leuchtraketen. Aufnahme von H. Grohs.

und nach dem Gebaren des Leutnants Fortoul kaum etwas anderes erwartet, äußerte diese Ansicht aber nur zu einigen ganz intimen Bekannten, denn zu was hätten unüberlegte Handlungen einiger Draufgänger geführt? Ja, hätten wir keine Frauen und Kinder an Bord gehabt. Aber so, wo des Nachts die Scheinwerfer der französischen Begleitkreuzer über unser Deck spielten, was war da zu wollen? Eine unsäglich traurige Fahrt.

Am 15. August kamen wir denn auch um etwa 2 Uhr nachmittags in Oran an. Das war also der zentrale Hafen! O du französisches Ehrenwort!

3. Von Oran nach Tlemcen.

Gilgig packten wir zusammen; schlimmer, als auf dem Schiff konnte es schließlich ja nicht werden. Wir waren in die Halle gegangen, hatten auch nicht anders gekonnt, ändern ließ sich nichts mehr; es hieß also jetzt nur noch diesen Wortbrüchigen nicht die Genugtuung bereiten, ihnen unsere kumme Wut zu zeigen, sondern mit Würde die Schmach hinzunehmen. Wir litten ja auch fürs Vaterland.

Von 2 Uhr mittags warteten wir bis abends um 8 Uhr, als der Befehl ertlang: „Kein Mensch von Bord, Ausladung erfolgt um 4 Uhr morgens.“ Von uns Männern hat wohl keiner geschlafen, wir kauerten uns stumpsinnig an Deck, erhebende Gedanken waren es nicht, die uns befehlten. Ein jeder hatte wohl bei Krieg an Gefahr und Tod, aber auch an Großes und Erhabenes gedacht, das die Herzen gewaltiger und höher schlagen ließ — und dagegen unsere Lage! —

Endlich war es Morgen geworden. Es machte sich bereits jetzt eine furchtbare Hitze bemerkbar, hatten wir doch auf der Fahrt wenigstens etwas frische Brise gehabt, aber hier unter dem hochaufragenden Lande in der Mitte des August in Nordafrika war es schon zu dieser Tageszeit fast unerträglich heiß für uns, die wir doch das herrliche Marokkolinia gewohnt

waren. Unter einer ungeheuren militärischen Bedeckung, fast im Laufschrift, mit Handgepäck und Kindern, ging es durch die ganze Stadt nach der sich hoch über dem Häuerrmeer befindlichen Zitadelle. Unaufgefordert und bedroht von den eingeborenen Soldaten, beschimpft oder wenigstens mit Haß erfüllten Blicken von der Bevölkerung verfolgt, der Hinausreich der „Goben“ und „Breslau“ auf Beni und Philippeville hatte gewirkt — bei einschüchternder Glut durch die gemeinsamen Viertel der Hafenstadt, wo es nicht anders stand, ging es vorwärts, nur vorwärts. Meine arme Frau, wie mag sie wohl um das kommende Leben abangst haben! In unserer Erinnerung nennen wir den Berg, auf dem die Zitadelle thront, stets den Kalvarienberg!

Als wir in der Zitadelle ankamen, griff sich der verhältnismäßig menschliche Oberst vor Verzweiflung an den Kopf, warum man ihm denn diese Leute hierher geschickt habe, da unsere Verladung 100 m vom Anlegeplatz unseres Dampfers auf dem Güterbahnhof stattfinden sollte. Wir glaubten nun zuerst, daß dies die bekannte französische Organisation sei, später wurde uns klar, wir sollten einen Triumphzug darstellen, um der Bevölkerung von Oran französische Heldentaten vorzuführen, wir waren von dem General dazu bestimmt worden, als deutsche Gefangene der sonntäglichen Menge vorgeführt zu werden. In diese Pläne war der Oberst auf der Zitadelle aber nicht eingeweiht worden. Da wir nun den ganzen Tag überhaupt noch nichts zu essen bekommen hatten, die Kinder weinend, die Frauen halb ohnmächtig, teils auf dem Kasernenhofe herumstehend, teils sich auf die Erde kauerten, von Schatten war keine Spur vorhanden, so ließ sich der Oberst rühren und ließ Wasser und Brot und ein paar Fleischkonserven verteilen. Sollte jemand austreten, sei es Herr oder Dame, so wurden sie von zwei Soldaten mit aufgezogenem Bajonett in die Mitte genommen und abgeführt. Endlich gegen Mittag hieß es bei sengender Sonne aufbrechen zu den Haltestellen der

elektrischen Bahn, um uns durch die Hauptverkehrsstraßen, die zu diesem Zwecke von jedem Wagenverkehr gesperrt waren, am Theater und Rathaus vorbei wieder zum Hafen zurückzutransportieren. Bevor die Tore der Kasernen sich öffneten man sah durch die Gitter eine nach Zehntausenden zählende Menschenmenge — gab der Oberst an die uns begleitenden Mannschaften folgenden Befehl aus: „Dies sind Leute, die sich nicht wehren können; dem ersten vom draußen stehenden Böbel, der Miene macht, die Leute anzurühren, Bajonett in den Leib.“ Das war männlich gesprochen; wir sollten aber später noch erfahren, was der rasende Böbel am Tage vorher an den Armen der „Turenne“ verbrochen hatte, und warum daher dieser Befehl erging. In elektrische Bahnen, die eine Viertelstunde von der Kaserne entfernt hielten, wurden wir verladen. Auf dem Wege dorthin ging ein junger Leutnant neben mir, der mich höflich fragte, ob er in Berlin Grüße von mir beistellen könne. Ich habe ihm natürlich nicht geantwortet. Vielleicht ist er auch tatsächlich nach Berlin gekommen, nur auf andere Weise, als er dachte. Es sollen sich ja große Gefangenenerlager in der Nähe von Berlin befinden.

Die elektrischen Straßenbahnen fuhren ganz langsam, vorn und hinten und an beiden Seiten Juaven mit aufgezogenem Bajonett. Ich stand auf dem einen Wagen vorne beim Führer und mit mir ein Capitaine; die Bürgersteige waren schwarz von Menschen, es war von dem General wohl berechnet worden, daß die beste Stunde für diese Schaustellung der Mittag sei. Als ein Soldat, ein Zuschauer aus der Menge, mit den unartigsten Schimpfworten auf uns die Menge aufgehen zu wollen schien, winkte ihn der Hauptmann zu sich und rief ihm zu, daß er ihn für arreziert erkläre und daß er dem zwei Meier vorausfahrenden Wagen zu Fuß am Trittbrett zu folgen habe. Er beteuerte seine Unschuld und suchte zu parlamentieren; als aber darauf der Hauptmann seinen Leuten einen nicht mißzuverstehenden Wink gab, fügte er sich. Dies wirkte auf die Menge, die sich ruhig verhielt. Auf dem Güterbahnhof angekommen, wurden wir verladen. Die lebigen Herren in Biehwagen, die verheirateten mit ihren Frauen und Kindern in Abteilen III Klasse. In demselben Durchgangswagen mit uns fuhr der Transportleiter, anscheinend ein Reserveoffizier, der sich durchaus korrekt verhielt. Auch die Wachmannschaften waren alle ruhige Landwehrleute, die uns sogar aus ihren Feldflaschen zu trinken gaben. Auf den Stationen besorgten uns die Soldaten selbst Erfrischungen, und als einer von ihnen die besorgten Weintrauben zum doppelten Preise verkaufen wollte, ließ der Offizier den Mann sofort durch den nächsten Bahnhofskommandanten verhaften, indem er sagte: „Ein französischer Soldat, der Gefangene bewacht, ist ein Lump.“ Wie atmeten wir auf, glaubten wir

doch tatsächlich, nunmehr mit Menschen es zu tun zu haben. O Ironie des Schicksals!

4. In der Hölle von Tlemcen.

Infolge der günstigen Eindrücke, die wir auf der Eisenbahnfahrt von Oran nach Tlemcen gewonnen hatten, glaubten wir annehmen zu dürfen, daß für uns nunmehr das Schlimmste überstanden sei, und meine Frau meinte, ach, wie schön wäre der Gedanke, sich nach acht Tagen wieder einmal in einem Bett ausstrecken zu können, und wenn es nur das einfachste Soldatenbett in einer leerstehenden Kaserne wäre!

Am 7 Uhr abends kamen wir an, der Tag hatte ja schon vor 4 Uhr früh für uns begonnen, und so war es verständlich, daß wir todmüde waren. Vor dem Bahnhofsgelände hatte sich eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge gesammelt, die nur mit Not und Mühe von Militär und Polizisten zurückgehalten werden konnte. Unser Zug setzte sich nunmehr in Bewegung zum großen Fort, das fast ein Stadtteil für sich ist, mit hohen Mauern umgeben, in denen Schießscharten angebracht, genau noch die Zwingburg, wie sie vor Jahrzehnten gegen die Araber angelegt worden war. Halt wurde gemacht vor einer großen Halle mit Glasdach, und beim Betreten derselben stellte es sich heraus, daß es die Reithalle war. Aber welcher Anblick bot sich uns dort dar! Fast stelle ich mir ein Schlachtfeld nach dem Kampfe so vor. Auf dem Boden lagen in der Höhe Schwerverwundete, teilweise in Lohfuchtsanfällen, die meisten hatten den Kopf verbunden, andere blutunterlaufene Augen; auf den meisten Gesichtern stand der Ausdruck geschriebener, etwas Furchtbarem entkommen zu sein. Das waren die Opfer der „Schlacht von Oran“, jenem Ruhmestage zum ewigen Gedächtnis für die „gloire de la grande nation“. Was war vorgefallen? Ich hatte bereits der „Turenne“ Erwähnung getan, die am gleichen Tage wie wir mit dem größeren Teile der Casablanca-Kolonie, denjenigen von Marrakesch, Rabat und Fes die Seereise angetreten hatte, aber ein paar Stunden früher als wir am 15. August in Oran angelangt waren. Bei dem Verlassen des Dampfers stürzte sich der Böbel auf diese armen Menschen, ein Steinhagel ergoß sich über sie, mit Stöcken und Gewehrstößen wurde auf sie eingeschlagen, Frauen warfen aus den Fenstern mit Blumentöpfen auf sie, und ins Gesicht wurden sie gespielt. Französische Offiziere in Uniform stachelten den Böbel und die Soldaten noch besonders an, und als ein Deutscher ohnmächtig am Boden lag und ihn seine Frau mit einem Schluck Wasser erquicken wollte, stieß sie ein französischer Offizier beiseite. Soldaten mit der Binde des roten Kreuzes am Arm zogen blank und schlugen mit ihren Waffen auf die Wehrlosen ein. Handtaschen, die die Einzelnen trugen,



Postkoffer. Gemälde von Max Buri.

mit Geld oder Wertgegenständen, wurden ihnen entzogen, die Uhren riß man ihnen vom Leibe, stürzte einer, so fiel man über ihn her, nahm seine Tasche aus, zerfetzte seine Kleider und glaubte mit einem Tritte in den Wagen einen lästigen Klager losgeworden zu sein. So dauerte dieser Leidensweg bis zum Bahnhof etwa 55 Minuten. Herr Möller, der alles selbst miterlebt hat und am 24. Oktober als erster nach Deutschland zurückgekehrt ist, schreibt unter dem 1. Dezember 1914 in der Frankfurter Zeitung hierüber wie folgt:

„Ich erhielt am Ende dieses Marterganges einen fürchterlichen Schlag auf den Hinterkopf, und als ich mich umwandte, fuhr mir ein Faustschlag ins Gesicht, der mich mehrere Zähne kostete. Von zwei Soldaten geschleift, da mich meine Kräfte verließen, erreichte ich zusammen mit meinen Leidensgefährten den Bahnhof. Wir waren uns später alle einig: Hätte die Qual noch 10 Minuten länger gedauert, keiner hätte ihn lebend erreicht.“

Der Bahnhof war eine Blutlache. Nur vier Männer standen noch, alle anderen lagen mehr oder weniger betäubt am Boden. Und einer von uns fand nicht wieder auf! In den Waggons lagen gestorben, zu Tode gequält! Es war

der Kaufmann B. aus Marra-tesch, ein Hamburger, ein kräftiger, gesunder Mann von 35 Jahren. Diese eine Tatsache spricht mehr, denke ich, als alle Worte! Zwei Herren aus Casablanca wurden sofort ins Lazarett gebracht. Drei unserer Leute bekamen Todschußanfälle und mußten gefesselt werden. Ein Herr F. aus Marra-tesch wurde von zwei Soldaten festgehalten, auf der Erde liegend; auf ihm kniete ein junger Offizier, hielt ihn an der Gurgel gefaßt, und indem er ihm zuschrie: „Sei still, du Schwein!“ befahl er gleichzeitig einem Soldaten, dem Lebenden so lange Wasser aus einem Eimer in den Hals zu gießen, bis er nicht mehr schreien könne. Alle anderen Deutschen, die ohnmächtig am Boden lagen, wurden so lange eimerweise mit kaltem Wasser begossen, bis sie wieder zu sich kamen. Die Frauen und Kinder wurden in Wagen durch die Stadt geführt. Diese Wagen hat der Böbel versucht, die Abhänge herunter zu werfen, er wurde aber durch verstärktes Militär daran verhindert; dafür haben aber Offiziere, die ihnen im Wagen entgegenkamen, mit den Peitschen auf sie eingeschlagen. Wir wurden dann in Viehwagen verladen, naß und zerrissen wie wir waren, und fuhren sofort ab. Den Frauen wurden Personenvagen zur Verfügung gestellt. Bei der nächsten größeren Haltestelle forderte der Tod sein zweites Opfer: eine junge Frau, erst zwei Monate verheiratet, mußten wir hier zurücklassen, sie ist an den Folgen der Erregung gestorben.“

Du Tag von Oran, wie süßt du dich ein in die Gedendblätter französischer Glorie!

Wir haben später in anderthalbjähriger Gefangenschaft viel über diesen Tag nachgedacht und manches andere, was später kam; wir haben diese Vorgänge psychologisch zu erklären gesucht. Ich für meinen Teil bin zum Resultat gekommen, es liegt ein pathologischer Zug der Franzosen zugrunde, die sadistische Freude und Veranuschung am Menschenquälen.

Doch zurück in die Reitbahn von Tlemcen. Welch wehmütiges Wiedersehen alter Marokkofreunde aus Marra-tesch und Casablanca. Wie waren wir alten Deutsch-Marokkaner doch stets ein unabhängiges, freies Geschlecht gewesen. Herren einer inferioren Klasse von Menschen gegenüber, stets aber aufrichtig geliebt von ihnen, hatten wir auf unseren Streif-

zügen durch das schöne Land die schneegekrönten Gipfel des Atlas erklimmen, unter Palmen- und Olivenhainen oft die Märchen von 1001 Nacht nachgeträumt. Herrliche Pferde, Jagd und Fischfang, Herren auf eigener Scholle, treuergebene Diener, dem Wink ihrer Herren gewärtig, materielles Vorwärtkommen, Pioniere deutscher Kultur und deutschen Gewerbes, wem wäre dabei als jungem Menschen nicht das Herz aufgegangen? Nach der Kaiserlandung in Tanger, nach der kräftigen deutschen Sprache vor Agadir wußte ja ein jeder von uns erst recht hier in Marokko: civis germanus sum! Ist es da nicht zu verstehen, daß in manchem Männerauge bei einem derartigen Wiedersehen in der Höhle von Tlemcen Tränen schimmerten?

Sanitäre Anlagen gab es natürlich nicht. War man gezwungen, ganz gleich, ob Herr oder Dame, den natürlichsten Bedürfnissen nachzukommen, so bat man zwei Bekannte, die dann solange in einer Ecke eine Decke ausgespannt hielten. Zum Zubeden für die Nacht gab es alte Pferdebeden, und zum Essen gab es alten Käse in Würfel geschnitten, den Soldaten im Arm trugen und mit der Hand jedem zuwarfen, der danach Verlangen trug. In Sägespäne bettete ich mein dreijähriges Töchterchen, das trotz Stöhnen und Seufzen der Verwundeten bald in tiefen Schlaf versank. O, du seliger Kindereschlaf!

5. Sebbon.

Am nächsten Morgen, den 17. August 1914, ging es mit Lastautomobil 38 Kilometer weit ins Innere an unser Endziel, Sebbon, einer kleinen Ortschaft von einigen 100 Einwohnern. Hier angekommen, wurden wir auf Baracken und leerstehende Ställe verteilt. Der Platz, auf dem sich diese Baracken befanden, war außerhalb der Ortschaft und umgeben von einem Wall mit Zaun und Gräben. Keinerlei Mobiliar, weder Stühle noch Tische waren vorhanden, die Baracken bestanden aus einem Raum zu ebener Erde, steingestrichen und gänzlich leer, bis auf Bananen und Früchte in ungeheurer Anzahl. Am 18. August wurde etwas Stroh verteilt, nur gerade soviel, daß wenigstens Frauen und Kinder nordöstlich darauf liegen konnten, während wir Männer weiter auf den Steinfliesen liegen mußten. In unserer Baracke D, die für 15 Soldaten vorgesehen war, wie aus einem Schild an der Tür hervorging,

wurden 23 Personen untergebracht, d. h. 6 Männer, der Rest Frauen und Kinder. In Tlemcen waren blecherne Eßgeschäfte, für jede Person eins, verteilt worden, darin holte sich ein jeder aus der gemeinsamen Küche, in der Soldaten eines Zuaenen Bataillons kochten, das Essen. Die Zeiteinteilung war die folgende: Beden 5 Uhr, Appell in den Baracken, wobei Herren und Damen militärisch stramm zu stehen hatten, um 5 1/2 Uhr, 6 Uhr Kaffeeausgabe, 10 Uhr, großer Appell sämtlicher Internierten im Hofe, von 10 bis 10 1/2 Uhr Kartoffelschälen und Gemüseputzen, 10 1/2 Uhr Suppe, 5 Uhr Abendsuppe, 8 1/2 Uhr Appell in den Baracken, 9 Uhr Lichtauslösch. Arbeitsdienst von 6 bis 10 Uhr und nachmittags von 1 Uhr bis 5 Uhr. Die Arbeiten bestanden in der Hauptsache in Bäume fällen, Zubereiten dieses Holzes zum Zaunbau oder zu Weinbergspfählen, Herstellung einer neuen Lagerneinfriedigung. Das ganze Lager, das jahrelang leer gestanden hatte, mußte überhaupt erst von uns gesäubert werden, Gras war zu jäten, Steine waren zu karren, zu weichen und zu kalten, ja selbst Maurerarbeiten waren von unseren Leuten zu verrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Gefechtspause.
Kleinsteitzeichnung von Werner Droste.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

3. Oktober 1917: Sturmerfolg bei Höhe 344 am Ostufer der Maas. — Bombenangriff unserer Flieger auf London, Margate, Sheerness und Dover. Die Festung Bunkirchen brennt nach unserm Fliegerangriff.
7. Oktober: Die Schlacht in Flandern ist von neuem entbrannt. Französische Angriffe bei Höhe 344.
— Jüchunende Feuerfäktigkeit an der Ostfront.
5. Oktober: Großangriff der Engländer in Flandern: zwischen Poelkapelle und Gheluweit sind die Feinde in unsere Abwehrzone eingedrungen; erbitterte Kämpfe bei Sonnebeke und Becelaere. Französischer Angriff bei Höhe 344. — Kämpfe an der Sinifront.
6. Oktober: In Flandern starkes Artilleriefeuer, aber keine Angriffe. Deutliche Vorstöße auf beiden Maasfronten. — Kämpfe am Veir-an-See. — Am Nonzo Angriffe im Gabriels-Abchnitt.
7. Oktober: Bei Regenstößen und Wind blieb an der Westfront die Gefechtsstärke gering. — In der Bukovina Angriffe bei St. Onofry und Waschkout.
— Am Nonzo im Gabriels-Abchnitt Teilvorstöße.
8. Oktober: Nach Trommelfeuer Angriffe zwischen Houthouster-Wald und der Straße Menin-Üpern. Kämpfe beim Ailette-Grunde und bei Dauxailion.
9. Oktober: Auf der ganzen Front Trommelfeuer; englische Angriffe östwärts der Bahn Station-Bogfänge und nördlich der Straße Menin-Üpern. — Kämpfe bei Kal auf der Hochfläche Bainsizza-Heinigungsfront.

10. Oktober: Große Schlacht in 20 Kilometer Breite zwischen Bixchoire und Gheluweit; Feind, der Erfolg sich durch das hauseulter Walde bei Draabank, Mangelaere, Deidhook und Poelkapelle.
11. Oktober: Sturmerfolg im Chantre-Walde. — Im September verloren die Feinde 22 Fessibal one und 374 Flugzeuge, wir haben 82 Flugzeuge und 5 Fessibal one verloren.
12. Oktober: In Flandern starkes Feuer und Angriffe. Französische Angriffe bei Dauxailion. — Im Rücken von Menin r und im Cerna-Bogen Feuerfäktigkeit.
13. Oktober: Die Schlacht in Flandern neu aufgelebt: 10 Kilometer Breite zwischen der Straße Lunge-march Ho Ihoult und Sonnebeke-Morslebe. Erfolg am Ostel des Chemin-des-Dames.
14. Oktober: Nach wohlbedachter Vorbereitung deutscher Angriff auf die Insel Osel; kein Schiff verloren beim Übergang; Landung in der Tagga-Bt +1. Die Hauptkräfte von Brensborg brennt.
15. Oktober: Auf Osel schnelle Fortschritte: die Halbinsel Sworbe von Norden her abgeschnitten; wir stehen vor Brensborg. Unsere Torpedoboots bringen zwischen Osel und Dagoor vor.
16. Oktober: Der Hauptteil der Insel Osel besetzt. Die abgeschnittenen russischen Truppen auf der Halbinsel Sworbe leisten noch Widerstand. Im Rigaer Meerbusen wurden die Inseln Runö und Röro besetzt.
17. Oktober: Die Halbinsel Sworbe erobert; Osel ist damit vollständig in unserm Besitz. Nordost von Osel und im Rigaaliden Meerbusen Seegefechte. Perna von Luftschiffen bombardiert. — Gefechte im Gabriels-Abchnitt.

18. Oktober: In Flandern Angriffe bei Draabank. Erfolg bei Höhe 344. — Seegefecht am Moonfand. — Bei den Siet aus-Inseln großer englischer Geleitzug vernichtet.
19. Oktober: Die Insel Moon erobert. See-kämpfe im Moonfand; das russische Linienschiff „Slaava“ und ein Torpedobootszerstörer vernichtet. — Dänischen, von unseren Torpedobooten beschossen.
20. Oktober: Zur 7. Kriegsanleihe 12 1/2 Milliarden gezeichnet. — Der englische Panzerkreuzer „Drake“ torpediert. — Auf der Insel Dagoor Truppen gelandet.
21. Oktober: Offende von der See aus beschossen. Von Dauxailion an bis Braye Artilleriefecht auf. Die Insel Dagoor erobert; Insel Schildau besetzt. — Zwischen Oshrida-See und Skumbi-Tal starke französische Angriffe. — Erfolg im Fleims-Tal.
22. Oktober: In Flandern Trommelfeuer und Angriffe zwischen Draabank und Poelkapelle. Artillerie-Schlacht zwischen Ailette-Grunde und Braye. Erfolg im Skumbi-Tale. — Im September 672.000 Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt.
23. Oktober: Großkampftag in Flandern; die Abwehr der Angriffe ein deutlicher Erfolg. Beginn der Infanterieschlacht bei Souillon. — Sturmerfolg bei Höhe 326, (Schweftlich Beaumont. — Bei Eroberung der Inseln im Rigaaliden Meerbusen 20.130 Gefangene, über 100 Gefschühe und unzählbares Kriegsgerät erbeutet.

„Höhe 304“. Feldpostbrief von Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter.

Unter den Berggruppen im Kampfgürtel der Westfront, deren Name durch Kämpfe von unerhörter Dauer und Erbitterung mit Schauern umgeben ist, deren Stätten auf immer im Volksempfinden die Schatten der furchtbaren Erinnerungen umschweben werden wie die Geister der Erschlagenen die Katalanischen Feider: Hartmannsweller Kopf, die Höhen des Croix des Carmes im Pfisterwald, die Combreshöhe, die Fille marte in den Argonnen, der Homme mort im Westen der Maas, der Hochberg, der Winterberg, die Butte de Warlen-court, die Vinny, die Lorettohöhe u. a. m.: unter ihnen ist auch eine, die keinen so klangvollen oder seltsamen Namen hat, wie die andern, die eigentlich gar keinen Namen trägt, die nur nach der von der Karte verzeichneten Meterzahl ihrer Erhebung über den Meerespiegel benannt wird, die Höhe 304. Und doch ist sie eine derjenigen, die am tiefsten im Gedächtnis

haften bleiben werden. Mit am fürchterlichsten ist um sie und auf ihr das Ringen herüber und hinüber gewesen in diesem Kriege, mit am höchsten strahlt der Ruhm soldatischer Ehre von ihr auf unsere Regimenter aus — obwohl wir sie in diesen Tagen verloren haben!

Höhe 304 ist ein nach Nordosten vorspringender Sporn des Höhenstreifens, der mittwegs zwischen dem Waastal und den Argonnen nordwärts zieht. Etel fällt er nach Süden und Osten, nur wenig sanfter nach Norden ab; flach ist sein wenige hundert Meter breiter Rücken. Eine etwa neunzig Meter tiefe Taltschlucht trennt ihn von der Nachbarkuppe, der Höhe mit dem so schrecklich bezeichnenden Namen „Toter Mann“, deren runde kahle Schädeldwölbung nur etwa drei Kilometer ostwärts gipfelt. Wenn man aus der Ferne, etwa von den Waasthöhen oberhalb von Consemwege oder von den Bergen



Auf dem Schlachtfeld am Fuße der Höhe 304. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

bei Dunebourg, auf diese beiden Höhen hinausschauend, so bilden sie nur zwei Wellen mehr in dem unruhigen Gewoge des Hügellandes vor Verdun; nichts Besonderes zeichnet ihren Umriss aus. Aber der jähe Stellungskrieg der Westfront hat uns ganz neue Augen gegeben für die Bedeutung von Bodengestaltungen. Die Franzosen hatten während des Krieges diese beiden Höhen zu den Stützpunkten des mächtigen Schlieffens von Feldbefestigungen gemacht, das im Westen der Maas dem Gürtel der dauernden Forts von Verdun vorgelagert war. Vom Wald von Avocourt über die Dörfer Malancourt-Haucourt und Vethincourt zog sich der äußerste Stellungsgürtel des Gegners hin, um dann am Nordhang des Forgesbachtals entlang die Maas zu erreichen. Zu kleinen Festungen waren die genannten Dörfer ausgebaut; starke Einzelwerke lagen dahinter, wie die Stützpunkte Aisace-Lorraine bei Vethincourt, wie die Befestigungen auf den Höhen oberhalb Haucourt und am „Termitenhügel“. Die beiden Grundpfeiler dieses ganzen Labrynth von Werken waren aber Toter Mann und Höhe 304.

Als am 21. Februar 1916 auf dem rechten Maasufer der deutsche Sturm gegen die Werke von Verdun begann, lagen auf dem linken Maasufer schon seit anderthalb Jahren den französischen in Stellung die Truppen eines schlesischen Reservekorps geübt. Auch sie lehnten sich nach der Erlösung des Kampfes von der Entfernung der eintönigen und doch aufreibenden Schützengruben ab und suchten die Schlösser der Gewehr bei Fuß des Feindes zum Angriff hatten. Erst am 6. März wurde es auch ihnen gegeben, und zwar zunächst auf dem linken Flügel. In jähem Anlauf überrannten die Schleier hier dann das Forgesbachtal und nahmen im Sturm die furchtbare Höhe 304. Am 7. und 8. März eroberten sie die Reste dieses hartnäckig verteidigten Behelzes und saßen Fuß auf den Nordhängen des Toten Mannes. Am 14. März erfolgte der große Angriff auf die Höhen des Toten Mannes selbst; bis 6 Uhr abends war seine Kruppe genommen.

Währendem hatte der rechte Flügel des Korps immer noch weiter gewartet, Schweres ertragend in seinen Waldlagern unter dem Fernfeuer der inzwischen immer massenhafter herangelebten französischen Artillerie. Endlich schlug die erlebte Stunde des Angriffs auch hier. Am 20. März säuberten dem Korps zugeordnete Bataillone in raschem Sturmangriff den Wald von Malancourt-Avocourt; vom 22. bis 24. März nahm die Division des linken Flügels der Schleier die isolierten Befestigungswerke, die auf den Höhen südwestlich von Haucourt lagen. Dadurch und durch die Siege auf dem rechten Flügel war die Stellung der Franzosen bei Malancourt-Haucourt und Vethincourt zu einer Art Sack geworden. Allein die Gegner beschloßen doch, sie zu halten, sollte es, was es wolle. Sie bezeichneten die Befestigungen dieser beiden Dörfer als „die Zähne ihres Gebisses“ auf dem linken Maasufer. Sie hatten sie dementsprechend fest ausgebaut, und in der Mitte dieses Verteidigungssystems lag noch unbezugsunfähige furchtbare Festung 304, deren Einnahme französische Gefangene hochschätzend als unmöglich bezeichneten. Mit der wildesten Entschlossenheit überküllten die französischen Geschütze daher die von uns gewonnenen Stellungen und deren Hintergelände mit einem solchen Hagel von Geschossen, daß die Unseren dort in den zerfetzten Gräben, auf den unter Feuer legenden Zugangstufen, in den zertrümmerten Unterständen, unter den Umkleiden des noch halbunterhaltenen Freijahres, Unsauberes zu erdulden hatten. Trotzdem gingen sie Schritt für Schritt weiter vor. Bis zum 30. März war Malancourt in unseren Händen, bis zum 31. März auch Haucourt. Schwer erschöpft waren die Schleier durch diese unaufhörlichen furchtbaren Kämpfe und die fast noch schlimmeren Zwischenzeiten der Neueinrichtung unter dem rasenden Feuer des Gegners; trotzdem aber ruhten sie nicht. Mit stierstarrer Zähigkeit arbeiteten sie sich immer weiter heran an die Höhe 304, die das eigentliche Ziel aller dieser Angriffe war. Am 7. April wurden auch die Werke des „Termitenhügels“ genommen, des von demselben Höhenrücken vorprunghen nördlichen Nachbargebirges der Höhe 304. Bei den letzten Kämpfen waren die Schleier von lächlichen Truppen unterstützt; liegen sich aber noch immer nicht ablösen, sondern wollten auch ihren Anteil noch an der Eroberung dieser Höhe selbst haben. Nachdem am 9. April auch noch Vethincourt gefallen war, endlich nur noch die Höhe 304 selbst übrig geblieben. Die Franzosen steigerten jetzt ihr Feuer zur Mäxime auf die gesamten eroberten Gelände; am furchtbarsten auf die ehemaligen eigenen Felsenstellungen am Termitenhügel, in denen die Unseren jetzt Deckung fanden. Deren einzige Eingänge lagen unter dem feindlichen Feuer; so war nur bei Nacht ein Verlassen möglich, und auch dann nur mit größter Lebensgefahr. Daher mußten die übermüdeten Truppen fast dauernd in diesen Höhlen liegen, in der verdorbenen Luft eines seit anderthalb Jahren mit Soldaten überbelegten und von französischem Schmutz flarrenden Raumes. Das ist nach allen mir gewordenen Erzählungen fast das

Ärgste der ganzen Zeit gewesen. Die Kerzen in den hinteren Teilen der Stollen brannten nicht mehr, so groß war der Mangel an Sauerstoff darin. Der Geruch von Blut, Schweiß und Eiter der Verwundeten mischte sich mit dem verdorbenen Nahrungsmittel und menschlicher Ausscheidungen. Den Versuch, durch Schwenken von Tüchern nahe am Eingang einen Luftwechsel herzustellen, gab man rasch wieder auf, weil dadurch noch unheimlichere Gerüche, anscheinend von mangelhaft verscharrten Leichen, aus den Hintergründen heraufgeholt wurden. Und als man gar daran ging, einige der französischen Konserve, die man gefunden, zu kochen und sich der durchdringende Geruch eines überwürzten Gulachs mit den übrigen Dünsten mischte, da erbrachen sich viele der Leute vor Ekel, stürzten ins Freie und erklärten, lieber zu sterben, als das auszuhalten.

Unter diesen Umständen zog sich die Vorbereitung des Angriffs auf das Kernwerk, die Höhe 304, bis in den Anfang Mai hin. Mit prachvoller Ruhe und Sicherheit bereitete unsere Artillerie, trotz der vorhergegangenen Anforderungen einer zweimonatlichen Offensive, den Sturm vor. Der erste Versuch am 5. Mai führte noch zu keinem durchgreifenden Ergebnis. Für den 7. Mai aber konnte der deutsche Heeresbericht melden: „Die in den letzten Tagen auf dem linken Maasufer, in der Hauptsache durch tapfere Kämpfer, unter großen Schwierigkeiten, aber mit mäßigen Verlusten durchgeführte Operationen haben Erfolg gehabt. Trotz hartnäckigster Gegenwehr und wüster Gegenstöße des Feindes wurde das ganze Grabensystem am Nordrand der Höhe 304 genommen und unsere Linien bis auf die Höhe selbst vorgeschoben.“

Die „tapferen Kämpfer“ waren Regimenter der ... Infanteriedivision, die diese ehrenvolle Nennung reich verdient hatten. Allein auch die wackeren Schleier, die für das Herankommen auf die Höhe 304 so viel getan hatten, sollen nicht vergessen sein. Die Mehrzahl der Regimenter des Korps war inzwischen schon gewechselt worden, zwei aber, gerade die hier liegenden, noch nicht, und sie ließen es sich nicht nehmen, sich auch noch zuguterlegt an diesem Sturme zu beteiligen. Sie griffen vom Termitenhügel aus mit an und drangen im Camardwalde am Nordhang der Höhe 304 in die französischen Stellungen ein; nach dem Außerordentlichen, was diese Regimenter schon hinter sich hatten, noch eine letzte bewundernswürdige Leistung!

Mit diesem Siege waren nun die Kämpfe um Höhe 304 aber nicht etwa zu Ende; im Gegenteil, man kann sagen, daß das erst der Anfang war. In einem dauernden Ringen, dessen Festigkeit schwankte, das aber eine unablässige Anspannung der Nerven und immer neue Opfer bedeutete, zogen sie sich über mehr als ein Jahr bis in die Gegenwart hin, wenn auch die Aufmerksamkeit der Außenwelt seit dem Beginn der Sommerkämpfe sich von Verdun weg und anderen Schauplätzen zuwendete. Wir gingen seit dem Sommer 1916 bei Verdun nicht weiter vor; die Höhe 304 blieb hier, mit dem Toten Mann zusammen, unser äußerster Vorposten. Nur wurde unsere Stellung auf ihr im Laufe der Zeit noch ein wenig zu unseren Gunsten ausgedehnt.

Die allgemeine Anteilnahme zog sie erst wieder auf sich durch die Kämpfe vom 28. und 29. Juni dieses Jahres. Der Gegner besaß an der Wurzel der Höhe 304, auf dem Rücken, von dem diese Höhe als Sporn sich abhebt, noch ein hartes, vorprunghendes Grabensystem, nach seiner Form auf der Karte von uns der „Entenschnabel“ benannt, von dem aus er eine uns lästige Beobachtung in das nördlichere Gelände hatte und uns mancherlei Schaden zufügte. Polonische Regimenter haben am Abend des 28. Juni, nach ausgezeichneter Feuertorbereitung durch unsere Artillerie und Minenwerfer und auch noch während des Kampfes selbst mit Hilfe einer ausgezeichneten Unterstützung durch diese, die Werke des Entenschnabels genommen. Der Sturm, der diese Werke nicht von vorn, sondern überraschend von rechts und links an der Wurzel faßte, wurde mit einer so blühartigen Raschheit und bis ins kleinste ausgearbeiteten Sicherheit ausgeführt, daß die französischen Offiziere, die dabei in unsere Hände fielen, nachher ausfragten, so etwas hätten sie im ganzen Feldzug noch nicht kennen gelernt.

Der Franzose begann unverzüglich seine Gegenstöße. Um diese abzuwehren und unsere Stellungen zu sichern, nahmen wir am folgenden Tage auch noch an den Südhängen der Höhe 304 selbst einige weitere Gräben. Die Franzosen hatten gerade in dieser Gegend selbst einen Angriffstoß vorbereitet, der zufällig mit dem unsrigen sich begegnete. Der unsere aber war der stärkere.

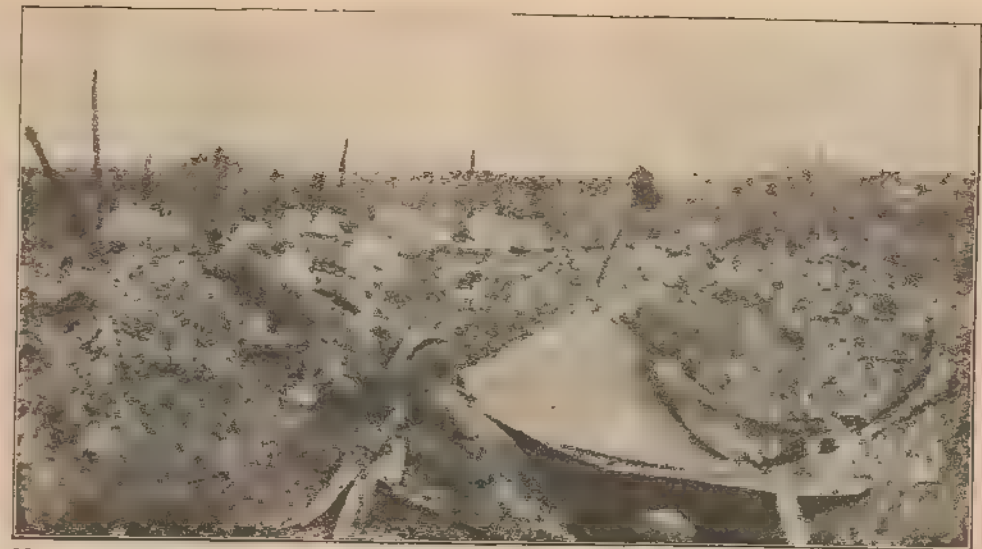
Um diese Zeit hatte der Franzose aber schon vor Verdun, zu Zwecken der späteren großen Offensive, deren Anzeichen wir wohl merkten, wenngleich ihr ganzer Umfang erst später offenbar wurde, sehr viel neues, schweres Geschütz vor Verdun versammelt. Mit diesem überschüttete er die neu gewonnenen Stellungen und versuchte die Unseren an ihrem Ausbau zu hindern. Was die Truppen dort auszuhalten hatten, nahm

wieder die gleiche Furchbarkeit an, wie im Frühjahr 1916. Es gelang dem Gegner, uns die Ende Juni gewonnenen Gräben wieder zu entreißen, bis der Sturm der Badener am 1. August sie doch wieder in unsere Hände brachte. Dann trat eine verhältnismäßige Ruhe ein. Freilich nur für ein paar Tage. Der Gegner hatte inzwischen vor Verdun die Vorbereitungen seiner neuen Offensive ganz großen Stills vollendet. Nachdem seine letzte Angriffsschlacht, die zwischen Soissons und der Champagne, mit ungewöhnlich schweren Verlusten zusammengebrochen war, hatte er seine Hoffnungen auf die Gegend von Verdun gerichtet. Hier sollte eine Parabelunternehmung mit der englischen Riesenschlacht in Flandern erfolgen. Die Spannungsfrage unserer Kräfte dort oben an der See mußte uns, so rechnete er, verhindern, hier vor Verdun genügende Abwehrkraft zu entsenden. Wir können ja überhaupt an der Westfront nur einen Bruchteil unseres Heeres und unserer Kriegsmittel, nur die Hälfte etwa, verwenden, während die Engländer und Franzosen beide fast die ganze Macht, die sie besitzen, an Menschen und Material gegen uns ins Feld führen; es ist also hier ein Kampf nicht von 1 gegen 1, auch nicht einmal von 1 gegen 2, sondern in Wahrheit von 1 gegen 4! Danach ist für den Gegner eine materielle Überlegenheit immer möglich. Vor Verdun schleppte der Franzose vor allem eine solche Menge an Artillerymaterial zusammen und begann damit am 12. August auf der mehr als 20 Kilometer langen Front von Avocourt bis weit jenseit der Maas ein Vorbereitungsfeld für seine Offensive von einer Furchtbareit, die wieder einmal alles frühere übertraf. Gefangene haben später ausgesagt, daß die französischen Truppen vor dem Angriff selbst geradezu berauscht gewesen wären durch den Anblick der eigenen ungeheuren Artillerymassen.

In der Tat ist die Wirkung dieses, acht Tage lang hintereinander wütenden, Vorbereitungsfelds auch eine verachtliche gewesen, daß von Gräben und Unterständen bei uns in der vorderen Stellung überhaupt keine Rede mehr sein konnte. Alles wurde geschnitten, die Deckungen eingedrückt, die Gräben in Trichterfelder verwandelt. Ganz besonders auf einem so vorgeschobenen und für die Absichten der Franzosen so wichtigen Punkte wie die Höhe 304. Die Regimenter, die jetzt hier oben lagen, in dem entsehligen Wetter jener Tage, umtracht von den wachstümlichen Explosionen der feindlichen Granaten und schweren Mörsern, bis an den Gürtel, ja zuweilen bis an den Hals in dem kalten Schlammwasser, das die Granattrichter, die einzigen Zufluchtsstätten dort oben, erfüllte, unter dem Schauer der Wolkenbrüche, die jeden Tag herniederregneten, gehörten der ... Division an. Es waren wiederum polnische und westpreussische Truppen, dazu Niederachsen aus Hannover und Oldenburg. Sie alle haben sich ganz wunderbar bewährt; ganz besonders aber vielleicht die stillen, langsam und ernsthaften Männer der letzteren Regimenter, die stumm, anspruchslos und jäh in diesen furchtbaren Anforderungen ausharteten.

Am 20. August brach endlich, nach einem bis zum Angehenlichen gesteigerten letzten Trommelfeld, der große Generalangriff der Franzosen aus. Wie es bei den Anfangsstößen einer so großen Offensive immer unvermeidlich ist, gelang es den zusammengeballten Massen des Feindes an verschiedenen Stellen der Front unsere Linien zu überrennen. Nicht an der Höhe 304! Obwohl der Angriff gerade hier mit den stärksten Kräften geführt wurde, sowohl frontal von Süden her, wie auch von der westlichen Flanke aus, wo es dem Gegner gelungen war, in der Gegend des Termitenhügels vorwärts zu kommen. Besonders hat das rechte Flügel-Regiment ... in prachvollen Gegenstößen den Feind hier immer wieder zurückgeworfen.

Wie im Westen am Termitenhügel, so kam aber leider auch im Osten der Feind voran. Hier ging die große Nachbarsstellung, der Tote Mann, verloren. Damit wurde die Lage auf 304 außerordentlich gefährdet. Die Höhe stand nun unter



Das Kampfgelände bei der Höhe 304. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

das genannte Regiment ... hier das ... Regiment mit zurückgebogenem Flügel den wütenden Anprall abgehalten hätte. Als der Abend dieses großen Sturmtages herankam, hatten die Verteidiger von 304 die ihnen anvertrauten Stellungen vollkommen gehalten.

Der enttäuschte und erbitterte Gegner ruhte nicht; er legte noch während der Nacht seine Verjuche, weiter zu kommen, fort. Auch diese aber wurden reiflos abgewiesen. Gleichzeitig benutzten die Unseren das Nachtdunkel dazu, um so gut es unter dem fortwährenden Feuer ging, die erschöpften Munition zu erneuern. Als der Morgen kam, waren sie von neuem völlig kampfbereit. Wie vorausgesehen, wiederholte der Feind während des ganzen 21. August seine Angriffsläufe gegen Höhe 304; am Nachmittag versuchte er vom Toten Mann her über die trennende Talentung einen tiefgegründeten Massenangriff. Wieder warf ihn das glänzende Zusammenpiel unserer Infanterie und Artillerie zurück.

So verzweifelt auch dem Außenstehenden die Lage der Befestigung auf Höhe 304 erscheinen mußte, die Stimmung der Regimenter selbst war glänzend. Sie rechneten mit Sicherheit darauf, daß der Tote Mann von uns binnen kurzem wieder genommen werden würde, und bis dahin waren sie fest entschlossen, die eigene Stellung gegen alle Stürme zu halten.

Da aber kam in der Nacht der Befehl des Oberkommandos, die Stellung zu räumen. Die oberste Heeresleitung hatte sich entschlossen, um anderer wichtiger Vorteile willen, die Stellung am Toten Mann nicht wieder zu nehmen, und damit wurde 304 auch unhaltbar. Daß der Befehl bei den kommandierenden der Division sowohl wie bei den Mannschaften eine schmerzliche Enttäuschung hervorrief, läßt sich denken, und sie ist mir selbst in verschiedenen Aufmerkungen zutage getreten. Allein der Befehl mußte befolgt werden. Das schwierige Problem, abzurufen, ohne daß der Gegner es merkte und schwere Unordnung und Verluste dabei schuf, wurde ebenso meisterhaft gelöst, wie die Verteidigung selbst. Am Mitternacht vom 21. zum 22. vollzog sich die Räumung, ohne daß der Feind etwas ahnte. Nur ein dünner Patronen-Schleier von todesmutigen Männern, im ganzen 60 Mann und 10 Offiziere, blieb in den Stellungen zurück, um durch vermehrte Tätigkeit, Gewehrdrücke, Leuchtungs-Signale und dergl. dem Feinde vorzutäuschen, daß die Höhe nach wie vor verteidigt würde. Im Verein mit unserer fernwirkenden Artillerie haben diese Wackeren dort oben den Feind noch zwei weitere Tage in Schach gehalten. Er hat zwar auch am 22. und 23. August seine Stürme auf die Höhe erneuert, aber das Sperrfeuer ließ ihn niemals bis an die Stellungen selbst herantommen.

Erst am 24. früh in der Dämmerung stürmte der Gegner in einem großen, umfassenden Angriff vor und gelangte nun endlich in die fast leeren Stellungen, die ihn solange noch geküßt hatten. Die Mehrzahl der Verteidiger, die mit schärfster Wachsamkeit auf ihrem Posten gewesen war, zog sich, befehlsgemäß, rechtzeitig zurück; nur zwei Offiziere und zwölf Mann sind getötet oder gefangen genommen worden, die anderen kehrten wohlbehalten heim.

Ich traf die unmittelbar nach diesen harten Tagen abgezogene Division auf ihrem Rückmarsch im Gelände nahe der Maas und fand sie erfüllt von dem einen einzigen Gedanken: der Franzmann hat die Höhe 304, die uns anvertraut war, nicht erobert; wir hatten sie gehalten und hält'n sie weiter gehalten; nur auf höheren Befehl sind wir freiwillig gegangen. Die Höhe 304 selbst mag verloren sein, die Ehre der deutschen Waffen ist auf Höhe 304 nicht verloren worden.

Die Kriegsnot und die Frau. Von R. Albert.

Es gibt Worte, die seit Urzeiten zusammengehören, wie Nacht und Tag, wie Sommer und Winter, wie Saat und Ernte. Ein solches Wort, das mit ehernen Ketten verbunden durch die Zeiten gegangen, ist „Krieg und teure Zeit“. An den Schweiß des dahinströmenden Krieges fließt die Knochenfaust der Teuerung, läßt sich von ihm durch die Lande schleppen, und wo sie hineinblickt in die Fenster und Türen, da erblicken die Menschen, und wo sie einknirscht, da werden sie ernst und still, denn sie wissen, daß sie jetzt mit einem mächtigen Feinde zu kämpfen haben, der hinterläßt trifft und der, einmal aus dem Felde geschlagen, dreimal wiederkehrt.

Scheinbar ziellos, wahllos rollt, während die Furie des Krieges rast, das Geld von Land zu Land, von Hand zu Hand. Denen, die es festzuhalten glaubten, wird es aus den Händen geschlagen, und in leeren Trüben häuft es sich an. Der alternde Besitz schwindet dahin, und in Kellern und Dachstuben werden goldene Grundpfeiler gelegt zu Häusern und Gütern, die nach dem Kriege entstehen werden. Aus dem Kasten, der die bescheidenen Rentenbriefe enthält, sichtet das Geld, auch wenn er keine noch so feine Fuge zeigt, und der leere Beutel im Nachbarchause füllt und strafft sich in mühsamem Erwerb.

Der Krieg hat noch stets, wo er wütete und, je länger er dauerte um so mehr, den Wert des Geldes herabgedrückt. Die lange Dauer dieses in der Geschichte bisher unerhörten Kampfes hat diesen Druck verschärft. Es nützt daher auch gar nichts, sich darüber zu entrüsten, warum auch frei- und wildwachsende Erzeugnisse auf das drei- und vierfache ihres Friedenspreises gestiegen sind, denn wenn die Mark jetzt nur noch etwa 25 Pfennig gilt, so gilt sie das ebensoviele den Wägen und Beeren gegenüber wie dem Band und den Nadeln, die Menschenfleisch in ihre jegige Gestalt brachte.

Wenn der Krieg reichen Gewinn brachte, kann die Teuerung, die uns alle trifft, ruhig ansehen und mit vornehmer Gebärde den Zwanzigmarktschein zahlen, wo früher der Fünfmarktschein genügt hätte. Leicht gewonnen, leicht gegeben. Kriegsnot! Nur zu oft gleitet unser Blick über die Mitmenschen hinweg, die in der bittersten Kriegsnot sind, denn es liegt im Wesen der Armut, daß sie sich schon verbittet und glaubt ungeschoren ihr Los leichter tragen zu können. Jetzt aber, wo ein harter Winter für uns alle vor der Tür steht, müssen wir Umschau halten nach solcher Not und die geschlossenen Türen der Sorgen und Zurückhaltung zu öffnen.

Als der Krieg begann, richteten sich aller Augen zunächst auf die Frauen und Mütter der Kämpfenden. Behörden und Privatpersonen sahen mit Dankbarkeit auf alle, die dem Vaterlande solche schweren Opfer brachten, sie wünschten außerdem, daß unsere Krieger ohne große Sorge um das äußere Geschick ihrer Lieben an der Front sein sollten. Mit freudigster Zustimmung aller Parteien wurden die Unterstützungen für Kriegsfrauen, Kinder und bedürftige Eltern der Zeit angemessen gezahlt und seitdem in mannigfacher Weise erweitert und verbessert. Unangefochten bleiben die Kriegerfrauen in ihrer Wohnung, fast unfindbar sind ihre Stellungen, und bei der Vergabung neuer Ämter werden Angehörige von Kriegern vor allen Dingen berücksichtigt. Geradlinig, unbeirrt geht die Behörde diesen Weg und muß ihn gehen. Der einzelne aber soll und muß nach rechts und links schauen, um eine andere Reihe von Menschen zu sehen, die nur zu leicht hilflos am Wege zugrunde gehen, wenn freiwillige Hilfe ihnen nicht nachgeht.

Kriegsnot wohnt vielleicht mit dir in der Großstadt unter einem Dache, in der Manjarda, im Hofe, im zweiten hinter-

hause, in der Kleinstadt schon in der Straße nebenan. Da haben wir die alten Witwen mit den geringen Pensionen der früheren Generation, die alte Privatlehrerin mit der kleinen Rente, von der sie so stolz einmal glaubte leben zu können. Ihre Methode ist veraltet und obgleich an ihrem Türschild steht, daß sie auch jetzt noch bereit ist Stunden zu geben, es klingelt niemand bei ihr an, um sie zu bestellen. Wer soll sich ihrer annehmen? Wer ist ihr Nächster? Wer beachtet, daß sie täglich elender wird, blässer und durchsichtiger? Keine Behörde hat Veranlassung sich mit ihr zu beschäftigen, ihr bezahlte Arbeit zu geben. Aber wie soll sie, obgleich sie als Rentnerin gilt, auskommen? Tatsächlich hat sie fast dreiviertel ihres Vermögens verloren, um soviel teurer muß sie fast alle Bedürfnisse des täglichen Lebens bezahlen, von denen doch nur Brot zum Glück wohlfeil geblieben ist.

Ein Friedensbild, das eines gewissen poetischen Reizes nicht entbehrt und das zur Genüge in stimmungsvollen Gemälden geschildert wurde, ist die unverheiratete Tochter, die bei der alten Mutter lebt und das geringe Einkommen durch Kunstfertigkeiten oder durch kleine Nähereien ergänzt. Es ist freilich in der Tat allezeit ein schwerer Broterwerb gewesen, und manch eine verlöschende Lampe hat auch in Friedenszeiten im schon wieder erwachenden Licht gezuckt.

Und jetzt? Die Lust zur Arbeit ist da, die Notwendigkeit zu arbeiten stärker als je, aber nach drei harten Jahren der Abhängigkeit ist das Material nicht nur sehr knapp geworden, die Garne und Stoffe beginnen ganz zu fehlen. Vielleicht wäre irgendwo eine Arbeit, die auch schwächliche Frauen leisten könnten und die bezahlt wird, nicht ehrenamtlich getan, aber dem beschränkten Menschen fällt das Umstellen sehr schwer. Ein paar schwächliche Versuche mißlingen — ratlos, gebrochen steht das arme Menschlein da, denn von der Tochter hängt das Wohl oder Wehe der alten Mutter ab. Diese Beispiele lassen sich vervielfältigen. Unsere Beratungsstellen, das muß hier auch einmal offen und ehrlich gesagt werden, versagen sehr oft. Das System ist gut, die Ausführung häufig durchaus ungenügend. — Nicht etwa meine ich damit, daß sie oft nicht helfen können, denn sie sind nicht allmächtig und ihre Mittel nicht unerschöpflich; aber ihre Art ist viel zu bürokratisch, ihre Fragestellung zu peremptorisch, der Kreis, in den eine arme Suchende geführt wird, um ausgefragt zu werden, viel zu groß. Wir müssen weit mehr Ehrfurcht haben vor der Not. Auf diesem Gebiete wäre unendlich viel zu bessern. Es bleibt also vorläufig bei dem: Ich selbst muß meines Brubers, meiner Schwester Hüter sein. Wir können nicht jeder Kriegsnot abhelfen, der wir auf unserem Wege begegnen, aber wir, die von der Not der Zeit nicht allzu hart berührt sind, können ihr eine Stunde der Rast gewähren durch eine kleine Freundlichkeit, eine Hilfe, wie sie der Freund dem Freunde gewährt, einen guten Rat für die Geschäftsunkundige, eine Wegweiser für die Angeübte. Unser Generalfeldmarschall von Hindenburg fordert in der Bitte seines Geburtstages nicht in Gaben und Briefen an ihn selbst zu gedenken, ja zu allerlei guten Werken auf, die an unseren Nebenmenschen zu tun sind. Also möge jeder neben der Zeichnung von Kriegsanleihe und den Gaben für Verwundete und Hinterbliebene doch auch derer gedenken, die zusammenbrechend am Wege des Lebens liegen. Es ist viel kostbares Gut dabei, und es wäre schade um sie, wenn sie untergingen. —

Wir alle und sie auch wollen doch gern das neue Deutschland schauen, den Frieden sehen, der leise heraufdämmert, den Frieden, von dem wir glauben und hoffen, daß er groß und stark sein wird, stark wie unser Glaube an Gott und seine Gerechtigkeit. Wir alle wollen Hüter sein!



Die Sturven. Radierung von Richard Müller-Voschwig.

Die Umwertung der Werte. Von Hans Dominik.

In den letzten fünfzig Jahren ist uns das Gold der Wertmesser aller Dinge gewesen. Ein Staat nach dem anderen ging in dieser Zeit zur reinen Goldwährung über, und in der ganzen Welt wurde Gold das herrschende wertbestimmende und wertmessende Zahlungsmittel. Das gelbe Metall verdrängte das weiße, das zweitausend Jahre hindurch neben ihm Währungsgrundlage gewesen war. Denn das Silber war zu häufig geworden. Die überreichlichen südamerikanischen Silbervorkommen führten zu einer Überschwemmung des Marktes und im Anschluß daran zu einem Preissturz des zweiten Währungsmetalls. Das Wertverhältnis von einem Pfund Silber zu einem Pfund Gold stürzte in wenigen Jahren von 1:15 auf 1:30. Unsere alten Taler trugen noch die Inschrift: „XXX ein Pfund Feinsilber“. Bei einem feststehenden Goldpreis von 2700 M für das Kilogramm (1850 M für das Pfund) und dem Wertverhältnis Gold: Silber — 15:1 war ein Pfund Feinsilber auch wirklich 90 M oder 30 Taler wert. Als aber das Verhältnis auf 30:1 gefallen war, hatte der Taler nur noch 1,50 M Metallwert. Die Rolle des Silbers als Währungsgrundlage ging zu Ende.

Desto gefestigter schien dagegen die Herrschaft des Goldes, um so mehr, als die Art seines Vorkommens seine Stellung als Währungsmetall der Erde unterstützte. Ein Währungsmetall darf nicht zu plötzlich mühelos in zu großen Mengen gewonnen werden. Das hatte ja die Geschichte des Silbers gezeigt. Aber es darf auch nicht allzuar selten, sonst eignet es sich trotz allen Wertes nicht zum Wertmesser, wie der müßige Fußliche Versuch einer Platinwährung beweist.

Das Gold kam reichlich vor. Überreichlich sogar. In den südafrikanischen Goldminen, im Boden der ob solchen Goldreichtums von England schändlich vergewaltigten Burenstaaten in solchen Mengen, daß es für den Weltbedarf vieler Jahrhunderte langt. Nur ein kleines „Aber“ war dabei. Dieses Gold ist, obwohl gediegenes Gold, nicht frei. Es ist in winzigen Mengen in einem überaus harten Quarzstein eingesprenkt. Beträchtliche Massen solches goldführenden Quarzes sind im Laufe der Jahrhunderte durch atmosphärische Einflüsse zu Quarzsand zerpulvert worden. Wasser verfrachtet den Sand, schwemmt die schweren Goldkörnchen zusammen, und so entstanden die Goldflüssen, goldhaltige Sande, denen die Goldgräber und Goldwäscher mit Schaufel und Waschanne zu Leibe gingen.

Über längst sind diese leicht zugänglichen Schätze in Afrika gehoben. Übrig blieb nur der massive goldführende Quarzfels, der allein mit den Mitteln der neuzeitlichen Technik und des Großbetriebes ausgebeutet werden kann. Der Stein enthält im Kubikmeter etwa 10 Gramm Gold, in einem gewaltigen Block von etwa 3000 Kilogramm Gewicht eine Messerspitze gediegenes Goldes im Handelswerte von 27,50 M . Der Stein muß in den bis zu 1500 Meter tiefen Gruben gebrochen und zu Tage gefördert werden. In mächtigen ausnahmslos elektrisch betriebenen Brechern muß das harte Fördergut zu Apfelgröße gebrochen, in Hochwerken mit Tausenden von Pferde-

stärken zu feinstem Quarzsand zerpocht werden. Und nach aller dieser Leistung und Arbeit ist der neuzeitliche Großbetrieb zwar endlich beim goldhaltigen Sand, aber immer noch nicht so weit wie der alte Goldwäscher, der gleich beim Beginn seiner Arbeit von der Natur angereicherten Goldsand vor sich hatte. Durch Waschen, durch Amalgamierung und schließlich durch Cyanauslaugung werden dem Sande etwa 9,75 von den darin enthaltenen 10 Gramm Gold abgenommen und damit ist die Goldgewinnung beendet. Die Unkosten sind so hoch, daß die Unternehmer nur einen angemessenen Gewinn haben, wenn sie das Feingold zu dem bereits genannten Preis auf den Markt bringen.

In dieser Weise wird seit zwanzig Jahren in Australien und Afrika, den Haupterzeugungsländern, die Goldindustrie betrieben. Zurzeit sind etwa 250 000 Pferdekräfte in den afrikanischen Minen installiert und arbeiten 7500 Stunden im Jahre. Vor dem Kriege war es aber ein Lieblingsplan der englischen Hochfinanz, die nach Millionen von Pferdekräften zählende Kraft der Zambesiälle zu elektrifizieren, in das Minengebiet zu leiten und die Goldgewinnung zu vervielfachen.

Und nun nach dieser Schilderung der Verhältnisse wiederum eine theoretische Frage. Was für eine Währung ist dies eigentlich? Der Währungsträger, das Gold, ist in praktisch unbegrenzter Menge vorhanden. Aber es kann nur durch den Aufwand einer recht großen Menge von Maschinenarbeit gewonnen werden. Für ein Gramm Gold im Werte von 2,75 M sind etwa 40 bis 50 Pferdekraftstunden aufzuwenden. Erst danach gewinnt das solange wertlose Mineral seinen Marktwert. Aber auch die Pferdekraftstunde hat in der Welt ihren Wert. Er schwankt von 1 Pfennig an den ganz großen Wasserkräften bis zu 10 Pfennigen in der kleinen Dampfzentrale. Bei einem Mittelpreis von 5 Pfennigen sind 50 Pferdekraftstunden 2,50 M wert. Arbeit im Werte von 2,50 M wurde also geleistet, um Währungsmetall im Werte von 2,75 M aus dem Urerz zu schaffen.

Es scheint doch beinahe, als ob hier die reine Metallwährung bereits seit Jahren bedroht war. Nehmen wir einmal an, es wäre nicht zum Weltkrieg gekommen und die Elektrifizierung der großen afrikanischen Wasserkräfte wäre durchgeführt worden. Mit dem Erfolge etwa, daß die neuen Kraftwerke die Pferdekraftstunde mit 1,5 Pfennig im Minengebiet anbieten konnten und 7 Milliarden Pferdekraftstunden im Jahr auf den Markt brachten. Zwei Möglichkeiten bestanden dann.

Entweder die Kraftbesitzer forderten trotz der billigen Herstellung 5 bis 6 Pfennig für die Kraftstunde, und sahen zu, wieviel von ihrer Ware sie zu diesem Preise an die Minen los wurden. Dann mußte der Goldpreis jedenfalls fest bleiben, bestimmt durch Selbstkosten plus Unternehmergewinn. Oder aber die Kraftbesitzer stellten ihren Preis für die Kraftstunde nach dem Satz: Selbstkosten plus vernünftiger Gewinn. Dann war bei dem bestehenden Goldpreis die Anregung gegeben,

Den deutschen Frauen. Von Hans Rauschnabel.

Euch, die sich in stummer Pein
Härmen um der Kämpfer Leben,
Trost und milden Sonnenschein,
Wo sie keinen haben, geben,
Wunschlos, jeder Lust entsagen
Und auf Freuden gern verzichten,
Stündlich sich mit Schwerem plagen,
Und sich täglich neu verpflichten, —
Ihr habt unser Herz gerührt,
Euch den Kranz, der uns gebührt!

Wenn wir einst in Marmorstein
Graben unsrer Helden Namen,
Wenn um Silberlettern Schein
Sich die güldnen Kränze rahmen,
Wenn die stolzen Säulen ragen
Hoch hinauf in Himmelsbläue,
Rührend von den Siegestagen
Und von alter, deutscher Treue —
Sei's uns heil'ge, teure Pflicht:
Euch den Kranz, den man uns flieht!

die Goldherzeugung um ein vielfaches zu erhöhen. Eine Überwindung des Marktes mit sehr wesentlich unter dem Marktpreise gewonnenen Golde mußte aber danach die erste, ein Preissturz die zweite Folge sein. Wie nun solcher Sturz eines Metalles, auf dem sich die Währung und die Münzsysteme der Erde gründen, volkswirtschaftlich in die Erscheinung tritt, soll hier nicht unterucht werden.

Wiel wichtiger erscheint der enge Zusammenhang zwischen dem Preise nutzbarer Maschinenarbeit und dem Goldpreise, der sich hier zeigt und der auch bei dauerndem Frieden sicher zu allerlei Konsequenzen und Entwicklungen geführt hätte.

Die Edelmetalle Gold und Silber verdanken ihre langjährige Rolle als Nahrungs- und Münzmetalle ihren besonderen Eigenschaften. Gediegen vorkommend, unempfindlich gegen tausend Wirkungen, denen unedles Metall schnell erliegt, leicht zu bearbeiten und erfreulich anzusehen, nach Gewicht und Menge unveränderlich wurden sie seit unvorfindlichen Zeiten allgemein begehrt. Damit aber begann ihre Rolle als Zahlungsmittel. Sie lösten erst einmal die Zahlung in Naturalien und den Tausch ab, um mit fortschreitender Geldwirtschaft und Finanztechnik Zahlungsmetalle zu werden. Als Zahlungsmittel hat sie das Papier längst überflügelt, als Nahrungsmittel hat sich das Gold bis jetzt gehalten. Geführt freilich, wie gezeigt wurde, auf den Preis der Maschinenarbeit.

Nun wird die Frage gestellt, ob dieser Zusammenhang zwischen Arbeits- und Goldpreis berechtigt und gesund ist. Berechtigt zweifellos, denn die Maschinenarbeit, die Möglichkeit Maschinen billig arbeiten zu lassen, haben der Welt der letzten hundert Jahre das Gepräge gegeben. Die Volkswirtschaft der einzelnen Nationen und die ganze Weltwirtschaft hängen heute viel mehr von der Maschinenarbeit als vom Golde ab, wofür gerade jetzt die Kohlenfrage in allen Ländern Europas de iure spricht. Ein Volk mit Goldüberfluß aber ohne Kohlen ist nicht nur zum Stillstand, sondern zum Rückschritt verurteilt. Die Maschinenarbeit und ihr Speicher, die Kohle, sind heute recht eigentlich die grundlegenden Werte. Ihre verfügbare Menge und ihr Preis bestimmen nicht nur Wohlbehagen und Wohlfahrt, sondern die Existenzmöglichkeit der Völker.

An zweiter Stelle wurde gefragt, ob der in Afrika seit dreißig Jahren tatsächlich bestehende Zusammenhang zwischen Maschinenarbeit und Goldpreis auch gesund sei. Diese Frage aber kann nicht ohne weiteres bejaht werden. Ein Beispiel mag die Verhältnisse erläutern. Auch im Meerwasser kommt gelöstes Gold vor. In tausend Kubikmetern nur der Bruchteil eines Grammes. Aber das Weltmeer enthält etwa 500 000 Billionen Kubikmeter Wasser. Sind in einer Million Kubikmetern auch nur 4 Gramm Gold vorhanden, so enthält das Weltmeer 2000 Milliarden Gramm Gold im Werte von 5400 Milliarden Mark. Ungefähr ebenso hoch schätzt man den Wert der in deutschem Boden schlummernden Steinkohlenvorräte.

Gesetzt nun den Fall, es wäre der deutschen Technik gelungen, unter Aufwand der gesamten eigenen Kohle alles Gold aus dem Meere zu gewinnen und einen Goldschatz von 5400 Milliarden Mark zu kapeln. Volkswirtschaftlich könnte man aber ein solches Unternehmen vielleicht noch streiten, aber technisch und naturwissenschaftlich wäre es jedenfalls ein großer Anflug. Denn der Prozeß ist nicht umkehrbar. Die Energie, die in unserem Kohlenreiche steckt, wären wir ein für allemal los. Wir können sie nicht etwa wieder zurückgewinnen, indem wir das Gold wieder im Meerwasser auflösen. Wir fassen ohne eigene Energie auf dem Goldberge, und ob uns ein anderer für unser Gold Energie verkaufen will, das hinget ganz von dem anderen ab.

Das ist der springende Punkt der ganzen Frage, daß bei der modernen Art der Goldgewinnung gewaltige Arbeitsmengen unwiederbringlich verbraucht werden. Zwar wurden 50 Pferdekraftstunden angelegt, um ein Gramm Feingold zu gewinnen, aber diese Stunden sind nun verloren, in Form von Wärme im Weltall zerstreut. Das Gold, das dafür gewonnen wurde, hat nach wie vor nur Viehhäberwert.

Ganz anders die Steinkohle. Das Kilogramm guter westfälischer Steinkohle ist wirklich Energieträger. Es enthält theoretisch eine Arbeitsmenge von 8 Millionen Meterkilogramm oder 12 Pferdekraftstunden, von denen wir immerhin 20 Prozent in guten Maschinen gewinnen können. Es hat keinen Viehhäberwert, sondern realen Sachwert, setzen nur Maschinenarbeit ein Wertgegenstand ist.

Nun sind wir mit unseren Betrachtungen bis in die jüngste Gegenwart gelangt. Vielleicht schienen sie manchem Leser

schon allzu revolutionär und bedenklich, denn das Dogma von der wertmessen Kraft des Goldes gilt seit geraumer Zeit als unantastbar. Aber der Krieg hat uns ja wieder recht deutlich gezeigt, daß Gold allein nicht Werte schaffen und erhalten kann. In allen Kriegen des Mittelalters und weiter bis zum Siebenjährigen Kriege war ein gut gefüllter Goldschatz gleichbedeutend mit einem willigen Söldnerheer, war ein sehr realer Machtfaktor.

Heute könnte uns alles Gold nicht retten, wenn wir nicht Kohle und Eisen in überreichem Maße besäßen. Die Kohle liefert uns die Arbeitsstunden, mit denen wir aus unserem Eisen die Waffen für diesen Gigantenkampf schmieden. Kohle und Eisen sind die beiden Machtfaktoren künftiger staatlicher und privatwirtschaftlicher Entwicklung geworden, aber die Kohle ist in Friedenszeiten der wichtigere. Das beweist die Geschichte Schwedens, das bei vorzüglichem Eisenvorkommen aber ohne Kohlenreiche keine Industriemacht zu werden vermochte.

Die vier Kohlenländer der Welt, England, Deutschland, Frankreich und Amerika, spielen im jetzigen Kampfe die Hauptrolle und es sind vornehmlich Industrienächte, die hier aufeinanderprallen. England will nicht viel von uns. Nur die Saarkohlen für Frankreich, die Ruhrkohlen für Belgien und die schlesische Kohle für Rußland. Aber die Amputation würde genügen, um Deutschland zu töten.

Nach den am meisten gebilligten geologischen Schätzungen reichen die deutschen Kohlenreiche unter Beibehaltung der jetzigen Jahresförderung von 200 Millionen Tonnen im Werte von etwa 4 Milliarden Mark noch auf etwa 1300 Jahre. Es ist also die Entwicklungsmöglichkeit für mehr als tausend Jahre, die man uns mit unseren Kohlenlagern nehmen möchte und es ist nebenbei bemerkt ein Objekt von mehr als 5000 Milliarden Mark. Ein Objekt, das wir im eigenen Lande haben und von dem die kohlenarmen Länder uns abkaufen müssen, was sie benötigen. Unser Kohlen- und Eisenschatz sichert uns den Sieg in diesem Weltkampf, und unser Kohlen- und Eisenschatz macht uns nach Friedensschluß trotz aller Pariser und Petersburger Wirtschaftskonferenzen zu Herren des Weltmarktes.

Und nun zum letztenmal die Frage: Wird das Gold, nachdem es aufgehört hat ein realer Machtfaktor zu sein, sich als Zahlungsmittel halten können, oder wird etwas anderes an seine Stelle treten? Nur die Zeit, nur die Entwicklung selbst können die Antwort geben. Aber die Umwertung der Werte hat begonnen. In diesen Wochen des scharfen U-Bootkrieges beginnt unsere Auslandsvaluta, die wir mit unserem Golde nicht stützen konnten, unter dem Einfluß der praktisch in Europa bestehenden Kohlenwährung zu gelinden. Mit Gold können wir heute bei den Neutralen wenig, für Kohle alles kaufen. Unser Goldvorrat ist ein künstliches Gebilde und muß vom Auslande her genährt und aufgefüllt werden. Unser Kohlenreich ist für Jahrhunderte unerschöpflich. Viele Gründe sprechen also dafür, daß die kommende fünfzigjährige Friedensperiode, die erfahrungsgemäß auf große Kriege zu folgen pflegt, uns eine neue dem technischen Zeitalter angepasste Währung, die Energiewährung bringen wird. Eine Währung, die als Rechnungseinheit etwa die Kilowattstunde oder das Kilowattjahr benutzt, und nicht durch die Goldvorräte in den Gewölben der Reichsbank, sondern durch die Kohlenvorkommen gedeckt und gestützt wird.

Man wird der Kohle gegenüber zwei gewichtige Einwände erheben. Erstens, daß sie in ihrer Beschaffenheit nicht genügend gleichmäßig sei, um als Zahlungsbasis zu dienen, und zweitens, daß ihr Gewicht und Volumen im Verhältnis zu ihrem Werte zu groß seien. Der erste Einwand wird hinfallen, sobald man als Währungseinheit nicht den Energieträger, die Kohle, sondern die Energie selbst, die Kilowattstunde nimmt. Eine Kilowattstunde ist und bleibt eine Kilowattstunde, ganz gleich, ob sie in 0,4 Kilogramm besser Steinkohle oder in 1,5 Kilogramm leichter Braunkohle steckt. Ebenso wie ein Gramm Gold seinen festen Wert hat, gleichviel ob es chemisch rein oder mit diverser Kupfer oder Silber legiert ist. Aber den zweiten Einwand kann nur die Praxis entscheiden.

Vielleicht führt die Entwicklung erst einmal zu einer Art Doppelwährung in der Weise, daß Gold und Energie nebeneinander und im gegenseitig festgelegten Verhältnis zueinander die Währungsgrundlage abgeben. Anfänge zu solcher Entwicklung waren ja zweifellos schon in Südafrika vorhanden. In jedem Falle sind diese Dinge durch den Weltkrieg gehörig in Fluß gekommen, und das erste Friedensjahrzehnt wird auf diesem Gebiete wahrscheinlich manches Neue und Überraschende bringen.



Herbstabend. Gemälde von Prof. Wilhelm Ludwig Lehmann.

Werkzeuge und Hilfsmittel der auswärtigen Politik.

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Freunde wie Feinde haben während der letzten Jahre der Tätigkeit des Reichskanzlers Fürsten Bismarck übereinstimmend ihm den Vorwurf gemacht, daß seine Auffassungen und Maßnahmen in inneren Angelegenheiten Deutschlands oft verfehlt, ja schädlich gewesen seien. So großen Nutzen seine Überlegenheit in allen auswärtigen Fragen dem Reiche eingebracht, soviel Schaden habe seine Verkennung der Lage und der Stimmungen im Inneren nur zu häufig verursacht. Eine gewisse Berechtigung wird heute, wo man die Dinge in der Vergangenheit ruhiger und nüchterner betrachtet, jener Klage selbst von den wärmsten Verehrern des ersten Kanzlers nicht abgeprochen werden können. Man ist sich allseitig darüber einig, daß Kulturkampf und Sozialistengesetz z. B. weit mehr Schaden als Nutzen geschaffen haben. Ein nächstliegender Freund und Verehrer des großen Staatsmannes, wie Lothar Bucher, beklagte einmal gelegentlich einiger Ansehen erregenden Mißgriffe Bismarcks in der Wahl von Persönlichkeiten, er habe manchmal an einer „Art moralischer Kurzsichtigkeit“ gelitten. So scharf und richtig er den Charakter fremder Staatsmänner oft nur aus ihren Reden und Briefen erkannt habe, so leicht habe er in der Beurteilung von Leuten, mit denen er persönlich in nähere Berührung gekommen, sich oft schwer getäuscht. — Die Ereignisse während seiner letzten Lebensjahre haben diese Ansicht ja leider nur zu sehr bestätigt. — Ähnlich scheint es beim Fürsten Bismarck mit der Beurteilung der Wirkung seiner Maßregeln in wirtschaftlichen Angelegenheiten des Staats gestanden zu haben. Vielleicht schätzte er die Gefühle und Ansichten der Massen zu sehr nach seinem eignen überlegenen Maßstabe ein. Vielleicht war ihm durch die lange, vorwiegende Beschäftigung mit auswärtigen Dingen das richtige Maß für die Seele der Massen in Dingen, die sie mehr mit ihrem Gefühl als ihrem Verstand betrachten, verloren gegangen.

Wahrscheinlich ist diese Schwäche der Bismarckschen Politik nicht ohne Einfluß bei der Wahl seines Nachfolgers gewesen. Eine überragende, erfolgreiche, vom Vertrauen der Nation getragene Persönlichkeit für den schwierigen Posten war damals nicht vorhanden. Der Fürst hatte bekanntermaßen in der Absicht, sein Amt einst in die Hände seines ältesten Sohnes zu legen, es stets sorgsam vermieden, einen möglichen Nachfolger heranzubilden. Wohl oder übel mußte Kaiser Wilhelm mit dieser Sachlage rechnen. Er traute sich aber zu, nach den in den ersten Regierungsjahren gemachten Erfahrungen,

selbst das Reichsschiff durch die Welt führen zu können, und legte daher bei dem neuen Kanzler mehr auf Plichttreue und Zuverlässigkeit, als auf besondere Sachkenntnis Wert. Dieselbe Erwägung scheint ihn bei der Wahl des Herbert v. Bismarck abfösenden Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes geleitet zu haben. Indem er auf diesen Posten den Vertreter Badens im Bundesrat, einen aus der Staatsanwaltschaft hervorgegangenen, mit dem fremden Ausland und seinen Schwierigkeiten nicht vertrauten Mann setzte, leitete ihn wohl hauptsächlich die Rücksicht auf die Verhältnisse zwischen den Bundesstaaten, die damals eine besonders vorsichtige Behandlung verlangten. Der Posten des Leiters des Auswärtigen Amtes ist von da an nur noch mit Beamten des Auswärtigen Dienstes besetzt worden. Die Herren v. Bülow, v. Schön, Thiering, v. Räderlen, v. Jagow, v. Kühlmann wie früher Gatzert und H. v. Bismarck haben vor ihrer Ernennung das Reich als Gesandte oder als Vörschaffer im Auslande vertreten. Herr v. Rüdthofen, der aus dem Konsulardienst hervorgegangen war und lange als Vertreter der deutschen Gläubiger in Ägypten gewaltet hatte, arbeitete vor der Übernahme des Staatssekretariats als Kolonialdirektor und nachher als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte. Den letzteren Posten hat auch der früher als Konsul in China tätige Staatssekretär Zimmermann innegehabt. Mit dem Amte des Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Amte sind jederzeit nur Beamte aus der auswärtigen Laufbahn betraut gewesen. Dr. Busch war vor der Berufung nach Berlin Dragoman im Orient, H. v. Bismarck, Graf Berchem, Freiherr v. Rothenhan hatten diplomatische Posten bekleidet; Rüdthofen, Mühlberg, Dr. Sternberg und Zimmermann hatten ihren Weg in der konsularischen Laufbahn gemacht. Von den Nachfolgern Bismarcks im Kanzleramt sind dagegen nur noch zwei aus dem auswärtigen Dienste hervorgegangen: Fürst Hohenlohe und Fürst Bülow. Ersterer war dabei auch noch seit seiner Tätigkeit als Vörschaffer in Paris jahrelang als Statthalter in Elsaß-Lothringen tätig gewesen. Bethmann Hollweg und Michaelis sind beide aus der reinen inneren Verwaltungslaufbahn gekommen, die bei letzterem allerdings durch eine Zeit der Lehrtätigkeit an der Universität in Tokio unterbrochen war.

Wie weit diese Auswahl des obersten Leiters der Reichsgeschäfte aus der innern Verwaltung in den schwierigen letzten Jahren die Gestaltung der äußeren Lage des Reichs beeinflusst hat, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit feststellen.



Tatsache ist, daß in Frankreich, wo das Staatsoberhaupt ebenso wie in den Vereinigten Staaten aus den verschiedenartigsten Berufen hervorgeht, der Kosten des Leiters der auswärtigen Geschäfte fast immer, wenigstens in letzter Zeit, mit einem in ihnen aufgewachsenen Manne bezeugt worden ist. Auch in Rußland, Italien, von England ganz zu schweigen, ist man stets bemüht gewesen, in der Leitung der auswärtigen Geschäfte stets genau eingeweihte Leute zu haben und keine Lücke in den Überlieferungen und Sonderheiten dieses schwierigen Dienstes entstehen zu lassen. Angehörige der Familie Cecil, die im 16. Jahrhundert die auswärtige Politik so erfolgreich lenkte, spielen noch heute in der englischen Regierung eine hervorragende Rolle! Wie wichtig das für das Wohl der Staaten ist, beweist die Geschichte der Völker. Nur tüchtige Männer, die in diesem Berufe ergrauen und aus ihrer Erfahrung die Eigenart anderer Staaten kennen, werden in der Regel imstande sein, ihrer Aufgabe zum Nutzen ihres Vaterlandes wirklich gerecht zu werden.

Völker gut zu regieren war von jeher die schwerste Aufgabe. Viele Männer sind dazu berufen gewesen. Nicht vielen aber ist es wirklich geglückt. Die Namen der wenigen Ausserordentlichen leben dafür durch alle Zeiten in der Geschichte der Menschheit, wenn die Untertanen, ohne deren Hilfe sie wohl schwerlich ihre Erfolge errungen hätten, längst vergessen sind. Jeder dieser großen Herrscher hat ebenso viele äußere wie innere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, denn jedes Reich hat mit eifersüchtigen und begehrlichen Nachbarn rechnen müssen oder ist durch seine eigenen Bedürfnisse gezwungen gewesen, sich mit anderen Ländern gelegentlich auseinanderzusetzen. Von den ältesten Zeiten an haben daher die staatlichen Gemeinschaften der Menschheit auswärtige Politik treiben müssen. Die Werkzeuge und Hilfsmittel dieser Politik sind in allem Wechsel der Zeiten und Sitten bezeichnenderweise bis heute dieselben geblieben.

Seit der grauen Vorzeit haben gelegentliche Gesandte oder ständige Vertreter die Rechte und Bedürfnisse eines Volkes beim andern wahrgenommen. Die Unabweisbarkeit solcher Beziehungen hat zur allseitigen Einräumung der Unverletzlichkeit und anderer Vorrechte der Gesandten geführt. Dem Weltkrieg der so hochgebildeten Gegenwart erst blieb es vorbehalten, diese älteste Regel des Völkerrechts zu erschüttern. Mit den Fortschritten der allgemeinen Gesittung bildeten sich die Formen des amtlichen Verkehrs der verschiedenen Völker untereinander weiter aus. Alle neuen Erfindungen und Einrichtungen sind ihm allmählich dienstbar gemacht worden, aber daneben sind alle die alten oft sehr bedenklichen Kniffe und selbst Gewalttaten, durch die man andere Länder gelegentlich zu beeinflussen gesucht hat, im Schwange geblieben.

Der regelmäßige diplomatische Verkehr der Staaten erfolgt durch schriftliche Noten verschiedener Form. Abmachungen zwischen ihnen werden durch Notenaustausch oder Protokolle über Vereinbarungen ihrer Vertreter oder in wichtigen Fällen durch Vertragsurkunden geschlossen. Daneben laufen mündliche Besprechungen und Privatbriefe der Minister und Gesandten, nicht selten auch der Staatsoberhäupter. Daß diese sich selbst in laufende Geschäfte einmengen, ist nur ausnahmsweise der Fall. Napoleon I. wie Napoleon III., König Leopold II. von Belgien und besonders König Eduard VII. von England haben allerdings sehr häufig in wichtigen Fällen die Unterhandlungen mit anderen Ländern persönlich geführt und sind mehr als einmal ihre eigenen auswärtigen Minister gewesen. In der Regel haben sich indessen Fürsichtlichkeiten auf den Versuch beschränkt, gelegentlich durch Privatbriefe, Besuche, Orden, Titel, Geschenke, Festlichkeiten u. dgl. maßgebende Persönlichkeiten des Auslands in ihrem Sinne zu beeinflussen. Von großer Bedeutung waren von jeher in den Beziehungen der Völker finanzielle Fragen. England hat vom 16. Jahrhundert an fremde Staaten durch Geldunterstützungen seinen Zwecken dienstbar gemacht. Holland hätte den Kampf gegen Spanien nicht ohne englische Unterstützungen durchzuführen vermocht, und ebensowenig wäre Preußen im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts imstande gewesen, ohne englisches Geld den Kampf gegen seine Feinde erfolgreich durchzuführen. Wie englisches Geld haben finanzielle Beihilfen von Frankreich und Rußland in den letzten Jahrhunderten nicht selten den Gang der Ereignisse stark beeinflußt. Welche Rolle Englands und Amerikas Milliarden im heutigen Weltkrieg spielen, ist ja allmählich der ganzen Welt offenbar geworden. Von

ähnlicher Bedeutung für die Entwicklung der Beziehungen der Völker sind im Laufe der Zeiten Vorteile auf dem Gebiete von Handel, Gewerbe und Schifffahrt gewesen. Mehr als einmal ist ein Staatsmann von seinen Gegnern beschuldigt worden, aus persönlichen Gründen auf diesem Gebiete das Ausland zum Nachteil des eigenen Staates begünstigt zu haben. Nachzuweisen ist das freilich in der Regel ebensowenig gewesen wie der Verdacht der Vestecklichkeit einzelner hoher Beamter durchs Ausland. In dieser Hinsicht ist zuverlässig nur die Tatsache festgestellt, daß Karl II. und Jakob II. von England und verschiedene ihrer Vertrauten ansehnliche Summen vom König Ludwig XIV. eingestrichen haben! Auch in den Vereinigten Staaten, wo die Präsidenten Nookevelt und Wilson wiederholt öffentlich sich über die Vestecklichkeit einflußreicher Leute beschwert haben, soll nach Wilsons Angabe nur ein Fall, wo ein Staatssekretär für Geld unerlaubte Zugeständnisse gemacht hat, zweifellos klarzustellen gewesen sein.

Daß es mit gewalttätiger Beseitigung unbequemer Persönlichkeiten, wie es zu dem beliebtesten Hilfsmittel der jungfräulichen Königin Elisabeth gehörte, noch heute gelegentlich versucht wird, haben die Geheimpolizei der Napoleone, der Zaren und noch ganz neuerdings die diplomatische Vertretung Englands in verschiedenen Staaten bewiesen. In den seltensten Fällen nur kommen solche Verbrechen zur öffentlichen Kenntnis. In das Gebiet der alten Mährregeln auf diplomatischem Gebiete gehört auch die Spionage durch unverdächtige Personen und die Beeinflussung wichtiger Leute durch geheime Agenten, besonders durch Damen. Frankreich war auf diesem Gebiete stets besonders geschickt. Wie es Friedrich den Großen durch Voltaire auszuordnen verstand, hat es den Vorleser Gerard in die Nähe der Kaiserin Augusta gebracht. Welche Rolle die Gräfin Castiglione, Frau v. Krudener, Frau J. Adam ferner gespielt haben, von spionierenden Kunstleuten u. dgl. zu schweigen, ist geschichtskundig. Aber auch Rußland ist oft durch unverdächtig auftretende geheime Agenten im Auslande gut bedient worden.

Erst in neuerer Zeit ausgebildet worden ist die Verwendung der Presse, Kunst und Technik für Beeinflussung des Auslands. Versuche mit ersterer sind jahrhundertlang gemacht worden, hatten aber vor Erfindung der Bahnen und Telegraphen nur geringen Erfolg. Heute steht die Presse in betreff der Beeinflussung der öffentlichen Meinung an der Spitze. Ihre geschickte Verwendung durch die Feinde hat Deutschland schweren Schaden auf allen Gebieten eingebracht. Angelegentlich Personlichkeiten und ungeschickte Handhabung dieser Waffe haben geradezu verhindert, daß Deutschland auch nur die neutrale Welt über die wahre Sachlage in diesem Kampfe aufzuklären imstande war. Phonograph und Kinetograph, Erfindungen, die besonders die ungebildeten Massen auf dem Lande tiefgehend beeinflussen, haben sich ebenfalls als sehr wichtige Mittel erwiesen, um die Seelen der Völker zu gewinnen. Auch diese neuen Waffen hat man in Deutschland ebensowenig wie das Theater in genügender Weise für unsere gerechte Sache dienstbar zu machen verstanden. Erst nachdem England und Frankreich damit bereits in der ganzen Welt in geschicktester Weise Deutschland herabzusetzen und verächtlich zu machen imstande gewesen waren, hat man ihr Beispiel in bescheidenem Maße nachzuahmen versucht. Dabei hat es in Deutschland weder an der nötigen Anregung noch an geeigneten Persönlichkeiten u. dgl. gefehlt.

Soviel steht schon heute fest: in den Werkzeugen und Geplagenheiten der auswärtigen Staatskunst ist nach diesem Kriege ein vollständiger und tiefgreifender Umschwung unvermeidbar. Alles Veralte muß rücksichtslos beseitigt, alles genau auf den bestimmten Zweck eingestellt werden! Mit den alten Überlieferungen und Formeln ist fortan im Verkehr der Völker nichts mehr anzufangen. Höfische Rücksichten, die früher eine so große Rolle spielten, sind nach dem Sturz der meisten Throne im Auslande nicht mehr erforderlich. Der Vertreter Deutschlands muß in Zukunft in erster Linie Kenner der Seelen im Auslande sein und das Geschick besitzen, seine Handlungen danach einzurichten. Zu Hause aber wird es künftig nicht allein darauf ankommen, die Wünsche und Bedürfnisse des eigenen Landes richtig zu erkennen, sondern auch jederzeit genau zu beobachten, wie sich diese Bedürfnisse zu denen anderer Länder verhalten und ob und wie weit es jederzeit möglich ist, ihnen ohne Gefährdung der Sicherheit des Staats Befriedigung zu verschaffen. Von dem Wahne, Freunde in der Not außerhalb der eigenen Grenzen zu besitzen, dürfte das deutsche Volk wohl geheilt sein.



Einfahrt eines österreichischen Hospitalschiffes in einem dalmatinischen Hafen.
Zeichnung von Prof. M. Zeno Diemer.

Liebespruch. Von Ruth von Ostau.

Nicht deine Liebe sollst du mir schenken,
Nur stilles, tiefes, treues Gedenden,

Nur, daß ich weiß, du hielst mir die Hände,
Wenn ich einmal im Dunkeln stände.

Das Trauderl. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers.

Novelle von Emil Erll. (Schluß)

Ach, wer möchte all die schrecklichen Bilder, unzählige Male geschildert, unzählige Male erlebt, noch einmal vor dem Auge der Erinnerung vorüberziehen lassen? Ich wollte ja eigentlich gar nicht vom Krieg erzählen, sondern vom Trauderl...

In vielen Stellen war der Feind in unsere Schützen-

gräben einge-
drungen, wie
immer hatten
wir ihn nach
erbittertem
Handgemenge
wieder hinaus-
geworfen und
alle Linien
siegreich be-
hauptet. Ein
paarmal stand
es geradezu
verzweifelt, es
hing nur an
einem Haar,
daß wir über-
ramt und nie-
dergemacht
worden wären.
Dann rief
einer, während
er einem Rus-
sen das Bajon-
nett in den
Leib stieß:
„Denk's an
die Trauderl,
die schläft hin-
ten im Unter-
stand!“ Und
ein anderer,
der mit Hand-
granaten ar-
beitete, schrie,
heißer vom
Pulverrauch:
„Vergeß's
nit, was der
geistlich Herr
hat g'sagt!
Vergeß's nit
auf die Hoan
Häckerlen da-
hoam!“ Und
die schon Wei-
chenden stan-
den wieder.
So richtete
der Gedanke
an die Kleinen
und Behr-

losen, als deren Vertreterin in unserer Mitte der Kurat das Trauderl bezeichnet hatte, im Augenblick der höchsten Not und Gefahr den sinkenden Mut immer wieder auf. Wie ein Schützengel schwebte das verklarte Bild des armen stummen Kindes über mir und meinen Leuten, als Sinnbild gleichsam des reinen und selbstlosen Gedankens, für den wir unser Leben einsetzten. Und ich bin mir wirklich nicht sicher, ob wir diesem entschlichen, mit einer vielleicht vier- oder fünffachen Übermacht unternommenen Ansturm standgehalten hätten ohne diesen Schützengel.

Die Verluste meiner Kompanie waren groß, fast ein Fünftel des Mannschaftsstandes hat uns diese Christnacht gekostet, in der wir das Kaiserlied zwar nicht mit dem Munde, aber mit der Faust zu Ende sangen. Daß sich unter den Gefallenen, wie vorhin angedeutet, auch jener unzuverlässige Kunde befand, den ich den Platten-

bruder nann-
te, konnte ich
nicht be-
dauern. Aber
aufrichtig leid
war mir um
den geistlichen
Herrn, unsern
tapferen Ober-
kuraten. Es
hatte ihn eine
Kugel hinge-
streckt, wäh-
rend er dem
schwerverwun-
deten Platten-
bruder den
letzten Trost
spendete. Und
ich konnte mir
nicht helfen —
es kam mir
wie eine teufl-
ische Tücke
des Schicksals
vor, daß dieser
Halunke noch
einen so treff-
lichen und
herzensguten
Mann mit sich
ins Schatten-
reich hinunter-
riß...

Als ich im
grauen
Morgen nach
dem Unter-
stand zurück-
kehrte, fand ich
das Trauderl
auf einem
Strohsack lie-
gen. Schla-
fend. Sie hat-
te das neue
himmelblaue
Kleidchen des
Schneiders
Knapf an (der
leider auch ge-
fallen war)

und hielt ihre Puppe zärtlich an die Brust gedrückt. Über dem kleinen Gesichtchen lag der friedliche Ernst des tiefen und ruhigen Kinderschlafes. Ich glaube, daß sie bald nach unserm wilden Davonstürmen, ermüdet durch die ungewohnten Freuden der Bescherung, eingeschlummert war und vom Loben der Schlacht nichts mehr hörte.

Die Frommen unter meinen Leuten behaupteten, die Mutter Gottes hätte eigens über dem Kinde gewacht. Denn das Lager war an vielen Stellen zerföhren und zerstört, nur den Unterstand, in dem die Trauderl schlief,



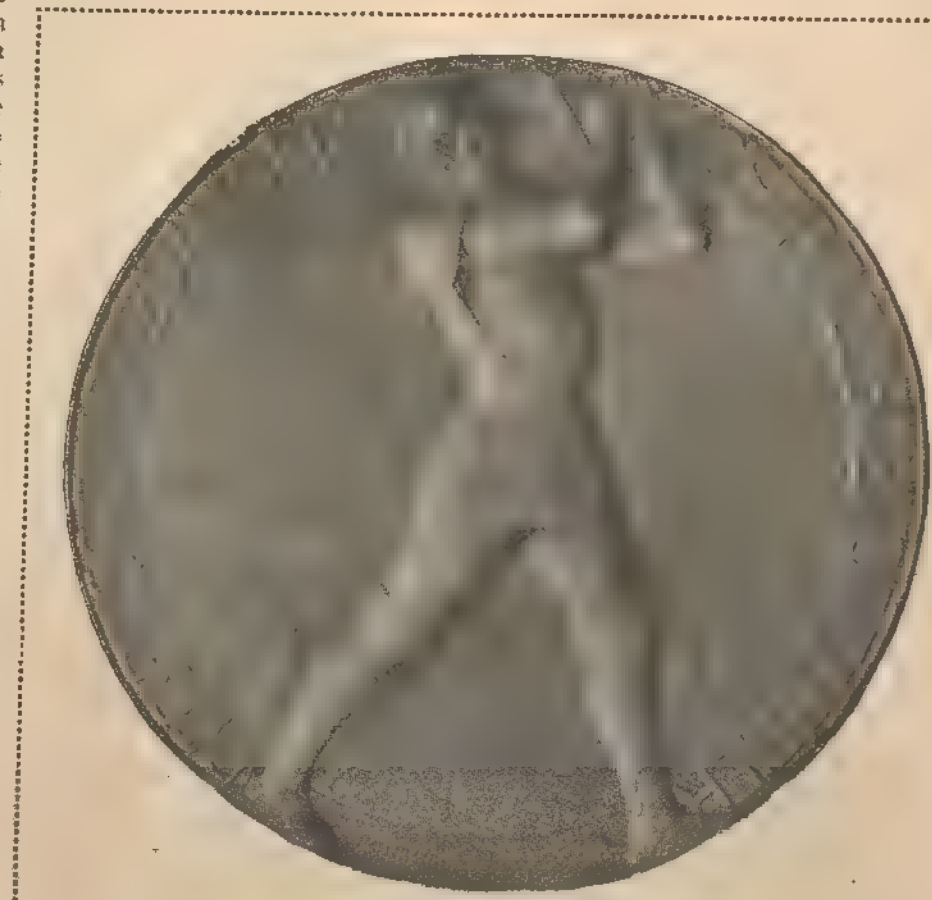
Sturmender Infanterist 1815. Federzeichnung von Prof. Anton Hoffmann.

hatten die feindlichen Granaten verschont. Sie wußte nichts von der Gefahr, in der sie sich befunden hatte, sie wußte auch nichts davon, daß sie nahe daran gewesen war, den Russen in die Hände zu fallen, hätten wir nicht wie die Löwen gekämpft. Und sie wußte nichts davon, daß der Gedanke an sie unsere Kräfte verdoppelt hatte. Sie ahnte nicht, was wir für sie, was sie für uns geleistet hatte. Sie schloß den süßen Kinderschlaf, erschöpft von Freude, und traunte wer weiß von welchem Himmel. . . Zwei Soldaten trugen sie behutsam auf dem Strohsack zu Schwester Martha zurück, ohne daß sie aufwachte.

Unser Leben lenkte nun wieder in die alten Bahnen zurück und verlief in derselben Eintönigkeit wie früher. In dieser Stelle wenigstens war den Russen das Brett

zu dick. Ihre Verluste hatten die unsrigen um ein mehrfaches überstiegen. Sie gaben die Hoffnung auf, unsere Reihen zu durchbrechen, sie behelligten uns nicht einmal und sparten wieder ihr Pulver. Es wurde nachgerade langweilig. Wochenlang gab es soviel wie nichts zu tun, ohne meine Trauderl wäre ich vor Langerweile gestorben. Meine einzige Abwechslung bestand darin, daß sie mich wieder ab und zu besuchen kommen durfte.

Sie fuhr fort, sie die Bilderbücher ansehen zu lassen, ihr daraus vorzulesen und die



Rückseite der Hindenburg-Medaille. Modelliert von A. Löwental, Berlin. (Münzenhandlung Robert Wall Nachf., Berlin.)

Rechnungen zu erklären, und beobachtete mit Freude, wie ihr Verständnis sich erweiterte. Manchmal durfte ich es jetzt schon mit einem längeren Märchen versuchen. Aber am liebsten kehrte sie doch immer wieder zu den kurzen Kinderversen zurück. Die Geschichten vom Raben im Schnee, der ein „kohl-schwarz Röcklein“ anhat, und andere Gedichtchen aus dem Speckerschen Fabelbuch wußte sie sicher längst auswendig, und manchmal formte sie den Mund, daß ich meinte, jetzt und jetzt wurde sie mir das Wort von den Lippen nehmen und selbst zu sprechen anfangen:

„Guck aus der Luft so frisch und munter
Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter.“

Aber damit war es nichts. Die Seele freilich hätte sprechen können, aber die Zunge gehorchte nicht — oder was sonst die Ursache sein mochte: der Mund blieb stumm.

Wir gingen jetzt auch öfters ins Freie; der Schnee schmolz ab, und Frühlingslüfte erwachten. Hinter dem Lager, wo es keine Schützengräben mehr gab, wuchsen Schneeglöckchen und sogar schon Veilchen an den Weg-rainen. Wenn Trauderl meinen überschüssigen Mund-

vorrat an die Raben verfüttert hatte, die in Schwärmen auf den hohen Bäumen in der Nähe des Pflegeheim-parkes saßen und die zugeworfenen Brocken geschickt in der Luft zu haschen wußten, so pflückte sie gern ein Sträuß-chen Frühlingsblumen und war selig, wenn ich meinen Uniformrock damit schmückte. Als aber dann wieder eine endlose Regenzeit eintrat, stellten wir unsere Ausflüge ein, der Aufenthalt im Unterstand war unter solchen Umständen vorzuziehen. Und da wir nicht immer lesen konnten, versuchte ich es, sie Mundharmonika spielen zu lehren. Sobald sie einiges davon begriffen hatte, fand sie großes Vergnügen daran und wußte es bei Schwester Martha durchzusetzen, daß sie nun fast täglich am Nach-mittag zu mir in den Unterstand kommen durfte.

Ich hatte ein zweites Instrument kommen lassen,

und so saßen wir denn einmal beisammen und flöteten um die Wette, als es an die Tür klopfte und ein lieber Kamerad eintrat, der der Regiments-Adjutantur zugeteilt war. Wir begrüßten einander freundschaftlich, er nahm Platz, plauderte von allem möglichen und rauchte eine Zigarette um die andere. Endlich merkte ich doch, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und entschloß mich geradeaus zu fragen, was es sei. Bögern ersuchte er mich um eine Unterredung unter vier Augen, und da es ohnedies gegen Abend ging, sagte ich dem Kinde Gute-

nacht und befohl meinem Burschen, der bereits draußen wartete, das Trauderl zur Krankenabteilung zurückzubringen. Nun waren wir allein und saßen einander gegenüber.

Oberleutnant Homann, ein flotter, feiner und hochgebildeter Reiteroffizier, war im gewöhnlichen Leben was man einen lieben Kerl nennt. Heiter, teilnehmend, zartfühlend, mit der Schwäche des richtigen Österreicher belastet, die zugleich seine Stärke ist: ich meine die Gabe, den Nebenmenschen gelten zu lassen, sich mit aller Rücksicht und Schonung in dessen besondere Art hineinzu finden. Er fing mit lebenswürdigen Entschuldigungen an, es war ihm offenbar peinlich, mich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die dauernde Unterbringung des Kindes beim Verpflegspark sowie dessen wiederholte Anwesenheit in meinem Unterstand übel vermerkt worden und ganz-lich unzulässig sei.

Es tue ihm aufrichtig leid, sagte er, aber die Kleine, an der ich soviel harmlose Freude gefunden, werde mir weggenommen werden müssen, und da er wisse, wie nahe mir das gehen würde, wolle er mich im Vertrauen dar-

auf vorbereiten. Nun wußte ich auch, was es zu bedeuten hätte, wenn er seinem Befehl nachkomme und mir melde, daß der Oberst gelegentlich mit mir zu sprechen wünsche.

Ich hing mit ganzem Herzen an unserm Oberst, der eine redliche und warme Soldatenmatur war, und es rührte, ja, es beschämte mich geradezu, daß er, der doch ohne weiteres befehlen konnte, die Trauderl sei abzu-schaffen, mir das Gutmachen meiner Ordnungswidrigkeit gewissermaßen selbst anheimstellte, indem er mir nur den „Wunsch“ ausdrücken ließ, mich „gelegentlich“ bei ihm einzufinden. Ich fühlte darin dieselbe zarte Schonung, wie Homann sie geübt hatte. Und wie man nun schon bei uns im Guten eher etwas richtet als mit Strenge, so empfand ich sofort die aufrichtigste Reue über mein unvorschriftsmäßiges Verhalten und verpfändete dem Adjutanten mein Wort, daß ich unverzüglich das Entsprechende veranlassen würde, um die Sache ins richtige Geleis zu bringen.

Wirklich unternahm ich auch noch denselben Abend alle nötigen Schritte, und andern Tags in aller Früh konnte ich dem Oberst die gehorsamste Meldung erstatten, daß jede Vorkehrung getroffen sei, das stumme Findel-kind mit nächster Beförderung Gelegenheit ins Hinterland abzuschicken. Das ersparte mir allerdings nicht den wohlverdienten scharfen Verweis, der zu meinem Leid-weisen, weil sie dabei durch die Finger gesehen hätten, auch auf meine unmittelbaren Vorgesetzten ausgedehnt wurde; doch konnte ich aus der Haltung, mit der der Oberst mich verabschiedete, die Hoffnung schöpfen, daß es nur an mir selbst liegen würde, mir sein Vertrauen mit der Zeit zurückzugewinnen.

Hierin lag nun freilich ein gewisser Trost; auch regte sich eine Stimme in mir, die mir sagte, es seien mit der Aufhebung eines durch meine Inkorrektheit oder

meinen Leichtsinns (oder wie man es sonst nennen will) herbeigeführten Zustandes endlich Vernunft und Ordnung wieder in ihre Rechte eingesetzt worden. Aber was half alle Einsicht und Erkenntnis? Das Endergebnis blieb doch immer das herbe Weh des Scheidens.

Noch steht, als wäre es gestern gewesen, der klare, trockene Frühlingsmorgen unverbläßt vor meiner Erinnerung, wo es ans Abschiednehmen ging. Schon warteten in der Nähe des Krankendienstparkes die besackten Plan-wagen, mit zähen polnischen Pferdchen bespannt. Auf einem jeden lagen teilnahmslos ein paar Schwerverwundete neben Bergen feindlicher Uniformstücke und erbeuteter Gewehre, die zwischen Risten und schwarzen Soldaten-koffern verstaubt waren. Ein Trupp von Maroden und Leichtblessierten, die den Zug zu Fuß begleiten sollten, sammelte sich hinkend, auf Stöcke gestützt, um einen Unteroffizier, der beide Arme in Verbände gewickelt trug. Von der anderen Seite fuhrte ein Infanterist mit auf-gepflanztem Bajonett einen Haufen von vierzig oder fünfzig kriegsgefangenen Russen heran, die in den letzten Tagen übergelaufen waren und den Nachtrab bilden sollten. Und das Büßschien von einem Leutnant, der das ganze Unternehmen anzuführen hatte, ritt noch ver-schiedene Anordnungen treffend, zwischen den Fuhrwerken und Mannschaften hin und her.

Ich hatte etwas Mundvorrat mitgebracht, einige reinlich in Papier gewickelte Bäckchen als Wegzehrung für das Trauderl und einen Brotsack mit Abfällen, Fleischresten und dergleichen für die Raben, zum Ver-füttern. Denn ich wußte, wie bang einem ums Herz ist, wenn man die kurze Spanne Zeit gänzlich untätig verbringt, die uns vor einem Lebenswohlhagen meist noch geschenkt ist, und die wir in der Regel so schlecht zu verwenden wissen. Nicht nur der Trauderl, auch mir selbst wollte ich über diese peinlichen Minuten hinweg-



Bei Craonne gefangene Franzosen werden hinter die Linie gebracht Aufnahme des Bild- und Filmmannes.

helfen. Es hatte ihr immer Spaß gemacht, wenn die Raben, die auf den hohen Bäumen nisteten, die zugeworfenen Brocken in der Luft haschten; dann konnte sie auflachen und fröhlich in die Hände klatschen. So würde das gewohnte Spiel sie auch jetzt zerstreuen und erheitern und mich mit ihr — das erwartete ich wenigstens, aber ich hatte mich getäuscht.

Das Trauderl war heute wie ausgewechselt, bewegungslos und starr, ein ödliges Rätsel. Zur Reise angezogen, mit allem möglichen versehen und ausgerüstet, stand sie mit gesenktem Kopf neben Schwester Martha, die sie mütterlich versorgt hatte, und der beständig die Augen überliefen. Ich faßte die Kleine am Kinn und bog das Köpfchen zu mir herauf, ich hätte so gern noch länger in diese großen blauen Kinderaugen geschaut. Aber sie entzog mir immer wieder den Blick, weinte nicht, war auch nicht zärtlich, faßte nicht nach meiner Hand, blieb ein Rätsel.

Was eigentlich in ihr vorgehen mochte — es war mir nicht möglich dahinterzukommen. Und als ich die Schnur des Brotbeutels löste und ihr scherzend nahelegte, wie gern die Raben noch einmal gefüttert sein möchten, bewegte sie nur abweisend den Kopf, ohne den Blick vom Boden zu heben. Da warf ich selbst den Bögeln ihr Futter hin, gerade auf einen im Schatten noch übriggebliebenen Schneefleck. Sie müßten doch auch ein Tischchen haben, behauptete ich scherzend; aber Trauderl lächelte nicht. Und als einer von den Raben, die sich auf schweren Flügeln von ihren Bäumen heruntergeschwungen hatten, mit seiner Beute wieder das Weiße suchte und aus der Krone einer hohen Silberpappel sein Krächzen vernehmen ließ, übersehte ich die Rabensprache, wie ich es zu Trauderls Erheiterung wohl sonst getan, in die der Menschen:

„Hab' Dank! hab' Dank! rief er herunter.“

Aber auch damit gelang es mir nicht, dem Kinde ein Lächeln abzugewinnen. Es war als sei ihre Seele ausgelöscht.

Es gab mir einen merkwürdigen Stich im Herzen, als der Leutnant plötzlich zu uns herüberrief, alles sei fertig, die Kleine möge kommen. Schwester Martha drückte sie an ihre Brust und küßte sie, mit Tränen überströmt. Und auch ich schloß das mir so liebgewordene Kind in meine Arme und hatte Mühe meine Ergriffenheit niederzukämpfen. Dann hoben wir sie auf einen Wagen und setzten sie auf das Brett neben den Kutscher, einen Soldaten vom Fuhrwesen, den ich seit zwanzig Jahren, noch aus meiner freiwilligen Dienstzeit, als braven und besonnenen Menschen kannte. Ich staunte im stillen, daß Trauderls Augen nicht einmal feucht geworden waren. Ihre Züge verrieten keine Bewegung, sie schien teilnahmslos oder doch wenigstens in ihr Schicksal ergeben. Die Pferde zogen an, der Zug setzte sich in Bewegung. Wir standen nebeneinander, Schwester Martha und ich, und bissen die Zähne zusammen.

Nun aber weiß ich wirklich nicht, wie ich das, was in den nächsten Augenblicken geschah, so schnell erzählen oder gar niederschreiben sollte, wie es sich ereignet hat. „Höh —! Höh —! Höh —!“ schrien die Fuhrleute einander zu. Die Fußgänger gerieten in Verwirrung, der Leutnant sprengte schreiend und mit dem Säbel Zeichen gebend die ganze Marschabteilung entlang, daß dicke Staubwolken aufwirbelten. „Ganzer Zug — halt!“ schmetterte das Kommando.

„Aufhalten!“ hieß es. „Aufhalten!“ Die Gespanne wurden nach hinten gerissen, die lange Wagenreihe staute zurück. Ein Klirren von Ketten wurde vernehmbar, die Räder ächzten und scharren im Straßenschotter, die Pferde bäumten.

Noch eh' ich mir deutlich bewußt werden konnte, was eigentlich diese Störung verursacht haben könnte,

lag zu meinen Füßen — das Trauderl. Sie umfaßte meine Knie wie damals, als sie sich mir zum erstenmal genähert hatte, und ebenso wie damals hob sie ihr winziges Gesichtchen mit den großen, blauen, ängstlichen Augen zu mir empor. Ein Ausdruck von unsäglichem Leid stand darauf zu lesen, der mich bis ins Innerste erschütterte. Und ich sah, wie ihre Mundwinkel zuckten und die Lippen sich bewegten, als ob sie nach Worten ringen würde. Sie atmete schwer, sie kämpfte um Luft, stöhnte, fing zu stammeln an und plötzlich brach es hervor.

„Hab' Dank! hab' Dank!“

Tränen stürzten ihr aus den Augen und ergossen sich über die zarten Wangen, sie schluchzte, daß die schwächlichen Schultern bebten. Aber noch ehe ich sie vom Boden aufheben und warm in meine Arme nehmen konnte, hatte sie sich losgerissen und rannte zu ihrem Wagen zurück.

„Trauderl! Mein Trauderl!“

Mein Ruf ertrank in der Flut von Scheltworten, mit denen sie empfangen wurde. Und die lange Reihe von Fuhrwerken setzte sich rasselnd wieder in Bewegung. Wie eine Herde Vieh trottete das Rudel russischer Kriegsgefangener hinterdrein. Und bald sahen wir nichts mehr als die riesige Staubwolke, die ihre schweren Stiefel aufwühlte.

Plötzlich rief jemand nach Schwester Martha. Die schöne junge Frau an meiner Seite fuhr wie aus einem Traume auf und wendete sich nach dem Krankenpark zurück. Aus einer der Holzhütten des Pflegegebietes, die nicht weit hinter uns lag, war ein Soldat mit der Armbinde des Roten Kreuzes getreten und winkte ihr zu kommen. Rasch trocknete sie ihre Tränen, und während sie mir die Hand reichte, sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, das um ihre Lippen zitterte: „Gehen wir an unsere Arbeit!“

Nun, und so bin ich auch wieder an meine Arbeit gegangen, die sich bald abwechslungsreicher gestalten sollte als zuvor. Denn an irgendeiner Stelle der endlosen Front war es, ohne daß wir etwas davon gesehen oder gehört hätten, einer Heeresgruppe der Unsrigen geglückt, die feindlichen Linien zu durchstoßen. In Eilmärschen ging es jetzt hinter dem weichenenden Gegner her. Es war eine herrliche, erhebende Zeit. Aber leider durfte ich sie nicht bis zu Ende miterleben. In wenigen Wochen hatte die Armee dreißigtausend Russen gefangen genommen, die mußten nach hinten geschafft werden. Und zu den Offizieren, die zu diesem Zweck abkommandiert wurden, gehörte auch ich.

Als sich durch die Tätigkeit, die mir zugewiesen war, innerhalb der nächsten Wochen die Notwendigkeit eines längeren Aufenthalts in der Stadt Krakau ergab, veräumte ich die Gelegenheit nicht, das Kloster der weißen Schwestern zu besuchen, in dem, wie ich erfahren hatte, mein Trauderl untergebracht worden sein sollte. Aber zu meiner Enttäuschung wußte man mir dort keine Auskunft über die Kleine zu geben. Eine ganze Anzahl von namenlosen Findelkindern hatten diese Namen vorübergehend beherbergt, um sie an die verschiedensten, der öffentlichen oder häuslichen Pflege gewidmeten Stellen zu verteilen. Schon jetzt wäre es, selbst wenn ich über die nötige Zeit verfügt hätte, nicht leicht gewesen, den einzelnen Spuren nachzugehen, und daß ich dies nach Friedensschluß, in der Zeit, die mir noch blieb, mit Rücksicht auf Erfolg würde tun können, schien bei der Ungenauigkeit, mit der die sonst sehr würdigen Schwestern ihre Aufzeichnungen führten, nichts weniger als gewiß. Aber wo ist heute eine Gewißheit? Und wann hätten wir Menschen mehr als in dieser Zeit der Hoffnung bedurft, der holden Himmelsbotin, die dem Dichter beim Anblick der kalten Winterstämme die Worte zuraunt:

„Mein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt noch Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten!“

Ja, ich weiß es: Wie die gesegnete Jahreszeit alles wieder grünen machen wird und blühen und Früchte tragen, so wird der Friede, den die Menschheit ersehnt, das Zerstückte aufbauen, das Verlorene ersetzen, die Gebeugten emporrichten und die Suchen-

den ans Ziel führen. Warum sollte es nicht auch mir vergönnt sein, mein Trauderl wiederzufinden? Und warum sollte das unschuldige Glück mir verlagert bleiben, mich am Aufblühen dieses zarten Pflänzchens zu freuen, das vom Winterfrost grausam versenkt worden wäre, hätte das Schicksal mich nicht dazu aus-ersehen, es in ein geschützteres Plätzchen Erdreich einzumurzeln?

Letzte Kränze. Von F. Sch.

Letzte Kränze laßt uns noch winden,
Laßt uns noch wandern, laßt uns noch schauen!
Heiliger Heimat tiefstes Empfinden
Bringt noch heim von den herblichen Auen.
Laßt uns wahren das heimelnde Feuer,
Laßt es uns zünden auf inneren Herden.

Der Winter heuer
Wird vielleicht kalt und wird dunkel werden.
Aber Freude soll uns führen.
Sammelt ein, daß sie keinem gebricht,
Es führten Tären
Noch aus jedem Winter ins neue Licht.



Aus den Vögeln. Essenaustraße an die in Stellung befindlichen Mannschaften. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Dem Vaterland, nicht der Partei. Von Alfred Geiser-Berlin.

Während ich diese Zeilen schreibe, flattern von allen Dächern und Balkonen der Reichshauptstadt die Fahnen in der goldenen Sonne des schönsten Herbsttages zur Feier des 70. Geburtstages unseres Hindenburg. Vor mir liegt ein markig-schönes Medaillonbild des Feldmarschalls, das in seiner klaren, kraftvollen Schrift die Unterschrift zeigt: „Vergeßt den Geist von 1914 nie!“ Wir alle haben uns im Laufe des letzten Jahres manchesmal mit banger Sorge gefragt: „Der Geist der Augusttage von 1914, die uns das deutsche Wunder eines Volkes zeigten, das von einem Tage zum andern in der Blut vaterländischer Begeisterung über alles Trennende und Zerfließende hinweg zu einer einzigen lobenden, leuchtenden, glühenden und verzehrenden Flamme begeisterten Kampf- und

Siegeswillen zusammenschmolz — ist dieser Geist nicht bereits wieder verloren gegangen?“

Eines freilich wissen wir: In unserer Front lebt er noch fort, wenn auch in veränderter Gestalt: An die Stelle des glühenden Enthusiasmus, der aus halbwüchsigen Knaben und Graubärten Kriegsfreiwillige machte, der aus dem „Deutschland, Deutschland“ unserer bei Langemarck singend in den Tod stürmenden Jugend emporwetterte, ist der hartgeprüfte Pflichtsinn getreten, der die lebende Mauer im Westen ebenso undurchbrechlich verfestet, wie er denen im Osten in langen Monaten tatlosen Ausharrens in menschenwürdigen und kulturfernen Stellungen die federnde Energie lebendig hielt, die sie befähigte, bei Riga und Jassow mit stürmender Hand

über Sumpf und Strom hinweg den Sieg an sich zu reißen. Aber daheim? Hinter den Fronten? Gewiß auch dort in Stadt und Land noch viel stilles Heldentum, viel Kraft zum Entfagen und Ertragen in allen Schichten unseres Volkes. Aber wer wollte es leugnen, daß die über alles Erwartete lange Dauer des Kampfes auf der einen Seite eine abtölpelnde Gewöhnung geschaffen, der Krieg als Dauerzustand etwas Alltägliches geworden, dem man die besten Seiten für den eigenen Vorteil abzugewinnen bemüht ist, eine Gewöhnung, die die religiöse Vertiefung des ersten Kriegswinters langsam wieder verflachen ließ, platter, sich selbst betäubender Genußsucht und vor allem dem diese große Zeit besiedenden Kriegswucher den Weg bereitete, — während auf der anderen eine weichlich-selbstische und müde Friedenssehnsucht sich breit zu machen beginnt, die nicht aus der Tiefe des Schmerzes um die Blutsopfer des Krieges, um unseres Volkes Leiden und Mitleid, sondern aus den Sorgen und Mälen des eigenen kleinen Ichs herauswächst.

Nicht als ob unser ganzes Volk vom Kaiser bis zum letzten Wehrmann nicht das Recht hätte, nach Jahren solch beispiellosen Ringens und Opfern den Frieden für unser Vaterland und Volk mit ganzem Herzen zu ersehnen. Ein Ausdruck solcher Friedenssehnsucht voll Kraft und Würde, geboren aus dem tiefen Versehen für das Widersinnige dieses gehäuferten Massenmordes war das erste Friedensangebot unseres Kaisers. Im Vollbewußtsein unseres Rechts und unseres Siegetums boten wir den Feinden die Friedenshand — „zum Kampfe gewappnet, zum Frieden bereit“. Sie haben's mit Hohn und Spott von sich gewiesen. Aber was danach kam, war vom Übel. Den Frieden, den wir in Siegerkraft trotz der Menschheit schenken wollten und durften, machten wir zur Handels- und Marktware. Es kam, wie es kommen mußte: Unseren Feinden war unser eifriges Streben nach Frieden nichts als der Beweis unseres bevorstehenden Zusammenbruchs. Wie schon so oft, war es auch hier wieder die Tragik unseres Volkes, daß ihm das fruchtbare Verständnis für die Völkerpsychologie unserer Gegner verschlossen scheint, der Gegner, die umgekehrt mit geradezu diabolischer Treffsicherheit ihr Handeln und Handeln auf die psychologischen Schwächen unseres Volkes einstellen — war es die alte unselige Schwäche unseres Volkes, die sich vom Fremden imponieren läßt, der das Urteil der Außenwelt höher steht, als das wohlverstandene eigene Interesse wurde es wieder einmal die Schuld unseres Volkes, daß es vom Fremden, selbst vom Feinde, sich erneut hineinindrängen ließ in den alten Parteizwist, in die Lust am inneren Hader und Stammesgegensatz.

Und wir alle spürten es mit wachsender Sorge, ja mit bebendem Entsetzen, wie in unserem Volke etwas umherlief, unsagbar und doch allgegenwärtig, das wie ein erschöpfender Strohhauch unsere Tatkraft zu lähmen, unseren Siegeswillen zu beugen, ja unseren Glauben an siegreichen Ausgang zu ertöten drohte. Wir vernahmen das Geraune und Getuschel der männlichen Klatschbasen, die in der Wüste des Schmerzes erfüllten Patrioten die Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses als letzte Rettung für unser Volk erörterten, — wir hörten wieder andere, nüchtern kluge Redner, die in der Gloriole des weitsehenden Finanz- und Wirtschaftsfachmannes uns bewiesen, daß eine Verständigung mit England die Rettung für unsere wirtschaftliche Zukunft bedeute, eine zu weitgehende Vernichtung englischer Schiffe und englischer Kaputtatkraft uns selbst die Expansionsmöglichkeiten auf dem Meere verbaue. Wir hörten das alles mit Mißtrauen, ja Empörung und konnten uns doch manchmal nur mit starkem inneren Rück der schleichenen Macht der Suggestion entziehen. Unserer Gegner letzte, aber auch stärkste Hoffnung wurde das Wachsen dieses kleinnütigen Geistes im deutschen Volke. Und an dessen

leitenden Stellen im Lande saßen Männer im Regimente, voll Klugheit und gewissenhaften Beamtengeistes, aber da war keiner, dem die Not der Stunde den Willen entflammt hätte, sich aufzureden an dem Vorbild des Eisernen Kanzlers, — keiner, der mit Heroldsposaunen der Welt zugerufen hätte: „Siege, nichts als Siege ist die Parole!“

Während unsere Front geschlossenen Ungeheueren Hand hielt, flogen im Vaterlande wie trächzende Raben Schlagworte auf, um den Feinde entzündet, die den inneren Burgfrieden zerstörten, um den äußeren Frieden vom Wohlwollen beschwichtigter Gegner zu ergattern! Die Erkenntnis, daß das, was das Volk an den Fronten leistete, dem Reiche und den Bundesstaaten Anlaß geben mußte, ihm manche Wünsche noch größerer politischer Mündigkeit nach besserer Gleichberechtigung aller Volksstände zu gewähren, wurde von politischen Geschäftsmachern hinter der Front dazu mißbraucht, durch Aufwerfung von Fragen und Forderungen unsere innere Geschlossenheit zu stören, an deren Schöpfung mitzuwirken unser Volksheer das erste und größte Anrecht besaß. „Demokratisierung“ und „Parlamentarisierung“ traten als dringlichste, „deutsche“ Forderungen in einer Zeit auf, die mit eigener Logik Tag für Tag den Beweis der absoluten Überlegenheit der auf der freien Unterordnung seiner, durch die Schule des Volksheeres gestählten Bürger unter eine starke monarchische Gewalt beruhenden Staates über alle Demokratien und parlamentarisch geleiteten Staaten der Welt erbrachte! Vorläufer dieser „deutschen“ Forderungen waren eine Reichstagsmehrheit, die längst keinen Anspruch mehr darauf hat, Verkörperung des nationalen Willens der Volksmehrheit zu sein, und volksfremde Elemente in Zeitungsorganen, die durch Bräutigam der Schlag- und Hezworte vom „Moloch des Militarismus“, vom „reaktionären Polizei- und Junkerstaate Preußen“ im Auslande den deutschfeindlichen Strömungen die Wege geebnet hatten! So wie sie dem Auslande als Zeuge gebiet hatten gegen unser Reich und Volk, so wurden sie jetzt wieder in der Heimat die Schrittmacher der vom Feinde hineingetragenen und geschürten Propaganda für eine Entdeutschung des kampfunfähigen deutschen Reiches.

Wahrlich, es ward hohe Zeit, daß der deutsche Geist von 1914 wieder aufstand, gegen solch undeutsches, volksverderbendes Gebaren.

Am Sedantage, am Tage vor der Befreiung der stolzen deutschen Stadt Riga, ist die erlöschende Hinausgeschrittenen aus dem Verdriehe des preussischen Standeshauses in Königsberg, das schon einmal die Geburtsstätte deutscher Volkserhebung und -errettung gewesen. Die deutsche Vaterlandspartei, geleitet von dem Herzog Joh. Albrecht von Mecklenburg, dem teuren Güter und Förderer deutscher kolonialer Zukunft und dem Großadmiral von Tirpitz, dem gemalten Schöpfer der deutschen Seemacht über und unter Wasser, hat den Einigungswort ergehen lassen an unser ganzes deutsches Volk zum Kampf gegen den Kleingeist, der sich kurz vor dem Ende des Reiches aus der Hand nehmen laßt. Ihr Aufruf hat den Geist von 1914 aus dem Schlummer der dumpfen Betäubung geweckt. Klammenden Atems und steigend tendenden Blicks zieht er erzitternd wieder dahin durch alle deutschen Gauen. Zehntausende waren es, die sich in Berlin, dem Torade einer volksirrenden demokratischen Gesellschaft, zu den Kundgebungen der Vaterlandspartei drängten, hingerissen in beitem Jubel, daß endlich einmal wieder aus dem Volke heraus eine Tat ward, Hunderttausende streuten ihr zu in Stadt und Land Millionen müssen es werden! Millionen, die ohne Unterschied von Stand, Bekenntnis und Partei sich zur Vaterlandspartei bekennen, die sich Vaterlandspartei nennen darf, weil ihr das Vaterland höher steht als die Partei.

Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Fortsetzung)

Das Kommando über das Lager, in dem wir 180 Männer, 79 Frauen und 41 Kinder, im ganzen 310 Personen untergebracht waren, führte ein Reserveoffizier, Leutnant Thuillier, in seinem Zivilberuf Advokat. Mit ihm habe ich mich nun des längeren und breiteren zu beschäftigen. Einige Tage nach unserer Ankunft war auch unser großes Gepäck eingetroffen, das mitten im Hofe abgeladen wurde und dort tagelang liegen blieb, ohne daß uns erlaubt war, dasselbe anzurühren. Wie sehnten wir uns danach, nach mehr denn 14 Tagen endlich unsere Wäsche wechseln zu können. Nachdem wir uns bei dem Vorgesetzten des Lagerkommandanten, einem Major, der alle paar Tage aus Tlemcen kam, beschweren hatten, sollten wir es erhalten, aber es hieß, daß vor der Ausgabe eine ganz genaue Revision stattfinden sollte. Zu diesem Zwecke mußten die Koffer vor die Offiziersbaracke gebracht werden, in seinem Bureau saß Herr Thuillier, an der Tür standen zwei Posten mit aufgepflanztem Bajonett. Als die Reihe an mich kam, mußte ich jeden Koffer in das Zimmer hineinschleppen, aufschließen, und sofort egriffen ihn zwei Soldaten, hoben ihn einfach hoch, drehten ihn um, so daß der ganze Inhalt auf dem Boden lag. Daß ein Photographenapparat und andere Glasachen dabei in Trümmer gingen, spielte weiter keine Rolle. Als dann ersoll das Kommando: „demi tour,“ d. h. ich mußte vor der Tür dem Zimmer den Rücken zuwenden, worauf die beiden Posten genau zu achten hatten. War die sogenannte Revision beendet, so mußte ich einen Schein unter schreiben, daß ich mein Eigentum richtig erhalten hätte. Erstemal läßt sich nun zwischen aufgepflanzten Bajonetten nicht gut über diese Art der Revision diskutieren, und hätte sich jemand geweigert zu unterzeichnen, der Scherz kostete obendrein noch 10 Centimes Strafe, so wäre er unfehlbar ins Gefängnis gewandert und hätte seine Sachen überhaupt nicht bekommen. Unter dem Sofa des Herrn Leutnant und unter einer Decke hervorlugend, wühlten sich inzwischen die Sachen, an denen er Wohlgefallen gefunden hatte. Dies alles kam dann noch vor einem Kriegsgericht ans Tageslicht, vor welches Thuillier gestellt wurde. Aufgedeckt wurde die Sache durch den bereits erwähnten Artikel in der Frankfurter Zeitung des Herrn Möller; diese Bloßstellung vor dem neutralen Lande war doch der französischen Regierung etwas unange-

nehm. Vor diesem Kriegsgericht stellte es sich heraus, daß Thuillier aber und aber Tausende bestohlen hatte. Der Diebstahl an uns wäre ihm im übrigen nicht so teuer gekommen, denn er selbst hatte uns gegenüber ja geäußert, daß die französischen Truppen anfangs September in Berlin einrücken würden, und warum solle er nicht dasselbe Recht haben, wie seine Kameraden in Berlin, wenn er nicht zugleich die Dummheit begangen hätte, Urlaubsscheine an seine Soldaten mit 5 Francs das Stück zu verkaufen, Militärdecken zu stehlen und sogar Brotkrumen, mit welchen er seine Tiere fütterte, die er dann mit gutem Gewinn an den Mann brachte. Einige unserer Herren waren vor das Kriegsgericht als Zeugen geladen worden, und ihren Erzählungen entnehme ich, daß alles Heulen dieses Kriegers, mit dem er seine Richter zu erweichen suchte, ihm nichts half, auch sein Vorschlag, ihn zur Strafe an die Front zu schicken, nicht durchging, sondern er zu 8 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Aus dem Gange der Verhandlungen gegen ihn ging auch noch hervor, daß er Ritter mehrerer Orden, z. B. der Palmes académiques, durch seine guten Beziehungen zu dem früheren Kriegsminister Etienne auch für das Kreuz der Ehrenlegion vorgeschlagen worden war, und einiges Aufsehen soll die Verlesung seiner Depeschen an seine Frau verursacht haben, in der er ihr telegraphische Instruktion gab, mit diesem und jenem einflussreichen Junggeheulen dinteren zu gehen, um auf diese Weise zu erreichen, daß er nicht an die Front käme mit seinen etwa 40 Jahren, sondern seinen „ein-nahmereichen“ Posten in Sebbaou behalte.

Ich selbst hatte ein ganz interessantes Erlebnis mit ihm. Da mein kleines Töchterchen bei Hülsenfrüchten und Karotten und alle paar Tage einer Dose schlechter Konservenmisch natürlich nicht leben konnte, es dagegen in Folge des Ausgangsverbotes unmöglich war, frische Milch zu bekommen, so wagte ich es unter Berücksichtigung des „einnehmenden Charakters“ dieses Herrn Offiziers, den ich ja bei unserer Kofferrevision kennen gelernt hatte, ihn eines Tages auf dem Hofe mit der Frage anzureden, ob er Sammler von Schmutzsachen sei. Er bejahte mir dies nur allzu freudig, und ich zog aus meiner Tasche einen sehr schönen Brillantring, den er seinerseits ebenso schnell in seine Tasche verschwinden ließ, denn an seinen Fingern war kaum noch Platz dafür, so viele hatte er bei der Kofferrevision

Einem Kriegsjungen. Von Ella Marx.

Du lieber kleiner Joost, du kommst in einer schweren Zeit zu uns auf unsere ganz verwirrte Welt. In einer kranken, schweren Zeit. Der Anfang deines jungen Lebens wurzelt drin. Doch du ahnst nichts davon, und deiner Eltern Liebe wird rosig all die Qualen dir verhüllen. Nun werde stark und stolz und froh, du Mensch der Zukunft. Denn der Jammer, der uns jetzt umfaßt, muß euch, die kommen, ja zum Segen werden. Und aus dem Elend, das uns heute beugt, wird unsere Welt erlöst, gereinigt, neu für euch erstehen.



Italiische Soldaten auf der Wasserjagd Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft

gestohlen. Er klopfte mir darauf leutselig auf die Schulter und meinte, wenn ich irgendeinen Wunsch hätte, so möchte ich sofort nachher in sein Bureau kommen. Ich ließ mir dann nach einer halben Stunde von ihm eine Ausgangserlaubnis für meine Frau geben, um im Dorfe Milch kaufen zu können. Er selbst hielt es für klüger, sich von mir eine Quittung aus schreiben zu lassen, wonach ich 250 Francs von ihm erhalten hätte als Gegenwert eines ihm überlassenen Brillantrings. Nicht warm ans Herz legte er mir noch seinen Sergeantien Charnot, der für einen „warmen Händedruck“ sehr empfänglich sei. Man sieht, der Mann hatte ein Herz für seine Untergebenen!

Einen gewissen Unternehmungsgeist konnte man ihm übrigens nicht absprechen. Er veranlaßte z. B. einen jüdischen Händler aus dem Dorfe mit Namen Benhamou, einen Laden im Lager aufzumachen, und übernahm selbst zeitweise den Verkauf der Waren, vergaß dann aber Benhamou das erlöste Geld abzuführen. Da dieser Jude gleichzeitig die Lebensmittellieferungen für das Lager hatte, wofür Thuillier die Bons auszuscheiden hatte, so wußte wohl lehtes Endes eine Hand die andere. Bei der Koffervisitation hatte er wundervolle Dolche in Silbercheiden, arabischer Handarbeit, oft mit schönen Steinen besetzt, von Amts wegen zurückhalten müssen, auch sämtliche Kassermetzer, kurz alles, was einer Waffe gleich kam. Nun trat er an die Besitzer dieser bei ihm deponierten Dolche heran und meinte, daß er sie sehr gern erstehen und dagegen Lebensmittel in Zahlung geben würde. Daher seine Idee vom Warenlager, das Benhamou hatte eröffnen müssen. Tatsächlich hat denn auch jeder dieser Dolchbesitzer später von ihm eine Dose Sardinen erhalten! Daß auf seine Veranlassung des Nachts von den Soldaten in dem Warenlager eingebrochen wurde, war weniger schön von ihm und wohl auch konträrmäßig nicht vorgezogen. Auch die Beschlagnahme der Kassermetzer machte er zu einer Einnahmequelle, indem er als stiller Teilhaber eines Lagersatzes fungierte, welchem er das Monopol für Kassermetzer der Gefangenen zu horrenden Preisen übergeben hatte. Ein Jammer eigentlich, daß der Mann bei seinem Unternehmungsgeist, anstatt Advokat zu sein, nicht französischer Minister geworden war, wozu ihn seine Talente so glänzend befähigten, auch in „dem freien Amerika“ hätte er sich sicher zu etwas gebracht. Ob er jemals seine ganzen acht Jahre wird abtun müssen, bezweifle ich, das hängt einzig und allein davon ab, ob einer seiner einflussreichen Freunde mal wieder an die Staatskrippe kommt, und dann wird man auch bestimmt in Frankreich darauf Rücksicht nehmen, daß es schließlich doch nur in der Hauptsache „boches“ waren, die er hochgenommen hat.

Sein Vorgesetzter, Kommandant Barthaut, kam, als die Ermittlungen nach dem Erscheinen des Artikels in der Frankfurter Zeitung angestellt wurden, ins Lager, ließ uns alle zusammen antreten und rief mit tragödienhafter Pose aus: „Je suis renversé“ nämlich, dies alles erst jetzt zu erfahren. Er selbst hatte inzwischen längst Thuillier wegen des Verkaufs der Urlaubsscheine, der ruhbar geworden war, strafverlegt und dazugedachte Beschwerden bei ihm, von Leuten unter uns, denen Thuillier Sachen gestohlen hatte, einfach niedergeschlagen, weil er selbst im Hinblick auf die etwa 2500 Baumschäfte, die wir im Gouvemementssort für seinen Weinberg hatten fällen mußten, „Died am Steden hatte“. An den Kriegsgerichtssitzungen zu erscheinen, war er durch „Dienststreiken“ verhindert. Natürlich war es ein strenggehaltenes Geheimnis der Beteiligten, daß diese viele Monate dauernde entsetzliche Zwangsarbeit des Baumschälens für ihn war, aber ich möchte doch heute Herrn Kommandant Barthaut, dem Weinager unserer Frauen, wenn er diese Zeiten, wie ich hoffe, zu Gesicht bekommt, den guten Rat geben, einen weniger schwachen spanischen Kutscher auf seinen Weingute anzustellen, der, wenn er das Holz holen kam, nicht jedem ersten besten für ein paar Zigarren die Geheimnisse seines Herrn ausplaudert. Mich reuten die Zigarren nicht, es war eine gutgemeinte Liebesgabenleistung eines Nichttranchers, die selbst die französischen Postbeamten, nachdem sie ein Muster davon gezogen hatten, unbehelligt hatten passieren lassen.

Soweit ich mich entsinnen kann, war es am 5. September, als Kommandant Barthaut im Automobil einmal wieder von Tlemcen aus bei uns erschien. Es gab jedesmal eine wahnsinnige Aufregung, wenn dieser Teufel in Menschengestalt kam. Diesmal brachte er eine ganz besondere Überraschung. Es wurde zum Appell gebläsen, und er verhinderte uns, daß alles Geld bis auf 200 Francs für die erwachsene Person abzugeben sei. Zu widerhandlungen würden mit den allerhöchsten Strafen geahndet, er würde im übrigen nichts unbedacht lassen, und er würde auch durchaus nicht davor zurückweichen, auf offenem Lagerplatze eine Dame sich splitternachend ausziehen zu lassen. Man stelle sich nun dieses Leben ohne genügendes Geld vor. Eine derartige Kost, dabei eine leidende Frau und ein dreijähriges Kind, und daß mit Geld bei unseren Gefangenewartern vom Leutnant abwärts manches zu erreichen war, hatte der Herr Kommandant mir ja selbst gesagt.

„Herr Barthaut, ich kann Ihnen heute erklären, die angedrohten Strafen im Vergleich zum Leben der Meinigen haben mich nicht geschreckt. Aus naheliegenden Gründen erzähle ich Ihnen vielleicht einmal nach dem Kriege, wo und wie ich stets ein gut Stück Geld behalten habe. Suchen Sie nicht bei den noch in Gefangenschaft Schmachtenden, heute herrscht ein gerechteres Regime und dann ist in 23 Monaten auch alles zur Reize gegangen.“ Immerhin gab ich auch eine größere Summe ab, um jeden Verdacht zu vermeiden. Quittung wurde keine gegeben, ist auch niemals gegeben worden, trotzdem der Herr Kommandant sie uns hoch und heilig versprochen hatte; im Gegenteil, wir hatten hinter den von uns gezahlten Betrag unseren Namen zu setzen. Francs 220.000 — kamen etwa auf diese Weise zusammen. Ein jeder stand unter dem Eindruck, dieses Geld niemals wieder zu sehen. Da Barthaut nicht warten konnte, es war spät Abend inzwischen geworden, und Thuillier am nächsten Tage weiter allein einzukommen hatte, so hat er seinen guten Rat, wie man immer noch etwas mehr Geld, als erlaubt, behalten könne, gegen entsprechend hohe Kommission verkauft. Mich ließ er zu sich kommen und meinte, erstens sei ich dumm gewesen, so viel abgegeben zu haben, aber ich möchte nunmehr klug sein, ihm sämtliche Schmuckgegenstände meiner Frau in Verwahrung geben, denn es sei ganz bestimmt, daß dies das nächste sei, was abgegeben werden müsse. „Mein Verehrtester“, dachte ich bei mir im Stillen, wir sind ja nunmehr schon in Geschäftsverbindung getreten, aber soweit geht mein Vertrauen doch nicht! Ich log ihm so frech als möglich ins Gesicht, daß wir überhaupt keinerlei Schmuckgegenstände mitgenommen hätten, und als er mit meiner goldenen Uhr und Kette liebäugelte, sagte ich ihm, daß dies ein derartig altes Familienstück sei, daß ich es lieber selbst in Verwahrung behielte. Gott sei Dank, daß er der Sache nicht näher auf den Grund ging, er hätte gefunden, daß das Werk der Uhr eines der modernsten ist.

Nachdem meine Frau und auch einige andere Damen auf ähnliche Weise die Erlaubnis erhalten hatten, ins Dorf gehen zu dürfen, konnten wir uns das Leben ein wenig erleichtern. Das erste und notwendigste war, daß sie ganz billigen Kattun erwarb, dann wurden in der Barade Stride gespannt und jede Familie machte sich mit diesen Kattunvorhängen ihren kleinen Verschlag. Auf mich und meine Familie kam ungefähr 3 Quadratmeter Raum. So war es denn wenigstens möglich, sich wieder regelmäßig waschen zu können. In der Mitte der Barade wurde ein Gang freigelassen und solch Zeltlager innerhalb einer Barade machte zuerst einen recht komischen Eindruck. Es war aber doch der Anfang einer Häuslichkeit. Dann ging es an die Anschaffung von Tellern, Messern, Gabeln, Beilen, Waschbeden, Eimer und sogar einem Stuhl. Auch einen Spirituslöcher erwarben wir, um für das Kind und uns etwas anderes als die entsetzlichen täglichen Suppen zu kochen. Writags gab es eine furchterliche Kohlsuppe mit einigen Kartoffeln und lächerlich wenig hartem Fleisch darin. Des Abends bestand das Menü abwechselnd aus Rinsen, Bohnen- oder Erbsensuppe, stets mit einer Unmenge von Soda gesüßt, oder auch Stodfishsuppe, die aber für gewöhnlich so salzig war, daß man sie beim größten Hunger nicht hinunterbringen konnte. Für jedes Kind gab es täglich ein Ei, das aber in der Regel faulig war. Das einzige Gute war das kräftige Brot, das wir bekamen, an Butter selbstverständlich nicht zu denken. Fröhlich gab es einen ganz erbärmlichen Kaffee, der meistens nicht einmal an Kaffee erinnerte, eine durchsichtige braune Flüssigkeit. Was sollte auch schließlich mit 33 Centimes pro Tag und Kopf einschließlich Brot, Seife und Beleuchtung der Baraden anderes geliefert werden?

Wir erhielten übrigens in der ersten Zeit auch Löhnung, und zwar 5 Centimes pro Tag, Männer, Frauen und Kinder. Alle 10 Tage wurde diese Löhnung erhoben und durfte bei Strafe nicht verweigert werden. Wir legten dies Geld zusammen zu einem Unterstützungsfonds für Bedürftige in unserer Mitte.

Der größte Störenfried, ja der Tyrann des Lagers war aber stets der Sergeant Charnot. Wie ein Wahnsinniger raste er zu Tag- und Nachtzeiten durch die Baraden und schimpfte und drohte in der unglaublichen Weise. Sein Lieblingsschrei war, in den Baraden, wo Damen waren, die Vorhänge hochzuheben, wenn er die Damen bei der Toilette wußte, und meine arme Frau wurde hierdurch derart nervös und verängstigt, daß sie mich eines Tages beschwor, lieber ihren ganzen Schmuck diesem Satan in den Rachen zu werfen, als ihr und das kommende Leben in Gefahr zu bringen. Er schien es auch auf mich abgesehen zu haben, trotzdem ich als Stubenältester stets auf die möglichste Ordnung in unserer Barade hielt; er mußte wohl von seinem Leutnant gehört haben, daß ich „Amgangsformen“ hätte, die ich ihm bis jetzt noch nicht gezeigt hatte. Ich erkaufte mir denn auch schließlich Ruhe von ihm, nicht ganz so teuer, wie von seinem Leutnant. Seine Glanzleistung im Anfang war, daß er am Tage nach unserer Ankunft, nach dem Reveilleblasen um



Kartenstudium auf einem Erfindungsritt. Aufnahme von Gebrüder Gaedel.

5 Uhr morgens wie ein Beseffener durch alle Baraden setzte und die Stubenältesten derjenigen Baraden, wo noch jemand schlief, ins Gefängnis steckte. Als er dann am 18. Januar 1915 verlegt wurde, atmeten wir alle auf.

Sergeant Granez, sein Nachfolger, war nach außen hin weniger grob, dafür aber desto raffinierter. Beim Fegen hinter seiner Barade wurden eines Tages an uns gerichtete Briefe in halbverkohltem Zustande gefunden, trotzdem die Briefkasten gar nicht in seinen Händen lag, sondern die Postkassen bereits zerstört an ihn nur zur Verteilung an uns gelangten. Den einen dieser gefundenen Briefe konnten wir entziffern. Er war geschrieben von einem Pastor an seinen ehemaligen Kommandanten, einen Herrn unter uns, dem er schreibt, er sende ihm mit gleicher Post ein Neues Testament und ein Paket Zigarren. Das Buch fanden wir in halb verkohltem Zustande ebenfalls, mit den Zigarren war Herr Granez liebevoller verfahren. Eine Anzeige eines unserer Herren, über die Fälschung seines Namens bei einer Geldsendung im Quittungsbuche der Post, die er niemals erhalten hatte, wurde von den vorgelegten Behörden als belanglos niedergelegt. Ein widerwärtiges Subjekt war der Adjutant des Lagers, Daumartin. Seine einzige Beschäftigung war, die paar Singvögelchen, die sich zu uns verirrt, abzuschießen, und wenn er noch getroffen hätte, wäre es uns nicht so zu Herzen gegangen. So haben wir später diese armen einbeinigen Tierchen mit Brot durchgefüttert und sie in unseren Baraden vor ihm verborgen. Dieser Held brachte es fertig, Leute, die wegen eines Ranjches infolge des billigen Weines ins Gefängnis gekommen waren und sich auch dort nicht ganz ruhig verhielten, fesseln und knebeln zu lassen und dann mit einem Gummischlauch auf sie einzuschlagen. Unter ihm war auch das Baumschälwerk am aller schlimmsten, indem er die Leute 8 bis 10 Kilometer weit im Eiltempo zum Walde jagte und dann verlangte, daß in vorgeschriebener Zeit diese Baumschäfte gefällt wurden, von denen dann bis zu 6 Stück im Geschwindmarsch auf der Schulter nach Hause getragen werden mußten.

Das Größlichste im Anfang waren die sich alle paar Tage wiederholenden Appells mit namenlosem Aufmarsch und daran anschließender Zählung. Ich habe nie im Leben etwas Unfähigeres gesehen, die Leute waren einfach nicht imstande bis 310 zu zählen. Besonders blödsinnig stellte sich dabei der Dolmetscher des Lagers an mit Namen Bartels, ein ganz heruntergekommenes Individuum, Deserteur der deutschen Armee, dessen er sich uns gegenüber rühmte, dann Fremdenlegionär und jetzt Juave. Des öfteren haben wir über 2 Stunden in der glühendsten Sonne eines August- oder Septembertages in Nordafrika auf dem schattenlosen Hofe

stehen müssen, Männer und Frauen getrennt, dann war es meiner Frau nicht einmal gestattet, ihr Töchterchen jemand anders zu übergeben, wenn es infolge der Hitze und des langen Stehens beruhigt werden wollte. Sie mußte es selber auf dem Arm halten. Zu verschiedenen Malen kam es vor, daß eine der Damen ohnmächtig wurde. Es waren dies mit die furchtbarsten Menschenqualereien, die wir mit ansehen haben müssen.

Täglich wurden 20 oder 30 Mann dem Amtsvorsteher zur Verfügung gestellt, um Straßen zu fegen oder andere Arbeiten zu verrichten. Herr Legationsrat M. wurde auf folgende drastische Weise zu dieser Arbeit herangezogen, indem ihm der Sergeant zurief: „Du da, komm mal her und feg die Straße.“ Eine kleine Erleichterung genossen die Stubenältesten, die dafür mit der Führung von allen möglichen Listen beauftragt waren. Selbst die Damen waren nicht von Arbeiten befreit. Eine derselben hat in der Kölnischen Zeitung vom 4. Januar 1915 wie folgt davon berichtet: „In den ersten Wochen mußten wir gleich nach dem Aufstehen Kartoffeln schälen, die zum Teil für uns selbst, zum Teil für die Juaven, unsere Wächter, bestimmt waren; als aber die Kälte zunahm und wir tatsächlich oft vor Kälte die Messer nicht mehr halten konnten und uns demzufolge mehrmals bei dem diensthabenden Offizier beklagt hatten, wurde das Kartoffelschälen ebenfalls noch in die Hände unserer Herren gelegt.“

Wenn im Anfang, als unsere Damen noch arbeiten mußten, eine derselben nicht erschien, so wurde sie mit Ausgangsverbot bestraft, oder auch Stubenarrest und mußte sich, wenn ein bestimmtes Signal geblasen wurde, bei dem diensthabenden Unteroffizier auf der Wachtstube melden.

Am 9. September wurde über zwei Landsleute wegen einer verhältnismäßig geringen Veranlassung — sie hatten sich gepörrigt — eine Strafe von 60 Tagen Gefängnis verhängt. Die Gefängnisse waren Zellen von ca. 2 Quadratmeter Raum mit einer Steinpritsche und einem winzigen kleinen vergitterten Fenster oberhalb der Tür. Kübel befanden sich darin zur Beseitigung ihrer Notdurft, und diese Kübel mußten sie jeden Morgen selbst über den Hof tragen und ausleeren, stets unter Begleitung von zwei Mann mit aufgezogenem Bajonett. Solche Gefängnisstrafe war stets verbunden mit der Pflicht, die Aborte der Internierten und Soldaten zu reinigen. Ramen irgendwelche Vergehen vor, dann wurde für das ganze Lager der Wein untersagt, der für uns schließlich von großer Bedeutung war. Zum ersten war er zu dieser Zeit in Algier billig, etwa 25 Centimes der Liter, und notwendig war er unbedingt, da das Wasser zu trinken lebensgefährlich

war, vor dem Genuße desselben sogar auf den Rapport zu verschiedenen Malen gewarnt worden war, und außerdem war der Wein das einzige Mittel, um das ekelregende Essen hinunter zu spülen.

Ende September wurde Leutnant Thuillier verlegt und für ihn kam Leutnant Thiebaud, der für mich einer der ekelhaftesten und rohesten Menschen war, mit dem ich es in meinem Leben zu tun gehabt habe. Auch sein Zeitvertreib war das Abschließen der Singvögel. Kam seine Frau mit Kind zu Besuch, so spielte er auf die affektierteste Art und Weise den glücklichen Familienvater, wie es sonst mit seiner Moral stand, möchte ich aus bestimmten Gründen, welche manche, die es miterlebt haben, verstehen werden, lieber unerörtert lassen. In seiner Charakterisierung genügt eigentlich schon zu erwähnen, daß er 15 Jahre bei der Fremdenlegation war. Als ich ihn eines Tages wegen Befestigung der Kinder etwas fragte, antwortete er mir: „Pour moi sont tous les soldats, les femmes, les enfants et tous.“ Als eines Tages der amerikanische Konsularagent Mr. Elford aus Oran kam, fragte ich ihn im Beisein Thiebauds — kein Mensch durfte den Amerikaner allein sprechen — ob ich im Hinblick auf die bevorstehende Niedertracht meiner Frau nicht die Erlaubnis erhalte, n. könnte, daß die Rote Kreuzschwestern, die lange Zeit in einer Entbindungsanstalt in Deutschland ausgebildet worden war, rein zur Beruhigung meiner Frau, bei der Entbindung anwesend sein dürften. Der Amerikaner meinte, daß er sich hierin nicht mischen könnte, denn dies falle unter das „militärische Régime“, während Thiebaud es in der größten Weise ablehnte. Ich bat dann den Amerikaner, doch wenigstens meine Eltern zu benachrichtigen, wo ich mit meiner Familie geblieben sei. Er notierte sich die Adresse, ein Brief von ihm ist jedoch niemals eingetroffen. Mit Herrn Elford und seiner Wahrnehmung unserer Interessen werden wir uns noch nach dem Kriege zu befassen haben, bezeichnend ist, daß ein aus Oran gebürtiger Soldat mir sagte: „Glauben Sie denn wirklich, daß der Mann etwas für Sie tut? Der hat sein Geschäft in Oran und hängt dabei mehr als irgendein anderer von den französischen Behörden ab, und über seine antideutsche Gesinnung weiß jedes Kind in Oran Bescheid.“ Die Gefangenenlager aus jener Gegend Nordafrikas sind ja heute dank dem energischen Vorgehen unserer Regierung aufgelöst, Mr. Elford kann daher nicht weiter schaden, aber für seine Dienste quittieren wollte ich auf jeden Fall. Der Kommandant unseres kleinen Kreuzers „Dresden“ hat seinerzeit bei den Unruhen in Mexiko amerikanische Interessen auf deutsche Art und Weise vertreten.

Am 18. Oktober war, wie aus meinem Rapportbuch ersichtlich, das ich als Stubenältester führte und das mir gelungen ist, französischen Spürhunden beim Passieren der Grenze zu verbergen, in einer der Bedürfnisanstalten, die zu beschreiben man mir erlassen muß, ein gemeines französisches Wort angeschrieben gefunden worden, was ins Deutsche übersetzt nichts anderes bedeutete, als: „Charnot (Seigeant) soll verrecken.“ Für Leutnant Thiebaud stand es sofort fest, daß einer von uns dies geschrieben habe, sein Befehl lautete sofort: jeder Ausgang nach der Arbeitszeit aufgehoben und kein Tropfen Wein erlaubt. Beim Rapport um 10 Uhr verkündete er vor der Front, daß er beim General beantragen würde, daß, falls der Schuldige sich nicht melde oder von uns angegeben würde, zehnteilige 5 oder 6 unter uns füsiliert werden sollten. Am nächsten Tage mußte er bekannt geben lassen, daß alle Strafen wieder aufgehoben seien, da der Urheber der Inschrift ermittelt worden sei — und wer war es gewesen? Einer der Quaven. Wie die beim Rapport anwesenden Frauen für ihre Männer bangen mußten, läßt sich leicht verstehen.

Um den elementarsten Reinigungsbedürfnissen nachzukommen, leiteten wir in unserer freien Zeit einen Bach in der Nähe des Lagers ab und schufen uns auf diese Weise ein Bassin von etwa 10 Meter Länge und 8 Meter Breite, so tief, daß man eben noch darin stehen konnte. Dieser unser Drang, sich des öfteren zu baden, war den Franzosen vollkommen unbegreiflich. Sie nannten uns deswegen spöttisch „les grenouilles“, die Frösche. Herr Leutnant Thiebaud hat unseres Wissens nach in 12 Monaten kein einziges Bad genommen, denn eine derartige Einrichtung war in seiner Wohnung überhaupt nicht vorgesehen. Da er aber wußte, wieviel uns an Körperpflege lag, so war es seine bestbelebte Strafe, uns dies Vergnügen, wenn man es so nennen will, zu entziehen, sei es im Sommer das Freibad, oder im Winter das türkische Warmbad in seiner allerprimitivsten Form.

Der erste große Trauertag für das Lager war der 3. Oktober, der Todestag unseres Kameraden, Herrn Ganslandt, vom deutschen Konsulat in Casablanca. Ich hatte ihn wenige Tage vor seinem Tode noch in dem vom Lager etwa 10 Minuten entfernten Militärhospital gesprochen. Entsetzlich elend und zusammengefallen lag er dort auf einer Bank, fast im Strahlungsanzug ohne Kragen, da wegen etwaigen Fluchtversuchen die Kranken im Hospital ihre eigenen Sachen ab-

genommen bekamen. Täglich mußte ich eine lange Zeit hindurch ins Hospital, da sowohl meine Frau als mein Kind an einer schrecklichen Augenkrankheit, die unter allen Kindern und den meisten Müttern im Lager ausgebrochen war, litt; und nach der Höllenfeinbehandlung im Hospital mußten beide geführt werden, da sie für geraume Zeit danach wie blind waren.

Die Verdringung des Herrn Ganslandt am 4. Oktober ist die ergreifendste, der ich wohl jemals beigewohnt habe. Sehr schön sprach unser geliebter Pastor Windführ, ein Hamburger, und der Nachruf seines Kollegen Diehl am Grabe ging allen ungemein zu Herzen. Es war der erste aus unserer Mitte, den wir in fremder, feindlicher Erde betten mußten, und woran war er gestorben? In der Hauptsache wohl daran, daß er es nicht hatte überwinden können, als man ihn in Casablanca gezwungen hatte durch französische Gewaltandrohungen die deutsche Fahne vom Konsulat herunterzunehmen; da soll er aufgeschluchzt haben, wie ein weidmünder Edelkühn. Kurz vor Ausbruch des Krieges Reserveoffizier geworden, war diese schmachvolle Gefangenschaft der Grund für ihn geworden, allen Lebenszweck und alle Lebensfreudigkeit zu verneinen. Bei der untergehenden Sonne sang tiefseufzend der herrliche deutsche Gesang unseres kleinen Männerchors über dem Grabe, der oft unterbrochen wurde vom Schluchzen starker deutscher Männer. Wenn drängte sich nicht hier die Frage auf: Wer wird der Nächste sein, den wir in französische Erde betten müssen, ohne daß es ihm vergönnt gewesen ist, sein Leben freudig für das geliebte Vaterland dahinzugeben? Dieser Tod war in unseren Augen kein Tod, uns galt er als der raffinierteste weiche Mord. War es nicht widerlich kleinlich von Leutnant Thiebaud, daß, als man ihn bat, den Toten, unter Berücksichtigung seiner militärischen Charge, mit militärischen Ehren bestatten zu lassen, er dies rundweg abschlug. Verhindern hat er nicht können, daß wir ihn in seinen grauen Militärmantel gehüllt in den Sarg gebettet haben, und du, teurer Vater, bist mit so unendlichem Mitleid auf unseren Schultern zur letzten Ruhe getragen worden, daß du auf französische Ehrenbezeugungen leicht hast verzichten können.

Im Anfang hatten wir des Sonntags Gottesdienst im Freien, den Pastor Windführ abhielt, und ich habe selten, selbst in der schönsten Kirche nicht, andächtiger Zuhörer beobachten können. Hatte der Redner nun an und für sich schon eine seltene Gabe, in seiner frischen Natürlichkeit aus allerwärmstem Herzen zu Herzen zu sprechen, so waren anderseits auch die Gemüter für Trost aus Gottes Wort wahrhaftig vorbereitet. Der Ader, auf den der Samen fallen sollte, war gewaltig tief aufgerissen worden: gefangen, verschleppt, verhöhnt und mißhandelt, vollkommen abgeschnitten von der Heimat, standen wir unter dem Eindruck glänzender französischer Siegesnachrichten. Die Ansprachen waren im übrigen derartig, daß Konfessionsfragen darin überhaupt nicht berührt wurden, so daß ein jeder die gleiche Erbauung daraus entnehmen konnte. Sehr verhöht wurden diese Gottesdienste durch den herrlichen Gesang unseres vorzüglichsten kleinen Männerchors. Lange währte unsere Freude nicht, denn nach etwa anderthalb Monaten wurde beim Rapport verlesen, daß der Kriegsminister auf das strengste alle Gottesdienste in Gefangenenlagern verboten hätte, wenn ich mich nicht irre, war gesagt à titre de représailles. — Sehr verdient machte sich unser guter Pastor durch Begründung einer Schule im Lager, die er selbst ganz allein Vor- und Nachmittag in einer Art von Scheune für die Kinder abhielt. Zwischen jeder Stunde wurden dann auf dem Hofe Freiübungen gemacht.

Das Lesen französischer Zeitungen war uns monatelang strengstens verboten. Gegenüber wurden welche angeschlagen, besonders dann, wenn glänzende französische oder russische Siege darin verzeichnet waren, oder grauenerregende Schilderungen über deutsche Greuelthaten in Belgien und Nordfrankreich. Besonders umrandet mit Blaukist waren haarsträubende Schilderungen über die Behandlung französischer Zivilgefangenen in Deutschland. Waren darunter einmal ehrliche Berichte, wie z. B. der eines aus deutscher Gefangenschaft zurückgekehrten französischen Arztes, so wurde derselbe aus der angehefteten Zeitung vorher herausgeschnitten. Es war uns nicht schwer, dies herauszufinden, denn, obwohl für uns und erst recht für die uns bewachenden Quaven die fürchterlichsten Strafen darauf gesetzt waren, Zeitungen uns zu verschaffen, so hatten wir doch für gewöhnlich drei Exemplare, und zwar verschafften uns dieselben unsere Wächter selbst gegen entsprechend hohe Vergütung. Niemals werde ich die Nummer des Echo d'Oran vom 18. September vergessen, worin stand: „La chute de Breslau est imminente, les cosaques galoppent vers Berlin.“ — Wir haben auch niemals daran gezweifelt, daß eine ganze Menge in Berlin angekommen sind und sich in den dortigen Gefangenenlagern ohne russische Knete sehr wohl befinden.

Besonders ergötzt waren in der ersten Zeit in Sebbon die politischen Vorträge auf dem Hofe des Lagers von Seiten

des Leutnants Thuillier. Für gewöhnlich war er nur halb angezogen und in Morgenschuhen, unter einem übergeworfenen blauen Kragen schaute die nackte, zottige Halsbucht hervor, und mit der Pose eines verkrachten Schmierendirektors erläuterte er die Kriegslage, anschließend und täglich von neuem zugrunde legend die „unumstößlichen Tatsachen“, daß Baden und Württemberg bereits auf französischer Seite, Sachsen auf russischer Seite gegen uns kämpfe, man in Berlin die Franzosen sehnlichst erwarte, um die furchtbare dort rasende Revolution niederzuschlagen und Hamburg von den Engländern in Brand geschossen sei, die mit enormen Truppenlandungen in Kiel bereits begonnen hätten. Unter diesen Umständen könnten wir ganz beruhigt sein, daß wir bald wieder frei sein würden, da die Pläne für die Galaoper am Abend des Einzuges in Berlin bereits an die hohen russischen und französischen Offiziere zur Verteilung gelangt seien, und daß ja damit der Krieg einen würdigen Abschluß haben würde. Mir fiel dabei der Ausdruck eines mir wohlbekannten, berühmten deutschen Diplomaten ein, der von einem meiner Bekannten auf die haarsträubenden politischen Münchhausen-Erzählungen eines Herrn in unserer Mitte aufmerksam gemacht, antwortete, ohne daß es der Aufmerksamkeit hörte: „Aber ich bitte Sie, meine Herren, lassen Sie ihn doch, er lügt doch so schön.“

Später waren dann französische Zeitungen allgemein erlaubt, aber es war doch stets ekelhaft, dieselben zu lesen. Wenn sich ein Blatt, wie der Temps, dazu hergibt, einem gewissen Verdreht seine Spalten zu öffnen, um über das Familienleben und die Person unseres geliebten Kaisers Artikel zu schreiben, deren Sinn hier auch nur anzudeuten sich meine Feder sträubt, oder derselbe im „Monde Illustré“ behauptet, daß jede deutsche Frau sich nur allzugen prostruiere, oder an anderer Stelle behauptet, es sei einwandfrei historisch nachgewiesen, daß der erhabene Kaiser auf dem Thron, Kaiser Franz Joseph, dessen ehrwürdiges Alter schon allein ihn vor Vabenhänden schätzen sollte, die Tragödien von Mayerling und von Serajewo selbst veranlaßt hätte, oder als neueste Neuigkeit bringt, unsere herrliche deutsche Kronprinzessin habe verücht, russische Nationalität anzunehmen, sei aber im letzten Moment daran verhindert und in einem deutschen Konzentrationslager untergebracht worden, so wird hoffentlich niemand mehr, auch in fernsten Zeiten, ein derartiges Schundblatt oder wie man in England sagt „penny dreadful“ für ernst nehmen. Wie es mit der literarischen Bildung der Redakteure steht, wenn sie über Gerhart Hauptmann, als einem Mitunterzeichner der deutschen Intellektuellen, Gericht sagen

und dabei von ihm als Capitaine Gerhart sprechen, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Herzzerrend gelacht hat auf jeden Fall unser großer schlesischer Dichter, als ich ihn dieser Tage persönlich zu seiner neuen militärischen Charge beglückwünschte. Von dem in allen französischen Blättern anfangs so verherrlichten „général qui se bat en courant“ (Nennenkampf) fragten wir uns stets, ob er nach vorne oder hinten laufe. Oberflächlich hatten wir uns einmal ausgerechnet, daß, wenn man alle französischen Ziffern, wie sie in den Zeitartikeln der verschiedenen Zeitungen zu finden waren, zusammenzog, wir eigentlich keine Soldaten mehr haben dürften.

Wenn wissenschaftliche Abhandlungen darüber im Temps erscheinen, daß ein berühmter Gelehrter der Pariser Universität festgestellt habe, daß allen Deutschen ein ekelhafter Gestank anhafte, der es erklärlich mache, daß französische Soldaten vor deutschen Schützengraben hätten untergehen müssen, der so penetrant sei, daß französische Flieger infolgedessen über deutschen Stellungen ohnmächtig geworden und nur deswegen abgestürzt seien, daß ferner die ganze deutsche Nation — ich muß den Ausdruck umschreiben, da ich mich schäme, ihn im Original wiederzugeben — an derartig starker Verdauung leide, daß man in den von Deutschen geräumten Willen und Schlössern die Beweise dafür auf allen Möbelfüßen gefunden hätte, so klemmt sich der Temps doch hiermit selbst.

Wie wurde aber erst der Mut zum Aushalten in Frankreich angefaßt, als alle französischen Zeitungen folgenden Artikel brachten:

„Holländische Reisende, die von Gent zurückkehrten, berichten, daß die Truppen, die jetzt nach Flandern geschickt worden seien, nicht von der östlichen Front kämen; es seien Rekruten, die im Lager von Beverloo (bei Brüssel) ausgebildet worden seien; die Reisenden waren tief erschüttert von zwei Taubstummen-Kompagnien, die natürlich durch Zeichen kommandiert wurden.“

Einige unserer Leute, die bei der Marine gedient hatten, bedauerten nur, daß dieselben Holländer nicht auch Übungen an Bord unserer Kriegsschiffe mit angesehen hätten, wo würden wir doch in sämtlichen französischen Blättern gelesen haben, daß die Besatzung unserer Kriegsschiffe aus Taubstummen bestünde. Die einzigen wirklich seriösen Artikel habe ich manchmal im „Journal“ von Senator Humbert gefunden, war doch auch er es, der auf das Belästigende: ceterum censeo Germaniam esse delendam i. Zt. mit den



Von der Salonfront: Türkische Kavallerie beim Überfahren einer Antefe des Dahnos-Sees. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

Kassandras antwortete: „Wo sind die Stiefel auf unsern Kammern, um bis an den Rhein zu kommen, und warum ist unsere schwere Feldartillerie bis jetzt auf dem Papier geblieben? Ob nicht auch Clemenceau manchmal ganz vernünftig geschrieben hat, kann ich, trotzdem ich auf seinem „L'homme enchaîné“ monatelang abonniert war, nicht beurteilen, denn seine zwei Spalten unfaßlichen Leitartikels waren meistens leer und nur mit Georges Clemenceau unterschrieben.“

Stets habe ich einem unserer Bewachungsmannschaften, der wie 75% der algerischen Zuaven Spanier war (etwa 85% aller Zuaven sind algerische Juden) die Zeitung aus dem Französischen ins Spanische überlesen müssen, denn spanische Zeitungen sind fast bei Todesstrafe in Algerien verboten, der mir dann sagte: „Nun von uns glaubt keiner an diesen blödsinnigen Schwindel.“ Alle paar Monate wurden im übrigen die uns bewachenden Zuaven gewechselt, weil sie zur Front nachgeschoben wurden, und jedesmal kamen ältere Semester, unter denen es dann Typen gab, die mich lebhaft an die Bürgerwehr von Anno dazumal in den „Fliegenden Blättern“ erinnerten. Manche davon taten einem entsetzlich leid. Ich habe alte Leute gesehen, die derartig an Rheumatismus litten, daß ihnen beim Aufstehen der Wache vom Nebenmann das Gewehr getragen werden mußte, weil sie selbst nicht imstande waren, es auch nur halten zu können. Wenn zum Arbeitsappell geblasen wurde, meldete verschiedene Male der diensttuende Korporal dem Sergeanten: „Mon sergent, die Leute wollen einfach nicht von ihren Betten aufstehen.“ worauf der Sergeant sie selbst holen ging, und wir Wache hatten, nicht herauszulassen. Als die Kerls gegen Typhoid geimpft worden waren, lagen sie alle wie die Fliegen halbtot auf ihren Betten herum, unser Arbeitsdienst mußte während dieser Tage eingestellt werden, da es an Begleitmannschaften fehlte. Nachdem wir geimpft worden waren, konnte es der Arzt überhaupt nicht begreifen, daß nur 5 oder 6 von sämtlichen Internierten krank wurden, und wir unsere schwere Arbeit nach wie vor machten. Sehr oft wurde auch ein sogenannter „marche militaire“ angelegt, und wir mußten von 16 Kilometer an bis zu 25 Kilometer aufsteigende Märsche machen in ziemlich flottem Tempo, die uns sogar ganz lieb waren: beinträchtigt wurde unser Vergnügen daran, daß wir alle paar Kilometer auf unsere Wächter warten mußten, die so schnell nicht mitkommen konnten.

Es wird sich nun jedem Leser ganz mit Recht die Frage aufdrängen: Ja warum sind denn unter solchen Umständen dann die Gefangenen nicht einfach entflohen?

Gewiß, es wäre nicht schwer gewesen — was auch später die Tatsachen ergaben — aus dem Lager herauszukommen, aber wohin? Die Eingeborenen, sämtlich Hirten und Jäger mit hervorragenden Augen und Spürsinn, hätten sich nur zu gern das ausgelegte Kopfgeld verdient, die stets umherstreifenden Goums und Spahis auf ihren schnellen, zähen Pferden waren auch nicht zu unterschätzen, aber immer bleibt noch die Frage offen, wenn dies alles auch schließlich zu überwinden war, wohin entfliehen? Die einzige Möglichkeit blieb die 250 Kilometer entfernte spanische Zone Marokkos. An Marokkieren des Tages war natürlich nicht zu denken; es blieb also nur die Nacht. Da nun bei wegelegenem Terrain durch Dickicht und Wald über Flußläufe in Gegenden, wo wilde Tiere noch keine Seltenheit sind, 30 Kilometer pro Nacht eine glänzende Leistung gewesen wäre, hätten acht Tage bis zur Grenze gerechnet werden müssen. Dann kam die Proviantfrage, denn an ein Verproviantieren unterwegs war natürlich nicht zu denken, selbst Wasser mußte auf alle Fälle mitgenommen werden. Nun und selbst wenn dies alles glücklich überwunden war, was hatte man in Spanisch-Marokko gewonnen? War nicht damit zu rechnen, daß sofort nach Bekanntwerden der Flucht Gibraltar avisiert wurde und daraufhin englische Torpedoboote die schmale Straße von Gibraltar erst recht scharf überwachten, so daß selbst mit der Möglichkeit, von Spanisch-Marokko nach Spanien durchzukommen, kaum gerechnet werden durfte. Wäre auch nur die

geringste Aussicht gewesen, nach Deutschland zu gelangen, dann wäre es eines jeden Pflicht gewesen, es zu versuchen, sobald die Frauen und Kinder abgereist waren, aber wenn man die Vorteile eines Aufenthaltes in Spanien abwog, gegenüber dem wenig ruhmreichen Erbe von einem Goum oder Spahi über den Haufen geschossen zu werden, ohne auch nur das geringste seinem Vaterlande dabei nützen zu können, dagegen seiner Familie mutwillig den Ernährer zu nehmen, so mußte man doch mit Recht große Bedenken tragen. Nicht außer acht zu lassen, ich möchte fast sagen, die Hauptsache aber war, daß natürlich an den Zurückbleibenden, von denen viele ihres Alters oder ihrer Gesundheit wegen gar nicht an Flucht denken konnten, die schärfsten Nachsorge Maßnahmen getroffen werden wären. Wenn es einige nun doch verlockt haben, und als erster einer meiner besten Freunde, ein Mann, der stets im Leben genau gewußt hat, was er tut, so hatte er seine guten Gründe, die hier zu erörtern zu weit führen würde. Weiter als nach Spanien ist keiner gekommen, und ich für meine Person helfe nun lieber dem Vaterland, als in Spanien tatenlos zu sitzen, denn an eine Betätigung oder ein Selbsterhalten in Spanien ist kaum zu denken, da Handel und Wandel entsetzlich daniederliegen und dazu kommt noch, daß Hunderttausende von jungen Deutschen aus allen Weltteilen hier festhängen, die bei Ausbruch des Krieges gehofft hatten, noch rechtzeitig durchzukommen, um ihrer Wehrpflicht zu genügen. Da wir Marokko-Deutsche nun alle vis-à-vis derien stehen, da uns ja alles genommen, so wären die Opfer meiner Familie für einen Unterhalt in Spanien nur desto schwerere gewesen. Ich habe Flucht und Fluchtversuche an dieser Stelle wegen der Winderwertigkeit unserer Bewachungsmannschaften ausführlich beleuchtet, werde später aber noch darauf zurückkommen müssen.

Um allerdenklichsten für uns waren die Besuche im Lager, die für gewöhnlich des Sonntags oder an Feiertagen stattfanden. Leutnant Thuillier hatte es doch sogar fertig gebracht, den Leuten im Gefängnis zu befehlen, Barschritt auf dem Hofe zu machen und sein Pferd in allen Gangarten am Zügel vorzuführen unter Versprechung, daß ihnen dann einige Tage ihrer Kerkerhaft geschenkt würden, nur um seinem Damenbesuch beweisen zu können, was er alles mit den Bogen aufstellen könne. Von welcher unglaublichen Gemütsroheit französische Damen waren, hatten uns schon einige in der Reitbahn von Clemens bewiesen, ganz besonders die Frau eines Obersten, die am Arme ihres Mannes sich köstlich über uns, unsere Frauen und Kinder zu amüsieren schien. Betrat derartige Besuche, meistens Damen und Kinder unter Führung des Lagerkommandanten, Adjutanten oder Sergeanten, oder auch später des Administrateurs die Baracken, so mußten wir stramm stehen, bis die Prozedur vorüber war. In der höhnlichsten Weise wurde unsere mehr als primitive, selbst angefertigte oder von unserem Gelde erworbene Einrichtung angestarrt, besprochen und bespottet. Ich entsinne mich besonders eines Sonntags, wo etwa fünf aufgezogene Damen gerade zur Mittagszeit in unsere Baracke kamen, als unsere Suppe auf dem Tische — d. h. einer umgekehrten Kiste — stand. Die Damen hielten sich unter Führung des Administrateurs ungefähr eine halbe Stunde auf, wir hatten die ganze Zeit über stramm zu stehen, und sie schienen sich herrlich darüber zu amüsieren, welche Autorität der Administrateur, anscheinend ihr Verwandter, über uns habe, daß wir keine Miene verziehen durften, während unsere Suppe kalt wurde, deren einzige gute Eigenschaft das Heißein war. Als eine der jungen Damen, von mädchenhafter Schen auch keine Spur, an meinen Kistentisch herantrat und das neben dem bleicheren Suppennapf liegende Stück Brot in ihrer Hand knetete und dann mit den Worten zurücklegte: „Vous êtes content, n'est ce pas, ce n'est pas du pain comme chez vous“ konnte ich nicht umhin, ihr einfach Hülfsweise den Rücken zuzukehren. Der Administrateur hatte im Augenblick nicht hingesehen, sonst wäre ich wohl schnurstracks ins Gefängnis gewandert. (Fortsetzung folgt)

Ein Blatt aus der Kriegsfürsorge. Von N. S.

Folgen Sie mir freundlichst auf eins der vielen Arbeitsgebiete der Kriegsfürsorge: auf das der Kriegskinderfürsorge, Abteilung: Tuberkulose. Weit draußen vor der großen Stadt, im wohnigen Grün, erbaute die Kriegsfürsorge 1915 bis 1916 das freundliche Kinderheim, sammelte all die blaffen Kleinen, die ihr auf ihren mannigfachen Liebeswegen begegnet waren und führte sie in ihr Haus. Das war ein fröhlicher Tag! Bierzehn Tage vor der Eröffnung war Schwester Lenchen, eine echte Kindermutter, bereits erschienen und hatte ein lustiges Wirtschaften mit Schrubben und Seifeneimer begonnen.

Mit hellem Entzücken wurden danach die Betten und Bettlein mit blütenweißem Linnen überzogen und auf die zwerghaften Waschtische all die nötigen Geräte verteilt. Spiel- und Wäscheschrank wurden eingeräumt und die Fensterbänke und Tische mit Blumen bestückt. Laubgewinde allüberall, und dann zogen sie ein. Hold und sorglos lachend trippelten sie über die Schwelle ihres nunmehrigen Heimes, meist für lange Zeit. Zutraulich ließen sie sich von Schwester Lenchen in den festlichen Tagesraum geleiten. Angenehm kontrastiert dessen dunkle Eichenfarbe mit dem blendenden Weiß der ganzen übrigen Einrichtung.

Und hier erwartete der kinderfreundliche Arzt, Mithelfer am Zustandekommen dieses Liebeswerkes, die junge Schar. Schnell sind die soliden Stühlchen besetzt, und auf den schweren Eichenplatten der niedrigen Tische verheißten Teller und Tassen das geschmackvollste Willkommen. Eine Stunde später stehen die Kleinsten fast andächtig vor ihren Betten, bis sie begreifen, daß alles das für sie bestimmt ist, da geht es mit lautem Jubel ans Einräumen. Nur jener kleine Schelm dort staunt unentwegt in die blendende Reinheit rings um ihn her und läßt den Knopf seines Nachtschränkchens nicht aus dem Fäustchen. So läßt man ihn, bis die Reihe an ihn kommt, hebt ihn dann mit sanfter Gewalt auf den Schoß und steckt ihn in einen langen, weißen Nachtkittel. Der kleine Schelm streicht mit beiden Händen über sein Bäuchlein, beschaut sich von oben bis unten und — bietet der



Aus einem Kriegskinderheim für kranken Kinder in der Nähe von Hannover.



Aus dem Heim der kranken Kinder: Beglückter im Nest.

Schwester sein Schnäbelchen zum Ruß. — Eine süße Sprache!

Und dann sind die „Großen“ dran. Wie wohl sie sich strecken und dehnen! Manches Augenpaar blinzelt schon nach fünf Minuten, als hätte es nicht übel Lust, die Gardinen vor seine Fensterlein zu ziehen. Da heißt es: „Die Händchen falten, wer kann ein Nachtgebet?“ „Ach, ich!“ und all die trauten Kinderreime klingen fromm durch die Räume. Güttig neigt sich die Schwester noch einmal über die Betten, zieht die letzten Vorhänge zu und geht leise hinaus. Schlaf wohl, junge Schar, und Gott gebe ein fröhlich Gelingen! — Das war der erste Abend. Mit vollem, reichem Schlag kündigt die Standuhr im Tagesraum die neunte Stunde, da zieht es die Schwester noch einmal ins Reich der Schläfer. Ruhiger Atem aus allen Betten, schlafrote Bäuchlein, und auf den Lippen das letzte Lächeln des Tagesstrebens. Das sollen kranke Kinder sein? Aber da meldet er



Schwester mein's so gut!

sich schon, der heimliche Feind dieser garten Menschenknospen, im kurzen, trockenen Husten. Der Schwester Gesicht wird ernst, aber nur für einen Augenblick. „Warte, gefährlicher Gegner, ob wir die Waffen nicht noch etwas besser zu führen verstehen als du!“ Jedenfalls sprechen wir mit den tapferen Vätern dieser Kinder: „Ran an den Feind, mit Gott für sie und ihre glückliche Zukunft.“ Ganz leise ist auch der Arzt noch einmal eingetreten; lächelnd schaut er auf einen bloßgestraampelten Bierjährigen, und als habe er der Schwester Gedanken erraten, drückt er ihr die Hand: „Nun vorwärts mit Gott, Schwester!“ und sie nickt dazu. — Rasch gewöhnen die Kinder sich an die Tagesordnung. Bald freuen sie sich auf die morgendliche Ganzabreibung, trefflich mundet ihnen danach die heiße Milch. Höher steigt das Vergnügen, wenn der Onkel Doktor erscheint. Gar bald haben die feinfühlenden Herzen ihr erkannt.

„Laß mich mal fließen,“ bettelt ein Kleiner, streckt dem ernststen Mann beide Armchen entgegen und fliegt im nächsten Augenblick jauchzend durch die Luft. „Ich auch, ich auch!“ Aber Onkel Doktor hat keine Zeit, in Wahrheit muß er die Lungen der Schwächeren schonen, aber das ahnen sie nicht.

Wie sorglich er die kleinen Körper beklopft und behorcht! Wie lustig er zu scherzen versteht und die unbequeme Brustpackung, die Einreibung, das medizinische Bad zu einem Vergnügen umzuformeln weiß. Und dann gibt's zweites Frühstück. Mit vorgebundenen Lätzchen und erwartungsvollen Augen harren sie der Dinge, die da kommen sollen. Rastlos schmeckt gar zu gut, und herzlich heißen die weißen Zähne in die Milchbrötchen. — „Liegetur!“ erschallt es dann durchs Haus. Rasch noch einmal über die Bäuchlein gefegt; hilfsbereit lösen die Größeren den Kleinen die Serviettenbänder und fort stürmen sie auf die sonnige Liegehalle, allwo Schwester Lenchen ihre wilde Schar erwartet.

Bereits stehen die Allerleinsten und die Bettlägerigen in ihren Gitterbettchen draußen, mit nichts weiter als einem Strandhute bekleidet, der ganze Körper ist nackt und dem heilsamen Sonnenlicht ungehindert ausgesetzt. Nur weniger Tage hat es bedurft, die kränkliche Hautfarbe in ein Rasseebraun zu verwandeln, später folgte ein bronzener Einschlag, und unerschöpflich ist diese Quelle für allerhand Neckereien der Kinder untereinander. Da liegen sie nun, die Größeren noch mit einer Badehose versehen und strecken ihre jungen Glieder in Wohlbehagen, schwachen oder schlafen um die Wette, bis die Zeit zum Spazieren gehen da ist. Andere müssen zur Röntgenbestrahlung; hier gibt's zu verbinden, dort neue Päckchen anzulegen, und um 12 Uhr sammeln sich alle wieder um den Mittagstisch. Recht eilig klingt das Wort „Amen“ nach dem „Komm, Herr Jesu“, einige Schelme rufen es schon vor dem Schluß. Sei, wie der Köffel in die Suppe fährt! Schwester Venchen füttert ihre Kleinen; das ist ein köstlich Schnabulieren, sorglos wie die Vögelin auf dem Zweig, bis sie sich wohlbefriedigt zurücklehnen, um im nächsten Augenblick ins Reich der Träume einzugehen. Bald schlummert die ganze Gesellschaft in den kühlen Räumen drinnen, während draußen die segnende Sonne ihre Strahlen machtlos gegen die Vorhänge sendet. Um 3 Uhr aber erwacht das Leben wieder und alles Getrabbele und Geschreie mit ihm. Erneute Liegekur, und danach findet auch Schwester Venchen Zeit, sich zu Spiel und Scherz zu den Kindern zu begeben. Hellen Jubel löst ein etwaiger Regen zur Spaziergangszeit aus, denn dann spielt Schwester mit ihren Rangen, bis sie, in Schuß gebracht, allein weiterkönnen und die Kleinsten „Fester

Neue“ beschlagnahmen dürfen. „Da hale machen,“ schluchzt ein kleiner Wicht und legt ihr eine feldgraue Soldatenpuppe ohne Arme und Augen in den Arm. „Armer Papa,“ schluchzt es noch einmal schmerzlich aus tiefstem Herzen. Nein, glücklicher Papa im Feld! Könntest du sehen, mit welcher Inbrunst dein Bäcklein dein recht zweifelhaftes Abbild ans Herz drückt!

Der Abend naht. Noch einmal erscheint Onkel Doktor und ergötzt sich an der springelbendigen Schar. Alle Arzneien werden tapfer überschluckt, alle Verordnungen erledigt, und ein bunter, froher, arbeitsreicher Tag ist zu Ende gebracht.

Es ist wieder fast 9 Uhr abends geworden. Lächelnd geht Mütterchen noch einmal von Bett zu Bett. 's ist wirklich alles in Ordnung. Ein überzähliges Kind schläft im Wäschkorb in ihrem eigenen Stübchen. Dahin zieht sie sich nun zurück, die verunglückten Spielsachen, Schürzchen, Höslein usw. neu instand zu setzen. Dann schlingt sie die Arme um die Knie und schaut freundlich sinnend ins Lampenlicht. Der kleine Schlafgast melbet sich; noch einmal eine neue Windel, und dann geht auch Schwester Venchen schlafen. Das letzte Licht des Kinderheims, und damit auch sein letztes Auge, ist erloschen, und eine traumselige Ruhe umschließt das Ganze.

Kriegsfürsorge, welch ein trautes Heim gabst du den blaffen, doch so munteren Kleinen. Und du bist weit-herzig genug, auch die Kinder aufzunehmen, davon menschliches Wissen erklärt, daß ihre Tage höchstens noch etliche Wochen zählen. Auch denen, nein gerade auch denen gönnt du helle, lichte Tage, und es ist recht so. Ein herzliches Danke dir! und denen, die dir die Hände füllen, daß du zu geben vermagst.

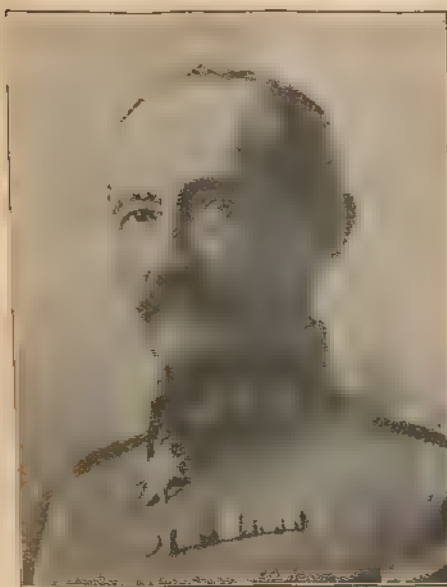
Unser Sieg im Rigaischen Meerbusen.

Durch Hamburg und Bremen ging es seit einigen Wochen wie ein Aufatmen, denn eine stattliche Zahl von großen und kleinen Schiffen der Handelsmarine hatte Befehl erhalten, sich kessfertig zu halten. Seit Jahren hatten sie still liegen müssen; jetzt aber sollte es wieder hinausgehen aufs Meer! Es war also etwas Großes im Werden: was, das wußte freilich niemand. Als alle diese Schiffe aber durch den Nordostseefanal nach Dänemark geführt wurden, war es den erfahrenen See-

leuten klar: es ging um die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerten Inseln. Daß wir die schöne deutsche Stadt Riga und die sie schützende kleine Festung Dünaburg gewonnen hatten, nützte uns nicht allzuviel, solange die Russen noch jene Inseln in Besitz hatten. Auf Desele waren nämlich drei große Flughäfen, deren Flieger sich wieder und immer wieder in dem von uns besetzten Kurland lästig machten, und außerdem hatten die Russen im Moon-Sund, der die kleine Insel Moon von



Ausladung der Sturmtruppen auf der Reede von Desele. Aufnahme des Bild- und Filmmamts.



General der Infanterie Hugo von Rathen.



Vizeadmiral Erhard-Schmidt.

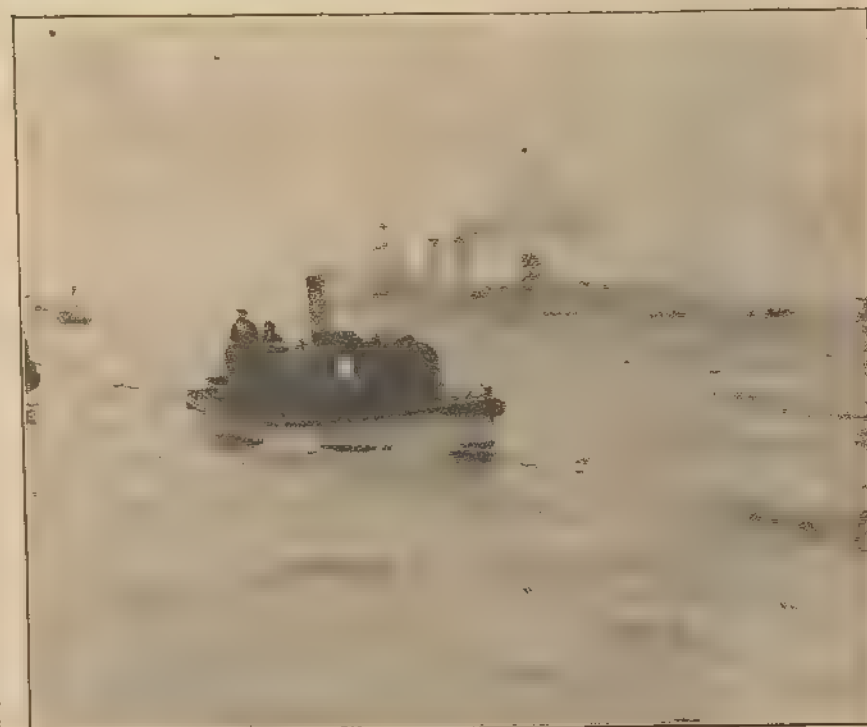
der estländischen Küste trennt, einen ganz vortrefflichen Stützpunkt für ihre nach Zahl und Tüchtigkeit nicht zu verachtende baltische Flotte. Besonders das zwar ältere aber gut geführte Linienschiff „Slava“ hatte uns schon mehrfach zu schaffen gemacht.

Die Russen hatten um die drei Inseln — im Süden die zwei schon genannten Desele und Moon und nördlich davon Dagoe einen dichten Kranz von Minen gelegt, um jede Annäherung einer größeren Flotte unmöglich zu machen. Deshalb gingen zuerst unsere Minensuchverbände vor und brachen durch das Minenfeld hindurch eine schmale Fahrtrinne frei, durch die die Transportschiffe unter dem Schutze von Teilen der Hochseeflotte nach der Nordküste der Insel Desele steuerten. Nach Niederkämpfung von Toffri wurden Marinetruppen und Radfahrerabteilungen der Armee bei Pannerort an Land gesetzt, während der Hauptteil der Flotte in der Tagga-Bucht vor Anker ging und eine erhebliche Menge Truppen mit allem ihrem Troß für Munition und Verpflegung landete. Die Seestreitkräfte standen dabei unter dem Befehl des Vizeadmirals Erhard-Schmidt, während die Truppen von General der Infanterie von Rathen geführt wurden.

Die bei Pannerort ausgebooteten Truppen gaben einen solchen Beweis von wundervollem Schneid und todesverachtender Tapfer-

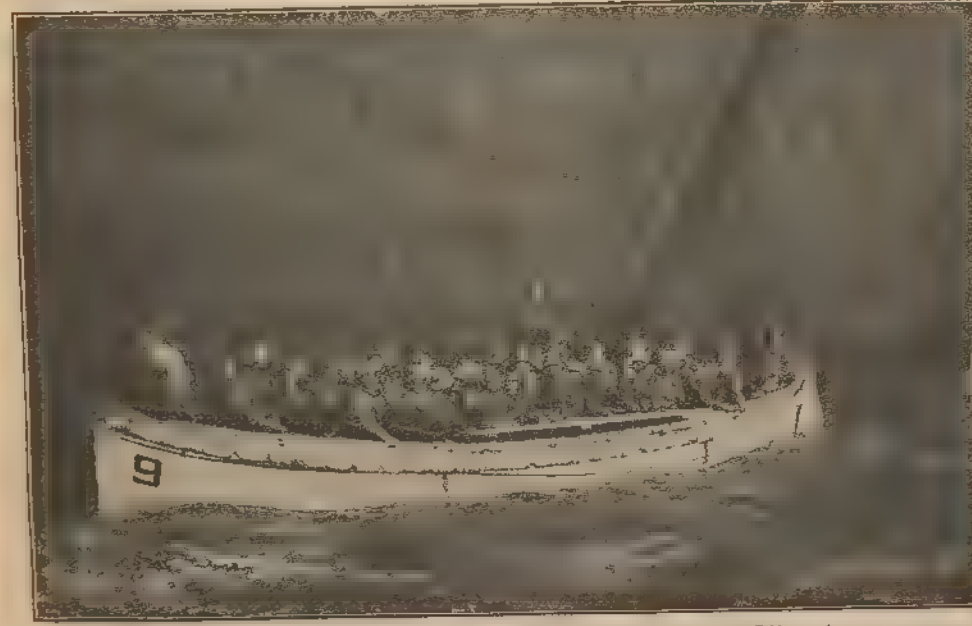
keit, daß wir ihre Tat hier festhalten wollen für das Gedächtnis unserer Söhne. Einige hundert Mann waren es. Sie sprangen auf ihre Fahrräder und rasten in laufender Fahrt nach Osten, um die Befestigungen des wohl 40 km entfernten Drissar zu überrennen, die den Damm nach der Insel Moon beherrschten. In der Tat nahmen sie auch diesen Brückentopf und machten mehrere hundert Gefangene und große Beute; aber da die heiß ersehnten Kanonen nicht nachkamen, weil sehr schlechtes Wetter deren Ausbootung um einen kostbaren Tag verzögerte, konnten sie ihn zuerst nicht halten. Trotzdem aber hat dies „Hufarenstücken“ unserer Infanterie ganz vortreffliche Dienste getan.

Die in der Tagga-Bucht ausgeschifften Truppen dagegen durchquerten in unaufhaltsamen Eilmärschen die Insel nach Süden zu, um einmal die auf der langgestreckten und stark befestigten Halbinsel Sworbe befindlichen Truppen abzuquetschen und andererseits die Hauptstadt der Insel, Arensburg, anzugreifen. Indessen



Deutsche Kriegsschiffe und Transportdampfer vor Desele. Aufnahme des Bild- und Filmmamts.

fuhr unsere stattliche Flotte von Kriegsschiffen ebenfalls nach der Halbinsel Sworbe und brachte die schweren russischen Batterien in der Umgegend von Zerel in ganz kurzer Zeit zum Schweigen. Nun erst war der Weg in den Rigaischen Meerbusen frei. Als dann lief sie in den Moon-Sund ein, um die russische Flotte auszuräuchern. Es gab eine scharfe Seeschlacht, in der das feindliche Linienschiff „Slava“ durch Volltreffer unserer schweren Artillerie mehrfach unter der Wasserlinie getroffen wurde und sank. Leider gelang es zwei anderen Großkampfschiffen und zahlreichen Zerstörern, sich im Schutze ihrer Minenperren nach Norden in Sicherheit zu bringen. Bald waren auch die den Moon-Sund beherrschenden Batterien niedergelämpft und damit die Seeherrschaft im Rigaischen Meerbusen erstritten.



Ausladung von Truppen vor Desele. Aufnahme des Bild- und Filmmamts.

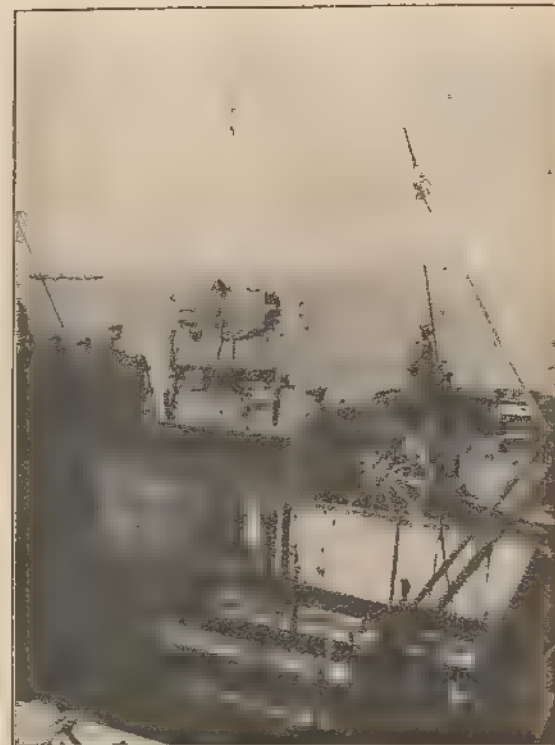


Transportdampfer mit Geschützen und Munition.

des Rigaischen Meerbusens haben wir die unbestrittene Vormachtstellung in der Ostsee erlangt. Diese Inseln bedrohen die Einfahrt in den finnischen Meerbusen und sichern andererseits unsere östlich der Düna stehenden Armeen; auch decken sie Kurland. Die Engländer haben im Laufe des letzten Jahres große Ländereien an der kurländischen und estländischen Küste aufgekauft mit der ausgesprochenen Absicht, sich in der östlichen Ostsee festzusetzen. Diese englischen Pläne sind durch unsere Eroberung von Desel, Moon und Dagoe zunichte ge-

Ebenso glänzend schlugen sich unsere Landtruppen. In unwiderstehlichem Anprall rollten sie alle russischen Truppen vor sich auf, erst auf Desel, dann auf Moon und endlich auf Dagoe. In nur neun Tagen führten Armeen und Marine diese wichtige Unternehmung gemeinsam durch, — ein neuer Beweis für die ungebrogene Schlagkraft unserer Streitkräfte zu Lande und zu Wasser! Durch die Eroberung von Desel und den anderen Inseln

macht worden. Freuen wir uns dessen. In Rußland hat unser neuer Erfolg Bestürzung erregt. Die großen Städte an der estländischen Küste sehen bereits den Feind vor den Toren und werden von der wohlhabenden Bevölkerung fluchtartig verlassen, ja sogar in Petersburg zittert man, und die Reichsbehörden gehen damit um, ihren Sitz nach Moskau zu verlegen. Aber wir brauchen uns gar



Ausstattung von Feldgeschützen.

nicht den Kopf zu zerbrechen über die etwaigen Folgen unserer Siege am Rigaischen Meerbusen; es genügt uns, uns an die Tatsachen zu halten. In neun Tagen einen überaus wichtigen Stützpunkt für unsere Flotte erobert, dabei 20 000 Gefangene gemacht und über 100 Geschütze, sowie unermessliches Kriegsgut erbeutet, — das ist zweifellos ein wichtiger Schritt auf dem Wege vorwärts.



Übernahme von Pferden auf der Reede von Desel. Aufnahmen des Bild- und Filmmamts.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

24. Oktober 1917: Schwere Kämpfe südlich des Disen-Kanals: Hileman und Chapignon verloren. In Tirol, Kärnten und am Tonzo heftiger Artilleriekampf; bei Fliß, Tolmein und im Nordteil der Hochfläche von Rainizza die italienischen Linien genommen.

25. Oktober: Feuerkampf an der Westfront. Im Rilettegrunde Vorrücken zurückgenommen. In den Becken von Fliß und Tolmein auf 30 Kilometer die italienische Front durchbrochen.

26. Oktober: Im Wa de von Pinon am Rilettegrunde Niederlage: am Chaume-Walde französische Stellungen erlitten. Unsere Divisionen sind über Karfreit und Ronzina hinaus im Vorbringen.

27. Oktober: Großkampftag in Flandern; alle Stellungen gehalten. — Gegen Italien neue große Erfolge, dessen Konzentrationsfront bis zur Wippach wankt, auf der Karthochfläche hält der Gegner. Höhe 652, Monte Malajur und Monte Santo erobert.

28. Oktober: Angriffe bei Dixmuid und am Chemin-des-Dames. Weitere Verfolgung der Italiener: Coudale und Géz erobert.

29. Oktober: Angriffe bei Boesinghe und am Chemin-des-Dames. — In Mazedonien Feuerkampf. Die zweite italienische Armee stößt gegen den Tagliamento zurück; die dritte von der Wippach zum Meer ist in eiligem Rückzug; auch in Kärnten bis zum Pöckelpack wankt die Front.

30. Oktober: Erfolg bei Bazonnoux. — Udine, der bisherige Sitz der italienischen obersten Heeresleitung, genommen; Verfolgung gegen den Tagliamento. Die aus Kärnten vorgehenden Truppen haben auf der ganzen Front venezianischen Boden betreten.

31. Oktober: Heftige Angriffe auf Paschendaale und Gheluvelt. Am Chemin-des-Dames und im Chaume-Walde Artilleriekampf. — Verfolgungskämpfe am obersten Tagliamento und in der venezianischen Ebene.

1. November: Großer Sieg am Tagliamento: 60 000 Gefangene. — London mit Luftbomben belegt.

2. November: Feuerkämpfe bei Dixmuid und längs des Rückens des Chemin-des-Dames. — Weitere Verfolgung der geschlagenen Italiener am Tagliamento. — Neue Fiegerangisse auf Condon und Bunkirchen. — Graf Hertling Reichskanzler.

3. November: Am Chemin-des-Dames Linien zurückverlegt. — An der mazedonischen Front Feuerkampf. — Die Sperrstellung Gemona genommen.

4. November: Kämpfe bei Paschendaale, am Disen-Kanal, im Rilettegrunde und zwischen Samogneux und Bazonnoux. — Kleiner deutscher Hilfskreuzer im Kailegat versenkt.

5. November: In Flandern starkes Geschützfeuer; englische Erkundungsabteilungen zurückgeschlagen. — Bei Stojakova, zwischen Warbar und Boyan-See englische Angriffe. — Der Tagliamento überschritten.

6. November: Angriffe bei Paschendaale. — Die ganze Tagliamento-Front genommen; zwischen Gebirge und Meer sind die Italiener erneut im Rückzuge; ebenso vom Fella-Tal bis zum Colbricon, nördlich des Sugana-Tales.

7. November: Englische Sturmangriffe von Poelkapelle bis zur Bahn Upern-Roulers und gegen die Höhen von Becelaere und Gheluvelt. — In der venezianischen Ebene und im Gebirge Verfolgungskämpfe.

8. November: Im Sundgau zu beiden Seiten des Rhein-Rhone-Kanals heftige Angriffe. — Zwischen Tolmezzo und Gemona 17 000 Italiener gefangen. Gesamtzahl der Gefangenen jetzt 250 000, Beute 2 000 Geschütze.

9. November: In Petersburg Kerenskis Regierung gestürzt; die Maximilianen unter Lenin übernehmen die Regierung. — In Italien die Civenza überschritten; auch in den Tiroler Grenzgebirgen Fortschritte.

10. November: Angriffe bei Poelkapelle. Erfolg im Chaume-Walde. — Vordringen im Sugana-Tal und an der oberen Piave. Astago erobert.

11. November: Heftige Angriffe bei Poelkapelle-Paschendaale. — Belluno genommen.

12. November: Bei Congarone 10 000 Italiener gefangen. — Im Oktober verloren die Feinde 9 Festbatterien und 244 Flugzeuge, wir 1 Balon und 67 Flugzeuge.

13. November: Der Monte Longara erobert. Die Panzerwerke Leone und Col di Can, sowie Fortzafo erlitten.



Kaisertage in Konstantinopel: Der Sultan geleitet seinen hohen Gast zur Empfangshalle. Aufnahme des Bild- und Filmmamts.

Das Schicksal des Verräters.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirt in den Ländern der Entente die furchtbare Niederlage, die unsere herrlichen Truppen im Verein mit den österreichisch-ungarischen Heeren den Welschen beigebracht haben! — Nachdem Italien, unser Bundesgenosse von diesen Jahren, die Wäste vom Gesicht genommen und sich in die Reihe unserer Feinde gestellt hatte, warf es seine Truppen gegen die Isonzofront, um Triest zu „befreien“, das übrigens gar nicht befreit sein will. Da Österreich-Ungarn eine sehr lange Grenze zu verteidigen hat, waren die Italiener hier in erbitterter Übermacht; trotzdem aber hatten sie recht bescheidene Erfolge. Die Kämpfe um Görz dauerten vom Dezember 1915 bis zum August 1917; Görz selbst fiel am 8. August 1916 in die Hände unserer Feinde. Und so gäh war die Verteidigung jedes Berges und

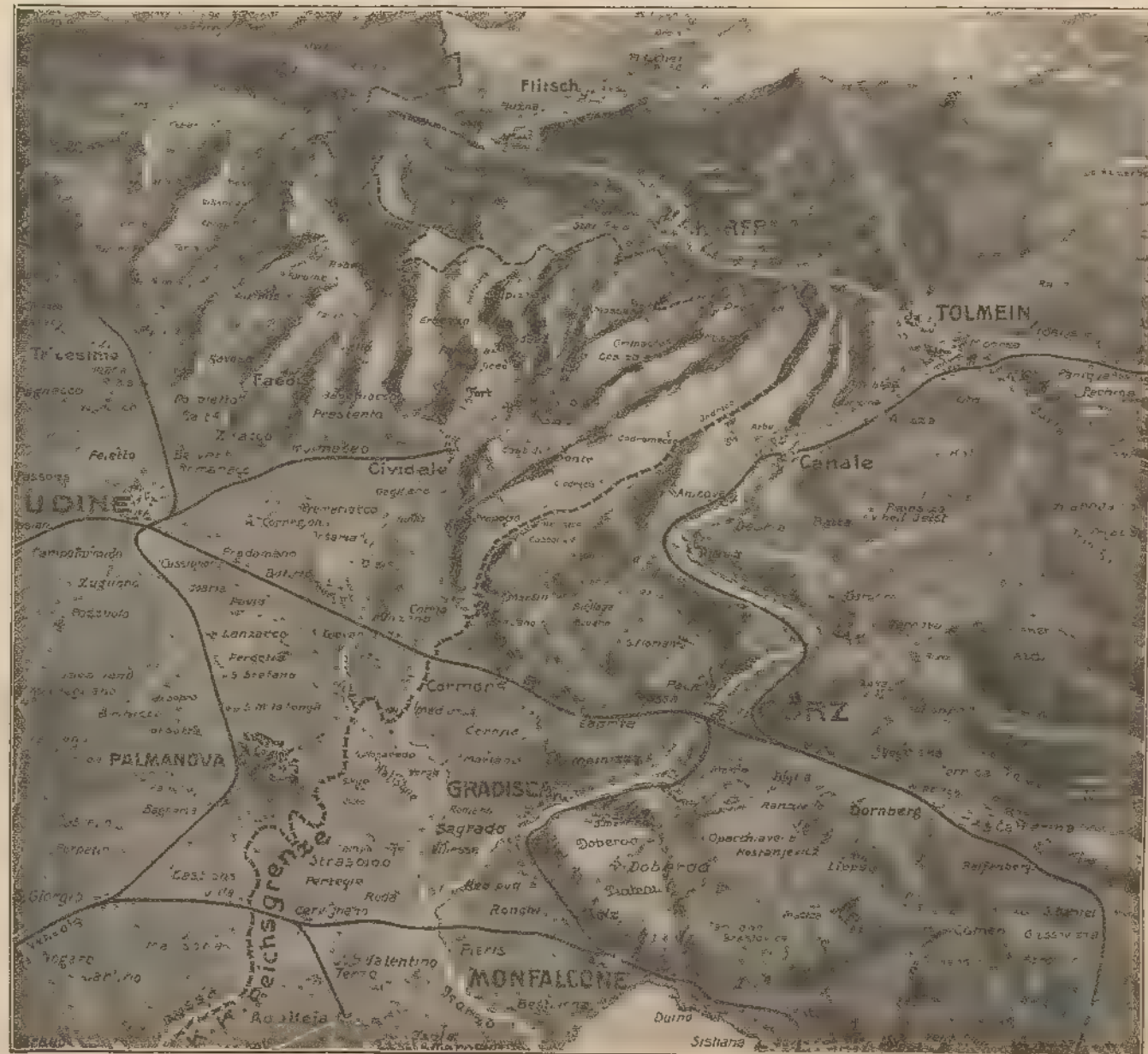


General der Infanterie Otto von Below.



Generaloberst von Boroevic.

jeder Stellung im Tale durch unsere Bundesgenossen, daß Cadorna, wie man berechnet hat, ein Heer von 1600000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen aufopfern mußte, um die gerade tausend Quadratkilometer österreichischen Landes zu erobern, die er schließlich besetzt hielt. Italien brachte alle diese furchtbaren Opfer ohne zu murren, weil es Fortschritte machte. Jetzt ist es dafür in Verzweiflung und setzt seine so unfähigen Heerführer ab, denn alles, was in den 20 Monate währenden elf blutigen Isonzschlachten errungen war, ist in vier Tagen wieder verloren gegangen. Zwei seiner Heere sind



Karte zur deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive. Aus der Wog. lichen. gezeichnet von Walter Emmersleben.

eine der größten Niederlagen, von der die Weltgeschichte des Krieges zu berichten weiß, geworden.

Der 24. Oktober war ein trüber Tag, und bei Sonnenaufgang wechselten in den Julischen Gebirgen Regen und Schneetreiben ab. Die Italiener verflochten sich frierend in ihre Unterstände und dachten an nichts Schlimmes. Da begannen die Geschütze der vereinigten Deutschen, Österreicher und Ungarn ein Konzert, das man in dieser Mächtigkeit hier noch nicht gehört hatte. Wenige Stunden nur dauerte es; aber es hatte genügt. Dann stürmten die Jäger und Infanterieverbände vor und drangen unaufhaltsam in die feindlichen Linien ein. Starke Stellungen, die die Täler sperren, wurden meist im ersten Stoß überrannt, und auch Bergbefestigungen, die mit Geschützen und Maschinengewehren gespickt waren, wurden im ersten Anlauf erobert. Am mittleren Isonzo war der Angriff auf etwa 30 km Länge angelegt worden. Von den südlichen Hängen des Kombo bei Fiume führte die Linie in flachem Bogen über Tolmein nach dem Nordende der Hochfläche von Bainizza - Heiligengeist. Am Engpaß von Saga war der Widerstand zäh; aber weiter südlich konnten die Italiener den Bruckenkopf von Sta. Maria und Sta. Lucia nicht halten. Die Alpenstruppen der Welschen, die immer ins Feuer geschickt werden, wenn etwas schief geht, setzten sich zwar fast überall verzweifelt zur Wehr und versuchten, jedenfalls die rückwärtigen Höhenstellungen zu halten; aber dies gelang ihnen nicht, denn die rückflutende Lawine der fliehenden Heeresmassen riß auch sie mit zurück, und die Sieger drängten unaufhaltsam nach. Unsere Truppen erklimmen mit munterem Schrei einen der steilen Berghänge nach dem andern und stürmten die feindlichen Stützpunkte, die die Höhen krönten. Alpenländische Truppen unserer Bundesgenossen nahmen Fiume; deutsche Regimenter machten weiter südlich mit unwiderstehlicher Stoßkraft ganze Arbeit. Schon der zweite Kampftag, an dem klares Herbstwetter eingetreten war, fand unsere Divisionen über Karfreit und Ronzina hinaus im Vorbringen, und die Italiener begannen die Hochfläche von Bainizza - Heiligengeist bis in die Gegend des Monte San Gabriele zu räumen. Die verbündeten Truppen nahmen den schwierigen Bergpfad des Kolowraträdens am rechten Isonzoufer, womit



Abtransport italienischer Gefangener bei Görz.

ein wichtiger Artilleriestützpunkt unserer Feinde in diesem Raume überwunden war. Ebenso wurden im Schneegebiete von 2000 Meter Höhe mit allen Mitteln neuzeitlicher Verteidigungskunst ausgestattete Felsenkessel im Friaulgebirge erklüftet. Der 1640 Meter hohe stark besetzte Gipfel des Monte Matajur wurde durch die hervorragende Tatkraft des Leutnants Schnieder gewonnen, der mit vier Kompagnien des Oberösterreichischen Infanterieregiments Nr. 63 den starken italienischen Grenzstützpunkt stürmte. Am dritten Tage dieser zwölften Isonzschlacht waren die Erfolge fast noch größer; denn die einst so heiß umstrittene Höhe 652 bei Vodice und der Monte Santo wurden erobert. Der Fall dieser Bergbefestigungen war für die Italiener das Signal, Görz hastig zu räumen. Und das war klug, denn schon am Sonntag, den 28. Oktober, wurde es von österreichischen Truppen besetzt. Görz ist also befreit. Aber damit ist es nicht genug, denn der Vormarsch der Verbündeten geht unaufhaltsam weiter; auf einem großen Teile der Front ist am letzten Oktobertage, wo viele Stellen zum Bruch gehen, die Ebene bereits erreicht, ja Udine (deutsch Wieden), das frühere italienische Hauptquartier, liegt schon weit in ihrem Rücken und auch weiter nördlich, an der kärntnerischen Front, wankt die Linie unserer Feinde und droht zusammenzubrechen.



Vor dem Beginn der Offensive. Aufnahmen des kaiserlichen Pressebüros.

Eine schwedische Zeitung („Allhand“) machte zu der Katastrophe vom Isonzo einige nachdenkliche aber recht verständige Bemerkungen. „Wie früher das Schicksal Serbiens, Montenegro und Rumäniens, so scheint sich jetzt Italiens Schicksal zu erfüllen. Der stolze Traum der Wiederaufrichtung der Mittelmeerherrschaft des alten Rom mit reichem Landgewinn in Kleinasien, Afrika und an der adriatischen Ostküste fällt in Trümmer. Es wird Italien kaum erspart bleiben, den Becher des Unglücks bis auf die Krüge zu leeren.“ Diese Worte kann man unterschreiben, und wir fügen hinzu: Die furchtbare Niederlage Italiens wird uns dem Frieden einen Schritt näher bringen. Denn zum dauerhaften Frieden führt nichts anderes als der Sieg, und die ewigen Friedensreden sind nur geeignet, den schrecklichen Krieg zu verlängern.

Die Lüre nach dem Garten stand weit offen, und seine herbstliche Buntheit lag wie ein leuchtendes Bild in dem weißen Rahmen. Schlanke Feuerlilien starrten mit flammenden Blütenspieren zu dem pausbäckigen Barockamoor empor, der noch immer Wiene machte, seinen längstzerbrochenen Bogen zu spannen. Die Trauben, die an der Mauer des Gartens reiften, funkelten wie goldene Bernsteinropfen aus dem Spalier. Der blanke Silberahorn aber, den noch Großvaters zitternde Hände gepflanzt, schimmerte so märchenhaft und unwirklich in den Abend hinein, als wär' er soeben aus irgendeinem Traum in all dies herbstliche Leuchten und Reifen hineinversetzt worden oder aus einem Sonntagsland der Seele, in das nur der Menschen Ahnen hinüberfährt, und ihre Sehnsucht an Tagen, die noch voll des Lebens scheinen und doch schon so ernst und feierlich dem Tod entgegenblühten, wie dieser ...

Der Tisch der Stube, in der das junge Paar saß, stand knapp vor dem offenen Fenster, und die rubinroten Ranken des wilden Weines hingen wie leuchtende Festons in dem zarten Blau des Abends, in das der Verwundete hineinsah: groß, stumm ... fast betroffen von dem tiefen Frieden, der ihn wieder umgab. Von all dem Behagen, in dem er wieder atmen konnte und ruhen.

„Darf ich dir noch einen Apfel schälen?“ fragte die junge Frau. „Diesen — ja?“

In die erstenzüge des Genesenden trat ein leises Lächeln. Sie konnte so süß schmeicheln, seine kleine, blonde Frau! War noch immer das Kind, das ihm der Krieg wie in einem Traume angetraut, rasch, rasch ... das er sich wie vom Rand eines Abgrundes weggeholt in letzter Stunde, eine letzte Blüte des Lebens!

Und eine Woche, bevor das geschähen, hatten sie ihre tote Mutter hier hinausgetragen! Ein volles Jahr hätten sie sonst noch warten müssen. Das Jahr der bürgerlichen Trauer. Da war der Krieg gekommen und hatte die Verwaiste wie ein sturmverwehtes Blatt an seine Brust geworfen. Aber die Schwelle des Todes hatte er ein Glück getragen, das vielleicht schon wieder einem anderen Tod entgegenreiste ...

Aber sie waren selig gewesen — ganz unsagbar selig! Bis der große Sturm sie voneinandergerissen. Den Mann dem Kampf entgegen und vielleicht dem Tode. Das kindliche Weib ins Dunkel einer Ungewißheit, die eine einzige Qual war — ein tägliches Vergehen.

... Und kaum, daß er dem Feind so recht ins Auge geschaut, hatte sich auch schon seine Kugel zu ihm gefunden. Gleich in den ersten Wochen des Krieges. Da unten in Serbien, irgendwo. Und nun saß er da, schon wieder langsam der Genesung entgegengepflegt, und derselbe Herbst leuchtete noch immer über ihnen!

Wie ein Traum war es. Oder wie die Phantasien eines Fiebernden. Dieser hastende Flug buntesten Geschehens in so kurzer Zeit. Heißes, gierigstes Erfassen des Daseins ... unerbittliches Verzicht. Das Würfeln mit dem Tod und dieses wunderbare Geschenk eines neuen Lebens! Wie ein schwindelnder Flug von Höhe zu Höhe. Ein tolles Springen von Abgrund zu Abgrund. Und alles so unwahrscheinlich zusammengedrängt! Als gäb' es überhaupt keine Zeit mehr. Das Unsagbarste, Unglaublichste. Wofür der Mensch oft ein ganzes Leben braucht, es bloß zu begreifen.

Sie aber —

Und wieder mußte er lächeln ...

Wie ein Kind stand sie vor ihm, den Gravensteiner in der Hand, das zärtliche Flehen im Blick. Als hätte sie nie geweint, nie gebangt. Das Gewaltige und Entsetzliche nicht gerade so gut erlebt, wie er.

„Laß dem Weibe die Liebe, und die ganze Welt hat ihm nichts mehr zu sagen!“

Das hat er einmal so gelesen. Und ganz leise den Kopf dazu geschüttelt; fast bestreut. Der Mann. Nun ist ihm, als könne er es verstehen. Aber er weiß nicht, warum ihm gerade deshalb noch einmal so bange wird um sie. Denn er muß ja doch wieder da hinaus! So lang' eine Kugel ihn nicht zum Krüppel schießt oder der Tod auf ihn einherfliegt. Und er ist ein gar schlauer Spieler — der Tod, da draußen. Ein-, zweimal gibt er den Einsatz zurück. Kehrt mit tückischem Humor den Verlust nach der eigenen Seite. Bis endlich doch der letzte Würfel fällt — der schwarze. In seinem eigenen Regiment hat er das erlebt. Und zugleich staunend gesehen, wie tollkühn es die Menschen machen kann.

„Für mich ist keine Kugel gegossen.“ Wie oft hat er das nicht gehört! Und wenn sie dann kam ...

Es war seltsam, aber gerade die lagen immer am friedlichsten da! Als wären sie eben nur eingeschlummert. Und hätten bis zuletzt nicht daran geglaubt.

So spielte der Tod da draußen. Und hier Ihre Augen baten noch immer. In schelmischer Zärtlichkeit, funkelnd von dem Glück, ihn wieder zu haben.

Und leise, kaum merklich seufzt er auf. Auch sie würde nicht daran glauben, er fühlt es. Bis zuletzt nicht ... „Also schäl' deinen Apfel,“ nickt er endlich. „Aber nur, wenn wir ihn zusammen essen!“

Und sie lächelt ihm zu und dreht die herrliche Frucht wie einen Ball zwischen den rosigen Fingern hin und her, daß die edlen Steine ihrer Ringe silberne Pfeile ins Licht des Abends schießen.

„Du bist so still heute, Robert!“ plauderte sie dabei über das geschäftige Messerchen hinweg. „Oder schmerzt der Arm wieder?“ Er schüttelte leise das Haupt, strich langsam über die Stirne, der die brennende Augustsonne an der Save dieses dunkle Braun angefangt.

„Es ist nur ... Wenn ich so zurückdenke, an die letzten Wochen! Und dann hier um mich schaue ...“

Und sein Blick glitt wieder in den Garten hinaus; nach dem silbernen Ahornwipfel, der so regungslos in dem blauen Abend stand ... von dem Garten in die stille Stube zurück, die ganz Behagen war und glückliche Beschränkung, wie die Zeit, die sie mit ihrem gebiegenen Hausrat angefüllt; der dickbauchigen Kommode aus blaßem Kirschholz; den schweren Biedermeierschränken; dem Silberspind, in dem noch Urgroßmutter's Brautschatz funkelte ... dem weißen Kamin mit der Uhr aus Vieux Saxe. Gerade holte sie zum Stundenschlag aus: „Eins — zwei — drei — vier ...“

Rasche, helle, pinkende Schläge. Wie von einem gläsernen Hammer auf singendes Metall getippt.

„Und daran soll ich nun glauben!“ Er lächelte kopfschüttelnd vor sich hin. „Mit einem Trommelfell, das schon auf das Geheul der Stodamörser eingestellt war.“

Ihr blondes Köpfchen fuhr angstvoll empor. „O bitte, bitte!“ flehte sie mit bellommener Stimme. „Nun bist du ja doch daheim. Rost' es erst wieder aus! Wie ich das Glück, daß du mir geblieben, diesen Mordwaffen zu Trost.“ Und mit bebender Hand schob sie ihm den zierlichen Obstteller zu, auch aus Urgroßmutter'szeit. „Da is! Und bedenke, daß diese Bomben in unserem eigenen Garten gewachsen sind.“

„Nur, wenn wir teilen!“ beharrte er.

Mit einem strahlenden Lächeln griff sie noch einmal nach der Frucht, schnitt sie entzwei — und ließ sie mit einem lauten Ruf der Enttäuschung wieder auf den durchbrochenen Goldrand des Tellerchens zurückfallen: „O weh — ein Wurm!“



Träger. Gemälde von Friedrich Hege.

Dann nahm sie das Tellerchen und trat ans Fenster „Schädling das! Aber ich will ihn nicht töten.“ Doch das geängstigte Tier war flinker. Verstört von dem ersten Lichtstrahl, der so jäh in das Dunkel seines dumpfen Behagens eingebrochen, glitt es von dem Rand des Tellers über den Finger der jungen Frau, und von da, durch die pulsierende Lebenswärme eines anderen Geschöpfes noch mehr geängstigt, geradeswegs auf den Fenster Sims herab.

„Was es nun wohl beginnen wird?“ meinte sie in ihrer neugierigen Kinderart.

Aber das gelbe Käupchen schien sich nicht erst besinnen zu müssen. Mit einer Sicherheit, als wär' es schon tagelang hier herumgekrochen, nicht soeben erst ans Licht hinausgepurzelt, glitt es dahin so behend es nur immer in seiner Art liegen mochte und scheinbar so zielgewiß, daß die staunenden Augen des jungen Weibes immer größer wurden.

„Warum es gerade diesen Weg nimmt?“ fragte sie zu dem Gatten empor, der unterdes an ihre Seite getreten war. „Er führt ja gerade in eine Ecke hinein!“

Sein Blick, der da draußen, in dem fürchterlichen Ringen zwischen Leben und Tod so versonnen und ernst geworden, ging eine Weile zerstreut hinter dem Tierchen her. Plötzlich aber wurde er aufmerksam.

In der Ecke, der das Käupchen zustrebte, war ein Mauerspalt. Er lief die ganze Höhe des Fensters entlang und war kaum breiter, als die Spitze eines Bleistiftes. Und gerade da hinein zwängte sich das Tier! Erst rechts und links, wie in fühlenden Bindungen seine Umgebung abtastend. Dann mit einer Eile und Sicherheit, die wie eine freudige Entdeckung war.

„Muß sie Angst haben vor unseren großen Menschenaugen...!“ lächelte die junge Frau. „Daß sie so dumm ist, da hinein zu flüchten.“

Er schüttelte ernst das Haupt. „Du irrst. Das ist eingeborener Daseinswille; sicherster Instinkt. Ein Stückchen heimlichster Schöpferfürsorge, was wir da belauschen.“

Ihre fragenden Augen starrten ihn groß und ungläubig an.

„Gewiß!“ Er nickte. „Ihre Wiegenzeit in dem Apfel war zu Ende. Auch wenn du ihn nicht in die Hand bekommen hättest, wär' sie ans Licht gekrochen. Weil ein innerster Trieb sie dazu genötigt hätte. Die vollkommene Raupe, satt und großgefüttert! In der schon der zukünftige Schmetterling träumt und sie zwingt, nun zu tun, was ihm eines Tages das Dasein ermöglicht.“

„Und da glaubst du?“

„Verpuppen wird sie sich da drinnen,“ sprach er mit einem sinnenden Blick nach der schmalen, dunklen Mauerritze, in der das Tier verschwunden. „Und über Winter dem Frühling entgegenträumen, der ihr die Flügel gibt für ein neues Leben und eine höhere Daseinsform.“

Sie atmete tief und staunend auf. „Wie wunderbar das ist, wie seltsam!“ Er mußte lächeln. „Das geschieht doch unzählige Male in der Natur. Eben jetzt!“

„Aber daß sie es so mit sich bringt,“ staunte die kleine, blonde Frau. „Es so in der Seele hat! Alles weiß, kaum aus dem Dunkel gekrochen.“ Sie beugte sich weit vor, guckte in den Spalt hinein. Und etwas von der Neugier des Kindes, das zerstört, um zu wissen, kam über sie. „Wenn ich sie nun da herausstöhere, immer wieder... was glaubst du, würde geschehen?“

„Ein Frevel!“ sprach er mit einem dunklen Blick. „Denn du würdest töten und ein Geschöpf in seiner Vollendung stören. Wenn es auch nur ein Käupchen ist... Man schiebt nicht ungestraft Gottes Hand zur Seite!“

Sie blickte auf, hielt den Atem an. Dann faltete sie die Hände — wie in einem schauernden Besinnen einem hangen Erkennen.

„Und du mußtest töten!“ sprach sie leise. Ihre

Stimme bebte. Zwei große Tränen hingen an den goldbraunen Wimpern. Er starrte mit einem tiefen Blick in den leis entschlummernden Garten hinein.

„Auch das wollte Gott!“ sprach er langsam. Und es klang fest und ruhig. „Da draußen aber ist der Friede. Der Tod, der sich in tausend Larven verpuppt und doch nichts ist, als ein heiliger Lebenswille...“

Und noch einmal sah er in den Garten hinein: nach dem silbergrauen Horn, der so regungslos in dem geheimnisvollen Dämmer des Abends stand; dem Obst, das an dem Spalier seinem Fall entgegenreifte; den Blüten, die schon leise dem Tode zunichte, ob die Erde ihren Stamm auch noch mit nährenden Mutter Sorge umfing... Und wie ein Erwachender strich er sich langsam die Stirne entlang. Als käme seiner Seele wie aus weiter, weiter Ferne ein schauerndes Ahnen, daß der Augenblick, den sie beide soeben erlebt, in irgendeiner Weise einmal in ihr Leben zurückmünden würde. Aber wie und wann? Und warum dieses gleichsam fröstelnde Sichbesinnen der Seele?

Langsam trat er vom Fenster zurück, mit der Rechten den verwundeten Arm in der Schlinge stützend.

Sie starrte noch immer nach der Mauerritze. Dann schüttelte sie den jungen, blonden Kopf. „So ein kleines Tier. Und weiß so genau, was es muß!“

In der Dämmerung erzählte er ihr dann wieher vom Kriege. Von dem wilden, fernen Land da drunten. Das so voll Schönheit und so voll Lücke war. Von den Weibern, die mit Flinte und Handschar wie die Männer kämpften. Den Kindern, die mit dem Versen der Handgranaten so vertraut waren, als wären es Gummibälle. Den zahnlosen, uralten Hexen, die kaum mehr einen Schritt gehen konnten und doch noch Bosheit genug in sich hatten, das Wasser, das sie dem dürstenden Feind reichten, erst zu vergiften.

Und wie serbische List und Grausamkeit in der ganzen Welt nicht mehr ihresgleichen hatten, gab es auch ein Gift da unten, dessen Bereitung und Mischung ein Geheimnis des ganzen Volkes war. Von der Bauerndirne angefangen, die es mit dem süßesten Lächeln in die Suppe der Nebenbuhlerin zu schmuggeln wußte, bis zu der Schwieger, der die Eltern des Mannes zu lange lebten oder gar der Gatte selbst.

„Sie nennen es ‚Saratschifa‘,“ erzählte er mit einem heimlichen Schauer. „Und in der Art, wie es tötet und lähmt und doch zugleich auch ganz seltsam erregt, liegt die geradezu teuflische Bosheit seiner Mischung.“

„Wie gespießte Käfer wandten sich die Unseren am Boden, die arglos getrunken hatten, dabei wie Berauschte. Unsere Ärzte suchten umsonst nach einem Gegenmittel. Und als wir die ruchlose Hexe zwangen, das eigene Gift zu trinken, tat sie es mit einem Lächeln und einer Gebärde, die etwas Heroisches hatten...“

„Und wie diese Menschen, so ist die Natur, die sie umgibt. Ein heimtückisches, üppiges Blühen und Leuchten und mörderisches Lauern ringsum. Die funkelnden Kupfervipern im Gras. Die Skorpione am Felsrand, auf den du im Emporklimmen die Hand legen mußt. Die Gollubacer Fliege, deren einkreisender Flug so tödlich-lautlos ist, daß du sie immer erst entdeckst, wenn du mit ihrem Strich auch schon das Gift der Malaria in dir hast! Ein Volk und ein Land, das die Natur förmlich geschaffen hat, damit Lücke und Mord und Grausamkeit immer wieder darin ihre ruchlosen Mytherien feiern — Gott allein mag wissen, warum.“

Er verstummte und sah in der Dämmerung zu seinem Weibe hinüber, das blaß und lautlos vorgebeugt nach ihm hinhorchte. Wie schön sie war, wie blütenjung! Wie doppelt unschuldsvoll und reizend in dem kindlichen Märchenschauer, mit dem sie all den Schreck und all dies

Böse anhörete, das zum erstenmal in die weiße Blütenwelt ihrer Seele trat.

Ob er gut tat, ihr den blutigen Graus und die ganze Niedertracht der entfesselten Instinkte da draußen, so grell wie sie waren, vors Auge zu zaubern —?

Ihr, die zwischen leuchtenden Blumen und in stillen Stuben aufgewachsen war, zwischen dem versonnenen Zauber dieses alten Hausrates, im verblichenen Glanz von Großmutter Silberchränken, unter dem graziösen Gepräch der Uhren aus Vieux Saxe?

Aber er mußte wohl, er mußte!

Da draußen ging eine eherne Zeit auf ehernen Sohlen

vorüber und schlug mit ehernem Hammer die Stunden aus — bellte sie mit dem Furiengeheul der Mörser von Land zu Land, von Meer zu Meer! Und wußte er, wann seine Stunde kam? Sie mußte es ertragen lernen!

Und plötzlich, über all den Gedanken her, die so heroisch auch das Weichste in ihm anspannten, war ihm, als sah' er wieder das Käupchen vor sich, das aus dem Apfel gefallen war und so rasch, so sicher den Weg gefunden hatte, der die Flucht war und ein neues Leben.

Das sollte sie lernen, die kleine, blonde Frau. Sein armes Kind, das die blutige Zeit in ihrer ganzen Größe ergriff und doch mit dem Herzen immer zurückhalten wollte, was sie eines Tages auch von ihr fordern konnte.

Denn nicht auf die Begeisterung kam es an, er wußte es. Die war ein loher Brand und ein irrer Laumel, wehende Fahnen und das bißchen Mist...

In die große „Zone des Schweigens“, die dem Tod und dem heiligsten Opferwillen gehörte, mußte er ihre Seele einführen. Mußte —!

Wie er sie aber so vor sich sah: still vorgeneigt, Hand in Hand geklemmt; die großen Augen in atemlosem Schreck an seinen Lippen und so totenblaß im lauernden Schweigen des Abends... da kam doch wieder eine unsägliche Weichheit und Nährung über ihn. Diese deutsche Wunderart, die da draußen allen Schrecken des Mordens und Sterbens ins Antlitz schauen gelernt und daheim doch Ehrfurcht hatte vor dem Leben eines Tierchens und der schauernden Blumenseele eines Weibes...

Und er verstummte und streckte den Arm nach ihr — den Arm, den der Krieg ihm gelassen, daß er daheim

ein Weib auf seinen Schoß ziehen könne, das ganz Liebe war und Angst. —

Wie ein Stern stand in dieser Nacht die Liebe über ihnen. Daß etwas Geheimnisvolles in die Blut ihrer Küsse kam und ein rätselhaftes Erschauern in ihre Umarmung. Als könnten sie sich von nun ab nie und nimmer verlieren! Aber keiner sprach zu dem anderen von diesem Letzten seiner Empfindung. Wie in weiße, heilige Schleier hüllten die Seelen ein, was nur ihnen über die fernen Lande Gottes einherkam. Und dann kam der Schlaf und schloß ihm zuerst die Lider.

Sie lagen bei offenen Fenstern; denn diese letzten Septembernächte waren noch milde. So trat die Nacht mit all ihrem Zauber an die Rissen des jungen Weibes heran: dem blauen Silberglanz des Mondes, der das Fensterkreuz in einem schwanken Schatten auf ihre Decke zeichnete — dem leisen Gesiesel des Windes, der draußen durch die Bäume ging, und dem Duft der letzten Blumen, die auf den Beeten blühten — Violett und Kesseln und Balsaminen und jene geheimnisvollen, weißen Wasserkilien, die wie aus einem Wundergarten stammen und über Nacht erblühen und welken können.

Dem jungen Weibe war, als hätten sie noch nie so heiß und schwer geduftet! Selbst der Honigatem der Früchte, die draußen reiften, stahl

sich in einer Wolke herein, die wie schwanger war von der Blut der Sommertage, die des Frühlings Blüten in diesen saftschweren Segen verwandelt.

Den weißen Arm unter dem blonden Köpfchen, lag die junge Frau da und fand eine ganze Weile noch keinen Schlummer. So selig-müde sie auch war, so geborgen sie sich fühlte in dem alten Haus, in dem Generation um Generation die Ihren gewohnt, Samen auf Samen dieselben Blumen im Garten geblüht. Immer dieselben feinen Ahnen getickt hatten und die Tassen und die Wiegen sich von Mutter zu Tochter vererbt. Auch alt waren die Ihren meist geworden, soweit sie zurückdenken konnte und dann eines friedlichen Todes gestorben. Rasch oder eben nur wie sanft hinüberschlummernd, nach einem Dasein, das immer geruhig und schön gewesen. Den Vater freilich hatte sie früh verloren. So früh, daß sie sich kaum mehr seiner entsann. Aber die Mutter hatte ihre Jüngste bis zu



Schweizer Militärposten an der Grenze. Phot. Dalang.

legt gehüllt und war an einem Herzschlag dahingegangen — schön, leicht und mitten aus einer Freude heraus!

Und dann waren die Tage ihrer jungen Ehe gekommen und hatten mit der Blut ihres angstvoll-haftigen Glückes auch die Tränen von ihren Wangen geküßt. Daß ihr selbst der Tod in einem Meer von Seligkeit untergegangen war, wie die Liebe sie gleichsam von Hand zu Hand gegeben — aus dem Arm der Mutter ans Herz des Vaters. Aber nun? Der Geliebte mußte ja doch wieder fort und dann —? Schon jetzt erbehte ihr Herz, wenn sie nur daran dachte. Wie hatte sie Stunden um Stunden gebangt, das erstemal. Ganze Nächte durchweint und sich wie ein fieberndes Kind in die tränenmassigen Küsse gewöhnt.

„Jetzt — jetzt — jetzt!“ Wie oft war ihr diese Ahnung des Todes, der ihn von Minute zu Minute ereilen konnte, vor die zuckende Seele getreten! Daß sie oft mitten in einem fröhlichen Lachen einhielt, weil sie ja nicht wußte —? Nur laut aufgeschrien hatte, wenn der Schatten einer Gewitterwolke über das Haus hingestrichen war, in diesen schwülen, beklemmenden Augusttagen! Da sie den Geliebten in dem Lande der Schlangen und Königsmörder wußte. Und nachts — wenn alles so still lag ... Wie hatte sie da mit klopfendem Herzen auf jeden heimlichen Laut gelauscht, der von ihm Kunde bringen konnte, vielleicht schon aus dem fernen Lande der Ewigkeit! Das Geräusch des Sandes in dem alten Gemäuer. Das Getöse des Holzwurms im Paneel. Das erschauernde Geräusch der Nacht, das oft wie ein Geflüster aus dem Munde der Toten ist ...

Freilich — als er dann wieder in ihren Armen lag und sie ihn hatte — fühlbar, sichtbar, in liebeswarmer Nähe, tage-, wochenlang ... Durch all diese blühenden Hecken vom Tode getrennt, der ihm so oft aufgelauert und nun ohnmächtig draußen stand, schier komisch anzuschauen mit dem grinsenden Gesichte ... Wie rasch hatte sie da alles wieder vergessen! Ihres Herzens Not und den mordenden Krieg da weit draußen, der nun an ihre Geborgenheit nicht herankam; bloß mit der Zeitung zu ihren Augen fand. Daß der Geliebte sie zuweilen mit leisem Tadel im Blick angeschaut hatte: „Es ist noch alles, wie es war, Maria!“

Sie aber hatte nur die Empfindung dieses seligen Entlastetseins. Als hätte sich eine schwere Krankheit von ihnen hinweggehoben und wäre eben ein Haus weitergegangen. Es tat ja weh, gewiß. Auch wenn der Nachbar litt. Aber deshalb durfte man doch glücklich sein für sein Teil. —

Und nun würde das Entsetzliche bald wieder Wahrheit werden für ihre zitternde Liebe! Kam näher und näher, von Tag zu Tag. So glücklich war sie gewesen, daß seine Wunde sich so rasch geschlossen hatte, so gut „wegzupflegen“ war. Nun wünschte sie fast, ihre Liebe wäre etwas sämiger gewesen. Bis jetzt hatte sie sich von seinem Burschen, dem Bahl, graufige oder drollige Geschichten von „da drunten“ erzählen lassen. Wie sie dem Wolfe gefallen oder es zu lustigem Weiterpinnen an dem Faden eines eigenen Erlebens verlocken. Nun krampfte sich ihr schon langsam das Herz zusammen, wenn sie den Bahl so stammeln und hergehen sah — seinen rhythmischen Schritt in Haus und Hof hörte. Den Schritt des Soldaten ... den Takt, in dem sie alle dort einhergingen, die Tapferen, Braven, Todgeweihten.

„Gott, mein Gott!“ Sie bebte. Und ihre Hände falteten sich in zagender Angst über dem jungen Herzen. Das noch im geheimnisvoll-raschen Rhythmus der Liebe flog, die sie so heiß und müde geküßt hatte. Aber endlich entschlief sie doch.

Und ihr träumte —

Wie durch opalfarbige Flöte hindurch sah sie zwei schlanke, jugendliche Gestalten einen Mann und ein Weib. Beide von einer Schönheit, die etwas Überirdisches

hatte, beide nackt. Doch war es eine Nacktheit, die an jene der Engel erinnerte — weiß und keusch, wie eben aus der Bildnerhand Gottes hervorgekommen. Und doch fühlte, nein, wußte sie sofort: die beiden liebten sich. Lieben sich über alles! Und eine ganz eigene Seligkeit strömte von diesem Wissen in ihr Herz zurück. Bis sie plötzlich in seligstem Erkennen ausrief: „Das sind ja wir ... Ich und er. Wir selbst sind es!“

Und doch blieb, was sie vor sich sah, wie ein Bild. So hoch und ferne und selig über ihrem Schauen aufleuchtend, daß sie die Schwere ihres eigenen Leibes mit einem Male nur doppelt daran empfand.

„Aber wenn ich ihn anrufe — ihn!“ sagte sie sich im Traume. „Dann wird er doch das Haupt nach mir wenden und mich anblicken? Nicht so hoch und himmel-ferne bleiben von mir, wie in einem Bilde, nach dem nur meine Sehnsucht die Hände ausstreckt!“

Und sie rang die Arme nach ihm und warf das Haupt zurück und rief den Namen des Vaters, der bei ihr war und doch nicht mit ihr. Und er schien sie zu hören ...

Die wunderbare Gestalt, die seine Züge trug, kehrte sich ihr zu, lächelte sie an — und schien plötzlich in einem einzigen Glanz aufzuleuchten ...

„Maria!“ hörte sie den Geliebten rufen und noch einmal laut und mit einem Ton, in dem eine unsäglich Sehnsucht vibrierte — „Maria!“

Aber da verfärbte sich die Wolke, die um ihn war, wurde immer dunkler, immer dichter — und so, die Arme weit ausgebreitet, in jeder Linie seines Leibes noch einmal seltsam aufleuchtend, als zöge eine geheimnisvolle Hand mit flammendem Stift die Umrisse seiner Erscheinung nach — schwand er vor ihrem Blick dahin und versank, wie aufgelogen von dem Dunkel, das sich plötzlich um ihn gebreitet hatte. Und sie wollte schreien in ihrem Weh und konnte es nicht. Ihm nachstürzen — und stand doch wie gebannt. Nichts mehr vor sich, als das leuchtende Abbild des eigenen Wesens.

Das aber schien nichts zu wissen von ihrer Trauer, nichts zu fühlen. Die Hände über der Brust gekreuzt, starrte die Erscheinung, die ihre Züge trug und doch nicht ihr Leid erlitt, wie in seliger Verklärung lauschend empor. Und mit einem Male war ihr, als höre auch sie ein geisterhaft leises Erklängen. Als griffe hoch über den Wolken eine Hand in die Saiten einer ungeheuren Harfe, daß sie einen Ton von sich gab, wie sie all ihr Leben noch keinen gehört: so süß und mit geheimster Gewalt ihre Seele durchschauend ... wie aus der Ewigkeit kommend, oder aus den ungeheuren Fernen, in denen die Sterne geboren werden und der Thron des Schöpfers über den Sonnen stand.

Und mit einem Male zerriß die schwarze Wolke, die ihr den Liebsten entzogen hatte, und ein kleines, blondes Engelnchen glitt daraus hervor. Es hielt das Köpfchen, wie in reizender Hilflosigkeit, halb auf das rechte Schulterchen geneigt und sah süß fragend und bange zagend nach dem leuchtenden Weibe dort droben. Ein Geschöpfchen, schön wie ein Götterkind und nackt wie ihr Ebenbild, das ihm plötzlich wie in einer einzigen Sehnsucht entgegenzuleuchten begann und die Arme nach ihm streckte, wie sie früher die Arme nach dem entrückten Vaters gestreckt hatte.

„Aber das ist ja nicht er!“ wollte sie rufen. Und fühlte doch mit einem Male dieselbe Sehnsucht in sich nach dem kleinen Himmelsboten. Nur daß die Liebe, die sie dabei durchströmte, noch reiner, weicher und inniger schien. Und doch war ihr, als gehöre das süße Wesen, nach dem sie plötzlich in erschauernder Sehnsucht die Arme hob, noch immer dem Himmel an; so hilflos und menschlich es auch schien. —

Hatte es doch zwei Flügelchen! Bunte, seidenweiche, ganz seltsam erzitternde, nur langsam und wie zaudernd sich entfaltende Flügelchen — ja, wahrhaftig — eines

1914
FÜR DAS
VATERLAND
STARB

AM 191



1910
EHRE SEINEM
ANDENKEN
DEN SPÄTEREN
EIN BEISPIEL
UND
VORBILD
Ludwig

Das bayrische Gedenkblatt für gefallene Krieger.
Im Auftrage König Ludwigs III. geschaffen von Prof. Fritz Erler.

Schmetterlings Flügel! Und mit einem leisen Schrei erwachte sie.

Als sie am nächsten Morgen in der herbstroten Clematislaube das Frühstück nahmen, lag die junge Frau lang mit sich im Streite, ob sie dem Gatten von ihrem seltsamen Traum erzählen sollte. Denn er saß so versunken da; still und in sich gekehrt. Und auch ihr war es wie ein leiser Schauer in der Seele zurückgeblieben. Noch nie hatte sie so geträumt. So Weltfremdes geschaut und doch dabei gefühlt, daß das Geheimnisvolle jenes Traumgesichtes auf irgendeine Weise auch in der Wirklichkeit Gestalt annehmen könne. Und wußte sie, welche Träume ihn besucht hatten? In dieser Nacht, in der die Liebe wie ein Stern über ihnen gestanden. —

Als sie am frühen Morgen erwacht war und nach ihm geblickt hatte, hatte der Schläfer fast qualvoll zusammengezogen dagelegen, die Rechte fest an die Schläfe gepreßt, die Faust des wunden Armes wie in einem Krampf zusammengeballt, und sein Atem war so schwer gegangen, daß sie ihn geweckt hätte, wenn er im gleichen Augenblick nicht selbst erwacht wäre. Der Blick aber, mit dem er ihr ins Antlitz gestarrt, war so ferne hergekommen und hatte sich dann in einem jähen Aufleuchten so befreit der Wirklichkeit besonnen, daß sie zu

wissen glaubte, warum er nun so ernst dasaß und was er geträumt.

So lächelte sie ihn wie ahnungslos an, als sie fragte: „Boran denkst du nur, daß du so still bist, heute?“

„Boran soll ich denken, du großes Kind, du? Es liegt wohl in der Zeit, daß wir alle langsam stiller werden!“

Sie schlug die Augen nieder. Daß er noch immer nur das Kind in ihr sah! Und doch — war sie es nicht? Sie fühlte es ja selbst zuweilen. Mit all ihrer Angst; dem wehen Trost, der sich gegen die Unerbittlichkeit dieser Zeit wehrte — der Selbstsucht ihrer Liebe, die bis in den Traum hinein so weh und scheu vor dem Gewaltigen erzitterte, das die ganze Welt um sie in heroischer Hingabe erlitt.

Und in die Pause des Schweigens klang scharf und schrill das Gezirp einer Grille hinein, daß es fast wie eines Messers Geschürf die Stille durchschnitt. . .

„Warum bist du plötzlich so blaß geworden?“ fragte er. Ihr Blick irrte wie suchend in dem sonnigen Grün umher. Dann legte sie die Hand an die Stirne.

„Ich weiß nicht . . . war es dieser schrille Zifadenruf? Oder weil ich gerade an Mama gedacht habe?“ Und sie sah ihn an — fragend, prüfend.

Er aber schwieg und dachte: „Wie gut, daß ich ihr nichts von meinem Traum gesagt habe —!“ (Schluß folgt.)



Dr. Graf von Hertling, der neuernannte Reichskanzler.
Aufnahme des Hochphotographen Friedr. Mäßer, Arch. Th. Hilsdorf, München.

Desel und Runö. Von Alfred Geiser.

Seit drei Jahren treibt Hindenburgs Feldherrngenieus mit unserm deutschen Volke als Präzeptor Germaniae nicht nur in Weltgeschichte sondern auch in Geographie einen Anschauungsunterricht von seltener Eindringlichkeit. Der Gang des Unterrichts ist so stürmisch, daß wir ihm kaum zu folgen vermögen. Eben haben wir erst eine Lektion über die Inseln im Rigaischen Meerbusen erhalten, da weist sein Marschallstab bereits wieder hinüber auf die Landkarte am Sponzo. — Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun! Der Hindenburgsche Geographieunterricht beschränkt sich darauf, eine Fülle von Namen mit eisernem Griffel in die Tafeln der deutschen Geschichte wie Runen einzuschnitten, Aufgabe descheidenster Hilfsarbeit ist es, diesen Runen Farbe und Leben zu geben.

Die livländische Inselwelt war uns unbekanntes Land, obwohl ein gut Stück deutscher geschichtlicher Vergangenheit und deutscher bis in die Gegenwart reichender Kulturarbeit mit ihr verbunden ist. Auch sonst bieten sie des völkerkundlich Interessanten und Eigenartigen nicht wenig. Die Not unserer Zeit an Papier und Druckerfärbung mag es rechtfertigen, wenn wir für unsere Leser die größte und die kleinste dieser Inseln, Desel und Runö, herausgreifen, um das in großen Strichen darzutun. — Desel, an Umfang etwa dem Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz gleich mit 65 000 meist estnischen Bewohnern, über denen wie in allen baltischen Provinzen eine dünne deutsche Oberschicht lebt, hat eine wechselvolle geschichtliche Vergangenheit, ihrer Bedeutung als Schlüssel zum Rigaischen Golf, entsprechend, erfüllt



„Museum Pant“, Keltaballenbe Felsen an der Nordküste der Insel Desel.



Das Bischofsschloß in Arensburg auf der Insel Desel, wahrscheinlich um die Mitte des XIV. Jahrhunderts erbaut, gegenwärtig Ritterschloß der Deselschen Ritterschaft.

im Jahre 1343 ausgebrochene furchtbare Kstenaufrast bildete, dem in einer Art sizilianischer Vesper alle Deutschen der Insel zum Opfer fielen, bis dann das deutsche Straßheer unter dem Ordensmeister Burghard von Dreilöwen nicht minder blutige Rache nahm. Nach 1560 ging die Insel zunächst in dänischen Besitz über, fiel aber schon 1646 an Schweden, dem sie 1710 durch den russischen Feldherrn Scheremetjew durch einen über das stehende Eis der Rigaischen Bucht durchgeführten Angriff entzogen wurde. Seitdem war ihr Schicksal unter russischer Oberherrschaft wieder mit dem Livlands verbunden. Die Deselsche Ritterschaft bildete, gestützt auf 75 deutsche Rittergüter, eine selbständige Zweiggruppe der livländischen mit einem eigenen Landtage, der in der Hauptstadt der Insel Arensburg, gleichzeitig ihrem einzigen Orte mit Stadtrecht, seine Sitzungen abhält. Das Wahrzeichen Arensburgs ist der mächtige quadratische Block des alten Bischofsschlosses, dessen düsterer Steinbau in früheren Zeiten eine starke Festung darstellte. Die Chronik berichtet, daß noch im Jahre 1645 in ihm 116 Geschütze und eine Besatzung von 1650 Mann untergebracht waren; 1843 erbaut, war es dem Evangelisten Johannes als Schutzheiliger geweiht, dessen Sinnbild, den Lär, es in seinem Wappen trug. Das Schloß und die unter dem Schutze seiner Mauern emporgewachsene Stadt erhielten von diesem Sinnbilde ihren Namen. Im Laufe der Zeiten hat sich der Lär in beider Wappen in einen Kranich gewandelt, was seine Erklärung wohl darin findet, daß die Insel Desel von der estnischen Urbevölkerung Kurrema, Kranichland, genannt wird. Die heute als Sommerfrische und heilkräftiges Schlammbad von Balten und Petersburgern gern

besuchte Stadt ist im Laufe der Jahrhunderte mehrfach durch Kriegsflürme und gewaltige Brände zerstört, aber mit deutscher zäher Energie immer wieder aufgebaut worden. Ihre schwerste Notzeit brachte ihr 1710 das russische Erobererheer, das die Fest mit ins Land schleppte. Als die Seuche erloschen war, befanden sich in Arensburg nur noch elf deutsche Bürger. Heute hat sie wieder eine Einwohnerschaft von etwa 5000. Ähnlich wie in Brügge sind in ihrem Stadtbilde an den Stellen, wo größere Häuserviertel in der Vergangenheit durch Brände zerstört wurden, blühende Gärten entstanden, die heute den Hauptschmuck der Stadt bilden.

Die Deselaner waren ein wildes, kampflustiges Völkchen, von alters her berüchtigt um seiner vorwiegenden Seeräubererei, das sich nur gezwungen dem deutschen Schwert und dem Kreuze beugte. Bis zum Untergange des livländischen Ordensstaates i. J. 1560 mit Livland verbunden, aber schon früh ein selbständiges Bistum geworden, spiegelte die Insel die ganzen inneren Gegensätze der alt-livländischen Geschichte, den Kampf zwischen Bischöfen, Ritterschaft und Städten wider, dessen blutigste Epoche der



Dorfstraße auf Runö.



dieben gegenüber wurde, wenn zwei Vermählungen und die Drohung, sie ins Meer zu werfen, nichts genügt hatten, das summarische Verfahren der Abschiebung auf das Festland ausgeübt, von wo sich in den seltensten Fällen eine Gelegenheit bot, die heimische Robinsoninsel wieder zu erreichen. (Die beiden ersten Bilder dieses Aufzuges entnehmen wir einer Reihe von interessanten Büchern, die unter dem Titel „Düsee und Ösland“, jeder Band 3 4 M., im Verlage von Felix Lehmann in Berlin-Charlottenburg erschienen sind.) Nun ist auch dieser weltvergesene und weltentlegene Erdwinkel in den Strom der gewaltigen Zeitereignisse hineingezogen. Dort, wo sonst nur Fischadler, Möven und Habichte landeten, hat der deutsche Lär seine Fänge eingeschlagen. Auch für diesen kleinen Rest nordgermanischen Lebens beginnt eine neue — deutsche Zeit.

Tief im Inneren der Rigaischen Bucht, weit abseits aller Dampferlinien, liegt, auf der Karte nur als winziges Pünktchen sichtbar, in stiller Wellabgeschiedenheit das kleine Eiland Runö die Runeninsel mit etwa 300 Einwohnern rein schwedischen Geblütes und schwedischer Sprache. Selbst dies weltentlegene Eiland beherbergt bereits aus vergangenen Zeiten eine Hohenzollern-erinnerung. Die inmitten der 27 Gehöfte der Ansiedlung im Jahre 1644 aus Holz erbaute, durch einen Wall von Findlingsblöcken geschützte Magdalenenkirche zeigt die Wappenschilder des Herzogs Wilhelm von Kurland und seiner Gemahlin, einer brandenburgischen Prinzessin. Die Bevölkerung treibt etwas Ackerbau und Viehzucht (Roggenbau und Kartoffeln); ihren Haupterwerbszweig bildet die Seehundsjagd, die sie bis zu den Alandsinseln



Einwohner der Insel Runö. — Darüber: Brautpaar auf der Insel Runö in Dorfstraße.

Die im Jahre 1641 erbaute Kirche auf der Insel Runö.

6. Zustände im Militärhospital von Sebbaou.

Ich hatte zuerst als Überschrift dieses Kapitels „Französische Krankenpflege“ gewählt — Gott sei Dank, daß ich mich eines besseren besonnen habe, das hieße kraßer Unbarm gegen die herrlichen französischen Ärzte, die wir in Saffi hatten, gegen meine Freunde Dr. Frollard und Dr. Maite, welchen ich das Leben meines ältesten Kindes zu verdanken habe. Hätten diese Brachmenschen und Ehrenmänner aber die Zustände im Militärhospital von Sebbaou gesehen, ich wüßte nicht, ob sie die Schuldigen nicht körperlich geprügelt hätten. Wenn aber Dr. Battu bei seiner letzten Expedition später das Schicksal erfüllt haben sollte, dann muß ich gestehen, daß wir stets gewünscht haben, sein Ende sollte mal kein leichtes sein. Ich weiß genau, wie unmenslich ein solcher Wunsch ist, und daß geschrieben steht: „Mein ist die Nacht,“ aber mein germanisches Denken und Fühlen lehnt sich auf gegen solche Bestie in Menschengestalt, ein Feindtöter von Frauen und Kindern.

Als eines Tages die von uns allen hochverehrte Schwester Karin Müller zum Rapport in ihrer kleidamen Tracht vom roten Kreuz antrat, meinte Leutnant Thuillier, daß sie als „Dame de la croix rouge“ doch vorzüglich sich im Hospital betätigen könne. Da schon einige Krankensfälle, besonders der Ganslandtsche, uns sehr nahe gingen, wir von dem entsetzlichen Schmutz im Hospital gehört hatten, und sich der Arzt Dr. Battu durch sein ganzes Auftreten jegliche Sympathien bei uns verschert hatte, so waren wir überglücklich, als die ebenso energische wie gute Schwester Karin darauf bereitwilligst einging. Nach dem Rapport meldete sie sich bei dem Leutnant, der ihr einen Erlaubnisschein zum Passieren der Lagerwache ausstellte, und begab sich zum Hospital. Dort angekommen, traf sie den Arzt, der sie ansah, was sie hier wollte, und als sie ihm sagte, daß sie auf Veranlassung des Leutnants käme, um sich nützlich zu machen, wurde er während, meinte, hier im Hospital habe er allein zu kommandieren und, wenn sie nicht augenblicklich mache, daß sie fortkäme, so würde er sie mit Gewalt entfernen lassen.

Seine größte Angst war, jemandem, der etwas von Medizin verstand, seine grenzenlose Unfähigkeit sehen zu lassen, und dies war auch der Grund, weswegen er vom ersten Tage an den mit uns internierten tüchtigen deutschen Arzt Dr. K. aus Casablanca mit seinem Hass verfolgte und ihm jegliche ärztliche Tätigkeit unter Androhung schwerster Strafen durch den Lagerkommandanten verbieten ließ. Als dieser Herr sah, daß eine Ausübung seines Berufes, natürlich unentgeltlich, hier unmöglich war, richtete er an den Lagerkommandanten ein Gesuch, ihn als Arzt, ganz besonders als früheren Militärarzt, freizulassen, um sich auf dem Schlachtfelde nützlich zu machen. Sein Gesuch wurde abschlägig beschieden, und als er es an höherer Stelle wiederholte, bekam er 4 Tage Gefängnis und mußte während dieser Zeit die Aborte reinigen. Als er dann viele Monate später eines Nachts einer schwerleidenden Frau unter uns bei einer Fehlgeburt auf ihre dringenden Bitten hin, und da des Nachts überhaupt kein Arzt im Lager war, half, wurde dieser menschenfreundliche Arzt, trotzdem er freiwillig an dem darauffolgenden Morgen hiervon Meldung machte, mit 30 Tagen schwerstem Gefängnis bestraft. Wie die Zellen aussahen, habe ich beschrieben, und diesen Herrn, der der besten Gesellschafts-Klasse angehört, des Morgens mit dem Latrineimer über den Hof ziehen zu sehen unter Begleitung von 2 Zuvauern mit aufgepflanztem Bajonett, war geradezu, um wahrhaftig zu werden. Ob dieser Menschenfreund sich bei einer Wintertemperatur von gelegentlich 12° unter Null, auf einer Steinplatte schlafend, bei einem offenen, nur vergitterten Fenster, keine Reiden für sein ganzes Leben zugezogen hat, bleibt abzuwarten.

Am 16. September 1914 ließ Dr. Battu auf dem Rapport verlesen, daß jeder Kranke, der sich bei ihm melde und nicht als krank von ihm befunden wurde, bestraft werden würde. Daß er sich aber überhaupt nicht die Mühe gab, jemandem wirklich zu unterzügen, ist an Dutzenden von Fällen nachweisbar, und daß er bei den schlimmsten Verletzungen und schwersten Malariafällen von den Leuten verlangte, daß sie zu ihm in die Revierkuche kämen, ankant zu ihnen in die Baracken zu gehen, steht ferner fest. Darf ich dem Leser angedachts obiger Androhung auf dem Rapport nochmals ins Gedächtnis zurückrufen, daß wir 79 Frauen und 41 Kinder unter uns hatten, bei denen selbstverständlich kein Unterschied gemacht wurde! Ich glaube, auf einen derartigen Befehl nicht näher eingehen zu brauchen, vielleicht aber auf die Persönlichkeit dieses Etels in Menschengestalt. Er war 27 Jahre alt, unverheiratet, hatte semmelblondes Haar, das er sich täglich mittels Brennschere in einen Lockenkopf verwandelte und immer wenn man mit ihm sprach, ohne daß er einen an-

sehen konnte, ein hochmütiges, höhnisches Lächeln auf dem Gesicht. Manchmal erschien er zu der für die Krankenmel-dungen festgesetzten Zeit überhaupt nicht, sondern ritt — wobei ich das Wort „reiten“ wegen Mißbrauchs um Ent-schuldigung bitten muß — hundentlang spazieren oder ging mit dem Leutnant für ganze Tage auf die Jagd, und diesem jungen Tachs war unter aller Leben ausgeleert.

Sein erstes Opfer war das 21-jährige Mädchen einer Familie S. Die Frau war geborene Französin, der Mann scheidetlicher Herkunft und zuletzt Seker einer französischen Zerstörung in Calabancia gewesen. Trotzdem der Mann sich zur Fremdenlegation meldete, so ging uns doch das grauen-haite Ende seines Kindes sehr nahe. Am 7. Dezember ver-richtete das Kind, nachdem die Mutter verschiedene Male, so erst am Tage vorher, mit dem Kinde zur Sprechstunde ge-gangen war, um den Arzt auf die fürchtbaren An-zei-bekunnen des armen Kindes infolge Eiterungen in der Nase annehmen zu machen. Mit dem bei Battu stereotypen Ausdruck: „C'est rien, laissez-moi tranquille“ hatte er sie vorgetrieben, und die Nacht darauf erstickte das Kind. Tag nachher durch Bestechungen mit Geld diese sehr bedürftige, aber ebenso heilige Frau zum Schweigen gebracht wurde, bewies noch mehr die Schuld dieses widerwärtigen Kampans von Arzt.

Ich kam mit ihm in besonders nahe Berührung, als am 24. Oktober mein jüngstes Kind geboren wurde. Eine vor-herige Unterbringung meiner Frau im Hospital hatte Battu höhnisch verweigert, und so machte sich denn meine arme Frau an demselben Tage, am 24. Oktober, an dem das Kind wenige Stunden darauf geboren wurde, zu Fuß auf, um in das Hospital zu gehen. Daß die Kote Kreuzschwester, die, wie gesagt, jahrelang in einem Entbindungsheim tätig ge-wesen war, nicht dabei sein durfte, habe ich schon früher er-wähnt, aber auch eine Hebamme aus dem Dorf, die später unter einem anderen Arzt stets zu Entbindungen herangezogen wurde, wurde mir verweigert. Dr. Battu hatte mit seinen 27 Jahren höchstwahrscheinlich noch keine derartige Sache selbständig gemacht, und wollte sich eben vor anderen, die etwas davon verstanden, nicht blamieren. Da die Sanitäts-soldaten, 17-jährige Bengels, die bei Ausbruch des Krieges von der Straße genommen worden waren, weil sie zu Sol-daten nicht taugten, seine Assistenten waren, so flüchtete ich am Tage der Geburt wie ein Wahnsinniger vom Hospital ins Lager zurück, wo es mir wenigstens gelang, dem Leutnant die Erlaubnis abzurufen, daß eine Dame aus dem Lager, eine mit einem Deutschen verheiratete Belgierin, die eine Vorzugstellung bei dem Leutnant hatte, mit ins Hospital gehen dürfte. Der Arzt ließ sie denn schließlich auch dabei sein mit der Bemerkung: „Nun, einer anderen hätte ich es sicherlich nicht erlaubt.“

Daß man einer Frau am ersten Tage nach ihrer Nieder-kunft weiße Bohnen und am zweiten Tage Binsen als Haupt-nahrung verabreicht, halte ich als Laie geradezu für einen Mordversuch. Sämtliches Geschirr im Hospital starrte vor Schmutz; so war die Tasse, die meiner Frau gegeben wurde, in einem derartigen Zustand, daß ich sie zuerst mit ins Lager nahm, die Schmutzkruste mit einem Messer losstrakte und sie dann ausbrühte. Da ich täglich um 5 Uhr abends zu meiner Suppe wieder im Lager sein mußte, so blieb meine Frau von dieser Stunde an bis zum nächsten Morgen um 7 Uhr mutterseelenallein mit dem Neugeborenen, ohne Glocke oder irgendwelche andere Möglichkeit, um Hilfe zu rufen. Nach-machen gab es nicht. Im ganzen Hospital war kein Unter-schieber aufzutreiben. Am Tage nach der Geburt war über-sehen worden, am Abend das Fenster zu schließen, und da meine Frau für ihr Kind das Schlimmste von der in Nord-afrika rapide sinkenden Nachttemperatur fürchtete, so schlich sie sich aus dem Bett unter Aufbietung aller denkbaren Kräfte zum Fenster, um es zu schließen. Alles Rufen und Händeklatschen, um des Abends gegen 7 Uhr einen Menschen zu erreichen, war ausgeschlossen, denn um diese Zeit aßen der Arzt und der Leutnant zusammen im Lager, und die Heil-gehilfen promenierte mit den Dorfschönen. Nachdem das Kind nach der Geburt notdürftig gereinigt worden war, hat es in den 16 Tagen, die meine Frau im Hospital war, kein einziges Bad bekommen. Die Mäuse und Ratten belästigten die arme Patientin derartig, daß an Ruhen nicht zu denken war, und sie es schließlich vorzog, eine Kaze mit zum Schlafen ins Bett zu nehmen.

Am 20. Dezember 1914 schreibt meine Frau, nachdem sie in die Heimat zurückgekehrt war, in ihrem Bericht an ihre Verwandten wörtlich:

„Nach heute muß ich es als Wunder ansehen, daß ich nach der Entbindung, aus dem Schmutz, der Verwahrlosung und dem Hungern ohne Kindbettfieber mit meinem Kleinen zu meinem Mann zurückgekehrt bin.“

Abichtlich zitiere ich „Aus dem Briefe einer deutschen Frau“, erschienen am 4. Januar 1915 in der Köln. Zeitung, folgenden Ballas:

„Im November wurde die Kälte unerträglich. Das Thermometer fiel in den Nächten unter 7 unter Null, unsere Gader ertrugen, die Entfaltungen horten nicht auf, von Herzen war noch immer nicht die Rede.“

um zu zeigen, daß ich mit der Verantwortung für das, was ich schreibe, vollkommen bewußt jede Übertreibung vermeiden will. Als sich bei dem Gedanken, mit dem neugeborenen Kinde auf die als Baumstämme selbsterfertigte Lagerstätte in eine eiskalte Baracke mit 25 Menschen, worin gelocht und getraucht wurde, zurückzulehren, vor lauter Anstrengung Fieber-erschütterungen bei meiner Frau einstellten, bat ich den Arzt, er die gestellte Zeit von 16 Tagen nicht vielleicht verlängert werden konnte, denn hier im Hospital hatte meine Frau doch wenigstens einen Raum für sich und das neugeborene, natür-lich war krankliche Kind noch durch sein Schreien nicht 24 andere Menschen im Schlafe. Da antwortete mir diese Bestie: „Dies ist kein Sanatorium für Deutsche, sondern ein fran-

der an äußerst schmerzhaftem Rheumatismus litt, sollten auf Anordnung des Arztes Jodpinselungen gemacht werden, wie er überhaupt Jod für alles und jedes verordnete. Da machten sich die infamen Bengels von Heilgehilfen den Spaß, ihm ein R. F. (République Française) auf den Rücken zu malen, was ihm erst abends beim Ausziehen von seinen Kameraden verraten wurde.

Unterhalb Jahre hielt man uns einen Zahnarzt vor, trotzdem einige der Gefangenen geradezu unentgeltlich gemacht waren durch verschwollene Gesichter, infolge eiternder Zahn-wurzeln. Konnte es jemand vor Schmerzen gar nicht mehr aushalten, und begab er sich deswegen zu Battu, so wurde ihm erwidert: „Sie wissen, daß ich kein Zahnarzt bin“ und, als eines Tages ein Herr flehentlich bat, ihm zu helfen, brach er ihm von vier Zähnen mit der Fange die Krone ab. Das Haarsträubendste dabei war, daß wir einen sehr guten öster-reichischen Zahnarzt in unserer Mitte hatten, der aber natür-lich keinerlei Instrumente besaß, denn die Instrumente aus dem Hospital, die merkwürdigerweise ganz reichlich vorhanden waren, verweigert wurden, und dem verschiedene Male zuletzt



Auf Bahnwache im Etappengebiet. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

zösisches Militärhospital.“ Dabei fanden mindestens 50 bis 60 Räume leer. Auf meine Bitte, ob er denn nicht wenigstens bei dem Lagerkommandanten beantragen könne, daß ich mit meiner Frau und den Kindern für kurze Zeit einen noch so kleinen Raum für mich allein bekommen könnte, meinte er höhnisch, es sei nicht seine Gewohnheit, sich um anderer Leute Angelegenheiten zu kümmern. Wäre ich diesem Kerl damals an die Gurgel gegangen, kein Mensch hätte es mir verdenken können, doch was wäre das Resultat gewesen? Man hätte mich an die Mauer gestellt und glatt erschossen.

Es blieb also dabei, meine Frau kam nach 16 Tagen in die Baracke zurück mit 25 Menschen zusammen, und das Neu-geborene legten wir des Nachts quer zu unseren Köpfen, da sonst kein Platz vorhanden, und wir es auch anders bei 7° Kälte in einem ungeheizten Raum nicht hätten genügend warm halten können.

Einer andern deutschen Frau ist es bei der Entbindung noch schlimmer ergangen. Zunächst war Dr. Battu während darüber, in seiner Nachtruhe gestört zu werden, und schimpfte auf die arme Frau ein, und da er keine Lust hatte, die lang-jamten eintretenden Wehen abzuwarten, griff er zur Fange und beschränkte das Kind gewalttätig zur Welt. Diese arme Frau war dabei ganz allein, zur Wölkung waren nur zwei halbwillkürige Burken von etwa 17 Jahren und ein Sergeant, dem es Vergnügen machte, zuzusehen! Einem unserer Herren,

unter Androhung von Gefängnis die Erlaubnis verweigert wurde, sich Instrumente kommen zu lassen. Und dabei sollte noch jemand zweifeln, daß all das sadistische Freude war, uns leiden zu sehen.

Hatte ein Gefangener, der als krank ins Hospital kam, Angehörige, denen der Besuch des Patienten nicht verweigert werden konnte, so konnte er von Glück sagen. Wehe den anderen! Ich schlich mich während der 16 Tage, die meine Frau im Hospital war, unerlaubterweise eines Tages in den Saal, wo mehrere unserer Herren, teilweise an den Folgen der Verletzungen in Oran, teils an schwerer Malaria danieder-lagen. Es war entsetzlich, was die Arminsten auszustehen hatten. Die meisten waren auf Milchdiät gesetzt und klagten so schrecklich, daß der Genuß derselben das Fürchtbarste sei, was man sich denken könne. Nun, ich hatte bald eine Er-klärung dafür. Frische Milch gab es natürlich genug im Ort, aber für die Bösches war die billige Marke gefälschter Dosen-milch, irgendein ganz minderwertiges Präparat, gerade gut genug. Dieselbe wurde morgens in der Küche in einem Eimer, der auch anderen Zwecken diente, angemacht und mit einem Stiel Feuerholz unter dem gehörigen Zulaß von Wasser ver-rührt. Dann ging der eine der Lämmler von Heilgehilfen von Bett zu Bett und goß in eine weiße Porzellanlaine, die jeder Patient auf dem Nachttisch stehen hatte, diese köstliche Flüssigkeit. War der Kranke nicht selbst imstande, wie in den

meisten Fällen, denn nur Kranke mit 40° Fieber wurden überhaupt aufgenommen, diese Kanne sauber zu halten, d. h. auszuwaschen, so wurde eben jeden Tag auf den alten Rest die neue Portion gegossen, und ich habe Kannen gesehen, die einen ein und mehr Zentimeter starken feinharten Käseboden hatten! Ich war eines Tages gerade in der Küche, als für einen Schwerkranken diese Art Milch warm verlangt wurde. Der Bengel in der Küche, der kein passendes Gefäß zum Anwärmen der Milch zur Hand hatte, und auch höchst aufgebracht darüber war, daß um einen Bolche soviel Umstände gemacht wurden, ging vor die Küchentür, nahm von dem dort befindlichen Müllhaufen eine leere Konservendose, die schon einige Tage dort in der Sonne und von Fliegen bedrängt gelegen haben mochte, und benutzte diese als Kochgefäß.

Als bei unserem neugeborenen Kinde Heftpflaster für den Nabelverschluß notwendig war und dasselbe nach mindestens einem Duzend erfolgloser Versuche nicht kleben wollte, meinte der Heilgehilfe sehr launig, daß man von 40 Jahre alten Beständen auch kaum etwas anderes erwarten könne! Nämlich für die Kinder war ausgegangen, und da eine Neubestellung schließlich mit der Mühe des Briefschreibens verknüpft gewesen wäre, so wurde eben keines mehr verabschiedet.

Als der besondere Fall eines Patienten eine Nachtwache nötig machte, erliefte der betreffende Lazarettgehilfe seine

Aufmerksamkeit von Hospital einschließlich Personal gründlich säubern zu wollen, was ihm und seiner fanatischen Frau, die selbst Ärztin war und wie zwei Männer arbeitete, auch bald gelang. Einige der Heilgehilfen kamen unter diesem Arzt kaum aus dem Arrestlokal heraus.

Daß wir diese Tätigkeit der beiden dankbar anerkannten, bewiesen wir der Dame durch Überreichung eines schönen Straußes selbstgezogener Blumen, über den sie sich aufrichtig gefreut hat.

7. Winter in Sebbon.

War der Sommer seiner furchterlichen Hitze, der Malaria- und Mückenplage wegen, bei oft 45 entgegig abgewichen, der Herbst bei den gräßlichen Sandstürmen, bei welchen man in richtige Sandhaufen beobachtet konnte und der schrecklichen Mückenplagen fast untragbar, so hatten sie doch wenigstens den Vorteil gehabt, daß man stundenweise im Freien sein konnte.

Das änderte sich natürlich im Winter, wo dann bis zu 30 Menschen gezwungen waren, die Zeit, in der kein Arbeitsdienst stattfand, aufeinander zu hocken, und von der Luft in solcher Barade macht man sich schließlich eine Vorstellung, die nur durch nasse Kleider getrocknet, gedocht, geraucht, und schließlich verstaubt war der Lärm oft ohrenbetäubend. Ich für meine Person möchte behaupten, daß die Nächte noch furchtlicher waren, denn bei leichtem Schläfe konnte von Außen kaum die Rede sein. Zunächst die Atmosphäre, dann das laute Schnarchen, ja sogar das Im-Träume-Sprechen einzelner, das Rein und Raus zu den Bedürfnisanstalten, das rucklichtlose Auftreten der Rinde, die des Nachts oft zwei- oder dreimal einem mit der Laterne ins Gesicht leuchtete, ob man auch noch da sei, das laute Zählen des wachhabenden Korporals — ich kann nur sagen, es war oft zum Verzweifeln.

Für den Winter war es ganz besonders notwendig geworden, daß wir uns Bettstellen bauten, denn, wenn auch inzwischen genügend Halbagras von uns geholt worden war, so daß jeder seinen Strohsack gut stopfen konnte, so war doch das Schlafen zu ebener Erde auf den Steinfliesen außerordentlich gefährlich. Das Halbagras zu rupfen war im übrigen eine der schlimmsten uns zugemuteten Arbeiten, denn diese harten, nadelartigen Gräser verurachten beim Herausrupfen mit den Händen — eine Arbeit, die unter den Eingeborenen als die niedrigste gilt — bei allen Internierten Munden, die meistens häßliche und enorm schmerzhaftes Eiterungen nach sich zogen. Die Bettstellen wurden aus Baumstämmen oder starken Ästen hergestellt, wenigstens der Rahmen

Licht! Von Mathilde Zeller.

„s ist Krieg, ihr Leute, merkt's und spart am Licht!“ Trübselig Wort, wo man's auch hört und spricht. Lichtsparen heißt und hört und spricht so bang, Lichtsparen macht die Winterzeit so lang. Lichtsparen bringt bei Frau und Magd Verdruß, Lichtsparen ist für jeden hartes Muß.

„s ist Krieg, ihr Leute, merkt's und spart am Licht!“ Mein, gutes Wort, wo man's auch hört und spricht! Benützt die Dämmung, spart an Liebe nicht! Die Schimmerlunde war noch nie so reich.

Die arbeitsstarke Mutterhand wird noch reich. Lichtsparen, Kinder! Kommt und laßt uns freun. Ein Weiden nach durch Winterzeiten lehn. Dort, wo so tief und dunkel bracht die Nacht, hält euer großer Bruder treulich Wacht. Ihr beidseits Sorgen schlichtet: „Weißt's Abend ist, ich bleib bei ihm und uns, Herr Jesu Christ.“ Man kommt der Vater; schneller nimmt er wahr, Als brenne schon die Lampe, keine Spar. Einmal dachtet er zum Licht, eink nahm er nie Im Dämmereid sein Kleinstes sich aus Krie. Klein Bodenlampen liegt an seiner Brust: Lichtsparen, merkt's, — o du Vater!

Benützt die Dämmung, spart die Liebe nicht!“ Du trautich Wort, wo man dich hört und spricht! „s ist Krieg, ihr Leute, seht ein ander Licht. Das brennt so hell und rein und mangelt nicht.“ Um schönsten lichten es in der Weihnachtszeit. Den Kriegern draußen und der Heimat Licht. Sein Quell steht nicht in feindlichem Verband. Es wärmt und nährt und tröstet reich und klar, Es leuchtet hinein ins Neue Jahr.

„s ist Krieg, ihr Leute, seht ein ander Licht. Das brennt jetzt doppelt hell und mangelt nicht.“

dazu, Springsfederbetten wurde ersetzt durch einen flechtwerkartig gespannten Strick.

Als wir eben gerade unsere selbstgefertigten Betten aufgestellt hatten, erschien der Präfect von Oran in unserer Barade, hob unseren Vorhang hoch und meinte durch sein Monoton blinzelnd höhnisch zu meiner Frau, bei der in Marokko zu Gast sein zu dürfen sich hohe französische Beamte und Offiziere zur Ehre angerechnet hatten: „C'est épatant, c'est presque un salon.“ Ich konnte später meine Frau kaum trösten, so wehgetan hatte ihr der Sohn, der in diesen Worten lag.

Außerst unangenehm war die ekelhafte, lange andauernde Regenzeit bis etwa Ende November, ganz besonders hart war sie für die armen Leute unter uns, deren Schuhwerk zerrissen war und deren Anzug in vielen Fällen aus einer zerrissenen Kattinse und Jacke bestand. Als anfangs Dezember der Präfect von Oran kam, wie es hieß, um Klagen entgegenzunehmen, mußten sich alle Leute, die Mitleiden hatten, vor der Offiziersbarade aufstellen. Da meldeten sich natürlich eine große Anzahl Männer, die kaum noch etwas zum Anziehen hatten, und die im letzten Sommeranzug gezwungen wurden, bei etwa 7° unter Null frühmorgens um 6 Uhr zur Arbeit anzutreten, um bei meterhohem Schnee Bäume zu fällen und auf der Schulter nach Hause zu tragen. Als Sergeant Charnot diese Ansammlung von Menschen sah, ihm wohl auch bange wurde, was dieselben alles melden würden, schrie er sie an mit der Bemerkung, daß alle Reklamationen doch nutzlos seien, und als einige darauf erwiderten, sie könnten es nicht länger aushalten, ohne jegliche warme Kleider

nach Schuhe und Strümpfe in den ungeheizten Baraden, da deutete er auf die Gefängnistüren, die er ostentativ hatte öffnen lassen und schrie: „Wer sich jetzt nicht augenblicklich fortsetzt, fliegt morgen in den Kästen.“ Herrn Legationsrat Morant gelang es aber doch, Zulaß zum Präfecten zu erhalten, der ihm antwortete, daß für Kleider und Schuhe die Militärverwaltung zu sorgen hätte, und als Herr Morant ihm entrüstet bedeutete, daß die Militärverwaltung, die wir zu Duzenden von Malen darum gebeten hatten, stets antwortete, sie habe damit nichts zu schaffen, da wir Zivilinternierte seien, lächelte er höhnisch hierzu. So wurde stets mit uns gespielt, die Militärverwaltung schob alles auf die Zivilverwaltung und umgekehrt.

Als im Winter 1915 die Not in Sebbon immer größer wurde und arme Leute unter uns sich an den Administrateur wandten — wir standen später halb unter Zivilverwaltung — und ihn baten, doch wenigstens für Schuhwerk zu sorgen, da das Schlagen und Heranschaffen des Feuerholzes bei oft meterhohem Schnee fast unmöglich sei, antwortete er wörtlich: „Wenn Sie keine Schuhe haben, können Sie ja barfuß gehen, und wenn Sie kein Holz holen wollen, können Sie das Essen ja auch ungeschützt herunterhängen.“ Es hieß, in berechtigten Fällen könnten wir uns an den amerikanischen Konsulargenten in Oran wenden, sobald wir aber an ihn schrieben, wurden die Briefe einfach zerrissen. Beweise da-

Am 17. April 1915 wurde dann folgende Bekanntmachung angeschlagen:

„Le Ministre de l'Intérieur fait connaître qu'en vertu du principe de réciprocité le Gouvernement Français serait obligé d'apporter dans la fréquence et l'importance des lettres expédiées par les internés Austro-Allemands une limitation identique à celle fixée par le Gouvernement Allemand pour les internés Français en Allemagne. Cette limitation a pour effet de ramener jusqu'à nom et ordre la faculté d'écrire une seule lettre ou carte postale par semaine.“

En conséquence la correspondance des internés sera remise au vauquemestre par les chefs de chambre au rapport du Lundi. Les lettres, qui devront être remises ouvertes continueront à bénéficier de la franchise ainsi que les cartes postales.

Von Fall zu Fall wurde aber auch die Erlaubnis zum Schreiben für einige Zeit ganz aufgehoben, da es hieß, mit den französischen Gefangenen in Deutschland geschähe ein gleiches. Wiederum später wurden die Bestimmungen wie folgt festgelegt: Alle 14 Tage einen Brief mittleren Formats von höchstens 64 Zeilen, oder eine Postkarte von höchstens 8 Zeilen, alle 8 Tage dagegen nur eine Postkarte. Diese Bestimmungen waren bis zum Tage meiner Abreise in Kraft. Ende Dezember 1915 wurden auch deutsche Briefe erlaubt, bis dahin mußten alle in Französisch geschrieben sein, was



Engliche Speisung von 600 Kindern der in den Krieg gezogenen Landwehrexente durch den Deutsch-Evangelischen Frauenbund in Berlin. Phot. Gebr. Haedel.

für hatten wir in der Hand, denn verschiedene halb zerrissene Briefe wurden von uns hinter der Offiziersbarade beim Säubern des Hofes gefunden. Wieviel im übrigen dieser Herr, aus der Erfahrung gesprochen, die ich mit ihm gemacht habe, für uns getan hätte, lasse ich dahingestellt.

Ich erwähnte schon oft, daß wir Bäume fällen mußten, und zwar eine bestimmte Anzahl in vorgeschriebener Zeit; wer länger dazu brauchte, wurde mit Gefängnis bestraft; das Unglaubliche dabei war, daß wir das nötige Handwerkszeug hierzu uns aus eigenen Mitteln kaufen mußten.

Am empfindlichsten litten wir natürlich infolge der entsetzlichen postalischen Verhältnisse. Ich selbst erhielt die erste Nachricht aus der Heimat von meinem Vater am 11. November 1914. Über die Möglichkeit unsererseits zum Schreiben fehlten im Anfang jegliche Bestimmungen. Wir versuchten es und steckten im Anfang einfach unsere Korrespondenz in den im Lager befindlichen Briefkästen, hiervon ist wohl auch gelegentlich einmal etwas nach Deutschland durchgekommen, das meiste wurde einfach zerrissen. Es kam erst Ordnung herein, als den Franzosen gelungen war, ein von den deutschen Behörden für die in Deutschland befindlichen Lager ausgearbeitetes Reglement in die Hände zu bekommen, welches dann überfetzt und angeschlagen wurde. Wir konnten daraus ersehen, daß dies eine fast wörtliche Kopie der deutschen Vorschriften war, daß von den „im Osten und Westen okkupierten Gebieten“ gesprochen wurde, ein kleiner Fehler, der beim Übersetzen mit untergelaufen war, trotzdem diese Vorschriften vom Ministerium in Paris ausgingen!

natürlich viele der einfachen Leute nicht konnten. Ich hätte das Geschrei in französischen Zeitungen sehen mögen, wenn mit den gefangenen Franzosen in Deutschland ebenso verfahren worden wäre. Enthielten solche Mitteilungen nach der Heimat auch nur den geringsten Anflug einer Klage, so wurden sie natürlich zerrissen. Einer unserer Mitgefangenen, der von dem furchtbaren Angezieler, wie Manzen und Flühe, in unseren Wohnräumen schrieb, wurde daraufhin mit Gefängnis bestraft.

Auf die Briefe aus der Heimat mußten wir manchmal bis zu zwei Monaten warten und wie unglaublich gefällig, ja oft gemein dabei die französische Zensur verfahren ist, dafür folgender Beweis. Meine Frau schrieb an mich unter dem 23. Mai 1915 über eine sehr schöne Pfingstbetrachtung, die sie gelesen habe, des Inhalts: „Deutscher Pfingstgeist: wie erweist er sich? Nicht als Geist der Furcht, sondern der Kraft, nämlich der Liebe und der Gerechtigkeit.“ Dazu machte der französische Zensor folgende Bemerkung auf dem Briefe, und zwar in deutsch: „Siehe Belgien, dort ist der Beweis: Löwen, Lüttich. Sprüche klopfen, das könnt ihr, verlogene Raubritter.“ Diese Bemerkung läßt sich wenigstens wiederholen, andere sträubt sich meine Feder zu wiederholen. Dabei nehme ich an, daß man zu Zensoren in Frankreich nicht gänzlich ungebildete Leute nimmt; der Schreiber oben angeführter Bemerkung ist meiner Überzeugung nach Elässer, denn die Redensart „Sprüche klopfen“ ist so typisch deutsch, daß ein Franzose sie nie geschrieben hätte. Außerdem waren es auch deutsche Lettern und keine lateinischen in der Handschrift.



Ein einsamer Posten. Phot. R. Senned.

Bekam einer unserer Herren einmal ein Bild von Verwandten in deutscher Uniform, so waren solche Bilder auf das gemeinste verunziert. Steht es innerlich nicht faul mit Leuten, deren sogenannter Patriotismus sie zu solchen Bubenstreichen hinreißt?

Unbeschreiblich aber geradezu war die Übermittlung unserer Postpakete. Von etwa 35, die mir Verwandte und Freunde sandten, habe ich im ganzen 8 Stück erhalten. Bestellte man sich Sachen im August für den kommenden Winter, so trafen sie im Juli darauf ein, schrieb man wegen Sommerjahren im Januar, so trafen sie gewöhnlich im Dezember ein, d. h. man war nur allzu glücklich, wenn sie überhaupt kamen, und wenn wenigstens von einem vollständigen Anzuge noch die Reste im Paket war. Niemals haben französische Postbeamte und unsere Sergeanten so billige und gute Zigarren geraucht, wie aus unseren Wästen ohne Wert-Sendungen, zuletzt in Sebdu war es eigentlich vollständig zwecklos, sich Zigarren überhaupt noch schicken zu lassen. Aus Hohn erhielten die Postpakete Zigarrentaschen, worin noch 2 oder 3 Stück von 50 oder 100 lagen; der geraubte Inhalt wurde durch Steine oder andere Sachen ersetzt, damit wenigstens das richtige Gewicht der Sendungen erhalten blieb. Da wir eine Zeitlang enormen Zoll für unsere Pakete nach Sebdu zu bezahlen hatten, ein Herr hatte für ein winziges Paket 12 Francs zahlen müssen, so beschwerten wir uns und erhielten zur Strafe dafür monatelang überhaupt keine Pakete. Wir verfaßten darauf eine gemeinsame Bittschrift, und uns wurde geantwortet, es sollten Nachforschungen darüber angestellt werden, ob die Gefangenen in Deutschland Zoll bezahlen müßten. Diese Ermittlungen dauerten aber derartig lange, daß als schließlich die Pakete wieder frei ausgeliefert wurden, der Inhalt derselben an Konserven total verdorben war. Ob Missetat oder Unfähigkeit der Beamten vorlag, lasse ich dahingestellt, Tatsache ist, daß zu uns nach Sebdu Postpakete gelangten für Lager, die Tausende von Kilometern entfernt waren, und die dann auch ruhig monatelang in Sebdu liegen blieben. Da war es denn verständlich, warum wir die untrüglichen nicht erhielten. Man stelle sich die freudig gehobene Stimmung im Lager vor, wenn es hieß, Pakete aus der Heimat sind angekommen und dann die Reaktion, als von 75 Paketen 69 für fremde Lager waren, trotzdem mit deutscher Genauigkeit und Gründlichkeit jedes Paket oft zwei- oder dreimal die deutsche Adresse trug.

8. Abreise von Frauen und Kindern.

Endlich, nachdem wir monatelang mit Verhinderungen, daß Frauen und Kinder abfahren dürften, hingehalten worden waren, schlug für diese Armen am 8. Dezember 1914 die Stunde der Befreiung. Einige Frauen wollten sich nicht von

ihren der Pflege bedürftigen Männern trennen, trotzdem ihnen angedroht wurde, daß sie dann für ihren Unterhalt zu zahlen hätten, was allerdings später, wie so manches andere, nicht durchgeführt wurde. Für meine Frau konnte eine Entscheidung, ob Bleiben oder Reisen, überhaupt nicht in Frage kommen, da das Leben unseres neugeborenen, anderthalb Monate alten Kindes auf dem Spiele stand. Es waren gemischte Gefühle, auf der einen Seite die Freude, die Ärmsten nunmehr aus den Händen unserer Peiniger erlöst zu sehen, auf der anderen Seite der Trennungsschmerz. Entsetzlich schwer aber erst für diejenigen armen Frauen, deren Männer nach Casablanca abgeführt worden waren, worauf ich noch im nächsten Kapitel zurückkomme. Was unsere deutschen Landsleute in den Gefängniszellen in Casablanca haben auszuhalten müssen, ersahen wir daran, daß kurz vor der Abreise der Damen wir den allerseits so beliebten Dr. Pöbber hatten zu Grabe tragen müssen. Er war erst seit wenigen Tagen in Ketten aus Casablanca zurückgekehrt und war an den Folgen der überstandenen Qualen verstorben. Er, dessen Herzengüte ihn zum Wohltäter für viele gemacht hatte, war einer der Sentoren der deutschen Kolonie von Casablanca gewesen, und sein urdeutsches gastfreies Heim galt den Deutschen Casablanca stets als ein Stück der Heimat. Ferner war am 29. November Herr Fischer den Folgen seiner in Dran erlittenen Verletzungen erlegen. Er war als Schweizer ebenfalls gefangenengenommen worden, weil er als Landwirt eine Mannesmannische Bestzung verwaltete. Hoffentlich wird doch dieser Fall Fischer für die Franzosen seitens des Schweizer Bundesrats noch sein Nachspiel haben.

Man wird verstehen, daß es ernste, ja tieftraurige Stimmungen waren, zumal da ja Weihnachten dicht vor der Tür stand, unter denen wir uns von Frauen und Kindern trennten. Das rückwärtslose Hineinzwängen der Ärmsten in vorfindstliche Postkutschen, das geradezu sträflich leichtsinnige Überladen der Dächer dieser Behälter angesichts der steilen Berge und schlechten vereisten Wege, die auf der Reise nach Tlemcen zu überwinden waren, ihre Überwachung durch eingeborene Truppen erregten unsere höchste Entrüstung, doch was sollten wir tun? Die Männer wurden, während diese Vorbereitungen frühmorgens bei schauerlicher Kälte vor sich gingen, fortgejagt und konnten dem traurigen Schauspiel nur bei ihrer Arbeit von weitem zuschauen. Zwei Herren von uns im Alter von über 60 Jahren wurden mit den Damen zugleich freigelassen, der eine davon, einer meiner intimsten und ältesten Freunde in Marokko, der kaiserlich deutsche Konsularagent und zugleich I. und I. österreichisch-ungarische Konsularagent Herr E. B. Dannenberg aus Mazagan, ist infolge aller überstandenen Qualen acht Tage nach seiner Ankunft in Deutschland verstorben.

Was die Reise der Damen selbst anbetrifft, so will ich den Bericht meiner Frau hierüber sprechen lassen, der wie folgt lautet:

„Diesmal wurden wir in Tlemcen in Soldatenbetten in einer Kaserne untergebracht. In Dran schleppte man uns sofort aufs Schiff, wo wir trotz des hohen Preises, den wir bezahlen mußten, nicht einmal satt zu essen bekamen. Diese Reise war entsetzlich. Ich selbst infolge der schlechten See furchterlich seefrank, dabei ein dreijähriges und ein anderthalb Monate altes Kind, das ich selbst nährte. Bevor wir in Marieille an Land gehen durften, wurden wir 66 Personen in dem winzigen kleinen Speisezimmer zwei Stunden lang eingeschlossen. Das Deck war uns verboten worden wegen der 600 Araber und Neger, die als Soldaten auf unserem Schiff an die Front geschafft wurden. Endlich durften wir aussteigen und wurden in eine türkische Herberge geführt, deren Zustand unbeschreiblich war. Am Fußboden kletterte der Schmutz, die Wandschüssel war zerbrochen und starrte von Schmutz, die Fensterhebeln zerfallen und die Betten nicht frisch überzogen. Ich kann mir nicht denken, daß selbst die verkommensten Menschen ein schlechteres Nachtquartier finden können. Auf unsere Bitten, uns doch wo anders unterzubringen, sagte der Kommissar achselzuckend: Wenn es die Anstrengung nur so gut hätten, wie Sie; damit warf er die Türe hinter sich zu. Zwei Nächte mußten wir dort zubringen, dann ging es weiter. In Lyon hatten wir um Mitternacht 3 Stunden Aufenthalt. Es wurde uns erlaubt, in den Wartesaal zu gehen, um eine Erfrischung einzunehmen. Dort beschimpfte uns ein Franzose und aus Ärger darüber, daß wir ihn nicht beachteten, zankte er beim Vorübergehen eine unserer Damen mit aller Gewalt am Haar. Ein Soldat wollte uns schlagen und konnte nur

mit Mühe von seiner Frau davon zurückgehalten werden. Am nächsten Morgen waren wir in Genf. Besser als dort konnten wir in Deutschland nicht empfangen werden. Schwestern vom Roten Kreuz waren am Bahnhof und nahmen uns die Kinder ab. In einer großen Volksschule, wo das Rote Kreuz sich eingerichtet hatte, wurden die Kinder gebadet, und wir bekamen zum ersten Male wieder satt zu essen. Auch Kleider, Strümpfe und alles Nötige, wie Hemden, Strümpfe, Höschen für die Kinder wurden uns geschenkt. Sogar Blumen bekamen wir. Es kam einem erst so unfassbar vor, seit Monaten wieder von einem Fremden mit Achtung, ja sogar mit Liebe behandelt zu werden, und Schluchzen vor lauter Rührung hierüber machte es einem manchmal unmöglich, den tausendfältigen Dank zum Ausdruck zu bringen. Am nächsten Morgen waren wir in Zürich, wo uns derselbe rührend-freundliche Empfang, wie in Genf, bereitet wurde. Lange Frühstückstische, reizend sauber gedeckt, waren in einem Wartesaal aufgeschlagen, brennende Weihnachtsbäume standen darauf, und wir wurden nach dem Frühstück mit Äpfeln, Brötchen, Kuchen und Schokolade und, was das Schönste war, mit vielen deutschen Zeitungen versorgt. Der österreichische Generalkonsul kam zu mir und frug in lebenswürdiger Weise, ob er mir irgendwie behilflich sein könne. Am darauffolgenden Morgen kamen wir in Singen an, endlich in der Heimat. Der erste deutsche Soldat, der erste altbekannte blaue Briefkasten, o wie hätte ich die umarmen können! Selbstverständlich wurden wir auch hier in Singen mit unendlicher Liebe und Güte aufgenommen und gepflegt, und jeder von uns reiste dann sobald wie möglich in die Heimatstadt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Zusammenbruch Italiens.

Als wir den Lesern dieser Chronik auf Seite 170 über das Schicksal des Verräters berichteten, wagte auch die kühnste Hoffnung nicht zu vermuten, daß der Zusammenbruch der italienischen Armee so furchterlich sein würde, wie er schließlich geworden ist. Die Welt der Neutralen staunt, daß Deutschland und Österreich-Ungarn trotz sechsfacher Übermacht ihrer Gegner noch so viel Stohkraft besitzen, und in den Ländern unserer Feinde leuchtet es Einseitigkeit immer mehr ein, daß die Triumph-Nachrichten von Reuter und Havas glatter

Schwindel sind, welche von dem bevorstehenden Zusammenbruch Deutschlands zu berichten wissen. Nein, Deutschland ist auch im vierten Kriegsjahr nicht am Ende seiner Kräfte, sondern trotz aller Knappheit an Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen so frisch und spannkraftig wie je, und eine englische Zeitung hatte ganz recht, als sie schrieb, ernste und kräftige Hilfe der Franzosen und Engländer sei nötig, sollte nicht das Schicksal Italiens besiegelt werden. Freilich, fügte sie ziemlich trübe hinzu, verprüge der Verband seinen Bundesgenossen, die uns Unglück



Deutsche Truppen in dem gestützten Bollwerk unweit Solmeim. Im Hintergrund der von Infanterie gestützte Wegberg. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

gerieten, immer Hilfe, verläume indessen jedesmal sie rechtzeitig zu senden. Tatsächlich haben die Mittelmächte jedes Jahr ein Königreich vernichtet: 1914 war es Belgien, 1915 Serbien, 1916 Rumänien, und jetzt, 1917, ist Italien an der Reihe. Mögen die französisch-englischen Hilfstruppen nur kommen!

Nachdem Udine von unseren Truppen besetzt worden war, hieß es, am Tagliamento würde ihr Vormarsch zum Stehen kommen, denn der Fluß ist jetzt im Spätherbst in einen wilden Strom verwandelt, der im breiten Bett über Felsbroden und Sandbänke dahinsträucht, und es muß fast unmöglich erscheinen, ihn im Feuer eines zum Widerstand entschlossenen Feindes zu überschreiten. Aber der Tagliamento erwies sich als verhängnisvoll nur für die Landsleute. An seinem Unterlauf nördlich von Latisana hatten sich zwei bis drei Armeekorps der Italiener im schnellen Zurückweichen aufgestaut und suchten den Fluß zu überschreiten. Aber dies wurde durch das schnelle Zugreifen unserer Truppen unmöglich gemacht. Österreichisch-ungarische Truppen stießen längst der Lagunen vor, und von Norden her griffen sieggewohnte deutsche Divisionen an. So sahen die Italiener in der Bange, und mehr als 60000 Mann gaben sich gefangen, während mehrere hundert Geschütze erobert wurden. Das war eine gute Vorbedeutung, und zwei Tage darauf wurde denn auch der Tagliamento in breiter Front überschritten.

Inzwischen hatten die Heere der Verbündeten auch im Gebirge einen Erfolg nach dem andern erreicht. Der 2600 Meter aufragende Canin-Stock war erobert, Resiutta gewonnen, das befestigte Lager von Gemona-Dioppo eingenommen, und an der Dolomitenfront wurde der Feind



Die „Teufelsbrücke“ über den Mattione bei Cividale.



vom Kreuzberg bis über den Rollepas hinaus zum Rückzuge gezwungen. Auf dem Gipfel des Col di Lana, dessen durch Sprengung erreichte Einnahme seiner Zeit ganz Italien in einen Siegestaumel stürzte, und auf dem Monte Piano wehte wieder die schwarzgelbe Fahne, in Cortina d'Ampezzo rückten die Truppen der Verbündeten unter dem Jubel der Bevölkerung ein, und St. Martino di Castrozzo im Primör-Tale wurde zurückgewonnen. Südlich Tolmezzo hatten sich in dem durch die Festungswerke von St. Simone geschützten Raume einige tausend Italiener festgesetzt, als unsere Front längst darüber hinweggezogen war. Aber sie konnten sich nur ganz kurze Zeit halten. Wütend abgeschnitten, sprengten sie die Werke und machten den Versuch sich durchzuschlagen. Das gelang indessen nicht, da unsere Truppen sie fest umklammerten, und so streckten sie nach ehrenvollem Kampfe die Waffen. Und auch in den engen Gebirgstälern bei Belluno wurden 14000 Italiener von ihrem Heere abgeschnitten und gefangen genommen.

Wenige Tage nach dem Tagliamento wurde auch trotz Schneetreibens und strömenden Regens der nächste Fluß, die Etschna, überschritten, und wieder einige Tage später, standen die Heere der Verbündeten an der Piave, während im Suganer Tal und dem Ostteil der Sieben Gemeinden die italienische Front ins Wanken geriet und die Sperrfeste Asiago in erbittertem Handgemenge erobert wurde. Die Frontlinie hat sich seit dem Beginn unserer Offensive fast auf ein Viertel der Ausdehnung verkleinert, die sie am Spätherbst hatte. In weniger als drei Wochen hat die Offensive der Verbündeten 250000 Gefangene gebracht und 2300 Geschütze: ein Strafgericht ohne Gleichen in der Geschichte.

Daß das Vordringen der Verbündeten damit nicht abgeschlossen ist, nehmen die Italiener jetzt auch an; zähnelappernd erwarten sie von Tag zu Tag die Einnahme von Venedig, das als offene Stadt erklärt wurde, um die unerlässlichen Kunstwerke der Stadt auf alle Fälle vor



Der Viktor-Emanuel-Platz in Udine — Darüber: Straße in Udine



Deutsche Reiteret auf dem Vormarsch. Aufnahme des Bild- und Filmmanns.

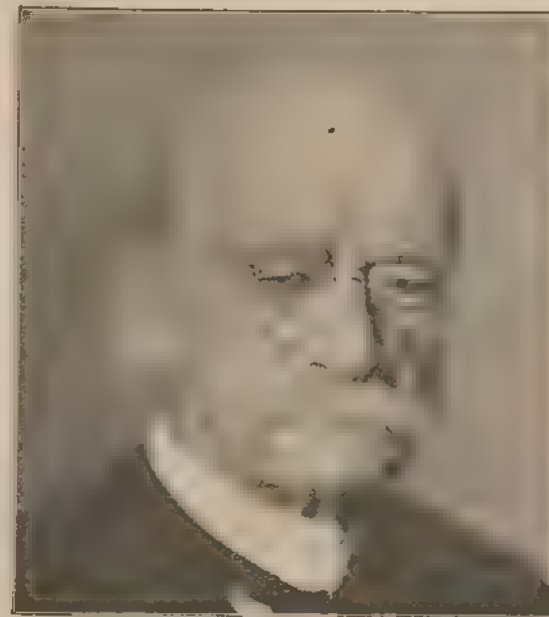
der Vernichtung zu bewahren. So stehen die Verhältnisse Mitte November, wo diese Zeilen geschrieben werden. Un-

geheuer Großes ist erreicht, und voll unerschütterlichen Vertrauens blicken wir in die Zukunft.

Adolf Wagner †

Am 8. November ist im hohen Alter von 82 Jahren der berühmte Nationalökonom und Sozialpolitiker Adolf Wagner gestorben, wenige Monate nach seinem Freund und Kollegen Gustav Schmoller, der in einer Rede zu Wagners 70. Geburtstag ein ausgezeichnetes Charakterbild des großen Lehrers entworfen hat, indem er seinen starken Willen, sein leidenschaftliches Temperament, seine große, unter Umständen rücksichtslose Energie und auch wiederum die Weichheit seines Gemütslebens betont. „Ein stahlharter, logischer, konsequenter, abstrakt formulierender Verstand verknüpft sich bei ihm mit den zartesten, empfindlichsten Regungen des Herzens, mit religiöser Tiefe, mit lobenderm Pathos. Sensitiv und reizbar, oft mißtrauisch und unbequem, ist er der beste Freund seiner Freunde, der leidenschaftlichste Patriot. Er ist stets ein Kämpfer gewesen, eine Streitmacht, und doch war er stets der neidloseste Anerkennung fremder Verdienste. Er ist eine durch und durch kritische Natur und wurde doch der pathetische Prophet größter nationaler und sozialer Ideale. Und das alles bedingt sich gegenseitig, entspricht dem Wesen eines nach innen, aufs Zentrum der Dinge gerichteten starken und zugleich feinfühligsten Geistes.“

Es ist nicht möglich, das Wesen des großen Gelehrten, der nicht nur kalt objektiver Vertreter der Wissenschaft war, sondern ein glühender Bekenner seiner Überzeugung, ein unerschütterlicher Kämpfer für seinen Glauben gewesen ist, besser und eindringlicher wiederzugeben. Für uns ist Wagner besonders als Mitkämpfer und Freund Stöckers bekannt geworden. Doch lag ihm jeder Religionsfanatismus völlig fern, und wenn er auch in parlamentarischen Kämpfen, er gehörte drei Jahre als Christlich-Sozialer dem preussischen Abgeordnetenhaus an, auf die Dauer nicht den Ort seiner Hauptbetätigung finden konnte, so hat er doch in Tagungen des Evangelisch-Sozialen Kongresses, dessen erster Präsident und späterer Ehrenpräsident er war, bis kurz vor seinem Tode regelmäßig beigewohnt und auch oft noch selbst das Wort ergriffen. Angriffe heftigster Art sind ihm wegen seiner Richtung nicht erspart geblieben, eine Reihe persönlicher Feinden hat ihm wohl manche Stunde verbittert; dafür entschädigte ihn die begeisterte Liebe und Bewunderung seiner Schüler und Freunde, und schließlich haben auch die Gegner ihm die Achtung, die einer Persönlichkeit wie die seine letzten Endes doch allgemein werden muß, nicht verweigert.



Prof. Dr. Adolf Wagner. Aufnahme des Hofphotographen Nicola Perle.

Wagner war durchaus im Gegensatz zu einer starken Zeitströmung, ein Gegner jenes schrecklichen Individualismus, dessen Überhandnehmen zu jeder Zeit das Unglück der Gemeinschaft, des Staates, des Vaterlandes gewesen ist; er hat seinen Standpunkt selbst als Staatssozialismus bezeichnet. Von den extremen Forderungen eines wurzellosen Klassensozialismus vertriegener Theoretiker hat er sich entschieden fern gehalten. Stets ging sein Kampf dahin, den Staat zu „rehabilitieren“, das will sagen, gegenüber den britischen und französischen Einflüssen, den deutschen Staatsgedanken der absoluten Unterordnung des Individuums unter die Zwecke der Allgemeinheit den Staat hochzuhalten und zu stützen. Aus dieser seiner Richtung geht schon ohne weiteres hervor, welches glühende patriotische Gefühl in dem Manne lebte. Im Sinne der großen Vaterlandsbegeisterten zwischen 48 und 70, eines Friedrich List, eines Hebbel und ihrer mehr umfaßte seine Liebe, so freudig er Bismarcks Werk bewunderte, nicht allein das neue Reich sondern mit noch größerer und schmerzlicher Leidenschaft die Deutschen, die draußen blieben. Er hat in Dorpat und in Wien gewirkt, von der Universität im Norden hat er nie ohne Tränen in den Augen gesprochen, und Österreichs Los lag ihm, der dem Bruderstaat den alten Anschluß so innig wünschte, heiß am Herzen. Sein Traum, wie der aller wahrhaft patriotischen Deutschen, blieb

jenes Groß-Deutschland, das alle Menschen deutscher Zunge unter seinem Schutz umfassen sollte. Sprach er vom Vaterland, von dem, was der Einzelne dem Staat schuldet, so kam noch über den fast 80 jährigen die Kraft seiner besten Jahre. Er war zuletzt nicht mehr imstande wegen der Abnahme seiner Sehkraft frei durch einen Saal zu gehen und tastete sich durch die Menge bis zur Rednertribüne hin. Stand er aber erst oben, so riß die Gewalt seiner Überzeugung ihn über alle Hemmungen seines hohen Alters weg; seine Stimme füllte den größten Raum und die Worte, die er ähnlich wie Bismarck nicht flüchtig hervorbrachte, sondern in einem schweren Ringen herausstieß, durchbeugten, wie ihn selbst, die Zuhörer.

Als ein besonderes Glück in Leben und Art dieses deutschen Mannes ist es anzusehen, daß er das einmütige Zusammenstehen aller Männer deutscher Zunge gegen unsere Feinde hat erleben dürfen, wenn ihm auch den, will's Gott, glorreichen Ausgang zu schauen, nicht vergönnt gewesen ist.

Die Kulturtaten der Engländer in Flandern.



Verstorbene Bauer im Ernterfeld der Woelcappelle.



Die Reste des Dorres Beelaere östlich von Ypern.

Kleine Zeitbilder. Aus dem Tagebuch von Peter Rosegger.

Paul Markstein hatte das Unglück, vor dem Richterlich stehen zu müssen. Er war seiner Sache so sicher, daß er den Verteidiger ablehnte. Er wolle sich schon selbst verteidigen. Wenn man auf dem Lande etliche Wagen Kartoffeln zusammenkauft um 1900 Kronen, die dann durch die Hände des Ohms, des Bruders, des stillen Kompagnons und des Schwagers gehen, „so möchte ich“, sagte er, „wissen, wie sie dem Staate billiger als um 5000 Kronen abgelassen werden können!“ Aber der Staatsanwalt, mißgünstig wie solche

Leute nun schon einmal sind, machte aus dem „leidlichen Geschäft“, in das sich vier Kaufleute zu teilen hatten, eine grausliche Geschichte, als ob Gott weiß was geschehen wäre, und verlangte für den Herrn Markstein nicht weniger als sechs Wochen strengen Arrest.

Das war schlimm. Da mußte gehandelt werden. Der Angeklagte trat von seinem Stehplatz einen Schritt vor und bat ums Wort. — „Meine hochgeehrten Herren Richter,“ so begann er in ganz ruhiger Weise mit seiner sonoren Stimme,

„und mein gestrenger Herr Staatsanwalt! Erwarten Sie nicht, daß ich mich verteidigen werde in Sachen der Ungutmäßigkeiten, die vorgekommen sein sollen in meinem Geschäft. Eine Preistreibererei, die man nicht billigen kann, mit dem besten Willen nicht, meine Herren. Ich begreife die Entrüstung des Herrn Staatsanwaltes über einen Kettenhandel unter Leuten, die nichts machen, nur das Geld einflecken. Wer aber ist gereift auf dem Lande wochenlang? Wer hat geprüft die Ware, und gekauft, und in die Wege geleitet? Wer hat gemacht die Arbeit? Der Verdienst gebührt mir allein, und ausgerechnet ich werde gezogen zur Verantwortung! — Aber das gebe ich zu, meine Herren, ich habe mich übereilt, indem ich vom Staate überhaupt einen Gewinn nahm, während andere gute Leute ihr Vermögen, ich sage sogar ihr Leben dem Staate zur Verfügung stellten, wenn er ist in der Not. Nein, da spreche ich mich nicht frei, durchaus nicht. Ich will dem Staate möglichst vergüten. Es besteht, wie ich hörte, die Absicht, mich einzulassen. Ja, meine gestrengen Herren, hat da der Staat etwas davon? Im Gegenteil, es kostet ihn Geld. Das wollen wir besser machen. Ich verurteilte mich zur Strafe von dreihundert Kronen, zahlbar sofort — und die Geschichte hat sich gehoben.“

Der Staatsanwalt: „Hoher Gerichtshof! Wir wissen in dem Augenblicke kaum, wie uns geschieht, auf eine so unerhörte Frechheit des Angeklagten. Ich ziehe meinen Antrag auf sechs Wochen Arrest zurück und verlange für diesen Mann die doppelte Haftzeit. Wegen Bedrückung der Gefängnisverhältnisse möge er unbesorgt sein. Der übermäßige Gewinn, der ihm abgenommen wird, langt reichlich dafür aus.“

Demnach handelte das Gericht amts, und also geschahen zu Abelsberg im Jahre 1917.

In meiner Jugend hörte ich viel von „Asteten“, den freiwilligen Büßern, die durch Leiden ihre Sünden abbüßen und ihre Seelen reinigen wollten. Ich las von ihnen in Büchern und stellte sie mir vor als lebensverachtende, immer ernste und betäubte Menschen, halb verhungert und durch Selbstgeißelung wundgeschlagen. Ich habe solche Büßer auch persönlich kennen gelernt. — Einen alten Bauer, der alljährlich am Christtag Fasttag hielt, weil er sich einst jugenddumm in der Christnacht einmal einen Rausch angetrunken hatte. — Eine Magd, die sich auf der Wallfahrt nach Mariageßel Grobhand in die Schuhe tat, weil sie bei ihrer letzten Beichte eine Liebeslunde verschwiegen hatte. — Einen Vergnügten, der drei Tage und Nächte nicht aus dem Stollen ging, weil er die heilige Katharina betrogen hatte. Er hätte ihr ein falsches Sechserl in den Opferstock geworfen. — Derlei Büßer machen ein trauriges, zerknirschtes Gesicht — es ist eine religiöse Buße.

Später habe ich erfahren, daß es auch eine philosophische Astese gibt, die aber ein heiteres Gesicht macht. Diese philosophische Astese leidet nicht, um zu leiden, sondern um das Leiden zu verringern. Sie setzt voraus, daß in diesem Leben dem Leiden einmal nicht zu entkommen ist, sie ist also bestrebt, das Leiden gewohnt zu werden, so daß man's nicht spürt. Es gibt Leiden, die man bloß gewohnt werden muß, dann sind es keine mehr. Wie in einer strengen Schule gewöhnen sie sich ans harte Bett, an den färglichen Tisch, sie streben keinen Reichtum an, keine äußerliche Ehre, ertragen Krankheiten mit Geduld, Schimpf mit Gelassenheit und brechen damit dem Schicksal oder der Bosheit die schärfsten Stacheln ab. Sie wissen endlich kaum mehr, daß sie was entbehren, aber sie merken, daß sie weniger enttäuscht werden, weniger zu leiden haben als andere, die alle ihre Karten aufs Spiel dieser Welt setzen. Sie haben ein munteres Gesicht und stellen sich gern in die Reihe der Glücklichen.

Zu solcher Astese werden sich viele bequemen müssen, die das gegenwärtige Weltgericht überleben.

„Hofrats fiel es ein, sie nahmen Zegger und Steden und gingen über Land. In Bauernhöfen beschaute sie sich die Schöpfung, das Kornfeld, die Kühe, die Schweine, die Hühner, die Milch, den Spargel, und alles, was da war, und freuten sich. Und die Hofrätin erhob ihre Stimme und sprach zu einer Bäuerin: „Frau, gebt uns von eurem Fett, von eurem Geräucherten und den Kartoffeln!“ Und die Bäuerin antwortete: „Da will ich erst fragen meinen Herrn und Gebieter. Denn er liebt es nicht, daß ich hinweggebe von den Früchten, die seiner Hände Arbeit hat erzeugt.“ Und die Hofrätin sprach mit dem Landwirt und bot ihm Geld für Butter und Fleisch. Da lächelte der Landmann und redete also: „Gute Frau, Geld können wir nicht brauchen. Sehet zu, ob ihr Besseres habt.“ Die Frau Hofrat aber sagte: „Was soll ich euch geben?“ Und alsogleich erhob die Landfrau ihre Stimme und sprach: „Habt ihr nicht Zucker und Kaffee?“ Davon haben wir nicht, antwortete die Hofrätin. Und wieder fragte der Landwirt drein: „So habt ihr stielleicht Tabak, Zigarren oder Geschnittenes, was es auch sei?“ Und der Hofrat antwortete mit Kummer: „Das haben wir nicht.“ Hingegen zog er aus der Tasche seine

Uhr, die Hofrätin vom Finger ihren Ring, um die Dinge anzubieten. Aber der Landwirt sagte: „Danach haben wir nicht not; die Sonne geht auf auch ohne Uhr, und der Finger hält zusammen auch ohne Ring.“ — Des wurden Hofrats traurig, und da sie auch den Sped sahen und die Eier, und es gelüstete ihren Gaumen, so griff die Frau Hofrätin an ihren Hals und zog eine Perlenkette hervor. Hierauf lästern redete die Bäuerin: „Was ist denn das lauter für eine Ketten?“ Und sprach die Frau: „Für zwei Schweine könnt ihr sie haben!“ Alsogleich fragte die Bäuerin: „Und ist kein Kreuzel dran?“ Eine Beien, wo kein Kreuzel dran ist?“ Da lachte sie. Der Landmann tat einen ernsten Blick und sagte: „So Sachen können wir nicht brauchen. Aber wenn ihr mir diese Schuhe geben wollet, die ihr an den Füßen habt, so möget ihr drei Butterstängel mit euch nehmen und einen Laib Roggenbrot.“ Da es nun war, daß Hofrats beide hungerten nach Butterbrot, so zog er seine Lederstühle aus, nahm die nahrhaften Dinge in den Zegger, die Frau an den Arm und wanderte barfuß stadtwärts.“

Also zu lesen in einem Sonntagsbriefe aus dem Dorf.

Manchmal, wenn es gar zu mager wurde, ging auch unseiner ein bißchen hamstern.

So kam ich in einen mir altbekannten Bauernhof und wollte der Bäuerin Butter abkaufen. Recht freundlich antwortete sie, daß sie halt nichts hergeben könne. Bei der großen Trockenheit verborren die Wiesen, und so brächten die Kühe wenig Milch und Butter heim.

Aber wenn es einmal wirklich darum zu tun ist, seine völlig ausgetrocknete Maschine ein wenig einzufetten, der läßt sich an der Butterquelle nicht so leicht abweisen. Ich wolle ja gut zahlen.

„Lieber Herr, gut zahlen!“ sagte die Bäuerin, „das weiß ich gleichwohl. Was tut ma mit Geld heutzutag? Wenn S' was zum Tauschen hätten.“

Ich schupfte die Achseln.

„Wissen S' was,“ schlug sie lebhaft vor, „geben S' mir a Büchel von Ihnen und ich gebe Ihnen ein halbes Rilo Butter.“

Nun also! Doch wieder einmal ein Geschäft.

Als sie mir am nächsten Sonntag die Butter brachte, gab ich ihr mein Geschichtenbuch: „Sonnenschein.“

Sie buchstabierte: „Son-nen-schein.“ Und sagte: „Regen wär' mir lieber.“

Aber das Geschäft war gemacht.

Unsere Zeit frakt die Irrtümer, die wir seit Jahren gemacht haben. Unser Denken, Wissen, Wollen, Handeln, Politisieren, Kritisieren, Vorauslagen, es war alles falsch, fast unser ganzes Leben war verkehrt und falsch, und die jetzigen Ereignisse strafen mit furchtbarer Strenge. Aber sie sagen uns nur, wie wir es nicht hätten machen sollen; wie wir's machen müßten, das sagen sie uns nicht, und so irren wir mitten im erbarmungslosen Strafgericht emsig weiter.

Jeden Tag neue Fragen, neue Anläufe und Versuche, aber keine neuen Menschen und keine neuen Ideen und ganz ohne Kenntnis des Bodens, den die neue Zeit uns zuwerfen wird. Da gehen wir natürlich immer wieder fehl. — Hausbauen und seine Grundfesten haben!

Um wenigstens können wir irren, wenn wir längst bewährte Ziele anstreben wollten, aber mit neuen Mitteln. Vor allem der „moderne“ Mensch müßte sich ändern. Redlichkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen. Weniger Intellekt, mehr Seele. Weniger zerkleinernde Kritik, mehr schöpferische Arbeit. Einfachere Lebensführung, Hervorbringung der Lebensmittel, die wir brauchen im eigenen Lande. Endlich Heilung von der verhängnisvollen Geldgier, die Erkenntnis der Wahrheit, daß die Geldgier das Unglück der einzelnen Menschen und der Völker ist. Manchen Krieg hat ja Armut, Elend, Unterdrückung verursacht; den jetzigen nicht. Wenn man nur einsehen könnte, daß Reichtum wie Armut zur Verelendung führt! Wäre Europa nicht so reich geworden und hätten einzelne Länder nicht noch reicher werden wollen, so wäre dieser wahnsinnigste aller Kriege nicht ausgebrochen.

Wenn wir jetzt mitten in der Katastrophe staatliche, politische, wirtschaftliche Vorkehrungen nach alten Mustern machen, so werden wir uns wahrscheinlich wieder irren, weil wir noch nicht wissen, ob und wie sie in die großen, neuen Verhältnisse passen werden. Wenn wir jedoch mit ehrlichem Willen und aller Kraft an die Arbeit gehen, um die oben genannten Entartungen zu erlösen, die edelmenschlichen Eigenschaften zu beleben, so schaffen wir eine Grundfesten, auf der das neue Haus, in welchem Stille es immer sei, fester stehen wird.

Ich ja, wir Idealisten! Die Volksführer lachen über uns und wir — weinen über sie.

Unser etliche sagen in der Laube und sprachen von der Wirkung des Krieges auf die Religion. Ein nachdenklicher

Zimmermaier war da; der bekannte, er sei sonst ein religiös geklammter Mensch gewesen, aber während dieses Krieges sei er Atheist geworden. Gott habe sich nicht bewährt. „Zu Beginn des Krieges, wiewohl ein Bekenner, die Kirchen waren überfüllt, Bittgottesdienste überall. Auf den Thronen beteten die Kaiser und Könige, die sich bekämpften, zum Herrn der Kriegsheere. Jedes Juchzen fortziehender Soldaten war ein Gebet, jede Mutterträne ein Gebet. Und dennoch, der Krieg breitete sich aus über Schuldige und Unschuldige und steigerte sich ins Ungeheuerliche. Und dann habe ich gemerkt, wie die Kirchen sich allmählich leerten und die Leute stumpf wurden. — Ach, wenn Gott zu solchen Zeiten sich nicht meldet wann denn?“

Hierauf nahm ein Herr das Wort, ein Mathematikprofessor, der als kritischer Kopf bekannt war. Was wird denn ein Ziffernmensch, dachte ich, über Religion zu sagen wissen? Er sagte: — „Und mich, meine Herren, hat dieser Krieg zu einem Gläubigen gemacht. Daß es unter den Menschen wenig Gerechtigkeit gibt und viele Schlechtigkeit, hatte ich doch längst gesehen. Und immer niederträchtiger wurden sie, immer selbstlicher, falscher, herrschsüchtiger und haßender. Ungeachtet aller Mahnungen immer frecher wurden sie. Und trotzdem ist es den Leuten wohlgegangen, den größten Lumpen oft gerade am besten. Na, wenn da ein Gott nicht endlich zuschlägt, dann ist er nicht. Aber er schlägt zu. Jetzt auf einmal, jetzt ist er da mit seinem Gericht. Und strenge, wie meine Mathematik. Nichts läßt er nach, alles wird gerechnet. Und wenn's auch dort und da weniger Schuldige trifft, später gleicht sich's aus, ganz unschuldig ist niemand. Und so hat der Krieg mich zu einem Gläubigen gemacht. Andere glauben ihn, wenn er gut ist, ich glaube ihn, wenn er straft.“

Als die beiden so gesprochen hatten, hob ein dritter den Atem. Dann legte er seine Hand an die Stirn und schloß die Augen. Und öffnete sie wieder — und schwieg. „Wich dünkt, der hat das Richtige.“

Wandlung. Von Max Wittrich.

Ein Armer zog ich in den Krieg,
Schwer trug ich mein Gewehr,
Und wurde bald im Erdenstoß
Mit Kameraden reich und groß,
Und jede Schwäche schwieg.

Ich kannte meine Mutter nicht,
Und draußen fand ich sie.
Da küßte sie der alte Sohn,
Und noch im Traume bringt ihm Lohn
Der Mutter Angeicht.

Oft griff nach Sternen meine Hand,
Die Hand war viel zu schwach;
Im Feld erst riß ich ihren Schein,
Ein Gotteslicht, ins Herz hinein,
Bis ich auch ihn erfannd.

Und deine Not ist meine Not,
Heimat; du bist mein Blut.
Ein Mäder, zog ich jagend aus,
Ein Reicher, lehrte dein Sohn nach Haus,
Ob lebend oder tot.

Zarenischickal. Von Dr. Frhr. von Maday.

Ein halbes Jahr ist vergangen, seit Zar Nikolaus II. vom Thron gestossen wurde. Heute weilt er fern in Sibirien, dort, wohin auf seinen und seiner Ahnen Befehl unzählige politische Verbrecher gewandert sind. Erst das Opfer einer verfehlten, verblenden Staatskunst, wird er jetzt der Märtyrer eines selbstamen Umsturzes. Trauerspiels. Indem er zugunsten seines Bruders abdankte, hoffte er den Thron seinem Haus zu retten — vergeblich! Wie er sich über den Ernst der Lage getäußt hatte, als ihn der Großfürst Michael Alexandrowitsch und der frühere Unterrichtsminister Ignatieff vor dem Beben und den Stößen des „unterirdischen Rußlands“ warnten, so verkannte er in den verhängnisvollen Märztagen die Stärke seiner Gegner. Die Kadettenpartei hatte, geführt auf England, das Heil in der Hand, und der einst allmächtige Herr aller Reußen war alsbald ihr Gefangener in Zarstojes Gefeld, entkleidet aller Würden und genannt: Gardeoberst Nikolai Alexandrowitsch Romanoff. Zunächst ließ man ihm in den weitläufigen Schloßbauten mit der berühmten Cameronschen Marmorgalerie und den prachtvollen Parkanlagen Bewegungsfreiheit. Dann, als radikale Sozialisten in das Ministerium Zwosoff eintraten, behandelte ihn die neue Regierung immer misstrauischer, engherziger. Er wurde von seiner Familie völlig getrennt, sein Wirtschaftsgeld in kleinräumiger Weise auf 4¹/₂ Rubel bemessen, seine Erholung im Freien auf kurze Spaziergänge beschränkt, bei denen auf Schritt und Tritt die wachhabenden Offiziere folgten. In London bemühte man sich vergebens, die Überführung des Zaren nach England zu erwirken, um ihn als Geisel für das Wohlverhalten und die Bundesstreue Rußlands in der Hand zu haben. Nunmehr sollte er nach

der Peter-Baulsfeite verbracht werden; auch davon stand man ab, hauptsächlich wohl deshalb, weil man einen Verkehr des Herrschers mit seinen ehemaligen Ministern befürchtete, die man dort gefangen gesetzt und — in eine Art Sträflingsstracht gekleidet hat. Unterdessen stürzte das Kartenhaus der Macht von Rodzjanko und Wikuloff vor dem Wind, den der Radikalismus entfachte, zusammen. Kerenski wurde der Held des Tages, fühlte sich aber, wie es solchen Emporkömmlingen und Volkstribunen zu gehen pflegt, erst recht nicht seiner Herrschaft sicher. Dostojewski hat das Wesen des Verhältnisses zwischen Herrscher und Volk in Rußland mit den Worten zu kennzeichnen versucht:

„Der Zar ist unserem Volke ein Vater, und das Volk verhält sich zu ihm wie ein Kind. Der Zar ist für das Volk nicht eine äußere Kraft, nicht die Kraft irgendeines Sieglers, sondern ist eine allwissende, allverneinende Macht, die das Volk selbst begehrt, die es in seinem Herzen groß gezogen, für die es geizt hat. . . . Für das Volk ist der Zar die Fleischwerdung seiner Ideen, seiner Hoffnungen und seines Glaubens. Das Verhältnis des russischen Volkes zu seinem Zaren ist der ureigenste Zug, der unser Volk von allen anderen Völkern Europas, ja der ganzen Welt unterscheidet.“

Die große in den Sähen beschlossene Wahrheit lastete wie ein dumpfer Alpdruck auf dem Gewissen des „russischen Garibaldi“, der mit jedem Tag seiner Diktatur angestlicher eine Verschönerung zur Befreiung des Zaren fürchtete. Also mußte der Gegenstand der Sorge und Gefahr aus dem Wege geräumt werden. Zunächst dachte man an Kronstadt. Aber die Rotlin-Feste, die dort Peter der Große angelegt, ist in den

Händen des Sowjet, des Arbeiter- und Soldatenrates, der desto eifriger Kerenski aus dem Sattel zu stoßen sucht, je selbstgefälliger dieser sich wie ein Zar von Volksgnaden aufspielt. So wurde ein anderer Plan gefaßt, und weit weg aus Geseh- und Reichweite der kaiserlichen Familie auf die Reise nach Tobolsk geschickt. Die Abfahrt war eine neue Offenbarung, wie noch heute jene Dichterworte zu Recht bestehen. Obwohl die Verbringung des Herrschers möglichst geheim gehalten wurde, hatte sich am ganzen Weg vom Schloß bis zum Bahnhof eine unzählige Volksmenge versammelt, die entblößten Hauptes den Zug erwartete; Tausende knieten nieder, schloßten, beteten.

Zar Nikolaus hat als Herrscher stets den Zuschnitt der Galtigkeit, Mittelmäßigkeit, des Subalternen gezeigt; ihm eigenen, abgesehen von der Art, wie er furchtbare Grausamkeiten nicht selbst beging, aber ruhig duldete, keine großen Fehler, noch weniger aber große Leidenschaft; er war immer Wolke, niemals zündender Blitz. Jetzt, in sechsmonatiger Gefangenschaft, ist er plötzlich alt und grau und gänzlich stumpf geworden; halb wie ein Nachtwandler geht er dahin in Schicksalsgleichgültigkeit. Ein guter Familienvater, besaß er doch kein heiß noch ernst sich hingebendes Herz. Gleichwohl hängt die Kaiserin Alexandra Feodorowna mit tiefster Treue an ihm; aber nach den ewig unruhigen Sorgen um sein Schicksal seit dem Umsturz vor zwölf Jahren und um den wie einen Augapfel behüteten schwächlichen Thronfolger hat das von ihr seherisch vorausgesehene neue Unglück aus der „heißigen Taube im russischen Forst“, wie einst Konstantin Konstantinowitsch die Prinzessin und Braut bei der Vermählung auf dem Chodynafeld dichterlich begrüßte, eine gemütsranke Mutter und hoffnungslose Dublerin gemacht. Zwei gebrochene Menschen, dem Verlust der Krone nicht nachtrauernd, aber noch weniger von der Zukunft irgendein besseres Glück erwartend, verlassen Petersburg. Die Fahrt geht in einem Sanitätszug durch die gegneten Quellgebiete der Wolga, durch einen goldenen Ozean von Ahrenwägen, durch Felder und Gemarken, von denen noch vor wenigen Monden ein großer Teil zum unübersehbaren, an Flächenraum dem Deutschen Reich gleichkommenden Kron- und Panagengut des Zaren gehörten. Und der einstige Herr all dieser Herrlichkeiten mochte wohl daran denken, wie ihn einmal ein fremder Fürst fragte, ob es wirklich wahr sei, daß der Riesenbesitz ihm nur 30 Millionen Rubel im Jahr abwerfe. „In schlechten Jahren noch weniger.“ Aber wie das möglich sei? „Eigentümliche Verhältnisse!“ Er hatte nicht eingestehen wollen: dank systematischer Besteuerung durch meine Beamten, von den unteren bis zu den obersten. Dann durchbricht die Bahn den Ural, um in die nicht minder fruchtbare weißsibirische Steppe hinanzukommen. In Tjumen wird haltgemacht, denn weiter geht einstweilen die Schienenstraße nicht; der Rest des Weges muß auf dem Dampfer, die Tura und den Tobol abwärts, zurückgelegt werden.

Tobolsk, der kleine Verwaltungssitz, ist die typische sibirische Kleinstadt. Niedrige, einförmig gebaute, strohbedeckte Wohnhäuser an breiten Straßen für 20 000 Einwohner, dazwischen aufragend wie Mausoleen über totem Gräberfeld der Kreml, ein paar Gotteshäuser, öffentliche Bauten und ein Museum: jedes Bauwerk in seiner Art eine Erinnerung an die festsame Geschichte des Ortes. Er war einst die Hauptstadt Sibiriens; 1587 wurde er an Stelle des von den Kosaken zerstörten Biriß Tura gegründet. Unter Iwan III. Wasiljewitsch, der durch die Vereinigung der alten Teilfürstentümer die Vorherrschaft Moskaus und damit die Macht der Gossibare und des zarischen Reichs begründete, war von russischen Truppen, die erstmals bis zum Ural vordrangen, die in unmittelbarer Nähe von Tobolsk liegende ostjassische Festung Sibir genommen worden, konnte aber nicht gehalten werden. Erst der Nachfolger Iwan IV., der Schreckliche, erkannte, nachdem unter seiner Herrschaft die Tataren neuerdings in die Krim eingebracht waren, Moskau verbrannt und 100 000 Russen in die Verbannung geschleppt hatten, die Notwendigkeit, im Osten ein festes Bollwerk gegen diese ewig wiederkehrende Gefahr aufzurichten. Damals hatte bereits die berühmte von den Zaren begünstigte Kaufmannsfamilie der Stroganoffs im Gebiete der Kama zahlreiche Dörfer, Städte, Festungen angelegt. Was sie schufen, wurde jedoch immer wieder durch die Raubzüge der Kosakenhorden vernichtet, vorab durch die zwei Heime Jermol Timofejew und Iwan Kolzo. Der Zar verurteilte sie zum Tode. Aber Semen Antifich Stroganoff hatte einen klügeren Plan. Er schätzte die Tapferkeit der Hauptleute und meinte, daß ihm nützlicher als ein Leinwand ein ihm dienstbarer Feldherr sei. So lud er Jermol mit dem Lochmittel fürstlicher Geschenke zu sich ein, der tatsächlich dem Ruf folgte und 1581 als Führer eines aus Deutschen, Litauern, Tataren und seinen eigenen Mannen gebildeten Heeres, nach Abiegung des Geländes der Tapferkeit und Klugheit und mit priesterlichem Segen begnadet, die denkwürdige Heerfahrt gen Osten antrat. Am 25. Oktober wurde das Lager des Khan Kutischum, der die Herrschaft über das Land an sich gerissen hatte, in blutiger Schlacht am

Brjusch erstürmt, darauf die Residenz Isler oder Sibir übermächtig. Nach zwei Jahren war das ganze Reich, das nunmehr dem Moskowitertum als Kronland angeliebert wurde, in den Händen der kühnen Eroberer; in Sibir erstand eine ragende Burg als stolzes Zeichen zarischer Machtbesetzung im Herzen Sibiriens. In der Tat, was damals das Russentum in kolonialistischer Durchdringung und kulturwirtschaftlicher Entwicklung nomadischen Brachlands vollbracht hat, ist mit Recht den Leistungen Spaniens und seiner Konquistadoren bei der Erschließung der Neuen Welt zur Seite gestellt worden. Aber die russischen Herrscher bewiesen keinerlei Fähigkeit, aus dem rohen, spröden, jedoch wertvollen Metall der botmäßig gemachten Völker durch Regierung und verständiges Schmelzverfahren eine hochwertige Münze zu prägen. Im Gegenteil! In einer kleinen Kapelle zu Tobolsk hängt die berühmte Glocke von Uglitsch, die Zar Boris Godunow dorthin verbannte, weil sie zum Aufruhr geläutet hatte, als auf seinen Befehl der kleine Dimitri, der Enkel Swans des Schrecklichen, ermordet worden war. Damals brach die „Simuta“, die große Verwirrung aus, von deren Schrecken sich Rußland geistig niemals recht erholt hat. Wiederum gewann jener mit der Mongolenherrschaft eingezogene jarmatisch-sibirische Geist despotischer Roheit und Unbuhlsamkeit die Oberhand, der dem Moskowitertum bis heute trotz aller Scheinreparaturen geblieben ist und der zum Fluch Rußlands in der Ehe mit dem bloßen, gehässigen Nationalismus wurde; diesem Wahne der Fremdvölkerhege, die die wenigen Klugen unter den weißen Zaren abgelehnt, dem alle Finstlerlinge unter ihnen gehuldigt haben und der es bewirkte, daß von den unterworfenen Völkern die kulturrückständigen wie die Tscheremissen, Tschuwaschen, Baschkiren, Kalmücken dezimiert, die kulturüberlegenen innerlich dem russischen Einfluß völlig fremd blieben und daß einmals blühende, auf Bergen und in Tälern mit Fruchtsäulen, Gärten, Dörfern und Städten bedeckte Länder wie die Krim verwilderten und verödeten. Iwan IV., trotz aller Grausamkeit ein genial veranlagter Herrscher, hatte dem Zarenismus den Weg gewiesen, wo, wie es Bismarck in einem bekannten Wort hervorhob, Rußland eine große Kulturarbeit zum Heil der Menschheit zu erfüllen hatte; seine Thronerben wurden dieser Sendung untreu und beschworen damit das Unheil, das jetzt in einer neuen, vielleicht noch verderblicheren Simuta über das zarische Reich heringebracht ist und als dessen letztes Opfer Nikolaus II. am Grab der Scheingröße seines Herrscherhauses liegt.

Tobolsk besitzt nicht weniger als drei große Gefängnisse als Wahrzeichen, wie dem tyrannischen Geist der russischen Selbstherrscher, die jeden Lusthauch freier Willkür als Bedrohung des Throns fürchteten, Verbannung und gewalttätiges Machtwort als ultima ratio der Staatsweisheit ersahen, und wie so die Stadt zum Sammellager der Staatsverbrecher wurde, an deren Tisch heute — eine grausame Ironie der Weltgeschichte — ein Zar selbst den Vorstoß führt. Über zugleich sind die Kerkermauern berebte Zeugen einer anderen Wahrheit: der Tatsache nämlich, daß nichts so lange Lebensdauer auf der Welt hat, als gewisse geschichtliche Lügen und Wahnvorstellungen, die sich einmal im Denken der Menschheit festgesetzt haben. Jeder, der Schilderungen Sibiriens gelesen hat, kennt die „mit Tränen genetzte, mit Blut überflossene Marterstraße des Schreckens“, die von Petersburg und Moskau in die von Kälte starrenden Enden Sibiriens führt. In Wirklichkeit bilden die Verbrecher, die dorthin geschickt werden, ein verschwindendes Fährlein neben der endlosen Auswandererarmee von Bauern, die die Mir-Verfassung entsetzt und von der Bodengemeinschaft auskleeht oder die durch Gemeindebeschluß wegen lieblichen Lebens verschickt werden. Sibirien ist längst das Gegenteil jener Schauermauern geworden: das Amerika Rußlands, wo Hunderttausende Gelegenheit zur Begründung eines neuen Heims und glücklicher blühender Wirtschaft gefunden haben. Die Gefängnisse aber? Der englische Reisende Ensdel, ein nüchtern und erfahrener Beobachter, hat geurteilt: „Die Gefängnisse von Tobolsk erinnern mich zumeist an die, die ich in Wien und in Kratau gesehen hatte, wobei jedoch in mancher Richtung ein Vergleich zugunsten der sibirischen ausfallen würde.“ Die Zeiten, da Kosakenhorden die Verbannten wie Schafherden mit der Knote durch die Taiga und die Steppe trieben, sind eben längst vorbei. Zaren mit warmherzigem Empfinden, wie Alexander II., haben längst für ein menschenwürdiges Dasein der Verbannten gesorgt; entehrend und hart behandelt wird nur der Abscham der Menschheit, zu Zuchtthaus verurteilte Schwerverbrecher, die kaum ein besseres Los verdient haben. Dostojewski, der in die Petroff-Petrasschewskische Verhewörung verwickelt, auf zehn Jahre zur Zwangsarbeit nach Sibirien verschickt wurde, ist nur einer unter vielen geistigen Führern Rußlands, die von dort als begeisterte „Imperialisten“ und glühende Verehrer des Zarenismus heimkehrten. So mag Tobolsk, das Nikolaus II. die Sünden und Entgeisungen seiner Ahnen vor Augen hält, ihm zugleich ein Trost sein. Der heutige sozialistische Erbe seiner Macht sieht sich bereits genötigt, mittels

derselben Polizeimittel sein teures Leben schützen zu lassen, deren ehehem die Gefalben auf dem Thron der Romanoffs sich bedienten und beginnt ebenfalls seine politischen Gegner nach Sibirien zu verweisen. Die Zeit, da das Volk einzieht, daß es durch den Sturz des angeklammerten Kaiserhauses wenig oder gar nichts gewonnen hat und lediglich, statt von dem einheimischen Tschin, von den angelsächsischen Verbündeten ausgeplündert wird, kann nicht mehr fern sein. . . Ganz in der Nähe von Tobolsk liegt Pokrowskoje, die Heimat des berühmten Starez. Rasputin hat dem Zaren sein Schicksal vorausgesagt und für Frieden und Verständigung mit den Mittelmächten sich eingesetzt, nicht kraft höheren seherischen Blicks, sondern vermöge seines einfachen Bauernverständs, der ihn erkennen ließ, daß, was Deutschland mit einem vom moskowitzischen Eroberungswahn befreiten Rußland über alle zeitlichen Zerwürfisse hinaus verbindet: der in die Zukunft weisende Wille zur Erhaltung und Entwicklung freier, auf

bäuerlichem Fruchtboden ruhender Nationalwirtschaft. Aus ihm quillt unser Drang nach dem Osten seit der Zeit des Deutschen Ordens, aus ihm folgert sich natürlich der geschichtliche Druck und Marsch des Russentums nach Mittelasien, wo sich unbegrenzte Siedlungsmöglichkeiten bieten. Bricht sich in Sturm und Not den gegenwärtigen Umwälzung diese Wahrheit und Erkenntnis Bahn, dann ist nicht zu befürchten, daß der Russe wie der Franzose fünfzig Jahre lang in eine unfruchtbare Revancheidee sich verbohrt und verrennt. Dann wird vielmehr der gesunde Volksgrundstod des zarischen Reichs, sein Bauerntum, gerade im Deutschen den besten Freund zu wirklich glücklichem Wirtschafts- und Kulturfortschritt sehen und so ein neuer, dauernder Frieden begründet werden, wie er hundert Jahre lang, seit Katharina II. bis zum Tode Alexanders III., zwischen den beiden Nachbarreichen bestand und wie er beider wohlverstandenen Freiheits- und Lebensnotwendigkeiten entspricht.

Soldatendank. Von Zula Hartmann.

Das hat mein Hauptmann gut gemacht,
Das vergess' ich ihm nimmer Tag und Nacht;
Daß ich auf Urlaub heim durfte gehn,
Die schlimmen Stunden bei dir stehn,
Deine Hand durfte halten im Gebet,
Ich's wieder raus nach Frankreich geht.
Es waren böse Stunden, — ja!
Über, Marie, ich war doch da.
Es war doch wunder-, wunder schön,

Daß ich den Kleinen noch gesehn.
Den Kleinen, der dir so nährlich gleicht,
Das macht mir doch den Abschied leicht.
Na ja, auch schwer, — doch still davon
Nicht weinen, Frau, — ich weiß ja schon!
Du bist noch schwach, da stennst man gern.
Bald bist du frisch, dann bin ich fern.
Und schaffst, bist stark, — halt meine Marie! —
Das vergess' ich dem Hauptmann nie!

Der Geist der Berliner Schuljugend. Von Emma Sauerland.

„In unserer Klasse haben wir einen Kaiser und einen Hindenburg,“ dieser Satz steht in fast allen Feldpostbriefen der kleinen Mädchen an den Vater wieder, natürlich in höchst eigenartiger Schreibweise und Grammatik. Besonders Hindenburg muß sich die seltsamsten Entstellungen seines Namens gefallen lassen.

Statt „Wie frühlich bin ich aufgewacht“ oder „Mein Gott, vorüber ist die Nacht“ beten wir jetzt früh: „Ein feste Burg ist unser Gott“ und zum Schluß: „Und wenn die Welt voll Teufel war.“

Und während sonst die Gebete für die kleinen Mädel nie ein lebendiges Wort, nie ein Teil der Alltagssprache wurden, so ist es mit den täglichen Lutherworten etwas ganz anderes. Sie drücken so unmittelbar das ureigene Empfinden der schlichten, einfältigen Kinderseelen aus, daß die Kleinen ganze Sätze und Stellen daraus in ihren Briefen verwenden. Ganz ähnlich ist es mit den Verschen aus der Anschauungskunde. Die Kinder mochten noch so oft lernen: „Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn . . .“, es wäre ihnen nie eingefallen, ihr eigenes Hündchen nun auch einmal so anzureden, oder zu ihren Käzchen zu sagen: „Käzchen, nun müßt ihr auch Namen haben.“ Aber im Kriege ist ein einfaches Weihnachtsgedicht:

Der Vater kann nicht bei uns sein,
Er liegt im Schlitzengraben.
Mutter, nun sind wir ganz allein.
Ich will kein Bäumchen haben,
Und daß an Puppen mir nichts liegt,
Das kannst du dir wohl denken.
Ich wünsche nur, daß Deutschland siegt!
Das möge Gott uns schenken“

für die Kleinen richtig lebendig geblieben. Jetzt noch tauchen einzelne Zeilen in Kinderbriefen auf.

Kinderbriefe im Kriegsjahr! Ein eigener Zauber weht aus den ausgerissenen Heftseiten mit Doppellinien, auf die meine Kleinen ihre ersten selbständigen Briefe geschrieben haben. Die allerersten Briefe bestanden freilich nur aus kleinen Verschen, die alle abschrieben und in die die winzigen Liebesgaben gewickelt wurden, die die Sechsjährigen zu spenden hatten. Sie wurden alle zusammen einem Beter der Lehrerin, einem jungen Jägeroffizier, geschickt, der sie an seine Jäger verteilte. Und nun regnete es Antwortkarten in die siebente Klasse hinein. Noch einmal wurde von den Kleinen ein Verschen von der Tafel abgeschrieben, und wieder gab es Antworten. Dann aber meinte die Klassenröße, ein sehr geheimes Mädel: „Nun können wir aber nicht mehr alle daselbe schreiben, mein Soldat hat doch ganz anders geschrieben wie Lotte ihrer!“ Von jetzt ab wurden einmal im Monat in der Klasse Feldpostbriefe geschrieben. Jedes Kind durfte an den Vater, Onkel oder Bruder schreiben; manche, die keinen Anverwandten im Felde hatten, schrieben an „ihren“ Jäger, andere, die zufällig keine Antwortkarten erhalten hatten, schrieben an „Fräulein ihren Soldaten“ unter der selbstausgedachten Überschrift: „Lieber Beter von Fräulein“.

Im Mittelpunkt des Denkens stehen natürlich Schulereignisse: „Ich sage Erstebant der briete“ — „Unsere

Schule wird um gebaut.“ Dann werden Kriegsergebnisse behandelt: „Wir haben Gaskern frei gehabt, wir haben ein Sieb gehabt, hosenblich ist nun halt der Kriß zu Ende nu kanste halt wider zurück kommen und inner hie bleißen und nimer (nie mehr) weggehen.“ „Ein den noch nicht die Russen alle?“ „Ich winche das deine karputje Hand wieder gut wird, den du solt noch die Enländer verhaun.“

Am Pfingsten herum drängten sich den Kleinen andere Wichtigkeiten auf: „Dürst Mama mir weiße Schu kaufen?“ — „Eine kleine Frida hat ein Kofaneßkleid mit eine weißescherpe hinten rum ganz rum hintenzumachen.“ „Wir Trinken in die Laube Kaffe wir ham soßl Blumen!“ „Ich hap gäz noch ein Köpchen mit Osterier ganz voll, ich heps mir auf.“ Hier ein Beispiel, mit wie wenig Worten ein kleines Mädel ihrem Vater ein Bild des häuslichen Lebens entwerfen kann: „Vater unz gez gut Mama hat zuarbeiten Mama macht uns graue Schul Kleider Mama hat mein Weißeskleid lenger gemacht meine Puppen Sizen aufm Sofa und unse Unni is schon Schlauer geworden.“ Aber auch Klagen, wie sie die Kinder von der Mutter hören, klingen sich in die kleinen Briefe. „Mit die Brotmaten is es man schlacht.“ „Wenn bloß der Krieg zu Ende ist alles wird Feuer kanst gehn wo du willst. Tausent Grüsse und Küsse.“

Dann aber kam ein Ereignis, das alle anderen in den Schatten stellte und die Schule in große Aufregung versetzte. Wir wollten uns an der Zeichnung der Kriegsanleihe beteiligen! Dazu mußte ich den Kleinen erst klarmachen, wozu im Krieg Geld gebraucht wird und wozu eine Anleihe nötig ist; das bildete ich mir wenigstens ein. Aber als ich die Kinder fragte, ob sie wüßten, wozu wir im Kriege soviel Geld brauchten, da stand ein winziges Mädel mit blitzenden Braunaugen auf und sagte: „Damit wir gehen können und Kriegsanleihe zeichnen!“, womit natürlich meine Erklärung überflüssig wurde.

Dann aber brachten sie den Inhalt ihrer Sparfassenbücher und Sparbüchsen. All die blanken, langgehegten Erinnerungstaler und Jubiläumsmünzen werden „dem Kaiser“ geborgt, und der Kaiser ist dankbar: wer ihm 10 Mark borgt, dem schenkt er jedesmal, wenn's Zeugnisse gibt, 25 Pfennige. So lernen die Kinder den Begriff „Zinsen“ verstehen und freuen sich, wie gut der Kaiser ist. Noch einmal so gern borgen sie ihm Geld für Gewehre und Kanonen und Soldatenpferde. Strahlend kommt ein ganz kleines Mädel mit einem Zehnmarktschein und fragt: „Dafür gibst's doch schon ne keene Kanone?“

Ein Dreikäschen: „So, jetzt sehe ich Kriegsanleihe zeichnen, an die Sedanpende hab ich mir noch beteiligt, un nu kommen noch die wöchentlichen Pfennige für die Patete!“

Kein Kleid auf solche, die viel Geld mitgebracht haben. „Wir schabren für die Kriegsanleihe, meine Freundin hat am 24. September 50 Mark mitgebracht du wirst dir freuen . . .“

„Eine hat 50 Mark gezeichnet, und das is meine Freundin Elli.“ schreibt eine andere ganz stolz und fährt fort: „ich denke der Krieg wird halt wieder zu ende sein ich winche nur das Deutschland siß das möge Gott uns schenken.“

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

14. November 1917: Bei Dixmunde und Paschendale starkes Artilleriefeuer. — In den Sieben Gemeinden Panzerwerk auf Monte Liffier errichtet; Primolano und Feltre besetzt.
15. November: Größere Artilleriefähigkeit bei Dixmunde. — Westlich vom Schybra-See räumen die Franzosen Höhenstellungen. — Fortschritte im Gebirge südlich Fonzafo und Feltre sowie beiderseits der Brenta.
16. November: In Flandern Feuerkampf. — Höhenstellungen der Italiener zu beiden Seiten des Brenta-Tales genommen; Cisona besetzt. An der unteren Piave 1000 Italiener geangen.
17. November: Südlich St. Quentin starker Artillerie- und Minenwerferkampf. Gefechte im Ristette-Grund und östlich der Maas. — Zwischen Brenta und Piave die Gipfel des Monte Praefolano und des Monte Peurina erstrahlt. — Englischer Flotten-angriff auf der Linie Horns Riff — Zerfetzung abgewiesen.
18. November: Französische Angriffe bei St. Quentin. — Gefecht nördlich des Voiron-Sees. — Italienische Angriffe nördlich Astago; Fortschritte zwischen Brenta und Piave.
19. November: Nördlich Astago neue italienische Angriffe. Fortschritte zwischen Brenta und Piave; in erhöhten Kämpfen Quero und Monte Cornelia erstrahlt.

20. November: Heftiger Artilleriekampf in Flandern; Gefechte im Arois. Südlich Solsons gesteigertes Feuer; im Chaume-Walde französischer Angriff. — Gefecht am rechten Warbar-Lfer. — Starke Gegenangriffe der Italiener am Monte Tomba.
21. November: Das See-Sperrgebiet erweitert. — Zwischen Arras und St. Quentin englischer Durchbruchversuch auf Cambrai, Graincourt und Marcoing verloren. Französische Angriffe bei Rancourt und Pinon.
22. November: Angriffe bei Rancourt. Die Schlacht südwestlich Cambrai dauert an; kräftige deutsche Gegenangriffe. Französische Angriffe bei St. Quentin und zwischen Craonne und Berry-au-Bac. — Zwischen Brenta und Piave Monte Fontana Secca und Monte Spinaccia erstrahlt. — Im Monat Oktober 674 000 Brutto-Registertonnen feindlichen Handels-schifftraumes versenkt.
23. November: In der Schlacht von Cambrai erbitterte Kämpfe um Mozeures und Fontaine. — Zwischen Brenta und Piave Fortschritte.
24. November: Großkampflag in der Schlacht bei Cambrai: Inchy, Mozeures, Bourlon, Fontaine und La Folie hart umstritten. — Zwischen Brenta und Piave italienische Massenangriffe.
25. November: In der Schlacht von Cambrai heftige örtlich begrenzte Kämpfe, besonders bei Inchy, Bourlon und Banteux. Gefechte bei Craonne, in der Champagne und östlich der Maas.
26. November: Kämpfe bei Inchy, Graincourt, Bourlon, Fontaine, Banteux und Oricourt. Französische Angriffe zwischen Samogneux und Beaumont.

27. November: Neue Angriffe bei Dorf und La Bourlon. Nördlich Bruy, französischer Vorstoß gegen die An der Com. re-1 die Com. re-1
28. November: Erhebliches Ringen zwischen den Italienern um Bourlon und Fontaine, die der See-Sperrgebiet erweitert wurde. — Gefechte bei Lahure und Nomen.
29. November: Erfolg bei Mercken. Bei Cambrai ruhte der Kampf. — Französische Angriffe bei Fontaine. — Bei Fontaine und auf dem Monte Tomba.
30. November: In Flandern die Schlacht dauert an. Bei Bourlon eng die Angriffe angeordnet. — Erfolg nordlich Bra. — In Sandgau ge-1
1. Dezember: Erfolgreicher Gegenstoß bei Cambrai zwischen Mozeures und Bourlon und von Fontaine und La Folie heraus wurde der Feind auf Graincourt, Angux und Calang zurückgeworfen. 4000 Engländer gefangen.
2. Dezember: Bei Pasche drückte heftiges F. er. Bei Cambrai: Angriffe bei Mozeures, Mozeures com Feinde gefangen, starke Gegenangriffe bei der Schlacht: Vorstöße bei Feltre und Vondru. — Bei Fontaine: Angriffe bei Paschendale. Bei Cambrai: Angriffe zwischen Inchy und Bourlon.
3. Dezember: Im J. ten in zahlreich. Abzählung von Division zu Division Waffenruhe vereinbart.
4. Dezember: Angriff bei Gheluvelt. Bei Cambrai zwischen Inchy und Bourlon Geschütze, bei Marcoing sehr heftige örtliche Kämpfe; La Vacquerie erstrahlt. — Für die russische Front haben Waffenstillstandsverhandlungen begonnen.

Neues von unserer Offensive gegen Italien.

Die großen Erfolge der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gegen Italien haben auch in der dritten Novemberwoche angehalten, und trotz Schnee und Regen ist unser Vormarsch weitergegangen. Beim Druck dieser Zeilen zerfällt die italienische Front der Mittelmächte in drei Teile. Der erste vom Stiller Joch bis zum Gardasee, der zweite vom Gardasee bis zur Piave, der dritte an der Piave abwärts bis zum Meere. Auf dem ersten, dem im schroffsten Hochgebirge liegenden Teile Jubitarsens, sind bis

jetzt größere Kämpfe überhaupt noch nicht ausgefochten worden, und auf dem dritten ist ein gewisser Stillstand eingetreten. Die Italiener haben ihre Reserven soweit gesammelt, daß sie jetzt wieder ernsthaften Widerstand leisten können, und die Verbündeten benutzen die Zeit, um in dem eroberten Gebiete Nachschubstrassen einzurichten und zu sichern und die unermessliche Kriegsbeute einzusammeln. Der wichtigste Teil der Front ist jetzt der mittlere, an dem seit Wochen schon mit ungeheurer großer Erbitterung gekämpft wird,



Die Kette der von den Italienern gesprengten „Teufelsbrücke“ über den Nationalen. (Vergleiche die Abbildung auf Seite 188 oben.) Aufnahme des Bild- und Filmamts

es ist das Hochland der Sieben Gemeinden mit der Panzerfestung Asiago und die Gebirgszüge zwischen mittlerer Brenta und Piave.

Die Italiener selbst rechnen folgendermaßen: Die Piave-Linie vom Meere bis zu den Bergen von Conegliano am linken und Asolo am rechten Ufer des Flusses sei etwa 50 Kilometer lang; sie würde von der dritten, vierten und sechsten italienischen Armee, d. h. von etwa 500 000 Mann Italienern, außerdem aber von den Hilfstruppen der Engländer und Franzosen verteidigt. An der fast ebenso langen Linie am Ausgang des Trentino, d. h. vom Gardasee bis zur Piave, ständen die erste und fünfte Armee mit auch noch 300 000 Mann. Diese gewaltigen Heere würden genügen, den Einbruch der Verbündeten endgültig zum Stehen zu bringen. Nun, man wird ja sehen. Es ist aber gewiß von Interesse, wenn wir feststellen, daß die Heere von Deutschland und Österreich - Ungarn in wenigen Wochen bis zum Piavefluß 12 200 Geviertkilometer erobert haben und der Asiago auch noch 300 Geviertkilometer, d. h. ein Gebiet fast von der Größe des Königreichs Sachsen. Damit können wir wirklich zufrieden sein.

In der Schweiz und anderswo regen sich die Bildungsphilister auf: die Mittelmächte müßten verhindert werden, die italienischen Kunst- und Antiken zu zerstören. Das ist ganz überflüssig, denn im deutschen und im österreichisch-ungarischen Heere ist jeder Offizier bestrebt, alle aus dem Altertum stammenden Bauwerke zu schonen, soviel es nur irgend das

traurige Muß des Krieges zuläßt, und wenn ja eine Ruine ein interessantes Überbleibsel aus der Zeit der Römer trifft, so bedauert das niemand mehr als wir. Aber wer die Altstädter gefährdet, das sind die in wilder Flucht zurückfliehenden italienischen Soldaten, bei denen die Manneszucht zum Teil bedenklich ins Wanken geraten war, und sind die italienischen Heerführer, die sich keinen Augenblick bestimmen, ein berühmtes Bauwerk aus Römertagen zu vernichten, wenn dies ihnen Erfolg verspricht. In der vorigen Nummer zeigten wir im Bilde die

„Teufelsbrücke“ über den Ratisone, eine vorzüglich erhaltene antike Steinbrücke, die in zwei hochgeschwungenen Bögen den Fluß überquerte. Dies Bauwerk, das 2000 Jahre der Zeit getrotzt hatte, steht nicht mehr. Die Italiener haben es gesprengt, um den Vormarsch der verbündeten Heere aufzuhalten. Das Opfer war natürlich vergeblich, denn unsere siegreichen Truppen wußten den Fluß auch auf anderem

Wege zu bezwingen. Und wie die fliehenden Italiener gehaßt haben, dafür ist ein trauriges Beispiel die Stadt Udine. Als das geschlagene italienische Heer durch den Ort zurückflutete, aus dem kurz vorher die Einwohner z. T. gewaltsam fortgeführt worden waren, da haben Tausende der „Kagelmacher“, wie unsere österreichischen Freunde die Welschen nennen, aus den leer stehenden Wohnungen mitgehen heißen, was sie an wertvollem erwischen konnten. Schlimmer wurde es freilich noch, als die letzten italienischen Soldaten aus der Stadt heraus waren, denn da benutzte die Gefe der Bevölkerung



Die neue Front gegen Italien.



Vor der deutschen Kommandantur auf dem Viktor Emanuel Platz in Udine. Aufnahme des Bild- und Filmmanns.



Deutsche Artillerie im Bormarsch. Aufnahme des Bild- und Filmmanns.

die Zeit, bis unsere Truppen einzogen, um zu streifen, was ihnen gefiel. Geradezu sinnlos haben sie gehaßt. Läden und Wohnungen waren erbrochen und ganze Berge von Waren,

Möbeln und Kleidungsstücken auf die Straße geworfen. Erst seitdem unsere Truppen einmarschiert waren, sind die Denkmäler alter Zeit und ist das Eigentum wieder sicher. n. M.

Deutscher Handelsschiffbau im Kriege.

Der deutsche Schiffbau hat im letzten Jahrhundert auf und ab eine fast stürmische Entwicklung gehabt. In der Zeit der Holzschiffe hatten sich an vielen Orten unseres Vaterlandes Werften entwickelt, die durchaus leistungsfähig waren, wenn sie sich auch meist wohl auf den Bau kleinerer Schiffe beschränkten. Diese blühenden Industrien brachen aber mit einem Schlage zusammen, als die Technik zum Bau eiserner Schiffe überging. Denn wir konnten damals in Deutschland nicht den für den Schiffbau unumgänglich nötigen hochwertigen Stahl herstellen, wie ihn die englische Industrie erzielte, und auch die englischen Maschinenfabriken waren den untrigen in jeder Weise überlegen. Aber alles dies gehört heute der Vergangenheit an. Der Wille zur Macht, der auch unsere Ingenieure befeuert, hat es in zwei Menschenaltern zu Wege gebracht, daß der deutsche Stahl jetzt dem englischen nicht nur ebenbürtig, sondern vielfach überlegen ist und daß die deutschen Maschinen in Genauigkeit der Arbeit und Brauchbarkeit vor den englischen den Vorzug verdienen.

Wir haben jetzt in Deutschland etwa 40 Werften, die mit einem Kapital von 200 Millionen arbeiten und gegen 100 000 Arbeiter beschäftigen; rund 250 Bauhallen stehen ihnen zur Verfügung, jene riesengroßen Hallen aus Stahlbalken, innerhalb derer die Schiffe aus den einzelnen Wertteilen zusammengelegt werden. Und von diesen Hallen steht jetzt im vierten Kriegsjahre keine einzige leer.

Der erste Schritt auf dem Wege zum Aufstieg war es, als im Jahre 1874 der Marineminister von Stosch die Neubauten von Kriegsschiffen an deutsche Werften vergab. Vom Jahre 1882 an machten sich dann auch die deutschen Reedereien im Bau von Handelsschiffen mehr und mehr vom Auslande unabhängig. Damals bestellte die jetzige Hamburg-Amerika-Linie die

Postdampfer „Rugia“ beim Vulkan in Stettin und die „Rhätia“ bei der Reiherstieg-Schiffswerft in Hamburg, und der Norddeutsche Lloyd in Bremen gab dem Vulkan die sechs vom deutschen Reich „subventionierten“ Reichspostdampfer für die ostasiatische Fahrt in Bau.

Es ist im höchsten Grade interessant, wie einer der großen Riesendampfer, der bestimmt ist, den Ozean zu durchqueren, entsteht. In den ungeheueren Hallen der Bauhallen wird zunächst „der Kiel gestreckt“, wie die Schiffbauer sich ausdrücken, und an ihn werden dann die in den Wertstätten soweit wie irgend möglich vorgearbeiteten Bauteile, die im Wesentlichen aus Stahlplatten bestehen, zusammengebaut.

In der Helling bleibt das Schiff, bis etwa die Hälfte oder zweidrittel aller Eisen- und Stahlarbeiten eingebaut sind. Dann werden die Verankerungen gelockert, und auf der schiefen

Ebene, die mit grüner Seife eingeleimt ist, gleitet der jetzt schon viele tausend Zentner schwere Koloss ins Wasser, um dort fertig gemacht zu werden. Dies ist der Stapellauf des Schiffes, dem alle Beteiligten immer mit großer Spannung beizuhören, da er nicht immer ungefährlich ist.

Unser Bild zeigt einen im Bau befindlichen mächtigen Frachtdampfer, der für die Hamburg-Amerika-Linie beim Bremer Vulkan in Begejadt gebaut wird und kürzlich von Stapel lief. „Rheinland“ ist der Name des stolzen Schiffes. Mit 16 000 Tonnen Tragfähigkeit ist er der größte Dampfer der deutschen Flotte, der ausschließlich dem Frachtgeschäft dient. Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen der lange zurückgehaltene Lebenskraft der deutschen Reedereien, daß ein so gewaltiges Schiff während des Krieges gebaut werden konnte. Wochen bald zahlreiche andere Schiffe folgen!



Stapellauf des für die Hamburg-Amerika-Linie erbauten Frachtdampfers „Rheinland“ beim Bremer Vulkan in Begejadt.

Als sie in der frühen Dämmerung des Herbstabends an dem Dienerzimmer vorüberkam, das einen Austritt in den Garten hatte, fiel es ihr auf, daß der Bursch, der den Mägden eben mit großer Wichtigkeit etwas erzählt hatte, plötzlich die Stimme sinken ließ und verstummte. Er mußte durch die offene Tür ihre Schritte gehört haben oder das leise Geräusch, mit dem ihr Kleid an den weissen Blättern der Weinlaube vorbeistrich. Und nun sah er besagen vor sich nieder. Den Mägden aber stand noch immer der Mund offen über das, was sie gehört. Und die Köchin strich wie fröstelnd über ihre nackten, mageren Arme.

„Nun, Basy!“ munterte sie den Diener auf. „Warum erzählen Sie nicht weiter? Oder soll bloß ich es nicht hören?“ Er sprang empor, beide Arme an den Seiten, stramm und frisch, wie es seine Art war. Dann grinste er: „Die Frau Hauptmann würden doch nur lachen —“

„Dann um so lieber!“ meinte sie.

Er starrte noch immer besagen zu den Mägden hinüber.

Da nahm die jüngere das Wort: „Vom Träumen haben wir gesprochen —“

Sie hob den Kopf und horchte auf. „Und was hat Ihnen denn geträumt, Basy?“

„Mir nicht, bitte,“ gab der Bursche gehorsam zurück. „Aber ich hab' ja heute Ausgang gehabt, wie die Gnädige wissen, und da hab' ich die Witwe vom Greuter besucht, der doch mit uns im Feld gestanden ist. Da drunten, in Serbien. Und die hat mir erzählt —“

Er stockte und sah aufs neue halb verlegen, halb unschlüssig um sich.

„Ich werde gewiß nicht lachen, Basy!“ sagte sie mit einem verformten Blick in den zuckenden Schein des Herdfeuers, das durch die offene Kuchentür in die Stube hineinleuchtete.

„Also, die hat mir erzählt,“ sprach er, und seine Stimme, die sonst so feste und sichere Stimme des Soldaten, nahm mit einem Male fast einen anderen Klang an — „daß ihr in derselben Nacht, in der der Johann gefallen ist, so merkwürdig und gruselig von ihm geträumt hat. Als wenn er plötzlich von draußen hereingekommen wär' — mit einem ganz wilden Bart. Und sich zu ihr und den vier Kleinen, die sie haben, an den Tisch gesetzt hätt' — so mir nichts, dir nichts! Und ohne ein Wort zu sagen ... Sie wären gerade beim Essen gewesen, und da hätt' sie ihm die Schüssel hingeshoben, wie sonst: „ß doch, Vater.“

Über er hätt' bloß den Kopf geschüttelt. „Das ist jetzt nichts mehr für mich!“

„Ja, was möcht'st du denn?“ hat die Greuterin drauf gefragt.

Und da wär' er rechts und links in seine Taschen gefahren und hätt' zwei Hände voll Erde daraus hervorgeholt und zwischen sich und sie gelegt — mitten auf den Tisch! — Darüber ist sie mit einem Schrei aus dem Schlaf aufgefahren und ihre Kinder haben zu weinen angefangen — alle vier zugleich. Und da hat sie gewußt, daß er in dieser Nacht gestorben sein muß. Und hat sich's von niemand mehr ausreden lassen.“

„Es hätte auch anders kommen können!“ sprach die junge Frau laut und fest in das gruselige Schweigen der anderen hinein. „Glauben Sie nicht?“

Wer die alte Magd schüttelte leise das Haupt. „Wenn einem einmal so träumt, gnädige Frau?“

„Aberglaube!“ sprach sie noch lauter. „Oder — oder Zufall!“

Und doch fühlte sie, daß ihre Stimme um nichts fester war als der Ruf, mit dem ein geängstigtes Kind in ein schreckendes Dunkel hineinschreit ...

„Was das Räumchen jetzt wohl machen wird?“ fragte sie, als sie einige Tage später mit dem Gatten an dem Fenster stand, in dessen Spalt sich das Tierchen verkrochen.

Er sah hin und ihr schien, als würde er ganz merkwürdig ernst. Doch sein Mund lächelte. „Was soll es machen? Schlafen, ruhen — in dumpfer Bewußtlosigkeit einem neuen Leben entgegenwerden.“

„Glaubst du, daß es etwas ahnt davon?“

„Wer könnte das sagen?“ meinte er achselzuckend. „Nicht einmal das Tier selbst! Denn wenn es wieder zu sich kommt, ist es ein anderes Geschöpf, das anderen Lebensbedingungen folgt. Die Raupe, die du kriechen siehst, kommt als fertiger Schmetterling aus einer Larve, die kaum mehr ist, als ein bewegliches Umding.“

„Und das geht so weiter“ — sann sie laut.

Er mußte lächeln. „Ganz wie mit uns! Die wir von unserem Leben vor der Geburt gerade so wenig wissen, als von unserem Dasein nach dem Tode. Und von dem, was wir hier unser Leben nennen.“ Und der Blick, mit dem er in den klaren Mittag hineinsah, wurde weit und tief. „Ja — was wissen wir denn eigentlich davon?“

„Alles, was wir fühlen,“ sprach sie. „Ist das nicht genug?“

Er zog die Stirne hoch. „Und wenn das wieder nur ein Leben wäre, das sich auch in uns verpuppt, um über uns wieder weiter hinauszuschreiten — irgend-einer anderen Form zu? Von der wir kaum mehr ahnen, als das Tierchen da drinnen?“

„Findest du nicht, daß das todtraurig ist?“ forschte sie leise. „Denn mehr als das Räumchen wissen wir doch von uns!“

Da nahm er ihre beiden Hände und sah ihr ins Auge, lange, lange. Und dann sprach er fest: „Aber darum können wir doch nicht mehr tun, als das Tierchen.“

„Was?“ hauchte sie leise zurück.

„Uns ergeben!“

Und sie fühlte, daß es wie ein Schauer von ihm zu ihr herüberwehte und der ganze klare Mittag nicht hell genug war, das Dunkel zu erleuchten, in dem ihre Seelen sich dem Schicksal entgegenstarrten ...

Und dann kam der Tag, da sie ihn wieder an die große Sache des Vaterlandes hingeben mußte; ihn in das Dunkel, Ungewisse hinausziehen lassen, das jeden Augenblick der Tod sein konnte oder eine unendliche Qual.

Der Wagen, der ihn davontragen sollte, fuhr vor und wurde von Basy mit den zwei kleinen Kofferchen beladen, die Herr und Diener mitnehmen durften. Säbel und Riemenzeug glänzten. Die juchene Tasche, in die sie selbst die letzten Lederbissen verpackt, die er von daheim mitnahm, stand schon auf dem Sitz. Nur einsteigen mußte er noch, und wenn dann der Wagen dort um die Ecke bog, wo der alte Nußbaum so blank und friedlich in der Sonne stand, als gäb' es nun weitaus nichts, als bunte Farben und reife Früchte und die geruchlosen Träume des Herbstes — dann hatte sie ihn vielleicht zum letzten Male gesehen. Zum letztenmal —!

Und sie durfte doch nicht aufschreien, wie sie da in seinen Armen lag — sie, die Soldatenfrau! Er hätte sich vor seinem Burschen geschämt, sie wußte es. Vor diesem rothäckigen, prächtigen Kerl, für den auch der Krieg nicht mehr war, als eine selbstverständliche Angelegenheit des Lebens. Und der Tod ein Dunkel, in das man frischweg hinein mußte, wann es einem bestimmt. Und wieder kam ihr das Räumchen in den Sinn, einen kurzen, flüchtigen Augenblick lang. Und das Wort, das der Geliebte ihr als aller Weisheit Schluß genannt.

Ergebung!

Doch es war stärker als sie und was sie nicht hinaus-schreien konnte, trampfte ihr das Herz zusammen, daß sie wie schwindelnd in seinen Armen lag, totenblau, tränenüberströmt, keines Wortes mächtig, wie ein Kind, das einen tiefen Fall getan.

Da ließ er sie selbst aus den Armen. „Es ist höchste Zeit — ich muß!“

Und er sprang in den Wagen.

„Vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben, Basy!“ schluchzte sie dem Diener zu.

„Die Frau Hauptmann können sich verlassen!“

Er hatte geschworen, in jeder Weise auf seinen Herrn zu achten. Ihn verwundet oder tot dem Feinde zu entreißen. „Kind du!“ Ihr Mann lächelte mit nassem Aug'

sie wenigstens über die ersten Tage hinwegkam und in stiller Versunkenheit im Hause waltete; verträumt und leis aufsteigend durch die blanken Straßen ging, in denen alles stand, wie es immer gestanden, alles war, wie es seit nahezu hundert Jahren gewesen, die Schränke, die Bilder, die Stühle und die Uhren. Lauter behäbige, durch und durch respectable Dinge, denen man von der Wirrsal dieser Tage so wenig anmerkte, daß es selbst ihrer Herrin zuweilen schien, als wäre das ganze Chaos da draußen nur ein einziger schwerer Traum.

So sicher durfte man sich fühlen hier — weit, weit hinter der Front! Die Dinge, die Menschen und die Natur, die draußen in Fesseln und Gärten ihr letztes gab.

Über Tausende und Tausende kämpften und litten und bluteten und fielen für diese Geborgenheit, und lang-



Schwere 15 cm.-Feldhaubitze auf dem Wege zur Front. Aufnahme von A. Grohs.

noch einmal auf sie nieder. Dann sahn sich die beiden Soldaten an: „Nicht geben — da draußen!“

Aber freilich, was wußte ein Weib vom Kriege?

Und mit diesem Blick glitt es wie ein Visier über die braunen Züge der beiden Soldaten — daß ihre Augen starr wurden und ihr Lächeln so fremd und hart, wie sie es da draußen brauchten.

Mit diesen Blicken fuhren sie fort ...

Den Gärten entlang — um die Ecke herum, wo der alte Nußbaum stand —

Dann war sie allein!

„Was fürcht' ich denn?“ dachte sie immer wieder. Nichts, gar nichts, was sich voraussagen ließe! Oder alles, was ich schon einmal gefürchtet habe und was doch nicht geschehen ist!

Und die langen, sonnigen Wochen, die sie mit dem Verwundeten verlebte, traten wieder vor ihre Seele und machten sie in der Erinnerung noch einmal glücklich, daß

samt begann auch aus ihr ein Strom von Tränen emporzuquellen, wie der Tod sich mit jedem Herzen da draußen auch eines griff, das in Angst und Sehnsucht da hinten geschlagen und gehofft hatte!

Daß selbst die Stille ihr zuweilen wie ein einziges, graufiges Warten des formlosen Gespenstes schien und sie mit einem wehen Schrei in den Garten hinausliefte ...

Zwischen den Beeten, auf denen die letzten Blumen welkten und froren, schlich sie dann ruhelos umher, immer mit dem Blick über das Gitter nach der Straße, auf der um diese Zeit der Briefbote daherkam, der die ersten Feldpostkarten aus „Norden“ brachte.

Und dann kam wieder für einige Tage der stille Friede des Hoffens über sie, die Sicherheit, daß der Gott, zu dem ihre Liebe betete, ihn nicht verlassen werde.

Und noch einen Trost — einen ganz wunderlichen, zog sie sich langsam groß: Sie hatte keine ängstlichen Träume, trotz aller Angst des Tages! Fast wie ein Zeichen des Himmels erschien ihr das zuletzt, daß sie,

die so viele Stunden nur an den Tod dachte, nachts immer so süß und schön träumte. Blühende Wiesen sah und Quellen, die eben erst ans Licht sprangen, oder eine Landschaft, die wie in einem blauen Märchenfrieden vor ihr lag und weit, weit in eine Welt hineinführte, in der alles besser und schöner und gütiger war.

„Das ist sehr gut, daß die Gnädige so schöne Träume hat!“ meinte die alte Agne, unter deren Hut sie aufgewachsen, wenn die junge Frau ihr des Morgens davon erzählte.

Von jenem Traume freilich, der sie einmal so tief beglückt und zugleich geängstigt hätte, schwieg sie noch immer. Wie sie dem Gatten bis zuletzt davon geschwiegen. So oft eine heimliche Angst sie auch verleiten wollte, ihm davon zu erzählen. Und zuletzt schien es ihr, als wär' es vielleicht überhaupt das Beste, diesen seltsamen Traum ganz und gar zu vergessen, und ihn so tief in die stillen Brunnen der Seele hinabsinken zu lassen, daß er auch für ihr eigenes Gedenken verschwand...

So kam langsam der Winter heran.

Die alte Agne aber hatte, wenn sie in der Küche von ihrer Gnädigen sprach, nun immer ein ganz eigenes Lächeln um den zahnlosen Mund...

An einem frostklaren Dezembertag geschah es zum ersten Male, daß sie mitten in der Stube zusammenbrach und mit einem leise gurgelnden Schrei rechts und links um sich griff, als fürchtete sie, ins Bodenlose zu sinken. Die Jungfer, die gerade zugegen war, stützte sie mit Rissen und Decken im Nacken und ließ dann spornstreichs in die Küche, um Agne zu holen. Als hätte sie dergleichen noch niemals erlebt. Obwohl sie schon seit Jahren ihr Kleines „in Pflege“ hatte. Aber niemand wußte hier noch davon. Drum war es gut, die alte Agne das erste Wort sprechen zu lassen.

Die kam und sah und wußte sofort Bescheid. Und wie sie vor genau einundzwanzig Jahren die Mutter ihrer jungen Herrin in demselben Fall zum letzten Male mit Eßig und Lavendelsalz eingerieben und dann, Schritt für Schritt, die Erwachende nach der großgeblumten Bergere in die Fensternische geführt hatte, so tat sie es auch diesmal. Und dann pflanzte sie sich vor dem jungen Weibe auf und sagte mit ihrem breiten Lachen dasselbe, was sie vor genau einundzwanzig Jahren zum letzten Male gesagt hatte: „Da wird aber der gnädige Herr eine Freude haben!“

Worauf sie die Vorhänge zusammenzog, damit die Sonne nicht weh täte und stolzen Schrittes in die Küche trabte, um eine besonders kräftige Suppe zu kochen.

Das junge Weib aber lag da und wußte nicht, ob es weinen oder lachen sollte. Und eine unfähige Müdigkeit kroch über sie und eine Wehmut, die sie immer rätselhafter zu umschatten begann.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, fuhr sie plötzlich aus einem unruhigen Schlummer empor und griff sich wie in einem jähen Besinnen an die Stirne. Sie hatte nicht geträumt. Aber klar und deutlich stand mit einem Male wieder der Traum vor ihr, der sie in jener Liebesnacht zuerst mit einer so wunderbaren Seligkeit erfüllt und dann mit einer Angst, die während der ersten Tage wie ein dunkler Falter vor ihr hergeflattert war. Bis ihr Wille auch die letzte Erinnerung daran fest und herrisch von sich gewiesen. Wie man es wohl auch mit einer Sache hält, die an sich nicht bedeutend genug ist, ihr lange nachzuhängen und doch auch wieder zu geheimnisvoll, um ohne Grauen daran herumzufingern. Woran sie sich damals aber fast trank und müde gedacht hatte, ohne in das fast Unirdische des Bildes einen natürlichen Sinn bringen zu können, das stand nun plötzlich in klarer und erschreckender Deutlichkeit vor ihr. Daß sie mit einem Male wußte: der Engel, den ich in diesem

Traum gesehen, war das neue Leben, das ich in jener Nacht empfangen! Und wie Gott mir dieses Leben gezeigt hat, ehe denn es ward, so hat er mich auch zugleich den Tod des Liebsten ahnen lassen! Denn nur der Tod konnte sich in der dunklen Wolke verhüllt haben, die ihn vor ihr entrückt. Oder sonst ein entsetzliches Verhängnis, das nun kommen mußte. Nun auch das neue Leben in ihr langsam wuchs und wurde...

Und eine lähmende Angst kroch plötzlich an ihr empor; eiskalt wie ein Reptil, den stieren Basiliskenblick fest und höhnisch mitten in ihre Seele hineingerichtet: „Wehr' dich erst nicht, es ist umsonst! Und was du auch tun magst, es wird geschehen. So und nicht anders, als es da droben geschrieben steht.“

Sie sprang auf, machte Licht und begann in der nachstillen Stube hin- und herzueilen, ratlos, hilflos, immer wieder seinen Namen rufend. Bis sie sich in einem neuen Grauen entsann, daß sie schon einmal daselbe getan — in eben jenem Traume! Und die dunkle Wolke, die ihn damals entrückt hatte, sie stand schon vor ihr und mitten zwischen ihnen: die Fernen, in die sie vergeblich nach ihm schrie das lauernde, finstere Ungeheuer, das wie ein Polyp vielleicht gerade jetzt nach ihm die eiskalten Arme streckte... der Tod!

„Ich komm' dir nach, wenn du fällst!“ schrie sie in das eherne Schweigen der Mitternacht hinein.

Das Kind, das über den Tod des Vaters kam, sollte auch keine Mutter haben!

Sie verabscheute es. Von dieser selben Nacht an.

Der nächste Tag aber brachte ihr wieder einen Brief von ihm — einen langen, süßen, funkelnd von Lebensmuth und fröhlicher Siegeszuversicht. Und er stand doch im Norden! Hoch droben auf einem vereisten Karpatengipfel, und die Zahl der Feinde war noch immer „dicht wie die Schneeflocken“, wie er schrieb. „Und der Winter da droben selbst ein Rüsse: brutal, tückisch, unberechenbar.“ Aber sie wichen nicht! Deutsche, Österreicher und Ungarn standen Schulter an Schulter dort droben und mehrten wie eine eiserne Mauer den Wogenprall der sarmatischen Barbarei ab. Und wenn sie heute einige Fußbreit freigegeben mußten, warfen sie den Feind am nächsten Tag wieder ins eigene Blut zurück. „Du ahnst nicht, wie das stählt,“ jubelte er. „Zu sehen, wie Gott selbst mit uns ist! Seine geheimnisvolle Kraft in jedem von uns wirkt — und aufrecht hält in einem Frost, der die Knochen zu zerbeißen scheint und seine Kristalle an Wimpern und Lippen und Nase hängt, wie in der Hölle Dantes. Aber immer wieder färben wir seinen Hermelin mit dem Blute des Feindes — stellen ihm Fallen, in die er wie ein richtiger Bär hineintappt — halten seine Überzahl oft mit einem Häuflein auf, so klein, daß man es Wahnsinn nennen müßte, wenn man nicht zufällig wüßte, daß jeder, aber auch jeder dieser wenigen ein Held ist! Vielleicht entsinnst du dich noch, wie herzlich ich einmal, bei aller Ehrfurcht vor der Bibel, über die Einnahme Jerichos gelacht habe? Ich könnte es nicht mehr. Dieser Kampf hier oben hat mich auch daran glauben gelehrt!“ Und dann sprach er von seiner Liebe und seiner Sehnsucht, die jeden Abend über die vereisten Höhen zu ihr flogen. Und daß sie selbst aus diesem langen Briefe schließen müsse, wie gut es ihnen trotz alledem da droben gehe. Obwohl er auf einem Betischel schreibe, den sie einem Wallfahrtskirchlein enttragen, in dem der Feind, vielleicht schon in Friedenszeiten, mit Hilfe verräterischer Bopen ein schweres Geschütz aufgestellt. „Aber die Honveds haben dem russischen Herrgott bald das Donnern verleidet,“ schloß er voll Übermut.

Sie hatte sich also wieder umsonst geängstigt, umsonst gequält und das werdende Leben mit! Der Geliebte lebte noch, war gesund, fröhlich, siegesgewiß. Zeile

um Zeile leuchtete von einem Humor und einer Zuversicht, die sie daheim von Tag zu Tag mehr an ihm vermißt hatte. Immer ernster und zaghafter war er im sicheren Frieden des Heims geworden. Nun wuchs ihm die Seele da draußen über alles empor, daß es wie ein stählernes Lachen zu ihr herüberklang aus Nacht und Frost und Graus und Tod.

„Wie schmächtig wär' es, wenn ich ihm darin nicht nachläme!“ dachte sie. Hier, mitten in einem Winter, der ein einziger, molliger Friede ist. Und nichts, als ein weicher Schimmer von Haus zu Haus. Und wie da draußen eben jetzt die Flocken niederfielen... weich, silbern, als schüttelten Seraphe die Federchen von den weißen Schwingen — diese heilige Stille, die der Heldemut der Tapferen da draußen uns sicherte!

Fast schämte sie sich ihres Bangens. Und sie setzte sich hin und schrieb ihm einen langen, langen Brief, voll Liebe und Sehnsucht und Stolz. Nur — von dem Segen, der ihm daheim geworden, schrieb sie nichts! So oft sie auch dazu ansetzte und immer wieder der Worte der alten Agne dabei gedachte: „Da wird der gnädige Herr aber eine Freude haben!“

Nicht ein Wort wollte ihr in die Feder kommen, davon. Und zuletzt begann selbst ihre Hand zu beben — leise, scheu, in einer Art abergläubischen Widerwillens. Bis sie fühlte und wußte: es ist doch noch immer jener Traum noch immer! Und ich bin die letzte, die auch nur mit einem Worte helfen darf, daß er noch weiter Gestalt annehme. Aus der Wolke, die den Geliebten von ihr hinweggenommen, war das Kind getreten. Wie konnte sie ihm da von diesem Kinde reden? Ebenjogut hätte sie ihn an den eigenen Tod erinnern können!

Nein, sie liebte es nicht, dieses Kind und würde es nie lieben können — dieses Kind, das aus dem Dunkel gekommen war, in das sie noch immer nicht hineinsah und davor ihr graute und grauen würde, bis er wieder heil und lachend vor ihr stand!

Bis dahin wollte sie leben, als ob sein Tod auch der ihre sein könnte — jeden Tag und jede Stunde...

Aber Wochen vergingen — Monate. Und er lebte — lebte immer neuen Siegen entgegen, berichtete von Kämpfen und einem Ausharren, das schon etwas Legendenhaftes hatte, in seiner heroischen Größe und schlichten Selbstverständlichkeit. Wohl brannte der Fall Przemyßls auch ihm wie eine offene Wunde am Herzen. Seine Briefe ließen es merken. Aber wie der Frühling nun Tag um Tag näher kam — mit seinen kürzeren Nächten

und dem sonnigen Geseucht seiner Tage — da blühte auch langsam etwas aus seinen Worten hervor, das wie die Hoffnung auf ein glorreiches Aufleuchten der goldenen Kaiserare war hoch droben in den Karpathen, und tief unten, wo die breiten Ströme Galiziens dahinfließen. Er sprach es nicht ganz aus. Durfte vielleicht nicht, oder ahnte bloß mehr, als er selbst schon wußte. Wie alle Welt ja wieder zu ahnen begann und zu hoffen, nach all dem Kampf, nach all dem Dunkel. Aber es leuchtete aus jedem Wort, quoll aus jeder Zeile, glitt wie ein sonniger Widerschein auch in ihre bangende Seele hinüber. Bis sie eines Tages auch das letzte Grauen von sich schüttelte und ihrem siegesgewissen mit den ersten Weichen ihres Gartens auch die erste Kunde von der jungen Knospe ihrer Liebe schickte, die daheim dem Frühling entgegenblühte. Demselben Frühling, der ihnen im Norden den großen Sieg und der Menschheit vielleicht den Frieden bringen sollte.

„Darum soll das Kleine auch Siegfried heißen, wenn es ein Junge wird,“ schrieb sie mit zitternder Hand noch in einem Postskript darunter. Und dabei war ihr, als hätte sie dem Kind erst jetzt mit Liebe und Willen das warme Plätzchen in ihrem Schoß gegeben.

Auf einer rasch befristeten Feldkarte kam ihr nach zwei Wochen sein Jubel und Dank zu. Und dann kam lange, lange nichts... Obwohl der April schon langsam seinem Ende entgegenging und die ganze Welt nur mehr ein einziges, atemloses Aufhorchen war — dem Großen entgegen, das sich, noch in tiefstes Schweigen gehüllt, auf den blutigen Gefilden fern im Norden vorbereitete: des Sieges Geburt!

„Er wird jetzt nicht schreiben dürfen,“ dachte sie in den schlaflosen Nächten, die nun wieder wie dunkle Wolken über ihr hingen. Oder nicht können; in dem raschen Vordringen, in dem des Kaisers Truppen nun wie Lawinen von den Bergen auf den Feind niederbrachen.

Warum sollte es ihn gerade jetzt ereilen? Wo der Feind ihnen immer öfter den Rücken zeigte, bald nur mehr wie ein einziges Chaos zurückfluten mußte?

Nein, gewiß! Sie quälte sich wieder umsonst. Sich und das Kleine, das sich schon so munter und lebensbewußt zuweilen in ihrem Schoße regte. Daß es wie ein schüchternes und doch fröhliches Entfalten junger Flügel war in dem Dunkel, das es noch umhüllte. Dem Licht entgegen, dem Leben, um es mit dem ersten Schrei zu begrüßen!

Wie bald schon?



Eine Pionierkolonne führt Pontons heran. Aufnahme von H. Grohs.

Ja, wenn die Rosen blühten, mußte es da sein
Vielleicht zugleich mit dem Siege.

Und daß der Basyl auch nicht schrieb, obwohl er,
seinem Versprechen getreu, hinter dem Rücken seines Haupt-
mannes auch seine „Wohlbefundsberichte“ gesandt hatte,
war ihr jetzt nur eine Beruhigung mehr. Es war nicht so
leicht anzunehmen, daß beiden zugleich etwas-geschehen sei.

Die Pfirsichbäumchen an den Spalieren hatten längst
abgeblüht. Schon stäubte der Schnee der Kirschblüten
über die grünen Gärtenbeete. Die Apfelbäume aber
standen voll dicker, rosiger Knospen. Und um den paus-
bäckigen Barockamor blühten die ersten Vergißmeinnicht auf
und die dunklen Violett, die er immer so geliebt hatte...

Sie war eben aus dem Garten hereingekommen und
hatte sich, etwas müde, an das Tischchen gesetzt, an dem
sie so viele Dämmerstunden mit dem jungen Gatten ver-
plaudert und erst gestern wieder ein beflügeltes Kärtchen
an ihn geschrieben, warum er so lange schweige?

Da war ihr, als höre sie aus dem Erdgeschloß erst
die gedämpfte Stimme eines Mannes, dann einen lauten
Ruf der alten Agne, der fast wie ein Schrei klang.

Plötzlich war ihr, als schürfe ein leiser Schritt an
ihre Tür heran, hinter dem die alten Dielen des Vor-
saals noch von einem andern knarnten, einem schweren,
fremden, der aber auch nur langsam herankam...

Und da schlug ihr auch schon die Angst wie eine
einzige kalte Welle ans Herz empor und noch eine Emp-
findung — die ein inneres Erschauern der Seele war,
daß ihr ein jähes Frösteln über den Leib lief, den Rücken
empor bis über die Haut unter ihren Haaren... Ein
Grauen, das sie noch nie empfunden. Oder doch — ja —
einmal: Damals, in jenem Traume!

Und sie stürzte zur Tür, riß sie auf. So rasch, daß
der alte Agne alle Worte, mit denen sie ihre Herrin
schonend vorbereiten wollte, in der Kehle stecken blieben.
Und der Husar, der ihr statt des Basyl den Säbel und
die Uhr des toten Gatten zu überbringen hatte, nicht
mehr Zeit fand, auch nur einen Schritt zurückzuweichen;
sondern blaß da stand und meinte, daß er niemals in den
brechenden Augen seiner Kameraden ein solches Herzeleid
gesehen, wie im Antlitz dieses jungen Weibes.

Und mit dem Blick nach der Uhr, die an seinem
Herzen stille gestanden — und nach der Waffe, die ihn
der Tod aus der Hand gewunden, glitt sie mitten in
die Arme der alten Agne hinein.

„Du kannst den Mann jetzt hereinlassen, Agne,“ sagte
sie, als der Schreck seine Bande zu lösen begann.

Die Alte zauderte eine Weile. „Sie haben noch nicht
eine Träne weinen können! Zittern am ganzen Leib.“

„Ich will wissen, wie er gestorben ist, Agne!“

„Wie wollen Sie es ertragen? Sie und das Kind?“

Sie erhob sich, schritt wie in geistesstiller Fassung
selbst nach der Tür...

„Und wenn ich es schon längst gewußt hätte? Und
noch eh' dieses Kind war, Agne? Wenn auch ich es —
geträumt hätte?“ Ihre Stimme zitterte wie ihr Leib.

Und dann hörten sie es.

Ein Stürmschlag war es gewesen! Mitten in die
rechte Schläfe hinein und glatt durch. Kaum einige
Tropfen Blutes wären herausgetreten. Und seine Hand
sei wie die eines Schlafenden daran gelegen. Der Basyl
habe ihn aus dem blutigen Gewühl getragen und wäre
auch schon fast wieder am Graben gewesen. Da habe,
knapp vor dem Balbsaum, auch ihn eine Kugel erreicht.

Dann legte der Mann Säbel und Uhr auf den
kleinen Biedermeiertisch und einen Brief, den die Kame-
raden des Toten unterzeichnet hatten; wie Reliquien legte
er Stück um Stück vor dem stummen Weibe nieder.

„Ich danke Ihnen,“ nickte sie, noch immer in selb-

samer Fassung. „Sie können jetzt gehen. Man wird
Ihnen unten ein Glas Wein reichen. Agne!“

„Ich werd' es hinabrufen,“ meinte die Alte ängst-
lich. „Damit die Gnädige nicht allein bleibt.“

„Ich will allein bleiben!“ klang es herb zurück.
Der Husar schlug die Sporen zusammen. Mit einem
Seufzer schlich die Alte ihm nach.

„Die Rechte an der Todeswunde, wie ein Schlafen-
der...“

Wie sie ihn gesehen hatte in jenem Traum! Nun
war sie zerrissen, die dunkle Wolke. Und sie wußte alles.
Dort in dem kleinen Medizinschränken aus Rosen-
holz barg sie noch das schwere Herggift, mit dem der
alte Hausarzt die entweichenden Lebensgeister ihrer ster-
benden Mutter noch einmal zurückzulocken versucht. Es
war vergeblich gewesen, damals, und sie hatte es auf
sein Geheiß weggeschlossen. Nun sollte es seine Kraft
nach der anderen Richtung erproben. Den Tod bringen!
Einem Wesen, das nicht mehr sein wollte und einem,
für das es besser war, nie zu sein...

Wenn sie die ganze Flüssigkeit austrank, die nur in
behuftamen Tropfen zugezählt, dem versagenden Herzen
neue Kraft gab — es sonst lähnte... In einem Zuge
trank. Daß weder die Furcht noch die Neugier auch nur
eine Minute Zeit fanden... Ihm nach und ihrem jungen
Glück, für das sie umsonst Gottes Schutz ersucht!

Ja aber — wo hatte sie denn nur gleich den Schlüssel?
Die Hand an der Stirne sann sie nach. Und wie
mechanisch glitt ihr Blick dabei nach dem Fenster, an
dem sie so oft mit ihm gesessen; dem Tischchen, auf dem
nun seine stumme Uhr lag, sein Säbel.

„Den Schlüssel — den Schlüssel?“ sann sie noch immer.
Da war es, als beginne sich vor ihrem starren Blick
etwas langsam zu regen. Aus der Ritze des Fenster-
stodes kroch es hervor — lang, schmal, mit Flügeln, die
sich noch wie verklebt an den zarten Leib preßten, aber
schon leuchtende Pünktchen wiesen und einen Schmelz,
in dem das Sonnenlicht widerleuchtete. Immer weiter
schob es sich aus dem Spalt hervor, versuchte, am ganzen
Leib erschauernd, die zerschnittenen Flügeln langsam zu
öffnen, fuhr mit zwei kleinen Fußrädchen wie erwachend
über das kugelige Köpfchen... Als müsse es sich einen
langen, langen Schlaf aus den Augen wischen...

Das Häupchen, das vor ihren Augen im Herbst dort
hineingetrochen war und nun als Schmetterling im Früh-
ling wieder ans Licht zurückkam! Das unscheinbare
Lebewesen, das der Geliebte damals vor dem Zerstörungs-
trieb ihrer Neugierde behütet hatte — mit gütigen
Worten, die ihr plötzlich wie mit seiner Stimme wider-
klangen: „Du würdest ein Geschöpf in seiner Vollendung
stören... man schiebt nicht ungestraft Gottes Hand zur
Seite!“

Und sie — sie wollte sein Kind töten!

Mit einem Schrei brach sie vor dem kleinen Falter
ins Knie und bekam endlich Tränen, — die ersten, er-
lösenden Tränen. Tränen, die auch aus dem Dunkel
kamen — aus dem tiefen, heiligen Dunkel, in dem Gott
alles werden und alles enden läßt und von Geschöpf zu
Geschöpf den geheimnisvollen Faden des Lebens weiter-
spinn.

Ein kleines Häupchen hatte der Geliebte damals
besucht und nicht geahnt, daß er Worte gesprochen, die
einmal für das Leben seines Kindes bitten würden. Die
ersten Vaterworte! Es war nur ein unscheinbarer Schmet-
terling, der dort am Sims zum erstenmal die Schwingen
entfaltete, aber für die Verlassene mehr, als sie schauernd
erfassen konnte: Das Dunkel des Todes, in das ihr der
Geliebte entsunken war, und das strahlende Licht des
Lebens, in das er sich wieder hineinfinden sollte, mit
dem Kinde, das sie unter ihrem Herzen trug!

Kriegsbriefe eines Malers.

Mit neun Bildern aus der Studienmappe des Schlachtenmalers Theodor Rocholl.

Vorwort zu den Feldpostbriefen an meinen
Sohn in Rußland.

Sababurg, im August 1915.

Von dem Fenster des sonnigen Stübchens schweift
der Blick über den Waldwinkel, der mit der Zeit so fest
verquitt mit meinem Leben ist, wie das große heiße
Ringen, dem ich für kurze
Tage entflo, um hier im
Reinhardswalde Stille
und Einsamkeit zu ge-
nießen.

Unter dem Fenster
plätschert über rote Kiesel
die kleine Donne, deren
Kraßborn am Fuße des
Stauffenberges entquillt.
Über die Kiesel wippt ein
Bachstelzenpaar. Dann
kommen unsere Tauben
vom Dach geflogen und
baden sich. Eine Forelle
springt hoch aus dem
Bache — dort, wo die
alte Weide ihn ganz be-
schattet und Erlentüpfel
kaum noch die Sonnen-
strahlen durchlassen.

Wirkung einer schweren englischen Granate.

Wohlige Ruhe über der saftigen Wiese jenseits des
Baches. Es will Abend werden. Aus den mächtigen
Eichen ist sacht ein Sprung Rehe getreten, um auf der
Trift zwischen Wald und Stoppelfeld zu äßen. Das
alles so still, ein Bild unbeschreiblichen Friedens. Und
der Gegensatz zu dem ewigen Geschützdonner, dem Heulen
der Mienenwerfer und dem rollenden Infanteriefener

macht diesen Waldfrieden hier fast unwahrscheinlich
herrlich.

Jetzt tönt eine helle, frische Knabenstimme aus dem
Felde rechts herüber. Es ist unser Heini, den ich kenne,
seit seine Mutter ihn im Luche auf dem Rücken trug,
wann sie in Küche und Garten hantierte. Jetzt, zehn
Jahre alt, treibt er mit drei Pferden den Pflug durch

den Acker. Vorige Woche
hat er sechzehn volle Korn-
fuder vom Gottsbüre-
ner Felde hereingefahren.
Deutlich gibt der schattige
Waldboden dort oben sein
Gott und Hü zurück. Wie
wird dir der Feierabend
schmecken, lieber Junge!
Dein großer Bruder sitzt
in England. Sie haben
ihn bei Neuve Chapelle
eingefangen, den stram-
men Oberjäger. Nun
stapfst du da an seiner
Stelle hinter den Pferden
her, und eine Furche wird
immer gerader als die
andere.

Du arbeitest unermüd-
lich. Und du weißt, wen

du nun Tag für Tag zu vertreten hast. Der Bruder
weit, weit fort. Der Vater keiner von den jüngsten
mehr. So ziehst du vom frühen Morgen nun schon
deine Furchen zum Walde hinauf und zur Donne hin-
unter. Und dein helles Hottelü klingt am Abend noch
so frisch wie am frühen Morgen. Und die alten Eichen
da oben, die dich heranwachsen sahen wie ich, sie stehen,



Bei einer Artillerie-Munitionskolonne

und ihre Wipfel, in denen sich jetzt die Gabelweide niederläßt, schauen still herab auf dein sich mehr und mehr bräunendes Stoppelfeld und geben jeden Ton deiner klingend reinen Knabenstimme weich und melodisch wieder.

Siehe du, deine Furchen in Ruhe weiter, lieber Junge. Euer stilles Walddal wird von seinem gewaltigen Eichenwalde gehegt und umstanden.

Und weit dort hinten: in Ost und West, in Nord und Süd stehen die Männer eurer Reinhardswalddörfer im furchtbaren eisernen Ringe und sorgen schon dafür, daß du hier in Frieden deine Jungenkräfte regen kannst.

Wir alle hier haben unsere Freude an deiner Tüchtigkeit, an deinem Eifer.

Es fällt am gemeinsamen Abendisch wohl einmal eine leise Klage. Dein Eifer für die Schule in Gottsbüren da unten soll nicht ganz und gar Schritt halten mit deinem Eifer zwischen Wald und Donne.

Nun — du wirst der einzige nicht sein. Und — nicht wahr: gut Ding will Weile haben. In jungen Jahren trat plötzlich der Ernst des Lebens an dich erschütternd heran. Erst kam der Bruder zurück, verwundet. Dann eilte er frohen Muts zurück zu unserm westlichen Schützengraben. Und nun — ein Gefangener. So wird aus dir früher ein Mann gemacht, als in der Kraft der Schule liegt.

Ein jeder, der da auf der Straße von Beberbeck oder von Bursfelde vorüberwandert an deinem Felde, freut sich über dich. Und nicht am letzten ich, der ich ab und zu meine Feder hinlege, die Augen zur Seite wandern lasse und dir zusehe.

Nur gemacht, Heini. Es gibt Männer noch genug in den Fronten rechts und links, die Tag und Nacht auf Mittel sinnen, daß auch du ausruhen kannst einmal von deinem gottwohlgefälligen Tun und Treiben. Daß deine kleinen Hände wieder der schwieligen, harten Männerhäuten Platz machen können.

Pflüge nur, pflüge! Du bist von der echten, rechten deut-

schen Art und wirst mit demselben Geschick einmal, wenn's dann sein muß, Säbel und Gewehr handhaben. Lieber Heini, mein guter deutscher Junge, dessen bin ich ganz gewiß.

Sn., Anfang Juni.

Lieber Karl! Du hast so oft Dich darüber beklagt, daß man Dir so wenig eingehend schreibe, dort hinüber, wo Ihr Alanen zähe Nacht haltet, daß der Russe nicht ausbrechen kann aus seiner Festung. Es soll nun anders werden. Nicht regelmäßig, aber — so oft wie eben meine Zeiteinteilung irgend erlaubt, sollst Du auf dem laufenden gehalten werden.

Ihr werdet dort oben wohl ähnliche Schützengräben und ähnliche Unterstände haben wie wir. Das lustige Draufgehen und das prächtige Reiterleben sind nun schon lange Zeit zum Stillstand gekommen. Du schreibst von Rabieschen, die Du ziehst für eure dritte Schwadron. Ist ja famos. Laßt sie Euch gut schmecken. Auch darin haben wir's gleich.

War kürzlich eine Nacht und einen Tag in unserm Schützengraben. Den Zugführer-Unterstand, in dem ich zur Nachtzeit freundlich aufgenommen bin, findest Du demnächst in den „Monatsheften“, wie den Unterstand der Herren von der 8. Kompagnie.

Ich bin noch keinen Tag der Ansicht gewesen, wie ich sie von Kollegen habe äußern hören: daß die Schützengräben sich an allen Ecken und Enden ähneln. Genau das Gegenteil stimmt. Mit welcher Liebe und welchem Geschmach ist der Unterstand ausgebaut, in dem ich untergeschlupfte. Und so sauber wie draußen sieht er drinnen aus.

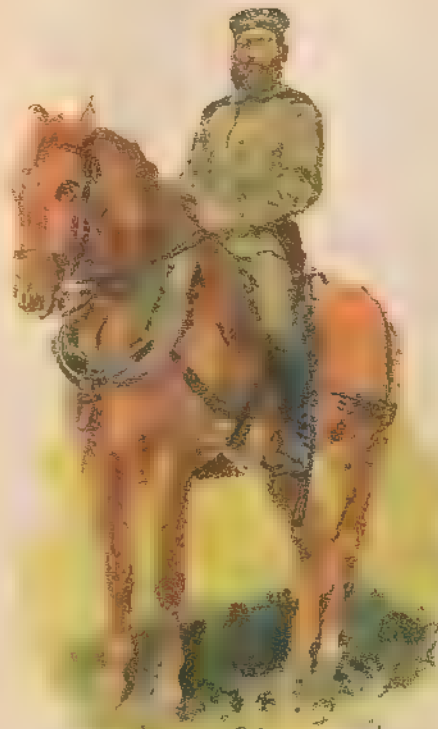
Was an unzernbrochenem Hausgerät hinter der Front und rechts und links der Kolonnen- und Anmarschwege noch aufzustöbern und von englischen Granaten vergessen war, ist nach den heißen Kampftagen von Neuve Chapelle, diesen Ehrentagen des Regiments 13, in seinen Unterständen zusammengetragen. Und keiner gleicht dem anderen, und Du würdest staunen über diese ur-



Mannschafts-Unterstand.



Die von den Engländern zerstörte Kirche in Aubers.



Ein Feldgrauer.

nicht immer ganz stichhaltig, dämpfen den Schritt. In der Ecke das Telephon weckt leise, ganz leise. Eine Feldmaus sucht sich die Krumen, die von der Herren Tische fielen.

Und draußen — ja da heulen Granaten hoch über die Stellung hinweg, oft so dicht, daß man fast meint, im Augenblick müßten diese Ungetüme zusammentreffen. Die Aufschläge der englischen Gewehrkräfte klingen rechts und links in den harten Sandfäden wie Peitschenschläge oder zerlegen die Obstbäume, die um die alten Katen herumstehen, dicht hinterm „Wohngraben“.

Doch, Karl, wozu noch Dir das alles schildern? Wo Deutsche haufen, ist überall gut wohnen. Da gibt's überall Blumen und andere heimliche Dinge.

Trotz all dieser Idyllen besteht der lebhafteste Wunsch, daß ihr dort oben Petersburg und die umliegenden Dörfer recht bald attackieren und einnehmen möget, dann

behaglichen Winkeln, wenn Du durch die der Morgenröte weit geöffneten Türen hineinschauen könntest in das Innere. Hier tickt ein kleines Wanduhrchen. Ja, in einem Unterstand ruft laut ein Kuckuck die Zeiten ab.

Allerhand Tapeten, teils im Jugendstil, an dem wir einmal alle frankten, teils in altmodischen Farben und Formen. Teppiche, wenn auch vielleicht

aber schleunigst herüberkommt, um die hiesigen feindlichen Unterstände Euch etwas näher anzusehen und das dahinterliegende Gelände einschließlich Paris und Calais.

Gesegneten Gruß an die alte liebe dritte Schwadron, die in langen Friedensjahren mir so manchen schlanken, verwegenen Reiter zum Modell stellte.

Dein treuer Vater Th. Rocholl.

Sn., 7. 6. 15.

Lieber Junge!

Bin nun mal ein Glückspilz als Schützengrabenmaler. Kommt da vor kurzer Zeit das Regiment durch unser Dorf marschiert, das dazu bestimmt war, das Regiment 55 im Schützengraben für kurze Zeit abzulösen. Und oben auf der Proze einer Maschinen-

gewehr-kompagnie sitzt da jemand, der ruft: „Guten Tag, Herr Rocholl.“

Wer war's: Heinrich Lütgens. Lütgens wohnten uns doch damals in Gölzheim gegenüber, und Ihr beide habt Euch red-

lich mit den Lütgens-Jungens geschlagen und vertragen.

Der holte mich gestern im Morgennebel in Sn. ab, um mich in den Schützengraben seines Regiments zu leiten. Und dort war's herrlich. Die Leute hatten die durch englische „Dicke“ etwas mitgenommenen Gräben und Unterstände bereits gesäubert. Die Sonne schien heiter, und überall sah man, trotz Minenwerfern und Schrapnells, lustige Gesichter. Ich malte ein erbeutetes englisches Maschinengewehr. Dann einen jungen Burschen aus Hagen und endlich einen Prachtkerl aus Wörde bei Hagen, der schmunzelnd in seinem Unterstande saß, wo's so behaglich schattig war, einen Karton mit der Wurst im Arm. Alle Burschen aus seiner Gemeinde kriegen jeden Monat von Gemeinde wegen eine Liebesgabe.

„Na,“ sage ich, „das ist man nicht viel — alle Monate so ein Kartönchen.“

„So,“ meint er, „das ist nicht viel, bei 250 Mann? Und dann gibt's noch immer ein gedrucktes Gedicht von unserm alten Rektor Hadstein dabei. Erst waren's meist lustige, aufmunternde Gedichte. Jetzt, wo wir auch mit Italien Krieg kriegen — da schreibt er immer ernste Sachen und ermahnt uns zur Ausdauer und daß wir unsere Pflicht sollen tun.“

Wenn meine alberne rechte Hüfte nicht wäre, der der Krieg ziemlich zusetzt, Karl ich



Gerichtshaus in Herles.



Halbzerstörtes Haus in Signy le Grand

glaube, ich hätte längst eine Schützengrabenwanderung von Westende bis zur Schweizer Grenze unternommen. So bin ich wenigstens darum eingekommen, zu Wagen nach der Nordsee zu reisen. Und auch dies wird schön werden.

Für heute weißt Du genug. Und ich hoffe, daß Du mir bald ausführliche Russenbriefe schreiben wirst.

Sn., 20. 6. 15.

Lieber Junge!

Das war gestern und vorgestern eine herrliche Fahrt. Von der fünften Schwadron 16. Ulanen ist mir ein ganz famoser, ausdauernder Brauner gestellt worden und dazu ein Gefreiter Kaiser aus Neundorf bei Gütten im Kreise Bernburg. Nun mußte ich doch mein Gefährt einfahren, ehe ich die weite Tour nach Osten ansetzen kann, zu der die Bewilligung eingelaufen ist.

Erst sind wir einige Tage hin und her in die Umgegend geflüht und haben geschaut und gemalt, was wir fanden, wobei ich stets im Auge haben mußte, mir möglichst viele Studien als Grundlagen und Hintergründe für die kommenden Bilder zu verschaffen.

Und vorgestern, Karl, spannten wir unsere Flügel aus, und es ging nach Lens, aus welcher Richtung Tag und Nacht sehr starker Geschützdonner herüberdröhnte. Wunderbar fuhr sich's da zwischen den blühenden, strogenden Feldern hindurch. Überall begegneten uns fröhliche Gesichter. Bis wir in Lens einfuhren. Da begegnete

uns der erste Trupp meist leicht Verwundeter, dem dann, als wir die Stadt durchquerten, weitere Trupps folgten, vom weißen Kalkstaub der Gräben überzogen, die Binden blutig, die Gesichter blaß. So fuhren wir dem Geschützdonner zu und bogen kurz vor unserm alten Angres links ab, einem Sanitätswagen folgend. Kamen dann auf eine Höhe, die eine weite Ansicht bot auf den langen Höhenzug von Vimy, wo ich



Offizier-Unterstand im Schützengraben.

voriges Jahr die Bayern-Division besuchte, bis Vimy und La Moulette. Der Boden zitterte buchstäblich von den Einschlägen der französischen Granaten, und die Lorettohöhe erstreckte in Rauch und Gasen unserer Mörser und Haubitzen. Es war ein unbeschreiblicher Anblick. Spannten dann in einem Bauerngärtchen unsern Braunen aus. Und während Kaiser ihn grasen ließ und sich mit Infanteristen unterhielt, machte ich mich mit meiner Mappe auf zu einem Wäldchen, zu dem Munitionskolonnen rasselten.

Unsere Batterien dort mußten schon längst entdeckt sein. Ehe ich sie fand, mußte ich mich geradezu durchwinden durch große und kleine feindliche Trichter. Nicht zehn Schritte gab's ein Grabeausgehen. Und malerisch genug standen sie da, die schwarzen Angestrichenen, die Mörser, mitten zwischen dichtem Gebüsch.

Aber ehe ich mich heransand, kam ich an tiefen Höhlen der Mannschaften vorbei, in die auch die Liebesgaben unserer „fleißigen Bertha“ nicht eindringen würden. Davor aber hatten sie sich kleine Lauben gemacht, Tische



Bild aus Vimy.

darin, und spielten Stat, als ob sie in der Sommerfrische wären und in tiefstem Frieden. Fragte dann bei den Mörsern, wo ihr Beobachtungsstand sei. Man sagte ihm mir nicht gleich, sondern erbot sich, mir einen Kanonier mitzugeben, der mich hinführen sollte.

Als wir dann bei Kaiser und dem Braunen anlangten, fand ich das Artilleriegefecht auf dem linken Flügel in vollem Gange, klappte das Verdeck meines Dogcart hoch und fing an unsere Granateneinschläge auf den Höhen westlich Vimy zu malen, schickte aber den Kanonier zum Batterieführer, ich würde mir gleich erlauben zu kommen, legte mich dann (wir waren stundenlang in der Sommerfrische gefahren) ein wenig ins hohe Gras des Bauerngärtchens und zog unsere Pferdebedeckung über mich.

Da hörte ich eine Stimme: „Na, wo ist denn der Maler?“ Kaiser antwortete: „Er schläft dort. Soll ihn um drei wecken.“

Dann wieder still. Um drei Uhr aber stand der Batteriechef vor mir, gefolgt von seinen zwei Offizieren. Alle drei unterzogen mich einer eingehenden Offiziersinspektion. Ich wurde in aller Höflichkeit um einen Ausweis gebeten, da die Inspektion nicht gerade bestrickend gewesen sein konnte — war vom Staub der Landstraße ziemlich mitgenommen, hatte meine Manchesterreithosen an (mein Fluch ihnen) usw.

Mein Ausweis war immer noch der von unserm ehemaligen Kommandeur des 7. Armeekorps, der schon zu Beginn des Feldzuges eine andere Armee bekam. Dazu war er durch das anfänglich unzählige Vorzeigen etwas unscheinbar geworden. Den vor einigen Tagen erhaltenen Ausweis unseres Armeekorps hatte ich vergessen einzustecken. So wurde ich denn gebeten, mich zunächst zur Ortskommandantur zu begeben, um mich dort zu legitimieren. Ein Einjähriger der Batterie übernahm, zwischen Kaiser und mir sitzend, die Direktion, war ziemlich reserviert und betonte auf die harmlosesten Fragen seine volle Nichtkenntnis.

Auf der Ortskommandantur tat er ziemlich geheimnisvoll, und es dauerte erheblich lange, bis wir einen Offizier erwischten, der meinen alten Ausweis zum Ortskommandanten hineinbrachte, dann aber auch sofort zurückkam mit dem Bescheid, der Herr Hauptmann freue sich sehr, mich wiederzusehen.

So war's denn der Stadtsyndikus von Magdeburg, der vor einiger Zeit, bei Gelegenheit unserer Städteausstellung, mit der Magdeburger Abordnung mein Düsseldorf Atelier besucht hatte.

Wurde sofort famos einquartiert, unser Brauner kam zu den Pferden des Hauptmanns Claus. Man zeigte mir allerhand, so das im Werden begriffene Soldatenheim, für das ich eine Anzahl Abbildungen meiner bekannteren Schlachtenbilder versprach. Und morgens, mit einem neuen Ausweis in der Tasche, fuhr ich nach Dievin hinaus, sah unsere alten Schützengraben, die, trotz ewigen Trommelfeuers, noch jetzt in unserm Besitz westlich Angres sind und malte die gewaltigen Granateneinschläge an der Lorettohöhe. Dann ging's heimwärts.

Lieber Karl, wie mögen die Wiesen bei Euch stehen? Wir kommen meist an verbrannten Wiesen vorbei. Es ist ein Jammer. Sie standen anfangs vorigen Monats so wundervoll. Die Pferde unserer Ulanen sprangen darauf herum mit glänzendem Haar und prallten, übermühten Gliedern. Und nun?

Sn., 22. 6. 15.

Heute morgen wurde ich durch lauten Gesang geweckt, der sich unserm Hause näherte. Es waren unsere Leute, die die ganze Nacht an Unterständen in den verbrannten Linien geschanzt hatten. Auf dem Rückwege durch das zerflossene Herlies hatten sie sich in den verwilderten

Gärten Rosen gepflückt und sich damit geschmückt. Ein paar hatten Stroh Hüte auf dem Kopf. Einem war ein etwas verbeulter Zylinder in die Hände gefallen. Und an der Spitze marschierte ein übermühter Bursche, der ein Paar helle französische Sommerhosen übergezogen hatte, natürlich ein Düsseldorf Junge.

Weißt Du: sehr amüsiere ich mich über unsere Kunstschreiber daheim. Jetzt schon verraten diese Herren einen fix und fertigen Umschwung unserer gesamten, besonders aber der Schlachtenmalerei. Sie möchten jetzt schon (ach, sie taten's schon im Winter) dieser bestimmte Auffassungen und Wege vorschreiben. Diese lieben, verehrten Herren sezieren die künftige Schlachtenmalerei, die doch noch nicht geboren ist, noch gar nicht geboren sein kann, also sozusagen „im Mutterleibe“. „Schlagt ihn tot. Er ist ein Rezensent“ — ein schönes, herzhaftes, altes Wort, so möchte ich's freilich nicht auf alle angewandt wissen. Ich kenne sehr Hochstehende unter ihnen, die viel Kenntnisse und viel Takt besitzen. Die übrigen haben alle seit zwanzig Jahren in das internationale Horn geblasen und zuletzt sogar den haarsträubendsten Blödsinn unserem armen Publikum mundgerecht machen zu müssen geglaubt, sobald er nur über die westlichen Grenzen kam. Also hat man alle mögliche Ursache, ihre Auslassungen recht stark unter die Lupe zu nehmen.

Wie kann denn die Kunst eines Volkes in ein paar Kriegsmonaten sich von Grund aus ändern? In diesen Tagen, wo die Welt, tief Atem holend, mit starren Augen dassteht und einem Völkerringen zuschaut, das nie zuvor gewesen. Erst erleben, erst ruhig das Erlebte innerlich verarbeiten, Studien machen zu künftigen Bildern. Das dürfte der Weg sein für eine wirkliche Neugeburt der Kunst. Bisher kann, wenige Ausnahmen abgerechnet, wenn einmal bei uns absolut rezensiert werden muß, doch nur das Vorliegende beurteilt werden. Und das sind meist Sachen, von der Stunde geboren und der Stunde folgend. Sie müssen, da jede illustrierte Wochenschrift schneller liefern will, als ihre Konkurrentin, für die Autotypie schnell entworfen und schnellstens gedruckt werden.

Will man nun nach dem bislang Erschienenen jetzt schon urteilen und es gar verdonnern? Auch aus diesen Ergebnissen sind bereits packende, vorzügliche Sachen herauszuschälen, Ansätze für eine gesunde Kunst-Zukunft.

Wir haben eben vielzuviel „Kunstschreiber“. Ich kann nicht loskommen, von diesem von dem Karlstrüher Hoff geprägten Titel.

Wo es früher in Deutschland nur einige wenige vornehme Kunstzeitschriften gab, sind jetzt hundert Tagesblätter die Tummelplätze einer überzahl ziemlich wenig berufener Geister, die da unter dem Strich, oft ohne Namen, ihre Rößlein tummeln, und so, unter dem Einfluß einiger merkwürdiger Männer, deren Zusammenhänge mit Kunsthändler-Konsortien man ahnen kann, viele Jahre sich heiß bemüht haben, dem Volke den gesunden Geschmack zu verfeinern. — Na, Schwamm drüber. Man darf ja doch den Mut nicht verlieren, daß man sich daheim befinden und von manchen törichtigen Geschmacksirrunge zurückkommen wird. Auf diese Begleiterscheinung des großen Krieges müssen wir hoffen dürfen.

Dein treuer Vater.

Sn., 24. 6. 15.

Vielen Dank für Deinen militärisch kurzen Brief. Erlebt Ihr denn dort so wenig, wie Du schreibst? Habt Ihr denn den Wald dort schon leer geschossen? Keine Säuen mehr drin?

Will morgen, wenn wieder diese wundervollen silberweißen Wolken sind, früher heraus mit Kaiser und dem Braunen, um Herlies zu malen, diesmal ziemlich groß und mir dazu einen Platz an der Straße Lille La

Bassée suchen. Unser kommandierender General Excellenz von Claer hängt ganz besonders an diesem Blick auf das Dorf.

Es ist der Typ einer flandrischen Landschaft. Man erzählte mir, Excellenz ließe jedesmal, wenn er im Auto die Straße läme, dort halten, um sich an dem Bilde zu freuen. Dies noch malen, dann aber langsam rüsten zur Fahrt durch Westflandern hinaus zur Nordsee. Mach's gut und bleibe gesund.

Dein Vater.

(Feldpostkarte)

En, 26. 6. 15.

Es war wundervoll dort im Schatten der hohen Pappeln an der Landstraße. Die Felder, die nicht bearbeitet sind, strotzen von Mohnblumen, Margariten und Kamillen. Die langen Bickorienfelder schimmern blau von ihren Blüten. Gatten den Wagen auf dem Felde stehen, ausgespannt, vorn und hinten abgestützt. Der Braune geisterte ringsumher, wo es was Gutes zu müffeln gab. Flieger schwirrten himmelhoch, umgeben von zarten runden Schrapnellwölkchen. Und das alles wäre ein Bild des schönsten Feiertagsfriedens gewesen, wenn nicht das einsame Soldatengrab dicht vor mir an die ersten Kämpfe um Herlies im vorigen Herbst erinnerte, mit einfachem Holzkreuz und dem Helm geschmückt. Allerhand wilde Blumen umgeben es. Und rings in Herlies quollen ab und zu doppelthaus hohe Qualmwolken der schweren englischen Granaten auf. Ein Trupp bayerischer Artilleristen in Drillschäcken, die Haken über der Schulter, kamen aus dem nächsten Häuschen und fingen an die Heuhaufen um mich her zu wenden. Man meint in Sababurg zu sein. Nun, das alles kann sich blitzartig ändern. Dann soll man mich gerüstet finden, den neuen und schwereren Anforderungen gerecht zu werden, die ein „Bewegungskrieg“ stellt.

Freut mich, daß Du neulich Glück hattest. Die Wildsau hätte ich mitessen mögen. Aber: den Hasen — im Sigen schießen? — Hör' mal Du!

Dein Vater.

En.

Die Nachrichten von Eurer Südfront und von Norden her lauten ja, Schritt für Schritt, besser. Wer weiß, wie bald auch Deine recht erklärlichen Klagen über die Ruhe bei Euch verstummen werden. Meinst Du, hier gäb's das nicht? Meinst Du, hier rücke man nicht ebenso gern auf Paris vor, wie Ihr dort auf Petersburg?

Hoffentlich kommt der photographische Apparat von Lucht, Schadowstraße, bald bei Dir an. Abgeschickt soll er doch sein. — Inzwischen immer üben im Zeichnen und Skizzieren. Man kann's immer und überall gebrauchen und sich damit beliebt machen als mit Klavierspielen, besonders wenn's keine gibt.

Fragest, warum ich nicht nach dort käme? Geht nicht. Denn schnell ist's Herbst, und ob ich den Schwierigkeiten der Unterkünfte oder Nichtunterkünfte dort dann gewachsen wäre, falls es bei Euch losginge, ist doch sehr die Frage. Mit dem Dogcart käme ich doch nicht hinterher, und im Damensattel, wie, teilweise, in unseren ersten acht Wochen Bewegungskrieg, doch auch nicht. Würdest mir sicherlich ein Bund Stroh herbeiholen als Nachtlager, Karl, aber — vielleicht wäre ich, wenn Ihr Euch für die Nacht einrichtet, 60 Kilometer hinter Euch.

Jammer — jammerschade.

Viele Grüße.

Dein Vater.

Kortrijk (Courtrai), 11. 7. 15.

Lieber Karl!

Bei prächtigem Wetter sind wir heute hier, in dieser wunderbaren alten Stadt, angelangt, in dem sehr guten Hotel einquartiert, d. h. ich drin, mein Brauner dahinter

und Kaiser gegenüber. Nachdem ich mich vorgestern in Ph. im Generalkommando vorgestellt hatte und gütig aufgenommen war, wobei mir Seine Excellenz anbot, später nach Ph. überzusiedeln, sind wir anderen Morgens lustig fort. Es ging bei Tourcoing über die belgische Grenze.

Auf der letzten Höhe (man fährt dort immer bergauf und ab, über einen fruchtbaren Höhenzug) fanden wir ein reinliches, nettes Wirtshäuschen mit dem Schilde: „In den Keyzer.“ „Na,“ sagte ich, „Kaiser, da wollen wir doch mal halten!“ Die dicke Wirtsfrau stand da und hügelte. Ihr Mann im Kriege — wer weiß wo? Die beiden strohblonden Kinder, eben aus der Schule gekommen, mit ihren Holzpantinen, daneben. Wie konnten wir ihr Flämisch verstehen, und sie mein Düsseldorf Blatt.

„Nein,“ sagte sie und hügelte unterdes fleißig drauflos, „lieber deutsch werden als englisch. Aber lieber noch belgisch bleiben.“

Wie sie doch zu uns gehören, diese Flamen! Wie sie stammverwandte sind! Das Herze zuckt, wenn ich denke, es könnte im Kriege eine Wendung kommen, oder in der Auffassung derer, die zu entscheiden haben, durch die uns dieses fruchtsprogende, gesegnete und mit soviel Schweiß und Blut errungene Land wieder entglitte.

Kommen dann, immer noch auf derselben beherrschenden Höhe, von der man bei ganz klarem Wetter wohl Ypern sehen müßte, nach hundertfünfzig Metern am zweiten Wirtshause vorbei, hieß: „Zu den drie Runigen.“ Der Tür gegenüber, links an der Straße saß ein Landwehrposten auf einem der alten strohgeflochtenen Stühle, die bei uns ziemlich selten geworden, hierherum noch überall anzutreffen sind. Als wir uns näherten, stand er auf und stand stumm. Ein zweiter kam aus der Tür herzu. Munter und vergnügt.

„Sie tragen ja auch das Chinaband.“ „In welchem Regiment waren Sie?“ „Im zweiten ostasiatischen Infanterieregiment.“ „Na, da sind wir ja alte Kriegskameraden.“ „Welches Bataillon?“ „Zweites, Major von Förster.“ „Nanu? Auch bei Tefingwan an der großen Mauer mitgemacht?“ „Freilich, mit Major von Förster.“

War nett. Er hatte mich aber nicht wiedererkannt, trotzdem ich tagelang mit seiner Kompanie geritten. Dann kam noch geschwind ein drittes Wirtshaus „au Prince“. War aber recht düster und wenig einladend. In zehn Minuten fuhren wir in Kortryck ein.

Hoffentlich kann ich Dir bald von meiner Fahrt mehr schreiben. Einstweilen geistere ich von nun ab in den Regionen der IV. Armee, unserer Nachbarmee, herum und dann hoffentlich im Marinekorps. Und somit bin ich der Zensur des stellvertretenden Großen Generalstabs in Berlin unterworfen, und es kann noch eine Zeitlang dauern, bis Du neue Nachricht von mir bekommst.

Der Blick von der Höhe vor Kortryck heute ging spazieren über eine reiche Ebene voll goldener Felder, voll prächtiger Ulmen- und Pappelalleen, zwischen denen klobige, uralte Kirchtürme hell vorschienen. Halblinks in Richtung Ypern — Dixmuiden waren am äußersten Gesichtskreise zarte, runde Granatwolken zu sehen. Still und aufmerksam hielten darüber in der süßigen Luft unsere Fesselballons.

NB. Unser Brauner hat heute immerhin seine 45 Kilometer hinter sich gebracht. Nicht einmal gestolpert. Steht nun an der Krippe und haut in den Hafer, den Kaiser auf der Ausgabestelle für ihn gut und reichlich fassen durfte.

Die Stadt will ich mir morgen früh ansehen. Und dann, gegen Mittag, geht's weiter nach Thielt, zum Oberkommando der IV. Armee.

Mach's gut, alter Junge. Gott mit Euch!

Dein treuer Vater Theodor Kocholl.

Kleine Bilder aus Litauen.

Das kleine Fenster meines Panjehauses gibt einen Auschnitt aus dem litauischen Dorf: Ein Stüd Bauernhaus mit bemooftem Strohdach und grauerwitterten, rohen Stämmen als Wände. Davor ein paar frische Garben; ans Dach gelehnt, bis zum First hinaufführend, eine Leiter — in der Türe eine blonde Litauerin. Im Vordergrund ein Stückchen Straße, genau inmitten meines Fensterauschnittes, treffen sich zwei — Feinde. Feinde? Der Russe — zerlumpt, in dreckigen Dpanten, zerrissener Hose, Jacke offen über dem schmutzigen Hemd, schmiereriger Mütze — bleibt stehen und deutet mit dem Finger auf seine kalte Zigarette im Munde. Der Deutsche — selbst grau, Artillerist, umgeschmalt; Feldmütze, schmutz von der Kolarde bis zur Schühzwende — versteht die stumme Zeichensprache. Bleibt gleichfalls stehen, zieht und zieht an seiner Zigarette; sie brennt nicht mehr. Unter Broibbeutel, Gasmaske, Koppel würgt er aus der Tasche ein Feuerzeug hervor, rückt an; der Wind pustet's aus. Da bilden die beiden mit ihren Leibern einen Windschuh, eng aneinander gedrängt brennt sich Panje die Papyros, der Feldgrau seine Zigarette an; machen kehrt und gehen ihrer Wege. — Feinde? Barbaren?

Eine erstarnte Russenstellung. Ein Kommando ist mit dem Beerdigen der Gefallenen beschäftigt. Ein neues Grab

ist soeben ausgehoben, ein toter Russe liegt fünf Schritte daneben. Einer der Totengräber geht hin und stoßt ihn sanft an: „Se, Panje! Fertigmachen!“

Zwei nachtheilige, dreckige Dreißigstochs kommen schüchtern an unsere Haustüre. In der Hand an einem Drahtbügel eine leere Konservenbüchse als Markttorb, auf der Suche nach einem Stückchen Brot, einem noch eßbaren Abfall. Ein leises Kinderstimmchen: „Dzien dobry, Pan!“ Guten Tag, Herr — weiter nichts. Kein Bettelwort — die Konservenbüchsen und die hungrigen Gesichtchen sprechen für sich.

„Mach d'ch fort!“ murmelt der zunächst stehende Feldgrau, alter Gewohnheit folgend, vor sich hin. Aber mit den Augen sucht er schon, wo der Sandbad mit seinen schmalen Pfeßvorräten hängt... und gewohnheitsgemäß murmelt er noch ein paar mal, bis er eine dicke Schnitte von seinem Brot abgeabst hat. „Na, kommt her!“ sagt er fast unwirsch, rath, nur ein wenig heller — freundlich sollte es klingen, aber den freundlichen Kinderton hat die Stimme in drei Jahren Krieg verlernt... Und freut sich lächelnd, wie die beiden Kleinen die Hälfte gleich ins hungrige Mäulchen stopfen, die andere aber in ihre Konservenbüchse versenken... Und denkt an zu Haus... Die nackten Füßchen pattschen davon — „Dzien dobry, Pan!“

W. Ambrosius.

Der englische Durchbruchversuch bei Cambrai.

Daß unsere Front in Flandern nicht zu brechen ist, scheinen die Engländer nun eingesehen zu haben. So versuchten sie weiter südlich durch Überraschung ihr Ziel zu erreichen. Am 20. November gingen sie früh morgens bei Sonnenaufgang mit starken Kräften gegen unsere Stellungen von Fontaine-les-Groffiles bis Riencourt vor. Dieser Angriff wurde aber im allgemeinen unter schwersten Verlusten der Feinde abgewiesen, nur an einigen Stellen gelang es ihnen, unseren ersten Graben zu besetzen. Gleichzeitig brach jedoch nach kürzerem aber stärkstem Trommelfeuer auf der Front von nördlich Gavrincourt bis Bontoux ein gewaltiger, englischer Angriff gegen unsere Stellungen vor. Unter Verwendung ganzer Geschwader von Tanks versuchte der Feind auf Cambrai durchzubrechen. Seine ersten Ko-

sonnen schlug freilich unser Abwehrfeuer nieder. Aber der Engländer erlebte durch rücksichtsloses Auffüllen und Nachschieben außerordentlich starker Reserven seine Verluste und drängte uns in eine rückwärtige Stellung zurück, wo unsere Reserven den englischen Massenstoß auffingen. Und damit kam der Kampf zum Stehen. Der englische Traum, bei Cambrai einen strategischen Überraschungsdurchbruch erringen zu können, war bereits nach zwei Tagen gescheitert. Aber so viel Gelände hatten die Engländer doch gewonnen, daß ihre Geschütze jetzt das Städtchen Cambrai wirksam beschießen können. Wie es ehemals auslief, erleben unsere Väter aus unserer Abbildung. Bald freilich werden nicht mehr viele Steine aufeinander stehen, denn im Herbst ist der Engländer unbefruchteter Meißel.



Ansicht von Cambrai. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros

Zu unserem siegreichen Vormarsch in Italien.



Übergang österreichisch-ungarischer Truppen. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Gebeutetes italienisches schweres Riesengeschütz. Aufnahme des Bild- und Filmmag.

Verwundetenfürsorge und Kunstgewerbe. Von Wilh. Pieper-Düsseldorf.

Eine überraschende Problemfalle zeitigte der Krieg. Und wenn diese Problemfalle größtenteils ihre Lösungsreife fand, so ist das eine der wenigen nutzbringenden Folgen der langen Kriegsdauer. Die Berufsfürsorge für Kriegsbeschädigte marschiert mit an der Spitze jener Fragen, die zu einer nie vorhergesehenen Bedeutung ausreisten. Was die Stadt Düsseldorf auf diesem Gebiete bisher wirkte, wurde schon vielerorts rückhaltlos als vorbildlich anerkannt. Dabei entwickelten sich diese gewichtigen Dinge aus sehr bescheidenen Anfängen.

Nur Freude wollte man bringen in still gewordene Kinderstuben und in ernste weiße Krankenzimmer; denn das Christkindlein pockte an Türen und Türen in Stadt und Land und stellte dunkle Tannen mit blühenden Wachslächtern und klingenden Silberbellen hinter blitzblanke Stubenfenster. Und ein Heer von Kleinen folgte ihm mit hellen Augen und offenen Händchen. So auch in unserer Rheinstadt. Ueber dreitausend Kinder, deren Väter zur Grenzwachtausgerückt sind, sollten auch zur letztjährigen Kriegswihnacht, guter deutscher Sitte gemäß, mit Gaben bedacht werden. Und was lag näher, als die Tausende von Hände zu rüstigem Schaffen aufzurufen, die in hochfenstrigen weitläufigen Spitälern nach zerstreuer Tätigkeit suchten. So ward denn beiden geholfen: den Kleinen und den Großen. Ein emsiges Wirken hub an. Aus Ecken und Winkeln trugen findige Geister Arbeitsstoffe jeglicher Art zusammen: Holz, Bretter, Pappe, Papier, Blechabfälle,

Stanniol. Junges Künstlervolk lud sich ein; unter Rat und Anleitung und unter Fingern, die vordem mit Säge und Hobel, mit Hammer und Kelle hantiert, die Karren und Flug geführt, entstand wunderliches Spielzeug, drollig-ernst, gestaltenbunt. Christtag stand noch in weiter Sicht, und schon marschierten ganze Heere pikaresker Zinnsoldaten aus den Lazaretten. Kopfreiche Puppenvölker in phantastischen Trachten mit so der Puppenstubeaussteuer folgten, und zwischendurch tummelte sich allerlei Gekier, großes und kleines, tropisches und nordisches. Praktische Säckelchen kamen außerdem hinzu, Holzschnezarbeiten, Nähkästen usw., und die Freude der also beschenkten Jugend mag kaum größer gewesen sein, als die Zufriedenheit in den Krankenzimmern.

Aber bei der Zufriedenheit hatte es nicht sein Bewenden. Die Soldatenkünstler jüngsten Datums und ihre Lehrmeister staunten ehrlich darüber, was sie fertig gebracht hatten, und dabei taten sich ihnen Ausblicke von unendlicher Weite auf. Eine Fülle von zielbewusstem Wollen, anerkennenswertem Können, vielversprechendem Talent hatte sich offenbart.

Die anfängliche Unterhaltung und Zerstreuung betonende Beschäftigung der Lazarettinassen ist längst einer ernsthaften, zielbewussten Arbeit gewichen, die ein gutgeschultes Lehrpersonal leitet. Insofern haben denn die Düsseldorfer Lazarette eine Wandlung erfahren und ein umfassenderes Arbeitsgebiet zugeteilt erhalten, als sie gleichzeitig als Fortbildungs-



Künstler der Arm., mit dem sogar geschrieben werden kann.

schulen für vorge-schrittene Jahrgänge dienen. Große luftige Räumlichkeiten wurden in Unterrichtszimmer umgewandelt, mit eigens für die Militärriesen angefertigten Pultbänken, wie wir solche im verteilten Ausmaß als kurzhohe Knieleise leuchtend drückten. Nach allen Regeln einer vernünftigen Unterrichtsmethode wird nun gerechnet,

falls die Fach-kurse für Metall-arbeiter, Mechaniker, für Büro-angestellte und Kaufleute, sowie jene Kurse, die einer Vorbereitung der Handwerker auf die Meisterprüfung dienen. Eine überraschend große Zahl Generalisten, deren Zustand noch keine Teilnahme an den Fachkursen gestattet, wandte sich unter der Leitung von Direktor Gotter,



Ein Kriegsverletzter am Zeichenbrett.

geschrieben, und zwar mit Stahlfedern und Maschinen, stenographiert und gezeichnet.

Da besuchte ich kürzlich den Fachkurs für Baugewerbe. Aus ehemaligen Hausen, Zimmerleuten und Technikern legten sich die Schüler dieser Klasse zusammen. Wirklich wohlthuend berührte mich die hier geübte Lehrmethode, die neben der sachlichen Heranbildung der Leute vor allen Dingen auch die künstlerische Richtung betont, die eine zielbewusste Förderung der deutschen Baukunst bezweckt. Wie notwendig gerade die nachdrückliche Förderung der architektonischen Bestrebungen unserer Zeit ist, guma!



Modellierarbeiten.

den ein Stab vorzüglich durchgebildeter Fachlehrer unterstützt, der Anfertigung kunstgewerblicher Arbeiten zu. Wirklich Vorbildliches, künstlerisch Wertvolles wird hier geleistet, und vor allem der Beweis erbracht, daß der Geschmacks unserer Zeit einer wohlthuenden Bollendung zustrebt. Gottlob sind wir bald hinaus über den Tiefstand einer faden Modistenindustrie und ebenso minderwertigen Spielzeugfabrikation.

Das durch den erbarmungslosen Kitzel der letzten Jahrzehnte im Geschmacks verrohte große Publikum muß wieder künstlerisch sehen lernen. Die Anfänge einer Erziehung unseres Volkes im künstlerischen Geiste nehmen wir auf allen Gebieten wahr. Und nach diesen Gesichtspunkten wird in der Düsseldorfer Verwundetenfürsorge deutsche Kulturarbeit geleistet, sozial wie künstlerisch, und sie bietet uns Gewähr dafür, daß man uns auch für den kommenden Frieden gerüstet finden wird.



Kunsttöpfereien.

unter unsern ländlichen Maurern und Zimmerleuten, das werden alle anerkennen, die den immer noch vorherrschenden Tiefstand der ländlichen Bauweise beklagen. Von den allzu üblichen vierkantigen Backsteinkästen mit aufgesetzten flach abfallenden Dächern, die unsere charakteristischen schönen deutschen Dorf- und Kleinstadtbilder so erbarmungslos verunzieren, will ich schweigen. Aber schließlich genau so verwerflich ist das Hineinbauen von galerieunförmigen Schweizerhäuschen in die norddeutsche Tiefebene oder die Errichtung heftiger malerischer Dorfhäuser am Niederrhein. Diesem Unfug der letzten vierzig Jahre muß gründlich gekennert werden. Geben wir deutschen Landen ihre deutsche Schönheit wieder! Das sei das Leitmotiv. Und daß die Düsseldorfer Fachklasse für Baugewerbe ihre uniformierten Schüler in diesem Sinne belehrt, muß jeder Deutsche, der seine Heimat schätzt, mit Befriedigung wahrnehmen. Allerdings sind dem Erreichbaren gewisse Grenzen gesteckt; denn innerhalb der kurzen Ausbildungszeit sind die Leute gewiß nicht zu fertigen Architekten umzubilden. Sehr gut besucht sind auch gleich-



Ausgefärbtes und bemaltes Kinderpielzeug. (Von den „Düsseldorfer Schnittpfögen“, die als Vorlage dienen, sind 12 Blatt erschienen. Zu beziehen durch die Hauptstelle für freiwillige Arbeitsleistung, 100, 100, Düsseldorf, Rietingerstraße 50.)

Mäusejagd im Lazarett. Von Schwester Elsa von Bodemann.

In dem großen, hellen Krankenhaus, in welchem die vielen verwundeten Soldaten gesund gepflegt werden, lebt still und bescheiden eine große Mäusefamilie unter dem langen Korridor. Gute Ordnung und Zucht ist in der Mäusefamilie. Wenn Mausepapa oder Mausemama etwas sagen, sind die vielen Kinder still und reden nicht dagegen.

Es gibt viel zu tun. Die ältesten Mäusekinder haben die Küchenabfälle vom Krankenhaus herbeizuschleppen, die drittälteste muß die Gänge sauber halten, Hopps, die vierte Maus, muß kochen, und Fiffi muß in der Welt herumhorchen, was passiert; denn der alte Mausevater kann sich keine Zeitung halten. Vielleicht kann er auch nicht lesen, aber das mag er den Kindern nicht sagen.

Von Fiffi will ich erzählen. „Wenn nur nicht russische Mäuse herkommen“, sagt der Vater, „das wäre ganz schrecklich, die haben keine Manieren, die sind verwildert und boshaft!“

„Ach, die fressen uns alle auf“, jammerte die Mausemama.

„Wir werden euch bis aufs Blut verteidigen“, sagt stolz der kleine Hopps. Und dann singen die kleinen Mäusekinder mit ihren feinen, feinen Stimmen: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Und Mausevater und Mausemama beruhigen sich wieder.

Aber ich will ja von Fiffi erzählen.

Im Krankenhaus ist's heute bei nah lustig; denn ein paar Soldaten sind gesund gepflegt, sie tragen wohl den Arm in der Binde, aber es geht ihnen gut und sie schwagen viel. „Ei“, denkt Fiffi, „da kann ich viel Neues hören“, sie zieht ihre Filzpantoffeln an und schleicht in ein Winkelchen.

Was die nur erzählen! 250 000 Stalkener sind gefangen! — Reife geht Fiffi etwas näher heran.

„Eine Maus!“ „Eine Maus!“ rufen die Soldaten durcheinander. „Die jagen wir.“

Arme Fiffi! „Kinder, das muß vorschriftsmäßig gehen, also Bajonettkampf!“ — „Stillgefallen! — Los!“

Wie sehen die Soldaten aus mit ihren wilden Augen — entsetzt — grausig. Fiffi rennt vor Angst auf die Gardinenflänge.

Die Fahne.

Man feiert einen Sieg,
Und lustig flattert die Fahne
Vor meinem Fenster. —
Wir aber scheint das Rot der Fahne — Blut,
Das bleiche Weiß wie harre Todesblässe,
Auf die das Schwarz wie Todeschatten fällt.
Denn ich muß immer an den Einen denken,
Den ich für diesen Sieg gegeben habe.

Irmengard Scholz.

noch: „Deutschland hat gesiegt!“ Sie nimmt die Apfelsinenschale als Kriegsbeute nach Hause.

Ihr hättet wohl hören mögen, was Fiffi zu Hause erzählt hat; ich wäre auch gern dabei gewesen!

Einen ordentlichen Festtag gibt's in der Mäusefamilie, und Fiffi bekommt einen großen Spedorden, der jeden Tag erneuert wird.

Aber wißt ihr, was ich denke? Fiffi wird noch ein bißchen dazu gemogelt haben; denn das tut jeder, der von seinen Kriegstaten erzählt, das schadet aber nichts.

Koch nie wurde: „Deutschland, Deutschland über alles“, so klar gesungen wie an dem Abend.

Meine Geschichte ist wahr; denn die Apfelsinenschale hängt zum ewigen Andenken in dem stillen Mäuswinkel; ich habe sie selbst gesehen, als ich einmal einen Groschen aus dem Loch herausholte.

Welthungersnot? Von Dr. Fehr. von Madag.

„Die größte Gefahr scheint Rußland; ich glaube, die größte Gefahr ist Amerika.“ Also schrieb vor fast zwanzig Jahren Fontane in seinen Briefen an Morris, heilsamer Vorausschauend, wie Europa und den Mittelmächten ein weit schlimmeres Schreckgespenst als das „Asiatisch werden“, mit dem Napoleon fürchten machte, drohte: der angelsächsische Großkapitalismus, der mit seinen plumpen Polypen-Saugfüßen überall ansetzt, um das Blut aus kräftigen, selbständigen Volkswirtschaften auszusaugen. Die National City Bank, bekanntlich das erste Finanzunternehmen der Union, in deren Verwaltung neben Morgan die Rockefeller, Kuhn, Loeb & Co. nebst anderen die minores des Wallstreet-Olymps sitzen, hat unlängst einen Wirtschaftsbericht veröffentlicht, über den gewiß weder Herr Wilson noch irgendeiner seiner kriegsbegeisterten Mitbürger und Gefinnungsgenossen diesseits oder jenseits des Atlantischen Ozeans Freude empfinden wird. Denn in diesem Rundschreiben wird von einer Seite, die gerade jetzt zu übertriebener Schwarzseherei gewiß am wenigsten Anlaß hat, ein denkbar düsteres Bild der in Aussicht stehenden Ernährungsverhältnisse entworfen. Von der vorigen Ernte bestände so gut wie nichts mehr an Vorräten. Die Winterweizenernte sei am 1. April noch auf 430, am 1. Mai aber nur mehr auf 336 Millionen Bushels geschätzt worden. Sollte also soviel verbraucht und ausgeführt werden, als es im vergangenen Jahr geschah, so müßte der Ertrag an Frühjahrswitzen um rund 300 Millionen Bushels höher sein als bei der letzten Ernte, was aber angesichts der schlechten, trockenen Witterung gänzlich ausgeschlossen sei. Hiernach ergäben sich erschreckende Aussichten für die Zukunft. Gewiß! Schon die jetzigen geradezu phantastischen Preissteigerungen sind ein Zeugnis dessen. Weizen beispielsweise kostet heute drüben das Dreieinhalbfache vom Friedensdurchschnittspreis. Kartoffeln sind um fast das Sechsfache im Marktwert gestiegen! Sind

die Mägen der letzten drei Jahre im Sternenbannereich lediglich Folgen ungünstiger Witterung? Keineswegs! Seit geraumer Zeit ist von allen Fachleuten dem Yankee die bittere Wahrheit zu Gemüt geführt worden, daß, wenn er an seinen jetzigen Raubbauethoden festhielte, ebensowohl die Volksernährung wie die Gewinnung der nötigen Rohstoffe für die Industrie immer größere Schwierigkeiten bereiten werde. Wenige statistische Angaben mögen die Berechtigung solcher Kassandra-rufe beleuchten. Im Lande „der unbegrenzten Möglichkeiten“ ist die Unbaufläche für Weizen, das Hauptnahrungsmittel, in den letzten zehn Jahren fast dieselbe, nämlich rund 30 Millionen Acker geblieben. Ebenso haben sich die Erträge durch bessere Wirtschaftsmethoden kaum merklich verbessert. Man vergleiche die Hektarerträge des Jahres 1913:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln
in Deutschland	20,7	17,2	19,8	19,0	135,1
in der Union	10,2	10,2	12,8	10,5	60,8

In der Viehzucht steht der starken Vermehrung der Bevölkerung sogar ein starker Rückgang der Erzeugung gegenüber, obwohl das Sternenbannereich in seinen weiten Ranchos über das beste Mittel zur Steigerung des Viehstapels verfügt. Die Zahl der Ochsen und Kühe, auf das Bevölkerungsaufwuchs gerechnet, stieg 1850 bis 1890 von 766 auf 915 und ist seitdem auf 660 gefallen. Um die Schweinezucht steht es nicht anders. Und die Zukunft bietet keinerlei Aussichten für eine Besserung der Zustände. Denn der „Landraub“, die rücksichtslose, um die Zukunft unbesorgte Ausbeutung von Grund und Boden durch das Großkapital, hat seit Roosevelts marktschreierischem, aber erfolglosem Feldzug für die Erhaltung der natürlichen Reichtümer nur immer bedenklichere Formen angenommen. Die Folge ist, daß heute bereits der altväterliche Besitz der Sterne und Streifen diesem Schmarcottum nicht



General der Infanterie Otto von Below, der deutsche Oberbefehlshaber in Italien.

Zeichnung von Prof. Arnold Buid.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin Charlottenburg.)

mehr genügt, daß es im Ausland nach neuer Beute sucht. Kuba hat es beschlagnahmt, dann Alaska, wo seine sämtlichen Matadore des Geldsacks sich vereinigt haben, um mittels eines Syndikats allen Landerwerb zu beherrschen, Eisenbahnen zu bauen, Dampferlinien zu begründen, Bergwerksunternehmungen zu betreiben, Fischerei und Pelzhandel sich zu unterwerfen, kurz, ein Land von der dreifachen Größe Deutschlands zur Domäne einer einzigen allgewaltigen Finanzorganisation zu machen. Und von dort aus soll nunmehr eine Brücke über die Meuten und Kamtschatka nach Russisch-Sibirien geschlagen werden, um dessen unermessliche Wald- und Landflächen, dessen gewaltige mineralische Schätze, Gold und Edelgestein und was nicht alles in amerikanischer Phantasie, zum guten Teil aber sicherlich in Wirklichkeit vorhanden ist, dem Dollar-Machtgebot als neue jungfräuliche Beute zuzuführen.

In eigenartiger Vertretung wirken von anderer Seite natürliche Rückschläge des Krieges als weitere treibende Kräfte für den Niedergang der nordamerikanischen Landwirtschaft. Vorab der Mangel an Kaliszufuhr, die Deutschland monopolisiert. Sodann das jähe Sinken des Zustroms an Arbeitskräften vom Ausland her. Seit dem Rekordjahr von 1907 ist bekanntlich, dank der Wirtschaftskrise, die im folgenden Jahr die Union heimsuchte, der Einwanderungsstrom stark gesunken, um dann im Rechnungsjahr 1912/13 wieder zur außerordentlichen Höhe von 1 997 000 Menschen anzuschwellen. Heute hat das europäische Völkerringen neuerdings die Einwanderungsverhältnisse auf den Kopf gestellt; 1914/15 fiel der Zugang auf die unerhört geringe Zahl von rund 280 000 Köpfen, der eine fast gleich große Zahl von Auswanderern gegenüberstand, 1915/16 gar auf rund 190 000! Die sozialwirtschaftlichen Folgen der Umwälzung liegen zutage. Im selben Augenblick, da die Union möglichst viel Arbeiter in die Munitionsfabriken treibt, sinkt der Erlatz an menschlichen Kräften jählings: vorab natürlich zum Schaden der Landwirtschaft, deren Erzeugungsvermögen so auch von dieser Seite gewaltig herabgedrückt wird. Man hat das europäische Völkerringen nicht ganz mit Unrecht einen Generalsirei der arbeitsträftigsten Männer aller kriegsführenden Staaten genannt. Und die Union, die ein Lieferant Europas nicht nur für Nahrungsmittel, sondern auch für Rohstoffe in großem Maßstab ist, hätte gewiß allen Grund gehabt, sich von diesem Zustand fernzuhalten. Statt dessen wählte sie den entgegengekehrten Weg, freilich nur, um so aufs deutlichste zu zeigen, daß das Großkapital mit seiner nimmermatten Beutegier schließlich nur sich selbst den Irt abjagt, auf dem es steht. Ein wirkliches Druckmittel gegen die ständig gesteigerten Lohnforderungen der Gewerkschaften stellt den Arbeitgebern nicht mehr zur Verfügung, und die wachsenden Lebensmittelnöte treiben dem umstürzlerischen Sozialismus Wasser auf die Mühle; das Unternehmertum steht zum erstenmal vor der Aussicht, daß ihm der rote Radikalismus über den Kopf wächst. Kurz, mögen noch so gewaltige Geldmengen nach New York geflossen sein, der Boden, die Grundlage jeder gesunden Nationalwirtschaft, ist in Amerika nicht reicher, sondern ärmer geworden, die Löhne steigen bei ständiger Verschlechterung der Lebensbedingungen, schwere soziale und rasenpolitische Krisenbildungen ziehen als unheilbringende Gewitter am Horizont des Sternenbannerreichs auf, seine Wettbewerbsfähigkeit wird an der reizempfindlichsten Stelle bedroht, der geschichtliche Fluß, der an dem glühenden Metall hängt, ist mit nach der Vormacht der Neuen Welt eingewandert. Isaac Morocoffon (Marcusohn), die rechte Hand des Rt. Hon. Lord Northcliffe, hat das große Wort gelassen ausgesprochen, Geldentum sei im derzeitigen Völkerringen das gewöhnlichste Ding der Welt, das Großartigste daran und das Ungewöhnlichste die Geschäftsorganisation, während Proudhon einmal meinte, Spekulation sei „die Gesamtheit der Mittel, fremdes Gut zu erwischen“. Der Krieg schien den amerikanischen Spekulantischen Ausichten auf Anwendung dieser Mittel in einem Umfang zu eröffnen, an den selbst der Verkünder der phantastischen Lehre, daß alles Eigentum Diebstahl sei, nicht dachte. Aber der Himmel hat dafür gesorgt, daß die Bäume derer, die im gewaltigen Ringen der europäischen Völker lediglich einen Gegenstand ihrer Geschäftsmache sehen, nicht zu ihm hinaufwachsen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade jetzt neue Geldtheorien wie Pilze nach dem Sommerregen aus dem Boden wachsen, die nämlich gegen die Überschätzung des Geldes sich richten, die ihm nur einen quantitativen, keinen qualitativen Wert zuerkennen wollen und die staatliche Bedingtheit aller seiner Geltung betonen. Wie dem sei, soviel erscheint klar: all die Kreditheine, die von den kriegsführenden Ländern in immer größerem Maßstab als Erlatz für das verschwindende Bargeld ausgegeben werden, sie sind dem Wesen nach nichts anderes als Arbeitsheine, Versprechungen, den Massenverlust der durch den Krieg zerstörten Güter durch angestrengte Anspannung aller Kräfte wieder einzubringen und durch die Arbeitsleistung neue Güter zu schaffen, die ihrerseits wieder Geldwerte für die Deckung der riesenhaft angeschwollenen Pa-

pierguld sein sollen. Kurz, die große wirtschaftspolitische Lehre des Krieges ist, daß die Welt, zum Heil der Menschheit, letzten Endes doch nicht das Geld, sondern Arbeitsfähigkeit und -fähigkeit regiert. Wurden den nimmermatten amerikanischen Glückszüglern auf ihren Raubzügen und gegen ihre Gewissenlosigkeit keine Schranken gesetzt, dann — das ist seine Übertreibung — müßten über kurz oder lang alle Kulturvölker der Erde vor der Hungersnot stehen. Aber bereits erhebt sich allenthalben scharfer Widerstand gegen diese Drohungen. Selbst in Paris warnen immer mehr Stimmen nüchtern denkender Männer, klagend, daß ein Fünftel des Ackerbodens brach liege und daß der französische Bauernstand dem Ruin entgegengehe. Noch weit größer aber ist der Anmut in Rußland, dem der Segen der Großkapitalisierung der Weltpolitik und Weltwirtschaft durch die Verbrüderung von Dollar, Pfund und Yen aus vollem Hüllhorn zuteil werden soll. Mit den britischen „Machtgeschäften“ im Baltikum fing der Handel an, darauf wurde Japan freie Hand in der Wandschüre und im ganzen angrenzenden Amurgebiet gelassen, und heute preist New York die „friedliche Durchdringung“ Sibiriens als ein Unternehmen von unbegrenzten Gewinnmöglichkeiten vor allem deshalb, weil hier Millionen Kulturarbeitern zu billigen Löhnen in den Frondienst des Großkapitals gestellt werden könnten! Angesichts solcher Umarmungen guter Bundesbrüder hat man in Petersburg gewiß alle Ursache, der Mahnungen zu gedenken, die einst Kuropatkin in der Zeit, da er sich noch nicht von der allslawischen Hegerei hatte betören lassen, in seinen unmittelbaren Eingaben an den Hof richtete. Daß nämlich die mongolische Gefahr für das zarische Reich weit bedrohlicher sei als das germanische Schreckgepenk, mit dem die Petersburger Anreißer ihre politischen Geschäfte besorgten; Turkestan und Mittelsibirien seien Rußlands Amerika, wo auf Jahrhunderte hinaus Platz für seine Auswanderer und für Entwicklung eines kräftigen Bauernstandes als festen Bollwerks gegen die gelben Siedlerherde gegeben sei, die vom Osten her in neuen Tatarenzügen Asien und Osteuropa zu überschwemmen drohten. So aber, im Lichte dieser Tatsachen, wird zugleich verhängnisvoll deutlich, was Deutschland mit einem verjüngten Rußland enger und tiefer als alle zeitlicher Friedensdrang verbunden; der in eine glückliche Zukunft weisende Wille zur Erhaltung und Entwicklung freier, auf bäuerlichem Fruchtboden ruhender Nationalwirtschaft. Aus ihm quillt unser „Drang nach dem Osten“ seit der Zeit des Deutschen Ordens, aus ihm folgert sich natürlich der geschichtliche Druck und Marsch des Russentums nach Mittelasien, wo sich ihm unbegrenzte, reiche Arbeitsfelder bieten. Wacht sich in Sturm und Wehen der gegenwärtigen Umwälzung diese Wahrheit und Erkenntnis Bahn, dann ist nicht zu bezagen, daß der Ruße wie der Franzose fünfzig Jahre lang in eine unfruchtbare Revanche-Idee sich verbohrt und verrennt. Dann wird vielmehr der gesunde Volksgrundstod des zarischen Reiches, sein Bauerntum, gerade im Deutschen den besten Freund zu wirklich glücklicher Wirtschaft und Kulturfortschritt sehen und so ein neuer dauernder Friede begründet werden, wie er der einer großen Lebens- und Freiheitsnotwendigkeit beider entspricht, in der sich zugleich ein wichtiges Zukunftproblem der ganzen Menschheit belichtet. Nämlich gemeinburgschaftlich den Kampf gegen das angelächliche Handelslertum zu führen, das den Volksherrschaftsgeanken als Material vor sich her tragt, tatsächlich aber nur den Geldsack als Allmeherrschter auf den Thron zu setzen und selbst Krieg und Politik zu dessen Dienern zu entwürden strebt. Es gilt, die Heiligkeit des Aders zu schützen und ein freies Bauerntum, den Träger aller höheren und gesunden Kultur, vor dem Gelotentum im Dienst des Kapitals, damit aber auch die ganze Welt vor dem Schicksal tiefer Zerrüttung, wirtschaftlicher und moralischer Verelendung bei äußerlichem Glanz zu bewahren. Sndem England von vornherein den Kampf gegen Deutschland auf das Prinzip der Aushungerung des Gegners stellte, hat es den Krieg zum nationalwirtschaftlichen Gebiet mit Wirtungen hinübergelieft, deren weittragende Folgen sich erst nach dem Friedensschluß offenbaren dürften. Das Geheiß des „selbstgenügsamen Staates“ wird neue Bedeutung, ungewöhnliches Gewicht erlangen. Jede Nation wird es als ein erstes Erfordernis ihrer militärischen Rüstung und Sicherheit betrachten, über soviel Lebensmittelquellen im eigenen Land zu verfügen, daß die notwendigen Volksernährungsbedürfnisse unbedingt gedeckt sind, um so jeder feindlichen Macht den Anreiz der Rückkehr zur Barbarei des Aushungerungsrieges zu nehmen. Neue Wege werden sichtbar von einem Zeitalter, das, in großkapitalistischen Anschauungen befangen, die Macht des Geldes überschätzte, zu einer gewandelten Menschheit, die den tiefen Sinn des Gebets um das tägliche Brot wieder verständnisvoll erfährt und seinen Gesetzen gehoramt, die in der Bauernstelle die Keimzelle jedes kraftvoll und selbständig sich entwickelnden Volkstörpers ehrt und die durch einen zu erhöhten Lebensformen entwickelten nationalwirtschaftlichen Staat die öde, seuchenbelastete weltändlerische „internationale“ Staatslünsterei überwindet.

8. Französische Justiz im Kriege.

Am 27. September 1914 wurden elf unserer Herren nach Casablanca geschickt, um dort vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Man bedachte: deutsche Kaufleute aus dem neutralen Marokko, wo deutsche Gerichtsbarkeit bis zu Ausbruch des Krieges herrschte, vor ein französisches Kriegsgericht, wegen angeblicher Vergehen, die samt und sonders vor Beginn des Krieges, oft viele Jahre vorher, begangen sein sollten.

Herr Seyffert, Beamter der kaiserlich deutschen Post in Casablanca, war das erste Opfer einer Kette der grausigsten Justizmorde, die je die Weltgeschichte erlebt hat. Er war verurteilt worden wegen „Spionage“, die mit folgendem Begründet wurde. Lange vor Ausbruch des Krieges hatten die Franzosen — diese Kulturträger — die Köpfe der bei Casa gefallenen Marokkaner zur Abschreckung der noch übrigen feindlichen Stämme auf Pfähle gepflanzt und öffentlich ausgestellt. Das Bild soll von einem französischen Obersten auf der photographischen Platte festgehalten worden sein, der es unter anderem auch seinem Vorgesetzten, einem deutschen Fremdenlegionär mit Namen Wolke, schenkte, der seinerseits es an Herrn Seyffert sandte mit ein paar Begleitworten, ohne sich das geringste dabei zu denken. Den Wolke hatte Herr Seyffert auf der deutschen Post in Casablanca kennen gelernt, weil er dort regelmäßig seine Briefe nach der Heimat aufgab, und war auf die natürlichste Weise von der Welt mit ihm ins Gespräch gekommen, indem er das erste Mal, als er ihn sah, sein Erkennen nicht verbergen konnte, von einem französischen Soldaten im gekünsteltsten Deutsch angedeutet zu werden. Als die Franzosen inzwischen eingesehen hatten, welche Dummheit ihr Oberst gemacht hatte mit der Aufnahme und Verbreitung eines derartig für französische Kultur belastenden Bildes, suchten sie die Weiterverbreitung zu verhindern, indem sie die Todesstrafe auf seinen Besitz legten. Dies konnte Herrn Seyffert ja vollständig gleichgültig sein, denn was die Franzosen für ihre Untertanen anordneten, ging ja ihn als Deutschen im neutralen Marokko überhaupt nichts an. Leider vergaß er es bei Kriegsausbruch unter seinen übrigen Sachen, dort wurde es gefunden und sein Schicksal war damit besiegelt. Zusammen mit dem Fremdenlegionär Wolke wurde er am Steinbruch in Casablanca erschossen. Wie ein Held ist Herr Seyffert in den Tod gegangen, indem er sich verbat, ihm die Augen zu verbinden.

Die nächsten beiden Mordurteile in Casablanca wurden am 28. Januar 1915 an zwei Freunden von mir begangen, an Herrn Carl Fide aus Casablanca und Herrn Richard Gründler aus Magagan, mit welcher letzterem wir die ganze Reise nach Seboud zusammen gemacht hatten. Mit ihm und seiner Familie waren wir bis zum Tage seiner Abführung nach Casablanca in ein und derselben Baracke gewesen. Sie wurden beide vor das Kriegsgericht — diese Farce eines Gerichts — gestellt wegen „Spionage“, angeblich begangen Jahre vor Kriegsausbruch. Diese sogenannte „Spionage“ hatte darin bestanden, daß die beiden Herren, Teilhaber der seit Jahrzehnten von Herrn Carl Fide gegründeten hochgeachteten Firma gleichen Namens, in ihren Geschäftsberichten an einander gerichtet unter einer stehenden Rubrik „Politik“ geschrieben hatten: Dies und jenes ist in Magagan resp. Casablanca vorgefallen, französische Truppen sind von da nach dorthin aufgebrochen. Hierin „Spionage“ zu sehen ist derartig wahnsinnig, daß ich mich hierbei etwas länger aufhalten muß.

Ein jeder von uns Firmeninhabern in Marokko war aus Geschäftsinteresse verpflichtet, von solchen Sachen Notiz zu nehmen und seinen Geschäftsgenossen oder Filialen hiervon Mitteilung zu machen, ganz besonders eine derartig weitverbreitete Firma wie die des Herrn Carl Fide, und wenn ich das mit von Herrn Fide vor Jahr und Tag gemachte Auerbieten, Leiter seiner Filiale in Fes zu werden, angenommen hätte, würde ich es ganz genau so wie die beiden Herren gemacht haben, deren Schicksal ich dann wohl auch geteilt hätte.

Um diese sogenannten „Politischen Mitteilungen“ zu begründen, nehme ich einen der einfachsten und plausibelsten Gründe hierfür heraus. Erfuhr man seinerzeit in Marokko, daß die Franzosen, die ins Land gekommen waren, nicht etwa, um den Aufruhr zu dämpfen, sondern anzufachen, um dann unter der Form einer „pénétration pacifique“ das Land desto leichter an sich reißen zu können, nach einem bestimmten Orte Truppen werfen würden, so konnte man annehmen, daß der bisher ruhige Handel und Wandel für längere Zeit auf das empfindlichste gestört werden würde, und man tat klug daran, das Kreditgeben, worin das ganze Marokkageschäft besteht, nach jener Gegend hin einzuschränken, oder völlig zu unterbinden. Ein weiterer Grund, auf derartige französische

„Pazifizierungsbestrebungen“ ein äußerst wachsame Auge zu haben, war der, daß infolge solcher Raubzüge die an und für sich schon sehr schwankende Landesmünze auf das empfindlichste beeinflusst wurde. Wer also in Marokko Geschäfte machen wollte und sich um Politik in diesem Sinne nicht kümmerte, war ein Narr oder wohnte in einem Wollens-tuchdsheim, aus dem er bei Durchsicht seiner Jahresbilanz sehr unansehnlich herausgeführt wäre.

Nein und abermals nein, und so laut in die ganze Welt hineingerufen, daß es zur ewigen Schmach der Franzosen so bekannt wird, wie die „sizilianische Vesper“, hier lagen ganz andere Motive vor. Bleibt auch der Mord an Seyffert dem Beurteiler für ewige Zeiten ein psychologisches Rätsel des französischen Kulturgewissens, so war das Hinschlachten der beiden anderen Opfer ein wohlüberlegtes, raffiniertes, zielbewusstes Vernichten des Deutschtums in Marokko, dessen Ausrottung Lyautey, dessen Name einmal mit denen der gemeinsten Mörder, die die Weltgeschichte aufzuweisen hat, zusammen genannt werden muß, ja laut als sein Ziel verkündet hatte. Fide war ein ferndeutscher Mann und hatte niemals daraus ein Geheimnis gemacht, für ihn gab es bei französischen Übergriffen kein Pattieren, und als ich ihn vor vielen Jahren nach dem französischen Bombardement von Casablanca in Tanger eines Abends mit Herrn Mannesmann zusammen in der Villa Valentina sprach, als er nach Deutschland reiste, um dort der deutschen Regierung die verzweifelte Lage deutscher Kaufleute in Casablanca vorzutragen, da meinte er schon damals, daß es einen Kampf auf Leben und Tod mit den Franzosen in Marokko geben würde — nun, er ist moralisch dabei Sieger geblieben, und wie Helden auf dem Schlachtfeld sind beide für ihr Deutschtum in den Tod gegangen.

Unter phantastischen Versprechungen hatte die französische Regierung und Presse Hunderttausende von Franzosen nach Casablanca gelockt, deren künstlich emporgeschichtete Erregung australische und kalifornische Goldfieber in den Schatten stellten, und in Casablanca angekommen, fanden nun diese Verführten, daß die wertvollsten Grundstücke und der einflußreiche Handel, außer französischen Cafés, Lingeltangens und öffentlichen Häusern, in deutschen Händen seien; man war aufs äußerste aufgebracht, enttäuscht und erbittert, aber nicht gegen die schamlose Einladung der eigenen Regierung — sondern gegen die Deutschen. Zum Klassenhaß, wie zwischen Reichen und Darbenden, kam der Rassenhaß geschürt von der französisch-marokkanischen Presse.

Auf diesem Boden der gemeinsamen Leidenschaften sind diese Justizmorde geschehen, wie mir ein französischer, sehr gebildeter Sergeant der Reserve, dessen Namen ich zu seinem eigenen Schutze verschweigen muß, sagte: „Werden Fide und Gründler nicht erschossen, so gibt es einen Aufstand unter den Franzosen in Marokko“, und dieser Ausspruch datiert lange bevor das Kriegsgericht sein Urteil gefällt hatte. Wären wir bei der Marne nicht zurückgegangen, so lebten beide noch heute, aber seinerzeit glaubten ja die Franzosen, daß es mit Deutschland doch ein für allemal vorbei sein würde. Lyauteys entsetzliche Mißwirtschaft in Marokko konnte nicht besser vor Frankreich und seinem Parlament entschuldigt werden, als mit seinen Worten: „Jetzt habt ihr den Beweis, neben meinem Regiment im Lande gab es ein mächtigeres Nebenregiment, das der Deutschen, die jeden Fortschritt absichtlich verhindert haben.“

Ich las erst jetzt, aus der Gefangenschaft zurückgeführt, die Todesanzeige, wie sie von der mir hochverehrten Gemahlin des Herrn Carl Fide, einer der deutschesten Frauen Marokkos, in deren gastfreiem Hause ich so schöne Stunden in Casablanca verlebt habe, veröffentlicht wurde, und die wie folgt lautet:

„Nach erfolgter amtlicher Bestätigung bringe ich hiermit allen unseren Verwandten und Freunden zur Kenntnis, daß mein lieber Mann, Herr Carl Fide, Begründer und Teilhaber der Firma Carl Fide, in Casablanca, Magagan, Marrakesch, Rabat und Fes, und sein Geschäftsteilhaber in Magagan, Herr Richard Gründler, am 28. Januar auf Befehl des Generals Lyautey in Casablanca erschossen worden sind. Mit ihnen sind zwei unschuldige, wehrlose Männer für das Vaterland gefallen, die in Marokko in hohem Ansehen standen, lange bevor die Franzosen in das Land kamen, und deren einziges Verbrechen es war, Deutsche zu sein. So fährt Lyautey fort, sein in Rabat gegebenes Wort, daß er die Deutschen Marokkos vernichten wolle, ungehindert in die Tat umzusetzen.“

Herr Mehrhorn, der Neffe des Herrn Carl Fide und die rechte Hand in dessen großem Betriebe, wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und Deportation verurteilt, aus dem einzigen Grunde, weil er der Neffe seines Onkels war und aus seiner deutschen Gesinnung niemals ein Fehl gemacht hatte.

Ein anderer Herr in Diensten der Mannesmann-Gesellschaft wurde vor das Kriegsgericht in Marrakesch gestellt, mußte die Entfernung von über 200 Kilometer von Casablanca nach Marrakesch zu Fuß zurücklegen, weil in seinem Besitz eine Photographie gefunden, die, wie sein Verteidiger nachwies, schon früher in französischen Journalen erschienen war, und weil unter seinen Aufzeichnungen eine Notiz gefunden worden war, die er sich infolge einer Unterhaltung von zwei französischen Offizieren in einem Café gemacht hatte. Die Anklage stand auf derartig schwachen Füßen, daß sie fallen gelassen werden mußte und Freispruch erfolgte. Zurückbefördert wurde er in derselben Weise als Schwerverbrecher.

Der österreichische Honorarkonsul in Casablanca wurde zuerst zum Tode verurteilt, dann zu 10jähriger Zuchthausstrafe begnadigt, weil in seinem Geschäftslokal ein Jahre alter Biß eines Arabers gefunden worden war, daß, falls einmal in Casablanca die umliegenden Kabylen eindringen sollten, er ihm gerne mit seinen Leuten zu Hilfe kommen würde. Derartige Briefe und Anerbieten hat wohl ein jeder von uns zu Dutzenden erhalten, sie aber meistens lachend in den Papierkorb geworfen; hier in diesem Falle war dieser Biß unglücklicherweise von einem Angestellten mit anderen Schriftstücken einfach abgelegt worden.

Unter welcher entsetzlichen Umkleide der Hin- und Rücktransport nach Casablanca stattfand, macht man sich kaum eine Vorstellung. In Ketten zu zweien, im Laderaum des Schiffes bei verschlossenen Türen ohne Luft und Licht und selbstverständlich ohne Abtritt und so gut wie ohne Nahrung, in Oran in unterirdischen Löchern von Gefängnissen zusammen mit eingeborenen Mördern, vermesen nach dem Vertillonischen Erkennungssystem, unter Abnahme von Fingerabdrücken, unter Aufnahme fürs Verbrecheralbum, nach körperlicher Untersuchung, die in allen ihren Teilen sich nicht beschreiben läßt, und dies alles, selbst wenn die Herren vor dem Kriegsgericht in Casablanca freigesprochen worden waren.

Als einer der Herren, der infolge eines Unglücksfalles vor Jahr und Tag sein rechtes Bein verloren hatte und nur am Stod mit Hilfe eines künstlichen Beines sich fortbewegen kann, auf der offenen See von Casablanca bat, ihm die Handfesseln abzunehmen, um vom Leichter aus bei schwerbewegter See auf das Fallreep des Dampfers zu kommen, wurde ihm dies mit der höhnischen Bemerkung der begleitenden Gendarmen verweigert, daß, falls er ins Wasser fiele, eben ein „Boß“ weniger sei, was ja kein Unglück wäre. Trotz seiner verschiedenen Eingaben, daß er mit Fug und Recht unter die Kategorie der zum Austausch berechtigten Schwer-

verwundeten falle, wurde dieser Herr nicht freigelassen, zumal nachdem seine völlige Unschuld selbst vor dem Kriegsgericht glatt erwiesen war, sondern Lyautey antwortete, es sei erwiesen, daß er in Marokko geritten habe — es gibt dort nämlich kein anderes Fortbewegungsmittel — und demnach trotz Amputation eines Beines noch immer für den deutschen Heeresdienst, selbst für Kavallerie, in Betracht käme. Von Anfang des Krieges bis Ende März 1916 blieb dieser Armste gefangen.

Auf dem Rücktransport von Casablanca trafen unsere Herren mit vielen armen deutschen Kriegsgefangenen zusammen, die zu Begearbeiten nach Marokko gebracht, von den dortigen Kriegsgerichten zu den furchtbarsten Strafen verurteilt worden waren. Trug einer derselben eine aus der französischen Schweiz stammende Uhr mit irgendeinem französischen Wort darin, so war Raub in Belgien oder Frankreich erwiesen, und das Urteil lautete auf 10 Jahre Zwangsarbeit. Ein Unteroffizier hatte diese Strafe erlitten, weil auf seiner Brust ein kleines goldenes Kreuz gefunden worden war, das ihm seine Mutter beim Abschied umgehängt hatte.

Am 3. Februar 1915 wurden erst die Herren Legationsrat Morath, kaiserlich deutscher Vizekonsul in Marrakesch, und Herr Diehl, Verweser des kaiserlich deutschen Konsulats in Casablanca, aus der Gefangenschaft entlassen, nachdem die Sekretäre dieser Herren bereits am 15. Januar hatten abreisen dürfen. Der deutsche Konsul in Fes, Herr Dr. Proebster, war nach Fes zurückgeschleppt worden und dort aus dem Zellengefängnis, in welchem er in Einzelhaft saß, dem Kriegsgericht vorgeführt worden. Dies, um die rechtliche Frage zu berühren, wie unsere offiziellen Reichsvertreter behandelt wurden, die infolge ihrer Stellungen absolut als exterritorial zu betrachten waren, besonders unter dem erneuten Hinweis darauf, daß Marokko überhaupt nicht französisches Territorium ist. Ein Schweizer, Teilhaber einer deutschen Firma in Magagan, hatte sich mit seinen kleinen Kindern, dem französischen Ehrenwort glaubend, daß die deutsche Kolonie nach einem neutralen Hafen gebracht werden würde, aus Sympathie für uns Deutsche ebenfalls auf unseren Dampfer begeben, und nur den Bemühungen seiner bei Kriegsausbruch in der Schweiz befindlichen Gattin gelang es, daß er am 4. September abreisen konnte. Eine andere Schweizer Dame aus Zürich, die sich bei Kriegsausbruch in Marokko befand, wurde erst am 8. Dezember 1914 frei.

Einen Russen, der als früherer Vorleser am Hofe von Wladiwostok den Franzosen verdächtig erschien, hat man fast ein Jahr lang im Gefängnis von Oran schmachten lassen, ihn



Ein Kampf in den Luft: Angriff eines von zwei Offizieren geführten Doppeldeckers auf einen französischen Festballon. Nach der Natur gezeichnet von Hugo L. Braune

dann nach Sebbaou gebracht und Anfang 1916 seines Alters und seiner gänzlich ruinierten Gesundheit wegen freigelassen.

Die Bemühungen der Franzosen, Leute unter den Gefangenen für die Fremdenlegion zu werben, gelangen ihnen leider in einigen Fällen. Die Unwesenheit derartiger Vaterlandsverräter in unserer Mitte ließ natürlich größte Vorsicht in unseren Unterhaltungen angedacht sein. Ein französischer Sergeant sagte mir im Vertrauen, daß, falls solche Leute an die deutsche Front geschickt werden, sie sämtlich vorher einen rein französisch klingenden Namen bekämen und mit dementsprechenden Papieren ausgerüstet würden.

Trotzdem uns beim Verlassen Marokkos hoch und heilig versichert wurde, daß unser Hab und Gut geschützt würde, so wurde doch später alles mit Beschlag belegt. Meine Möbel, die wohlbeimert in meinem eigenen Hause, nicht etwa in einem Mietshaus, sich befanden, wurden meistbietend verkauft, der italienische Konsul in Saffi soll vieles davon erworben haben. Teile meiner kostbaren Bibliothek trieben sich später im Judenviertel in Saffi herum, meine fast unersetzlichen Teppichsammlungen haben ganz besonderes Interesse erweckt.

Da ich meine Geldschrankschlüssel, sowie eine entsprechende Vollmacht, vor dem spanischen Konsul ausgestellt, meinem treuen spanischen Angestellten ausgeliefert hatte, so kam noch im Jahre 1916 ein von köstlicher Naivität tiefendes Schreiben des Sequesters in Saffi an mich, ich möchte doch bitte mitteilen, ob der Besitz meiner Schlüssel in Händen dieses Spaniers mein Einverständnis habe und ob ich nicht besser „in meinem eigensten Interesse“ veranlassen könnte, daß dem Sequester meine Geschäftsbücher, Grundstücksbriefe und Privatkorrespondenz ausgeliefert würden, denn dies erleichtere dem Sequester doch sehr die Arbeit. Der Kuriosität halber möchte ich aber an dieser Stelle meine Antwort an den Sequester hier

wörtlich wiedergehen; der Brief mußte außerordentlich diplomatisch aufgesetzt werden, denn zu jener Zeit waren die Austauschverhandlungen der f. und f. österreichischen Regierung mit den Franzosen fast abgeschlossen, und hätte ich mit meinem Briefe bei den Herren Ergebnis erzielt, so hätten sie wohl den Vogel, von dem sie allerdings wohl nicht ahnten, daß er später so singen würde, nicht fliegen lassen.

Monsieur le Commissaire Spécial à Cannes
Monsieur!

En réponse à la demande du Séquestre de Saffi en date du 10 Février 1916, j'ai l'honneur de vous informer qu'étant interné depuis le commencement des hostilités et ne me rappelant plus du tout les détails de l'affaire Hamed Stgui, il m'est matériellement impossible sans être en possession de mes livres de comptabilité de vous donner de bonne foi et d'une façon précise aucun renseignement qui pourrait vous être utile dans cette affaire.

En ce qui concerne l'enlèvement de ma comptabilité, titres de propriétés et correspondance personnelle, ciels, etc., c'est avec mon entière autorisation et en mon nom concernant Mr. Sanchez sujet Espagnol; je regrette beaucoup de ne pas être en mesure de vous rendre le service demandé, c'est à dire de vous soumettre les pièces qui pourraient vous être utiles dans l'affaire en question.

Veuillez agréer, Monsieur le Commissaire, l'assurance de mes sentiments distingués.

W. K.

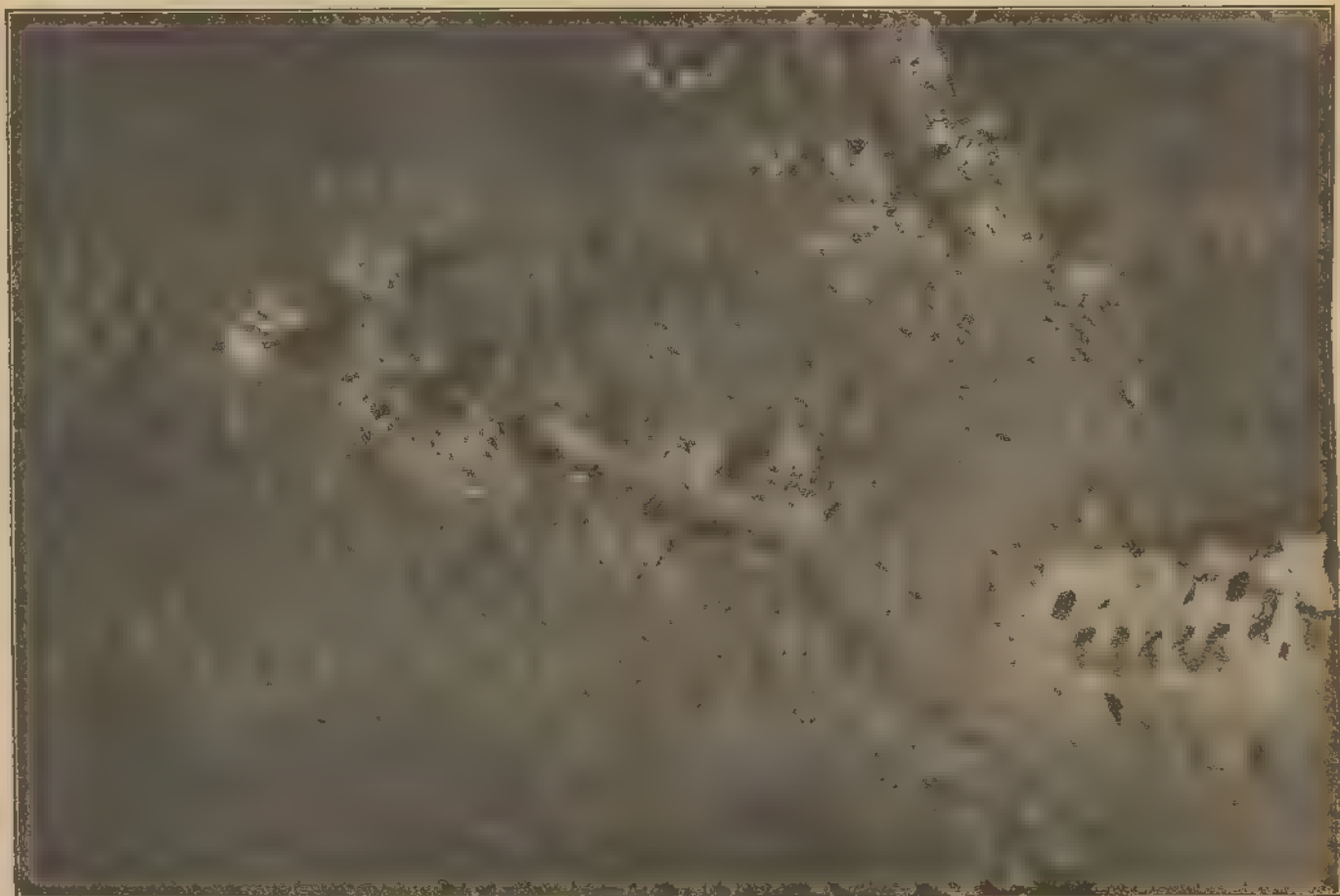
Gebrüllt aber vor Lachen haben wir, als ein Herr angefordert wurde, seinen Geldschrankschlüssel dem Sequester einzufinden, da der Schrank verkauft sei, der neue Besitzer aber ohne Schlüssel nichts damit anfangen könnte. Dies ist doch wirklich eine Unverschämtheit, die ihresgleichen sucht.

In Schlamm und Morast. Von Fr. Willy Frerf.

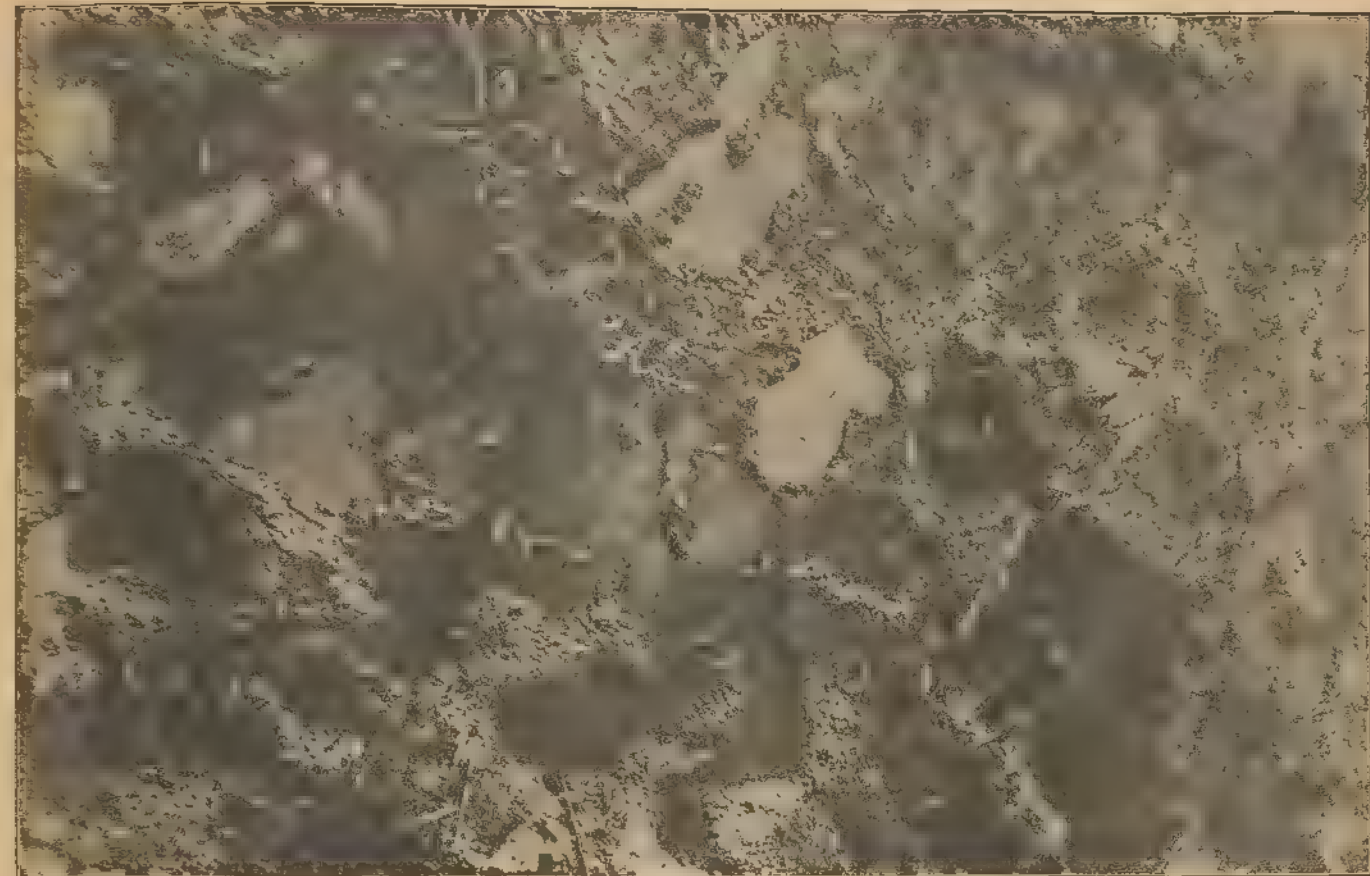
Während drunten in Italien die deutsch-österreichisch-ungarischen Heere die demoralisierten italienischen Truppenmassen in nie erhörter Schnelligkeit vor sich her gejagt haben, während um Cambrai Tausende von Engländern ihr Blut lassen müssen, tobt auf dem alten flandrischen Schlachtfeld ohne Unterbrechung der heiße Kampf um den nordwärts sich hinziehenden Höhenzug zwischen Tourcoing und Roulers. Menin und Roulers sollen vor dem Beginn des eigentlichen Winters noch englisch werden. Es ist ein täglich sich erneuerndes Trauerspiel von unerhörter Tragik, das sich in diesem ungeheuren Trichterfelde von Schlamm, Wasser und Morast abspielt. Grau in grau hängt

der Himmel über dem toten Lande, die herbliche Schönheit seiner hedenumsäumten Wiesen, seiner hohen Pappeln, seiner träge fließenden, glitzernden Kanäle, alles, alles dahin. Schlamm, tieftief, hüftentief, Schlamm und Wasser soweit das Auge reicht. Von allen Bäumen stehen nur noch die Stämme, zerfetzt und zerfetzt sind die Kronen, Trümmerhaufen die Häuser und Kirchen blühender Städte, friedlicher Dörfer. Das ganze Schlachtfeld ist ein einziger gelbbrauner, zäher, weg- und fegloser Lehm.

In dieser grenzenlos traurigen Wüste, in die immerdar das wütende Feuer englischer Granaten hineinprasselt, in



Überreste des Dorfes Paschendaele, das viel umkämpft wurde. Von einem deutschen Flugzeug aus aufgenommen.



Trichterfeld in der flandrischen Kampffront. Aufnahme eines deutschen Infanteriefliegers aus 100 Meter Höhe. Wassergefüllte Granattrichter, die unter neuen Einschlägen schwerer Granaten dauernd ihre Form verändern, gestalten den Kampf in solchem Gelände zu einer unlagbaren Wüste.

einem fast ununterbrochenen Hagel schwerer und schwerster Geschosse liegt unerschüttert die deutsche Infanterie. Es überläßt einen das Grauen, wenn man diese Menschen hier sieht, die nun seit Wochen und Monaten im Dreck und Wasser ein nicht mehr menschenähnliches Dasein fristen.

Und immer noch hämmert der „Tommy“ mit allem, was seine zahllosen Batterien hergeben wollen, in dieses armelige, mißhandelte Stück Erde. Kein Fleck ist mehr, da nicht schon eine Granate einschlug, kein Krümchen Erde, das nicht englischer Stahl durchwühlte.

Immer wieder versuchen sie's in Massen durchzukommen. Die letzten Tage der Flandernschlacht wissen ein Lied zu singen von gräßlicher, graufiger Blutarbeit. Am Paschendaele ging's dieses Mal. Am 26. November, morgens um sieben Uhr, ward aus normalem Beschuß urplötzlich, schlagartig heftiges Trommelfeuer. Die Erde zittert und bebt, die Luft ist voll rasender, glühender Stahlbrocken, allüberall spritzen die Lehmfontänen hoch empor, Wasserfäden steigen gen Himmel, Rauch, Qualm, Gas liegen in dichten Massen über dem Schlachtfeld, das Heulen und Krachen nimmt kein Ende. Unaufhörlich schmettern mehr als tausend Geschütze ihre brüllende Eisenlast auf die deutschen Trichterstellungen, in denen harte, wettermürrte Gestalten des Augenblicks harren, da er selbst kommen wird, er selbst: der „Tommy“. Bis an die Knie, bis an die Hüften stehen sie in Lehm und Wasser, die frostklammen Finger am Abzugshahn, die Augen starr nach vorn gerichtet, von wo er kommen muß, der Feind. In der vordersten Stellung wankt die Erde, spritzt gelber Lehm, weiter hinter ihr, im rückwärtigen Gelände aber bersten Häuser tragend auseinander, brennen die Dächer und loht feurige Glut aus Höfen und Scheunen. Denn nicht nur die vorderste Stellung betrommelt der Engländer, nein, gleichzeitig belegt er das Hintergelände mit starkem Störungsfeuer, damit keine Reserven herangeführt werden können. Und doch sind sie da, wenn der Feind vordrückt, überall stehen und liegen sie ohne Unterstand, ohne Deckungsgräben — des Befehls gewärtig, einzugreifen.

Eintönig fällt der Regen, aber trotzdem surrt und brummt es plötzlich über unsern Haupten: ein deutscher Infanterieflieger. Tief, ganz tief, jaßt als sollte er landen, rast er über die Trichter dahin. Da vergessen die grauen Gestalten im Lehm einen Augenblick alle Todesnot, alle Gefahr, Hände winken, erdfarbene Taschentücher flattern im Novemberwind: die Flieger kommen helfen, kommen trotz Regen und Sturm! Das tanzt man an der Somme noch nicht! Da war es immer der Engländer, der über die Gräben dahinbrauste. Jetzt glänzt das schwarze elferne Kreuz verheißend im morgendlichen Dämmerlicht von den unteren Tragbecken, und ein dunkler Arm reckt sich über den Kampf heraus und wirft sekundenlang zurück: Waffenbruder! — „Gestern war ich bei Sonnebeele in Stellung.“

erzählt ein Unteroffizier, „da freuten unsere Flieger in niedriger Höhe über der feindlichen Stellung und funkten mit Maschinengewehren; Engländer waren weit und breit nicht zu sehen. An der Somme war es umgekehrt! Wenn jetzt der Tommy kommt, dann sind gleich auch unsere Jagdflieger da, und dann ist es mit der englischen Herrlichkeit meist schnell vorbei!“

Ein Befehl ruft die Reserven nach vorn, der erste Angriff auf Paschendaele ist abgeschlagen, aber Flieger melden neue Ansammlungen hinter der feindlichen Front; sie wollen also nochmals angreifen. Aber noch während sich die Leute zum Vorgehen fertig machen, bringt schon ein Weidehund die Nachricht, daß dieser zweite Angriff zerstückt ist. In 27 Minuten ist der brave Hund — der hier im zerhockenen Trichterfelde Fernsprecher und Telegraph ersetzen muß — vom Regiment zum Gefechtsstand gelaufen, eine Strecke, zu der ein Weidehund eine Stunde und zwanzig Minuten braucht.

Inzwischen ist der Regen heftiger geworden, es gießt in Strömen. Die Flieger sind verschwunden, trostlos grau hängt der Himmel über dem zerstörten Lande. Das feindliche Feuer hat etwas nachgelassen. Langsam, langsam rückt die Zeit

Da, gegen 1/4 Uhr nachmittags, kündigt ein neuer Hagel von Stahl und Eisen neue Angriffsabsichten des Gegners an. Unter dem Schutze des Regens, der keinem Flieger Einsicht in sein rückwärtiges Gelände erlaubt, hat er weitere Reserven herangeführt, die er nun in dichten Massen in den Kampf wirft.

Am Paschendaele geht's heute, mögen die Kanadier bis auf den letzten Mann fallen, es sind ja „nur“ englische Hilfsvölker, wie die anderen, die Franzosen und Portugiesen, die Schwarzen und die Gelben, alle, alle! Mit verbissener Mut kommen sie heran, zusammengebrängt, gleitend, stoßend, Schritt für Schritt, langsam durch den zähen, breiigen Lehm. Da faßt sie das deutsche Sperrfeuer. Es liegt gut, mehr als gut, furchtbar, entsetzlich. Mitten in die dichten Reihen schlägt das hämmern, heulende Eisen, lückenlos, mähend wie ein Gang ausholender Schnitter. Noch einmal treibt unermüdet, hirnverbrannter Befehl die englische Infanterie zum Sturm vor, noch einmal prasselt der Hagel der Maschinengewehre, der Orkan der Geschütze in die Linien der Bahnmühen, dann fluten sie wild zurück, geschlagen, verflört, Hals über Kopf. Über die Berge von Leichen, durch Gräben und Pfützen aber springt — die Handgranaten in den nervigen Fäusten — die deutsche Grabenbesatzung zu wuchtigem Gegenstoß vor, säubert die Trichter und treibt den Tommy noch weiter zurück, als er anfangs war.

Vor und zurück, zurück und vor, so geht es nun schon monatelang, jahrelang. Ungezählter Selten Blut hängt Flanderns Erde, und immer noch ist kein Ende abzusehen.

In Udine. Von Karl Hans Strobl.

Die Deutschen sind ein paar Tage vor uns in die Stadt gekommen. Jetzt stehen schon Posten an den Eingängen; eine Schnur mit roten Lappen spannt sich quer über die Straße: „Galt! Passierchein!“ Es ist bereits Ordnung gemacht, wie man sieht. Ein kleiner Mensch mit einem fuchsröten Bart lieft meinen offenen Befehl und macht dazu das Gesicht eines Oberlehrers, der einen Aufsatz durchsieht.

„Passiert!“ Die Schnur mit den Lappen senkt sich; mein Auto mit seiner Last italienischer Gewehre hinten auf, rassist hinein, nach Udine, in die Hauptstadt des Friaul.

Wir sind in Udine, merkt es, o Seele, in Udine, dem italienischen Hauptquartier! Und der General Cadorna hat nicht viel Zeit gehabt, alle seine Vorräte mitzunehmen.

Die Magazine der italienischen Armee in Udine sind zum Bersten voll, und wir können alles so gut gebrauchen. Da sind ungezählte Tausende von vortrefflichen Schuhen, Wäsche in Bergen, Uniformen aus einem Tuch von einer bei uns schon unvorstellbaren Güte. Das ist fast noch besser als der Weinteller. Man macht nicht viel Umstände mit dem Umkleiden; es geht alles ohne Bezugschein. Man holt sich aus dem nächsten Militärarmmagazin Hemden, Hosen, Schuhe, Taschentücher, legt sich auf den Gehsteig, tut den alten Menschen weg und den neuen an.

Mein, Cadorna hat nicht viel Zeit gehabt, ans Ausräumen zu denken. In dem großen Gebäude, in dem jetzt das Armeekommando sitzt, sind an den Türen noch die Tafeln der italienischen Generalstabsabteilungen angebracht, und die Gasse, auf die sich unsere Offiziere niederlassen, sind sozusagen noch warm von dem Diesbezüglichen ihrer feindlichen Vorgänger.

Wenn man durch die Straßen von Udine geht, wundern wir sich darüber, was es auf der Welt alles gibt. Vergessene Vorstellungen feiern Unsterblichkeit, sprengen den Dadel unseres entlagenden Verzichtes und steigen ans Licht. Reis! Kaffee! Olivenöl! Gebirge von Reis und Kaffee, von Konserven mit Fleisch, Obst, Tomaten, grünen Erbsen, Gemüseallerlei, Ströme von Olivenöl. Wirklich, ist die Welt so schön und reich? Und vielleicht ist Udine kein Maßstab und man darf die Richtigkeit der A-Bootsmathematik nicht nach dieser Stadt beurteilen, die ein Hauptquartier war und deren Bevölkerung in Zufriedenheit erhalten werden sollte.

Ich wohne nämlich im Hause des Advokaten Dr. Pecile. Ich habe mich selbst eingeladen, wie sich jedermann in Udine selbst eingeladen hat. Die Bevölkerung hat nämlich Hals über Kopf die Stadt verlassen, trotzdem die Militärbehörden sie zum Verbleiben aufgefordert haben sollen. Aber die Kriegspresse der Ententestaaten hatte so lange von unserem Blutdurst und unserer Grausamkeit gesprochen, bis sie Glauben fand. Jetzt hätte man uns gerne als vertrauenswürdig hingestellt, aber die entsetzte Phantasie der Udinesen pinselfte sich belgische Greuel aus. Wer nur irgend konnte, verließ die Stadt. Das sind: die Reichen, die Intellektuellen, die Kriegshexen. Zurückgeblieben sind hier: die Armen, die Lastträger des Krieges, die ihn nicht gerufen haben. Die den Drei eingekerkert haben, sind fort, sitzen in Florenz oder Rom und leben von ihren Bankguthaben; auslöffen dürfen ihn die andern.

Auch der Signor Pecile ist fort. Aber das war nicht wohlgetan; denn eine geschlagene Armee kennt keine Schonung des eigenen Landes, und die flüchtenden Italiener haben überall Nachschau gehalten, ob nicht etwas Brauchbares vorhanden war. Die Nachzügler haben die verlassenen Wohnungen und Läden erbrochen, und bei Signor Pecile sieht es nicht gut aus, nein, es sieht wirlich gar nicht gut aus. Man hat alle Kästen aufgerissen, alle Schränke entzweiggeschlagen, alle Schubladen herausgezerrt und den Inhalt wust durcheinander geworfen. Ist es nötig, zu erwähnen, daß auch nicht eine Flasche dem Durst der Krieger nage entgangen ist? In diesem Punkte des Durstes nämlich sind die Soldaten einer siegreichen und die einer geschlagenen Armee vollkommen gleich. Ach, und es waren sehr vornehme Trinkbarkeiten im Haus. Auf dem Tische mit den Ketten des letzten, jah abgebrochenen Frühstücks der Familie Pecile steht eine Flasche französischen Champagners. Josef Valenta köbert in allen Ecken, und sein Gesicht wird immer länger. Blühend hore ich seinen Aufschrei der Verzückung, er stürzt herbei, eine Chianti-Flasche zärtlich an die Brust gedrückt. Aber die schmerzliche Enttäuschung bleibt nicht aus: es ist kein Chianti, es ist ein anderer Gottessegner, eine volle Flasche des herrlichsten, duftendsten, reinsten Olivenöls. Gewiß ein schönes Ding, aber alles zu seiner Zeit, und wenn man eben auf Chianti geimmet war und das Schicksal reicht einem Olivenöl, so kommt einem das wie ein schlechter Witz vor. Ich wollte meine Besitzergreifung irgendwie bekräftigen. Makte also sorgsam auf einen Schachtelboden die Bannformel: „Belegt vom A. D. R. für K. P. D.“ und befestigte sie an der Haustür. Auf den Flügel der Haustür: „Eintritt

streng verboten.“ So sah das Haus freilich abschreckend dienstlich aus. Aber wenn etwa doch jemand in unserer Abwesenheit nachsehen wollte, ob wir nicht schon ausgezogen seien? Das Haustor war ja von außen nicht verschließbar. . . . Oben aber, die Tür jenseits der Küche und des Wohnzimmer befand einen Schlüssel, der sich zur Not umdrehen ließ. Noch einmal zog ich die bannende Formel umdrehen ließ. „Belegt“ mit Kreide quer über das Holz. Ja: belegt? Belegt, von wem? Vom Kriegsberichterstatter K. H. Strobl? Das war kein Name, der solchen heilsamen Respekt einflößte, daß ich das Haus unbefragt allein lassen konnte. Meine Gedanken schossen wie Jagdhunde einem rettenden Einfall nach. Da fiel mein Blick auf den Nachttisch, auf dem ein Alfenbüchlein, meine Schlaflektüre vom Abend vorher. „Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen: Der rote Kampfflieger.“ Es durchsuchte mich, flüßend sprangen meine Gedanken empor. Als ich das Haus verließ, stand auf der Wohnungstür: „Belegt“ und darunter hing ein gelbes Kärtchen: „Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen“, ein Kärtchen in Berufsartenform, sauber aus dem Dedel des Alfenbüchleins herausgeschlitten.

Und es war gut und nötig gewesen, die starke Beschwörung anzubringen. Denn als ich nach Stunden wieder kam, erwies es sich, daß jemand dagewesen war, aber vor dem gelben Kärtchen war er umgekehrt. . . .

Gleich hinter dem municipio, die Straße hinunter, liegen einige Häuser in Trümmern, die noch rauchen und in die Schläuche ohne Aufsicht Wassergüsse speien.

Italienische Flieger sind dagewesen; ihre Bomben haben drei Stodwerke bis auf die Keller gewölbe durchschlagen. Und sie kommen jede Nacht. Es ist strahlender Mondschein über den Gärten, in die meines Schlafzimmers Fenster gehen. Um elf Uhr kommen die Flieger, sie kreuzen über der Stadt und lassen überall ihre Bomben fallen. Zwei Stunden dauert das Krachen und das Gebelzer unserer braven Wächter, der Abwehrkanonen. Im Bette liegend, höre ich das Schwirren der bössartigen Vögel gerade über mir, als strichen sie über dem Dach daher. Sie wollen noch möglichst viel von dem vernichten, was sie in unsern Händen lassen mußten.

Bei Tag wagen sie sich nicht heran. Ferne über dem Tagliamento hängen unsere Fesselballons, die dunklen Wärfte. Die halten scharfen Dienst. Man sieht sie von der Höhe des Kastells, das die Stadt beherrscht. Weit hin dehnt sich die Ebene von Friaul, ein Garten der Fruchtbarkeit und der Sonne. Und ringsum, als ungeheurer Rahmen, den Horizont zu fast drei Vierteln umspannend, die beschneiten Berge. Vom Kren-Massiv über Matajur und Canin bis zu den Niesen der Tiroler Grenze. Ein Bild von Weite und Größe, ein Anbruch von Ewigkeit, eine Wohnung von eherner Notwendigkeit des Schicksals. Gesehe schienen da zu Bergen erstarrt. Wo sind die kleinen Hügel Sabotino, Monte Santo und Gabriele, um die in elf Schlachten so blutig gerungen wurde? Sie liegen irgendwo unerkennbar am Horizont; wir haben sie verlassen und in einer Schlacht den Feind vor uns hergetrieben. Von allen diesen Bergen im ungeheuren Rund steigen wir herab, wir verlassen die Regionen des Eises, und der Feind weicht vor uns, muß uns die Ebene preisgeben, sein blühendes Land uns überlassen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, der sacro egoismo ist verurteilt worden.

Wenn man im Kastell die schöne Stiege mit dem Säulenbogen herabsteigt, so ist man wieder vor dem Rathaus, wo sich der Krieg breitmacht, mit einem unendlichen Gewimmel von Wagen, Autos und Menschen. Zwei Niesen in Stein stehen da: Herkules und Cacus, eine schöne Säule mit dem Marcuslöwen, aber zwischen diesen Denkmälern einer künstlerisch gesinnnten Vergangenheit steht eines der geschmacklosen italienischen Gegenwart: Ein Vittorio Emanuele zu Pferd, in Bronze, ein komisch unzulängliches Ding, erdrückt von der großen Gefinnung seiner Nachbarn. Wie ein kleiner Gernegroß sitzt der König auf dem Pferdchen, das nicht größer als ein Ponny ist. Er sieht wahrhaftig kläglich aus, und es ist etwas wie Befürzung in dem bronzenen Gesicht, das gezwungen ist, auf das Getümmel der Sieger herabzuschauen.

Ein Einheimischer hat sich mir gestellt, leistet mir freiwillig Führerdienste. Nun klopf er mir vertraulich auf die Schulter, und es ist, als habe er meine Gedanken erraten. „Ich bin vor dem Jahre 1868 geboren“, sagte er, „als das alles noch österreichisch war.“ Er schwenkt den breitrandigen Hut zum Abschied: „Und, Signor, ich hoffe, daß ich als Österreicher sterben werde.“

Ich weiß nicht, ob dies bloß Höflichkeit gegen die Sieger ist: Ich weiß nicht, ob ihm die Geschichte seinen Wunsch erfüllen wird. Aber dies weiß ich: kein Gefühl ist dem vergleichbar, Zeuge einer Schicksalsstunde zu sein, in der sich der Wille ewiger Gerechtigkeit zu vollziehen scheint.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

5. Dezember 1917: Feindliche Vorstöße südlich Moosvares; bei St. Quentin verstärkter Artilleriekampf. — Waffensstillstands-Verhandlungen auch mit den rumänischen Truppen. — Erfolge in den „Sieben Gemeinden“.

6. Dezember: Gegenangriff bei Cambrai; Rückzug der Engländer; die deutschen Linien auf 10 Kilometer Breite bis zu 4 Kilometer Tiefe vorgeschoben; 9000 Gefangene. Luftangriff auf England. — Im Malella-Gebirge italienische Stellungen erstürmt und 11 000 Italiener gefangen.

7. Dezember: Erfolge an der flandrischen Front; das Gehölz La Justice erstürmt, Marcoling vom Feinde gesäubert. — In den „Sieben Gemeinden“ der Monte Sifelmo erstürmt.

8. Dezember: Erfolgreiche Handgranatenkämpfe bei Brancourt. Heftige Feuerartillerie bei Becelaere und an der Scarpe. — Südlich Hlago lebhaftes Artilleriefeuer; am Monte Sifelmo weitere Erfolge.

9. Dezember: Lebhafter Artilleriekampf in Flandern — Geschützvorstöße des Doiran-Sees. — Auf der Hochfläche von Hlago, am Monte Tomba und am Montello erhöhte Artillerietätigkeit.

10. Dezember: Gefährdetes Feuer an der flandrischen Front und bei St. Quentin. Waffensstillstand an der rumänischen Front. — Erfolge an der Piave-Mündung.

11. Dezember: In Flandern wieder starke Feuerartillerie. Erfolg bei Craonne. Heftige Luftkämpfe an der französischen Front. — Kämpfe an der Brenta und längs der unteren Piave.

12. Dezember: Im November verloren die Feinde 22 Fesselballons und 205 Flugzeuge; wir haben 60 Flugzeuge und 2 Fesselballone verloren. — Zwischen Brenta und Piave örtliche Kämpfe.

13. Dezember: Von Vixmuda bis zur Lys erhöhte Feuer. Erfolg südlich Bullecourt. Lebhafter Artilleriekampf zwischen Moosvares und Dendhulle. Erfolgreicher Flottenvorstoß gegen die Tyne-Mündung.

14. Dezember: Feuerüberfälle in Flandern und bei Cambrai. Englischer Gegenangriff auf unsere Stellungen südlich Bullecourt. Stokrupperfolg bei Juincourt.

15. Dezember: Gefecht bei Poezenhook. Reger Artillerietätigkeit von der Scarpe bis zur Dife. — Neue glückliche Kämpfe zwischen Brenta und Piave.

16. Dezember: Erfolg am Schloßpark von Poezenhook; englische Vorstöße bei Monchy und Bullecourt gescheitert. — Waffensstillstand mit Rumänien geschlossen. Italienische Stellungen südlich von Col Caprile gestärkt.

17. Dezember: Auf dem Südufer der Scarpe, südwestlich Cambrai und an der Südfront von St. Quentin lebhafteste Feuerartillerie. — Neue Kämpfe südlich von Col Caprile; italienische Vorstöße südlich von Monte Fontana Secca abgeschlagen.

18. Dezember: In Flandern bei Sturm und Schneetreiben Ruhe. Gefechte bei Pinon, auf dem Ostufer der Maas und bei Thann. — Im Cerna-Bogen und zwischen Wardar und Doiran-Sees lebte das Feuer auf. — Erfolge zwischen Piave und Brenta.

19. Dezember: In einzelnen Abschnitten der flandrischen Front lebhafteste Artillerietätigkeit. — Fliegerangriff gegen London, Ramsgate und Margate. — Der Monte Hlalone erstürmt; 48 Offiziere und mehr als 2000 Mann gerangen. Italienische Angriffe am Monte Sobarolo scheiterten.

20. Dezember: Artillerietätigkeit in Flandern. — Gegenangriffe am Monte Pertica abgewiesen.

21. Dezember: Italienische Massenangriffe westlich vom Monte Hlalone, am Monte Pertica und am Monte Solarolo.

22. Dezember: Artilleriekämpfe an der Westfront. — Angriffe am Monte Hlalone.

23. Dezember: Beiderseits der Scarpe und südlich St. Quentin rege Feuerartillerie. Sheerness, Dover, Dünkirchen kräftig mit Fliegerbomben belegt. — Italienische Vorstöße gegen den Monte Hlalone gescheitert.

24. Dezember: Begeisterter Feuer in Flandern und auf dem östlichen Maasufer. — Westlich der Brenta trotz heftigsten feindlichen Widerstandes der Col del Rosso und der Monte di Dal Bella genommen.



Legende vom Schratenbublein. Von Karl Franz Leppa.

Einstmals ein Waldschrat-Bublein starb
Und die ewige Seligkeit erwarb,
Denn es war voll Unschuld und rein gesinnt.
(Wo die Schrate doch alleamt Herden find!)
Da kam nun ängstlich mein kleiner Schrat
Geschlichen in Ewigkeit und Gnad'.
Drückt sich herum, ein Traumnichit,
Ganz unvertraut mit der Himmelsitt';
Als er nun vor dem Pfortlein stand,
(Wie war das Himmelreich viel bunt!)
Sankt Peter schmerzte in seinen Bart,
Da Maria auf in den Himmel fuhr.
Hatt' eine kranke Mutter betreut,
Unterwegs viel Gnaden ausgestreut,
War darum voller Milddigkeit,
Zur Herzenströsterin bereit,
Als sie das Schratenkind erblickt,
Das sich verzagt zum Himmeln schickt,
Hebt ihm das Kinn und streicht sein Haar:
Da wird dem Buben wunderbar.
Die blonden Flechten, die Wänglein!
Die ist schöner als sein Schratmütterlein!
Lehnt's Köpfel an ihre Schulter getrübt,
Dabei sie unjankt ins Brüstlein stößt.
Möchte darob schon wieder weinen.
Da hebt der Jungfrau Glorie an zu scheinen,
Sie trägt ihn ins Paradies hinein
Auf Armen zu ihrem Stübchen klein.
Ein silbern' Schlüsselchen öffnet das Schloß,
Ein brennend Leuchten sie übergoß;
Ein Bublein in seiner Wiege stand,
Zu Häupten ein winzig Sternlein brandt'.
Und als sie traten durch die Tür,
Guckt' der Schrat bei Marias Rocksaß' für.
Weil das Jekulein noch verschlafen war,
Nahm's des Schratenbuben gar nicht wahr,
Rief sich die Auglein, strampelt und schrie,
Da hob's auf den Schoß seine Mutter Marie
Und nestelt' am Kleid und lacht' und küßt'
Und legt ihr Kindel an die Brüst'.

Der Schrat einen Schemel zuhertrug.
Wie ihm sein Herzel lauter schlug!
Und als das Kindlein stille ward,
Sang Maria auf süße Art,
Und das Schrätel sang auch mit!
Am allerhöchsten sang's wohl nit.
Sangen so ein Stündlein frei
Eine altverjungen Melodei...
Mit einmal war der Knab' erwacht.
Als er sein' Mutter sieht, wie er lacht!
Trippelt das Schrätel auch schelmisch heran,
Da hebt Herzjesu zu weinen an,
Meint, daß der Schrat ein Geißlein wär'.
Das mach' dem Armen das Herz gar schwer;
Hätt' doch das Herrgötzl, ach, so lieb!
Wie gern er bei seinem Kripplein bliebt!
Ein Tröpfchen sich aus den Augen strich,
Betrübt zu einem Stühlein schlich.
Herzjesu mit einem Köhlein spielt,
Der Schrat gar traurig nach ihm schielt,
Dabei ihm schalkhaft aufs Köhlein stippet.
Wobei sein Stühlein überkippt.
Das Schrätel hell vor Schrecken kräht,
Ein schreckhaft Purzelbäumchen dreht.
Maria tät das Bublein leid,
Ihr Kindlein aber vor Freuden schreit.
Das Schrätel kopfüber durchs Zimmer segt
Posierliche Purzelbäumchen schlägt,
Und fällt am End' ganz atemlos
Hin vor der Muttergottes Schoß.
Maria tät ihm die Härlein streicheln,
Und Jesus tät ihm lieblich schmeicheln,
Hält ihn bei beiden Hörnlein fest,
Sein Mündlein auf seine Lippen preßt.
Und der Herrgottsknabe küßt und küßt,
Als ob er's zum Brüderchen haben müßt'...
Und ihm das letzte Küßchen gab,
Da fielen dem Schrat die Hörner ab;
Da ward das Schrätel sanft und leis
Ein Engelkindchen schön und weiß.

Kriegsweihnacht in Bethlehem. Von Superintendent Hoppe-Wollin.

Wieder ist es Weihnachten geworden über all dem furchtbaren Kriegstoben, und bereits zum viertenmal in diesem Weltentrieg klingen die Weihnachtsglocken mit ihrem Friedensgruß in eine Welt des Hasses hinein. Wie ganz anders feiern wir darum auch Weihnachten, wieviel sehndes Verlangen nach fernem Lieben, wieviel heiße Trauer um teure Tote, wieviel stilles Weh umschließen diese Feiertage, die doch sonst voll soviel Freude und Jubel waren. Aber der Krieg hat mit seinem Zauberstab nicht nur an die deutsche Weihnachtsfeier gerührt, er hat ihn weit über deutsches Land hinausgestreckt bis ins ferne Morgenland hinein und jene wunderliebliche Stätte gestreift, über der die Weihnachtsengel einst ihren Schöpfer priesen - Bethlehem, die Weihnachtsstadt. Sie liegt ja nicht allzuweit von der Feuerlinie, die nun seit bereits dreiviertel Jahren zwischen der alten Philisterstadt Gaza und dem aus der Patriarchengeschichte bekannten Brunnenort Beersheba verläuft, so daß in der Weihnachtsnacht türkische und englische Geschütze ihren furchtbaren Gruß bis an ihre Mauern dringen lassen, vor denen zum erstenmal das „Friede auf Erden“ erlangt, und wo einst fromme Hirten in heiliger Andacht sich aufmachten, „die Geschichte zu sehen, die da geschehen war, und die der Herr ihnen kundgetan hatte“, rassten vielleicht in dieser Kriegsweihnacht wie im vorigen Jahr Automobile mit Soldaten und Munition über Hebron in die Wüste hinein, um den andringenden Feind abzuwehren, den Engländer, der nicht einmal in der Weihnachtsnacht von seinem blutigen Handwerk ruhen kann.

Aber auch die Weihnachtsfeier in den Mauern Bethlehems ist eine andere geworden. Dort steht über dem vermeintlichen Ort der Geburt die herrliche Marienkirche, der von Jahrhunderten zu Jahrhunderten die Christen des Abendlandes zu Tausenden zuflüchten, um in ihren weiten Hallen mit den prächtigen Säulenreihen Weihnachten feiern zu können. Vor allem

stellten sich in den letzten Jahren vor dem Kriege große Scharen von Russen ein, die mit starker Unterstützung ihres politischen Zieles verfolgenden Staates die weite Reise aus dem kalten Norden ins heiße Morgenland machten. Doch kein Russe jeht jetzt seinen Wanderstab nach Bethlehem, die Türkei wahrt ihr Hausrecht, und die Entente ist von der Feier ausgeschlossen. Aber doch fehlt es nicht an Gästen. Schon vom frühen Morgen an, wo es sich noch gut wandern läßt, ist die von Jerusalem nach Bethlehem führende Straße, auf der einst die drei Weisen aus dem Morgenlande daherkamen, von ihnen belebt, sie wollen dem Einzuge des lateinischen Patriarchen, der in der Weihnachtsnacht die Messe in der Marienkirche liest, beiwohnen, ein farbenprächtiges Schauspiel, das nun einmal zur Bethlehemer Weihnachtsfeier gehört. Es sind die Christen Jerusalems, vor allem die Araber, aber auch — deutsche und österreichische Feldgrane, Offiziere und Mannschaften, die der dem Oberbefehl von Djemal Pascha unterstehenden vierten Armee, der sogenannten Suezarmee, angehören. Freundlich werden sie von ihren türkischen Kameraden, deren Reite längs der Bethlehem zuführenden Straße im alten Bibeltal Nephaim stehen, begrüßt. Den Söhnen des Mars folgt eine weniger kriegerische Schar, die auch sonst im Frieden an diesem Tage unterwegs war. Unter den breiten gegen die Sonnenglut aufgespannten Schirmen werden braune Kappen sichtbar, und ein weites mit einem Strick zusammengehaltenes Gewand bedeckt den Körper: es sind die Franziskanermönche von Jerusalem, der Kirchenchor der Weihnachtsmesse, denn in mitternächtlicher Stunde, wenn von der über dem Altar angebrachten das Jesuskind darstellenden Puppe der Vorhang fällt, stimmen sie mit ihren Bethlehemer Klosterbrüdern das Gloria in excelsis „Ehre sei Gott in der Höhe“ an. Aber auch an ihnen ist der Krieg nicht spurlos vorübergegangen, ihre Reihen sind von ihm gelichtet. Denn mancher Klosterbruder



Weihnachten im Felde. Ölgemälde von Prof. Ernst Liebermann.
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

italienischer oder französischer Herkunft fehlt heute, entweder hat er dem Ruf zur Fahne folgen müssen, stellt doch das religionslose Frankreich keine Klöster und Mönche in den Schützengräben, oder er ist als lästiger Ausländer in die Heimat abgeschoben worden. So sieht man denn auch nur Mönche, die das landsturmpflichtige Alter hinter sich haben. Möglich rollt ein Wagen heran mit dem lateinischen Patriarchen. Sonst sprengte in Friedenszeiten dem Kirchenfürsten eine türkische Kavalkade voran, jetzt aber geleiten ihn österreichische katholische Offiziere in die Mauern der Weihnachtsstadt, in deren Straßen bis hin zu der Marienkirche österreichisch-ungarische Truppen Spalier bilden und die militärischen Ehrenbezeugungen erweisen.

Inzwischen ist es Abend geworden, heiliger Abend. Dampfe Glockenklänge lassen sich um die zehnte Stunde von dem Turm des die Marienkirche flankierenden lateinischen Klosters hören, die Weihnachtsmesse beginnt. Ein sternklarer Himmel wölbt sich über der Weihnachtsstadt, und durch die engen, gewundenen Straßen strebt die Weihnachtsgemeinde der gottesdienstlichen Stätte zu. Freilich ist der Wunsch der Feldgrauen wie der eingeborenen Christen, endlich einmal nach langen, langen Jahren in der Marienkirche das Fest zu feiern, wie es das Vorrecht der Griechisch-Orthodoxen wie der Armentier und Kopten ist, unerfüllt geblieben, da der Bürgerkrieg doch nicht soweit gereicht hatte, um die Einsprüche des griechischen und armenischen Patriarchen wirkungslos zu machen. So wird denn die Feier wie sonst, obgleich man sie für die Marienkirche hätte erzwingen können, um des lieben Friedens willen in der dem eigentlichen Gotteshause angrenzenden Klosterkirche der Franziskaner, der Katharinenkirche, abgehalten. Doch die Anbetung in dem eigentlichen Santuarium der Kirche, der Geburtsgrotte, auf deren Benutzung alle Christen Anspruch haben, kann man ihnen nicht wehren. So füllt denn eine andächtige Schar den zwölf Meter langen und vier Meter breiten Raum, den nicht weniger als zweiunddreißig goldene und silberne den eingeborenen Religionsgemeinschaften gehörende Lampen taghell erleuchten. Betend beugen die Krieger ihre Knie vor einem in eine Marmorplatte eingelassenen silbernen Stern mit der vielgelagerten Inschrift: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ Immer wieder kommen neue Ankömmlinge, ein fortwährendes Kommen und Gehen gibt es in den Nachtstunden. Denn wer hier in der Grotte nicht betend geweiht hat, kann keinen Anspruch auf eine rechte Weihnachtsfeier in Bethlehem machen.

Oben in der Katharinenkirche wird inzwischen die Messe mit all der Prachtentfaltung gelesen, die die katholische Kirche für derartige Feiern bereit hält. Vor dem Hochaltar zur Seite hat man für den Patriarchen einen Baldachn aufgeschlagen,

unter dem dieser auf einem Thron in seiner kostbaren Amtstracht Platz genommen hat, Bischöfe und Priester umgeben ihn und verrichten die einzelnen gottesdienstlichen Gebräuche, hier und da tritt er selbst in ihre Mitte, um besonders wichtige Stücke der Messe zu zelebrieren. Freilich zur rechten weihnachtlichen Andacht scheint es nicht kommen zu wollen. Denn auch hier wie unten in der Grotte kommen und gehen die Besucher. Der Orientale ist eben anders als der Europäer. Ordnung, Ruhe, Feierlichkeit kennt er bei seinen Feiern nicht. Jeder will mitun, und ruhig bleiben kann er nicht. Auch stehen in der Katharinenkirche keine Bänke, die die Zuhörer mehr an sich fesseln, nur ganz vorn vor dem Altar sind Stühle für die Notablen des Ortes, die Offiziere und vor allem für den deutschen Konsul hingestellt, der heute die Stelle des französischen Konsuls vertritt. Dazu die vielen Soldaten, so daß in dem Gotteshaus drangsalvollste Enge herrscht. Aber plötzlich legt sich das unheimliche Getriebe, und feierliche Stille tritt ein. Deutsche Militärkapell lässt sich hören. Als sie ausgetlungen, setzt ein gut geschulter Chor ein, und zum erstenmal erschallt in diesen Räumen das alte schöne Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Ergreifen lauschen die Araber der unbekannten Weise, aber doch ganz besonders unsere deutschen Krieger. Das sind ja Heimatstänge, die sie hören, Klänge, die sie in die viele hundert Meilen ferne teure Heimat versehen unter den leuchtenden Tannenbaum. Was Wunder, wenn manches Auge so feucht und manches Herz so schwer wird. „Das werden wir nie vergessen,“ so konnte man aus manchem Munde hören, oder: „Es war wie im Himmel.“ So hörte man von anderen.

Der Weihnachtsmorgen ist inzwischen angebrochen. Gewaltig klingt das Gloria in excelsis vom Chor herab auf die frohbewegte Weihnachtsgemeinde, „Christ ist geboren, freue dich, o Christenheit.“ So schallt es antwortend im Kirchenchor. Da erhebt sich der Patriarch; in seine Arme legt man die das Jesuskind vorstellende Wachsfigur; in feierlicher Prozession geht es hinab zur Geburtsgrotte. Österreichische Offiziere und Soldaten, die Bornehmen Bethlehems und Jerusalems folgen dem vorausschreitenden, Gesänge anstimmenden Priester, jeder eine leuchtende Kerze tragend. In eine bereitgestellte Krippe wird die Puppe hineingelegt, die Anbetung vor ihr erfolgt und — die Messe ist zu Ende. In dunkler Nacht geht es heimwärts zurück nach Jerusalem, das dreiunddreißig Jahre später dem Weihnachtskind das Kreuz errichtete. Eineinhalb Stunden gilt es noch zu wandern, der Morgen graut bereits über dem Elberg, als unsere Feldgrauen an ihrem Ziele sind, todmüde strecken sie sich auf ihr Lager, aber sie werden sie nie vergessen — die Kriegsweihnacht in Bethlehem.

■ Weihnachtsfeier in Feindesland. Eine Erinnerung von Dr. Frhr. v. Lynder. ■

Vor einem Jahre war's, draußen im Feld, in der Champagne. Wo an der Mäse gewundenem Lauf das alte Städtchen Reims an sanfte Höhen sich anlehnt, übertrönt von Mazarins altem romantischem Schloß, war in einer Schule das Lazarett für Gefangene eingerichtet, in dem sich ein buntes Völkergemisch zusammengefunden hatte: französische gefangene Soldaten, Russen, Wallonen, Flamen, Rumänen und französische Zivilbevölkerung, auch Frauen und Kinder, von französischen Kugeln verlegt.

Es waren eigentümliche Gedanken, die einen überkamen, wenn man diese Bunttheit unserer Feinde so beisammen sah, die aus allen Ecken Europas stammend, die verschiedensten Sprachen sprachen. Und doch gab es einen Abend, da schlang sich um alle diese Menschen und auch um uns Deutsche dort im Lazarett ein gemeinsames Band: am Weihnachtsabend; und dieses Band wurde noch verstärkt durch eine feste gemeinsame Hoffnung, die Friedenshoffnung. War doch das erste Friedensangebot ergangen, von unserem und Österreichs Kaiser.

Im größten Saal waren sie alle versammelt um den Christbaum, den die kleinen französischen Mädchen sehr niedlich mit weißen Papierrollen geschmückt hatten. Sie standen umher, die Schwerverwundeten lagen in weißem Bettzeug auf Tragbahnen und schauten in den deutschen Lichterglanz. Von Deutschen waren nur die zwei Ärzte, die vier deutschen Schwestern und die zwölf Pfleger da. Die Feier begann mit einem ganz eigentümlich dunkel-melodischen griechisch-katholischen Kirchengesang der Russen; es folgte ein — von Tränen unterbrochener — Gesang der Franzosen und dann das schöne, wie ein Siegeshymnus klingende „O Du fröhliche . . .“ von uns, das einen sehr tiefen Eindruck auf die Franzosen machte. Und dann trat der französische Ortspriester in weißem Haar vor den Baum und hielt eine wundervolle Rede. Jede politische Anspielung unterlassend, brachte er als Weihnachtswunsch und Weihnachtsbitte nur das Sehnen nach „Frieden auf Erden“ zum Ausdruck, wies die Franzosen darauf hin, daß

dies Fest ein Fest der Liebe und der Dankbarkeit sei, und das sollten sie nicht vergessen; ihre Dankbarkeit müsse um so größer sein, als die kleinen Geschenke, die hier unter dem brennenden Baum lagen, ihnen von „Feinden ihres Landes“ in christlicher Nächstenliebe dargebracht würden. Was hätten wir Deutschen ihnen aufgebaut, um ihnen, die von den Ihren getrennt wären, eine Weihnachtsfreude zu machen, und im Namen aller Besenkten dankend, endete der alte Mann, der schon 70 miterlebt und dem der jetzige Krieg einfach alles genommen hat, sich tief vor den Ärzten verneigend.

Seine Rede hatte alle Anwesenden tief ergriffen, und in aller Frauen und Kinder Augen standen die Tränen. Und da geschah etwas wunderbares. Mitten hinein in diese wehmutsvoll traurige Stimmung erklang ein Jubelruf, ein richtiger Weihnachtsfreudenruf, aus eines Kindes Munde.

Im Lazarett lag ein kleines französisches Mädchen von fünf Jahren, das, um am Leben erhalten zu werden, hatte operiert werden müssen. Sie verdankte das Bestehen dieser Operation und ihrer Folgen nur der unendlichen Liebe und Sorgfalt unserer Schwester Paula, und die hatte für die kleine Ida eine Puppe besorgt und dieser aus einigen Leinwandstücken ein weißes Kleidchen zurechtgemacht. Die kleine Ida schloß, was sie dieser deutschen Schwester dankte und hing an ihr mit schwärmerischer Liebe. Und als nun nach der Rede des Priesters die Bescherung begann, nahm Schwester Paula v. S. als erste die kleine Ida auf den Arm — sie kann nicht gehen — und trug sie unter den Weihnachtsbaum zu ihrem Geschenk. Wie die kleine die geschmückte Puppe sah, da schlang sie jauchzend beide Arme um die Schwester: „Ma sœur Paula, oh ma sœur Paula!“ und hielt mit überglücklichem Gesichtchen die Puppe im Arm. Das Licht des Weihnachtsbaumes fiel auf ein wunderschönes Bild: die hohe Gestalt der blonden deutschen Schwester, die mit ernstem Ausdruck das kleine Franzosenkind mit den strahlenden Kinderaugen betrachtete. Und eine alte Französin brachte ganz richtig zum Ausdruck, was wohl viele bewußt und unbewußt

empfangen, als sie leise sagte: „Voilà la sainte Vierge avec l'enfant.“ Er war wirklich, als ob mit diesem Kinde das Christkind selbst in unsere Mitte getreten wäre. Beim Hinblick der Kindesfreude wich die traurige Stimmung immer mehr und mehr, und die Gesichter unserer Kriegsgefangenen

Freunde spiegelten die Weihnachtsfreude wieder. Eine junge, eben erst aus der Heimat gekommene Schwester hatte ganz recht, wenn sie sagte: „Von allen Weihnachtsfeiern, die ich je erlebt habe, ist doch die ergreifendste und schönste diese gewesen, die im Gefangenenlazarett in Feindesland.“

Deutsch-Ostafrikas Heldenkampf. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Nach den neuesten englischen Drahtmeldungen soll der tapfere Führer der deutschen Truppen in Ostafrika, Generalmajor von Lettow-Vorbeck, nunmehr unter dem Druck der feindlichen Übermacht das Schutzgebiet geräumt und mit den Resten seiner Macht sich nach portugiesisch Ostafrika geworfen haben. Der englische Befehlshaber, der Burengeneral von Deventer, behauptet zugleich, daß im Laufe des November 1115 deutsche Weibke und 3332 eingeborene Soldaten von ihm getötet oder gefangen, sowie vier Kanonen, 75 Maschinen-

erhoben, mußte letzteres daher ohnmächtig zusehen, wie die Feinde im Jahre 1914 ohne weiteres sich über alle Rechtsregeln und Verträge hinwegsetzten. Von allen Seiten stürzten sich unsere Feinde und Feinde auf die Gebiete, die deutscher Fleiß im Laufe von wenigen Jahrzehnten zu blühenden Pflanzstaaten herangezogen hatten. Bei der Unmöglichkeit der Beschaffung und Ergänzung der unentbehrlichsten Kriegsbedürfnisse an Ort und Stelle unterlagen trotz heldenhaften Widerstands die westafrikanischen Besitzungen Deutschlands nach

wenigen Monaten der von allen Seiten heranrückenden feindlichen Übermacht. Nur Ostafrika, das das Mutterland ums Doppelte an Flächenraum übertrifft, hat es möglich gemacht, der Überzahl der Feinde mit einer Handvoll Soldaten drei und ein halbes Jahr erfolgreich Widerstand zu leisten. Dieser hauptsächlich der Unmühsamkeit und Tatkraft des Führers der dortigen Truppen, des damaligen Oberleutnants von Lettow-Vorbeck, zuzuschreibende Heldenkampf wurde unterstützt dadurch, daß es mehrmals kühnen deutschen Seeleuten gelang, die englische Blockade zu durchbrechen und dem Häuflein der Verteidiger einige Waffen und Munition sowie andere Vorräte zuzuführen. Aber leider ist es seit sehr langer Zeit unserer tapferen Seemacht nicht mehr möglich gewesen, den engen Blockade der Briten in Ostafrika nochmals zu durchbrechen und dem inzwischen zum General ernannten Führer der Truppe Ersatz für die verbrauchten Sachen zu liefern. Der Mangel an Schießbedarf, Lebensmitteln, Kleidern, Arzneien u. dgl. dürfte es daher gewesen sein, der den Briten es endlich ermöglicht hat, die tapfere Truppe aus der Kolonie hinauszudrängen. Mit den Waffen, im offenen Kampfe haben bisher die heldenmütigen Verteidiger an allen Punkten die Oberhand behauptet. Sie hätten sonst auch nicht so lange einer zehnfachen Übermacht widerstehen können.

Generalmajor von Lettow-Vorbeck wurde kurz vor Ausbruch des französischen Krieges als Sohn eines noch heute lebenden Offiziers zuge des Jahres 1900 hat er sein Leben der Tätigkeit in den Kolonien gewidmet. In Südwestafrika wurde er seinerzeit schwer verwundet. Das hielt ihn nicht ab, nach einigen im II. Seebataillon zu Kiel verbrachten Erholungsjahren seine Kräfte wieder dem Dienste des Vaterlands in Kamerun und später, kurz vor Ausbruch des Weltkriegs, in Ostafrika zu widmen. Er war dafür offenbar der geeignetste und vom Schicksal auserwählte Mann. Ohne seine hervorragende Begabung für die Kriegskunst sowohl wie für die Behandlung von Kolonisten und Eingeborenen, wäre es ihm wohl schwerlich gelungen, so lange seine Umgebung zu bewegen, alle die namenlosen Leiden des langen Buschkrieges auf sich zu nehmen und einen so verzweiferten, entschlossenen Widerstand zu leisten. Jeder Deutsche wird an v. Lettows Taten für immer mit Bewunderung denken und in ihnen den Beweis für unsere Eignung zu kolonialer Politik sehen! Unsere Erfolge in Europa bürden uns dafür, daß unsere Soldaten auch nicht umsonst in Afrika gekämpft haben werden. Deutschland wird sich nach diesem Kriege von England nicht aus Afrika verdrängen lassen.



Generalmajor von Lettow-Vorbeck, der Kommandeur der ostafrikanischen Schutztruppe.

hochbetagt lebenden Offiziers zuge des Jahres 1900 hat er sein Leben der Tätigkeit in den Kolonien gewidmet. In Südwestafrika wurde er seinerzeit schwer verwundet. Das hielt ihn nicht ab, nach einigen im II. Seebataillon zu Kiel verbrachten Erholungsjahren seine Kräfte wieder dem Dienste des Vaterlands in Kamerun und später, kurz vor Ausbruch des Weltkriegs, in Ostafrika zu widmen. Er war dafür offenbar der geeignetste und vom Schicksal auserwählte Mann. Ohne seine hervorragende Begabung für die Kriegskunst sowohl wie für die Behandlung von Kolonisten und Eingeborenen, wäre es ihm wohl schwerlich gelungen, so lange seine Umgebung zu bewegen, alle die namenlosen Leiden des langen Buschkrieges auf sich zu nehmen und einen so verzweiferten, entschlossenen Widerstand zu leisten. Jeder Deutsche wird an v. Lettows Taten für immer mit Bewunderung denken und in ihnen den Beweis für unsere Eignung zu kolonialer Politik sehen! Unsere Erfolge in Europa bürden uns dafür, daß unsere Soldaten auch nicht umsonst in Afrika gekämpft haben werden. Deutschland wird sich nach diesem Kriege von England nicht aus Afrika verdrängen lassen.

Als der von England so lange und sorgsam vorbereitete Vernichtungskrieg gegen Deutschland ausbrach, war, wie die Ereignisse bewiesen haben, letzteres in keiner Weise auf einen Kampf in den Kolonien gerüstet. Im Vertrauen auf die von allen Großmächten in der Kongoakte verbürgte Neutralität Ostafrikas bei einem europäischen Zwiespalte, war deutscherseits der Afrikabesitz weder mit Festungen noch Truppen oder Waffen für andere Zwecke als den Schutz der Siedlungen gegen etwaige Feindseligkeiten der Eingeborenen ausgerüstet worden. Da England mit Hilfe seiner längst gesicherten Verbündeten gleich bei Ausbruch der Feindseligkeiten alle Meere sperren und die Neutralen selbst gegen die offensten Verletzungen des See- und Völkerrechts von seiten der Feinde Deutschlands keinen ernstlichen Einspruch

Die Geheimverträge der Entente mit Rußland.

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Theodor Schiemann.

Daß die Veröffentlichung diplomatischer Aktenstücke, die in Zusammenhang mit der Tagespolitik stehen, stets Anzeichen einer akuten Krise ist, hat uns Bismarck ausdrücklich bezeugt und wurde von ihm am 3. Februar 1888 durch Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages vom 7. Oktober 1879 illustriert. Ganz beispiellos ist dagegen die Reihe jener Veröffentlichungen von Geheimdokumenten, die jetzt von seiten des russischen „Rats der Volksdelegierten“ erfolgt ist und, wie nur gewünscht werden kann, noch fortgesetzt werden wird. Vorausgegangen war ihr der ebenfalls ganz ungewöhnliche Abdruck der Korrespondenz Kaiser Wilhelms mit dem Zaren, unmittelbar nach dem Sturz des Zaren, wobei bei der Stellung der damaligen provisorischen Regierung Rußlands die Absicht vorlag, uns dadurch einen Streich zu spielen. Die Wirkung war aber die entgegengesetzte, da der Inhalt der Briefe ein weiteres Zeugnis für die aufrichtige Friedensliebe unseres Kaisers bot. Ganz andere Motive liegen den am 21. November begonnenen Veröffentlichungen zu Grunde. Sie wollen das Volk zerreißend, das die große Verschwörung gegen den Weltfrieden gesponnen hat, und dem russischen Volke die Möglichkeit bieten, sich von der Teilnahme an einem Kriege loszusagen, für dessen Fortsetzung kein Interesse des russischen Volkes mehr spricht. Die Idealisten, die jetzt die Leitung Rußlands in Händen haben, verfolgen zugleich den Zweck, auf die öffentliche Meinung der am Kriege beteiligten Staaten für Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes und für die Einleitung von Verhandlungen einzuwirken, als deren Frucht ein Friedensschluß aller beteiligten Mächte sich ergeben soll. Daß dieses Ziel schon jetzt erreicht werden könnte, muß wohl als ausgeschlossen gelten. England, Frankreich, Amerika — bei denen die Entscheidung liegt, der die minderen Mächten folgen müssen — haben bereits in größter Schärfe sich gegen die russischen Vorschläge erklärt, und ihre Presse kann sich in Wutausfällen gegen die „russischen Verräter“ kaum genug tun. In Wirklichkeit ist es der Ausbruch der tiefen Erbitterung darüber, daß die imperialistischen Eroberungspläne der großen Verräter, die England mit dem Zarismus und mit Frankreich abgeschlossen hatte und für die nachträglich auch Italien und Rumänien gewonnen wurden, nunmehr in ihrer kompromittierenden Blöße vor aller Welt unverhüllt und unverkennbar klar gestellt worden sind. Alle die Schlüsselworte: Kampf für

Zivilisation und Recht, für die Freiheit der kleinen Nationen usw. sind nunmehr entlarvt. England, das früher als die anderen sein Volk für den Gedanken eines Krieges gegen Deutschland erzog, kämpft für Eroberung seines Handelskonkurrenten, die Staatsmänner des Zaren dachten vor allem an Ablenkung der revolutionären Regungen des Volkes nach außen und wiesen als lockendes Ziel auf Konstantinopel, Frankreich wollte an die Rheingrenze, Italien wollte Tirol und Triest, Rumänien, Siebenbürgen. Die russischen Veröffentlichungen zeigen, wie diese Grundgedanken ausgebaut und spezialisiert wurden. Die Verträge Englands und Frankreichs mit Rußland vom 4. März 1915 und vom 9. März 1916 regeln im russischen Sinn die Frage Konstantinopel und verteilen Persien, Syrien und Kleinasien, sie geben Frankreich freie Hand, sich seine Westgrenze auf unsere Kosten zu suchen, und den Russen gleiche Freiheit, unsre und die österreichische Ostgrenze nach ihrem Ermessen zurechtzuschneiden. Das Abkommen, das die Buto-wina und ganz Siebenbürgen den Rumänen zusichert, ist im August 1916 zu London unterzeichnet, die Verhandlungen mit Italien haben im Februar 1915 begonnen und sind am 26. April 1916 ebenfalls in London abgeschlossen worden. Die Ländergier dieses durch seine Zugehörigkeit zum Dreibunde erst zur Großmacht gewordenen Staates, tritt dabei besonders zynisch hervor: Das Trentin und Südtirol bis zum Brenner, das Hinterland von Görz, Gradiska, Istrien, Dalmatien, die dalmatinischen Inseln, das Dodekanes, Adalia in Kleinasien, Anteil von Syrien, Erweiterung von Cyrenaika mußte ihm zugesichert werden, und während des Krieges hat es außerdem darauf hingearbeitet, sich auf Kosten von Albanien und Griechenland in Epirus festzusetzen. Das alles bricht nun zusammen, und ebenso wird es mit der ganzen Summe der Ententepläne gehen. Jetzt sucht Wilson durch den Obersten Hofe, durch Northcliffe und Lardner, denen die Barnum-Kellogg-Amerikas imponiert, trotz allem den Kampfgeist der in den Fugen tragenden Entente aufrecht zu erhalten. Aber die großen Worte verfangen nicht mehr. England und Frankreich wollen die Millionenheere Amerikas sehen. — Sie werden ihnen niemals vor Augen kommen, es sei denn, daß der Tag anbricht, da sie den Amerikanern zu Hilfe eilen, wenn der am Horizont aufsteigende Krieg mit Japan einmal Wirklichkeit werden sollte.

„Es steht alles gut.“

In den letzten Tagen des November besuchte ein Mitarbeiter der Wiener „Neuen Freien Presse“ unsere leitenden Heerführer in einer Stadt am Rhein und fragte sie nach ihrer Meinung über die Kriegslage. Da sagte Hindenburg: „Es steht alles gut. Wenn wir noch eine Zeitlang Kraft und Geduld haben, bringen wir's zum guten Ende.“ und Ludendorff fügte hinzu: „Die Kriegslage berechtigt zur größten Zuversicht.“ Diese zuversichtlichen Worte der zwei in ganz Deutschland verehrten und geliebten Männer haben auch ängstliche Gemüter schnell beruhigt, die über das Vordringen der Feinde bei Cambrai in Sorge waren. Posanten doch die Engländer seit dem 20. November Tag für Tag ihren dortigen Anfangserfolg als größten Sieg des Krieges an der Westfront in die Lande hinaus. Es ist wahr, ihr Überraschungsvorstoß südwestlich Cambrai hatte sie ein nicht unbeträchtliches Stück nach Osten vordringen lassen; eine Reihe von Dörfern war in ihre Hand gefallen; eine unter dem Feuer ihrer Geschütze. In den Berichten der Obersten Heeresleitung wurde gesprochen von Kämpfen bei Inchy, Bourlon,

Fontaine, Cantoin, Royelles, Marcoing, Banteux; diese Linie ist fast ein Halbkreis, der sich um unsere frühere Front bei Ribécourt und Flesquières gegen Cambrai vorbeugt. Aber welche ungeheuren Verluste hatten die Engländer bei diesem Vorstoß erlitten; sie übertrafen die der blutigsten Flandernschlachten! Und doch waren sie nutzlos aufgewendet, denn schon in den ersten Tagen des Dezember war den Feinden der größte Teil des so teuer erkaufenen Höhenlandes wieder entzogen! Am 1. Dezember überschütteten wir die feindlichen Linien mit stärkstem Trommelfeuer von Geschützen aller Kaliber und Mörsern; beim



Lenin und Trotski, die gegenwärtigen Vertreter der russischen Regierung.



nördlichen Umsatz des erwähnten Halbkreises (zwischen Royelles, Woulon und Fontaine) und beim südlichen bei Banteux gelang es uns, einen todesmutig vorstürmenden Soldaten, die englischen Linien zu erobern, und 4000 gefangene Engländer waren neben beträchtlichem Geländegewinn das Ergebnis des Tages. Dieser unserer Erfolg war den Engländern überaus unangenehm, und an den nächsten Tagen versuchten sie erbitterte Gegenangriffe; aber ob sie Infanterie

vorschieden, ob indische Reiteret hervorbrach oder Geschwader von allerhöchster Panzerkraftwagen eingriffen, alles war vergeblich. Ja, am 5. Dezember ging es ihnen ganz schlecht. Sie mußten ihre vordersten Stellungen zwischen Moeuvres und Marcoing räumen und zogen sich auf die Höhen bei Flesquières zurück, während unsere herrlichen Truppen die Dörfer Graincourt, Annaux, Cantain, Nogelles und die Waldhöhen bei Marcoing stürmten. Ein Gebiet von 10 km Breite und 4 km Tiefe war damit den Engländern wieder entrissen, die Zahl der Gefangenen war auf 9000 gestiegen, und an Beute waren 148 Geschütze und 716 Maschinengewehre eingebracht. So liegen die Verhältnisse bei Cambrai, als diese Zeilen zum Druck gehen. Im Westen steht es also wahrlich gut!

Und im Osten ist es nicht anders. An der russischen

das deutsche Volk wird dem verführten und verhehten schwergeprüften Nachbar gern die Hand reichen, daß er sich von seinem schweren Sturze wieder erhebt.

Die dritte Front endlich, gegen Italien, ist ebenfalls für uns so günstig wie nur irgend möglich. Längs des ganzen Laufes der Piave geht seit Wochen der Artilleriekampf von Ufer zu Ufer weiter, während die Infanterie sich auf beiden Ufern für den bevorstehenden Winterfeldzug einrichtet. Nördlich davon, im Gebiete der Sieben Gemeinden, d. h. an den Ausgängen des Gebirges zwischen Brenta und Piave, hat das herzhafte Japaden unserer Bundesgenossen uns wieder ein gut Stück weiter gebracht. Freilich schien der mehr als ein Meter tiefe Schnee, der hier im Gebirge gefallen ist, gebieterisch die Einstellung größerer Offensiven zu fordern.



Gruppe gefangener Italiener; unter ihnen Fahnenflüchtige, die sich ihrer Uniform entkleidet haben. Aufnahme des Bild- und Filmamts.

Front ist Waffenruhe eingetreten. Seitdem die Partei der Bolschewiki oder Maximalisten den von der Entente gefaßten Bräutigamen Kerenski hinweggesetzt hatte, setzten die neuen Männer, Lenin und Trotski, all ihren Einfluß daran, den Krieg zu beendigen. Besonders richteten sie sich an die Soldaten, und sämtliche zwölf an der 1800 Kilometer langen Front stehenden Armeen haben sich mit der Formel „Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen“ einverstanden erklärt, ebenso die Kaukasus-Front. Was man hierunter zu verstehen hat, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls freuen wir uns, daß mit der Waffenruhe der erste Schritt zum Frieden getan ist, der unsere Nachbarn im Osten wieder mehr auf unsere Seite zieht. Rußland ist für die Zukunft, mehr als es vor dem Kriege der Fall war, auf Deutschland angewiesen, und

Aber das schien nur so. Nach mächtiger Artillerievorbereitung, an der auch deutsche Batterien mitwirkten, brachen am 4. Dezember die Truppen des Generalfeldmarschalls Conrad zum erfolgreichen Angriff gegen die feindlichen Stellungen im Meleita-Gebirge vor, und auch die seit 24 Stunden völlig eingeschlossene tapfere italienische Besatzung des Monte Castelgomberto streckte die Waffen. Alles Gelände nördlich der Frenzela-Schlucht wurde erobert. An zwei Tagen büßten die Italiener über 11 000 Mann an Gefangenen und über 60 Geschütze ein.

Wohin wir also sehen, im Westen, im Osten und im Süden, überall bestätigen die letzten Ereignisse das stolze, unverrückliche Wort unseres Hindenburg: „Es steht alles gut.“ Möge es so bleiben!

v. W.

Der Daheim-Kalender für 1918 ist soeben erschienen

und tritt, mit mancherlei Gaben in Bild und Wort geschmückt, vor seine Leser — trotz aller Nöte der Zeit gehaltvoll und reichhaltig wie immer. Das Eröffnungsgebet ruft die Friedensgewißheit des deutschen Volkes in herzbewegenden, prophetisch anmutenden Worten hinaus ins Land. Der Daheim-Kalender bittet auch diesmal um freundliche Aufnahme und hofft, zu seinen alten Freunden zahlreiche neue zu gewinnen.

Die Schriftleitung des Daheim und des Daheim-Kalenders.

Deutsche Kaufleute in Ostasien. Von Franz Woas.

Wie mag es jetzt wohl um die vielen deutschen Kaufleute stehen, die vor dem Kriege in Ostasien ihren Geschäften nachgingen? Soweit sie sich in Feindesland befanden, werden sie wohl samt und sonders in Gefangenenlager abgeführt worden sein, Handelsherren und Angestellte bunt gemischt, um nun hier ein jämmerliches Dasein zu führen — schon seit Jahren. Und welch Herrenleben führten sie vormals!

Wir sagten dort einmal ihrer zwei genau das gleiche: sie möchten niemals wieder wo anders leben, als in Ostasien; hier hätte man doch noch etwas von seinem Leben. Von dem einen wunderte es mich weiter nicht; er stand ja an der Spitze eines hochangesehenen, mächtigen Handelshauses, wohnte wie ein Ritterschloßbesitzer und lebte wie ein Fürst. Bei dem anderen konnte es schon eher wundernehmen, denn er war nur ein Angestellter, ein bescheidener Handlungsgehilfe — eben bei dem „Fürsten“ —, aber auch er wohnte in einem prächtigen Hause, allerdings mit einem Kollegen zusammen, war hier auf das beste eingerichtet und führte einen geradezu glänzenden Haushalt, in dem es von Dienerschaft nur so wimmelte.

In einem von den großen Hafenplätzen war das, die einer am anderen, die chinesische Südküste entlang, am chinesischen Meere liegen. Freilich auch ein hervorragender Platz! Doch der Hafen liegt am Ausflusse eines mächtigen Stromes, der auf 500 Kilometer Tiefe aus dem Innern des Landes kommt. Das ganze Stromgebiet ist stark bevölkert, hat merkwürdigerweise auch noch beträchtliche Wälder (was für China eine Seltenheit ist) und liefert vor allem einen ausgezeichneten Tee. Vornehmlich Holz und Tee, aber außerdem viele andere Landeserzeugnisse führt deshalb der Strom außer Landes, und europäische Erzeugnisse von hundertlei Art führt er ins Land herein. Es handelt sich bei diesem Stromgebiete um unzählige Wasseradern, die alle dazu dienen, den Verkehr zu vermitteln; Landstraßen kommen nicht in Betracht, Eisenbahnen gibt es nicht — in einem Gebiete etwa so groß wie ganz Bayern, Württemberg und Baden zusammen.

Ist es da ein Wunder, wenn der Hafen, der am Stromesausgang liegt, mächtig groß wurde? Und braucht man sich lange darüber zu wundern, daß die europäischen Kaufleute, die hier Fuß faßten, bei allen Schwierigkeiten, die sich anfangs boten, schließlich durchdrangen, ebenfalls mächtig und reich dazu wurden?

Das „Herrenleben“, das man hier führt, ist nicht unverdient; man muß die Natur dazu mitbringen. Aber auch die Erholung, die man von der Arbeit sucht, ist wieder eine besondere Beanspruchung. Die Gesellschaft, der man sich zu Erholungszeiten ergibt, hat ihren eigenen und großen Zug. In einem verhältnismäßig kleinen Kreise, rings umgeben von unverständbarem und unzugänglichem Chinesentum, müssen die Fremden sich um so enger aneinander anschließen, Außenseiter, Eigenbrötler kommen hier nicht durch; alles wird zu einer einheitlichen festen Klasse.

Nordchina und selbst Japan sind gefürchter, zeitlich günstiger für den Deutschen, weil hier der Winter nicht fehlt mit Schnee und Eis. Hier liegen auch die Dinge im großen und ganzen anders. Während in den Hafenstädten des südöstlichen China sich immer nur kleinere Siedlungen von Europäern befinden, in denen die Deutschen noch dazu in der Minderzahl sind, gibt es in den Großstädten des Nordens ganze Stadtviertel, die voll von Europäern sind; so in Shanghai, in Tientsin, in Hankau und Peking. Das Bezeichnende ist hier, daß sich Europäer und Eingeborene, wenigstens geschäftlich und wohnlich, stark miteinander vermischen; daß somit reiche und vornehme Chinesen sich hier neben den Europäern geltend machen können. Das Europäertum tritt deshalb hier nicht ganz so herrenmäßig auf wie im Süden. Auf großem Fuße leben freilich auch hier die Fremden. In Shanghai wohnen sie draußen im Stadtviertel in prächtigen Landhäusern, haben zahlreiche Dienerschaft, reich besetzte Ställe, eigene Hausboote. Und alle sind Kaufleute, entweder selbständige, oder Vertreter heimlicher Häuser.

Groß ist natürlich auch der Bestand an jungen Leuten, die als Handlungsgehilfen dienen, namentlich befinden sich darunter unendlich viele Deutsche, weil solche nicht nur in deutschen, sondern vielfach auch in anderen Häusern angestellt sind — oder es wenigstens waren; der Krieg hat sie natürlich aus diesen Stellungen völlig verdrängt. Vordem konnte man in allen fremden, nicht deutschen Firmen bis in die allerersten Stufen hinauf Deutsche finden, und zwar in jedweder Art von Geschäften; namentlich bei den großen Banken hatten vielfach Deutsche die maßgebenden Stellen inne. Ganz so großartig wie in den Südstädten lebt es sich für junge Leute in den Nordstädten nicht; immerhin hat auch hier das Leben für sie einen großen Zug.

Nordchina ist von Natur aus etwas ganz anderes als Südchina; die gemäßigten Wärmegrade und die Abwech-

lung mit dem Winter erlauben schon den Eingeborenen eine lebhaftere Tätigkeit als im Süden. Das ganze geschäftliche Leben ist deshalb hier mehr entwickelt, vielseitiger. Dem entspricht auch die Tätigkeit des fremden Kaufmanns; hier wird er teilweise zum Unternehmer. Namentlich sind es deutsche Kaufleute, die als Ein- und Ausfuhrhändler angefangen haben, um dann zu selbständigen Gewerbebetrieben überzugehen. Mültereien, Sägewerke, Brauereien, Gerbereien, Färbereien, Zement- und Chlorfabriken, Spinnereien und Webereien, chemische Fabriken sind von ihnen zahlreich begründet worden, so schwierig es auch ist, derartige Unternehmungen dort draußen zu beginnen, einmal weil es an gelernten Arbeitern fehlt und dann, weil jede einzelne Betriebsmaschine aus Europa herbeigeschafft werden muß. Hier zu Lande ist bei derartigen Unternehmungen die Hauptfrage: ist auch Absatz der Erzeugnisse zu angemessenen Preisen möglich? — Diese Frage entfällt dort. Ganz andere Sorgen bedrücken drüben den unternehmenden Kaufmann; vor allem die Sorge um die Gewinnung geeigneter kaufmännischer Hilfskräfte. Auch diese können nur aus Europa herbeigeht werden, und das ist mit Mühen und Kosten, Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen verbunden.

So kommt es, daß im fernen Osten nach guten kaufmännischen — sowie auch technischen — Hilfskräften immer ein lebhafter Begehrt ist. Die Geschäfte haben dort in den letzten Jahren eine böse Zeit von schweren Umwälzungen mitmachen müssen, und dennoch sind sie weiter in die Höhe gegangen; die Nachfrage nach wirklich guten Hilfskräften hat angehalten, und damit ist auch die Lage der draußen befindlichen kaufmännischen Hilfskräfte günstig geblieben.

Freilich kann dies jetzt wohl nur von dem eigentlichen China gesagt werden, über das unsere Feinde, allen Mühen zum Trost, nicht soweit die Gewalt errungen haben, um die deutschen Geschäfte völlig lahm zu legen. Das deutsche Kaufmannstum, das so kraftvoll in Hongkong und Singapur, auf Ceylon (die sämtlich englisch sind), das ferner in Japan selbst, aber ebenso in Korea und in der Mandchurie bestand — es ist auf absehbare Zeiten hin vernichtet; ganz zu schweigen von Deutsch-Kiautschou. Menschenalter wird es aber brauchen, um annähernd die früheren Zustände wieder herzustellen.

Was das eigentliche China betrifft, so sind wir von daher seit dem März 1916 ohne unmittelbare Nachrichten; der deutsche Kaufmann dort ist seitdem so gut wie völlig abgeschlossen von der Heimat; Waren kann er von dort nicht mehr beziehen und ebenso wenig dahin senden. Mit Spannung sehen wir dem Augenblick entgegen, wo er uns sagen wird, wie er diese Zeit durchlebte, wie er sich geholfen hat; denn daß er trotz alledem nicht untergegangen ist — das haben uns die letzten Nachrichten, die wir erhalten haben, gesagt.

Der Haupthandelsplatz Chinas ist Shanghai. Ein Glüd für die deutschen Kaufleute dort ist es, daß es ein internationaler Platz ist.

Allerdings haben die Engländer infolge ihrer Mehrzahl die Oberhand; die Verwaltung des Gebietes war fast allein in ihrer Gewalt, nachdem der einzige Deutsche, der unter all den Engländern im Verwaltungsrat der Stadt saß, noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges herausgehissen worden ist. Immerhin haben doch die Neutralen und Nordamerika früher dafür gesorgt, daß die Engländer nicht völlig unbeschränkt dort herrschten, sowie während des Krieges dafür, daß nicht etwa der Zustand des Weltkrieges auf Shanghai ausgedehnt wurde. Am liebsten hätten es die Engländer freilich gesehen, die deutschen Kaufleute Shanghais wären samt und sonders nach ihren Gefangenenlagern verbracht worden.

So aber wird voraussichtlich uns das deutsche Kaufmannstum von Shanghai — ebenso wie das von Hankau, Tientsin und Peking — über den Krieg hinaus erhalten bleiben, und es wird damit sozusagen den Stamm bilden, dem nach dem Kriege neue Rekruten entsprossen werden. Und das ist höchst wichtig für den künftigen deutschen Ausfuhrhandel, weil dieser bei der nachhaltenden feindlichen Stimmung fast aller anderen Länder der Erde seine Wege namentlich nach dem fernen Osten hinaus wird suchen müssen.

Befegnetes Shanghai! „Königin des Ostens“ — wie man es da draußen mit allem Rechte nennt — Gegenstand der Sehnsucht für jeden Kaufmann, der anderswo im Osten seinem Berufe nachgehen muß!

Am Ausfluß des Yangtsekiang ins Gelbe Meer gelegen, ist es zunächst einmal der Stapelplatz für das ganze Stromgebiet dieses gewaltigsten aller chinesischen Ströme. Es bildet aber auch den Umschlagplatz für ganz Nordchina, für Korea, Japan und die Philippinen. Die Wärmegrade sind hier erträglich; der Winter, der es bis zu Schnee und Eis bringt, bedeutet für den zur Sommerzeit überhitzten Europäer eine

Erfrischung; die nächste Umgebung ist nicht ohne Reiz; die weitere Umgebung erschließen Eisenbahnen, Dampfer, Hausboote. Gegen 8000 Angehörige aller Völker leben hier. Die Stadt ist großzügig angelegt; breite Straßen mit Baumpflanzungen; eine prachtvolle Uferstraße; elektrische Beleuchtung, Straßenbahnen, ein Fernsprechnetz; Gasthäuser ersten Ranges, Theater und Konzerte, ein vielbesuchter eigentlich internationaler, dem Wesen nach aber deutscher Klub mit einem musterartig angelegten und betriebenen Vereinshaus, ein großartiger Sportplatz, Rennbahnen — kurz alles ist da, was dazu dient, um das arbeitsvolle Leben so fern der Heimat erträglich zu machen. Dazu kommt der rege Verkehr mit der Außenwelt. Jeden Tag fast legte ein neuer Überseedampfer am Ufer an, deutsche Kriegsschiffe dampften herein — ein ewiges Kommen und Gehen. Ein deutsches Generalkonsulat befindet sich hier; die Deutsche Bank hat eine Hauptniederlassung; eine deutsche Hochschule für Ärzte und Techniker besteht. Überall in den Geschäften trifft man auf Deutsche; man hört beinahe soviel deutsch wie englisch auf den Straßen sprechen, selbst von Chinesen. Man möchte fast sagen, daß das ganze Gepräge der Stadt, ihr äußeres wie inneres Leben, im wesent-

lichen deutsch ist. Jedenfalls ist es zum Glück nicht eng-

lisch. Alles dies flößt uns das Vertrauen ein, daß tatsächlich von hier aus der nötige Wiederaufschwung des deutschen Außenhandels nach dem fernen Osten ausgehen wird. Es ist der Witz, der von Natur aus dazu geeignet ist und der zum Glück in den sonstigen Wirren des Weltkrieges verschont blieb. Der Friede wird kommen, und der deutsche Kaufmann wird sich in allem seinem Glanze wieder zeigen.

Wie es aber in Japan und Korea steht, das vermag jetzt niemand recht zu sagen. Es wäre eine schlimme Sache um das Deutschtum, sollte der deutsche Kaufmann dort endgültig hinausgedrängt worden sein, wie das schon längst in der Absicht der Japaner lag. Denn er war viel zu rührig — viel zu ehrlich; er war ihm zu mächtig geworden. Was waren es auch für Brachtgestalten, die dort wirkten! Wert, daß ein neuer Gustav Freytag sie in einem neuen „Soll und Haben“ verewigt hätte. Und das trifft jeden Zweig kaufmännischer Tätigkeit; trifft die Handelsherren und trifft die Handlungsgehilfen in gleichem Maße, trifft alt und jung — jeder ein leuchtendes Beispiel für alle, die so etwas nachmachen wollen!



Weihnachten 1917.

Vertraut! Und steckt die Weihnachtskerzen
Zum vierten Male an den Baum!
Vertraut! Vertraut! Dann fühlt ihr kaum,
Wie um die Draußen beben eure Herzen!

Vertraut! Und seht die Händchen greifen
Nach Engelshaar und Kindertand.
Vertraut! Es wird dem Vaterland
Einst eine Friedens-Weihnacht sein.

Vertraut! Und laßt uns niederkauern
Mit unsern Kindern unterm Baum:
Sie träumen ihren Christfestraum —
Wir sehen stolz des Landes Eisenmauern.

Hans Caspar von Jobeltitz.



Peter. Von P. Beschow.

Durch den zweiten Graben bei ...owsko schleicht ein Infanterist in Mäse, den Rocktragen hochgeschlagen, heimlich, sich von Zeit zu Zeit umsehend, lauschend, ob nicht jemand nahe. Er trägt etwas unter seinem Rock. Hastig stolpert er die Stufen zu einem Unterstand hinunter, tritt ein. „Na, endlich!“ jauchzen ihm die Kameraden entgegen, als er einen kleinen Kater unter dem Rock zum Vorschein bringt. Niemand fragt woher der Kater ist. Er ist da, und nun ist es zu Ende mit der Mäuseherrschaft.

Jedenfalls ist er im Unterstand und wird drin bleiben, denn jeder, der aus- oder eingeht, achtet darauf, daß er nicht etwa entschlüpft, wozu er übrigens durchaus keine Lust zeigt. Sein Eroberer schläft und träumt. Er träumt von vielen schwarzen Katzen, die ihn wütend mit ihren gelben Augen anstarren, immer näher kommen und — wahrhaftig, da seht sich eine auf seine Brust und kratzt, kratzt so, daß er erwacht und sich nach der Brust faßt. Aber das ist kein Kratzen, sinkt läuft es ihm die Hüften herunter. Er fährt hoch; stößt sich den Kopf an der Falle über sich: „Das Vieh hat Flügel!“ „Wer,“ fragt ihn harmlos ein Nachtposten, der sich gerade zum Aufziehen fertigmacht. Der wütende Infanterist antwortet ihm nicht. Da — wieder läuft es ihm zu den Füßen herunter, wieder flücht es! „Das Vieh hat seine ganzen Flügel bei mir abgeladen.“ Er springt auf und sucht, bis seine Taschenlampe ausgebrannt ist und er eins der niedlichen schwarzen Tierchen erwisch hat. „Na, das kann ja schön werden,“ bemerkt der Nachtposten. Bis dahin war der Unterstand angefeuert. Mähmutig legt sich der Geplagte wieder hin und erzählt seinem nachgeworbenen Nachbar das Geschehene. „Aber wo steckt das Vieh eigentlich?“ „Ach, das sitzt in irgendeiner Ecke und lauert auf Mäuse,“ beruhigt ihn der Nachbar, leuchtet aber doch mit seiner Taschenlampe umher. Ja, Mäuse! Seelenruhig schlummert Peter auf dem Bett in der Ecke, unschuldsvoll in das grelle Licht blinzelnd. „Wirst du wohl Mäuse fangen!“ Klatsch! fliegt ein Pantoffel zu ihm hin, trifft aber den harmlosen Schläfer. Erneuter Krach. Der halbe Unterstand wird wach; Peter hat sich unter das Bett verdrückt.

Am Morgen wird sehr über Peter geschimpft, aber schließlich beschloßen, ihn im Unterstand zu behalten „von wegen

der Mäuse“. „Aber wo steckt der Kater nur?“ Wieder werden alle Ecken abgesucht. Schließlich entdeckt man ihn, auf einem der oberen Betten schlafend. Durch den Krach der Nacht gewarnt, schleicht einer zu ihm, ihn zu fangen. Er springt über ihn hinweg, einem schlafenden Nachtposten ins Gesicht, der wetternnd hochfährt, springt weiter auf das nächste Bett und rettet sich in die hinterste schwer erreichbare Ecke, von wo aus er seine Verfolger mit mitleidsvoll-verächtlichen Blicken mißt. „Alles raustreten.“ Die Infanteristen eilen hinaus; Peter ist gerettet. Als sie zurückkommen und Kaffee trinken, ist der Kater vergessen, bis einer überrascht ausruft: „Zum Henker, wer hat denn meine Marmelade ausgeschleckt?“ „Das kann nur der Kater gewesen sein,“ antwortete sein Überbringer, „die Mäuse haben sich diese Nacht nicht hervorgetraut.“ Doch die Zeit drängt, es heißt zum Arbeitsdienst antreten; wieder ist Peter gerettet. Beim Mittagessen trägt Peter hochgehobenen Mäules eine Maus hinter dem Ofen hervor, alles ist ihm vergeben und vergessen, nur die am meisten Geschädigten schwören ihm im Innern einige Rache zu.

Es wird eine unruhige Nacht für die Bewohner des Unterstandes. Peters Fell muß ein wahres Flöheparadies gewesen sein, alles kratzt sich, jeden juckt es. Also raus mit ihm. Eine wilde Jagd geht an. Peter reißt die Petroleumlampe zu Boden, die in tausend Stücke geht, den halbvollen Kaffeetopf, eine Butterdose herunter, des Gruppenführers mit Mühe und viel Lauserei gekauften Eier werden durch einen fehlgehenden Stiefel zerbrochen, Peter aber entschläpft immer wieder. Mit dem Nachschwur: „Warte nur, morgen früh geht's dir ellig,“ legen sich alle zur Ruhe.

Am nächsten Morgen, nachdem der Kaffee getrunken, geht die Katzenjagd wieder an. Mitten darin brüllt jemand „Wachung!“ Bestürzt steht alles stramm. Der Kompagnieführer tritt mit dem Feldwebel ein. „Was ist denn hier los?“ Da bleibt sein Blick auf Peter haften, der gerade auf dem Tisch angelangt ist und nun, da seine Verfolger sich nicht um ihn bemühen, still liegen bleibt. „Das ist ja meine Kage, Peter!“ „Maum!“ „Unteroffizier, wo haben Sie die Kage her?“ Ein Mustetier tritt vor: „Ich fand —“ „Aha! Sie! Schon gut! Feldwebel, schreiben Sie den Mann auf.“

Ein Jahr durch Polen.

Von Hans von Goede. Zu neun Skizzen von Prof. Arnold Busch-Breslau.

Von Polen soll ich erzählen. Von dem Polen, das ich verflucht und geliebt habe, durch das meine Kriegswegen gegangen sind vom Herbst 1914, der voller Regen war, durch den kalten Winter mit seinen schweren, schweren Weihnachtstagen, durch den fast heimlich-friedlich-stillen Frühling, durch den glühendheißen, kampf- und siegreichen Sommer bis in den leuchtenden, bunten Herbst 1915, der die Bäume in traumhafte Farbensymphonien verfärbte. Von dem Polen, das ich kenne in den Ostrecken von Zwangorob, in den Sumpflandplateaus der Lysa Gora, an den bewaldeten Ufern der Pilica und den ach so blutigen der Rawka und Wzura, das mir seine Fruchtbarkeit und Lieblichkeit zeigte an der unteren Weichsel und seine Dürre hinter den Stellungen vor Przyszynsz. Durch das ich schließlich dem Feinde folgte, ihn von Stellung zu Stellung werfend, bei Rozan den Narew überschreitend und bei Narew-Stadt wieder an den Fluß kommend, dicht an dessen Ursprung.

Ich kenne dich, Polen, wie wohl nur selten ein Deutscher vor diesem Kriege dich gekannt hat. Ich kenne deine Armut und deinen Reichtum, deine Häßlichkeit und deine Schönheit, kenne deine Dörfer und deine Städte, deine Bauern und deine Edelleute, deine Kirchen und deine Synagogen. Keine hastende Eisenbahn trug mich durch deine Fluren. Auf dem Rücken des Pferdes habe ich Hunderte von Kilometern auf deinen schlechten Wegen zurückgelegt in jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit. Du warst das Land des Feindes. Ich habe in dir gekämpft, habe die russischen Kugeln durch deine Luft pfeifen hören und liebe Kameraden deiner Erde anvertraut. Ich habe dir geflücht in tausend Anstrengungen und Entbehrungen und dich geliebt, wenn mir die Augen zufielen zu kurzem Schläfe. Und heute, wo ich im Westen gegen den anderen Feind stehe, weiß

ich: Ich liebe dich und habe Sehnsucht nach dir und dem freien Kriegerleben in dir.

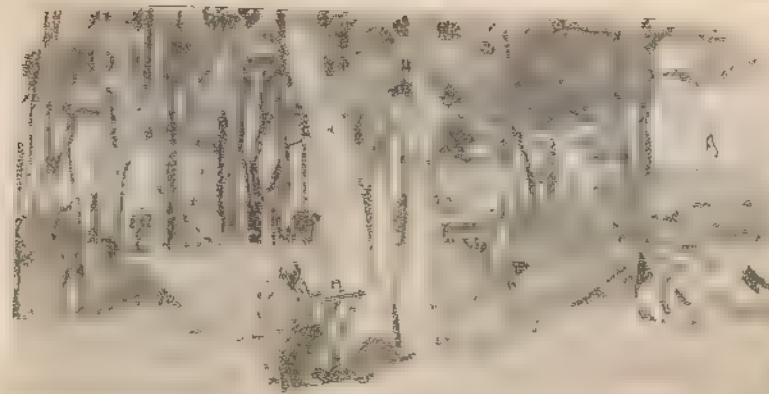
Neun Bilder gleiten durch meine Hände, und auf jedem verweilt mein Blick lange. Jedes löst Erinnerungen aus an dich, Polen, das du den Krieg tragen mußt mit allen seinen Härten und deinen Stempel diesem Kriege aufdrücktest.

Lieber ein Sommerfeldzug in Frankreich, als ein Winterfeldzug in Rußland! hatten wir im Frieden scherzend gesagt. Nun standen wir im Herbst 1914 an der polnischen Grenze. Wie abgeschnitten von der Kultur kamen wir uns vor, als wir sie einen Tagemarsch überschritten hatten. Die Chaussees hörten jäh auf. Unsere Autos blieben stecken. Unsere Pferde leuchteten. Hütten sollten unsere Quartiere sein, die vor Schmutz starrten, in die wir kaum einzutreten wagten. Wir haben später diese Hütten schätzen gelernt, nachdem wir wußten mit ihnen umzugehen. Wir haben die schlechtesten Wege überwunden, weil unsere Pferde mehr leisteten, als wir jemals für möglich gehalten hatten. Der eiserne Wille kannte keine Hindernisse.

Die Weichsel war unser erstes Ziel — Zwangorob. Marsch, Marsch und wieder Marsch. Wir zählten die Kilometer nicht mehr. Der schwache Feind wurde leicht zurückgedrückt. Bis zur Weichsel, bis vor die Festung. Auch da schlugen wir ihn. Aber aus jedem Erschlagenen schienen zwei neue Gegner zu erwachen. Es war ein Ringen mit einer nicht endenwollenden Übermacht. — Und Regen, Regen, Tag um Tag. Die Sachen wollten nicht mehr trocknen. Die Wege wurden immer tiefer. Es ging fast über unsere Kraft. Doch wir schlugen den Feind. Noch am letzten Tag, bevor der Befehl zum Zurückgehen kam.



Übergang über den Bug bei Wlaski.



☞

Sanitätsbataillon.

Rückzug. Erschten es uns schrecklich? Nein, wir waren ja nicht besiegt. Wir gingen als Sieger zurück. Warum? was fragt der Soldat in der Truppe viel nach Gründen. Er erhält den Befehl und führt ihn aus. Kein Russe drängte uns. Nur daß der Marsch für Mann und Tier so maßlos anstrengend war auf den zerfurchten Straßen, drückte uns. Sonst waren wir froh, für den Winter mehr westwärts zu kommen. Wir blieben ja auf feindlichem Boden. Die Heimat blieb geschützt.

Auch ein paar sonnige Tage hatten wir. Als bei Kielce die erste Kälte einsetzte und wir uns in Pelze zu hüllen begannen, da war so etwas wie leuchtender Herbst um uns. Die alte Burgruine von Chenziny flammte mit Morgenrot von ihren Kreibefessen, und der Park der Potockis grüßte uns bei Golinow mit bunten Farben, als wir westwärts vorübertrabten. Und die Wälder:

wild, mächtig, noch ganz Natur. Voll Unterholz und breiten Farnen. Manchmal kam wohl die Frage: wo ist der Heger, der Pfleger? Aber dann freuten wir

Landsturmabteilung bei Neubors.

Mauer. Und der Schnee kam und füllte unsere Gräben. Wir arbeiteten und schaufelten, bis sie wieder leer waren: Reservisten, Jäger, Landsturmlente. Schneidende Kälte kam, daß wir beben. Dann stille, sternklare Nächte, wo man tief in den Himmel hineinsehen konnte. Ein weißer Teppich lag über der Erde und warf ein zitterndes Licht. Die wachen Krieger lehnten gegen die Grabenböschung. Ab und zu pötschte eine Kugel. Und mir ward feierlich und andachtsvoll. Polnische Erde, du warst ja der Grenzwall der Heimat.

Dann plötzlich herausgerissen. Wir mußten nach Norden, wo die Russen über Petrikau vorstießen gegen unser Schlessien. Fast ungern schied ich. Die Sternennächte auf den Schneefeldern hatten es mir angetan. Ein Sonntag war es, als ich mit erwachendem Tag in Gzenstochau einritt. Es zog mich zur „Schwarzen Mutter Gottes“ auf der Jasna-Gora. Ich stand vor ihr in der Seitenkapelle, die ihr geweiht ist. Ich

uns der Schönheit, die keine Kultur zerstört hatte.

Die ersten Flocken schwirrten schon bei Nacht und tauten bei Tage. Und als sie dicht und dichter wurden, waren wir nahe der Grenze. Da wußten wir, daß haltgemacht wurde. Kehrt! Kein Russe kommt nach Schlessien. Und es ist keiner eingedrungen.

Die heilige Kapelle von Gzenstochau! In einer Winternacht bin ich von Jarzi aus geritten, um zu ihr zu kommen. Vier Wochen lang hatten wir zum Schutze der schlessischen Grenze dort unten gelegen, hatten uns mit Kreuzhaden und Spaten in den steinigen Boden hineingefressen. Der eifige Ostwind stürmte mit dem Russen gemeinsam gegen uns an. Aber selbst diese beiden Verbündeten konnten uns nicht werfen. Wir blieben eine

sah vor ihr die kniende Menge der Polen, sah die Feldgrauen, die ihr Knie gleich den anderen beugten, sah den Glanz der hohen Kerzen, der sich tausendfältig in den silbernen Opfergaben brach, die die Wände um das heilige Bild füllten. Schwarze Madonna, du Sinnbild Polens, ich kannte dich. Kein Haus im Land, das dein Bild nicht birgt, keine Polenhand, die sich nicht flehend zu dir hebt. Wie viele Nächte habe ich unter dir geschlafen, wie oft in dein hartes Gesicht geblickt. In Emaille und Gold, edelsteinverziert traf ich dich im Hause des Magnaten, im elenden Buntdruck in der Bauernhütte.

Vor Zwangorod hoben die Bauernfrauen schützend dein Bild gegen die Festung, als die ersten Granaten ins Dorf schlugen, auf der Lysa-Gora trugen sie dich uns entgegen, weil man den Polen gesagt hatte, daß wir Mörder wären; am Karem solltest du das Feuer hemmen, das die Kosaken entzündet hatten, und die Vertriebenen trugen dich mit unter den Resten ihrer Habe. An vielen Straßenecken steht dein Bild in kleinen Kapellen, und manch deutscher Krieger schläft in deinem Schutz der Ewigkeit entgegen. Und nun sah ich dich im Glanz. Meine müden, übernachtigen Augen blickten zu dir. Meine Gedanken wanderten, und unwillkürlich falteten sich meine evangelischen Hände. Schwarze Mutter, du gehörst zu Polen, mehr als der weiße Adler und die rot-weißen Farben. Ich bin dankbar, daß ich dich sah, weil ich dein Land so liebgekommen habe.

Wir marschieren gen Norden hinter den kämpfenden Linien. Der Geschützdonner dringt zu uns. Eilmärsche durch Schlader- und kalte Schauer. Auf die Pelze legt sich eine Eisschicht. Wir reiten nicht mehr, wir führen unsere Pferde. Es ist zu kalt für das fast bewegungslose Imjattelsitzen. Und die Tiere dauern uns, die Schritt für Schritt bis über

die Fesseln in den Schlamm aus Lehm und Schnee einbrechen.

Die Kriegsfurie ist milde gewesen in diesem Landstrich. Nur ab und zu ist ein Dorf zerstört. Da ragen die Mauerreste und die Schloßgespenstisch empor. Das Dach und die Sparren fraß die Flamme fort. Der Schnee deckt über alles sein weißes Todeslaken, verhüllt einen Teil all des Schrecklichen, Furchtbaren. Er dringt in die Stuben, die ihm einst verschlossen waren, türmt sich auf den Herden, die kein Feuer mehr wärmt.

In den Orten, die verschont blieben, ist reges Leben. Das Leben hinter der Front. Kein Dorf, von dem nicht die Feldgrauen Besitz ergriffen haben und sich neben dem Polen häuslich einrichteten. Österreicher und Deutsche nebeneinander. Und der Pole gibt willig Quartier — er teilt mit seinen Gästen, von denen er manchen Brocken aus der Feldküche bekommt. Munitions- und Verpflegungskolonnen machen Rast auf dem langen Weg von der Front bis zur nächsten Eisenbahnstation. Die Feldlazarette haben sich hier eingerichtet. Notdürftig sind Lager zusammengeschlagen, auf denen die Schwerverwundeten ruhen, denen man den Transport auf den offenen Wagen durch die eifige Luft noch nicht zumuten kann.

Für uns ist Quartier gemacht, schlecht und recht. Mehr schlecht als recht. Eng, furchtbar eng. Ein Lazarett hat das halbe Dorf belegt. Die Häuser fallen für uns aus. Die Verwundeten gehen vor. Wir pferchen uns zusammen. Dreißig, vierzig Mann kriechen in einem der winzigen Häuser unter. Es scheint uns unmöglich, aber es geht. Drinnen ist es mollig

warm. Man taut auf, brät sich ein paar Kartoffeln auf dem prasselnden Herde, wirft sich aufs Stroh und ist zufrieden. Dreißig Kilometer bei dem Wetter und den Wegen sind keine Kleinigkeit. Ich gehe abends noch einmal auf die Straße



Soldatenfriedhof in Sultow.



Reitende Jäger auf Patrouille.

☞

226

Polnische Flüchtlinge

und treffe einen Arzt. Wir sprechen ein paar Worte miteinander. Man spricht gerne mal mit einem fremden Menschen. Unser Kreis ist klein. Er erzählt mir von seinen Verwundeten. „Sehen Sie sich die Leute doch mal an. Sie freuen sich, wenn ein Offizier zu ihnen kommt.“ Ich trete in eins der Lazarett Häuser. Die sonst so schmutzigen Polenbuden sind tadellos sauber. Die Fenster sind abgedichtet gegen den kalten Wind, aber trotzdem ist die Luft gut. Ein paar Blumenstöcke stehen auf dem Fensterbrett. — Sie liegen auf ihren Gestellen dicht nebeneinander. In graue Decken sind sie gehüllt; Wäsche gibt es hier nicht. Die weißen Verbände leuchten. Sie scheinen ruhig und zufrieden, sie fühlen, daß sie in guter Hand sind, daß man für sie sorgt, so gut es geht. Der Sanitäter geht hin und her. Wechselst die Verbände und ordnet die Decken. Ich spreche mit jedem. Einem hat der Divisionskommandeur gestern das Eisene Kreuz gebracht. Seine Augen leuchten stolz, als er mir erzählt, wie er sich es verdiente auf einer Patrouille in stockfinsterner Nacht gegen den feindlichen Graben. Alle wollen gern in die Heimat abtransportiert werden. Der Arzt beruhigt sie: „Bald, Leute, bald. Sowie ihr etwas mehr zu Kräften gekommen seid.“

Den nächsten Tag geht es durch das Etappengebiet. Alte Landsturmlaute mit großen Vollbärten stehen an den Brücken und den Straßengabeln. Die unvermeidliche Weife wärmt ihnen die Nase. Nordwärts nordwärts. Noch einmal dreißig Kilometer und noch einmal. Es ist bitter anstrengend. Dann drehen wir nach Osten ein, dem Feind entgegen. Da wird der Marschschritt weiter und freier. Morgen stehen wir im Kampf.

Und wir kämpften bei Belchatow und Petrikau, Schulter an Schulter mit den Österreichern nahmen wir es, fochten bei Tomaszow und an der Wilka.

Weihnachten! Harte Tage! Der Feind hat sich reingeseht. Seine Stellungen sind Festungen. Wir können ihn nicht werfen. Mit Gegenstößen hält er sich uns fern.



Berschnittenes Dorf Prydzinow.

Viel, viel Blut fließt. Und es ist Weihnacht. Keine Nachricht von Haus. Und soviel wird unterwegs sein, mit Liebe gepackt, mit grünen Bändern geschmückt und mit Lammreisern belegt. Wer kann es uns bringen? Wir brauchen Munition und wieder Munition. Jedes Pferd zieht Geschosse.

Am Christabend brannte doch unser Bäumchen in dem kleinen Zimmer, in dem wir zu viert hausten. Aus unserm eigentlichen Weihnachtsquartier hatten sie uns herausgeschossen. Das lag jetzt in schwelender Asche. Harte Stunden. Kaum, daß wir Freude hatten am Lichterschein. Irgendwo sangen die Leute: Stille Nacht. Und durch den Fernsprecher kam der Ruf: „Schickt uns Handgranaten nach vorn. Die Russen arbeiten sich wieder heran. Sie scheinen angreifen zu wollen!“ Granatfeuer. Lachende Maschinengewehre. Stille Nacht.

Und ich möchte sie nicht missen in meiner Erinnerung, kann den Boden nicht vergessen, wo ich sie durchlebte. Dreimal so lieb sind mir Stunden und Land, als wenn ich ein frohes Fest gefeiert hätte. Gerade harte Weihnachten gehören in den Krieg: Kampfweihnachten!

Die Sonne läuft auch durch den schwersten Tag. Es wurde ruhiger. Die Kälte, der Schnee dämmten die Kampfthätigkeit. Im Graben vorne war es oft recht unbehaglich. Wenn der Ostwind über uns hinsegte, uns die nadelcharfen Kristalle ins Gesicht trieb. So dicht war das Gestrüß, daß sich die russischen Patrouillen in unsere Gräben verirrt. Einmal sogar die Essenholer: mit zwei dampfenden Teekesseln kamen sie an und wurden darob gnädigst in Empfang genommen.

Besser aber waren die Ruhetage. Jetzt lernten wir die kleinen, anfangs so verachteten Holzhütten lieben. Ofen gab es nicht, aber das Feuer im Herde erlosch nie. Die Strohlager, die die Betten vertraten, waren von unseren Koffern umstellt. Wir hatten unsere knappe Habe jetzt bei uns. Auch die Weihnachtspost lief ein, mit allerlei Gutem, verspätet, aber

doppelt genossen. Die Neujahrswünsche kamen. Silvester klangen im Dörfchen sogar die Gläser aneinander mit fröhlichem „Prost Neujahr!“, während vorne ein kleines Freudschießen in die Schneenacht hinausgefeuert wurde. Wie schnell ist man wieder oben, seelisch und körperlich, wie schnell wirft man die Erschütterungen ab und hat das Herz wieder voll Mut und Hoffnungen. Hoffnung ist eine unerschöpfliche Quelle der Kraft.

Das Licht war knapp. Das gab lange Dämmerabende im flackernden Feuerschein des Herdes, in den nach und nach das Baumholz des Dorfes wanderte. Es war so schön trocken. Da saßen wir denn und pafften ins Dunkle. Oder schwagten vom Kriege, von der Heimat, vom Graben. Wie schlecht es sein würde, wenn wir übermorgen erst wieder hineinmüßten. Manchmal klinkerte unser Jüngster auf der Laute, die im Weihnachtspaket gelegen hatte und sumnte ein Lied. Oder ich sagte ein paar Verse auf. Oft waren wir auch ganz stumm. Das war, wenn Post angekommen war, und wir alle an unsere Lieben dachten.

Draußen war alles in blendendes Weiß gefüllt. Jeder Baum hatte den weiten Wintermantel angezogen und stand nun doppelt mächtig da, die Zweige unter der Schneelast tief am Boden hängend. An den Ziehbrunnen hingen die dicken Eiszapfen. Die Luft war oft wundervoll klar, und die Sonne überglänzte alles. Wie schnell sind die Erinnerungen an die frostklappernden Stunden im feuchten Unterstand verschwunden gegen die leuchtenden Winterbilder! Das Schöne haftet länger als das Schreckhafte. — Die kleinen niedrigen Schlitten wurden aus den Bauernställen gezogen. Die Panzerverbände brachten uns wacker über die Schneedecke. Irgendwo in den Wind hinein. Oder zu einem Nachbar, der uns mit Tee und Grog aufwartete, wohl auch noch ein Stück Christstollen hatte. Oder wir ritten in den Forst, freuten uns des Winterwaldes und vergaßen die schweren Weihnachtsstage, die Sorgen des Grabens, die Härte der Zeit.

Bis man uns an die Rawka rief und an die Bzura. Der Kampf flammte neu auf. Wir schlugen eine schwere Schlacht. Der Donner von Hunderten von Geschützen ließ die weichen Gedanken verstummen. Nun sang in uns nur noch der Kampf. Ein Ringen Brust gegen Brust auf vereisten Feldern. Kaum, daß man mit der Kreuzhake in den Boden kam, um sich eine notdürftige Deckung im Höllenfeuer zu schaffen. Eisen standen die russischen Linien, stemmten sich gegen unseren Angriff. Nur schrittweise gewannen wir Boden, Boden, in dem deutsches und russisches Blut ineinanderfloß. Doch auch diese Tage waren groß, herrlich, überwältigend. O, du ewiger Wechsel des Krieges, du wirfst uns umher, von einem Extrem ins andere. Du spiegelst uns heute den Frieden vor und sendest uns morgen den Tod.

Und der Winter ging. Der Frühling kam. Der Schnee schmolz. Jene Zeit begann, wo in Rußland jede Bewegung erstirbt, wo die Wege unergründlich sind, wo man im Behm bis über die Knie versinkt. Mich hatte ein gütiges Schicksal wieder in eine andere Gegend verschlagen. Sehen durfte ich sehen. Immer neue Teile Polens taten sich vor mir auf. Hatte ich eine Ahnung von der gewaltigen Größe dieses Landes gehabt? Nein. Es war für mich ein versunkener Kleinstaat gewesen, den man in drei Teilungen aufgelöst hatte — ein Nichts. Und jetzt zog ich Weilen und Meilen durch dieses Land, lernte statt eines Volkes Völker kennen, die kaum eine gemeinsame Sprache hatten, die kaum etwas voneinander wußten. Wie Traumbilder schienen mir diese Ritten und Wanderungen jetzt oft. Ein Wandelpanorama war es. Ganz langsam vorübergehend. Aber ich sah jedes Bild nur einmal.

Nach den heißen Kämpfen um Lodz, den unver-

geßlichen Durchbruchstagen von Brzezina, den schweren Wintertagen an der Rawka und Bzura war auf der ganzen mittleren Ostfront Ruhe eingetreten. Nur im Norden tönten die Schlussschüsse der zweiten Masuren-Schlacht; im Süden ging das Ringen um die Karpathen-Kämme weiter.

Ich lag damals an der unteren Weichsel auf dem rechten Ufer des Riesenstromes nahe der westpreussischen Grenze. Wieder waren wir die Nacht im Osten. In Schnee und Eis waren wir in diese Gegend gekommen, hatten in starken, siegreichen Schlägen die Russen von den Toren Thornes zurückgetrieben und dann unsern Schützengraben gezogen: die eiserne Mauer. Die Gegenstände der Russenmassen erlahmten bald. Ein Frühlingsfriede kam. Die Artillerietätigkeit war auf beiden Seiten nicht erheblich, die Infanterie beschränkte sich auf Patrouillenunternehmungen, und unsere Patrouillen waren die Herren zwischen den Gräben. Die Verluste wurden gering. Die Verantwortung lastete nicht mehr Tag und Nacht so bleischwer auf unseren Schultern wie bisher. Zum erstenmal seit dem Beginn des Krieges kamen wir zum Aufatmen — zur Ruhe.

Herrliche Tage. Und daß mich das Schicksal gerade in diese Gegend zu dieser Zeit werfen mußte. Wenig berührt vom Kriege, zerstört eigentlich nur im nächsten Umkreis der Gräben. Ich habe wohl noch nie einen Frühling so genossen. Unsere Gräben liefen zum Teil im Walde, zum Teil an Waldrändern entlang. Da hatten wir in langen Stunden des Grabendienstes Zeit in die kommende Natur zu sehen, waren ihr nächstens und bei Tag so innig nahe. Jeden Busch kannten wir, der am Grabenrand stand, jeden Baum, um den sich unser Verbindungsweg schlängelte. Und wir sahen die Knospen schwellen, Tag um Tag fester und dicker werdend, bis sie nach einer lauen, feuchten Nacht plötzlich aufplagten und die kleinen grünen Blättchen in die Sonne streckten. Der Erdb Teppich verfarbte sich. Der Schneedecke folgte das Braungrau und ihm das Grün. Unsere Brustwehren bedeckten sich mit Gräsern und Blättchen. Manches Weilchen wurde am Grabenrand gehegt und gepflegt, um schließlich im Feldpostbrief nach Hause zu wandern als ein Gruß aus unserm Polen. Wer war wohl vor dem Kriege so innig mit der Natur zusammen, wie der Mann im Schützengraben, der wochenlang Tag und Nacht im Boden lebt, eingeschnitten in die Erde, verwachsen mit ihr.

Tage der Ruhe hinter der Front. Ein anderes Bataillon hatte unseren Abschnitt übernommen. Wir lagen in Reserve. O, diese Frühlingsritte im polnischen Walde! Die Pferde hatten auch wieder den Kopf oben. Ihre gequälten Knochen hatten die Anstrengungen des Herbstes und des Winters vergessen. Ihr Gang wurde wieder federnd. Es war eine Lust zu reiten. Heide und Wald waren so heimlich. Wenn man die Dörfer hinter sich hatte, wenn man abseits ritt der großen Straßen, auf denen mit Hühn und Gock sich die Kolonnen vorwärtsquälten und die Feldbahn mit ihrem lauten Geratter fuhr, wenn man sich ganz umfassen ließ von dem frühlingsfrischen Wald, dann konnte man sich daheim fühlen im märkischen Forst. Wie oft sind mir auf diesen Ritten die Heimatgedanken gekommen. Wenn ich meinen Braunen Schritt gehen ließ und nichts genoß als die Natur, dann konnte ich auf kurze Stunden alles vergessen, was mit dem Krieg und seinem blutigen Handwerk zusammenhing.

In den Ortschaften sah es jetzt auch anders aus wie im Winter. Man brauchte nicht mehr nach dem guten Ofen Sehnsucht zu haben — Mutter Sonne gab genug Wärme. Man verlegte sein Tagesquartier ins Freie. Vor den niedrigen Bauernkaten entstanden Vorgärten, wie sie unsere Bauernhöfe von daheim gewohnt

Sternennacht im Schützengraben.

Kolonnenbivall

sind. Helle Bäume aus weißem Birkenholz umgaben sie. Das Licht der Frühlingssonne überflutete alles, ver- schönte alles. Und die Panjeddörfer, die im Winter schmutzig und gräßlich ausahen, bekamen nun ein freund- liches Gesicht. Die Artillerie und die Kolonnen zogen ihre Pferde aus den Ställen und striegelten und putzten. Die Kavallerie legte sich Reitplätze an und hatte im Walde ihren Sprunggarten. Die Fahrzeuge erhielten die große Frühjahrsreinigung. Die Planen wurden ge- waschen, Räder und Kästen erhielten einen neuen feld- grauen Anstrich.

Die Feldlazarette hatten mit den wenigen Ver- wundeten nicht allzuviel Arbeit. Aber sie waren nicht untätig. Es wurden Genesungsheime bei ihnen einge- richtet, und zwischen den Wagen, an denen die weißen Fahnen mit dem Genfer Kreuz im Winde flatterten, wuchsen Baracken und Zelte aus der Erde. Die Heimat lieferte Liegegestühle, Kissen und Decken. Nun konnte sich mancher hier erholen, der die Erfüllung, die er sich in den winterlichen Schützengräben geholt hatte, gar nicht loswerden wollte.

Auf den Feldern aber wertete der Feldgrau im Verein mit dem Polen. Das Klein- und Gelbbahneß, das mehr und mehr ausgebaut wurde, entlastete die Kolonnen. Die Pferde wurden frei für die Bestellung und gingen im Pfluge. Saatkorn kam aus der Heimat und wurde dem fruchtbaren polnischen Boden anvertraut. Bis an die Feuerzone heran, ja oft noch in diese hinein wurde bestellt. Leider nicht überall mit dem erhofften Erfolge, die Trockenzeit des kommenden Sommers machte viel Arbeit zunichte.

Hinter dem Pfarrhaus, das unser Quartier war, entstand ein Gärthchen. Eigentlich aus dem Nichts. Es war ein schmutziger Platz gewesen, auf dem im Februar unsere Fahrzeuge den Boden zerpflügt hatten. Nun wurden Wege gezogen und Beete geformt. Strauchwerk lieferte der Wald. Ich schrieb um Samen in die Heimat. Er kam an. „Es ist rührend, daß Ihr an Blumen denkt,“ stand in dem Begleitbrief. Uns war diese Frie- densarbeit eine Freude. Wir säten und pflanzten. Wir jubelten, als unsere ersten jungen Blättchen kamen. — Unten am Ufer der Bacionznica standen Apfelbäume. Vernachlässigt und unbeschnitten. Der Pfarrer hatte wohl kein Interesse für seinen Garten gehabt. Aber sie blühten doch: weiße Blüten, Stern an Stern. Es war eine Pracht. —

Krieg und Frieden gaben sich die Hände in diesen herrlichen Frühlings- und Frühsommertagen. Wir wurden wieder stark, sogen neue Kraft. Wir bildeten den jungen Erbs, der aus dem Vaterlande zu uns kam, weiter aus, machten ihn kriegstüchtig, lehrten ihn auf Patrouillen- gängen Feuerfestigkeit. Wir waren bereit zu Neuem — und bereit sein ist alles.

Noch war Stille, die Stille vor dem Sturm. Die Nachrichten des Durchbruches von Gorlice schlugen an unser Ohr. Auf den Karten verfolgten wir die Siege unserer Brüder in Galizien. Gespannt waren wir. Wann wird unsere Stunde kommen? Wir waren bereit.

Der heiße Sommer setzte ein. Der Boden trocknete mehr und mehr aus. Wir liebten den Regen nicht, der unsere Gräben mit Schmutz und Wasser füllte, aber nun sehnten wir ihn doch herbei. Wir sahen die Felder, die wir mit beackert hatten, verdorren. Das stimmte uns traurig.

Da mehrten sich Ende Juni, anfangs Juli die Zei- chen, daß auch bei uns etwas im Gange sei. Genauer erfuhren wir nicht. Es muß ja alles geheimgehalten werden. Aber wir folgerten und flüsterten, kombinierten und planteten. Was sie da unten bei Gorlice gekonnt hatten, das konnten wir auch. Wir brannten darauf,

wieder in Bewegung zu kommen, den Russen zu werfen. Warm aber würde es losgehen? Wir merkten vorne im Graben ja wenig von den Vorbereitungen, die hinten die Stäbe in Altem hielten; unsere täglichen Arbeiten gingen weiter: den Graben verbessern und Patrouille gehen. Aber wir sahen, daß man die Zahl der Batterien ver- stärkte, daß die Kolonnen Munitionsmengen heranbrachten, daß die Flieger tätiger waren denn je. Wer einmal nach hinten kam zu irgendeinem hohen Stabe, der brachte einen Berg Neuigkeiten mit, die eigentlich keine waren, aber genügten, daß wir uns in unserm Offiziersunter- stand zusammenfanden und redeten und faselten bis in die tiefe Nacht hinein. Wenn wir nachts die Graben- posten revidierten, blickten wir hinüber zu den russischen Stellungen: wann werden wir euch haben, wann werden wir siegreich euch überschreiten? Und manchmal kam wohl auch der Gedanke: werd' ich nicht vielleicht mein Leben lassen müssen zwischen hier und dort? — Ach! weg da- mit — daran denkt man nicht.

Und der Tag kam. Jener unvergeßliche, herrliche Tag. Mit dem ersten Grauen des Tages begann das Feuer der Geschütze. Ein mächtiger Chor stimmte ein eisernes Konzert an, zu dem Meister Hindenburg den Takt schlug. Das Eisen regnete auf den Feind nieder, Stunden um Stunden. Und plötzlich brach die Infan- terie aus den Gräben vor, in denen sie lange, lange ausgeharrt hatte, in denen sie jedes Fleckchen Erde kannte, liebgewonnen hatte. Vorwärts ging es, hinein in den Feind. Was liegen blieb, blieb liegen. Ehre den Fal- lenden, ihnen ein kurzes Gebenken, aber kein Zurücksehen. Zum Feind geht unser Blick. Hinaus über die feind- lichen Stellungen brachen wir, und als der Abend sank, lagen unsere Gräben und die des Feindes schon weit, weit hinter uns. Herrlicher Tag, blutiger Tag, Tag des Sieges! Du stehst fest in unserm Gedächtnis als Auf- takt unseres Zuges bis an die Ostgrenze Polens, bis dahin, wo das Doppelkreuz an den Wegen steht und die russische Sprache klingt. Und drüber hinaus, ins Herz Rußlands hinein. Ein langer Weg wurde es, ein schwer umkämpfter, aber ein herrlicher Siegesweg. Er glich diesem ersten Tage.

Ich will nicht von den Kämpfen sprechen, nicht davon, wie wir Stellung auf Stellung dem hartnäckigen Feinde entzissen, nicht von dem Jubel unserer Herzen, als der Befehl mit den Worten begann: „Kozan brennt, Ostro- lenka brennt,“ nicht davon, wie wir die Marenwefungen bezwangen und dann uns den Übergang über den Fluß erstritten. Nein — von Polen will ich reden, vom Lande, durch das wir zogen.

Es hat nur wenig Eisenbahnen, es kennt keine guten Straßen, seine Wege sind tief und zerfahren, und nur mühsam quält sich der Wagen vorwärts. So blieb die Kultur ihm fern. Ackerflächen wechseln mit großen Wäl- dern, Ebenen mit hügeligem Land. Doch die unkulturierte und die Weiten sind schön, und wir haben sie lieb- gewonnen. Aber der Krieg hat sie grausam zerschlagen. Nein, nicht der Krieg, sondern die russische Krute und der russische Wahnsinn.

Wir haben uns, wenn wir durch die zerstörten leeren Dörfer kamen, immer wieder gefragt: Warum sengt und brennt der Russe? Glaubt er wirklich unsern gewaltigen Ansturm durch sein Zerstörungswerk aufhalten zu können? Was brauchen wir Dörfer und Städte? Wir schlafen unter freiem Himmel, und was wir für den Unterhalt unseres Lebens brauchen, führt man uns nach. Und alles konnte er ja doch nicht vernichten; es blieben die Kar- toffeln, die Rüben auf den Feldern, es blieben immer noch Mengen Vieh, das in die Wälder getrieben war. Es war ja in der Hast des Rückzugs doch nur halbe Arbeit. Also warum? Die Idee eines Wahnsinnigen schien es zu sein.

Ich werde nie den Abend des 10. August vergessen. Wir hatten die Russen bei Ostrow geschlagen und sie durch den großen Wald nordöstlich der Stadt getrieben. Unsere Vortruppen folgten weiter. Ich stand, als die Dämmerung sank, allein auf der Höhe im Waldrande und schaute ostwärts. Leichtes Gewehrfeuer schlug noch zu mir herüber. Da flammte es plötzlich auf. Undrhe- jewo begann zu brennen. Das Feuer ging zum Himmel. Sein Schein mischte sich mit dem Widerschein der Abend- röte. Und der kleinen Stadt folgten als Opfer die Dörfer ringsum. Feuerherd auf Feuerherd entstand. Bis der ganze Horizont eine wabernde Lohe war. Stiller und stiller wurde es. Dann tönte Gesang auf. Feld- grane bewachten in der Nähe. „Annemarie — es braucht ja nicht grad einer sein von meiner Kompagnie.“ Deutsches Lied und hinten das russische Zerstörungswerk.

Der Feuerschein war uns immer das Zeichen, wie weit der Feind gewichen war. Flammten plötzlich hinter seinen Linien die Häuser auf, so wußten wir: jetzt geht er wieder zurück.

Dann kam die Verfolgung. Kein Bauer begegnete uns. Die Kosaken hatten sie mit der Krute ostwärts gepreßt und dann Feuer an ihre Hütten gelegt. Durch die Dörfer ging unser Weg, die in Schutt und Asche lagen. Zwischen den Trümmern schlich ein herrenloser Hund um- her. Ein Feldgrauer warf ihm ein Stück Brot hin, das er gierig verschlang, um dann der Truppe zu folgen. Nur die Koken blieben schließlich zurück. Auf Kilometer steht keine Schenke mehr; wer wird die Frucht ernten, die noch auf den Feldern steht, wer wird das Land wieder bebauen? Werden die jetzt Entrechteten je wieder zurückkehren? Was ist jetzt Recht? Was ist Eigentum?

Manchmal kamen uns Züge Vertriebener entgegen. Der Russe hatte sie hundert Kilometer oder mehr vor sich hergetrieben, dann am Wege liegen lassen. Oder sie waren in die Wälder geflohen und krochen nun wieder aus ihren Verstecken, wenn wir „Barbaren“ ins Land einzogen. Schrecklich diese Züge. Halb verhungert, krank, taumelnd die Menschen. Gänzlich erschöpft das Pferd, das den Klapperwagen zog, auf dem der kümmerliche Rest der Habe geborgen war. Abends scharten sich die Trupps zusammen an irgendeiner Waldecke, machten sich

ein kleines Feuer, warfen ein paar Kartoffeln hinein, ihre einzige Nahrung. Sie wehlagten nicht mehr, sie barmten nicht mehr. Stier blickten sie ins Feuer — wortlos. Greise, Frauen, Kinder. Starb einer vor Hunger oder Erschöpfung, so scharrten sie ihn am Wege ein. Dann zogen sie weiter, bis sie endlich an ihr Dorf kamen, zwischen den Trümmern ihres Besitzes in der Asche trachten und froh waren, wenn sie noch eine Pfanne oder einen irdenen Topf fanden. Und doch hofften sie. Der Krieg zeigt etwas klar: es ist ungeheuer, was der Mensch an seelischen und körperlichen Schmerzen ertragen kann.

Unser Heerzug ging weiter und weiter. Fast jeder Tag brachte neue Bilder, neue Eindrücke. Wied der Feind, so hehten unsere Kavalleriepatrouillen hinter ihm her. Die Infanterie folgte, arbeitete sich vor, stürmte. Gefangene fielen in unsere Hand, Maschinengewehre wurden erobert, Geschütze und Kriegsmaterial. Alles blieb hinter uns — wir drangen vorwärts. Dem Marenw, den wir auf breiten Pontonbrücken zweimal über- schritten hatten, folgte die Belwianka, die Szczara und der Njemen. Der Herbst kam. Ein leuchtender Herbst, so schön, wie ich ihn selten sah. Der Wechsel war schnell. Ein paar kalte, regnerische Tage, und das Laub hatte sich verfärbt. Da standen plötzlich die Bäume bunt nebeneinander. Hier noch ein grüner, dort ein blutiger- roter, und neben ihm hatte wieder einer ein gelbes Ge- wand angelegt. Immer wieder versöhnte uns die Natur mit den Leiden des Krieges. Und immer wieder er- innerte sie uns an die Heimat. So machte sie uns das Land lieb, in dem wir ein Jahr gestritten hatten.

Polen, ich habe oft Sehnsucht nach dir. In deinen Grenzen wurde manche Seite meines Lebensbuches ge- schrieben. In dir schlugen frohe und ernste Stunden. So ist der Krieg: den herrlichen Stunden des Sieges folgen die traurigen, da wir die Opfer des Tages in die Erde senken. Wir pflügten die Gräber, wir umzäunten die Friedhöfe und schmückten sie. Wahre uns diese heiligen Stätten, du Land unsererer! Sie sind die Zeichen unserer Liebe zu den gefallenem Helden. Mit ihnen senkten wir auch Teile unseres Herzens in deinen Boden. Deshalb werden wir dich nie vergessen können, Polen. —

Ein Gedenkblatt. Von Bertha Homfeld.

Legte Rosen, legte Ästern,
Laßt sie uns zum Kranze winden,
Und auf des Gedenkens Schwingen
Heimatferne Gräber finden.

Laßt uns still die Hände falten,
Heimatfern die Blicke wenden. —
Laßt uns Deutschlands ew'gen Schläfern
Heiße Dankgebete senden.

Laßt uns einen Tag im Jahre
Künftig Deutschlands Toten geben. —
Laßt uns einen Tag im Jahre
Heiliger Erinnerung leben. —

Und dann Deutscher: In der Zukunft
Deine Toten wahr zu ehren
Heißt von manchen Hauses Schwelle
Alltagsnot und Sorge wehren.

Heißt in manches Kinderauge
Froher Kindheit Leuchten bringen;
Heißt auf manche Kinderlippe
Sorglos Kinderlachen zwingen.

Nur ein wahres Treugedenken
Können wir den Toten geben:
Deutschlands Toten zum Gedächtnis
Laßt uns zollen Dank dem Leben.



Das Hochzeitspaar Milde aus Gnadenfrei in Schlessien am Tage der 40. Wiederkehr seines Hochzeitstages mit sieben Söhnen, einem Schwiegersohn und einem Enkelsohn, die sämtlich im Felde stehen. Ein zweiter Enkelsohn, der auch schon eingezogen ist, konnte wegen einer Verwundung an dieser Familienfeier nicht teilnehmen. Von den 18 Kindern des Jubelpaares leben noch 10, sieben Söhne und drei Töchter. Wahrscheinlich ein erfreuliches Zeichen, daß es in Deutschland nicht an gesunden Geschlechtern fehlt.

Winterabend in den Rositnosümpfen. Von P. Beschow.

Sanft kommt die Dämmerung. Sie senkt sich wie ein unsichtbarer Schleier über das fahle Schilf und Niedgras der Sümpfe, über die weißen Eishänder der zugefrorenen

Pinaarmen, legt sich umhüllend über Häuser, Gehölze, mastige Stollensvierecke. „Feierabend,“ sagt der Pionier, gestreute. Die Pioniere nehmen ihr Werkzeug auf und



Russische Unterhändler in Verhandlung mit deutschen Offizieren. Aufnahme der Photothek.

gehen zum Quartier. Alles hört auf zu arbeiten, geht trampelnd und mit den Händen fuchtelnd, um die Kälte abzu-schütteln, in die Unterstände. Ganz still wird es auf dem Stützpunkt. Lautlos wälzt der weiße Holzrauch aus den Schornsteinen in die Luft, vermischt sich mit dem Dämmer.

Drüben, am andern Ende des Sumpfes, bei den Russen, legt sich ein schmaler Nebelstreif um den Grund der dunklen Wald-tüde, so daß sie und die undeutlichen weißen Mauern des Klosters Go... in der Luft zu schweben scheinen. Langsam ziehen die grauen Wolken am Himmel dahin. Sie zerreißen im Westen zu einem milchigen Streifen, den gemäch das düstere Gold der niedrig stehenden Sonne, die wie eine schwere ergene Scheibe mitten in ihm auftaucht, erfüllt.

Lastend schickt die Sonne mattgoldene Streifen den Him-

unbewegten Schwingen vom Rohr wieder ins Rohr. Niedrig steht der Sonnenball, umgibt ein frohgedecktes Bauernhaus mit Gold; Gold leuchtet durch die leeren Fenster, glänzend schwarz ist die dem Osten zugewandte Schatten-seite.

Näher, näher schieben sich graue, dunklere blauschwarze Wollen dem Gold; rücken stetig vom Zenith zum Westrand des Himmels, bedecken die goldene Schlucht, blasser wird der guldene Widerschein der sterbenden Sonne auf der Erde. Er erlischt, und dunkler, trüber als vorher ist Himmel und Erde. Im Dunkel verschwinden die Wälder am Horizont; ein undeutlicher, fleckiger Teppich der Sumpf, schmutzig-weiße, trübselige Fäden die Pinaarme.

Am westlichen Horizont schlingt sich ein schmaler Gold-streifen um die Erde, lichtlos. Dunkler wird es, graue



Russische Parlamentäre vor der Wohnung eines deutschen Bataillonsstabes nach Verhandlungen zur Herbeiführung eines allgemeinen Waffenstillstandes. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

mel entlang; plötzlich liegt breit hingelagertes Gold auf dem gelben Rohr, schwarz getigert durch die Schatten der hohen Gräser.

Gleich rotgoldenen dicken Strichen lugen die Pfähle des Drahtverhaues aus dem Schilf, gleich einem breiten, eng-maschigen schwarzgoldenen Netz umziehen die Drähte untre Stellungen.

Goldüberhaucht, unendlich zart ragen die entlaubten Zweige der Erlen, mattweiß, rosa getönt die Birken in die dunkelnde und doch klare Luft, die Ferne scheint nahege-rückt, nahe schimmern selbst die hintersten rötlichweißen Eis-bänder herüber, golden liegt es auf den weißen Mauern des wuchtigen Klosterbaues. Surrend krebt eine dichte Schar Krähen krächzend dem goldernen West entgegen, fällt schwer-fällig wieder in den Sumpf; lautlos kreist ein Habicht mit

Schleier wallen vom Himmel, die Ferne verhüllend; schwärz-liche Schleier decken die Erde.

Mühsam, fröstelnd starrt der Posten in das Dunkel. Da, drüben bei den Russen erscheint ein matter roter Punkt. Weiter links zuckt eine glutrote Flamme auf, ein blutroter Arm kriecht in den Sumpf hinein, ein schmalerer kommt ihm von dem roten Punkt entgegen. Breit, purpurrot schlingt es sich von Go... bis hinter den Horizont, höher steigt die rote Blut, am halben Zenith schimmert ein matterer Wider-schein — die Russen haben das manns hohe Rohr vor ihrer Stellung angezündet. Es brennt weiter bis in die Nacht hinein, wie ein glühendheißer Wall trennt es im Ost Himmel von Erde.

Schwarzgrau ist die Nacht, dunkel; ihr Kriegsschmuck der rote Reif am Horizont.

Papiernot. Von Ernst Niemann.

Nun haben wir richtig auch die Papiernot, wie wir die Zucker- und Kohlennot und hundert andere Misse haben. Wir wollten anfangs nicht recht daran glauben, wie immer, wenn es sich um eine Ware handelt, die bisher auf der Straße lag, die man verächtlich mit dem Fuße aus dem Wege schob. Der moderne Mensch war bis über den Hals in Papier eingewöhnt, er watete durch ein Meer von Papier. Und jetzt jammern

die Zeitungen nach diesem nun auf einmal so kostbaren Stoff. Sie sind alle voll des Geistes; aber was nützt der Geist, wenn er nicht zu Papiere schlagen kann? Öffentliche Vorträge, Ver-sammlungen unter der Dorfllinde und am Stammtische tun es heute nicht mehr. Berlin braucht die Woche 28 Doppelwagen Zeitungspapier und bekommt knapp 7, und in der Provinz haben, um die öffentliche Meinung nicht ganz unter Verschluss

legen zu müssen, Verleger in ihren Ängsten nach Bunt- und Wapppapier gegriffen. Behörden, die uns früher bei drei Zeilen ganze Bogen Kanzlei schuldig zu sein glaubten, treiben ihre Papierknardigkeit bis zum Krumpfbandförmigen Streifen, und unsere Frauen und Mädchen nehmen beim Gange zum Krämer oder Fleischer Tüten und Einwickelpapier flüchtig mit, um den Humor dieser beträchtlichen Mächte auf dem Gebiete der Volksernährung nicht ungünstig zu beeinflussen.

Durch den Mangel an Papier ist nicht gerade die unmittelbare Notwendigkeit des Lebens in Frage gestellt. Die Kulturmenschen könnten mit Nutzen eine Zeitlang weiterleben, wenn sie sich in die weisen Sprüche Ciceros vertieften oder den Suren des Korans nachsähen, anstatt mit der täglichen Nation öffentlicher Meinung und Nachrichten-Eintagsliegen Berge von Papier zu verhängen. Aber doch nur eine Weile. Bald würden wir mit Entsetzen in die geistesstille Ode einer papierlosen Zeit starren; in das geistige Hungerdasein eines Lebens, in dem das Rauschen des Papiers für immer verstummt wäre. Der Zucht- und Lehrmeister Krieg hat uns durch die Trübsale der Siedesträbentage, durch lange fleisch-, butter- und zuckerlose Entbehrungstreden geführt, und wir haben uns abends doch mit Singen und mit Blüten ins Bett gelegt. Aber ein Leben ganz ohne das plaudernde, belehrende, anregende, erfrischende Papier — nein, lieber nochmal Kohlrüben oder gleich alle Zivilisation abwerfen und mit Laotse und Buddha in die Berge. Ohne diesen geleimten Lumpen- oder Holzstoffbrei wäre der Mensch ein namenloses Atom im Weltall. Und ob wir gleich die wunderbare Fähigkeit mancher Tiere besitzen und ins Geistige übertragen könnten, die sich bei Anbruch einer rauhen Jahreszeit in verborgene Schlafwinkel verkriechen, um alles Leid der Welt zu verschlafen, so würde doch die Welt aus Rand und Band geraten, wenn das Papier darin nicht die Ordnung hielte. Denn unser staats- und erdenbürgerliches Leben spielt sich auf dem Papier ab, wird durch Papier bestätigt, geregelt und gelenkt. Ohne die Tatsachenlogik des Geburtdaseins glaubt die Behörde nicht, daß ich bin, ohne den Totenschein nicht, daß ich dieser Erdennot entwich. Ziele ich in Berlin auf der Straße um und hätte keine Papiere, so wüßte niemand wer ich bin. Weißt du in der Fremde, so fragt der bestellte Hüter der Ordnung nichts nach Tugend und Geistesgaben, und deine schönsten, beglaubtesten Worte, deine Versicherungen und Schwüre sind ihm nichts — er fragt nur nach deinen Papieren; ohne diese bist du ein verlorenes und rechtloses Geschöpf, und die Menschen lassen dich elendiglich verhungern, wenn du keine papiernen Brotmarken hast.

Die Tempelbibliothek im alten Theben trug die Inschrift: „Heilanstalt der Seele“, und im Mittelalter legte man Bücher an Ketten. Darin spricht sich die hohe Achtung vor den Trägern und Bewahrern menschlicher Geistes- und Herzensarbeit aus. In dem stillen Bücherfrieden der Bibliotheken schlummert eine ungeheure Geisteskraft, an schweigende Papierbogen gebannt. Sie gleichen den Muscheln, in denen das Brausen des Meeres eingefangen ruht. Sie retten das geistige Gut für die Zukunft, aber sie verbreiten es nicht. Die weltumspannende Kulturseele ist in dem Papier lebendig, das in drängender Eilefertigkeit über die Erde stürmt, die Gedanken sammelt, aufnimmt, was die Völker sprechen, denken und fühlen, was sie mit all ihren Schicksalen, mit all ihrem Kampf in Wissenschaft, Kunst und Technik für die Menschheit leisten, was in des Dichters Seele brennt, das tiefe Wissen um die hellen und dunklen Dinge — und es in breitem Strom durch tausend Kanäle bis zu den letzten Ausläufern menschlicher Siedlungen trägt. Das Papier kann die Welt zum Herrenhaus machen, aber wir können und mögen nicht mehr ohne es leben. Der arme Poet Spitzwegs ist ein reicher Mann, solange er Papier hat und damit aus seiner engen Dachstube in die Weite wirken und Samen in die Jahrhunderte streuen kann. Auch für dich muß noch ein Stück Papier da sein, wenn dir die Himmelsgabe guter Einfälle beschieden ist oder die Gedanken in brausenden Wogen durch das Gehirn jagen und nach einem Ausweg suchen. „Ich erlebe Geschichten“, schrieb der gefallene Kriegsheld Gorch Fock, „die nach Bruderschwärze schreien. Wenn ich nicht vergehen soll, muß ich bald Papier und Tinte haben.“

Und darum müssen wir sparen. Es war einer meiner ersten Eindrücke auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, daß wir von Natur arge Papier-Verwender sind. Denn war es wirtschaftlich zu rechtfertigen, daß uns der Lehrer zwanzigmal den Satz: „Das Kind soll in der Schule aufmerken“ schreiben ließ, bloß weil wir das bißchen Stillstehen nicht zusammenbrachten, wenn draußen der Frühling lang und lang? Wir werfen jährlich Millionenwerte an Papier einfach weg. Die Verleger der Zeitungen, Bücher, Zeitschriften, Musikalien hat man in die Zwangslagen der Rationierung gelegt und dadurch geschäftlich stark beengt. Sie mögen daher nicht selten in der Bedrängnis jener hartgeprüften Kaninchen stehen, die man unter der Glasglocke der Luftpumpe das Experiment machen läßt, mit wie

wenig Luft sie auskommen können. Aber man mußte bei ihnen anfangen, den papiernen Betätigungsdrang zu hemmen, denn sie sind die größten Verbraucher. Die Zeitungen allein lassen schon eine Unmasse von Papier durch ihre Rotationsmaschinen rasen. Ein Blatt mittlerer Größe, das täglich einmal mit zehn bis zwölf Seiten erscheint, verbraucht wöchentlich etwa 1000 Zentner Druckpapier, im Jahre 62000 Zentner. Der englische Zeitungsfürst Lord Northcliffe hat daher, um seinen Kiesenbedarf sicherzustellen, vor wenigen Jahren auf Neu- und Südland ein ganzes Reich von Wäldern erworben; eine dort errichtete Papierfabrik verwandelt täglich 50000 Baumstämme in Papierbrei. Unsere Papierfabriken sind hohe Waldverwüster und schlingen ganze Wälder in sich hinein. Deutschland verbrauchte in Friedenszeiten etwa 4 Millionen Doppelzentner Holzfaserpapier im Jahre, diese erforderten ungefähr 250000 Kubikmeter Holz, das ist das Holz, das auf einer Waldfläche von 62000 Hektar wächst.

Ohne die Kontingentierung des Papierverbrauchs müßte es uns um unsere Wälder hange werden; denn während wir im Frieden ein Drittel unseres Holzbedarfs aus dem Ausland bezogen, sind bei abgeknittener Weltproduktion die Mittelmächte mit ihrem gewaltigen Papierbedarf in der Hauptsache auf die Holzungen ihrer eigenen Wälder angewiesen. Damit allein ist indessen die Papiernot noch nicht erklärt. Unser wirtschaftliches Leben bildet ein zusammenhängendes Ganzes, der Mangel oder die Spannung, die an einer Stelle dieses Wirtschaftsgefüges eintritt, wirkt auf die andere Stelle zurück. Die Knappheit an Arbeitskräften und Beförderungsmitteln, an Kohlen und Rohstoffen steht in ihren Wirkungen auf die wirtschaftlichen Vorgänge im unläßlichen Zusammenhang und macht sich in ihren Folgeerscheinungen in allen Betrieben geltend. Beim Papier wirkt dabei der gesteigerte Bedarf verschärfend mit. Die Kriegswirtschaft verschlingt viel Papier. Vom neutralen Ausland kommen lohnende Aufträge, die sich zu Golde wandeln, mit dem wir nötige Waren einkaufen. Der Holzstoff ist ferner heute ein maßgebender Erzeugnis in der Rüstungsindustrie; wo stünden wir, wenn das Papier nicht für die fehlende Baumwolle eingesprungen wäre! Unsere Industrie in Verbindung mit der Wissenschaft weiß ja immer Rat, wenn es sich darum handelt, für fehlende Erzeugnisse Ersatz zu finden. Sie hat auch die stillgelegten Werkstoffe von neuem wieder zum Surren gebracht, indem sie ungeachtet der hergebrachten geistigen Bildungsbeziehungen des Papiers dieses der Textilindustrie zum Urstoff neuer Schaffensmöglichkeiten zuwies.

Als wir noch die Fülle hatten, haben wir über die Bemühungen der Industrie, alle möglichen Gegenstände, vom Halstragen bis zu den Eisenbahnrädern, aus Papierstoff herzustellen, amüsiert gelächelt, wie uns auch die kunstvoll geformte Papierkultur der Chinesen und Japaner immer ein bißchen spielerisch erschienen ist. Wir haben auch die Berliner Ausstellung für Papierindustrie von 1878 bald wieder vergessen, zu der die Amerikaner mit einem vollständig ausmobilierten Papierhaus angedrängt kamen. Auch die Fächerchen, die wir in diesem Jahre aus Papierstoff vorange, Gimer, Badewannen, Tische, Stühle, ja selbst den mit Holzkohle behaltene Stubenofen schenkte nicht. Heute sehen wir schon aus einer ganz anderen Seite auf diese papiernen Möglichkeiten. Dem Papierbandfaden und den Papierfäden sind papierne Teppiche, Kleider, Treibminen, Tischdecken, Leinwand, Handtücher, Kleiderstoffe allseitig gefolgt. In allen größeren Städten werden Ausstellungen dieser Papiergarn-Erzeugnisse gezeigt und bewundert. Die Papierfäden sind sogar allseitig und haben den Grundrissen der menschlichen Gewänder anstaltlichen Widerstand entgegen. Zahlreiche Spinnerinnen und Webereien haben anstatt Flach und Baumwoll-Papier auf Spindel und Spulen.

Wenn das Papier in jeder Mannigfaltigkeit Hans Dampf in allen Gassen hat und sich immer an zahllosen Stellen entzündet, ist es kein Wunder, daß es für die geringe Produktion in Anspruch wird. Und darum immer wieder die Mahnung: „Spart mit dem Papier!“ Fern von Waldedimachen, mühsam eingezeichneten, Blättern, die nicht allseitig zu nutzen möglich bleiben. Es wäre auch nicht unbedingt nötig, daß wir uns täglich mit Zeitungswasser waschen, das tausendmal aus dem Meere in die Wolken steigt und zum ewigen Kreislauf tausendmal wieder auf die Erde fällt. Damit aber Verlaß und Presse ihre dringenden und wichtigen Aufgaben erfüllen können, ist auch für uns andere das weit-wur-d-a-l-l-e-Gebot des Sparens. Es darf uns doch nicht schwer fallen, an einem Artikel zu sparen, der nicht am Leben-Unterhalt geht, der weder den Hunger stillt noch vor Kälte schützt, bei dem es nur um ein bißchen um ein persönliches Spiel, das auf den Magen drückt, sondern nur darum handelt, sich im Verbrauch nicht geben zu lassen. Wir können, ohne uns etwas zu vergehen, eine Weile wieder zu der Einfachheit des alten Kaisers Wilhelm zurückkehren, von dem bekannt ist, daß er die bereits gebrauchten Briefumschläge umwendete, um sie noch einmal benutzen zu können.

Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Fortsetzung.)

10. Von Sebbaou nach Baghouat.

In einem früheren Kapitel habe ich von der Flucht einzelner und den Fluchtversuchen anderer gesprochen. Die Folgen davon blieben nicht aus, indem drakonische Maßregeln für die Zurückbleibenden in Anwendung kamen. Jeder Ausgang wurde in den letzten Monaten verboten, jeglicher Genuß von Alkohol wurde unterbunden. Selbst das Kaufen von Lebensmitteln, um sich die schreckliche Gefangenenslast einigermaßen zu verbessern, wurde zeitweise unmöglich gemacht. Wir wurden verpflichtet, des Abends um 7 Uhr sämtliche Lichter zu löschen,

mußten also im Dunkeln sitzen.

Bei einbrechender Dämmerung kamen bis 200 Mann

Trailleure, ein-

geborene Schüt-

zen, zur Verstär-

kung der Wacht-

mannschaften ins

Lager und be-

stärkten die Wä-

che. Ohne Anruf jeden

niederzuschließen,

der sich ohne Ba-

terne zu den Ab-

orten begab. Der

Platz im Hofe, auf

dem wir uns be-

wegen durften,

wurde durch Zie-

hen von Stachel-

draht auf den

vierten Teil ver-

ringert. Drei-

bis viermal des

Nachts polterten

die abgelassenen

Bohlen durch die

Baracken, zahlten

laut die Unwesen-

den, warfen die

Türe, kurz und

gut later alles,

um uns auch im

Schlafte noch zu

quälen. Unsere

Lage wurde fast

unerträglich. Ich

unter solchen Um-

ständen bei eint-

igen Heißspornen

die Versuchung,

die Freiheit zu ge-

winnen, sich nur

noch mehr steigerte

und von neuem

Fluchtversuche ge-

macht wurden, die

jedoch für sämt-

liche Beteiligten

unglücklich ver-

liefen und die

dann mit 60 Ta-

genschwerem Kef-

ter, teils Dunkel-

haft, bestraft wur-

den, so kam eines

Tages der Befehl: das Lager wird geräumt, die Internierten

werden nach der Oase Baghouat in der Sahara, 460 Kilometer

südlich von der Stadt Algier gebracht.

Der Abmarsch von Sebbaou erfolgte am 21. Januar 1916

des Morgens um 4 Uhr bei noch kühleren Nacht. Wir

wurden in 4 Sektionen eingeteilt und hatten die 40 Kilometer

bis nach Nemcen zu Fuß zurückzulegen, und zwar in einem

Tage. Nur Frauen und Kinder, sowie ganz alte Männer und

Kranke wurden mit Leiterwagen befördert. Das Aufgebot

von Mannschaften zur Bewachung war enorm, auf jeden In-

ternierten kam fast ein Soldat. Zwischen jeder Sektion ritten

Spahis und Goums, der ganze Zug wurde von einem Ober-

leutnant befehligt, der einen der Untrigen unterwegs mit dem

Säbel über den Kopf hieb, da der Armste aus dem Glied

treten wollte, um seine Notdurft zu verrichten. In Nemcen

angekommen, übernachteten wir diesmal nicht, wie wir weni-

gers gehofft hatten, in der Reithöhle, sondern in leeren, ent-

leerlich zugigen Kavallerieställen bei einer Temperatur von etwa 6° unter Null. Essen gab es keines, nur wurden spät in der Nacht die Rationen für den nächsten Tag verteilt, bestehend aus einem Stück Kalb, harten Fleisch von der Größe eines Fünfmarkstückes und einem ebenso großen Stück Käse sowie Brot. Die meisten aßen es natürlich in ihrem Heißhunger sofort auf, der lieb: Gott würde schon am nächsten Tage weiter sorgen. Da wir in den letzten Monaten das Lager in Sebbaou überhaupt nicht mehr hatten verlassen dürfen, so hatten wir keinerlei Übung im Marschieren gehabt, und die Folge davon war, daß sich drei Viertel aller wunde Füße

gelaufen hatten. Die Frauen und Kinder wurden in

Mannschafts-

stuben zusammen-

gepackt, wäh-

rend die alten und

kranken Männer

ebenfalls in Her-

den auf küm-

merlich wenig

Stroh übermach-

ten mußten.

Am nächsten

Morgen, dem 22.

Januar 1916, et-

nem Sonnabend,

ging es bei stot-

terer Nacht

zum Bahnhofs in

einem Güterzug

von etwa dreier-

tel Stunden. Wa-

gen für Frauen

und Kinder und

unsere Kranken

wurden nicht ge-

stellt, auch hatten

alle ihr gesamtes

Handgepäck zu

tragen, dazu die

militärische Aus-

rüstung wie Det-

ten, Eßgeschirre

usw. Um 6 Uhr

ging der Zug ab.

In St. Barbara

um 11 Uhr an-

gekommen, muß-

ten wir umsteigen

in die Linie B. L.

M. (Paris - Lyon

Mediterranée-

Eisenbahn-Gesell-

schaft) und kamen

um 9 1/2 Uhr

abends in Blida

an. Von 11 Uhr

ab bis abends

9 1/2 Uhr war es

nicht möglich

gewesen, irgend-

einen Tropfen

Wasser zum Trin-

ken zu erhalten.

Untergebracht

wurden wir in

einem riesigen Ge-

treideisuppen. Es war mir und einem anderen Herrn nach

viel Mühe gelungen, ein Häufchen Stroh zu erhalten, als ein

Offizier auf uns zutrat, es mit dem Fuß auseinanderstieß

und meinte, wir beide seien jung genug, auch ohne Stroh

schlafen zu können. So hieß es denn auf dem feuchtkalten

Zementboden bei einer Temperatur von verschiedenen Gradent

unter Null sich auszustrecken. Daß dies seine Folgen haben

würde, merkte ich schon in derselben Nacht, trotzdem ich sofort

anfang Chinin zu schluden. Unbeschreiblich ist die Lust, die

sich entwickelte, denn Aborte waren natürlich nicht vorhanden,

sondern wurden erlegt durch eiserne Rüssel, die im Schuppen

selbst aufgestellt waren.

Am Sonntag morgen, dem 23. Januar, ging es mit der

Eisenbahn weiter nach Bagharn, Soviel wir aus unseren

Leiterwagen sehen konnten, durch Gegend, die manchen

Schweizer Landschaften nichts nachgeben, fortwährend durch

Tunnels, an Wasserfällen vorbei, bis wir ungefähr auf der



Fern von der Heimat. Zeichnung von Adam Tippmann.

Höhe des berühmten Vornortes Medea das Gebirge überwinden hatten. Um 3 Uhr nachmittags kamen wir in Boghary an, wo infolge des Sonntags der Bahnhof schwarz von Menschen war. Ein französischer Sergeant stand bereit und drehte an der Kurbel seines Apparates zur kinematographischen Aufnahme. Von mir selbst und anderen, die ich rechtzeitig warnen konnte, bekam er nicht viel zu sehen, da ich meinen Hut vor das Gesicht hielt. Untergebracht wurden wir wiederum in einem Getreidespeicher, der aber so klein war, daß man, wenn alle ausgestreckt lagen, zwischen den Liegenden nicht durchgehen konnte. Die Frauen und Kinder waren in einem Räume der Bürgermeister untergebracht. Hier in Boghary gab es die erste warme Suppe seit unserem Abmarsche von Sebbaou am 21. Januar morgens um 4 Uhr, also fast über drei Tagen. Nahrungsmittel fehlte bei mir ein schwerer Fieberanfall und Dysenterie ein, so daß der Arzt betimmte, daß ich die zehntägige Fährte von 260 Kilometern nach Laghouat zu Wagen machen sollte. Entgegenlich war, daß ich infolge meiner Krankheit alle Viertelstunden der aufstehenden sich loslich darüber amüsierenden Menschenmenge ein Schauspiel geben mußte von dem, worüber man sonst besser schweigt. In der Nacht wurde der Schuppen verschlossen, und da die aufgestellten Uratübel bald überfließen, so entwickelte sich ein pestilenzartiger Gestank.

Am nächsten Morgen, Montag dem 24. Januar, marschierte die erste und zweite Sektion ab, um 12 Uhr mittags Abfahrt eines Teils der Kranken. Dienstag, den 25. Januar, Abmarsch der dritten und vierten Sektion, um 12 Uhr mittags Abfahrt des Restes der Kranken und eines Teils der Frauen und Kinder.

Da sich natürlich kein Arzt um mich kümmerte, bat ich nehmlich einen französischen Sergeanten, der zufällig kam, mir etwas Chinin und Opium zu besorgen, das mir ausgegangen war, und gab ihm zu diesem Zweck 5 Francs. Ich habe diesen Gauner nie wieder gesehen, natürlich auch weder Opium noch Chinin erhalten.

Am Mittwoch, dem 26. Januar, kamen wir an die Reihe zur Märsch. Es schien eine Erlösung, aus diesem halbdundeligen Schurpen herauszukommen. In die alte Postkutsche wurden 17 Personen gepreßt, teils mit Drohungen und Stößen, dazu kam der Kutsher und zwei bewaffnete Tirailleurs. Da diese Befehl höchstens 10 Personen fassen, so wurden 7 Menschen, darunter Frauen, oben auf dem Dach, wo sonst das Gepäck, unter einer Plane verstaubt, wobei ein Aufrechter natürlich vollkommen ausgeschlossen war. So ging es von 12 Uhr mittags die ganze Nacht, bei Schneetreiben und schauerlicher Kälte, bis zum nächsten Tage um 2 Uhr nachmittags, wo wir in Welfa ankamen. Auf holpriger Straße in einem vorstürmlichen Gefährt ohne Federn, bei einer Kälte von 6-8° unter Null in der Nacht, ging es teils Trab, teils Galopp vorwärts; alle 20 Kilometer wurden die 6 Pferde gewechselt, ebenso lösten sich die berittenen Begleitmannschaften, Spahis, ab.

In Welfa wurden wir im Fort Cassarelli untergebracht. Welch trauriger Kaisers Geburtstag, den wir hier feierten!

Am 29. Januar nachmittags um 5 Uhr ging es weiter wiederum die ganze Nacht durch, bis wir den nächsten Tag um 11 Uhr in Laghouat ankamen. Was aber unsere armen Männer, die die Reise zehn Tage lang zu Fuß hatten zurücklegen mußten, nachts untergebracht in offenen Säulen oder Kameelhallen, ausgeben haben, das beschreibt eine würdigere Feder, als die meine.

Von Sebbaou nach Laghouat. Von Rudolf Herzog.

Eine blutige Spur läuft rot durch den Sand,
Durch die weite Wüste ein purpurn Geleis.
Kein Regenstrom löst das rotirielnde Band,
Keine Sonne so heiß sie brennt es nicht weiß.
Und Meilen und Meilen, viel hundert an Zahl,
Zieht die Blutspur der Leiden die Blutspur der Scham,
Schleppst auch durch Nordafrika deutsche Qual
Das Kreuz der Gefangenen flugelstahl.

Steh mir, Geipenst, steh, Wahngelbild,
Und der Zug wankt weiter bei Dittschengeleg,
Und das rielende Blut im Sande schwillt,
Und bleichende Knochen weisen den Weg,
Und wie Schiele ans Frauenmünd,
Der einst sich nur wollte zum Liebeszug
Und Göttern einen, so wund, so wund,
Und ein Mann baumt auf, und die Peitche macht Schluch.

Das ist kein Zug und kein weltlicher Traum?
Von Menschengehirn war's erdacht und belacht?
Und der Himmel hat Licht, und die Erde hat Raum
Für dieses Menschengetier, das zum Hente sich macht?
Für dieses Karbenmisch, das Franzosen sich fühlt,
Wenn fern es der Franken im deutschen Geleht?
An schwerelosen Mannern das Mäthen kühlt,
An Greisen und Frauen - o du Heldengeschlecht!

Und ein Lied flattert auf und verflattert matt...
„O Deutschland, Deutschland, wie siehst du so weit.
Wir schleppen von Sebbaou nach Laghouat
Durch der Wüste Brand und grenzenlos Leid.
Zerlegt hängt die Haut von Hand und Fuß,
Wir strichen die Ziegel, wir brachen den Stein,
Wir schürften in Stollen in Staub und Grus
O Deutschland, wann wirst du bei uns sein? ...“

Hört ihr das Lied? In der Heimat ihr!
Hört ihr das Lied? Sterbende singen leis,
Und Scham stammelt schen, und fluternd schier
Kalt das Lied von Lippen fieberheiß.
Hört ihr das Lied? Es darf euch kein Ton entachn
Wo sind sie, die milde mit Palmen nur nahn
Und kaulen und kaulen? Wie Sturm soll es wehn
Auge um Auge Zahn um Zahn!

Auge um Auge, Zahn um Zahn,
Und nicht Gnade dem Feind, der zum Schinder jant.
Es schillert der Wüste weglöse Bahn,
Die grinsend das Blut der Gefolterten tranf.
Sie wandern und wandern in schwankenden Reihn,
Und „Deutschland“ ... klagt's, wenn der Tod sie hat.
Mit Hämmern haut in die Stirn euch ein
Die Worte: Sebbaou und Laghouat!!

11. Laghouat.

Als es in Sebbaou hieß, wir kamen in eine Lase, da waren einige Optimisten unter uns, zumal ein lieber, guter Kerl, dessen Name mit W. anfängt, die sich wie „Kinder auf die Ferien“ auf diese Abwechslung aus unserer entsetzlichen Monotonie heraus freuten. Sie sollten arg enttäuscht werden. Ich selbst hatte mich keinerlei Illusionen hingegeben — „tomeo Danaos“ — und dieser neue Aufenthaltsort sollte noch nicht einmal ein vorgeprägtes Gesicht für uns sein, sondern eine Strafe, eine Verbannung nach einem Orte, über dessen Eingangspforte wohl auch hätte gesetzt werden können: „lasciate ogni speranza“.

Untergebracht wurden wir in einer leerstehenden Tirailleurkaserne, einem großen, viereckigen Backsteinbau von drei Stockwerken. Wir hatten mit Wanzen schon unsere Erfahrungen in Sebbaou gemacht, aber das war ein Kinderpiel gegen Laghouat. Milliarden würde besser gesagt sein, als Millionen, wenn es überhaupt menschenmöglich gewesen wäre, sie zu zählen. Jeder Ausgang war strengstens verboten, nicht einer von uns ist jemals über den Hof hinausgekommen. Es herrschte vollkommenes Zuchthausregiment, selbst das Auf- und Abgehen auf einem winzig kleinen, mit hohen Mauern umgebenen Hofe war auf die Minute geregelt, etwa 1 Stunde des Vormittags und 1 Stunde am Nachmittag. Das Essen war hier das schlechteste während unserer ganzen Gefangenschaft und bestand ohne Ausnahme zum täglichen Mittagessen aus Mohnen. Das Wasser zu trinken war Selbstmord gewesen, um Trinkwasser gab es fast täglich einen Kampf, da es nur zu einer bestimmten Zeit in vollkommen ungenügender Menge zu haben war. Mit dem Wasserkasser mußte auf das äußerste gespart werden, da bereits nach kurzer Zeit die Zisternen drohten leer zu werden. Da die Kanalisation total verstopft war, wurde der ganze Hof, nachdem wir angekommen waren, aufgerissen, die Sentgruben mußten geleert und neu gemacht werden, ein pestilenzartiger Geruch war trotz vorzüglichstem Schließen aller Fenster aus den Räumen überhaupt nicht fernzuhalten.

Doch, wenn die Not am größten, so ist ja Hilfe meist am nächsten, und es hatte sich gezeigt, daß man in Deutschland nunmehr für uns mit dem einzigen Mittel, das bei den Franzosen seit Ausbruch des Krieges wirkt, zu operieren anfangen hatte, nämlich mit Androhung von Repressalien. Eine Bombe hatte bei unseren Schergen nicht anders wirken können, als die amtliche Depesche an den Kommandanten deren Inhalt es mir gelang „auf Umwegen“ zu erfahren. Das Telegramm lautete: „Deutsche Regierung droht durch Vermittlung amerikanischer Botschaft Paris, daß, falls dortige Zivilinternierte nicht binnen 14 Tagen in klimatisch einwandfreie Plätze Europas untergebracht, laufend französische Zivilinternierte Reise nach Madagaskar antreten.“ Das war deutlich gesprochen, unendlich und tat Wunder.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einen Augenblick auf das Thema Repressalien näher eingehen. Als den Franzosen zur Zeit, da wir noch in Sebbaou waren, die Torpedierung französischer Handelschiffe seitens unserer herrlichen Flotte immer unbequemer wurde, zumal da Kohle franks Mittelmeerbahnen auf 175-200 Francs die Tonne gestiegen war und die Partner bei Kohlenpreisen von 250 Francs die Tonne 1914 ein sehr kaltes Weihnachten feierten, da 74., ihrer eigenen Forderung in unserem Beizge, so fingen einige Madagaskarblätter be-

sonders in der Provinz an, die Regierung dahin zu drängen, die Torpedierung einzustellen, indem man der deutschen Regierung bekannt gab, daß von jetzt an auf alle französischen Handelschiffe deutsche Zölle oder Kriegesgefangene als Besatzung gebracht werden. Dieser Vorschlag schien allgemem Rat zu finden, die Stimmung darin gewann derartig an Boden, daß sie Brandgefährlich zu werden schien und er ein Tages auf die erhaltene Kasse im „Temps“ einen „kalten Schauer“ losließ. Der „Temps“ schrieb nämlich, daß anentis des Umlandes, wie todesmutig die Deutschen in Stimmungen vorangen und wie rüchlich-los, nach seiner Ansicht, die deutsche Regierung das Leben ihrer Soldaten einsetze, wohl anzunehmen sei, daß erstens solche Gefahren fast-bla, ja mit Begüterung für die Sache in den Tod gehen würden, zweitens die deutsche Regierung, wenn sie es zur Erreichung ihrer Zwecke nur notwendig halte, auch solche Dampfer auf den Grund des Meeres schicken würde, daß aber und nun kommt der springende Punkt: die deutsche Regierung die allernachbarlichen Repressalien ergreifen würde, und daß

„l'homme enchaîne“, von dem alles gestrichen war, bis auf seine Unterseite!

Ich habe niemals den schwerfälligen, miserabel organisierten französischen Amtsaparat so schnell arbeiten sehen, denn nach einigen Tagen bereits war alles zu unserem Abmarsch bereit. Was wir aber der deutschen Regierung zu danken haben, will ich mir damit zum Ausdruck bringen, daß wohl kaum einer von uns Männen lebend aus der Hölle von Laghouat zurückgekehrt wäre, wenn wir nur wenige Monate länger, zumal im Sommer, dort geblieben wären, gewiss dem Frauen und Kinder. Der rammert ausgediente Nordafrika-Quartiers auf das Leben der von ihm noch nicht hunger-bahigten Deutsch-Madagaskar war zuzuhalten gemacht worden!

Wenige Wochen später spielte mir noch als Gefangener der Zufall eine Madagaskar Zeitung in die Hand, welche die wörtliche Übersetzung eines Artikels der Frankfurter Zeitung brachte, in welchem unter der Überschrift „Die Madagaskar der Marokko-Deutschen“ über das Klima von Laghouat das



Weihnachtsfeier in der Wüste. Zeichnung von Walter Heynrich.

bei solchen die Franzosen stets den Lärzern ziehen würden, denn es dürfte doch kaum einen Menschen in Frankreich geben, der so dumm wäre, nicht zu wissen, daß was Gefangenenania 1 anbetrafe, die Deutschen weitans im Vorteil seien. Das war außerordentlich bemerkenswert, erstens die Angst vor Repressalien, und dann aber ganz besonders war es das erste und einzige Mal seit ca. 20 Monaten, daß seit Ausbruch des Krieges damals, daß eine französische Zeitung einen über ihre Gefangenenverhältnisse sprach, und es lag eine blühende Unverdorbenheit in dem Tone des „Temps“: „es dürfte doch kaum einen Menschen in Frankreich geben, der so dumm wäre, nicht zu wissen, daß“, denn bis zum selbigen Tage hatte der „Temps“ stets selbst frech und dreist das Gegenteil behauptet. Über Briand, dieser große Seiltänzer, hat diese gewagte Sozialistische-Hammer seines Programms glänzend ausgesprochen, und anstatt daß er sich den Hals dabei gebrochen hätte, verurteilt von nun an mit einem Male weitere Stimmen in französischen Blättern, die die Regierung zu Repressalien anzuregen hatten. Alle Grobströmungen aber über den Krieg lang an die Gefangenen rücht der verchiedenen Gegner unterbrachte die eiserne Zensur, und Herr Clemenceau erschien kurz darauf mit einem langen Zeitartikel in seinem

Folgende zu lesen war: „Um was für klimatische Verhältnisse es sich hier handelt, mag die Schilderung ersichtlich machen, die eine der ersten französischen Autoritäten, Augustin Bernard, Professor an der Sorbonne, von dieser Gegend gibt:

„Der Sommer der Sahara ist schrecklich; er beginnt frühzeitig im April und endet erst im Oktober, ohne daß diese lange Dauer seine Intensität mindert. Am Rande sind Temperaturen von 45° etwas Gewöhnliches.“

Weiter hinein kommt man regelmäßig auf 50°. Der nachtsche Wärmeverlust ist so stark, daß empfindliche Kälte von 0° in der Nacht mit abnehmender Temperatur von 15° am Mittag abwechseln. Die Stagnation der Wäse bringt in den Tagen Fieber und die gewöhnlichen Krankheiten hervor. In diesem tödlichen, der weißen Rasse feindlichen Milieu haben sich selbst Berber und Araber nur durch fortgesetzte Kreuzung mit Sudanern erhalten können. Für Menschen, die nördlich vom Mitteländischen Meer geboren sind, ist dies Leben nicht möglich.“ Daß dieser Artikel des Herrn Dr. Feder in Berlin das Gewisse getan hat, um uns aus Laghouat zu befreien, dafür gebührt ihm der aufrichtigste Dank aller Marokko-Deutschen. (Schluß folgt.)

Kriegsweihnacht 1917. Zwei Gedichte.

Kriegsweihnachtsstube. Von Alice Fretin von Gaudy.

Die Weihnachtsstube, tief gemütlich, warm,
Durchhaftet noch von länggelächten Kerzen!
Ein kleines Tännchen streckt den grünen Arm,
Behängt mit Silberglanz und Zuckerkugeln,
Wie schlingend über buntes Spielzeug aus:
Ein hölzerns Pferd, ein blondes Puppenkind,
Ein Silberhuch — und was sonst Dinge sind,
Mit denen Mutter sorglich Freude machen,
Geht die Mutter sorglich Freude machen,
Ein wenig durcheinander schon, und Frau

Von Kinderhand gerührt . . .
Die Lampe summt,
Die grünnachtmte, über weißem Blatte,
Das eng die junge Frau beschreiben hatte . . .
Nun ist der Feder Kieselstein verstaubt
Zwei Augen gleiten durch die flüchtigen Seiten,
Zwei Lippen murmeln: „Wie ich dich vermisst,
Das ahnst du nicht. Die Kinder waren brav,
Sie wollten alles Süße mit dir teilen,
Sie glaubten sicher, heut, zum Heiligen Christ,

Kamst du zu uns nach Haus! Nun hält der
Schlaf
Sie läugelt im Arm — und meine Sehnsucht zieht
Zu dir ins Feld . . . Wo, Brehler, magst du
weilen?
Drei Wochen schon kein Wort von deiner
Hand . . .
Bang seufzt sie auf, wie unter schwerem Banne,
Zart tröstend rauscht das Glittergold der
Tanne

Weihnachtsgruß ins Feld. Von Käthe Brand.

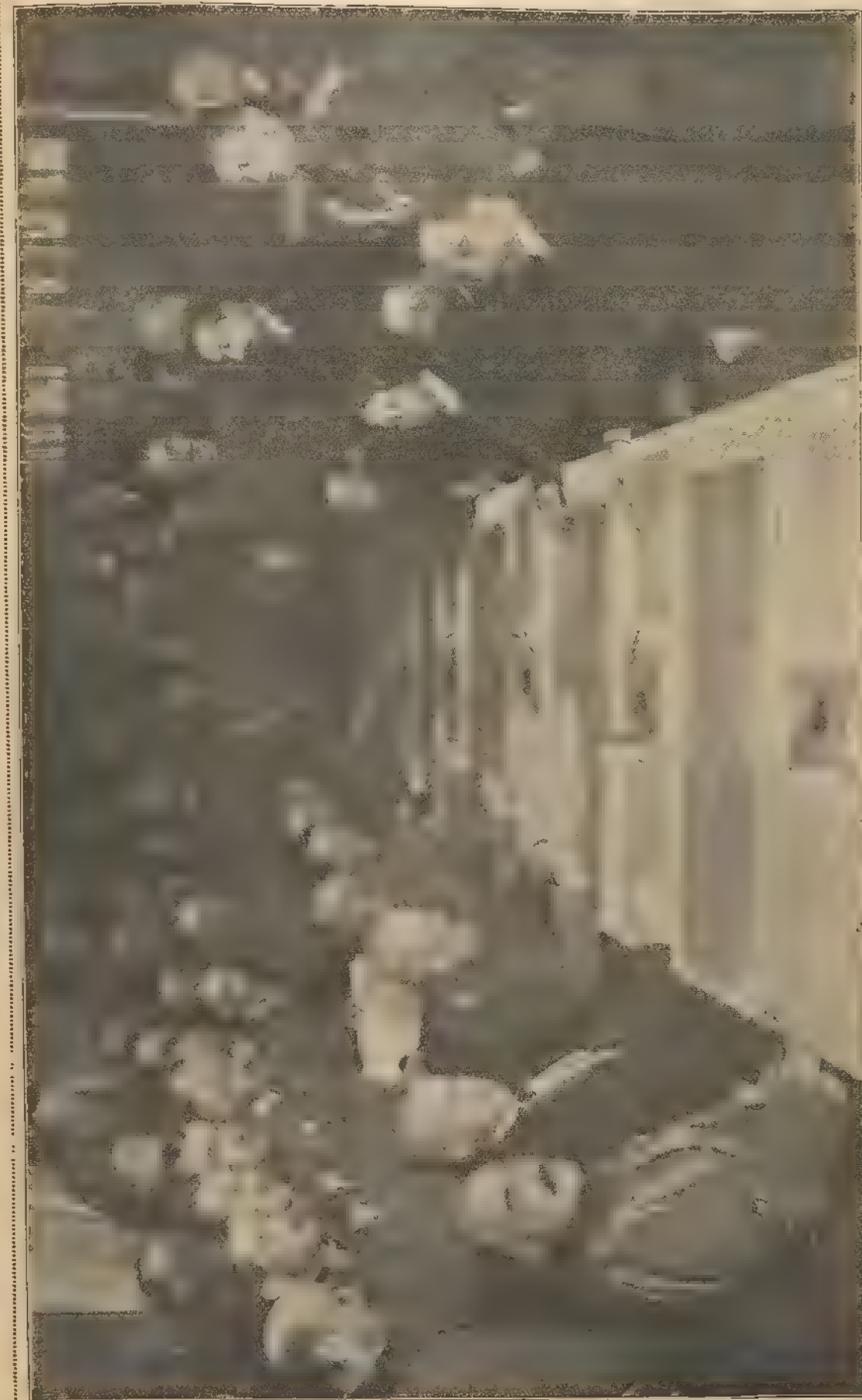
Wenn's Weihnacht wird nun allerwärts,
Und du bist nicht zu Haus,
Dann sehnt sich wohl das deutsche Herz,
Du streckst die Arme aus.
Wie Lichter hoch am Himmelsaal
Die Sterne sind entbrannt:
„O wär ich noch ein einzig Mal
Am lieben Vaterland!“

Ein Kirchein in der Heimat steht,
Die Glocken klingen laut;
Da haben treu wir im Gebet
Auch deiner stets gedacht.
Und ward ein Sieg mit Erz und Stahl
Erkämpft von tapfrer Hand!
Dann läutest's hell von Berg zu Tal
Am lieben Vaterland.

Das Jahr geht hin. Ein neues steigt
Aus Bliz und Pulverdampf.
Gott gebe, eh's zu End' sich neigt,
Ein Ende allem Kampf!
Vom Weihnachtslicht ein kleiner Strahl!
Sei hiermit dir gesandt,
Der grüße dich vieltausendmal
Vom lieben Vaterland!



Zu den Waffenstillstandsverhandlungen von Brest-Litowsk: Mitglieder der russischen Delegation auf dem Wege zum Sitzungsraum.
Von links nach rechts: Kameneff, Joffe, Vorsitzender der Delegation, Konter-Admiral Altkotter.
Aufnahme des Bild- und Filmamts.



Sitzend von links nach rechts: Beti Balcha, der Bevollmächtigte der Türkei, Volschaker Exzellenz von Wären, Prinz Leopold von Bayern, Generalmajor Hoffmann, Chef
des Stabes, Oberst Gantchew, der bulgarische Bevollmächtigte, Kapit. S. Horn, Hauptmann Hey (hinter Hauptmann Hey stehend) Major von Kautz.
Sitzend von rechts nach links die Mitglieder der russischen Delegation: Kameneff, Joffe, Vorsitzender der Delegation, Konter-Admiral Altkotter.
Sitzend von rechts nach links: Hauptmann im russischen Generalstab Gusch, Karachan, Sekretär der Delegation, Oberstleutnant im russischen Generalstab Goffe.
Prinz Leopold von Bayern, der Oberbefehlshaber Ost, beim Unterzeichnen des Waffenstillstandes in Brest-Litowsk.
Aufnahme des Bild- und Filmamts.

Geheimer Kommerzienrat Karl Ziese †.

Unsere Flotte hat den Verlust eines treuen Freundes und hochverehrten Gönners zu beklagen, der einen stattlichen Teil der prächtigen Stahlflotte hat entstehen lassen, die nun schon seit 34. Kriegsjahren die deutsche Flagge gegen die vielfache Übermacht unserer Feinde zur Geltung bringen: Geheimer Kommerzienrat Karl Ziese, der Inhaber der weitberühmten Schichau-Werke, ist am 15. Dezember im 69. Lebensjahre gestorben, ein Fabrikherr großzügiger Art, der seinen Beamten und Arbeitern in jeder Beziehung als leuchtendes Beispiel voranschritt und deshalb von allen seinen Angestellten verehrt und geliebt wurde.

Karl Ziese ist der Schwiegersohn von Ferdinand Schichau. Ihm waren die Werften von Elbing, die für den Bau von Torpedobooten einen großen Ruf besaßen, zu klein, und so regte er im Jahre 1892 an, in Danzig eine ganz besonders für große Schiffe eingerichtete Werft zu begründen. Der alte Schichau hatte Bedenken; der tatkräftige Ziese aber setzte seinen Plan durch, und der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Der großzügige Ausbau der deutschen Flotte stellte dem neuen Unternehmen immer neue Aufgaben, die ausnahmslos glänzend gelöst wurden. Schon ein Jahrzehnt nach der Einrichtung der Danziger Werft war der Bau von riesigen Linienschiffen eins ihrer anerkannten Hauptgebiete. Am 21. April 1900 lief „Kaiser Barbarossa“ auf ihr vom Stapel; „Wettin“, „Elsaß“, „Lothringen“, „Schlesien“, „Oldenburg“ und auch einige neuere Großkampfschiffe sind ihm gefolgt. Daneben aber wurde weiter der Bau von Torpedobooten gepflegt, und Ziese setzte seinen Ehrgeiz darin, seinem Vaterlande die schnellsten und leistungsfähigsten dieser kleinen aber überaus wichtigen Kriegsschiffe zur Verfügung zu stellen. Neuerdings leistete Schichau auch im Bau von Unterseebooten Hervorragendes. Aber auch für das Ausland hat die Schichauwerft unter Ziese zahlreiche bemerkenswerte Kriegsschiffe geschaffen. Am meisten Aufsehen gemacht hat vielleicht der kleine Kreuzer „Kurt“, der um die Wende des Jahrhunderts wegen seiner Geschwindigkeit, die von keinem Kriegsschiff der Welt erreicht wurde, als ein Wunder der Schiffsbaukunst galt. Der „Kurt“ hat sich dann während des russisch-japanischen Krieges auch rühmlich hervorgetan und ist schließlich, von japanischen Kreuzern nach langer Jagd umstellt, von seinem Führer auf Strand gesetzt worden.



Geheimer Kommerzienrat Karl Ziese †.

Kurze Zeit vorher waren schon vier Torpedoboots-Zerstörer für die chinesische Marine fertig geworden, die in der Stunde 35,7 Knoten liefen und damit die schnellsten Schiffe der Welt waren. Auch Fracht- und Personendampfer sind in großer Zahl auf den Schichau-Werften entstanden, namentlich solche für Linienschiffahrt, von denen auch noch eine ins Ausland ging. Von den in deutschen Besitz verbliebenen Schiffen nennen wir wenigstens einige der für den Norddeutschen Lloyd geschaffenen prächtigen Passagierdampfer: „Prinzregent Luitpold“, „Prinz Heinrich“, „Bremen“, „Großer Kurfürst“, „Zietzen“, „Seiditz“, „Vort“, „Kleist“, „Derfflinger“. Wer von unseren Lesern einmal auf einem dieser stolzen Schiffe den Ozean durchquert hat, wird dankbar der Schichau-Werke und ihres Leiters gedenken.

Außer der Werft in Danzig, die Schiffe jeder Größe herstellt, besitzen die Schichau-Werke in Elbing noch Schiffswerften mit zwei Schwimmdocks, Lokomotivfabrik und Kesselschmiede sowie Maschinenfabrik und Eisen-, Stahl- und Bronzegießerei, ferner Schwimmdocks und Reparaturwerkstätte in Pillau. Bis zum Jahre 1908 wurden in dem gewaltigen Betriebe an größeren Stückten gebaut: 825 See- und Flugdampfer, unter denen 350 Torpedoboots- und 60 Dampfbagger, ferner 4040 Dampfmaschinen (mit einer Gesamtleistung von 2.400.000 Pferdestärken), 2750 Kessel und 1700 Lokomotiven. Eine gewaltige Leistung, wie man sieht. Aber seitdem hat der Betrieb natürlich nicht geruht, sondern ist rüstig fortgeschritten, und am 4. August 1917 konnte Ziese mit seinen Gehilfen und Arbeitern noch den Stapellauf des tausendsten Schiffes, das seine Werft baute, feierlich begehen.

Die jetzt so gewaltigen Schichau-Werke sind aus einer im Jahre 1837 gegründeten kleinen Maschinenfabrik entstanden: Ferdinand Schichau kaufte sie, ein zweiter Friedrich Krupp, fast aus dem Nichts; zur Höhe sind sie aber erst gelangt unter Karl Ziese. Seine charaktervolle Persönlichkeit, sein weitschauender Blick, sein zielstrebiger Wille, seine schöpferische Kraft, sein rastloses Schaffen und Wollen gaben den Schichau-Werken den glanzvollen Aufstieg, die volle Entfaltung als weltumspannendes deutsches Unternehmen. Und noch mehr: ein begeisterter Deutscher, ein eifriger Freund und Förderer aller nationalen Bestrebungen ist in ihm dahingegangen.

Bismarck, stah up!

Von Otto Franz Sentschen

Der Weltkrieg währte ins vierte Jahr. Die Septembernacht war kühl und klar, Von Hamburg rollte dumpf und schwer Ein langer Eisenbahnzug daher, Drein fuhren, eng aneinander gedrückt, Soldaten, mit Eisernen Kreuzen geschmückt, Sen Osten. Sie sprachen vom endlosen Krieg, Von der Friedensausicht, vom neuen Sieg. Der Friede sei eine harte Nuß, Und zu gedeihlichem Friedensschluß Da müsse schier ein Wunder geschehen Und uns ein neuer Bismarck erstehen!

Der Zug hält an. Und „Friedrichsruh!“ Erschallt es. Sie drängen den Fenstern zu Und starren in tief ergriffenem Sinn Zu Bismarcks Straßkapelle hin. Der Zug fährt weiter. Zum Bismarckgrab Ruft dröhnend ein Landsturmmann hinab: „Bismarck, stah up! Wi brücken di!“ Ernst fragen Alle. Dann schwingen sie Ehrfürchtig die Mützen zum Sachsewald Und rufen, daß es so laut erschallt, Als ob Allddeutschland den Notruf schrie: „Bismarck, stah up! Wi brücken di!“

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

25. Dezember 1917: Italienische Angriffe gegen die neu gewonnenen Stellungen am Col del Rosso (9000 Gefangene, darunter 270 Offiziere) und ein Vorstoß am Monte Pertica abgewiesen.
26. Dezember: Französische Erkundungsvorstöße südlich Juvin-court. — Italienische Gegenangriffe am Col del Rosso.
27. Dezember: Gefechte am Houthoulster Walde, auf dem nördlichen Lys-Ufer, bei Moeuvres und Marcoing. Sturmangriff nordwestlich Bezonaux. Angriff bei Oberturnhaupt. — Vorstoß gegen den Monte Tomba. — Die deutschen Ostafrika-Truppen erobern in Portugiesisch-Mozambique den Berg Sjkula.
28. Dezember: Gefechte auf dem östlichen Maas-Ufer und östlich von Lunéville. — Zwischen Dohra- und Prespa-See, im Cerna-Bogen und auf dem östlichen Warbar-Ufer erhöhte Artillerietätigkeit.
29. Dezember: In Flandern, südlich der Scarpe, bei Gramcourt und Gonnelle erhöhte Feuerkraftigkeit. Erfolg bei Courtecon. — Angriffe östlich vom Monte Tomba.
30. Dezember: Erkundungsgefechte an der englischen Front und in den Argonnen. — Am Monte-Rücken und im Piave-Abchnitt beiderseits von Pederobba Artilleriekämpfe.
31. Dezember: Englische Vorstöße nördlich der Bahn Boefinghe Staden. Heftige Minenkämpfe bei

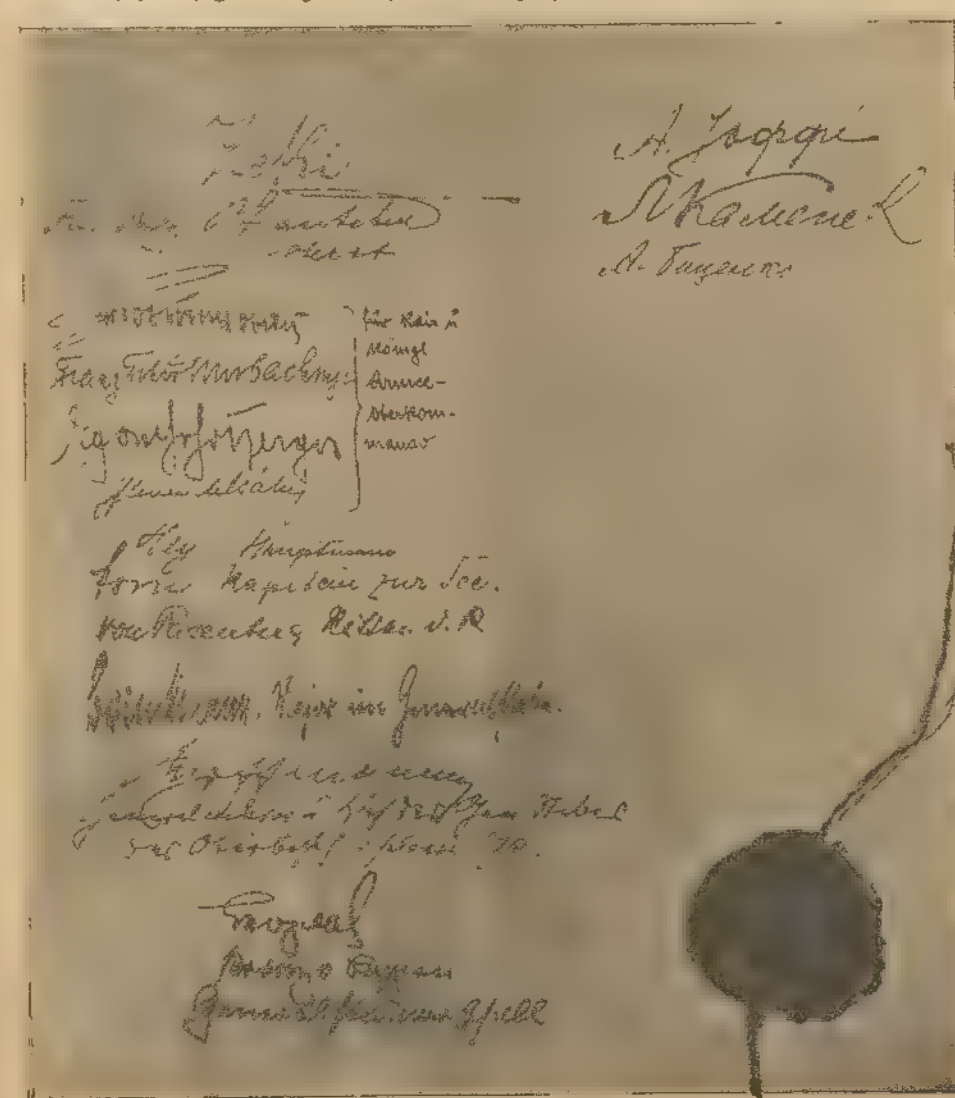
- Hulluch und Cons. Sturmangriffe südlich Marcoing und nördlich La Vaquerie. — Heftige Kämpfe am Tomba-Rücken.
1. Januar 1918: Gefechte am Houthoulster Walde und bei Paschendaale; Kämpfe südlich Mondy und südlich Marcoing. — Die Friedensdelegierten der ukrainischen Volksrepublik in Brest-Litowsk angekommen.
2. Januar: Erhöhte Artillerietätigkeit in Flandern. Gefechte nördlich Prosnes und beiderseits Ornes. — Auf der Hochfläche von Aisne und im Tomba-Gebiet Geschützfeuer.
3. Januar: Vorstöße östlich Upern und nördlich vom La Basse-Kanal. — Die Russen verlangen, die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk nach Stockholm zu verlegen; dies wird abgelehnt.
4. Januar: Englische Vorstöße östlich Upern und nördlich vom La Basse-Kanal; Erfolge bei Moeuvres und in der Champagne.
5. Januar: Östlich Bullecourt hatte eine gewaltige Erkundung vollen Erfolg. — Zwischen der Brenta und dem Montello auflebendes Artilleriefeuer.
6. Januar: Gefechte in der Champagne. Erfolge bei Juvin-court, Rocourt und Bezonaux. Französischer Angriff im Walde von Hilly.
7. Januar: Im Bogen östlich Upern und westlich Cambrai heftige Artilleriekämpfe; ebenso bei Ornes und westlich der Mosel. — Trotz, der Führer der russischen Delegation, in Brest-Litowsk eingetroffen.
8. Januar: Englischer Angriff bei Bullecourt abgewiesen. Im Sundgau heftige Artilleriekämpfe.

- Das Seesperengebiet an den Cap Verdischen Inseln und bei den Azoren erweitert.
9. Januar: Englische Vorstöße südlich des Houthoulster Waldes und an der Bahn Boefinghe Staden. Französische Offensiven im Sundgau gescheitert.
10. Januar: Westlich Jandoorbe nördlicher Erkundungsvorstöße der Engländer. Im Dezember verloren die Feinde 9 Fesselballone und 119 Flugzeuge; wir verloren 82 Flugzeuge und 2 Fesselballone.
11. Januar: Angriffe südöstlich Upern. Feuerkämpfe in Flandern, südwestlich Cambrai, zwischen Moeuvres und Marcoing, sowie bei St. Quentin und zwischen Diffe und Aisne.
12. Januar: Die Gefechtsstärke blieb auf Artillerie- und Wurfminenkampfe beschränkt.
13. Januar: Bei Remenitères und Cons rege Artillerietätigkeit der Engländer. Stärkere französische Vorstöße nördlich Reims, in der Champagne und nordöstlich Rocourt. Erfolg südwestlich Ornes.
14. Januar: Erfolgreiche Erkundungsgefechte südöstlich Remenitères, nördlich La Vaquerie, bei Juvin-court und westlich der Maas. — Westlich vom Dohra-See, am Dobrospole und südwestlich vom Dojran-See Artillerietätigkeit.
15. Januar: Starke Angriffe der Italiener gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen am Monte Alione und Monte Pertica gescheitert. Feuerkämpfe nach Westen bis über die Brenta, nach Osten bis zur Piave ausgedehnt.

Wie uns Waffenruhe ward. Ein Bild von der Ostfront. Von Paul Beschow.

Letzte Novembertage. Wieder einmal durchschwirrten Friedensgerichte die Gräben, die Unterhände, die Batteriestellungen. Kamen zwei Kameraden zusammen, so fing totfischer einer an, von der Aussicht auf Frieden zu reden, und —

freuten uns über die Nachricht, träumten von baldiger Waffenruhe. — Dann kam das Schießverbot. „Nur um Munition zu sparen“, sagten die Zweifler. „Es ist um die Stimmung zu heben“, sprachen andere und meinten damit: „ich glaube doch, daß es bald Frieden mit Rußland gibt.“ — Heute aber ereignete sich etwas, das jeden veranlaßte, die Zweiflermaske abzu-



Die letzte Seite des Waffenstillstandsvertrages mit den Unterschriften der Bevollmächtigten Aufnahme des Bildes: H. und H. H. H.

legen, was alle Selbstgeirten um Pust in helle Aufregung und Freude versetzte, was unsere Hoffnung auf baldigen Frieden gradezu überströmen ließ. — Es war gegen 11 Uhr vormittags, als der Telephonist aus seinem Bau gestürzt kam und uns zurief: „Friede! Gefechtsmeldung: auf dem russischen Brückentopf drei weiße Fahnen. Russische Kapelle spielt auf der Brustwehr, russische Offiziere sind zu unserem Brückentopf hinübergestiegen, wollen wegen Waffenstillstand verhandeln!“ Wir waren alle starr, bis einer gewaltsam aufschrie: „Mensch, such dir'n andern für deine Schweinebelien.“

„Nein, nein“, beteuerte wieder der Telephonist, „es ist wahr, die Infanterie hat es auch gemeldet!“ Noch zweifelnd, aufgeregt, sprang ich mit ihm hinüber in die Telephonzentrale. Da waren schon alle Kopfhörer eingeschaltet, und an jedem hörte einer mit hellglänzenden Augen. Einen Kopfhörer aber griff ich mir noch und hörte mit eigenem Ohr: „... russische Offiziere, darunter Artilleriemajore,



verhandeln, hätten Auf-
trag seit dem

Freude in einem russischen Gefangenentager nach Bekanntmachung des Waffenstillstandes.

25. November, Waffenstillstand zu schließen.“ Ich zweifelte nicht mehr. Ein paar Minuten später eine neue Freudenbotschaft: „Auf Glockenturm Kloster Go... weiße Flagge gehißt!“ Hinaus auf die Düne vor unserer Stellung; von dort aus konnte man den Turm sehen. Die ganze Batterie stand dort, die Ferngläser riß einer dem andern von den Augen; jeder wollte das Wunder sehen und sah es: eine große weiße Fahne auf dem Turm, dessen Mauer wir erst vor sechs Wochen durch einen guten Schuß eingeblufft hatten. Unwillkürlich brüllte einer aus voller Kehle Hurra! Im Nu brüllten alle mit, die Fußartillerie vor uns nahm es auf, und wie ein endloses Echo durchlief der Freudenruf die Stellung, soweit wir hören konnten. Und dann ging das Neden an. Nun hatte jeder schon längst geahnt, daß „so was im Gange sei“. Zweifler, die nur mehr vom Frieden hören wollten, meldeten sich. Die Nachrichten jagten sich im Fernsprecher; Infanteristen, die von vorn kamen, erzählten Einzelheiten. Es war Tatsache: sämtliche Stützpunkte zeigten weiße Fahnen; auf der gesprengten Brücke verhandelten deutsche und russische Offiziere zwischen den beiseite geschobenen spanischen

ganze Halt!“ Wenigstens behauptete er, so sei es. Eine Gruppe sang: „Seht zusammen die Gewehre!“, und wenn sie am Ende waren, fingen sie von neuem an. Bei dem Nachbar-Geschütz wurden sehr lebhaft die Friedensbedingungen festgelegt. Ein ganz Friedensbegeisterter probte mit einem Brotbeutelband, ob er auch noch Selbstbinder binden könnte.

Die Waffenruhe ist für uns Befehl geworden. Abends 10 Uhr, ich stehe gerade Wache, kommt der Befehl, daß alle Feindseligkeiten bis auf Weiteres einzustellen seien. Der starke Nordwest, der über den Sumpf dahinjagt, scheint mir plötzlich ein vor Freude tollender Bube, er scheint jauchzende Kadenz in den Telephondraht zu harfen, das losgerissene Brett dort am Geschützstand klatscht fortwährend: „Friede, Friede!“ Aus den Unterständen dringt freudiger Gesang. Dazwischen aber laut und lauter, ein Lied, wildtrotzig, als seien die Augusttage 1914 wiedergekehrt:

„Frankreich, ach Frankreich, wie wird's dir ergehen,
Deutsche Kanoniere schießen alle gut;
Hüte dich, o hüte dich, Franzosenblut . . .“

Reitern. — Am
Nachmittag
wurde es offi-
ziell. Es wur-
den 6 Auf-
senoffiziere
durch das Divi-
sionsauto zum
Armeekomman-
do zur Bespre-
chung abgeholt.
Wieder waren
sämtliche Fern-
gläser an den
Augen, ver-
folgten das
Auto, soweit es
zu sehen war.
„Halt Du ge-
sehen, mit ver-
bundenen
Augen die 6
Panzer?“
„Halt Du ge-
sehen?“ Natür-
lich hatten sie
alle gesehen.
Und nun war
alles aus Rand

Ein Kanonier
bließ entschlich
salig: „Das

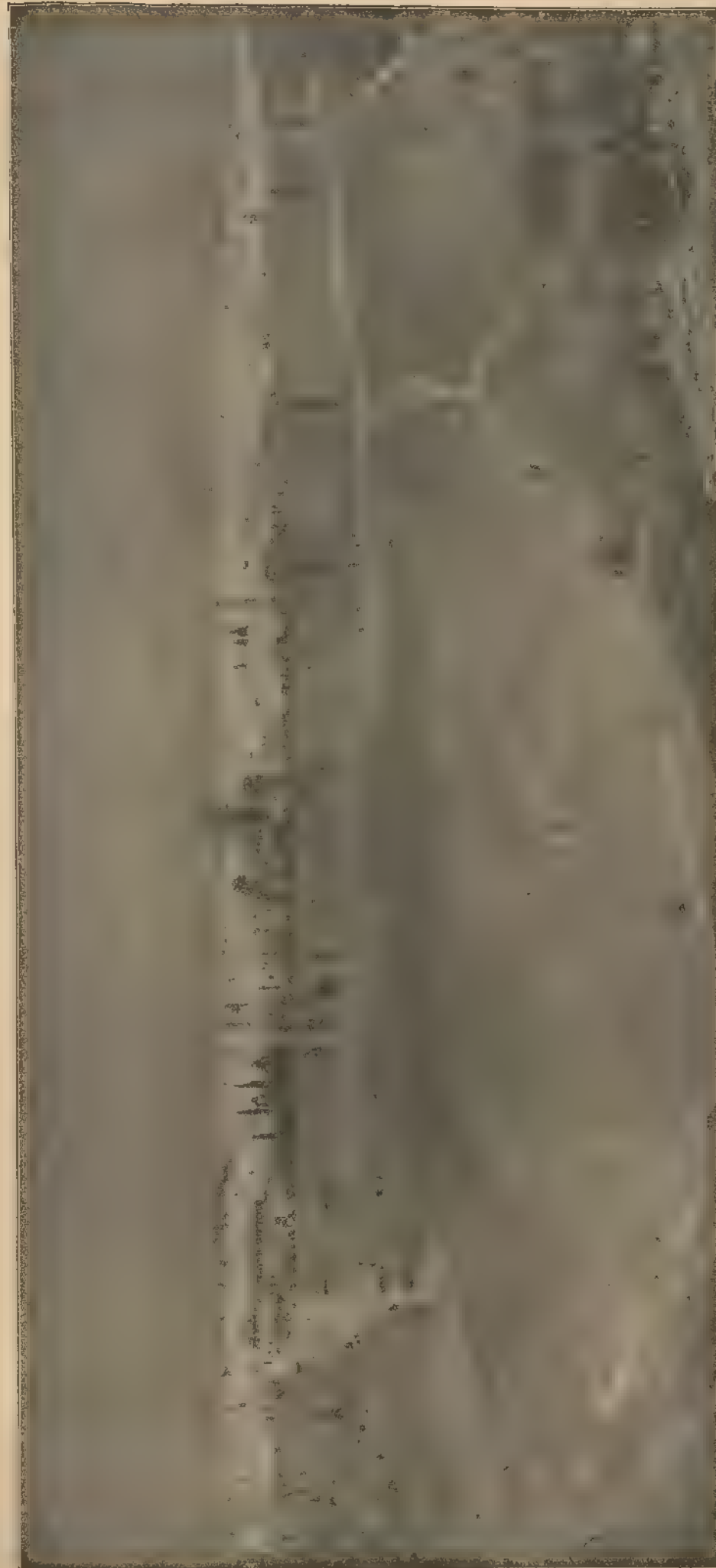
Die Eroberung des heiligen Landes durch England.

Die Erfolge, die England in Flandern hartnäckig versagt bleiben, sucht es nun außerhalb Europas. Nachdem es durch seine Übermacht an farbigen Soldaten vor einiger Zeit schon sich Bagdads zu bemächtigen in der Lage gewesen, hat es nun mit Hilfe seiner Flotte die Verteidiger Palästinas aus Gaza, Jaffa, Jerusalem zurückgedrängt. Bezeichnenderweise haben die Mohammedaner, gerade um eine ernstliche Schädigung der heiligen, auch von ihnen verehrten Stätten zu vermeiden, sie ohne Not kamplos geräumt. Die Briten würden sie sonst wahrscheinlich ebenso erbarmungslos zusammengeschossen und vernichtet haben, wie sie es mit den alten, schönen Dömen und Schlössern Flanderns tun. Von maßgebender, militärischer Seite, liegt die unzweideutige Versicherung vor, daß der Preisgabe Jerusalems eine ernstere, militärische Bedeutung nicht zukommt. Solange die englische Flotte das Mittelmeer beherrscht, befinden sich die Küstenstädte Kleinasiens doch jeder Zeit in der Gefahr einer Belagerung oder Landung. Diese Sachlage ist aber ohne Einfluß auf die Herrschaft über das Innere Kleinasiens, wo die mit uns so eng durch ihre wichtigsten Lebensfragen verknüpften Türken unumschränkte Herren sind und ihre Bemühungen zur Erschließung und Förderung des reichen Landes keine Unterbrechung erleiden.

Wir stehen hier wieder einmal vor der Tatsache eines vollständigen Umschwunges in der Weltentwicklung. Viele Jahrhunderte lang war der Islam der Feind der alten Kultur im östlichen Teile der Mittelmeerländer. Unter seiner Herrschaft verödete die Balkanhalbinsel wie Kleinasien und Nordafrika. Seine Zurückdrängung, die Befreiung der heiligen Stätten war während langer Zeiträume der Traum und das Sehnen der christlichen Staaten. Kein Volk hat dafür einst so große Opfer an Blut und Geld gebracht wie das deutsche, dessen ganze Entwicklung durch die Kreuzzüge tiefgreifend be-

einflußt worden ist. Im Laufe der Zeiten haben aber die Verhältnisse sich gänzlich geändert. Die Türken haben sich völlig modernen Anschauungen und Fortschritten angepaßt. Nicht sie bedrohen mehr Freiheit und Leben anderer Völker, zwingen anderen gewaltsam ihre Sitten und Bräuche auf und machen sich bellagender Ausbreitungen gegen die Menschlichkeit schuldig. Solchen Mädel haben vielmehr seit langem die Briten auf sich geladen. Grausamer als diese in Indien, Ägypten, Südafrika die Eingeborenen in neuerer Zeit noch behandelt haben, sind die Türken kaum jemals gewesen. Unmenschlichkeiten wie sie die christlichen, frommen Briten sich gegen Wetze in Transvaal und in letzter Zeit noch in den deutschen Kolonien im edlen Weltstreit mit den Franzosen gegen wehrlose Frauen und Kinder selbst haben zu Schulden kommen lassen, können den Türken nicht nachgesagt werden. Ungehindert und ungehindert haben sie die christlichen Bekenntnisse seit Jahrhunderten im heiligen Lande schalten und walten lassen. Selbst den christlichen Abessinern war eine Stätte in Jerusalem eingeräumt. Für Erhaltung und Sicherheit der jedermann zugänglichen heiligen Stätten haben sie musterhaft gesorgt. Ohne ihre Aussicht wäre es sicher oft zu Mord und Totschlag zwischen den Anhängern der verschiedenen christlichen Bekenntnisse und Gefährdung der heiligen Orte durch sie gekommen.

Sollte die Herrschaft der Briten in Palästina zu einer dauernden werden, so würden wahrscheinlich gerade die zahlreichen uneinigen christlichen Setten die Verdrängung der unparteiischen und milden türkischen Verwaltung bald bedauern. Bei unseren Feinden weiß man das so gut wie hier. Das Bedürfnis aber, die durch unsere letzten Erfolge und Aufstiegs Zusammenbruch schwer entmutigten Völker wieder aufzumuntern und anzuspornen, läßt alle anderen Bedenken vor der Hand bei ihnen in den Hintergrund treten. Die Engländer haben

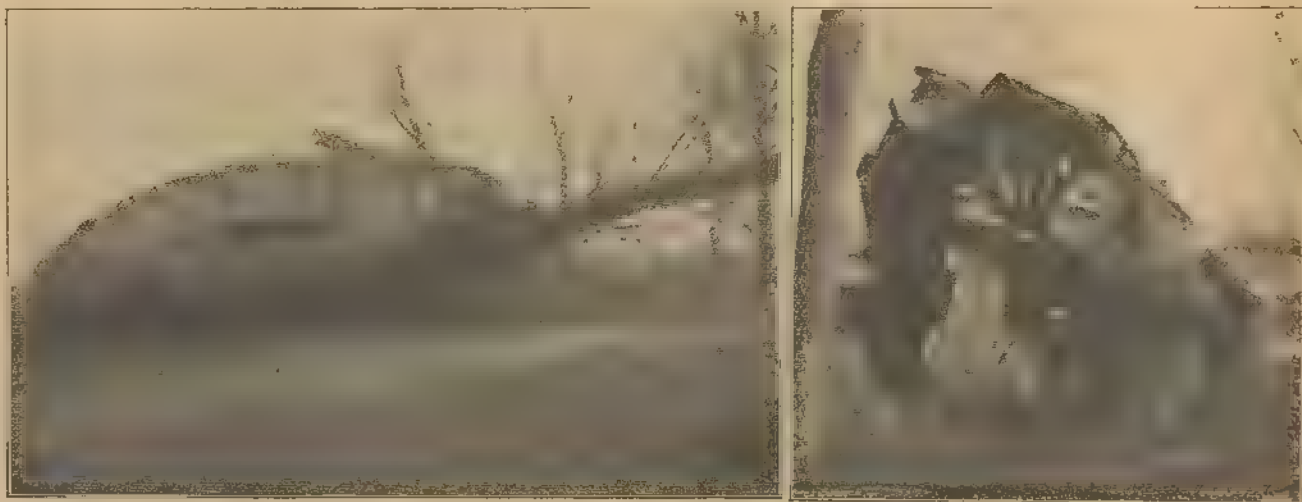


Jerusalem. Sigmünde von Eugen Bracht.

sich dabei wieder einmal als Meister in der Behandlung der Volksseele erwiesen. Mit einem Schlage haben sie durch Vertreibung der Türken aus Jerusalem sich den Beifall ihrer zahlreichen Sektierer und des einflussreichen orthodoxen Judentums in England, Amerika und Rußland gesichert. In englischen Sektiererkreisen besteht nämlich von jeher eine fanatische Wut gegen die Mohammedaner. Ihre Vertreibung aus Europa und Palästina hat da von altersher als erstrebenswertestes Ziel gegolten. In diesen Kreisen des englischen Volkes besteht zudem, so merkwürdig es klingt, noch heute der Glaube, daß die Briten Abkommen der verlorenen Stämme Israels seien. Diese Stämme seien nach der Zerstörung Jerusalems zu Schiff geflüchtet und vom Meere nach den britischen Inseln verschlagen worden, wo sie die Bundeslade und andere Heiligtümer vergraben hätten. Mehr als einmal haben fromme Briten erhebliche Summen dafür geopfert, um diese Schätze wiederzufinden. Daneben besitzt die zionistische Bewegung in England wie in Rußland und den Vereinigten Staaten fanatische Anhänger. Ihnen war von jeher die türkische Herrschaft in Palästina ein Dorn im Auge, da sie von einer Verdrängung der dortigen Eingeborenen zugunsten jüdischer Kolonisten nicht viel wissen wollten. In dem Augenblick, wo England dort Herr ist, sehen sie sich selbst am Ziel ihrer Wünsche. Für sie steht es schon heute fest, daß die Briten nun schnellstmöglich entweder die ansässigen Grundeigentümer in Palästina enteignen und ihr Land den durch die Zionisten herangeführten Siedlern überliefern oder wenigstens alle Gesetze und Einrichtungen, die bisher dort den Landerwerb durch Ausländer erschwerten, kurzerhand beseitigen werden. Maßnahmen solcher

Art sind ja allerdings, falls es nicht gelingen sollte, die Briten wieder zurückzudrängen, für Palästina sehr wahrscheinlich. Sie würden völlig dem entsprechen, was England in Ägypten seit Jahren durchgeführt hat, und sie würden für die Briten auch kaum zu umgehen sein, wenn es sich die Gunst der Zionisten nicht zugleich wieder verschätzen will. Ein Eingehen auf deren Wünsche und Pläne ist heute für England geradezu unumgänglich. England und die Union sind die erfolgreichsten Förderer für die zionistische Propaganda seit Jahren gewesen. Hier ist das meiste Geld für zionistische Unternehmungen aufgebracht worden. Von hier sind auch die hauptsächlichsten Versuche mit jüdischen Siedlungen im heiligen Lande bisher ausgegangen. Aber deren Erfolg war bisher im Ganzen doch nicht bedeutend. Es wird sich daher fragen, ob solchen neuen Unternehmungen in größerem Maßstabe mehr Glück beschieden sein wird. In Deutschland steht man jüdischen Kolonialunternehmungen für Kleinasien durchaus wohlwollend gegenüber. An unserer Regierung liegt es nicht, wenn nicht schon größere Versuche solcher Art gemacht wurden. Die deutschen Behörden haben alle dahingehenden Pläne nach Kräften bei der türkischen Regierung unterstützt. Bisher aber standen ihnen immer die eigentümlichen schwierigen Besitzverhältnisse des Landes und die Hindernisse von Seiten rückständiger örtlicher Behörden sowohl, wie der ganzen islamischen Rechtseinrichtungen hinderlich im Wege. Sollte die Türkei im Stande sein, die Engländer wieder aus Palästina hinauszutreiben, so wird sie des eigenen Vorteils halber hier reformieren und das Land besserer Bewirtschaftung und Besiedelung eröffnen.

A. B.



Zur verlorenen „Tannschlacht“ der Engländer bei Cambrai: (links) Tann im Vormarsch beim Umwerfen eines starken Baumes; (rechts) erbeuteter englischer Tann an der Straße Cambrai-Bapaume. Aufnahmen des Bild- und Filminstituts.

Das neue Polen. Drei Jahre deutscher Verwaltungsarbeit.

Es war ein strahlender Hochsommertag, als in Deutschland die Fahnen zur Feier der Eroberung von Warschau wehten.

Das ist lange her, und zum drittenmal fällt seitdem der Winter Schnee auf die alte stolze Hauptstadt Polens, auf die weite polnische Ebene, auf die vielen Gräber, in denen deutsche Soldaten hier von Kampfesmühen ausruhen. Wenn diese toten Brüder noch einmal ans Licht emporsteigen und uns Almende fragen: „Was habt ihr gewirkt und geschafft, seit wir unser Leben hingaben?“, so brauchen wir um die Antwort nicht verlegen zu werden. Der Warschauer Generalgouverneur von Beseler hat sie gegeben, indem er in einer Ansprache an das wunderbare Volk der Wälder erinnerte: „Mit einer Hand taten sie die Arbeit und mit der anderen hielten sie die Waffen.“ Drei Jahre haben wir auch hier in Polen so gebaut, wie einst die Juden am Tempel: mit dem Schwert dem Feinde wehrend, mit der Kelle die Grundsteine einmauernd eines ganzen neuen Staatsgebäudes.

Eines neuen Staatsgebäudes... das spricht sich so leicht hin und umfagt doch beinahe den ganzen Umkreis menschlicher Gemeinschaftsarbeit. Wir haben in diesen westumstürzten Kriegsläufen ja manches besetzte Gebiet zu verwalten, aber

doch kein einziges, das uns auch nur annähernd die Aufgabe gestellt hätte wie Polen. Gewiß gab uns auch Belgien manche Muße zu trachten, doch abgesehen davon, daß es noch nicht einmal halb so groß ist wie das am 24. August 1915 begründete Kaiserlich Deutsche Generalgouvernement Warschau: es war vor allem auch ein fertiges, modern ausgebautes Staatswesen. Als wir das Land besetzten, flochte die Maschine zwar, und ihr Räderwerk geriet in Unordnung, doch sie ließ sich sozulagen bald wieder fliden. In Polen aber war, um bei dem Bilde zu bleiben, gar keine Maschine mehr vorhanden.

Drei Jahre der Arbeit liegen im Januar 1918 hinter der deutschen Verwaltung im polnischen Gebiet. Fünf oder sechs Mann waren es nur gewesen, die einst in Polen als Kern der neu zu schaffenden Organisation zusammengetreten waren. Heute arbeiten über 9000 Menschen in der Verwaltung, und obwohl das Kaiserlich Deutsche Generalgouvernement Warschau doch nur ein kleines Teilgebiet unserer östlichen Eroberungen ist, bleibt es doch mit seinen 61 250 qkm nicht wesentlich hinter dem Umfang des Königreich Bayern zurück. Ja, mit seinen 7,5 Millionen Einwohnern ist es sogar noch dichter bevölkert als dieses.

Wie sah das Land vor drei Jahren aus, als wir es über-

nahmen, und wie sieht es jetzt aus? Als wir kamen, da war der Krieg mit seinen unvermeidlichen Zerstörungen über die polnische Erde gegangen. Vor allem hatten die Russen auf ihrem Rückzug das nie von ihnen geliebte Land erbarungslos verwüstet. „Unvergleichlich viele Dörfer haben sie,“ wie ein polnischer Schriftsteller sagt, „mit derselben Seelenruhe angezündet, mit der sich unsereiner kaum eine Zigarette antaucht.“ Die Erntevorräte, von denen das Volk leben sollte, haben sie in Flammen aufgehen lassen; eine Million Menschen, darunter 100 000 deutsche Kolonisten, haben sie verschleppt, ohne jeden ersichtlichen Zweck haben sie ein halbes Hundert industrieller Anlagen, so die riesige Leinwandfabrik in Byrdow, in Trümmer gelegt und dadurch unzählige Arbeiter brotlos gemacht.

Was war die Folge? Die hungernden und obdachlosen Menschen, die vergebens nach Hilfe spähten, nahmen, was sie fanden, eigneten sich das Gut der Verschleppten an, begannen zu rauben und zu plündern. Behörden, die man zu schützen hatte, gab es ja nicht mehr, denn der ganze Beamtenkörper des Landes war russisch gewesen. Was Wunder, daß da das Chaos begann! Zwar sorgte die deutsche Militärgewalt bald wieder für Herstellung der öffentlichen Sicherheit, aber um die kleineren Straftaten konnte sie sich nicht kümmern, und die Eigentumsvergehen fliegen ins Ungemessene. Bei Lodz wurde z. B. ein ganzer Wald von 6000 ha — das entspricht einem Siebentel des Grünwaldes — bis auf den letzten Stamm gestohlen.

Auf die neue deutsche Zivilverwaltung für Rußisch-Polen warteten also von vornherein sehr zahlreiche und bedeutende Aufgaben. Sie wurden dadurch noch besonders erschwert, daß die Bevölkerung, wenigstens nach russischer Statistik, bis zu 70 Prozent Analphabeten aufwies und dem Deutschtum nicht gerade Sympathien entgegenbrachte. Man mußte auf viel Mühe und Rückschlüge gefaßt sein.

Die Männer, die Ordnung in das russisch-polnische Chaos bringen sollten, haben sich darüber wohl keiner Täuschung hingelassen, aber sie verzagten auch nicht. Oft nur von einem Sekretär begleitet und mit einer Schreibmaschine bewaffnet, sind deutsche „Kreischefs“ über die Grenze gefahren und haben, manchmal neben Drahtverhauen und Schützengräben arbeitend, die ersten, recht kümmerlichen Grundlagen einer neuen Verwaltung gelegt. Da es polnische Beamte, wie gesagt, überhaupt nicht gab, mußten auf allen Gebieten erst einmal Deutsche einpringen, um die grundlegende Arbeit zu leisten. Deutsche Richter und Rechtsanwälte kamen ins Land und ordneten das Justizwesen, das sich in drei Stufen aufbaute. Hunderte von Gemeindegerechten, mit je einem polnischen Laienrichter und zwei Schöffen besetzt, wurden über das Land verteilt und übernahmen etwa die Aufgaben unserer Amtsgerichte. Als Justizinstanz standen die Bezirksgerichte darüber, an denen deutsche Berufsrichter wirkten, und die Spitze bildete das Kaiserlich Deutsche Obergericht in Warschau. Da die bestehenden Rechtsformen nicht geändert werden durften, mußten sich unsere Richter erst mühsam in das russische Straf- und Zivilrecht hineinfinden und hatten besonders mit der Einrichtung von Pflegeschäften zur Wahrung der Rechte der verschleppten Kolonisten viel Arbeit. Als es dann feststand, daß Polen als selbständiges Königreich neu entstehen sollte, mußte das nationalpolnische Element in steigendem Umfange berücksichtigt und das Beamtenpersonal für den künftigen Staat vorgebildet werden. Und als der dritte Kriegsherbst herannahte — der Herbst, der hier in Polen meist von gleichmäßiger Schönheit ist — konnte am 1. September 1917 die gesamte Justizpflege in polnische Hände gelegt werden. Zum erstenmal seit 120 Jahren durften wieder polnische, dem Advokatenstand entnommene Richter dem polnischen Volk „im Namen der polnischen Krone“ Recht sprechen.

Einen Monat später übernahmen die Polen auch das Schulwesen, und die deutschen Kreischulinspektoren, die ihm bis dahin ihre Kraft gewidmet hatten, durften ihre Ämter und ihre Arbeit schließen. Um das von ihnen Erreichte würdigen zu können, muß man sich klarmachen, was sie vorgefunden hatten: ein Land nämlich, das keinen Schulzwang kannte und dessen Volksschulen viel zu wenig zahlreich waren, um alle in Betracht kommenden Kinder aufzunehmen. In Lodz z. B. besuchte wenig mehr als ein Viertel der Jugend die Schule; in einer Landgemeinde waren von 850 Kindern entsprechenden Alters nur 45 besetzt; in einem Gebiet von der Größe des Generalgouvernements wurden 1911 in 1455 öffentlichen Volksschulen 108 157 Kinder unterrichtet, während Berlin allein in seinen Gemeindefschulen mehr als die doppelte Anzahl versammelt. Der Krieg hatte nun auch dieses kümmerliche Schulwesen über den Haufen geworfen, und die Kinder verwaisten. Eine Hindenburgsche Verordnung machte diesen Zuständen ein Ende, beseitigte den Zwang der russischen Unterrichtssprache und stellte die Schule auf nationale Grundlage. Selbst auf dem Dorfe sah man die Notwendigkeit von Reformen ein. „Deutschland ist so klein und Rußland so groß,“ sagte eine Bauernabordnung zu einem Schulinspektor, „dennoch habt ihr

es besiegt. Das liegt nur daran, daß ihr klüger seid. Unsere Kinder sollen nun auch lernen.“

Es wurden also überall neue Schulen eingerichtet, soweit der Mangel an Unterrichtsräumen und Lehrpersonal es irgend zuließ. In dem besonders verwüsteten Kreise Lwow wurde sogar ein Unterstand zu Schulzwecken benötigt. Bassen wir trodene Zahlen sprechen: im Oktober 1916 wurden insgesamt 3328 Volksschulen eröffnet, im Oktober 1916 schon 5854 — das bedeutet in einem einzigen Jahre eine Steigerung um 75 Prozent. Und dies alles, obwohl damals von allen Seiten dringliche Aufgaben an die Zivilverwaltung herantraten.

Dazu gehörte u. a. die Notwendigkeit, die Begehverhältnisse im Generalgouvernement gründlich zu bessern. Waren die Straßen, besonders in den Grenzgebieten, schon vor dem Krieg in sehr schlechtem Zustande gewesen (man behauptet, sie seien aus militärischen Gründen absichtlich vernachlässigt worden), so waren sie nun durch Munitionskolonnen, Lastautos und den ganzen Nachschub der kämpfenden Heere zerfahren und vielfach kaum noch befahrbar.

Vom Frühjahr 1915 an wurde hier nun mit aller Macht Wandel geschaffen. Nicht weniger als 45 je einem Regierungsbaumeister unterstellte Bauämter haben den Straßenbau geleitet. Schon im Herbst 1915 hatten sie 342 km neue Chaussees fertiggestellt, etwa 1300 km älterer ausgebaut. Mit der Begründung und weiteren Ausdehnung des Generalgouvernements übernahmen sie ein Chausseeneß von 6500 km Länge. Das ganze Jahr 1916 hindurch ward mit äußerster Kraft gearbeitet, waren doch allein neue Brücken mit einer Gesamtlänge von 9100 laufenden Metern zu errichten. Etwa 120 Millionen Mark sind für Straßen- und Brückenbauwerke aufgewandt worden, und bis zu 50 000 aus dem Lande selbst stammende Arbeiter haben dabei täglich ihre Beschäftigung gefunden.

Hierdurch und durch Erschließung anderer Erwerbsmöglichkeiten wurde der schwer unter der Not der Zeit leidenden Bevölkerung Gelegenheit gegeben, etwas zu verdienen. Das war um so nötiger, als bei der Lebensmittelknappheit die Preise für die notwendigen Nahrungsmittel auch in Polen ungeheuer zu steigen begannen. Hier, wo man die äußerst billigen Lebensmittel aus dem Innern Rußlands bisher gewohnt war, empfand man das doppelt schwer. Zwar schritt die deutsche Verwaltung zur Rationierung des Notwendigsten, aber wo wenig vorhanden ist, läßt sich schwer teilen. Es gab Hungerationen auf den Kopf, doch nur so war es möglich, die Ernährung sicherzustellen. Die wertvollen Lebensmittel konnte man sowieso nicht auf den Kopf verteilen, weil die Kaufkraft der Bevölkerung zu ungleichmäßig war.

Um Seuchen zu verhindern, wurde außerdem die gesamte Bevölkerung des Generalgouvernements zwangsweise geimpft, ein großer Teil planmäßig entlaus, wurden allein in dem typhusbedrohten Lodz 10 000 Brunnen untersucht, wurden unzählige polnisch und „jiddisch“ abgefaßte „Merkblätter“ im Lande verbreitet.

Auf den Dörfern waren die Bauern inzwischen rüstig am Wiederaufbau ihrer zerstörten Häuser, Ställe und Schuppen. Auch hier griff die deutsche Verwaltung mit Rat und Tat ein, gab Nägel, Glas, Dachpappe usw. zum Selbstkostenpreis ab, stellte Holz aus den Staatsforsten zur Verfügung, legte Feldwege, Zementsteinfabriken, Sägewerke an, gewährte Notstandsdarlehen und half die auf 250 Millionen Mark geschätzten Kriegsschäden nach Möglichkeit heilen. Den Städten wurde durch die Hindenburgsche Städteordnung freiere Bewegungsmöglichkeit, ein modernes Steuer- und erprobtes Wahlrecht verliehen, und deutsche Bürgermeister traten an ihre Spitze. Deutsche Forstleute nahmen sich des sehr im argen liegenden polnischen Waldes an, führten Aufstellungen durch und leiteten eine rationelle Bewirtschaftung in die Wege. Deutsche Landwirte suchten Mittel und Möglichkeiten, die Flurbestellung und Viehhaltung im besetzten Gebiet zu heben — kurz, auf allen Gebieten griff deutsches Organisationstalent ein, und eine zweckmäßige Steuerepolitik verbunden mit großer Sparsamkeit sorgte dafür, daß das Land trotz der Verwüstung alle Ausgaben aus Eigenem decken und ohne Reichszuschuß oder Anleihen durch diese schwere Zeit finden konnte.

Nun gibt es gewiß manche, die bei aller Anerkennung der deutschen Arbeit in Polen etwas spöttisch die Achseln zucken, als wollten sie sagen: Wozu die Kraftverwendung? Wird sie uns wirklich von Nutzen sein? Und sind wir dazu da, uns Not und Mühe mit fremden Säulern zu machen, wenn uns am Ende wohl nur Undant lohnt? Aber wir antworten darauf in der festen Zuversicht, daß jede ernste und sachliche Arbeit sich in Zukunft so oder so einmal auszahlt. Und wenn nicht — es hat keiner von uns nach Danz oder Undant gefragt. Wie sagt Theodor Storm?

„Der eine fragt: Was kommt danach?

Der andere fragt nur: Ist es recht?

Und also unterscheidet sich

Der Freie von dem Knecht.“

„Solange die Welt besteht, ist das nicht dagewesen“, hören wir jetzt aus so vieler Menschen Mund. Unser Geschlecht und seine unmittelbaren Vorfahren haben wirklich solche Zeiten nicht erlebt. Und doch, wenn wir uns der Mühe unterziehen und uns die Vergangenheit eingehender vor Augen führen, kommen wir zu dem Schlusse, daß die Umstände sich nur unwesentlich verändert haben. Freilich standen vor hundert Jahren weder Eisenbahnen noch Lustschiffe oder Unterseeboote usw. im Dienste der Menschheit; in bezug auf Fortschritte in der Kultur, der Kunst und der Wissenschaft dürfen wir stolz sein. Aber wie ist es mit dem Träger der Kultur, der Kunst und der Wissenschaft, dem Menschen? Hat auch er sich geändert? Hat sein Fühlen und Denken auch so wesentliche Fortschritte aufzuweisen?

„Vor hundert Jahren!“ Wie ein Moment erscheinen uns hundert Jahre in der Geschichte. Fast nur ein Atemzug; aber für uns vergängliche Menschen, welche eine lange Spanne Zeit sind hundert Jahre! Wir glauben, daß unsere Vorfahren vor hundert Jahren in einer ganz anderen Welt gelebt, anders gefühlt und anders gedacht haben als wir. Und doch, viele

Wo man hingeht, stößt man auf Kanonen, Trommeln oder Soldaten.“ Das Interessante im letzteren Zitat von Frau v. Stein ist ihr Abstraktionsvermögen, sich nicht nur in die Verhältnisse der Gegenwart, die sie miterlebt hat, sondern auch sich in die überblickende Geschichte zu versetzen. Die Worte Rachel Lewins vor hundert Jahren könnten von jeder deutschen, sozial arbeitenden Frau auch nicht anders geprägt werden. Folgende Zeilen sind aus Prag an Barnhagen nach Mecklenburg gerichtet: „Wir haben nach der Affäre von Dresden hier unendliche Verwundete: von dem Drey und der feindlichen Nation. Diese Jammeröhne lagen vorige Woche auf Wagen in den engen Gassen gedrängt und feils an den Straßen selbst unter Platzregen da. Diese Zeit vergesse ich nie! Auf so viele war die Regierung nicht gefaßt. Die Einwohner taten wie in biblischen Zeiten alles. Man verband, man speiste sie in den Gassen, in der Hausfluren. Eine Waisenuutter verband 300 in einem Tage; kurz alles mögliche geschah. Dem Jammer war aber nicht zu steuern. Wir, August Brede und ich, taten, gaben, was wir konnten, ließen kochen, schickten Wäsche, Schärpie. Die Frauen Prags waren gut; ich lief zur Gräfin Moritz Brühl und bat sie, uns zu helfen. Sie versprach's. An Lea Mendelssohn, Bartholdys Schwester, schrieb ich einen dringenden Brief. Vorgestern schickte mir Hermine durch die Brillenfrau 130 Gulden. Nun kaufe ich Hemden, Socken, lasse kochen, schicke reicheren Verwundeten Geld vor, kurz: bei mir ist ein kleines Bureau; meine intimen Frauen helfen mir wie Engel; ich habe eine Menge Leute an der Hand und von jeder Klasse. Du kennst meine Art, bekannt zu werden, zu sagen: Also Gott hat mir gelächelt, ich helfe etwas.“ In einem anderen Briefe schreibt sie weiter: „Ich bin hier (Prag) sehr wirksam und menschenumgebener als je, d. h. nicht gesellschaftlich, sondern geschäftlich und wohlthätig. Ich spende alles selbst, damit kein Unterschleif geschieht: sonst könnt' ich mir ein Renommee machen und es kommoder haben. Bartholdys Gulden sind für die Preußen, das andere teile ich ehrlich, und verwundete Feinde sind es nicht mehr! Und wie soll es unseren Gefangenen dort gehen? Kann ich auf französische Herzen rechnen, wenn meines nichts taugt? Ich habe so einen Plan im Herzen, alle europäischen Frauen aufzufordern, daß sie den Krieg niemals mitmachen wollen und gemeinsam allen Leidenden helfen wollen. Dann könnten wir doch ruhig sagen, von einer Seite; wir Frauen, meine ich. Sollte so etwas nicht gehen? Doch zuviel tat ich den Fremden nicht; und sage ihnen meist *à la*, ich wüßte wohl, wie sie als Sieger gehandelt hätten. Sie sollten wissen, wie wir sind, nicht dumm, nur mitleidig; so sollten sie auch sein. Aber wie sehen die Armen aus! O! weine ich: sie haben Mütter wie wir, die sich tot weinten, wenn sie sie sahen. Ich bin ganz freudig, den Soldaten dienen zu können, und Gott muß ich danken und tue es gewiß; ich schäme mich oft des Glüdes; warum kann ich ihnen dienen und sie nicht mir? Ach, Du solltest unsere Preußen sehen! Die Bescheidenheit, die Wunden! Das, denken sie, muß nur so sein. Ein Hemde wollen sie nie nehmen und wiederkommen zur Wohlthat, nee! Ach, wie kam ich soviel annehmen.“ sagt der Gemeinste, „wie tun Sie soviel an mir!“ — Ganz genau dasselbe Wort, wie oft hört man's in der Gegenwart in den Bazaretten! Wir sehen unsere braven deutschen Jungen genau so wie damals geduldig und bescheiden. Trotzdem sind wir in den Augen der Feinde, die nicht sehen wollen, wie vor hundert Jahren auch heute noch die „Barbaren“.

An einen im Feld.

Wohl schrieb ich dir, wir seien ohne Sorgen,
Es sollte heißen: wir sind gut geborgen,
Daß wir geborgen hier, wir danken's dir,
Euch allen, die ihr haltet Wacht,
Am lichten Tag, in schwarzer Nacht.
Wir sorgen uns, ob ihr auch wiederkehrt,
Ob nicht durch unsre Seele dringt ein Schwert.
Die Mutter, Gattin, Liebste spricht:
Herrgott, nimm ihn mir nicht, ihn nicht.
Versehrt, ob unversehrt,
Wenn er nur wiederkehrt!
Ich will ihn ganz in Liebe hüllen,
Ich will ihm jeden Wunsch erfüllen,
Versehrt, ob unversehrt,
Wenn er nur wiederkehrt!

Interessant ist auch ein seit hundert Jahren vorhandenes Rezept, das folgendermaßen lautet: „Menschenfreunde hüten in Deutschland alle Mittel und Erfahrungen auf, um mit Hilfe der Kartoffel einen gesunden und wohlfeilen Genuß eines vorzüglichen Brotes zu erwecken.“ Wir sehen daraus, daß man auch vor hundert Jahren während des Krieges wegen Brot in Verlegenheit kam und schon nach einem Erlass dafür gesucht hatte. Daß man damals während des Krieges ebenfalls das Unglück so stark empfand wie heute, trotzdem doch vor hundert Jahren die Art der Kriegsmittel keinesfalls so grausam war, folgt aus einem Schreiben der Frau v. Stein an Goethe: „Wir haben jetzt schon traurige Gegenstände an Krüppeln und Verwundeten; heute sind wieder solche 2000 angefaßt, 800 Würzburger gehen heute zur Armee, die sind noch ganz.“ Ferner schreibt sie: „Daß wir jetzt in der Wirklichkeit leben von dem, was die Geschichte künftig wird zu erzählen haben, macht mir eigentlich alle Geschichte zuwider.“

Während die Kultur von Jahrhunderten sowie die Ruhe und der Frieden aller anderen Menschen jetzt bedroht und gestört sind, so möchte ich gerne dem Giganten Napoleon, um ihm Friedensgedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Teil jener Empfindungen eingeben können, welche mich jeden Morgen für die Menschen in diesem Paradiese durchströmen.“ Auch aus Leptiz schrieb Goethe: „Gesellschaft sehe ich fast gar nicht, sie sind alle im Augenblick erloschen und quälen sich von Morgen zu Abend mit widersprechenden Neugierten.“



Der Krieg in den Alpen: Österreichisch-ungarischer Geschütz- und Munitionstransport auf schwierigen Wegen. Zeichnung von Paul Leuterich.

Von Marokko zur Sahara verschleppt. Von Walter Kramm. (Schluß.)

12. Von Laghouat nach Ile Ste. Marguerite.

Am 2. März ging es fort von Laghouat. Die vier Sektionen, in die wir beim Himmarsch eingeteilt worden waren, marschieren auch jetzt wieder in derselben Weise, immer zwei Sektionen zusammen. Die Unterbringung in offenen Kameln, Schweine- oder Eselskälten war dieselbe wie auf dem Himmarsch. Stroh gab es in den wenigsten Fällen, und so war denn der warme Mist bei den schauerlich kalten Nächten eine begehrenswerte Unterlage. Als wir an einem Halteplatz zwei Tagereisen vor Boghary spät abends bei strömendem Regen nütze, naß und hungrig ankamen, wurde uns für je 40 Mann, soviel betrug eine Sektion, ein lebender Hammel gestellt, der auszufah, als ob man ein Gerippe mit Pergamentpapier überzogen hätte. Trotz Regen und Sturm saßen diejenigen, die keine Kruste Brot mehr hatten, bis spät nach Mitternacht und suchten das Feuer anzufachen, auf dem sie versuchten, die Hammelstücke gar zu bekommen. Dann wurde versucht, soviel wie möglich warmen Mist zusammen zu scharren, um einige Stunden zu schlafen, und weiter ging es in den nassen Sacken, viele von uns mit total zerfetztem Schuhzeug. Diesmal konnte ich wenigstens alles aus eigener Anschauung kennen lernen, und von allen Eindrücken dieser zehntägigen Reise durch die Wüste bis zur Eisenbahnstation wird wohl jedem von uns der Empfang und die Aufnahme in Djessa am unauslöschlichsten im Gedächtnis bleiben. Djessa gilt wegen seiner Höhenlage auf einem vollkommen fahlen Gebirgszuge allgemein bei allen Leuten in Algerien als das Entsetzlichste, was die Kolonie zu bieten hat. Am Sommer unentzählich heiß, da kein Baum und kein Strauch die sengenden Strahlen afrikanischer Sonne abhält, ist der Winter fast noch unerträglich, da ununterbrochen ein rauher, eisalter Wind, der sich täglich fast bis zum Sturm steigert, über dies öde Nest dahinfegt. Als wir ankamen herrschte Schneesturm, und das Thermometer zeigte mehrere Grad unter Null. Wir wurden in dem leerstehenden Fort Cassarelli untergebracht, in einstöckigen, scheunenartigen Gebäuden, die vorher einem Strafbataillon, dem sogenannten Bataillon d'Afrique oder auch unter seinem Spitznamen als die Joyeux bekannt, als Unterkunft gedient hatte. Da diese Kerls beim Abschied sämtliche Fensterheben eingeschlagen hatten, natürlich auch keinerlei Heizvorrichtungen in den Räumen waren, so war die Aussicht,

zwei Nächte auf den Steinfliesen zuzubringen, wenig verlockend. Wir hatten daher den dienstenden Adjutanten um etwas Stroh, der uns auf den Kommandanten vertritt, da gegen dessen Erlaubnis nichts verabreicht werden durfte; seine eigene Autorität langte noch nicht einmal dazu, daß wir die in genügender Anzahl vorhandenen Bedürfnisanstalten benutzen durften.

Bald darauf erschien denn auch Kommandant Scherer, ein Elässer, der uns mit den gemeinsten und unfähigsten Schimpfworten begrüßte. Ausdrücke wie Mörder, Halunken, Gefindel usw. kann man vielleicht noch wiedergeben, andere dagegen unmöglich. Daß natürlich die angeblich von den Deutschen abgekauften belgischen Kinderfinger, wie so oft schon, auch bei ihm wiederum eine große Rolle spielten, ist klar, uns hätte ja beinahe etwas gefehlt, wenn wir die nicht vorgelegt bekommen hätten. Bei unserer Bitte um Stroh für die Nacht lachte er nur höhnisch auf, und als zwei unserer Mitgefangenen, ein Deutscher und ein Österreicher, die ihre kleinen Knaben von 6 und 7 Jahren auf dem Gepäckwagen mit sich geführt hatten, unter Hinweis auf ihre Kinder ihre Bitten um Stroh erneuerten, ließ er die beiden Väter für die Zeit unseres Aufenthaltes in Djessa ins Gefängnis, in dunkle Einzelzellen, abführen. Daß die Nachtruhe von vielen der Anfrigen aus Hin- und Herlaufen bestand, um sich warm zu halten in ihren dünnen, zerrissenen Khatanzügen, ist erklärlich.

Kommandant Scherer war, ebenso wie Kommandant Barthaut und Leutnant Thiebaud, ein erneuter Beweis für uns dafür, daß, wenn wir es mit Offizieren zu tun hatten, die alle Hebel in Bewegung setzten, um ja nicht an die Front zu kommen, sogenannten „embusqués“, wir die Hölle auf Erden hatten. Diese Art Leute mußten aller Welt ihren glühenden Patriotismus beweisen mit ihrem Maulheldentum und ihrem forischen Draufgehen auf wehrlose Zivilgefangene und deren Frauen und Kinder. Dagegen haben wir es stets angenehm empfunden, daß, wenn wir es mit Offizieren zu tun hatten, die, wie sogar in den meisten Fällen, verwundet von der Front zurückkamen, deren Benehmen gegen uns ein durchaus korrektes war.

Am 12. März trafen wir wieder in Boghary ein, blieben wiederum zwei Nächte in dem Getreideschuppen und wurden dann in Viehwagen am 14. März frühmorgens bei Fadelbeleuchtung nach Algier verladen. Unser Transport wurde

geführt von einem Kriminalbeamten, einem früheren Deutschen, der keine 15 Jahre in der Fremdenlegation abgemacht hatte. An demselben Tage kamen wir in Algier an und wurden direkt vom Bahnhof unter den Augen einer unzählbaren Menschenmenge auf dem Dampfer „Eugène Perreire“ verladen, der noch am demselben Abend seine Reise nach Marseille antat. Der Dampfer, ein Fahrzeug von 2014 Tonnen, gebaut im Jahre 1888 und Eigentum der Compagnie Générale Transatlantique, hatte ein Geschütz an Bord, an welchem ständig zwei Matrosen aufgestellt waren, und hatte eine Besatzung der französischen Kriegsmarine unter dem Kommando von zwei Seeoffizieren. Wohl an die 1000 Mann Truppen, die zur Front gingen, machten mit uns die Überfahrt, und da man wohl annahm, daß unser Transport den Zentralmächten bekannt sei, so hatten diese Gelegenheit eine außerordentlich große Anzahl von Passagieren benutzt. Die Hülle auf diesem alten Kasten war unbeschreiblich. Die deutschen und österreichischen Zivilgefangenen wurden in die untersten Laderaume verladen, und da ich zu den letzten gehörte, die untergebracht werden mußten, jedoch trotz Drängens, Dröhens und Kolbenstößen kein Mensch mehr in dieser unterirdischen Hölle unterzubringen war, so wurde uns erlaubt, auf dem obersten Deck zu bleiben, was wir mit Freuden begrüßten. Die Nacht war zwar ohne jede Unterlage empfindlich kalt, aber ich hatte mit einigen Herren zusammen eine heiße Platte am Schornstein ausfindig gemacht, so daß wir wenigstens von unten aus uns warm halten konnten. Aborte wurden ersetzt durch kleine Schiffseimer, und die Passagiere, die von den anderen Decks aus uns beobachteten, fanden ihr Vergnügen daran. Einige Herren, die zu nahe an der Kelling lagen, wurden des Morgens von überkommender See schnell und unfreundlich geweht. Den folgenden Tag über blieb das Wetter Gott sei Dank gut, gegen Abend jedoch meldete der Transportführer der eingeborenen Tirailleur dem Kapitän, daß seine Leute die entsetzliche Luft in den Laderaumen nicht vertragen könnten und alle seefrank wären. Es hieß daher, wir hätten das oberste Deck zu räumen und den Platz der Eingeborenen einzunehmen. Man kann sich unser Entsetzen kaum vorstellen. Die Luft dort unten, der Zustand, in welchem die seefranken Araber den fast dunklen Raum gelassen hatten, war unbeschreiblich. Um die Gemüter ein wenig aufzuheitern, spielte einer der mit uns gefangenen Seeleute etwas auf seiner Violine. Sofort erschallte von hoch oben durch die Luke, den einzigen Luft- und Lichtkanal, den wir hatten, der Befehl, mit dem Geigenpielen aufzuhören, andernfalls man uns in Eisen legen und die Luke schließen würde. Als wir dann später um Unratkübel bat, wurde uns zur Antwort, wir könnten ja die Violine dazu benutzen. Nun, auch diese Nacht ging vorüber.

Als wir am nächsten Morgen in Marseille ankamen, meinte ein Bishold, das erste, was er tun würde, wenn er nach Deutschland zurückkäme, wäre, Baedeker zu veranlassen, die Hotelverhältnisse von Algierien zu Lande und zu Wasser von neuem zu bearbeiten, denn wenn wir als „Gäste de la grande république“ schon derartiges erlebt hätten, was würde erst ein simples Pärchen deutscher Hochzeitsreisender durchzumachen haben.

Nun Gott geb's, daß für Jahre hinaus deutsche Vergnügungsreisende den nationalen Stolz besitzen werden, ihr Geld anstatt nach der Riviera, Italien und Algierien zu tragen, die herrlichen Orte der dalmatinischen Küste aufzusuchen. Wenn Zeitungen in Nizza und Cannes heute schreiben, es sei schon früher stets unmöglich gewesen, Räume in den großen Hotels, die Deutsche innegehabt hätten, vor mehrmonatiger Lüftung und Desinfektion an andere zu vermieten, so soll ihnen später einmal eine derartige Plage im Falle fleckenbleiben, denn nachweisbar bestand 75 Prozent des alljährlichen Zustroms nach diesen beiden Plätzen von Fremden aus Deutschen!

In Marseille angekommen, fing frühmorgens großer namentlicher Appell statt. Nur einzelführende Männer kamen von hier nach der Insel Ste. Marguerite, während Familien oder Väter mit Kindern nach Chartreuse du Val gebracht wurden. Einige Herren trennten sich hier von ihren Familien, welche die Reise nach Deutschland antreten. Die für die Insel Ste. Marguerite bestimmten Gefangenen wurden nunmehr auf einem kleinen Fährdampfer verladen und nach einer etwa viertelstündigen Fahrt am Fuße eines alten Forts ausgeladen. In felsigen, steilen Abhängen ging es hoch hinauf bis zu dem mit noch besonders hohen Mauern umgebenen Militärgefängnis. Hier wurden wir in einem langen, schmalen Raum, der sonst den Sträflingen als Arbeitsstätte dient, zu ebener Erde hinter vergitterten Fenstern, alle zusammen untergebracht. Der Kommandant des Forts hatte von unserer Ankunft keine Ahnung, und als wir gegen Mittag wegen Essens vorstellig wurden, hieß es, es müßte erst an den General telephoniert werden, um zu erfahren, wer wir denn eigentlich seien. Nachdem der Befehl eingetroffen, bekamen wir in unsere Blechgefäße heißes Wasser mit je einer Handvoll Brot darin. Über dem Raum,

in welchem wir eingeschlossen waren, befand sich eine Art Hängeboden, in dem sich zwei deutsche kriegsgefangene Soldaten und ein im Sterben liegender österreichischer Offizier, den man in Serbien gefangen genommen hatte, befanden. Trotzdem der Verkehr mit den beiden deutschen Soldaten verboten war, fanden wir doch bald Mittel und Wege, mit den deutschen Landsleuten zu sprechen. Sie waren bei einem Müdschaftsgefecht in Gefangenschaft geraten, hatten versucht, aus dem Lager, wo sie interniert worden waren, zu fliehen, was ihnen aber mißglückt war, und warteten nunmehr darauf, nach Marokko transportiert zu werden. Ebenso, wie wir uns interessierten, das erstmal von unseren Soldaten etwas von dem Kriege zu hören, genau so neugierig waren die beiden, etwas von ihrem neuen Bestimmungsort zu erfahren. Reichlich von uns beschenkt, trennten wir uns von ihnen. Am Abend erhielten wir daselbe entsetzliche Essen wie zu Mittag. Zur Nacht wurde Strohhalm verteilt, und die einzige bestehende eiserne Tür wurde hinter uns verschlossen mit dem Bemerkten, daß selbst, wenn Feuer ausbräche, nicht geöffnet würde. Dies war angesichts der vergitterten Fenster keine allzu rosigte Aussicht.

Dies ganze militärische Zuchthaus war überfüllt, allein einige hundert Italiener saßen hier, die sich bei Kriegsausbruch geweigert hatten, zu marschieren. Französische Soldaten aller Grade reckten die Hände durch die Gitter, als wir zur Küche wanderten, um unser Essen zu holen, um Zigaretten bittend, von denen wir uns aus Algier eine ganze Menge mitgebracht hatten, da sie dort den fünften Teil des Preises in Frankreich kosten.

Am nächsten Morgen um 4 Uhr traten wir den über eine Stunde weiten Marsch am Hafen entlang zum Bahnhof an. Daß wir dabei ohne jede Belästigung, gerade in dieser übelsten Hafengegend, blieben, verdanken wir der Geistesgegenwart eines unserer Herren, der, als sich ein altes Weib an uns herandrängte, ihr sagte, wir seien Serben. Sie begleitete unseren Zug dann auch eine ganze Weile, indem sie jedem der Vorübergehenden, der es wissen wollte, zurief: „Regardez donc les pauvres Serbes!“

13. Auf der Insel der „Eisernen Maske“.

Unser Bestimmungsort, die Insel Sainte Marguerite, liegt dicht vor Cannes, hat sieben Kilometer im Umfang und enthält ein unter Richelieu gebautes Fort, in welchem der Mann mit der eisernen Maske und später von 1873 bis 1874 General Bazaine gefangen saßen.

Von Marseille bis Cannes dauerte die Reise 6 Stunden, und da wir zum ersten Male wieder als Menschen behandelt wurden, nämlich dritter Klasse anstatt in Viehwagen befördert wurden, so war diese Fahrt durch eine der schönsten Gegenden der Welt gewissermaßen wie eine Vorbedeutung für uns, daß nunmehr, nachdem wir dank unserer Regierung aus der afrikanischen Hölle errettet worden waren, ein besseres Los uns beschieden sein würde. Wir haben uns im großen und ganzen hierin nicht getäuscht. Am Mittag etwa kamen wir in Cannes an und marschierten sofort zum Hafen. Die Bevölkerung, sowie die hocheleganten Kurgäste, unter welchen wir verwundete französische, belgische und serbische Offiziere sahen, verhielten sich ruhig. Ich muß noch heute in Gedanken über den Kontrast lächeln, welchen wir gebildet haben müssen, dieser eleganten Modewelt gegenüber. Wie die Zigeuner sahen wir nach unserer Küstenreise aus. Tropenhelme wechselten ab mit gestrichelten Wintermützen, ein jeder hatte unter Berücksichtigung der Ställe als Nachtquartiere, ein jeder hatte an Sachen angezogen, von denen er sich am leichtesten trennte, Segeltuchschuhe schauten bewundernd herauf zu Langschläfern, über die Schulkütern die gerollten Matten, daran haumelnd die bleichernen Eßgefäße, leere Petroleumbleche vielen als Handlöffel dienend.

In Sektionen wurden wir in Motorbooten nach der Insel gebracht, wohin die Überfahrt etwa 20 Minuten dauerte. Auf dem Hofe des Forts angekommen, wurde die Verteilung auf die einzelnen Räume vorgenommen. Platz war geschaffen worden, indem von den bisher dort Internierten eine entsprechende Anzahl in andere Lager in Frankreich überführt worden war. Es waren ungefähr 120 Herren zurückgeblieben, so daß mit uns zusammen etwa noch 300 Gefangene auf der Insel verblieben.

Gewissermaßen steht das Lager unter Selbstverwaltung der Internierten, die unter sich selbst eine Kommission gewählt haben, die auch von den Behörden anerkannt wird und deren Vorschläge Berücksichtigung finden. Die Leitung des ganzen Lagers liegt in den Händen des sich in Cannes aufhaltenden Kommissärs, der zwei- bis dreimal in der Woche zur Insel kommt. Ihm allein steht das Strafrecht zu. Mit dem Militär, etwa 60 Mann unter dem Kommando eines arabischen Hauptmanns, hat eigentlich niemand etwas zu tun, solange er sich nichts zuschulden kommen läßt. Die Soldaten sind nur zur Bewachung da, um den vom Kommissär erlassenen Vorschriften Respekt zu verschaffen. Kein Mensch wird gequält; die auferlegten Arbeiten sind nur solche, welche im

Interesse der Gefangenen selbst notwendig sind, wie die Versorgung von Wasser, Holz für die Küche. Hölzer kommen an jeden etwa zweimal in der Woche. Für Wäschräume ist gesorgt, sogar eine Haarschneidestube wird von zwei Gefangenen unterhalten. Ein deutscher Herr verleiht die Bibliothek, die aus Stiftungen des Roten Kreuzes und der Gefangenen selbst schon einen recht netten Umfang hat. Sonntäglich findet katholischer Gottesdienst in der kleinen katholischen Kapelle statt von einem französischen Priester, der als Lazarettgehilfe angestellt ist. Auch für den protestantischen Gottesdienst steht ein Raum zur Verfügung, den unser Pastor Windfuhr in deutscher Sprache abhält. Für Unterkunft der Kranken ist gesorgt, alle zwei Tage kommt ein Arzt von Cannes herüber. Die im Lager befindliche Apotheke versteht einer der Internierten, der Apotheker ist.

Es ist schade, daß in dies verhältnismäßig günstige Bild vom Lagerleben auf der Insel doch auch verschiedene sehr dunkle Stellen hineingezeichnet werden müssen. Der heikelste Punkt ist die Küche. Dieselbe hat ein Unternehmer, ein Mann von der dunkelsten Vergangenheit mit Namen Kittel, der zuerst

liefern, denn außer Wächter der Küche war er der einzige Kantinenwirt des Lagers und verkaufte fertigestellte Speisen zu horrenden Preisen, wofür er in Unbetracht der ungemessenen Gefangenentrost natürlich reichenden Absatz hatte. In seinem Laden, in dem man so ziemlich alles kaufen konnte, nahm er ungefähr die doppelte und dreifache Preise, wie in Cannes. Immer und immer wieder wurden über diese Zustände Klagen laut. Der Kommissär tat sein Bestes, Wandel zu schaffen, aber es scheiterte an seinem Vorgesetzten, dem Unterpräfekten, der von dem Hauptmann beeinflusst worden war, der als Teilhaber beim Schweinegeschäft die Verteidigung des Kittel übernommen hatte.

Es ist dies derselbe Fall, den wir überall auch in Alger bemerken konnten: der ewige Kampf zwischen Militär und Zivilverwaltung, bei welchem natürlich jetzt im Kriege stets die erstere obliegt. Bei einem anderen Missetat kommen noch zwei weitere Instanzen mehr in Betracht, und das ist für Frankreich zuviel. Die Gebäude im Fort selbst gehören teils der Marine, teils der Militär-, teils der Zivilbehörde, und was übrigbleibt, gehört der Stadt Cannes. Damit wird er-



Verhörrussischer Spione. Zeichnung von F. Schwormstadt

in den Kisten auch als Internierter geführt wurde, sich inzwischen aber zum Franzosen entpuppt hat. Aus dem Munde eines höheren französischen Beamten habe ich selbst erfahren, daß dies Individuum 150000 Franks ergaunert hat, seit er diesen Wosten inne hat. Dieser Mann unterhält auf der Insel eine große Schweinezucht, an welcher der Hauptmann, welcher die Lagerwache befehligt, beteiligt ist, und gibt schon deswegen den Gefangenen ein derartiges Essen, daß diese es kaum anrühren, um dann desto billigeres Schweinefutter zu haben. So hatte der Reis, den wir bekamen, einen derartig penetranten Petroleumgeruch, daß es klar war, der Mann hatte eine sogenannte „havarierte Partie“ zu einem Spottpreis erstanden. Vom frühen Morgen ab sehen die Spione des Herrn Kittel mit Ferngläsern bewaffnet, um zu erspähen, ob der Kommissär mit dem Boot kommt, ist dies der Fall, so ergeht schnell ein Warnungssignal an die Küche bezüglich Quantität und Qualität, und dennoch, als der wirklich gewissenhafte Kommissär einmal sich die uns vorgelegten Kartoffeln besah, warf er sie dem Kittel vor die Füße, weil sie total verfault waren. Der Prozentsatz an Steinen in den Binen war größer als der der Binen selbst. Leute, welche die widerlich schmeckenden Matkaroni essen konnten, habe ich stets aufrichtig bewundert. Außer dem Interesse an seinen Schweinen war es aber auch sonst vorteilhaft für diesen Gauner, derartiges Essen zu

reicht, daß die armen Gefangenen in den einzelnen Gebäuden schrecklich zusammengedrückt werden, die besten Räume aber leer stehen, weil eine Behörde der anderen ihre Machtvollkommenheiten unter die Nase zu reiben versucht. Da jeder Besuch der Insel vom Festland aufs strengste verboten, warum gibt man nicht wenigstens einen Teil derselben den Gefangenen frei, warum beschränkt man sie auf einen so geringen Hofraum hinter Mauern im Fort? Wieviel leichter wäre das Los der Internierten, wenn man ihnen erlaubte, sich in den heißen Sommertagen in der See zu baden! Hinüberzuschwimmen zum Festland wird wohl keiner fertigbringen, und wenn er es täte, so würde er in Badehosen auf der Strandpromenade in Cannes wohl nicht unbemerkt bleiben, abgesehen davon, daß ein Boot mit zwei oder drei schußbereiten Soldaten wohl leicht erreichen könnte, daß niemand über eine bestimmte Grenze hinaus schwimmt, weil er dann Gefahr läuft, erschossen zu werden.

Zu den bittersten Klagen gibt noch immer die Briefbeförderung Veranlassung. Ich selbst war von Anfang März bis in den Mai hinein, volle zwei Monate, ohne jede Nachricht, trotzdem meine Frau jeden zweiten Tag schrieb. Anderen ist es noch schlimmer ergangen. Als ich im Juni die Insel verließ, fehlten den Marokko-Deutschen etwa noch 600 bis 800 Pakete. Welche bodenlose, absichtliche Gemeinheit besteht darin, daß fast alle nach Laghouat gerichteten Brief-

Geldsendungen, nachdem wir von dort fort waren, mit dem Berner nach Deutschland zurückgeandt wurden: Adressat unbekannt, trotzdem in dieser kleinen Dase jeder Negeerjunge auf der Straße wußte, wohin wir gekommen waren.

Ich kann nur hoffen, daß das von mir Geschriebene den einschlägigen Stellen in Frankreich zu Gesicht kommt. Alle Bitten unserer Gefangenen waren bis zum Tage meiner Freilassung erfolglos geblieben, und doch könnten diese verhältnismäßig geringen Erleichterungen das ihre tun, einen kleinen Teil der Schande abzuwaschen, welche die Franzosen durch Behandlung der Marokko-Deutschen auf sich geladen haben.

14. Erlösi!

Die Bemühungen zu meiner Befreiung hatten bereits früh eingesetzt. Mein Vater, sowie mein Schwiegervater hatten sich deswegen nach Wien gewandt; meine Hamburger Geschäftsfreunde, sowie zwei meiner Schwäger hatten niemals loder gelassen, und ganz besonders darum bemüht hatte sich mein Vetter Hans Marr in Wien. Als nun meine Frau im Dezember 1914 nach Deutschland kam, war natürlich sie es, die diese Angelegenheit am meisten betrieb. Unter einem Deckwort, daß es dem zwischen uns ausgemachten Manne gut oder schlecht ging, erreichten mich trotz der Zensur die Nachrichten über diese Bemühungen, die wohl aber alle kaum zu etwas geführt hätten, wenn es nicht mein früherer Vorgesetzter in Tanger, Herr Generalconsul v. W., in unermüdlicher Einwirkung auf die amerikanische Botschaft in Paris, die ja heute eine Art von Menschenbörse ist, erreicht hätte, daß die Franzosen auf meinen und den Austausch eines meiner Kollegen eingegangen wären, gegen zwei Franzosen, die in Österreich zurückgehalten worden waren.

Am 6. Juni 1916 schlug die Stunde der Befreiung. Der Spezial-Kommissär Mr. Ségur, dem auch heute noch das Lager auf der Insel untersteht, und der sich dort allgemeiner Sympathien erfreut, begleitete uns bis zur Schweizer Grenze. Einen netten Zug dieses Herrn, der seines Amtes auf der Insel Ste. Marguerite milde und gerecht waltet, möchte ich nicht verfehlen zu erwähnen. Die französische Regierung hatte uns nur Freifahrt dritter Klasse gewährt, während diesem Herrn eine Fahrkarte erster Klasse für die ganze Fahrt zur Verfügung stand. Er hat die ganze Reise in entsetzlich meistens durch Soldaten überfüllten Abteilen mit uns in der dritten Klasse gemacht. Aus Angst, daß wir ihm ausreißten würden, hat er es sicherlich nicht getan, denn darauf konnte er sich verlassen, sondern nur, um uns Gesellschaft zu leisten. Einen kleinen Scherz, der mir auf der Reise passierte, werde ich so leicht nicht vergessen.

In unserem eigensten Interesse hatte er uns beiden empfohlen, uns auf der Reise natürlich nicht deutsch zu unterhalten und wenn nötig als Engländer auszugeben, was bei mir nicht schwer war, da ich niemals einen Bart getragen habe. Kurz vor Marseille wurde uns das Extrablatt mit der Nachricht von Kitcheners Tod in das Abteil gereicht, und ich hatte, auf dem Gang stehend, später aufrichtige Beileidsbezeugungen entgegenzunehmen, trotzdem mein Herz jubelte; hatte ich doch Kitchener während meines Aufenthaltes in London zur Zeit des Burenkrieges kennen gelernt als den Erfinder der Konzentrationslager, von denen ich ja nun auch einiges am eigenen Leibe hatte verspüren dürfen. Was ich empfand, als ich dann Weib und Kinder auf deutscher Erde ans Herz drücken konnte, das gehört nicht hierher und läßt sich auch nicht beschreiben.

Neujahrsgebet 1918. Von Fritz Erdner.

Herr, Du Wehr, Du Weg durch Feindes
Mitte,

Die vertrau'n wir unsres Fußes Tritte,
Nehmen Dein Panier uns zum Geleit!
Aber dieses Jahres nächt'ge Schwelle
Führ' uns gnadenreich in Morgenhelle,
In die Stille durch den Sturm der Zeit!

Ach, wie sahn der Hölle Grau'ngesichte!
Völker riefest Du zum Weltgerichte,
Und sie stürzten taumelnd in den Pfuhl.
Laß uns stark auf Deinem Grunde stehen,
Daß wir nicht vor Deinem Hauch vergehen,
Läßst Du Deutschlands Kinder vor den Stuhl!

Schaff', daß Altes sich verjüngt verkläre,
Daß ein echtes Neues sich gebäre,
Wo die Welt in Wehen zuckt und freist!
In des Weltbrands heißen Flammen-
schmerzen

Schmilz die Schlacken aus den Edelerzen,
Gieß ins alte Herz uns neuen Geist!

Willst Du höh're Leidewogen türmen
Um uns her in Weltenwirbelsürmen,
Weih' zum Segen uns die heil'ge Not!
Gibst Du Sterben, laß es Leben geben!
Schäl' als Kern des Lebens höchstes Leben
Aus des Erdenkleides Opfertod!

Was Du gestern sternenhaft begonnen,
Fach' es morgen an zum Glanz der Sonnen!
Füll' das Jahr mit Ernten triefend schwer!
Sei' der Sensen Schnitt, den Hieb der
Schwerter,

Weicher mach' das Herz, den Willen härter,
Seht's um deutschen Wertes Sieg und Ehr'!

Was Du holst aus deines Mantels Falten,
Herr, Du kannst es wunderbar gestalten,
Freude schöpft Du aus dem bitteren Born!
Wölb' uns endlich Deines Friedens Brücke
Sanft hinüber zu der Völker Glücke
Aber dieser Jahre Blut und Zorn!

Sieh, des Eingangs eh'rne Pfosten fassen
Wie zum Schwur, Dich nimmermehr zu
lassen,

Weil Du keinen läßt, der Dich nicht läßt!
Zeit' uns durch das Jahr von Tür zu Tür,
Daß im neu'n den alten Gott verspüre
Jede Hand, hält sie nur Deine fest!

Mach' uns reifer, wo vom Baum der Zeiten
Eines Weltjahres reifste Früchte gleiten,
Daß der Stärk're auch der Bess're sei!
Herr, Du Heil, in Glaubensglut der Väter
Reihn wir uns ins große Heer der Väter:
Herr der Zeiten, mach' uns ewig frei!



Ein Artillerie-Beobachtungsstand an der Westfront.
Nach einer Zeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

Der Krieg ist ein wenig anders geworden, als wir alle gedacht haben. Nicht allein der Krieg da draußen. Das ist eine Sache für sich. Ich meine mehr: der Krieg als Zustand, der Krieg in seinen Rückwirkungen auf die heimischen Verhältnisse. Daß ein Krieg an sich unliebsame Begleiterseinerungen mit sich bringt, ist eine Binsenwahrheit. Daß diese Begleiterseinerungen heute schärfer als in allen früheren Kriegen auftreten, bedingt die lange Dauer dieses Krieges; daß sie sich am schärfsten in der Großstadt ausprägen, hängt damit zusammen, daß hier alles leicht und gerade jetzt mehr denn je, zum Extrem wird. Drei kleine Begebnisse, die leider durchaus keine Ausnahme bilden, sondern gemeinster Alltag sind, mögen das erhärten und zum eigentlichen Thema überleiten.

In der Bücherabteilung eines großen Berliner Warenhauses stehen die wertvolleren Ausgaben und sogenannten Luxusdrude in zwei Glasschränken zur Schau. Das große Publikum kümmerte sich bisher nicht viel darum, dem Bücherfreund aber waren sie von je eine Augenweide. Jetzt ist das etwas anders geworden, denn jetzt kaufen erstens einmal überhaupt mehr Leute Bücher, und zweitens interessieren sich viele durch den Krieg so oder so zu Geld Gekommene auch für diese teureren Werte. So steht denn auch kürzlich ein eleganter, aber trotz Pelz und Zylinder ein wenig gewöhnlich aussehender Herr vor einer dieser Vitrinen. Ihm zur Seite der Verkäufer, der ihm dieses und jenes Buch zeigt und erklärt. Der Herr hört flüchtig zu und — kauft alles, was der Verkäufer ihm anpreist. Das ist schon eine ganze Menge. Plötzlich fahrt er den Verkäufer an einem Rockknopf und meint in unverfälschtem Berlinerisch: „Sagen Sie mal, junger Mann, das ist ja allens sehr schön und gut! Aber es ist doch viel einfacher, ich koofe gleich den ganzen Schrank, nicht?“ Der Verkäufer hält den Atem an. So etwas ist ihm noch nicht vorgekommen. Er wendet ein, daß vieles doppelt darin ist, und daß der Schrank doch auch manches enthält, was gar nicht zusammen gehört. Und schließlich wäre das doch auch etwas ungewöhnlich. „Doppelt? Nicht zusammen gehört? Ungewöhnlich?“ fragt der Herr. „Det schad't niht! Mir jefällt det Ding jrade so, wie et is. Sd habe 'n neuet Herrenzimmer, da paßt det jrade rin. Rechnen Sie man mal zusammen!“ Der Verkäufer schüttelt den Kopf und rechnet. Es kommen ein paar tausend Mark heraus. „Abjemacht! Sd nehm' det Ding, wie 't jecht und steht!“ Da fällt sein Auge auf die andere Vitrine. „Aber hören Sie mal, junger Mann, da steht ja noch so'n Schrank... wissen Sie, den nehm' ich ooch! Det wird sich jroßartig machen!“ Sprach's, zahlte, ging. Der halb versteinerte Verkäufer sieht sich die Adresse an: ein Sattlermeister aus Berlin N!

Ein Herr, ein Schriftsteller, ist mit Frau und Schwägerin im Theater. Er sieht in der Pause, im Foyer, auf dem Büfett Schokoladen liegen. „Macht den Frauen eine kleine Freude!“ denkt er. „Was kostet die Schokolade, Fräulein?“ — „Achtzehn Mark die Tafel!“ — „Dante!“ Er geht den beiden Damen nach, die auf ihre Plätze zurückgegangen sind. Erzählt. „Denk mal, ich wollte euch 'ne kleine Freude machen, 'ne Tarel Schokolade kaufen. Aber das Zeug kostet achtzehn Mark! Na, und da...“ Sie lachen alle drei. Vor ihnen sitzen zwei jüngere Männer und zwei jüngere Frauen. Trotz des Puzes sieht man ihnen an, daß es einfachere Leute sind. Sie hören zu. Plötzlich springt der eine auf: „'n Augenblick!“ Minuten später ist er wieder da und überreicht den beiden Frauen ein weißes Päckchen. „Hier habt ihr vier Tafeln Schokoladen! Kosten zwar 72 M., aber unter einer“ — und dabei blüht er sich triumphierend um — „kann sich det ja leisten!“

Und zum dritten. Im Gartenhaus eines großen Mietshauses in Berlin W wohnt im vierten Stock in zwei Zimmern und Küche eine einfache Familie. Familie ist vielleicht zu viel gesagt, denn es sind drei Schwestern und ein Bruder, ein ganz junger Mensch. So siebzehn, achtzehn Jahre etwa. Leben da recht und schlecht und müssen alle hart arbeiten. Da kommt der Krieg. Das erste Jahr geht hin, das zweite, das dritte. Der Junge ist wohl dienstuntauglich, denn er wird nicht eingezogen. Dafür trägt er jetzt Lackstiefel, wenn er abends ausgeht, und tritt überhaupt auf, wie man so sagt. Zum vierten Kriegswinter wird in dem Hause eine Vorderwohnung frei. Fünf Zimmer mit allem „Komfort“. Kostet 2000 M. Miete oder so. Wer zieht ein? Die Leute aus dem Gartenhaus. Bessere Möbel kommen an, die Fenster erhalten seidene Vorhänge und Spitzenflores, in den Zimmern brennen kostbare Kronen und Ampeln. Brennen immer, die halbe Nacht, und Abend für Abend geht's da hoch her. In einem Zimmer spielt ein Grammophon, im andern ein Orchesterion (fürchterlich), im dritten klopert einer Klavier; Tanzen, Lachen, Töhlen erfüllen das stille Haus mit Lärm... Abend für Abend. Was ist der junge Mann? „Betriebsleiter“ in Spandau! Was sind die Schwestern? Zwei machen Munition. Ebenfalls in Spandau.

Auf den Krieg 70/71 folgten die berüchtigten „Gründerjahre“. Die Legende umrannt sie, und man braucht durchaus nicht alles zu glauben, was so erzählt wird. Daß sie aber schenlich waren, steht fest. Auch dieser Krieg wird einmal zu Ende gehen. Es wird einmal keine Munition mehr gemacht werden, die Heeresverwaltung wird ihre Betriebe schließen, in denen sie Phantasielöhne zu zahlen gezwungen ist, Millionen von Männern werden aus den Schützengräben, den Clappen, den besetzten Gebieten, den Garnisonen in ihre alten Stellungen zurückkehren, Handel und Wandel werden wieder in normale Bahnen gelenkt werden — was dann? Gewiß, das alles wird nicht von heute auf morgen geregelt werden können. Es werden Monate, vielleicht Jahre vergehen, ehe wieder allenthalben Ordnung eingevozen ist, und diese notgedrungene, wohlthätige Übergangszeit wird manches Härte mildern, manches Krasse weniger kraß erscheinen lassen aber die große Frage bleibt: was dann? Und man braucht wirklich nicht skeptisch veranlagt zu sein, um zu behaupten: wir werden eine neue Gründerzeit erleben, und zwar eine in vielfach verstärkter Auflage. Der Kagenjammer wird riesengroß sein!

Denn das einfache Volk ist von einem wahren Taumel erfasst worden. Schon jetzt. Wer leidet denn in diesem Krieg in Wahrheit? Wer trägt in Wahrheit dieses Krieges ungeheure Lasten? Nicht allein die „Armen“, wie es immer so schön heißt. Niemand wird leugnen, daß es in den unteren Schichten viel Elend gibt, Kriegselend, und eine Frau mit fünf und mehr Kindern, deren Mann seit Jahr und Tag im Felde steht oder gefallen oder durch Verwundung arbeits- und erwerbsunfähig geworden ist, hat es weiß Gott nicht leicht. Wie aber geht es anderseits zu, daß plötzlich ein solcher Dienstbotenmangel eingetreten ist, daß man für Geld und gute Worte so gut wie niemand mehr zu Hilfeleistungen im Haushalt bekommt, daß von den Handwerkern jedes Anliegen mit Achselzucken, ja, mit Hohnlächeln, beantwortet wird, daß dagegen in den Kaufhäusern für Land und Ruh und Spielsachen gerade von diesen „einfachen“ Leuten jedweder verlangte Preis bezahlt wird, für Möbel Hunderte und Tausende, für Seide das Meter 30, 40, 50 M., für eine Puppe zu Weihnachten ähnliche Beträge? Wer legt für all die Lebensmittel, die im Schleichhandel zu haben sind, diese unerhörten Preise an? Wer kauft und laßt noch Gänse um jeden Betrag? Ich weiß: die Reichen auch, ob es nun Reichtum von alters her ist oder der junge, der der Kriegsgewinnler und Heereslieferanten, der sich in Samt und Seide, in Pelzen und Brillanten auf allen Straßen spreizt, die Antiquitätenläden plündert und auf Versteigerungen Bilder für Hunderttausende, Tische und Stühle — die früher Königen und Herzögen gehört — für Zehntausende, Bücher für Tausende kauft... sicherlich, auch die lassen sich nichts abgehen! Das laßt und schweigt und füllt sich den Bauch, und ob da draußen deutsches Blut in Strömen fremde Erde tränkt, was kümmert es sie? Aber auch sie wird der Kagenjammer packen, früher oder später — mit ganz geringen Ausnahmen, die es immer gegeben hat und immer geben wird. Und diese Millionen, die in manchen Händen bleiben mögen, die werden so oder so später einmal doch wieder dem Lande, der Allgemeinheit nutzbar.

Aber man sehe sich doch die Straßen, die großen Straßen Berlins im Innern der Stadt und im Westen an, wenn nachts um halb zwölf Uhr die Lokale schließen und die „Elektrischen“ und die Hoch- und Untergrundbahnen taum die Menschenmenge fassen, die dann auf einmal nach Hause drängt. Wer drängt, wer will nach Hause? Die Reichen aus den paar noch nicht geschlossenen Lokalen der Rebewelt — sie und die dazu, die so tun — bilden den geringsten Prozentsatz. Die nehmen sich ein Auto oder eine Droschke für 40, 50 M. und verschwinden still und lautlos. Das gute Bürgertum, der Mittelstand — die schlafen, wenn Sorge und Kummer allerart sie schlafen läßt, jawohl! So bleibt das einfache Volk, bleiben die Urlauber. Diese scheiden aus. Daß man sich für sie schließlich auch noch andere Heimatsfreunden denken kann als sich in vollen Kneipen an schlechtem Wein und Bier zu übernehmen — wer wollte das in Abrede stellen? Aber wer vielleicht morgen schon wieder im Trommelfeuer liegt, in Schlamm und Modder ständischer Schützengräben untertaucht, soll sich heute noch vergnügen, wie 's ihm gefällt... auch das ist eine Sache für sich. Und was die anderen betrifft, so sei ganz zugegeben, daß sie vielleicht sechs Tage lang mehr oder weniger schwer gearbeitet haben und nun am siebenten der Woche, am Sonntag, einen Ausgleich dafür suchen. Muß aber denn durchaus in wenigen Stunden vergeudet und verbubelt werden, was solche Woche eingebracht hat? Und, es wird doch vergeudet und verbubelt. Solch ein Abend kostet 50, kostet auch 100 M. und mehr in diesen verworrenen Zeitläuften. Das Essen ist teuer, der Wein noch teurer. Was tut's? Es wird ja „so leicht“ verdient. 300 M., 400 M. Wochenverdienst

sind gar nichts Seltenes für einen gewöhnlichen Arbeiter; und Geschäftere, Klügere, Gerissenerer verdienen noch viel mehr. Wo soll man damit hin? —

Ich denke an frühere Zeiten. Wie bescheiden waren damals selbst die, denen Einkommen und Lebensstellung größere Ausgaben erlaubten! Zehn, zwanzig Mark spielten eine Rolle. Ein paar Glas Bier, eine Tasse Kaffee boten Genüsse. Und selbst heute, wo das Geld doch im Wert gesunken ist, überlegt man sich's lange, ob man für eine Flasche Wein einmal sechs, sieben Mark anlegt. Der einfache Mann überlegt nicht. Wieder mag ein kleines Erlebnis dafür sprechen: Es gilt einen Gedenktag zu feiern. Im Hause. Eine Flasche Wein wird feierlich entorkt. Das Mädchen steht zu, ein junges Ding. Grinst. „Wir haben gestern auch Wein getrunken!“ erzählt sie. Gestern war Sonntag. „So?“ — „Ja, im Café Kerkau!“ Wir sehen sie fragend an... „Wer? Meine Schwester, mein Schwager, noch jemand und ich. Zwei Flaschen Rotwein. Die Flasche kostete 14 Mark. Zwei haben wir getrunken, macht mit Trinkgeld 30 Mark!“ Was soll man dazu sagen? Es sind ganz einfache Leute. Arbeiterfamilie. Aber sie gehen Sonntags ins Café und trinken Wein, die Flasche zu 14 Mark! Soll man sich da wundern, daß sich nachher dann angetrunkenes Volk die Straßen entlangwälzt, jöhlt, freischt, Joten reißt, in der überfüllten Straßenbahn skandalisiert? Daß der Stille, der von angestrengter Arbeit kommt, auffällt und als Spielverderber schief angesehen, frech angelockt wird?

Und noch eins: die Möbelfrage. Es gibt keine Möbel mehr. Nicht teure, nicht billige. Wer augenblicklich alte Möbel verkauft, macht ein gutes Geschäft. Denn es wird alles gekauft. In den Geschäften werden selbst für wertlose Sachen Fabelpreise verlangt. Wo sind die Möbel geblieben? Mag sein, Dürrenstein hat viel gebraucht; mag sein, der junge Reichtum hat für seine funkelnegeordneten Willen und Zwölfszimmerwohnungen prunkvolle Einrichtungen benötigt... ist alles schön und gut! Da aber der mehr und mehr verarmende Mittelstand schon längst keinen Groschen für andere Dinge als des Lebens Notdurft übrig hat, so bleibt als Hauptkäufer auch hier wieder die Arbeiterschaft. Nicht die alte, die

wir vor dem Kriege hatten. Die war bescheiden und mußte es sein. Aber die neue von 1916/17, die sich ihrer Kostbarkeit und Unentbehrlichkeit in dieser Zeit der Not an Arbeitskräften nur allzu bewußt ist, die will ihre hohen Löhne auch nach außen hin in Erscheinung treten lassen. Sie „richtet sich ein“. Und man darf eigentlich nicht erstaunt sein, wenn einem von dem Leiter eines bald gänzlich „geräumten“ Möbelfausthauses, das auch auf Abzahlungen liefert, erzählt wird, daß einer seiner bislang kleinsten Kunden, ein früherer Schlosser, dem jetzt eine ganze Abteilung in einem größeren für Heeresbedarf arbeitenden Betriebe untersteht, sich ein weiches Luxuschlafzimmer zugelegt hat, für das er monatlich 200 Mark abzahlt. Und der Mann hat nach zehn Monaten noch immer sieben zu zahlen und zahlt pünktlich... wird der sich Weine und Schnäpse, wird der sich Gänsebraten, wird der sich Spanierkel versagen? Nein! Denn er hat's ja dazu!

Und die Moral von der Geschicht? Es wäre allerdings frivool, über all das bloß mit Achselzucken hinwegzugehen. Denn drohend steht im Hintergrunde immer der ungeheure Kragenhammer, der auf diesen Goldtaumel folgen muß und der natürlich wieder auch den armen Mittelstand in Mit-Leidenenschaft zieht, der immer als Stiefkind des Glücks paradiert.

Vergeßlich auch der Schrei nach dem Geseh, welcher Art es auch sei. Solche Ausnahmegeetze, selbst wenn man sie in Frage ziehen wollte, könnten wenig bessern, aber viel schaden. Sie würden zumindest die Arbeitslust und die Arbeitswilligkeit schwer beeinträchtigen. Man darf ja doch nicht vergessen, daß die Löhnerarbeitslöhne, die all diese mißlichen Zustände letzten Endes auf dem Gewissen haben, nicht aus lauter Menschenliebe gezahlt werden, sondern eben Gebot der Stunde sind. Bleibt also die Aufklärung, der stete Hinweis auf das finstere Morgen, wo all der schöne Zauber des Gesteins rasch verfliegen sein wird und allein wieder das nuchterne Heute gilt, das keine Munitionswerkstätten mehr kennt. Da helfe jeder mit, wenn er glaubt, wirklich helfen zu können. Ich für mein Teil glaube es nicht. Denn die Geschichte wird auch hier unaufhaltbar ihren Gang gehen.

Unsre Zeit, der Zukunft Mutter —

Unsre Zeit, der Zukunft Mutter,
Zeigt ein eisenhartes Antlitz —
Aber schauen wir der düstern
In die dunkeln Augensterne,
Sahn wir ihre Liebe leuchten;
Denn die Zeit ist groß und gut,
Wenn sie auch die Kriegsstandarte
Blutrot hisset. — Eisenstarrend
Stehen Väter — Söhne — Gatten —
Brüder in dem Feld des Todes:
Deutschlands stolze Mannheit steht
In der Schlachtfeldfront vor dem Feind.

„Die ihr für uns kämpft und streitet,
Wisset: Jede eurer Wunden
Brennt und blutet uns im Herzen!
Unser Sinnen, unser Denken
Ist ein Bitten, ist ein Beien
Zu dem Gott, der Schlachten lenkt.“

Deutschlands heil'ge Waffenehre
Wird behütet von dem Heere,
Das vor keinem Ansturm wankt.
Deutschlands schlaggewalt'ge Krieger,
Deutschlands ruhmgelohnte Sieger,
Seid begrüßt und seid bedankt.“

Bista Luise Schember

Ein Vorbild für unsere Tage. Von Adelheid Stier.

Seit der Bezugschein regiert und den Verbrauch der Stoffe regelt, ist die uralte Hausfrauenart der Fliesen und Stiefens, die im wirtschaftlich reich gewordenen Deutschland längst ihr Ansehen eingebüßt hatte, wieder zu ungeahnten Ehren gekommen. So manche verwöhnte Frau trägt jetzt zum erstenmal in ihrem Leben geflickte Wäsche, und manches weibliche Wesen, das der Not gehorchend in diesen Tagen selbst die Nadel in die Hand nimmt, nicht um wie sonst seine Stidereien zu machen, sondern um ernsthafte Schäden in Kleidung und Wäsche auszubessern, findet sogar Freude an dieser Beschäftigung, was vordem kaum möglich erschienen wäre. Man entdeckt, daß ein eigener Reiz darin liegt, mit Fleiß und Geschick Unbrauchbares wieder brauchbar zu machen, und daß der Stolz auf ein durch eigene Mühe wieder hergerichteter Wäsche- oder Kleidungsstück beglückender sein kann als die Freude über ein neues.

Immer von neuem muß ich da an ein Reiseerlebnis denken, das nun schon länger als ein Jahrzehnt zurückliegt. — Wir verlebten ein paar sonnengoldige Sommerwochen in Seis unter dem Schirm und streiften in Gesellschaft lieber Freunde

weit herum, mit Vorliebe auch die einzelnen gelegenen, über die Hänge verstreuten Höfe besuchend, die zum Teil sehr alt waren und manches Sehenswerte aus früheren Tagen bargen. So kamen wir auch eines Abends zu einer alten Mühle, die wie man uns sagte — das älteste Gebäude in der Gegend war. Wir bateten um die Erlaubnis, eintreten zu dürfen, die uns bereitwillig gewährt wurde, und besahen uns die uralten, windigen Gänge und Gefasse mit dem Urwälder-Hausrat, der noch darin steckte.

Das Wertwürdigste von allem aber war doch der Müller, der uns die Mohnstube öffnete. Bei seinem Anblick blieb uns wirklich das Wort im Munde stecken, so daß unsere Begrüßung wohl seltsam heraustrat. Ein großer, hagerer Mann stand vor uns, dessen Gesicht so verwittert und verrunzelt war, wie eine der alten Holzschneidereien an der Wand. Das Wunderbarste aber war der Anzug des Alten. Es war wohl eine Tracht gleich der seiner Landsleute, aber jedes der bekannten Stücke war ein buntes Wunderwerk. Die Hosen zeigten einen Flecken am anderen, schillernd in allen Farben, und da wir näher hinsahen, war alles, was der Müller trug, aus

tausend Lappchen und Flecken zusammengeleht und doch nicht harlekinartig oder plunderhaft wirkend.

Als er unser Staunen bemerkte, gab der Alte, der uns zum Niederstigen genötigt hatte und durch seine Schaffnerin Wein vorsetzen ließ, Aufklärung über seine merkwürdige Kleidung. Daß er „panischichtig“ war und „hoanreich“, hatte uns draußen vor der Mühle schon ein Tiroler Jungmädels verraten, als wir nach dem Besitzer fragten; jetzt erfuhren wir aus seinem eigenen Munde, daß von früh an das Fliesen die einzige große Leidenschaft seines Lebens gewesen war.

„Koa Stiid nôt“ hatte er sich niemals neu angeschafft. Alles, was er besaß und jemals ererbt hatte, wandelte sich wieder und wieder um in neues Gewand. Er holte uns aus seiner Truhe eins ums andere hervor, um es mit Stolz zu zeigen. Das Wertwürdigste waren die Hemden. Da saß Stück auf Stück von dem groben Leinen, alles so fest aufeinandergeknäht, daß man sich ein Hemd fast aufstellen konnte, als ob es von Holz war. Dabei waren die Wäschestücke blütenweiß, wie überhaupt alles andere auch tadellos sauber war. Schmunzelnd wehte uns der Alte in das besondere Geheimnis seiner Kunst ein, das darin bestand, seinen Flecken aufzusetzen, ohne ihn durch Waschen und Waschen unten im Mühlbach sogleich mit dem Stück völlig zusammenzufügen.

Daß die Farben der Flecken nicht immer zum Ganzen stimmten — von Grundstoff konnte man schon gar nicht mehr reden — war bei den Wollstücken begreiflich; das vermittelnde Wasser aber schuf die nötigen Übergänge zwischen blau und grau und grün, so daß eins ins andere hinüberlief und einen durchaus gedämpften, harmonischen Eindruck machte.

Unser Staunen über diese Fleckleistungen wuchs, als wir sogar das geflickte grüne Häut bewundern durften und die mit grellbunten Tuchlappchen erneuerten Hosenträger. Wir

mußten einsehen, daß dieses Fliegen eine jede Schwierigkeit überwand, und daß vor ihm keine Zerissenheit bestehen konnte. Unsere Bewunderung tat dem Alten höchlich wohl und er führte uns an seinen Arbeitsplatz im Herrgottswinkel der niedrigen Stube. Vor dem Fenster stand der uralte Tisch mit den gedrehten Beinen, und der Blick ging weit hinaus bis zu den Bergwänden des Rittens. Ein dunkles Bild, Christus in Gethsemane darstellend, hing an der Wand gegenüber.

Wir schieden als gute Freunde von dem wunderlichen Manne und versprochen ihm, seinen Ruhm weiter zu verkünden. Da sagte er mit schlaudem Augenzwinkern: „Kommen so schon Fremde gnug, mein Zeug anschau'n!“ Und als uns die Schaffnerin noch bis über den Mühlteig begleitete, perriete sie, daß der Alte oft Besuch bekomme und sich deshalb schon einen Handel mit Antikurnen angelegt habe, die er billig auf den Höfen erstehe und teuer an die Fremden loschlage. Hier und da habe er auch schon eins von seinen berühmten Fliesen hergegeben; davon freilich trenne er sich nur schwer. „Dös is ein Schlauchel, der's Geld z'sammenhalten verriecht,“ schloß die Frau ihre Rede, „und sein ganzes Gesicht ist am End' do nur Geiz. Aber mitnehmen kann er mal nix, ob er's schon gern möcht, der Flid-Toni!“

Zwei junge Mädhener Maler, denen wir im „Seiser Hof“ davon erzählten, suchten den Alten auf und lockten ihm mit Geld und guten Worten einen ganzen Anzug ab, in dem sich der Besitzer eines Abends der Gesellschaft vorstellte. In diesem Gewande des Flid-Toni hoffte er auf dem Mädhener Karneval des kommenden Winters Aufsehen zu erregen.

Jahrelang war mir die Gestalt des alten Tirolers nicht wieder ins Gedächtnis gekommen; die Zeit des Bezugscheins hat sie von neuem heraufbeschworen. Jetzt könnte dies Genre Schule machen durch ganz Deutschland hin.

Bilder von der Offensive gegen Italien. Von Karl Fr. Nowak.

Die Straße der Flucht.

Rund um Görz waren alle Wege, Straßen und Stege die üblichen Kriegsstraßen zweier Gegner, die sich lange Zeit — hier über zwei Jahre lang — im Stellungstriege gegenüberstanden. Sie waren hinter den Linien beiderseits sorgsam maskiert, damit der Gegner möglichst wenig von den Bewegungen des andern merkte. Wo die Maskierung aufhörte, die Straße aber trotz der Schützengräben weiterlief, bringt sie Trichter neben Trichter. Tagaus, tagen bekam sie ihre bestimmte Anzahl von Granaten zugemessen; schließlich war im Grunde keine Straße mehr da, nur ein nicht immer mehr kenntlicher Rest. Aber die Straßen westwärts des Monzo, die Straßen nach Udine, nach Codroipo, an den Tagliamento, an den Biade waren alle blank und unversehrt. Sie hatten auch nicht die Narbe eines einzigen Geschosseintrags, sie

liefen, wie gut gebohnertes, tadelloses Parkett hell und breit und bequem dem Westen zu. Es schien, als wären sie nur deshalb so heil und rein geblieben, um desto besser und lesebbarer die Niederchrift derer wiederzugeben, die auf der Flucht vor unseren Truppen darüber gehebt waren.

Sie waren so schnell darüber hingeeht, daß sie zunächst nicht einmal durch die Stahlvögel unserer Kanonen eingeholt werden konnten. Die Straße, die Dörfer, die an ihr liegen, plaudern alles aus. Die einen hatten mit dem Davonlaufen eigentlich ganz rechtzeitig begonnen. Denn da standen noch all die großtaubigen, schweren Geschütze — die Großmäuler weit aufgesperrt mit der alten Richtung: Monzofront —, eine ganze Heerleiche von Geschützen, die sie erst noch zu bergen gehofft hatten. Dann wurde es plötzlich zu spät. Jetzt versuchten sie wenigstens die Geschütze unbrauchbar zu machen. Sie übergossen sie mit Petroleum, mit Benzin: was Holzwerk daran war, begann



Erbeutetes italienisches Fliegerabwehrgeschütz neuester Bauart. Aufnahme des Bild- und Filmmanns.

zu brennen und zu zohlen. Weiter kamen sie nicht. Von Sprengen war gar keine Rede, der Feind drängte nach. Sie legten sich also auf die Bepannungsperde, deren Gefänge und Seile sie durchschnitten hatten, ließen Kanone Kanone sein und galoppierten davon. Die Leute mit den Bastanten hatten es erst leicht: sie turlen an und fuhren, den Wagen vollgepackt mit flüchtiger Infanterie, einfach davon. Das ging erst schnell und gut, die Straße war glatt wie ein Brett. Aber dann kommen plötzlich die Passagen. Zwei, drei, fünf von den

an ihnen haarscharf verraten, wie viele Mann in dem Dorf waren und davonliefen. Dann ist die Straße ein gutes Stück leer, ganz leer. Hier liefen sie eben. Dann wurde das Laufen schwer, die Anstrengung groß. Einer warf den Helm weg. Alle werfen den Helm weg. Ein Berg von Helmen. Dann wieder ein Stück leere Straße: sie laufen weiter. Endlich glaubt einer, barfuß geht es besser. Er reißt sich die Schuhe herunter. Alle tun's. Auf der Straße, rechts und links, Berge von Schuhen. Alles das erzählt die weiße, blanke, geläuberte



Volkskrieger in eine italienische Munitionskolonie. Aufnahme des Bild- und Filmmanns

Kanonensollen sind so unglücklich stehen geblieben, daß sie jede Durchfahrt sperren. Die Autos klauen sich. Plötzlich ist eine ganze Autoburg, quer über die breite Straße hingebaut, rund um die Kanonen entstanden. Wer den ersten Autos wieder die Versuche zu jünden, zu brennen, zu vernichten. Bei einigen Motoren glückt's, sie zu vernichten. Hier und dort verfohlte wieder das Holzwerk. Aber die Zahl der Wagen, die weiter wollen, steigt ins Ungemessene, und die Zeit drängt. Sie lassen also auch die Autos stehen und laufen zu Fuß weiter, nur weiter. . . Jede Straße in Venetien hatte ihre Wagenburgen nach der Überraschung der Schlacht. Eine von ihnen — die von Ratisana — gab sogar Anlaß und Ursache einer besonderen Schlacht und neuen italienischen Niederlage. Sie pflanzte sich vor einer Brücke auf, versperre alles, also auch den Rückzug und das Hinüberkommen der Nachdrängenden. Schließlich ergab sich uns mitten auf den Straßen, die sich vor der Brücke kreuzten, alles was an Italienern da war.

Die Straße in Venetien erzählt auch, wie es sich die Infanterie der Italiener mit dem Laufen einrichtete. In San Giovanni etwa muß der Alarm, der Befehl zum Ausbruch und Rückmarsch, zwar nachts eingetroffen sein, aber doch so, daß die Truppen Zeit zu geordnetem Abgehen gehabt hätten. Vorternen und ziemlich tief abgebrannte Fackeln liegen vor den Häusern auf der Straße. Man hat Kisten und Kisten, Koffer und Trühen aus den Häusern geschleppt. Sie stehen ganz ordentlich und noch geschlossen da. Als die Leute mit dem, was tragbar war, ein wenig aus dem Orte waren, muß ein Schredensruf sie eingeholt haben: der Feind kommt näher! Es ist alles Gepäck auf einmal weggeworfen, rechts an der Straße, links an der Straße. Die Kisten und Kisten sind aufgedröhen, der ganze Inhalt schnell und wirr über die Straße gestreut. Lächer, Kleider, Mäntel, Kostbares, Eßbares. . . Alles ist von Leuten durchwühlt, die suchten und suchten. Das Ganze konnten sie nicht mitnehmen, das Wertvollste wenigstens wollten sie mitschleppen, jeder wenigstens ein, zwei Stück. Es ist eine bunte Wirtschaft auf der ganzen Straße, und, wo der Wirrwarr der bürgerlichen Dinge aus den Koffern und Trühen aufliegt, fängt unmittelbar und sofort der Wirrwarr der Waffen an. Als sie ihre Wahl getroffen und genommen hatten, was ihnen persönlich am begehrenswertesten dünkte, begannen sie, weil man zuviel nicht tragen kann, das Gepäck zu erleichtern. Sie warfen die Tornister fort, die Seitenwaffen, die Gewehre. Die Straße könnte

Straße in Venetien. Noch nie in diesem Kriege waren Wege und Siege irgendwo ähnlich redselig. . .

Szenarium von Görz.

Triest war für die Italiener, die zwei Jahre lang und mehr vor der Stadt lagen, die Stadt mit weißen Häusern, die sie von ihren Linien am Meer greifbar nahe sahen, Triest war der unerfüllte Traum: das eroberte Görz aber war schon Erfüllung, die wirkliche Vorstufe zu jenem Traum. Die „Zona di Gorizia“, die „Zone von Görz“, war der Ruhm, der Rausch der Armees, der auf allen Zungen Italiens lag; nirgendwo zeigte sich der „Re Bambino“, im Frontraum seinen Truppen lieber und häufiger, als gerade hier; in einem hoffnungslosen Kampf, in diesem ununterbrochenen Sterben am Monzo und am Karst, den sie zu Hause den „Friedhof Italiens“ nannten, war Görz das einzige Renommierstück, das man hatte, die einzige Anfristung und der einzige Trost. Wer als Soldat, als Offizier in der Zona di Gorizia saß, in „Gorizia“ selbst, schrieb von diesem einen Glanz, von dieser Auszeichnung bedrückten Muts nach Hause. Aber das war nur im Geheimen. . . Öffentlich blieb Görz der größte Stolz, der große Triumph. Wir halten Brüssel und Warschau, Bukarest und Belgrad. Die Italiener Görz. . . Jetzt, da wir's wieder nahmen, jetzt, da wir wieder einmarschierten, jetzt sahen wir und wissen wir, wie sonderbar im Grunde all der Triumph gewesen. Wie mehr als sonderbar der Sieger, den sie daheim nicht laut genug feiern konnten, sich in dem Namen seines Sieges bewegte!

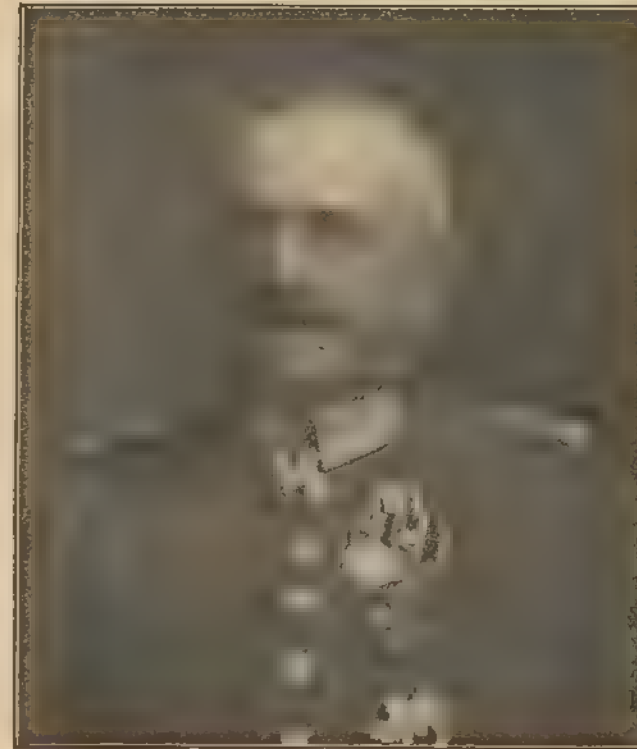
Er fürchtete sich darin. Nichts von Truppen war unmittelbar in der Stadt. Nur ins linke Monzoufer, das ungesehen von allen Bergen war, um die zum Schluß der Kampf ging, bauten die italienischen Offiziere ihre Stollen wie die Biber. Dort bohrte sich Unterstand an Unterstand in den lehmigen Erdbrei; ein schmaler Holzsteg lief vor ihnen über dem Wasser, am Wasser lang. Nachts war hier ein ewiges Auf und Ab, ein Atemholen auf dem schmalen Bord. Hierher verschirrte taum eine Granate. Aber der grelle Tag ließ alles auch hier ausgestorben sein. In den Straßen der Stadt standen Barrikaden. Sie waren aus massivem Holz, mit Schießcharten und Lulen wohl versehen, mit spanischen Keilern und ipigem Drahtverhau wohlbedacht: man konnte ja nicht wissen, ob und wann diese verd. . . Osterreicher eines Tags oder Nachts unerwartet wiederkämen. Dann würde

man sich in Straßenkämpfen wehren, dann sollten die Barrikaden bereit sein. Worüber aber verlor man sich. Man fürchtete sich in der „Zona di Gorizia“. Die leere Stadt, der ganze Kampfraum, in dem alles so nahe, so gedrängt war, der alle Weile von Eisen und Feuer nur so überschüttet war, bekam allmählich etwas von einer Szene, einer Bühne, die mit stützenden Häuserwänden, mit trachenden, unter Granaten stinkenden Brücken immer in Bewegung, immer in Verschiebung war, auf der aber die Schauspieler zu fehlen schienen oder sich davongemacht haben. Die ganze „Zona di Gorizia“ in ihrer Übersichtlichkeit, mit ihrem grellen Licht, mit ihren bizarren Formen glück, wie selten ein Kampfplatz, einer Welt von Kulissen.

Eine Stunde schon blickt ich in dies Panorama. Fast gelb kommt fest der Mond über dem Monte Gabriele herauf, sonderbar erdennah, eine große Scheibe, dick und theaterhaft an den Himmel geheftet. Sein gelber Strahl geht quer über das fahle, graue Monzoufer; Wasser und Lichtsteg verlieren sich drüben im Uferschiff, hinter dem, wie ein Spuk, phantastische bleiche Häuser stehen. Sie drängen hart an das Schiff heran, sie zeigen eine breite, geisterhafte Front. Nichts an dieser breiten Front scheint zerstört, aber doch ist drüben alles wie Masterade, eine blasse, stumme, unwirkliche Stadt, deren Häuser überall die Rudimente fehlen. Zerflossen. . . Der Ort heißt Podgora. Ein grüner Hügel, ganz eingerannt, ganz überschüttet von dem Grün, klettert rechts empor. Der Hügel ist die Podgora, die blutgetränkte Podgora. Jetzt liegt sie im Dunkel, über dem Kamm nur ein leichter, stummerer Punkt. Wo sie nordwärts niedersteigt, wieder ein paar Gespensterhäuser. Hinter ihnen gleich der Monte Sabotino: weit kann der Blick hier nicht wandern. Denn auch südwärts ist

gleich ein Abschluß da. Nur ein Stück hinter dem letzten Haus von Podgora-Ost die große Brücke. Sie spiegelt die Szene, die oben die Berge schlossen, nach unten ab. Alles steht hier bleich, von irgendeinem theaterhaften Hauch umwittert, in der Nacht. Von der großen Brücke mit ihren weißen, runden, romanischen Bögen, sehen zwei nach Podgora zu. Alles ist hier so sinnbildlich. Die Brücke führte mit ihrer Eisenbahn über Cormons nach Italien. Nach der italienischen Seite zu schroff abgesprengte Pfeiler. . . Aber das Szenarium von Görz ist damit geschlossen. Nichts Lebendes scheint, da die italienischen Akteure, die ein Jahr lang darauf auftraten, in wilder Flucht davonliefen, nichts Lebendes mehr scheint in weiter Runde auf der Szene sich zu bewegen. . .

Oder ist doch jemand da? Oft genug knirscht und knarrt und raschelt der Boden: die Ratten. Dies Rascheln kenne ich aus den Holzhöhlen der Karpaten, aus den polnischen Schützengraben, aus den Nachtquartieren in Serbien. Hier aber sind sie kein Rascheln mehr, hier sind sie das Grauen, die Unheimlichkeit selbst, das Sinnbild der Vernichtung und Verlassenheit. Sie sind in vielen Zehntausenden da. Sie feiern Orgien uneingeschränkter Festes. Sie haben keine Schlafswinkel, sie kauern auf der Straße. Sie sind erstarrt bei jedem Schritt, der vor ihnen sich erhebt, sie allein scheinen jetzt die legitime Einwohnerschaft dieser unglücklichen Stadt Görz zu sein. Sie stöbern im Wust jedes eingeschossenen Magazinens, sie kuscheln, vierzig, fünfzig, sechzig fette, schwarze Leiber, über jeden Weg, über die Schwelle jedes Wächterhauses, über die Wände jeder Ruine. Hier sind sie zu Hause, hier ist ihre Heimat, — denn kein Mensch stört sie. Und sie allein beherrschen das bleiche, romantische und totenstille Szenarium von Görz.



General-Feldmarschall von Bayersfeld. Aufnahme des Hofphotographen Max Glauer, Oppeln.



General-Feldmarschall von Gichhorn. Aufnahme des Hofphotographen Alfred Kählewindt, Königsberg i. Pr.

Der Welttrüß der Lüge. Von Heinz Amelung.

Seit dem ersten Tage des Krieges, ja schon vorher, haben unsere Feinde mit allen Mitteln und mit allen Arten der Lüge gegen uns gearbeitet, und — man hat fast auf dem ganzen Erdenrund ihnen Glauben geschenkt und glaubt ihnen noch heute, obwohl die Falschheit und Unzuverlässigkeit ihrer Berichte und Behauptungen in Tausenden von Einzelfällen im Verlauf der Geschehnisse aufs deutlichste offenbar wurde. Der „Welttrüß der Lüge“, wie ein bekannter Reichstagsabgeordneter kürzlich überaus treffend sagte, ist unsern Feinden der treueste, aber auch der machtvollste Bundesgenosse während all der drei Kriegsjahre gewesen, in denen sich ihnen Mißerfolg an Mißerfolg auf militärischem Gebiete reihte. Desto reifere Erfolge errangen sie durch die Macht der Lüge auf dem Felde der Staatskunst, wozu die von den Engländern zu allen Zeiten meisterhaft und mit nie versagendem Erfolg ge-

übte Brutalität kräftig mithalf. Ein Volk nach dem andern trat in den Krieg gegen uns ein, und äußerst geschickt wurde dabei noch der Anschein erweckt, als wolle es tatsächlich den Kampf nur um der Rettung der Kultur und Zivilisation willen auf sich nehmen. Immer weiter und abgeseimter ist ja im Laufe des Krieges der Welttrüß der Lüge zielbewußt von unsern in dieser Beziehung längst erfahrenen Gegnern ausgebaut worden. Durch die Beherrschung und rücksichtslose Ausnutzung der Kabel und Telegraphen der ganzen Welt mit Ausnahme der Mitteleuropas haben sie die öffentliche Meinung auf dem Erdenrund nicht nur beeinflusst, sondern völlig in ihren Bann gebracht, so daß nun Bismarcks Wort aus dem Jahre 1869: „Er läßt wie telegraphiert“ noch ungleich größere Berechtigung gewann. Was machte es ihnen aus, daß es notwendig wurde, immer neue und die vorigen über-

bietende Lügen zu erfinden und zu verbreiten! Jedes Mittel war und ist ihnen ja recht, mochte es noch so heftig dem sittlichen Empfinden ins Gesicht schlagen; und ohne ein so erprobtes und einflussreiches Machtmittel wie die Lüge wäre die Stellung der regierenden Männer in eigenen Lande unhaltbar wie die Welterherrschaft Englands. Sie häufen Lügen auf Lügen, bis sie selbst nicht mehr über diese Berge hinwegsehen können; und schon lange ist ihnen das Lügen zur zweiten Natur geworden. Dabei besteht freilich ein Unterschied in den Lügen der einzelnen Gegner: die Franzosen und Italiener schwindeln vornehmlich aus Charakterveranlagung, die Briten dagegen lediglich aus kalter Berechnung. Auch auf diesem Gebiete ist also England der gefährlichste unserer Feinde. Eine der wichtigsten und ersten Friedensaufgaben muß es für uns sein, dahin zu wirken, daß wir nicht wieder von der ganzen Welt abgeschnitten werden können. Die Funkentelegraphie leistet uns zwar schon gute Dienste, kann aber bei weitem noch nicht genügend Gegenwirkung tun. Die Macht des Weltverkehrs der Lüge muß unter allen Umständen gebrochen werden, soll uns nicht unberechenbarer Schaden für alle Zukunft geschehen.

Wir haben es, wie es dem Charakter des Deutschen entspricht, für unter unserer Würde gehalten, dieser Politik der Lüge eine ähnliche entgegenzusetzen, den Feinden mit gleicher Münze heimzuzahlen. Durch sachliche, wahrheitsgemäße Darstellungen glaubten und hofften wir Eindruck machen und die tiefen Spuren des feindlichen Vorgehens verwischen zu können. Nichts hat's genützt, zumal im Übermaß noch böse Fehler gemacht wurden. Der endliche Sieg der Wahrheit ist ja nicht zu bezweifeln; denn „die Wahrheit kommt hervor, und läßt sie unter ehernem Tor“. Dafür wird schon — allesamt sind wir davon fest überzeugt — Hindenburg sorgen, dessen blühendes Schwert die Lügenmehel zerreißen und verschleichen wird, mit denen welsche Lüge und britische Niedertracht die Welttugl umhüllt haben. Aber leichter wäre auch ihm der Sieg geworden, und schneller hätte er die Früchte seiner genialen Taten pflücken können, wären wir nicht so wehrlos der Macht der Lüge preisgegeben gewesen. Sie hat immer wieder hemmend eingegriffen in die Speichen seines Siegeswagens, doch ihn aufzuhalten vermochte sie nicht und wird sie auch hinfort nicht fertig bringen. Unter dem Tritt unserer Bataillone wird schließlich die Schlange der Lüge zertritten werden, die so oft nach der Ferse des deutschen Kriegers gebissen hat. Und ein großes Staunen wird am Ende über die Völker kommen, wie es möglich war, daß sie sich solange heissen lassen konnten von der mit teuflischer Bosheit ihnen vorgelegten Lügengestalt. — Wodurch erklärt sich aber die Macht, die die Lüge über die Menschheit ausübt?

Einmal sicherlich dadurch, daß die Lüge so oft angenehmer ist und dem Empfinden süßer eintrifft als die Wahrheit, die immer nur schwer „Herberge findet“. Es weiß ja jedermann aus eigener Erfahrung, daß man gern das glaubt, was man wünscht, selbst wenn man halb und halb davon überzeugt ist, daß man getäuscht wird oder sich selbst täuscht. Dann aber kommt die Lüge meist der Phantasie erheblich mehr entgegen als die strenge, schlichte Wahrheit. Das haben die Engländer mit psychologischem Scharfblick früh erkannt. Lange Zeit hindurch beschäftigten sie tagtäglich die Einbildungskraft der

Völker mit ausführlichen Berichten über deutsche „Greuelthaten“, über unsere „Barbarei“ und erweckten auf diese Weise Vorurteil über Vorurteil gegen uns. Regte sich mal irgendwo ein Zweifel, dann wurde dieser geschickt durch neue Lügen, die die früheren noch in den Schatten stellten, erstickt. So gelangten die von englischen und französischen Quellen gespeisten Völker gar nicht zur Überlegung und Prüfung unter dem Einfluß des beruhigenden und verwirrenden Gifts der Lüge, das namentlich durch das Reutersche Büro unausgesetzt verpflanzt wird. Auf England darf man fühllos anwenden, was sein größter Dichter Shakespeare Prinz Heinz (im „König Heinrich IV.“, 1. Teil) sagen läßt: „Diese Lügen sind wie der Vater, der sie erzeugt, groß und breit, wie Berge, offenbar, handgreiflich.“ Sehen wir da nicht John Bull in all seiner Unmaßung und Unverschämtheit leibhaftig vor uns? Offenbar und handgreiflich erscheinen seine Lügen freilich leider nur uns, die wir die Wahrheit kennen; die feindlichen und die meisten neutralen Völker erkennen sie in ihrer Voreingenommenheit für alles, was von England kommt, nicht als falsch, sondern nehmen sie ohne weiteres für bare Münze. Man hatte von London, dem Hauptstich der Lügenfabrikation, aus gut vorgearbeitet, indem man so viele Völkerschaften lehrte, britisch zu denken, alles unter dem britischen Gesichtswinkel zu betrachten.

Es ist nichts Neues, was unsere Feinde gegen uns unternehmen. Große Lügner hat es immer gegeben, und nicht selten haben sie viel erreicht. Man denke etwa an Cagliostro, den Grafen St. Germain und Casanova. Welch außerordentliche Macht haben sie auf ihre Zeitgenossen, und wahrlich nicht auf die schlechtesten, ausgeübt! Ganz Europa haben sie fasziniert und zum Narren gehalten. Sie machten sich geradezu einen Beruf, ein Gewerbe daraus, die Menschheit zu belügen und zu betrügen; sie bauten ihr ganzes Leben auf der Lüge auf. Gerieten sie in schwierige Lagen, dann hatten sie allemal eine neue Lüge bereit, durch die sie sich retteten. Mit den aller-einfachsten Mitteln erreichten sie ihren Zweck: sie beanspruchten einfach Glauben, und kraft ihrer Persönlichkeit wurde er ihnen zuteil, selbst wenn sie die tollsten und unwahrscheinlichsten Behauptungen aufstellten und Versprechungen gaben. Sie verstanden es immer, durch ihre Lügen menschliche Leidenschaften rege zu machen, namentlich Habgier und Gewinnlust sowie — vorzüglich bei den Frauen — die Eitelkeit. Dadurch eben auch wird die Macht der Lüge ins Ungemessene gesteigert, daß sie einerseits stets mit andern Lasten im Bunde steht und andererseits nie ohne Erfolg auf die niedrigen Instinkte der menschlichen Natur spekuliert. Wie hätte sonst etwa eine Frau Kupfer solche Riesenummen herbeischaffen können?

Wenn einmal der Wahnsinn, der jetzt die Erde verwirrt — nicht zum wenigsten infolge der Mächenschaften und Lügen Englands — von den Völkern genommen sein wird, dann mag es allen, die auf der Gegenseite, unter Britanniens Einfluß standen, nicht leicht werden, sich ganz aus dem Lügennetz zu befreien. Aber wenn dann Englands Lügen offen zutage treten, dann muß der Zweifel zurückbleiben; und weiternagend wird er am Mark der britischen Welterherrschaft nagen, die ja, wie der ganze Nimbus, mit dem England sich zu umkleiden verstanden hat, zum größten Teil auf Lüge, Schwindel und Wortbruch besteht.



Das Muttkhen. Aus den ersten Wochen des großen Krieges. Von Frz. Ad. Beyerlein.

Es ist die Zeit nach dem Mittagbrot. Sie sitzen zu dritt beisammen, die Eltern und die Tochter, haben die Hände ineinander verschlungen, hoffen und wünschen. Alle drei haben den gleichen Gedanken tief in den Herzen, und wagen doch nicht mit Zunge und Lippen daran zu rühren.

Schließlich getraut sich das Muttkhen: „Wo mag er jetzt wohl sein?“ Er — das ist der Sohn und Bruder, von dem sie gestern in der Garnison Abschied genommen haben und der heute unterwegs ist zur Front.

Der Vater zuckt die Achseln. „Schwer zu sagen,“ antwortet er. „Zwei Linien haben die Mittelskorps nach dem Westen. Hat der Transport die südliche eingeschlagen, so ist er schon weit weg. Hat er die nördliche genommen, so führt der Weg ganz in der Nähe vorüber, draußen in Engelsdorf werden die Jüde umgeleitet.“

„Da könnte man doch den Jungen noch mal sehn?“ fragt das Muttkhen zaghaft.

Besser nicht. Es ist des Abschiednehmens nun genug. Und wieder sitzen sie beisammen, die drei, schweigend, mit verschlungenen Händen und mit dem gleichen Gedanken tief in den Herzen. Da weckt von nebenan der Fernsprecher in die Stille hinein.

„Hallo. Wer ist dort?“

„Hier Bahnhofskommandantur Engelsdorf. Ihr Sohn vom Ersatztransport der ... Division möchte Sie sprechen.“

„Gerne, gerne.“

Und nun: „Du, Vater? Ja! Wir werden hier in Engelsdorf gepeist. Mindestens eine Stunde bleiben wir hier. Wollt ihr nicht ein Auto nehmen und kommen?“

Unbedenklich erwidert der Vater: „Aber mit Freuden, mein Junge. Auf Wiedersehn, also!“

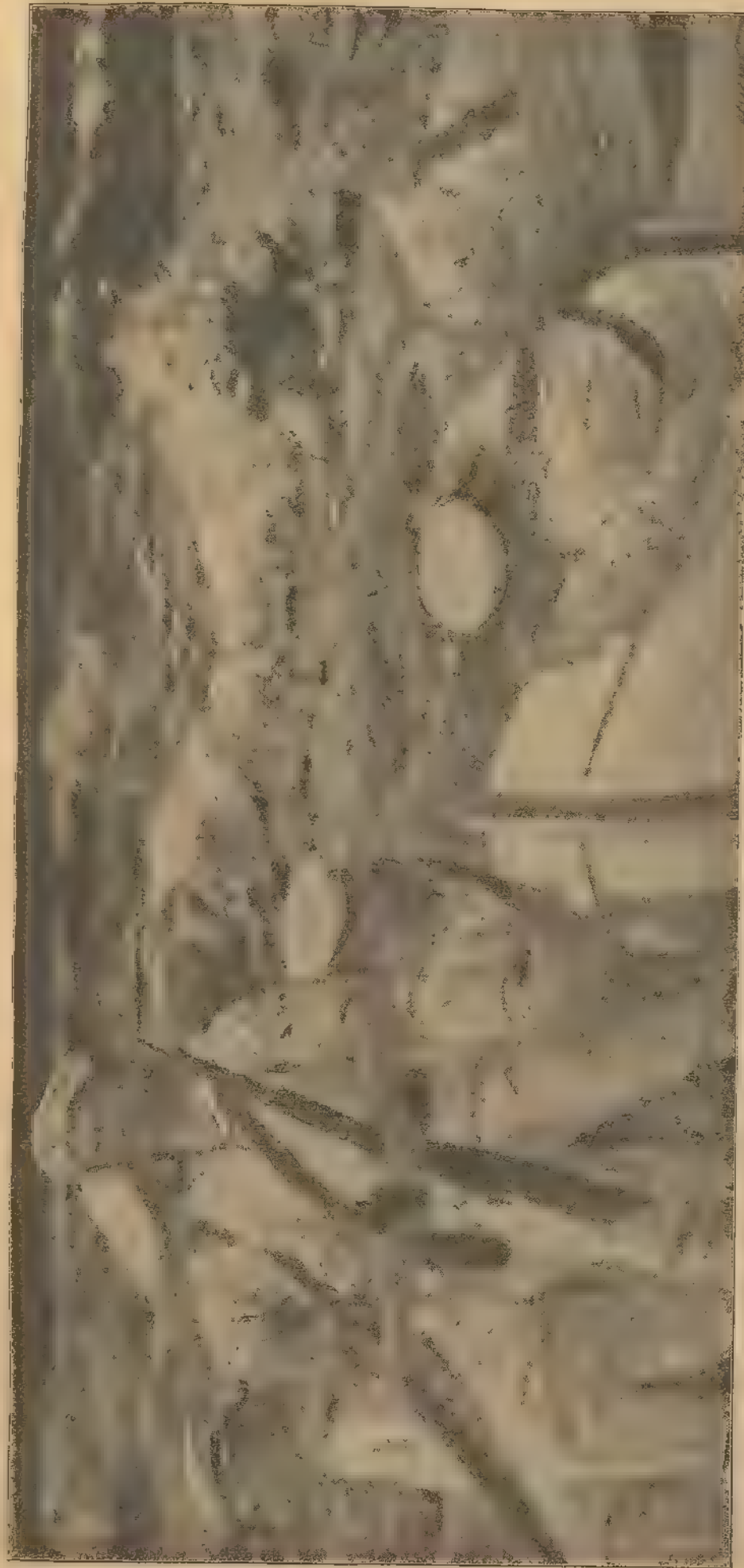
„Auf Wiedersehn, Vater!“

Zuerst wird nun sogleich das Auto bestellt. Dann treten Vater und Tochter zusammen und besprechen unruhig die Möglichkeiten. Wird man noch zurechtfinden? Wird auch der Chauffeur den Weg finden?

Und das Muttkhen? — Es steht unterweilen in einer Ecke, hält die Hand auf das klopfende Herz gepreßt und bangt, ob man es mitnehmen wird.

Wie denn? Hat eine Mutter so wenig Macht?

Oh, eine gar große Macht hat das Muttkhen, denn nur der Kolename eignet diesem zierlich gegliederten Menschlein, — aber fast bänglich zart ist es von je gewesen und immer hat es ängstlich behütet werden müssen. Nun, da Sohn und Tochter groß geworden sind, ist die Mutter das Hätschkind geworden, und alle verbünden sich, es recht weich und behutsam zu hegen.



Landung an feindlichem Strand. Gemälde von Hugo Waßner.

Zumal in diesen gewaltigen, schweren Zeiten, die das Mutterchen mit seinem heißen, ungestümen Herzen so inbrünstig mitlebt, tut das bitter not. Zweimal schon hat es Abschied genommen von dem Sohne, das erstemal — gottlob! — umsonst, die Aesten und die Jüngsten wurden damals zurückgelassen, — das zweitemal gestern in der Garnison ernsthaft und wirklich, und niemand kann behaupten, daß es danach gelünder und frischer geworden sei. Deshalb, nur deshalb hängt es auch, ob es jetzt nochmals mitgenommen wird.

Es bringt keinen Ton über die Lippen und wundert sich, daß es nicht reden kann. Nur die Augen sprechen und flehen. Da tauschen Vater und Tochter einen Blick, und das Kind sagt: „Über Mutterchen, du wirst in deinen großen Pelz gemummelt, sonst erkältest du dich am Ende noch.“

Einen Jubelruf stößt da das Mutterchen aus und hebt sich empor zu einem Kuß für die Tochter. Und sofort ist es am Werk. „Du,“ sagt es zum Gatten, „du nimmst alle Zigarren und Zigaretten, die du im Hause hast. — Jawohl, auch die guten!“ Darauf zur Tochter: „Und du belästigst dich mit unseren Lebkuchen! Und was wir fortbringen von Weihnachtsgebäck, hinein damit ins Auto! Wir dürfen doch nicht mit leeren Händen kommen.“

Graue endlose Häuserreihen fliehen lange Zeit vorüber, dann sind bisweilen Lücken in die Reihen gebrochen, der Endpunkt einer Straßenbahn mit den harrenden Wagen — nie gesehen zuvor — wird im Gleiten bemerkt, und jetzt ist das freie Feld und die Landstraße da.

Der Wagen vergrößert seine Geschwindigkeit. Er donnert durch die Unterführungen der Eisenbahndämme, und die fahlen Bäume zur Seite scheinen sich vor dem Sturme der Bewegung zu beugen. Ein Dorfstadtort. Vor dem ländlichen Gasthof halten geplante Mählengehirre, die schweren Schimmel fressen aus Krippen, und ein hochbeiniger Hund fährt wütend auf das Auto los.

Ganz leer liegt danach das Band der Straße aufgerollt. Und jetzt, gerade jetzt bricht die Sonne durchs winterliche Gewölk.

Das Mutterchen sitzt zurückgelehnt glücklich da. Inniger drückt es dem Gatten und dem Kinde die Hände, und sie sitzen eng aneinandergedrängt, die drei, schweigend, hoffend und wünschend. — Jetzt biegt der Wagen von der Straße ab und erklimmt eine Brücke, die über die Geleise der Bahn hinwegführt. Von ihrer Höhe herab erblickt man den Zug, einen langen, endlos langen Zug, vor dem Hunderte von Feldgrauen wimmeln.

„Da — da sind sie! So viele, so viele!“

Ein Gattertor und ein härtiger Landsturmposen, der einen Einlaßschein fordert.

Das Mutterchen ist in heller Angst. Sogleich ist aber auch ein Ketter da. Der Befehlshaber der Wache läuft herzu. „Der Wagen passiert,“ bescheidet er den Posten und grüßt das Mutterchen beim bürgerlichen Namen.

„Sie kennen mich?“

Dann nennt der Unteroffizier eine große Kaffeerösterei und antwortet stramm: „Oh, gnädige Frau, ich habe Ihnen manches Pfund Kaffee verkauft.“

„O ja, jetzt erkenne ich Sie wieder.“

Zum Dank bekommt der Landsturmman eine Hand und wird mit Weihnachtsstollen beladen, so daß er die Last kaum schleppen kann.

Es tritt auf den Kiesel der Schüttung. Der liebe Junge galoppiert heran in den schweren, hellen Regellisten, und das Mutterchen hält ihn umfassen, als wolle es ihn nie lassen. Er sieht gut aus und stark für seine Jahre. Oh, er wird gewiß seinen Mann stehen vor dem Feinde.

„Wir sind ganz vorn im Zug,“ sagt er. „Wirst du's auch gehen können auf dem groben Schotter, Mutterchen?“

„Führe mich nur, mein Junge,“ erwidert das Mutterchen, „dann wird es schon werden.“ —

Für eine ganze Division, für vier Infanterieregimenter und ein Jägerbataillon, birgt der Zug den Ersatz. Insgesamt mögen es wohl zweitausend Mann sein, frische junge Menschen großenteils mit lachenden Gesichtern und übermütig leuchtenden Augen.

Das Mutterchen macht sich sofort ans Verteilen. Die breiten, groben Hände strecken sich aus nach den Gaben, und die gutmütigen, derben Mienen der Bauern und Arbeiter glänzen vor Dank und Freude.

Einer hält sich finster abseits. Sein völliger Schnauzbart ist bereits von grauen Fäden gestreift, und sein Gesicht ist von Leid gefurcht. Das Mutterchen läuft zu ihm hin und reicht ihm Lebkuchen und eine Handvoll Zigarren. „Gewiß gehen Sie recht bange von Frau und Kindern weg,“ sagt es. „Über tragen wir nicht alle schwer an dieser Zeit?“

Der Wehrmann starrt der zarten Frau lange schweigend in die bittenden Augen. Dann verlegt er: „Ich muß wiederkommen, Frau. Verzeihen Sie das, — ich muß.“

„Sie sollen wiederkommen,“ ruft das Mutterchen, „und Sie werden wiederkommen! Daraufhin!“ Und es umklammert die

wichtige Brücke des Rothbärtigen mit den feinen Fingern und drückt sie, so herzlich es kann.

Da lachelt der Wehrmann und antwortet: Wir wollen's hoffen, Frau.

Das Finstere ist ausgeklüfft aus seinem Antlitz. —

Nun endlich ist alles weggegeben. Manah einer kommt freilich noch herangetrabt, aber er trollt sich betrübt wieder fort.

Das Mutterchen hat sich in den Arm des Sohnes eingeklinkt und geht plaudernd mit ihm auf und ab. Es buchstabiert die Scherzschriften an den Wagentüren und schaut in die Aeste hinein, wo die Tornister und Helme samt den reichbehangenen Leibriemen auf den Bänken und in den Nischen aufgebaut sind. Geschwind erhascht die Tochter den Augenblick und fängt die beiden im Kodak ein.

Ein Film ist noch frei. Natürlich muß der Bruder inmitten der Kameraden darauf. Von allen Seiten drängen sie herzu, ein paar setzen sich mit gekreuzten Beinen auf die Erde, die andern bilden darüber eine Gruppe und wer nicht über die Köpfe wegschauen kann, klettert auf das Trittbrett des Wagens. Fast scheint es, als erwarteten sie nach dem Knippen sogleich ein fertiges Bild, das man den Eltern daheim oder der Frau und den Kindern senden kann. Ein wenig zweifelnd tauschen sie das Versprechen ein, späterhin eines ins Feld zu erhalten.

Danach kommt ein Augenblick der Ratlosigkeit. Ein Geräusch hat sich den Zug entlang geschwungen: sogleich wird „Einksteigen“ befohlen werden. Die vier stehen beisammen und wechseln gleichgültige Worte: Wird die Fahrt durch Thüringen führen oder am Südrand des Harzes hin? Wird der Transport den Rhein bei Tag überschreiten oder bei Nacht? Bei Nacht, das wäre jammerschade, denn die allermeisten der jungen Soldaten haben doch den Rhein noch nicht gesehen. —

Eine Erlösung ist es, als in dem Zug, der auf dem Nebengeleise hält und Pferde nach einer Sinnenanordnung bringt, ein dumpfes Getöse entsteht. Zwei von den Tieren haben sich losgerissen und poltern mit den Hufen wider die Wagenwände. Während aller Augen sich hinwenden und die Neugierigsten bereits hinüberbetreten, ist mit einem Male der Befehl zur Abfahrt da.

Vater und Schwester lassen der Mutter den letzten Kuß. Das Mutterchen droht zusammenzubrechen, aber zuletzt bleibt es doch aufrecht.

Nun geht es sehr geschwind voran. Die Türen der Abteile sind geschlossen, aber aus allen Fenstern schauen sie heraus nach dem Stück Heimat, das sich vor ihnen breitet, nach den weiten Geleisen, der großen Rückenbarade und drüberweg nach den fahlen winterlichen Feldern, nach den Arbeitern der Werkstätten in ihren Kitteln und nach den zurückbleibenden Kameraden der Bahnhofswache.

Ein paar rennen noch wie scheue Rasse an den Wagen entlang, sie tappen verwirrt an ihren Plätzen vorbei, aber schließlich sind auch sie untergebracht.

Die Lokomotive stößt einen gelben Pfiff aus, und die Räder beginnen sich zu drehen. Noch einmal tastet das Mutterchen nach der Hand des Sohnes. Dann sind Mutter und Kind voneinander geschieden.

Aber längs des ganzen langen Zuges wehen die Lächer, weiße und bunte, hie und da ein spielerisches Fächchen. Gar bald ist das Tuch, das der Arm des Sohnes schwingt, in der flatternden Zeile aufgegangen. Ein einzelner ist nicht mehr zu erkennen. Die Zurückbleibenden grüßen und winken, nur das Mutterchen steht regungslos. Vom Herzen her strömt ihm helle Glut ins Antlitz — oder ist es der Widerschein der rötlichen Sonne? — und die Augen strahlen in schöner Erregung.

„Ich weiß,“ spricht es, „sie werden siegen.“

Die letzten Wagen rollen vorüber, und bald darauf ist der Zug in einem Einschnitt verschwunden.

Das Mutterchen wendet sich zum Gehen. Es ist milde und stützt sich auf die Tochter, das Kind, das ihm geblieben ist. Im Auto wird es wiederum sorglich eingehüllt und in die Mitte genommen.

Der Wagen erklimmt zur Rückkehr die Brücke über den Geleisen. Da — ferne schon — rollt ein endlos langer Zug. Vorüber. —

Nach einer Zeit hebt das Mutterchen an: „Wenn ich es mir recht betrachte, hab' ich von meinem Jungen gar nichts gehabt. Es standen immer so viele um uns herum. Aber jetzt begreife ich: das ist einerlei. Es waren ja alle, alle, die mit ihm fuhren, meine lieben Jungen.“

Das Auto ist wieder auf die Landstraße gelangt, und wieder scheinen sich die Bäume zur Seite vor dem Sturm der Bewegung zu neigen. Die rote Sonne schleicht sich in ihr frühes Bett, Nebeldunst lagert am Horizont. Das Licht wird falt und fahl. Da klagt das Mutterchen leise: „Nun sind alle meine lieben Jungen fort zur Front, alle, — alle.“ Und still rinnen ihm Tränen über die schmalen Wangen. — Indessen stürzt sich der Wagen lärmend in das laute Leben der Stadt. Drinnen aber sitzen schweigend die drei, halten die Hände ineinander verschlungen und hoffen und wünschen zutiefst aus den Herzen heraus, — wünschen und hoffen.

Glaube. Von L. B.

Wir standen schon oft
Am Tore des Winters
Mit zagendem Herzen
Und frierendem Mut;
Sahst uns als Bente
Der finsternen Tage,
In Not und Kälte
Im Winkel vergraut.
Doch siehe! es schoben
Die gütigen Hände
Der Mutter Zeit uns kräftig voran.
Sie gaben nicht Raft uns

Zu träumen und zagen
Und Klagen zu spinnen
Aus heimlichem Leid.
Und eines Tages
Standen wir sieghaft
Jenseits des Tores
Verwunderungsvoll.

Löst euch nicht
Von dem lachenden Glauben:
Auf grämlichen Winter
Folgt Jubel und Licht.



Zeitvertreib hinter der Front Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Unsere Klassiker und das deutsche Nationalgefühl. Von P. Paul Wilmar.

Fast möchte es scheinen, als ob der kosmopolitische Zug, der im Nationalcharakter eine so hervorragende und bestimmende Stelle einnimmt, so stark sei, daß er in der höchsten Ausstrahlung des Volkstums, im großen Dichter, das vaterländische Gefühl als nebensächlich und klein gegenüber dem umfassenden Gefühl für das, was größer ist als das Volk, die Menschheit, zurücktreten und verkümmern läßt. In den großen Zeiten der Nation, in denen jedes Volk bei seinen großen Dichtern vaterländische Erhebung und Entflammung findet, sieht der Deutsche sich fast durchweg auf kleinere Geister verweisen. Die Worte der Begeisterung, des entflammten Muts, des befehligen Opferrausches muß er bei den Körner und Geibel, bei den Schenkenborf, Freiligrath und Wildenbruch suchen, sie liest er in den Augenblicken großer Emporgelassenheit, weil sie das, was in ihm schlummert, zu erlösen wissen: was jeder heiß und wortlos empfindet, sie sprechen es aus. Alle andern großen Meister des Gedankens lebten und glühten in dem Volk, das sie hervorgebracht hat; die großen deutschen Dichter stehen abseits, ihr Feld die Welt und ihr Volk die Menschheit.

Zu stolz diesen Mangel einzusehen oder rein triebhaft nach etwas suchend, das ihn füllen möge, hat der Deutsche

nun von je gestrebt, Schiller als seinen nationalen Dichter dem „vaterlandslosen“ Goethe gegenüberzustellen, womit diesem ein Unrecht geschieht und jenem kein Recht wird. Vielmehr waren beide Klassiker auch durchaus Brüder in der völkischen Hoffnungslosigkeit, womit sie Deutschlands politischen Geleiten gegenüberstanden. Den Deutschen zu bilden und emporzuläutern war ihre Aufgabe und ihr Werk; was sie so am einzelnen wirkend für die Nation getan und weiter tun — denn nie erlischt die fortwirkende Gewalt und Fruchtbarkeit des Genies, in dessen das Talent seiner Gegenwart dient — dankt ihnen das Volk mit seinen höchsten Kränzen.

Fragen fremde Nationen inessen die deutsche, welchen Glauben hatten die Männer, die ihr eure höchsten dichterischen Geister nennst, an eures Landes Bestimmung und Zukunft, so muß das Volk die Augen niederschlagen; alle großen Dichter fremder Zungen, die als Genien ihrer Völker in der Weltliteratur stehen, waren begeisterte Söhne ihres Vaterlands, glühend von Stolz und Glauben an seine Zukunft, inessen die beiden Dichter, die das Ausland vor allem als die typisch deutschen kennt, ihrem Lande nur das zuerkennen mochten, was auch unsere Feinde uns neiblos gönnen: Bedeutung in den geistigen Bereichen, Bedeutungslosigkeit und Ohnmacht

in der Herrschgewalt der Welt. Es ist das edelste Zeugnis der deutschen Langmut und schönen Ehrfurcht vor dem Höheren, daß die Nation ihren beiden großen Söhnen den Mangel an Glauben, Liebe und Hoffnung für des Vaterlandes politische Größe und Herrlichkeit nicht nachgetragen hat, nie ihren Ruhm hat empfinden lassen, wie tief sie ihr Land durch ihre Rütze und Gleichgültigkeit für seine tiefsten und lebendigsten Gewalten dem Ausland gegenüber geschädigt haben.

Vieles wäre zur Entschuldigung der beiden Großen zu sagen; zu sagen wäre wie Schiller in einer posthum rationalistischen Umgebung erwachsen, unter dem Druck eines trotz seiner beschränkten Wohlmeintheit empörenden Despotismus sich entwickelnd, wohl hoffnungslos werden konnte an einem Land, dem fern in Wien Kaiser, allezeit Mehrerer ihrer Hauptmacht und nicht des Reiches, wohnten, dessen Fürsten gegen ihr Oberhaupt im Felde lagen, dessen Häupter die Kinder des Landes an fremde Mächte veräußerten, der zwar Frankreich aus Greueln, schwer auszuenden, sich erheben und in Unterordnung unter einen großen Willen reiß zur Macht werden sah, nicht aber die eigene Nation, und in dem darum der deutsche Kosmopolitismus so mächtig ward, daß ihm als Historiker die Beschränkung auf deutsche Geschichte „armelig“ dünkte.

Zu sagen ist auch, wie Goethe, von vornherein im Gegensatz zu Schiller nach seinem eigenen Wort „konziliant“, von der Natur nicht aktiv, sondern passiv geschaffen, voll herrlicher jüngerlicher Glut für Deutschland, angerührt von der Gewalt großer Vergangenheit nach Weimar kommt. Hier lebten große Geister. Friedrich der Großmütige führt ein Geschlecht reifiger Streiter für die Idee herauf; hier lag Bernhard von Sachsen begraben, hier hingen Kranachs Bilder, der Krennsteig, uralte Heertrüge der Germanen, tief über das Land, ernst blickte die Wartburg zu Thal, hier quoll der Boden von Geschichte Deutschlands wie fiedernder Grund von Quellenleben. Was aber war die Gegenwart? Ein kleiner Hof, der mühsam mit finanziellen Nöten kämpfte, zerbröckelnde Verhältnisse, ein Leben an Möglichkeit gebunden, deren Grenzen fürwahr eng gezogen waren. Wohl mochte es da scheinen, als riefte der Geist des großen erneuernden Stammherrn, der Deutschland wider Deutschland gebracht hatte, um der Idee willen als des Höheren für das deutsche Gewissen und darum in seinem Nachkommen Krone und Gewalt verloren, diesen Nachkommen Mut zu, sich wieder abzuwenden von dem, das dahinten ist und sich zu strecken nach dem, was vorne ist, eben dem Geistigen. „Deutschland ist nichts“, in den einzelnen Deutschen als den Vorläufern der Idee in der Welt, wollte Goethe die Bedeutung des Deutschlands verlegt wissen, und um diese Weisheit rühmen ihn Briten wie Franken.

So fand auch Schiller, es sei kein Schaden, wenn das Imperium unterginge, da doch die deutsche Würde, womit er die deutsche Kultur meinte, unsterblich sei, und das geistige Reich sich nur fester gebildet habe, je mehr das politische wankte. Er starb zu früh, um durch die Schmach des zertretenen Landes zu dem heißen Gefühl für Deutschland, zu dem seine Seele in so hohem Grade fähig war, recht erweckt zu werden.

Goethe indessen war in Italien völlig der Antike verfallen, in der die Vorbedingungen des späteren dem Deutschland von jeher so fürchtbaren romanischen Geistes so unsichtbar und lebendig verborgen liegen, wie der Giftstoff in der reinen Schönheit der Blume. Jenes Harmonische, Maßvolle des Griechentums, gebändigte Kraft, kühles Vorüberfahren des Unvermeidlichen kam dem innersten Trieb seines Wesens entgegen. Das Mäximum der frühen Weimarer Zeit war ihm nicht so gut bekommen wie seiner Seele. Während Schiller seiner Natur nach bei Griechen und Lateinern die Vaterlandsglut, die Herbigkeit und Männlichkeit ihrer verheißungsvollen Fröhlichkeit sucht, findet Goethe in der Blüteperiode der Antike, was er braucht; und kein Weg des Herzens zeigt ihm an, wie zuletzt eine seelische Verlogenheit sich aus diesem Behaupten heiteren Gleichgewichts um jeden Preis ergeben muß. Dem Aphrodite und nicht die himmlische hält ihm die Augen gebunden. Hier liegen die tiefen Wurzeln von Kleists Geschick als er Goethen sein großes Werk auf Knien des Herzens darbringt. Wie? Das soll Hellenentum sein? Er war gewohnt, das Griechentum in schöner Haltung leiden zu sehen. Wie Winkelmann und Lessing empfand er die Unwahrscheinlichkeit als berechtigt, die Laotoms ungeheure Leiden zwar im Kampf der Glieder ausdrückt, aber dem Munde statt des Aufschreis nur den Seufzer gestattet. Goethe war der Sohn bürgerlichen Behagens, weiser Regententums und gedeihlicher Entwicklung, Kleist hingegen, der in nordisch scharfer Luft Gefangene, kam aus einem Blut, dessen Bestimmung es war, für das Land zu stehen und das Wissen, daß das Große in der realen Welt nicht mit harmonischem Maßhalten erreicht wird, sondern mit allem Jammer der Kreatur, war in ihm. Seine Kunst war wahrhaftiges Abbild des Lebens, darum schreit Penthesilea, windet sich im Staub, zerbricht in Dual. Darum war Kleist bestimmt, was Goethe und Schiller wie Herder versagt blieb, der Nachfolger unseres ersten großen, politisch empfindenden Dichters seit Walter und Logan: Klopstocks, zu werden.

Denn hier liegt Schillers Tragik und Goethes Schuld dem Deutschland gegenüber: es war jemand da, der an der Grenze seiner Zeit nach seinem Nachfolger ausblickte, der an Deutschland glaubte, der Heinrichs Ruhm hatte singen wollen, da er hörte, wie „in Nachtgewölben unter der Erde irgendwo in Klosterböden“ die „farbenhelle Schrift herauflagt“, die alt-deutschen Toten Rettung vom Untergang gibt und ruft und die goldenen Bucheln schüttelt und an des Landes Schild schlägt mit Jörn — den, der sie hört, wollte er dankend „dem frohen Widerhall“ nennen. Klopstock war der wahre Bewahrer der deutschen, politischen Ideale; er kannte sie von Hermann bis Barbarossa.

Schiller hat sie nie jemand kennen gelehrt. Mit dem Dreißigjährigen Krieg hört für ihn die Geschichte der Deutschen ungefähr auf. Er mußte arbeiten, immer arbeiten, das neue Stück schaffen, das das Budget hielt; er hatte keine Zeit zu Experimenten, nie hat er der vergangen Herrlichkeit ins blaue Auge gesehen, nie einen tiefen, fühligen Zug getan aus dem verunkelten Brunnen der deutschen Seele. Was wäre er geworden, wenn im Lehrplan seines Geistes das deutsche Mittelalter gestanden hätte, an Griechenlands und Roms Statt.

Goethe dagegen kannte dies alles. Es war in sein Herz gefallen wie reicher Samen, es hatte Frucht getragen und war abgeworfen. Als die deutsche Vorzeit zum zweitenmal in sein Leben trat, schien sie ihm gleichbedeutend mit den ihm unsympathischen Vermittlern, den Romantikern; das lebendige Organ für Deutschland war in Rom, der alten deutschen Krönungsstadt, verstorben. Der romanische Geist hatte ihn planvoll und sicher zur Bewunderung seines letzten großen Genies erzogen, wie er nordem Friedrich dahingebraucht hatte, so sah wie Shakespeare abzulehnen und den Nibelungen als abschließendem Buch wenig Nachfrage zu prophezeien. Noch blieb Klopstocks Gedicht vom großen deutschen Dichter ein Traum:

Ich beschwöre dich, o Horne Vertilgerin,
Bei dem Haingesänge, vor dem im Winfeld die Adler sanken,
Bei dem liebergelächelten Brautanzugreihen, o sende mir herauf
Einen der Varden Teutoniens, einen Germinoon.
Ich hör' es in den Tiefen der Ferne rauschen,
Lauter ist Wärdis Quell dem Kommenden,
Und die Schwäne heben sich vor ihm
Mit schnellerem Flügelschlag.
Wer kommt? Wer kommt? Kriegerisch ertönt
Ihm die tatenvolle Leier,
Eichenlaub schattet auf seine glühende Stirn,
Es ist, ach es ist ein Barde meines Vaterlandes.

Eine Zeitlang war es, als solle dieser Sänger, der aus Norddeutschland kommen mußte, wie aus Norddeutschland das politische Heil erwartet ward, Kleist sein. Und in der Tat hatte er alles dazu. Denn wenn man bedenkt, wie tief er deutsches Wesen erfaßt hat, in Kollhaas, in Hermann den deutschen Charakter nach der negativen wie nach der positiven Seite hin unvergleichlich begriffen, und wie in Homburg die deutsch-preussische Idee tragvoll durchgeführt ist, wie deutsch vor allem seine unbedingte Wahrhaftigkeit, sein herrliches Ablehnen des schönen Scheins, die scharfe und feste Linie, die von den sanften Niederungen des Rätchens hinaufführt zur Hermannsschlacht, so mochte man sagen, er sei es, der berufen war, nicht nur wie die Klassiker die Sprache und den geistigen Gehalt der Nation dichterisch zu erlösen, sondern auch ihren Beruf zur Macht in der Welt. Im Bewußtsein seines Willens durfte er sagen, er werde Goethen die Krone vom Haupt reißen, so roh das Wort an sich klingt. Er sprach es aus dem Gefühl heraus, der fährende Dichter der Deutschen müsse an Deutschland glauben.

Man sagt heut, die besseren Nerven würden den Krieg gewinnen, und spricht damit aus, es sei ein Verdienst bessere Nerven zu haben als der Gegner, eine Sache des ethischen Willens. Es ist tragiisch genug, daß Kleist, Verherrlicher und Erkennner dieser deutschen Tugend, persönlich nicht diese Kraft des Willens hatte. Irgend etwas in ihm war morsch und gab nach. Darum vermochte seinen Glauben an Deutschland der Zweifel zu töten und mit diesem Glauben die Kraft, die ihn trug. Nicht wie Schiller steht er vor der Nation, ein Beharrender und Überwindender — er ist desertiert. Sein Lob verneint für das naive Empfinden sein Leben. Wie tief man seinen Jammer verstehe — der ärmste Proletarier, für Deutschland ausharrend im argomnischen Walde, richtet ihn.

Indessen aber hatte an seinem Geist ein anderer sich entzündet, der gleich ihm nicht nach griechischem Lorbeer, sondern nach dem deutschen Eichenkranz greift: Friedrich Hebbel. Kriegerisch ertönt ihm die tatenvolle Leier, Eichenlaub schattet auf seine glühende Stirn, und erst in dieser Stunde beginnt die Nation seine volle Bedeutung für das Deutschland zu erkennen. Ebenso wie Kleists, seines geliebten Geistesverwandten Los, war es auch seines, daß gerade die Eigenschaften, die das starke tragende Knochengestalt des Deutschland bilden, von einer sentimental und weiblichen Zeit als unerträglich hart, abstoßend und verlegend empfunden wurden. Und bis heut geht über unseren deutschesten Dichter viel vererbtes

schiefes Vered. Bis heute hat Hebbel jene urdeutsche Symbolik des flammenden Wills umgeben, es bedurfte einer harten Zeit, das Volk zu seinen Idealen zu erziehen. Heut reitet schon mancher zu ihm durch. Sein Leben lang hat er für Deutschland im Schützengraben gelegen; die selbst drin waren, wissen, was seine durchgraben Stimm, die harten Falten, die seinen Mund zerrten, bedeuten. Das sind Erinnerungen. Aber ausgehalten hat er, bis ihn siegreich auf erlöpftem Grund die Kugel traf.

So wie ein an griechischer Verlogenheit erzogener Geschmad es Kleist vorwarf, daß sein Prinz angelichts des offenen Grabes menschlich schauert, statt heldisch zu leiden, so hat man Hebbel Dialektik, Härte, Grausamkeit und Berechnung vorgeworfen; wenige haben erkannt, wie großartig und unbezwungen die innerste ethische Gewalt des Deutschland in seinen fürchtbaren Schöpfungen lebt, zumal in der „Genoveva“, der „Bernauer“, den „Nibelungen“.

Wie stark er die deutschen Aufgaben, die deutsche Zukunft sah und ergriß, erkennt man daraus, daß er unablässig den festen Zusammenschluß Deutschlands und Österreichs forderte

und in diesem durch die westlawischen Völker unterstützten Verband, den gleichen, den wir heut Mitteleuropa nennen, den mächtigsten Faktor zur Erhaltung des Weltfriedens und einer gedeihlichen Entwicklung der Menschheit für ihre großen Aufgaben sah. Daß diese Einheit nur in Blut zusammenwachsen werde, und daß der Deutsche nur dann jenen beherrschenden Einfluß im geistigen Leben der Völker gewinnen würde, den die Klassiker von ihm forderten, wenn er durch seine Faust und feste Zusammengeslossenheit aller Glieder die Nachbarn — mögen sie heißen, wenn sie nur fürchten — in Respekt gesetzt hätte, war seine heilige Überzeugung. Auf diesem Grunde mochten dann die idealen Bestrebungen und Aufgaben der Nation gedeihen und wachsen, ohne ihn würden sie haltlos flattern, jedem Windhauch preisgegeben — das war ihm, dem Sohn der harten norddeutschen Rasse und der Not, dem Dichter des Gewissens, der sah, auf den er leben und sterben wollte.

Der Kranz, den die Nation aus diesem Kriege zu ihren Heiligtümern heimbringt, wird vor seinen und seines unglücklichen und geliebten Vorgängers Bildern hängen. —

Die Zeiten reifen. Von Rudolf Hoffmann.

Wenn nach dem Sturm der Angewitter
Die junge Erde jauchzend lacht,

Wird sprenken seine Kerkergritter
Der Völkerfriede über Nacht.

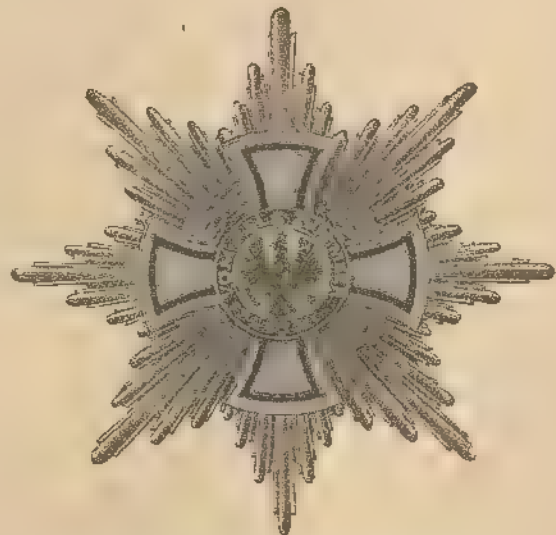


Unser Kaiser.

Aufnahme der Hofphotographen Sella & Runge, Prof. M. Niederau, Potsdam.

Der Königliche Hausorden von Hohenzollern und der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden. Von Dr. Stephan Refule von Stradonitz.

Mit der langen Dauer des Weltkrieges ist das Kreuz der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern, neben dem vollstümlichen Eisernen Kreuze mit seinen zwei Klassen und neben dem berühmten Orden Pour le Mérite Friedrichs des Großen, allmählich der Gegenstand immer größerer Aufmerksamkeit weiter Kreise in Preußen und Deutschland überhaupt geworden. Das kommt einmal daher, daß, je länger der Heldentampf Deutschlands und seiner treuen Verbündeten gegen den Mißverstand währt, um so mehr durch tapfere Taten hervorragende Offiziere mit dem „Kreuz der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern“ ausgezeichnet werden konnten und noch fortgesetzt ausgezeichnet werden. Sodann hängt es mit dem Nebenumstände zusammen, daß dieser Orden genau das gleiche Band hat, wie das Eiserne Kreuz, so daß ein Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern Untundigen das Band des Eisernen Kreuzes zweimal im Knopfloch zu tragen scheint. Die Stufenfolge ist nämlich im allgemeinen die, daß zuerst das Eiserne Kreuz 2. Klasse, dann das Eiserne Kreuz 1. Klasse, dann erst, bei wiederholter, bedeutender Auszeichnung vor dem Feinde, das Ritterkreuz des Königlichen Hausordens von Hohenzollern verliehen wird. Und in weiter Ferne winkt dann erst der Pour le Mérite.



Stern zum Großkomtur des Königl. Hohenzollernschen Hausordens. — Links darunter: Adler des Komtur des Königl. Hohenzollernschen Hausordens. — Rechts darunter: Ehrenkreuz 2. Klasse des Fürstl. Hohenzollernschen Hausordens. Unten: Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens mit Schwertern.



Jedenfalls dürften es diese Umstände rechtfertigen, wenn über den königlichen Hausorden von Hohenzollern, seine Geschichte, seine Abstufungen usw. einem weiteren Leserkreis einmal näheres mitgeteilt wird. Hervorgegangen ist er aus dem Fürstlich Hohenzollernschen Hausorden, den die Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin zu Hohenzollern-Hechingen und Karl zu Hohenzollern-Sigmaringen am 5. Dezember 1841 gestiftet hatten, und der in jedem dieser beiden Kleinstaaten für treue, dem Fürstentum und Lande geleistete Dienste bestimmt war. Die Schirmherrschaft über diesen Orden hatte König Friedrich Wilhelm IV. übernommen. Fürst Friedrich Wilhelm Konstantin trat am 7. Dezember 1849 Hechingen an Preußen ab. Fürst Karl zu Sigmaringen dankte am 27. August 1848 zugunsten seines ältesten Sohnes Karl Anton ab. Dieser entsagte dann zugunsten der Krone Preußen auf Sigmaringen ebenfalls am 7. Dezember 1849. Mit diesem Staatsvertrage vom 7. Dezember 1849 war der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden in die Reihe der königlich preussischen Orden übergegangen. Daraufhin richtete am 16. Januar 1851 König Friedrich Wilhelm IV., aus Anlaß des bevorstehenden Krönungsfestes (18. Januar), einen Erlaß an das Staatsministerium, daß er „die Verfassung des gedachten Ordens feststellen wolle und der Einreichung eines Entwurfs zu den Statuten desselben seitens des Staatsministeriums entgegenstehe“. Der Erlaß dieser Satzungen hat sich aber noch längere Zeit hingezogen. Sie wurden auf der Stammburg Hohenzollern am 23. August 1851, dem Tage der Huldigung der Hohenzollernschen Lande, vom Könige vollzogen. Beide Orden bestehen nun nebeneinander her: der königliche Hausorden von Hohenzollern als ein königlich preussischer, vom Könige von Preußen zu verleihender, und der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden als ein unter die königlich preussischen eingereihter Orden, den die Fürsten von Hohenzollern, mit Genehmigung des Königs von Preußen für jeden einzelnen Fall, verleihen. Schon durch allerhöchste Kabinettsorder vom 27. März 1850 hatte übrigens König Friedrich Wilhelm IV. ausdrücklich anerkannt, daß die fernere Verleihung des Fürstlichen Hausordens den Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin und Karl Anton „verbleibe“. Beide Fürsten erließen nun am 16. Februar 1852 besondere Satzungen, die Friedrich Wilhelm IV. am 20. März bestätigte. Auf Grund aller dieser Bestimmungen besteht der Hausorden von Hohenzollern aus zwei „Ordnungen“: dem „Orden des Königlichen Hauses von Preußen“ und dem „Orden des Fürstlichen Hauses von Hohenzollern“, und der „Königliche Hausorden von Hohenzollern“ aus zwei „Abteilungen“: den „Kreuzen“ und den „Adlern“. Jene dienen zur Belohnung besonderer Hingebung an das königliche Haus, jene zur Belohnung besonderer Verdienste um die Pflege gottesfürchtiger und treuer Gesinnung unter der Jugend. Der Fürstlich Hohenzollernsche Hausorden ist der Haus- und Verdienstorden für

das Fürstliche Haus schließlich. Die Fürstliche Linie zu Hechingen ist am 8. September 1869 mit dem Tode des Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin erloschen. Fürst Karl Anton nannte sich von nun an nur noch „Fürst von Hohenzollern“, wie es sein jedesmaliger Nachfolger bis zum heutigen Tage tut, und die Verleihung des Fürstlichen Hausordens steht seitdem dem jedesmaligen „Fürsten von Hohenzollern“, selbstverständlich nach wie vor unter königlicher Genehmigung, allein zu. Beide Orden haben seit dem Erlasse der erwähnten Satzungen Abänderungen und Erweiterungen erfahren. Die wichtigsten Erweiterungen waren die vom 27. Februar/22. April 1864 für den königlichen Hausorden (zugleich den roten Adler- und den Kronenorden) und vom 18./20. Dezember 1866 für den Fürstlichen Hausorden von Hohenzollern, durch die diese Orden bei Verleihung für Verdienste vor dem Feinde mit Schwertern und einem besonderen Band ausgestattet wurden. Der königliche Hausorden von Hohenzollern besteht somit heute aus folgenden Abstufungen:

- | | | |
|-----------------|---------------------------|----------|
| I. Groß-Komture | a. Stern der Groß-Komture | b. Kreuz |
| II. Komture | a. Stern der Komture | b. Kreuz |
| III. Ritter | a. Stern der Ritter | b. Kreuz |
| IV. Inhaber | a. Stern der Inhaber | b. Kreuz |

Alle Abstufungen des Kreuzes werden im Kriege nur mit Schwertern verliehen. Das jagungsgemäße Band ist weiß, dreimal schwarz gestreift. Beim Kreuze mit Schwertern ist das Band schwarz mit zwei weißen Randstreifen, wie dasjenige des Eisernen Kreuzes, jedoch nur bei Inländern, da Ausländer auch die preussischen Schwerterorden durchweg am jagungsgemäßen Bande zu tragen haben. Wer



das Kreuz der Ritter mit Schwertern und am Kriegsbande befestigt und das Kreuz der Komture erhält, bei dem ist zu unterscheiden, ob er letzteres für Friedens- oder Kriegsverdienst bekommt. Im ersten Falle hat das Kreuz der Komture die gekrenzten Schwerter am Ringe, wird am jagungsmäßigen Band, und das vorher besessene Kreuz der Ritter mit Schwertern wird daneben am Kriegsbande weitergetragen. Im zweiten Falle hat das Kreuz der Komture die Schwerter wie gewöhnlich, und das Band hat noch einen weißen Mittelstreifen, ist also zweimal schwarz und dreimal weiß gestreift. Das Kreuz (und der Adler) der Groß-Komture wird überhaupt nicht an einem Bande, sondern an einer Kette um den Hals getragen. Diese Kette ist von Silber mit Schmelzarbeit und besteht aus Gliedern, die abwechselnd den Hohenzollernschen, den Habsburger Wappenschild und das Zepher des Kur-Erz-Kammerers zeigen. Dieses Kreuz der Groß-Komture schon, von dem Sterne der Groß-Komture ganz abgesehen, wird bereits im Frieden so hoch bewertet, daß es noch nach dem hohen Orden vom Schwarzen Adler verliehen werden kann. Das

Kreuz und gar der Stern der Groß-Komture mit Schwertern sind äußerst seltene Auszeichnungen, wie ja auch aus dem schon im Eingange hervorgehobenen Umstände, daß das Kreuz der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern über das Eiserne Kreuz 1. Klasse zu stellen ist, hervorgeht, wie hoch dieser Orden überhaupt bewertet wird. — Der Wahlspruch des Königlichen Hausordens ist: „Vom Fels zum Meer“. Der Fürstliche Hausorden von Hohenzollern besteht heute aus folgenden Abstufungen: dem Ehrenkreuz 1. Klasse (einem Sternkreuz ohne Band für die linke Brustseite), dem Ehren-Komturekreuz (einem Halskreuze), dem Ehrenkreuz 2., dem Ehrenkreuz 3. Klasse, der Goldenen Ehren- und der Silbernen Verdienst-Medaille. Sämtliche sechs Abstufungen können für Verdienst vor dem Feinde mit Schwertern verliehen werden. Ein besonderes Band besteht jedoch für die Schwerterauszeichnungen des Fürstlich Hohenzollernschen Hausordens nicht. — Der Wahlspruch des Fürstlichen Hausordens ist: „Für Treue und Verdienst“.

Zum 27. Januar 1918.

Nur wenige Glocken im Lande ertönen;
Die Brüder nicht mehr, sie wanderten weit.
Doch hört ihr im Fernen ein machtvoll's Dröhnen
Aus feuernden Schlünden im heiligen Streite.

So klingen und dröhnen zur Weihe der Stunde
Die Glocken der Heimat, im Lande und dort.
Mit all ihren Klängen aus ehernem Munde
Vereint sich ein Wünschen zu hehrem Akkord.

Die Glocken, die vordem in Kirchen gehangen,
Dem Kaiser zum Festtag den Segen gesandt,
Die Glocken, die einstens im Vaterland klangen, —
Sie grüßen in Kriegstracht aus feindlichem Land.

Die Seelen der Helden, der Lebenden Herzen,
Sie huldigen heute dem Kaiser und Herrn. [zen;
Kommt mit uns zum Throne, ihr Sorgen und Schmer-
Du Kummer, du Gramen, auch ihr bleibt nicht fern!

Für unseren Kaiser, für unseren König
Ist nichts zu viel, ist alles zu wenig!
Heil unserm Kaiser, Heil dem Vaterland!

Guido v. Gyllhausen,
Major im 3. Garde-Regiment zu Fuß.



Die Burg Hohenzollern bei Sonnenaufgang.

Das Problem „Mütter und Söhne“ ist in diesem Krieg glänzend gelöst. Abgesehen von den gar nicht so seltenen Fällen, in denen beide Generationen unter den Waffen stehen, hat es auch kaum einen Vater gegeben, der seinen Sohn im Ernst zurückgehalten hätte, als dieser mit der Bitte vor ihn trat: Vater, gib mir deinen Segen für Tod und Leben, ich will's dem Kaiser, will's dem Vaterlande weihen! — Beweis: die Tausende und aber Tausende blutjunger Menschenkinder, die als Kriegsfreiwillige sich gemeldet haben und deren heilige Begeisterung, sei es mit dem Lorbeer des Sieges, sei es mit „dem süßen Tod der Freien“ getränkt wurde.

Heil unserem Volk, daß es solche Väter und solche Söhne sein eigen nennen darf! Darin liegt seine Rettung. Und zwar gilt dieser Satz nicht nur für das, was Väter und Söhne auf blutiger Walfahrt tun und leiden, sondern genau ebenso für das, was sie auf dem vielverzweigten Gebiet der Arbeit in der Heimat leisten. Der Junge, der heute im Männerchor neben dem Vater in die Fabrik geht, der, obgleich seine Wangen bleichen, mit vollendeter Selbstverständlichkeit seine Nachschicht macht —, der Getreidener, der mit demselben Eifer Kartoffeln buddelt, mit dem er ehemals Ciceros vielverschlungene Perioden löste oder in das Zahlenlabyrinth der Logarithmentafel sich hineinwagte — wahrhaftig, aus welchem Stand und welcher Gesellschaftsklasse sie auch kommen mögen: sie stehen ebenbürtig nebeneinander, der mit der blauen Bluse und der mit der bunten Mütze. Und der Stolz der Väter auf ihre Söhne ist berechtigt.

Noch ein Wort den Studenten. Kommilitonen, wir wissen, vor welche Mühe euch die lange Dauer des Krieges stellt! Wer von euch seit Kriegsausbruch im Felde steht, geht jetzt ins siebente Militärfeldjahr. Ein Zeitraum, der euch in verschiedenen Fakultäten in die Nähe des Examinens gebracht hätte, wenn ihr im Frieden euren Studien hätte obliegen können. Und die Zeit, die ihr verliert, ist noch nicht einmal das lauterste Moment. Schwerer empfindet ihr wohl die gänzliche Zusammenhanglosigkeit mit der Atmosphäre eures Faches, die für den Akademiker ein stiller, aber ungeheurer tief mitwebender Faktor ist. Ihr waret noch nicht, was ihr werden wolltet, als der Kaiser euch rief — und sollt, ja müßt notgedrungenenerweise in eurer Hochschuldisziplin wieder, wenn ihr heimkommt, ins Verbestadium treten. Welch seelische Anforderung! Doch ihr werdet sie erfüllen! Ihr seid Manns genug! Das danken wir euch! —

Doch nun zu den Müttern und Töchtern! Gewiß, hier liegen die Dinge ganz anders, und die Problemstellung muß dieser Tatsache gerecht werden. Es wäre schändliche Undankbarkeit, den deutschen Müttern auch nur entfernt den Vorwurf zu machen, sie seien der Lage unserer ehernen Zeit nicht gewachsen. Wenn ich heute eine Mutter im Trauerkleide sehe, möchte ich immer den Hut abnehmen! Und wer will sie zählen, die Heldinnenmütter alle, die ihrer Seele brennenden Schmerz mit jener unnachahmlichen Hohen tragen, die nach außen hin auf jede Äußerung verzichten. Wäre ich Dichter, ich stimmte meine Harfe auf ein Lied von Mutterleid und Muttergröße.

Aber wenn nun eure Töchter kommen, ihr deutschen Mütter, und bitten euch nicht um das schlichte und doch so schmutze Schwesterkleid, sondern um einen groben Rock, den ättesten, unmodernten, abgetragenen und wollen ihn anziehen, weil sie sich aus innerstem Drang zu einer Arbeit entschlossen haben, die kein anderes Gewand duldet, als das, mit dem man keinen „Staat“ machen, wohl aber Arbeit, harte Arbeit leisten kann — deutsche Mütter, was werdet ihr dann tun?

Es geht durch unsere weibliche Jugend ein starker Drang zur Arbeit, und zwar nicht zur Arbeit bloß als Beschäftigung und Abwechslung, weil man sonst unter langer Weile leiden würde, sondern zur Arbeit als tägliche Leistung. Unsere jungen Mädchen sind dahinter gekommen — und das ist eine segensvolle Frucht des Krieges —, daß diese Art der Arbeit Lebensdrang und Lebensfreude schafft. Und mit der ihm eigenen Frische geht das heranwachsende Frauengeschlecht energisch in die Taten. Geleget dieses Temperament!

Es mag manchmal mütterliche Pflicht sein, zur Mäßigung zu mahnen, aber auch eben nur manchmal. Je bewegter indessen die Zeiten, je größer die Aufgaben sind, die ihrer Lösung harren, um so mehr muß die Jugend Bewegungsfreiheit haben, wenn Herz und Hände sich nach persönlicher Mitarbeit

am großen Werke sehnen. Gewiß, ein junges Mädchen kann sich heute mehr denn je auf den verschiedensten Gebieten nützlich machen: es gibt ja so unendlich vielerlei zu tun. Aber über dem multa steht das multum, über dem vielerlei das viel. Dieser Satz ist auch in unseren Tagen nicht überholt. Und wenn ein junges Mädchen heute fragt: Wo kann ich heute nicht viel, sondern am meisten nützen? — so gibt es, wie die Dinge eben liegen, nur eine Antwort: in der Munitionserzeugung. — Das wissen die jungen Mädchen auch ganz genau. Darum das Verlangen von vielen unter ihnen nach dem „groben Hemd“. —

Allerdings, ihr lieben Mütter, denn — vergeßt! — ein wenig eitel auf eure Töchter seid ihr ja alle: mit den wohlgepflegten Händen und Nägeln ist's dann vorbei. Aber das ist ja schließlich kein dauernder Schönheitsfehler, und wäre er's, ich wollte meinen: das wäre denen, die einst Mütter eines starken Geschlechts werden wollen, ein Ehrenmal! Die Wunden, die der deutsche Mann von der Feldschlacht her trägt, und die von Arbeit gehärteten Hände der deutschen Frau, die sie sich erwarb, als sie jenem für sein Geschütz die Geschosse machte, — das sind Verheißungen für eine große deutsche Zukunft, sind die beredtesten Berichte aus gewaltiger Zeit an das nachkommende Geschlecht. Und wenn nun die Tochter nicht nur gewillt, sondern geradezu begeistert ist, und zwar nicht als „höhere“ Tochter hinab, sondern gerade umgekehrt hinaufzusteigen auf die steile Hochfläche der Arbeit, dorthin also, wo die sozialen Unterschiede durch den Generalrenner „Treue im Kleinen“ aufgehoben werden — deutsche Mütter, geht es nicht wie ein Leuchten über euer Angesicht: eure Töchter dürfen praktisch mithelfen an der Lösung des sozialen Problems, dieses Problems, das der meisten Theorien jahrzehntelang gespoit hat! Eure Töchter wollen das Neuland der Verständigung zwischen den ehemals so hart voneinander getrennten Schichten und Klassen unseres Volkes anbauen! Ihr werdet sie doch nicht hindern wollen? Ihr werdet doch nicht, wo sie sich selbst an eine große Sache zu wagen gewillt sind, den Sonnenschein ihres tatensfrohen Optimismus durch die eifigen Nebel hundertfacher Bedenken verdecken!

Aber die Gesundheit? Werden sie's aushalten? — Ganz gewiß, diese Frage ist ernst und will auch im Interesse der Sache geprüft sein; denn die Arbeit in der Rüstungsindustrie trägt keine auch nur je und dann einmal leerbleibenden Pläne. Sie fordert in der Tat kräftige Mädel: eben wie das Material, an dem sie arbeiten sollen, müssen ihre Nerven und ihr Wille sein. Und ich will gleich noch eins verraten: sonderlich ozonhaltig ist die Luft in den Arbeitsräumen auch nicht gerade, aber immerhin mit zweckmäßiger Lüftung läßt sich auch da viel erreichen. Kurz und gut, es gilt zu bedenken, daß es sich um eine keineswegs zu unterschätzende körperliche Leistung handelt.

Doch darin liegt ja gerade die Probe auf ein erzieherisches Exempel, das in den letzten Jahren vor dem Krieg vielfach erörtert worden ist. Nicht wahr, fast bis zum Überdruß konnte man von „körperlicher Erziehung“ der Jugendlichen reden hören. Und Turnen, Sport und Wandern wurde von unserer Jungmädchenwelt mit wahrer Wonne gepflegt. Ja, über diese natürliche Art die Kräfte des Leibes zu heben hinaus taten sich auch noch besondere Anstalten für „Körperkultur“ auf. Wohlan, jetzt laßt sehen, was dabei herausgekommen ist! Nun weg mit der Zupsgeige und dem Tennisschläger: das heitere Spiel ist vorbei, der Ernst des Lebens steht vor der Tür. Schönheit und Anmut sollen sich wandeln in Willen und Kraft! Mütter, hat das Spiel eure Töchter für die Arbeit gestählt, dann nur nicht allzu bedenklich, sie werden's schon leisten — und Übermenschliches wird nicht verlangt. Im Zweifelsfall aber entscheidet nicht die besorgte Mutter, sondern der sachlich abwägende Arzt.

In Summa: deutsche Mütter, ich weiß, ihr habt noch manches Bedenken auf der Seele: Unterbrechung der Berufsausbildung zum Beispiel, und vieles andere. Ich darf der Papierknappheit wegen nicht zu ausführlich sein, sonst wollte ich mit euch noch mancherlei besprechen. So laßt mich nur noch dies sagen: die Seele eurer Töchter dürftet nach der Tat! Gebt ihnen nach! Eure Söhne auf der Walfahrt draußen, eure Töchter in der Arbeit daheim — beide fürs Vaterland! — dann: Heil, Deutschland!

Anhang:

Urkunden und amtliche Telegramme

Achter Teil:

Vom 1. Juni 1917 bis 31. Oktober 1917

Drum hassen uns alle. Von Otto Romberg.

Wir haben der Erde die Kräfte entzissen
Mit eisernem Vollen und suchendem Wissen,
So ward uns das Können in planvollem Müh'n
Und Deutschland wuchs gewaltig und kühn,
Drum hassen uns alle.

Sie konnten die deutsche Art nicht vertragen
Sie wollten uns während zermalmen, zerklagen,
Sie fanden uns Deutsche in allem bereit
Mit machtvollen Kräften zum jubelnden Streik,
Drum hassen uns alle.

Anhang: Urkunden und amtliche Telegramme.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 1. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Dünen- und im Hünengraben und vornehmlich im Wntschaeabchnitt nahm gestern Abend der Artilleriekampf große Festigkeit an. Mit zusammengefaßter Feuerwirkung bereitete der Feind an mehreren Stellen starke Erkundungsstöße vor, die überall im Nahkampf zurückgeschlagen wurden. Auch vom La Bassée-Kanal bis auf das Südufer der Scarpe erreichte die Feuer-tätigkeit wieder große Stärke. Hier brachen die Engländer zu Erkundungen bei Hulluch, Cheris und Fontaine vor; sie wurden abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisnefront und in der Champagne ist die Gefechtslage unverändert. Gestern morgen fielen bei einem Unternehmen am Hochberg südöstlich von Nauron 60 Franzosen in unsere Hand. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Bei Smorgon, Baranowitsch, Brody und an der Bahn Sloczow-Tarnopol übergriff die Feuer-tätigkeit das bis vor kurzem übliche Maß. — Mazedonische Front: Bulgarische Vorpösten brachten durch Feuer feindliche Vorstöße auf dem rechten Wardaruf und südwestlich des Dojransees zum Scheitern. — Gestern verloren die Gegner 4 Flugzeuge und 3 Fesselballone durch Luftangriff unserer Flieger. (W. T. B.)

Hefige italienische Angriffe abge schlagen.

Wien, 1. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Dobice wurden gestern früh wieder heftige italienische Angriffe abgewiesen. Sonst am Isonzo nur Geschüßkampf; stellenweise auch in Kärnten und an der Tiroler Front.

Sturmserfolg bei Soissons.

Großes Hauptquartier, 2. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Wie in den Vortagen war die Kampftätigkeit der Artillerie im Wntschaeabogen gesteigert. An der Arrasfront war das Feuer besonders bei Lens und auf dem Nordufer der Scarpe stark. Bei Erkundungsgefechten machten unsere Störtruppen eine Anzahl Gefangener, darunter auch Portugiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Allemant, nordöstlich von Soissons, führten ein hannoversches und ein westfälisches Regiment, unterstützt durch Teile einer bewährten Sturmtruppe, Artillerie, Minenwerfer und Flieger einen Angriff mit vollem Erfolg durch. In überraschendem Ansturm wurde die französische Stellung in etwa 1000 Meter Ausdehnung genommen und gegen wiederholte Gegenangriffe gehalten. 3 Offiziere, 178 Mann sind gefangen, zahlreiche Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet worden. Längs der Aisne, in der Champagne auf beiden Suippesufern und östlich der Maas war die Flieger-tätigkeit zeitweilig rege. — Im Mai sind im Westen 237 Offiziere, dabei 1 General, und 12500 Mann als Gefangene, 5 Geschütze, 211 Maschinengewehre, 434 Schnellabgewehre und 18 Minenwerfer als Beute von unseren Truppen eingebracht worden. — Mazedonische Front: Auf dem westlichen Wardaruf warfen bulgarische Bataillone den Feind aus einer Vorpöstenstellung bei Altschak und wehrten mehrere Gegenstöße ab. (W. T. B.)

Neue Angriffe bei Görz abgewiesen.

Wien, 2. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Heute früh scheiterte bei Görz ein feindlicher Überfall, sonst am Isonzo nur Geschüßkampf und sehr rege Flieger-tätigkeit. Unsere Kampfflieger schossen im Luftkampf 2 feindliche Flugzeuge ab. — An der Tiroler Front holten im Monat Mai unsere angriffs-treubigen Truppen 8 Offiziere, 728 Mann, 10 Maschinengewehre und 3 Granatenwerfer aus den feindlichen Stellungen.

Ereignisse zur See.

Wien, 2. Juni. — Vom 31. Mai auf den 1. Juni herrschte im Golfe von Triest und im angrenzenden Küstengebiet rege nautische Flieger-tätigkeit, wobei unsere Seeflugzeuge die Bahn-anlagen und andere militärische Objekte in Cervignano und San Giorgio di Nogaro mit beobachtetem Erfolge mit Bomben belegten. Feindliche Fliegerangriffe auf Triest und Umgebung töteten einen Knaben. Sachschaden wurde nicht angerichtet. Bei der nautischen Verfolgung gelang es unserem erfolgreichen Flieger Lizenzius-leutnant Banfield ein feindliches Flugzeug im feindlichen Bereich abzuschießen. Wir haben kein Flugzeug eingebüßt.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 3. Juni. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Wntschaeabchnitt hat der starke Artilleriekampf auch gestern angehalten. Zwischen Lens und Quéant blieb gleichfalls die Feuer-tätigkeit lebhaft.

VIII.

Nachts griffen die Engländer bei Loos, am Soudhezbad und nord-östlich von Monchy an. Sie wurden abgewiesen; in einzelnen Graben-stücken südwestlich von Lens wird noch gekämpft. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Gefechts-tätigkeit längs der Aisne und in der Champagne war im allgemeinen gering. Erkundungs-stöße unserer Sturmtruppen brachten am Chemin-des-Dames süd-östlich von Silain mehrere Flammenwerfer, an der Aisne 15 Ge-fangene ein. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Auf dem rechten Maasufer wurden bei Haudimont, Combres und St. Mihiel mehrere französische Aufklärungsabteilungen zurückgeschlagen. — In der Nacht zum 1. Juni bewarfen englische Flieger ein im Etappengebiet befindliches Lager mit Bomben, die von den fran-zösischen Gefangenen 1 Mann töteten und 91 verwundeten. Unsere Fluggeschwader haben vor der Arras- und Aisnefront mit erkannter Wirkung Bomben auf Bahnanlagen, Munitions- und Truppen-lager abgeworfen. In Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer haben die Gegner gestern 10 Flugzeuge verloren. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist die Gesamtlage unverändert. In der Moldau sind in den beiden letzten Nächten zwischen Sufita und Putnata rumänische Vorstöße abgewiesen worden. — Mazedonische Front: Westlich des Wardar sind südöstlich von Huma und bei Altschak Mahle Angriffe mehrerer feindlicher Kom-pagnien vor den bulgarischen Stellungen verlustreich gescheitert. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Juni. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Im Putnata wurde ein Vorstoß rumänischer Truppen blutig abge-schlagen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im San Marco-gelände bei Görz warfen die Abteilungen des Hauptmanns Sonnen-wend den Feind mit einem schneidigen Vorstoß aus seinen vordersten Gräben. Er ließ 10 Offiziere, 500 Mann und 4 Maschinengewehre in unserer Hand. Italienische Flieger bewarfen Triest und andere istrianische Plätze mit Bomben. In Triest wurden eine Frau und ein Kind getötet. An der südtiroler Front zahlreiche Luftkämpfe.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 4. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Wntschaeabogen erreichte der Artilleriekampf gestern äußerste Festigkeit; er hielt bis in die Nacht an. Nahe der Küste, am La Bassée-Kanal und beiderseits der Scarpe nahm nachmittags die Kampftätigkeit zu. Nachts folgten starken Feuerwellen Vorstöße der Engländer bei Hulluch, Lens, Monchy und Cherish. Sie sind überall abge-wiesen worden. Am Soudhezbad vom Vortage verbliebene Eng-länderreste wurden größtenteils gesäubert. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Westpreussische und rheinische Regimenter führten am Winterberg bei Craonne eine gewaltsame Erkundung durch, bei der nach erbitterten Nahkämpfen über 150 Franzosen und 15 Maschinengewehre in der Hand der Sturmtruppen blieben. Am Westhang des Berges in unsere Stellung einbezogene französische Gräben wurden gegen starke Angriffe gehalten. Heute nacht drangen Stoßkompanien nieder-schlesischer Regimenter nordwestlich von Braye in die französische Stellung und nahmen mehr als 100 Mann gefangen. Auch hier wurden 15 Maschinengewehre erbeutet. Beide Erkundungsvorstöße brachten wertvolle Fest-stellungen über den feindlichen Kräfteeinsatz. In der Champagne wurde östlich des Pöhlberges ein Angriff mehrerer feindlicher Kompanien durch Gegenstoß zum Scheitern gebracht. — Mazedonische Front: Vorpöstengefechte westlich des Wardar am Dojransee und in der Struma-Ebene verließen für die bulgarischen Truppen günstig. (W. T. B.)

Erfolge gegen die Italiener.

Wien, 4. Juni. — Ostlicher Kriegsschauplatz: In den Karpaten wurden feindliche Erkundungsabteilungen abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Östlich von Görz ver-suchte der Feind mehrmals, die vorgeherten an uns verlorenen Gräben zurückzugewinnen. Alle Angriffe waren vergebens. Unsere Beute hat sich auf 11 Offiziere, 600 Mann und 9 Maschinengewehre erhöht. Auf dem Sajt Hrib holten wir 350 Italiener aus den feindlichen Stellungen. Im Bereiche von Jamiano ist die Kampftätigkeit wesentlich lebhafter geworden. Bei Arco in Südtirol wurde ein italienisches Wasserflugzeug abgeschossen. Wie aus sehr vorsichtigen Schätzungen erhellt, übertreffen die Verluste der Ita-liener in der zehnten Isonzschlacht alles, was der Feind in früheren Anstürmen an Menschenleben und Volkskraft seiner Eroberungs-politik geopfert hat. Wir stellten im Laufe des 19-tägigen Ringens mindestens 35 italienische Divisionen in erster Linie fest. Es ist sonach gegen einen Frontabschnitt von 40 Kilometer Breite mindestens die Hälfte des gesamten italienischen Heeres Sturm gelaufen. Die Einbuße, die bei diesem Massenopfer der Angreifer an Toten und

Verwundeten erlitt, übersteigt sicherlich 160 000 Mann. Außerdem nahmen wir ihm 16 000 Gefangene ab, so daß sich italienischerseits (für den Gegner günstig gerechnet) ein Gesamtabsatz von 180 000 Mann ergibt. Diefem Verlust von 180 000 Mann steht für den Feind die Befestigung des Kubbberges und des zum Trümmerhaufen zerfallenen Dorfes Jamiano als Raumgewinn gegenüber, wenig genug für den Siegesjubel, der am 2. Jahrestage des Krieges Italien erfüllte. Der Erfolg ist unbestritten unser geblieben.

Feindliche Angriffe in Mazedonien abgewiesen.

Sofia, 4. Juni. — Mazedonische Front: Auf dem rechten Wardarufer nordwestlich von Alisjak Mahle scheiterten wiederholte, bis zur Stunde fortgesetzte Angriffe des Feindes gegen unsere Posten vollständig. Gestern abend versuchten die Franzosen nach heftiger Artillerievorbereitung von neuem vier Angriffe zu machen, die aber mit blutigen Verlusten für sie abgeschlagen wurden. Gegen 8 Uhr abends rückten vereinzelte kleine Abteilungen vor, wurden aber sogleich durch unser Feuer zusammengebrochen. Eine halbe Stunde später rückte ein ganzes Bataillon vor, das jedoch ebenfalls vollständig zurückgeschlagen wurde. Darauf wurden noch zwei weitere Angriffe unternommen, welche scheiterten. Diese verzeihliche Hartnäckigkeit der Franzosen, die mit einer vollständigen Schlachtlage für sie endete, kostete ihnen schwere Verluste. Bis jetzt wurden etwa 300 feindliche Leichname vor unseren Drahtverhaken gezählt. Zu gleicher Zeit versuchten einzelne englische Infanteriegruppen im Mittelpunkt des Abschnittes zwischen Wardar- und Doiransee vorzurücken, sie wurden aber durch unser Feuer leicht verjagt. Um Mitternacht rückte eine englische Kompanie gegen unsere vorgeschobenen Posten südlich von Serres vor, wurde jedoch durch Feuer vertrieben. Auf der übrigen Front schwaches Artilleriefeuer. In der Ebene von Sarichaban warfen feindliche Flugzeuge Brandbomben auf die in den Feldern stehenden Garben.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 5. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Lage an der flandrischen Front ist unverändert. Im Westschäetebogen und in den Nachbarnabschnitten steigt sich seit Tagen die Artillerieschlacht am Nachmittag zu äußerster Kraft und hält bis tief in die Nacht an. Zur Feststellung der feindlichen Feuerwirkung vorstehende Abteilungen sind stets zurückgewiesen worden. Nahe der Küste und zwischen La Bassée und der Straße Bapaume—Cambrai war auch gestern an mehreren Stellen die Kampftätigkeit lebhaft; hier blieben gleichfalls Vorstöße für die Engländer ohne Ergebnis. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne und in der westlichen Champagne hat stellenweise der Feuerkampf wieder zugenommen. Bei Braye wurden zwei nach sehr starker Vorbereitung durchgeführte nächtliche Angriffe unter schweren Verlusten für die Franzosen abgeschlagen. Östlich der Angriffsstelle holten eigene Sturmtruppen Gefangene aus den feindlichen Gräben. — Bei günstigen Wetterverhältnissen war an der ganzen Front bei Tage und bei Nacht die Fliegertätigkeit sehr reger. In Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer sind gestern 12 feindliche Flugzeuge abgeschossen worden, durch Artilleriefeuer ein Fesselballon. Leutnant Vogt brachte den 32., Leutnant Schäfer den 30., Leutnant Allmenröder den 24. Gegner durch Luftangriff zum Abzug. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist es vielerorts bei auflebender Gefechtsintensität zu größeren Kampfabteilungen nicht gekommen. — Mazedonische Front: Außer Vorpöstengeplänkel keine wesentlichen Ereignisse. (W. T. B.)

6500 Italiener gefangen.

Wien, 5. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Südlich von Jamiano, halbwegs zwischen Monsalcone und der Hermoda eroberten unsere Truppen in planmäßig vorbereiteter und ausgeführter Gegenangriff einen beträchtlichen Teil der vor zwei Wochen in diesem Abschnitt von den Italienern genommenen Gräben zurück. Vergebens warf der Feind seine zu Fuß und mit Kraftwagen herangeführten Reserven in den Kampf, um uns das gewonnene Gelände wieder zu entreißen. In Tag und Nacht andauerndem Ringen, das sich heute früh infolge des Einsetzens neuer italienischer Verstärkungen zu größter Heftigkeit steigerte, blieb unsere heldenmütige Infanterie auf ganzer Linie siegreich. Der Feind ist überall zurückgeworfen. Auch die Verluste der Italiener, ihren Südsügel durch Vorstöße bei Kostanjewica, auf dem Sajt Krib und östlich von Görg zu entlasten, scheiterten an der tapferen Gegenwehr unserer Truppen völlig. Die Zahl der gestern bei Jamiano zurückgeführten Gefangenen beträgt 171 Offiziere und 6500 Mann. Die im letzten Bericht gemeldete Gesamtsumme ist somit auf die für eine Abwehrschlacht außergewöhnliche Höhe von 22 000 Gefangenen gestiegen. — Über Cortina d'Ampezzo wurde ein feindlicher Doppeldecker im Luftkampf abgeschossen.

Luftangriff auf die Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 6. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Artillerieschlacht im Westschäetebogen hat mit nur kurzen Unterbrechungen ihren Fortgang genommen. Starke Erkundungsvorstöße des

Feindes wurden abgeschlagen. Abends und nachts war die Kampftätigkeit auch nahe der Küste und längs der Artoisfront gesteigert. Bei Einbruch der Dunkelheit griffen die Engländer mit starken, tiefgestaffelten Kräften auf dem Nordufer der Scarpe an. Zwischen Gavelle und Sampour wurde der Feind unter schweren Verlusten durch bayerische Regimenter zurückgeworfen; weiter südlich drangen seine Sturmtruppen nur bei Bahnhof Roeng in unsere Stellung; dort wird um kleine Grabenstücke noch gekämpft. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames und in der Westschäetebogen war die Artillerietätigkeit wechselnd stark. In der Nacht zu gestern versuchten die Franzosen noch einen dritten Angriff nordwestlich von Braye. Auch dieser Anlauf brachte ihnen keinerlei Gewinn, kostete sie dagegen beträchtliche Opfer. Ebenso vergeblich und verlustreich griffen starke französische Kräfte morgens am Winterberg unsere Gräben an. — Eins unserer Luftgeschwader warf auf militärische Anlagen von Sheerney (Chemin-des-Dames) über 5000 Kilo Bomben ab; gute Trefferwirkung wurde beobachtet. In zahlreichen Luftkämpfen längs der Front büßten die Gegner 11 Flugzeuge ein. Leutnant Allmenröder errang seinen 25. und 26., Leutnant Vogt seinen 33. Luftsieg. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz und an der mazedonischen Front ist bei stellenweise auflebendem Feuer und Vorfeldgefechten die Lage unverändert. Auf dem Ofluser der Struma warfen englische Flieger Brandbomben auf die reisenden Getreidefelder. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Oltosstraße wurde ein schwächerer feindlicher Vorstoß durch Sperrfeuer erstickt. Sonst stellenweise auflebende Infanterietätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Feind erschröckte sich gestern zwischen dem Wippachale und dem Meere in vergeblichen Angriffen, um die in den vergangenen Tagen auf der Karsthochfläche erlittene Niederlage wettzumachen. Seine Anstürme zerschlugen. Unsere Truppen erweiterten durch die Erstürmung einer Höhe bei Jamiano ihren Erfolg und behaupteten in erbitterten Kämpfen alles gewonnene Gelände. — Die Zahl der in den drei verfloffenen Schlachttagen eingebrachten Gefangenen ist auf 250 Offiziere (unter ihnen vier Stabsoffiziere) und auf 10 000 Mann gestiegen. Mehrere italienische Regimenter sind fast mit ihrem ganzen Mannschaftebestande unverwundet in unsere Hände gefallen, so das Regiment Nr. 86 mit 2685 Mann, das Regiment Nr. 69 mit 1932, das Regiment Nr. 71 mit 1831 Kämpfern. — Die Brigaden Verona, Siracusa, Puglia und Ancona, in deren Reihen diese Truppenkörper suchten, sind vernichtet. Im Tunnel von San Giovanni wurde ein großes Feldspital erbeutet. Das Schlachtfeld ist von italienischen Leichen bedeckt. In der mond hellen Nacht von gestern auf heute suchten die italienischen Sieger weit hinter unserer Front Städte und Ortschaften heim. Sie kamen im Inneren österreichischen bis Laibach, in Tirol bis in die Gegend von Bogen, im Küstenlande und in Krain wurden einige Einwohner getötet. Sachschaden ist nicht zu melden.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 6. Juni. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer auf dem rechten Wardarufer und südlich von Huma. Ein feindlicher Nachtangriff gegen Bosiliska Kitka wurde in der Gegend von Sarichaban leicht durch Feuer abgewiesen. — Flugtätigkeit: Leutnant von Eschwege schoß im Luftkampf 1 feindliches Flugzeug ab, das ins Meer stürzte. — Rumänische Front: Bei Jaccia, Tulcea und Mahmudia Gewehrfeuer.

Erfolg am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 7. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Zwischen Ypern und Armentières tobt seit gestern der Artilleriekampf in unverminderter Kraft; heute früh ist nach umfangreichen Sprengungen und stärkstem Trommelfeuer mit Infanterieangriffen der Engländer die Schlacht in Flandern entbrannt. In außergewöhnlicher Heftigkeit hielt auch vom La Bassée-Kanal bis auf das Südufer der Scarpe die Feuerartillerie an. Bei Hulluch, Loos, Evin und Roeng sind heute vor Tagesanbruch starke englische Teilangriffe gescheitert. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bald nach dem niederheinische Südsügel an der Straße Pinon—Joug in erbittertem Handgemenge eine Anzahl Gefangene aus den französischen Gräben geholt und die Aufmerksamkeit des Gegners dorthin gelenkt hatten, setzten sich frühmorgens südlich von Pargny—Silaun Teile von meintunglichen, hannoverischen, schleswig-holsteinischen und brandenburgischen Regimenter in Besitz der feindlichen Stellungen am Chemin-des-Dames in fast 2 Kilometer Ausdehnung. Durch Artillerie, Minenwerfer und Flieger wirksam unterstützt, begleitet von Pionieren und Trupps des in den Kämpfen der letzten Wochen besonders bewährten Sturmabteilungen 7 nahmen die Kompagnien trotz hartnäckigen Widerstandes des Gegners das befohlene Angriffziel. Gegen die gewonnene Linie richteten sich nach heftigen Feuerwellen starke feindliche Gegenangriffe bis in die Nacht hinein; sie sind sämtlich abgewiesen worden. 14 Offiziere, 543 Mann wurden als Gefangene, 1 Revolverkanone, 15 Maschinengewehre und mehrere Granatenwerfer als Beute eingebracht. — Gestern

wurden 8 englische Flugzeuge im Luftkampf abgeschossen, davon 1 durch Leutnant Vogt, der damit den 34. Luftsieg errang.

Eine neue italienische Niederlage.

Wien, 7. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Jonzo setzte der Feind gestern seine Versuche, die am 4. Juni ihm entrissenen Stellungen um jeden Preis zurückzuerobern, mit größter Zähigkeit fort. Das Schlachtfeld von Jamiano war abermals die Stätte heftigsten Ringens. Die Italiener unterlagen. Ihre Massenangriffe brachen überall unter schweren Verlusten zusammen. Es blieben neuerlich 30 Offiziere und 500 Mann in unserer Hand, so daß die Gesamtzahl der seit 12. Mai eingebrachten Gefangenen die Summe von 27 000 Mann übersteigt. Im Gailtal wurde am 5. Juni ein italienischer Kampfdoppeldecker abgeschossen; die beiden Insassen gerieten unverwundet in Gefangenschaft. Am selben Tage stießen unsere Sturmtruppen im Dreizinnengebiet erfolgreich in die feindlichen Stellungen vor. Gestern lebhafteres italienisches Geschützfeuer im Saganatal und auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Im Raume südöstlich von Berat trieben unsere Sicherungstruppen feindliche Abteilungen in das Osmuntal zurück.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 7. Juni. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwache Artillerietätigkeit. Auf beiden Seiten des Wardar und in der Ebene von Serres im Vorgelände Gefechte zwischen schwachen Erkundungsabteilungen und Posten. In der Gegend von Sarichaban warf ein feindliches Flugzeug Brandbomben auf die Lager. — Rumänische Front: Westlich Mahmudia und bei Tulcea Feueraustausch zwischen den Posten, bei Jaccia vereinzelte Kanonenschüsse.

Heftige Kämpfe am Westschäetebogen.

Großes Hauptquartier, 8. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste und der Yperfront blieb die Kampftätigkeit noch gering. Die nach tagelangem, starkem Zerstörungsfeuer zwischen Ypern und dem Ploegsteertwalde, nördlich von Armentières, einsetzenden Angriffe der Engländer sind südlich von Ypern von niederschlagenden und württembergischen Regimenter abgewiesen worden; auch auf dem Südsügel des Schlachtfeldes kämpften wir erfolgreich, dagegen gelang es dem Gegner, bei St. Eloi, Westschäetebogen und Meffines unter der Wirkung zahlreicher Sprengungen in unsere Stellungen einzubrechen und nach hartnäckigen, wechselvollen Kämpfen über Westschäetebogen und Meffines vorzudringen. Ein kraftvoller Gegenangriff von Garde- und bayerischen Truppen warf den Feind auf Meffines zurück. Weiter nördlich wurde ihm durch frische Rezerwen Halt geboten. Später wurden unsere tapfer kämpfenden Regimenter aus dem westwärts vorspringenden Bogen auf eine vorbereitete Seihenstellung zwischen dem Kanalne nördlich von Hollebeke und dem Douve-Grund-Kanal 2 Kilometer westlich von Warneton zurückgenommen. An der Artoisfront ist in mehreren Abschnitten der Feuerkampf gesteigert gewesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am westlichen Teil des Chemin-des-Dames-Rückens hat seit mehreren Tagen die Artillerietätigkeit zugenommen; auch am Aisne-Marne-Kanal ist sie aufgelebt. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: In den Vogesen und im Sundgau sind mehrfach nach heftigen Feuerwellen vorstehende Erkundungsabteilungen der Franzosen zurückgewiesen worden. — In vielen Luftkämpfen, vornehmlich an der flandrischen Front, sind 12, durch Abwehrfeuer von der Erde 3 feindliche Flugzeuge abgeschossen worden. (W. T. B.)

Rege Fliegertätigkeit an der Jonzofront.

Wien, 8. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Mostecan-Abchnitt zeitweilig lebhafter Geschützkampf. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Jonzo gestern keine besondere Kampfabhandlung. Ein feindlicher Flieger, dessen Flugzeug unsere Abzeichen trug, warf hinter unserer Front Bomben ab. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden hält die Regelmäßigkeit der italienischen Batterien an. Auch die feindliche Fliegertätigkeit ist sehr lebhaft.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 8. Juni. — Mazedonische Front: Im Cernabogen vereinzeltes währendes Feuer der feindlichen Artillerie. Eine unserer Infanterieabteilungen führte glücklich eine Erkundung durch und brachte ein feindliches Maschinengewehr zurück. Südlich von Gewoghele versuchte eine feindliche Abteilung vorzuziehen, wurde jedoch durch Feuer vertrieben. Auf dem rechten Wardarufer führte eine Abteilung deutscher Aufklärer Gefangene fort. Im Nordteil der Ebene von Serres gegen Barakli Djumaja gegen Abend heftiges Artilleriefeuer. Während der Nacht Feueraustausch zwischen vorgeschobenen Abteilungen im Abschnitt zwischen Butkovo- und Tachinosee. Auf dem übrigen Teile der Front schwache Artillerietätigkeit. — Rumänische Front: Bei Tulcea Gewehrfeuer.

Kämpfe bei Lens.

Großes Hauptquartier, 9. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Längs der Yper nur streckenweise lebhaftere Artillerietätigkeit. — Gegen unsere Stellungen östlich von Westschäetebogen und Meffines richtete sich von Mittag ab wieder starkes Zerstörungsfeuer. Die großen Angriffe erneuerte der Feind unter dem Eindruck der schweren Verluste, welche die durch Gefangene bestätigten zehn Angriffsdiovisionen erlitten hatten, tagsüber nicht; nur australische Truppen schickte er zu vergeblichem Vorstoß östlich von Meffines ins Feuer. In den Abendstunden entwickelten sich auf beiden Ufern des Kanals Ypern—Comines und in der Donneniederung neue Kämpfe, bei denen der Feind keine Vorteile erringen konnte. Vom La Bassée-Kanal bis zum Senjebach war die Kampftätigkeit abends gleichfalls gesteigert. Nächtliche Vorstöße nördlich von Vermelles, südlich von Loos und östlich von Croisilles wurden zurückgewiesen. Starke Kräfte setzten der Feind zu wiederholten Angriffen südwestlich und südlich von Lens ein. In erbitterten Nachtkämpfen schlugen dort auf beiden Ufern des Souchezbaches sowie zwischen den von Gwendaq auf Avion und von Vinn auf Mericourt führenden Wegen heftige und schließliche Regimenter den stellenweise in unsere Gräben eingedrungenen Feind durch kräftige Gegenstöße zurück. Die Stellungen sind voll in unserer Hand. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach starker Feuerbereitung stießen nachts am Chemin-des-Dames bei Braye und Cerny französische Sturmtruppen vor; sie wurden abgeschlagen. Das auch in anderen Abschnitten der Aisne- und Champagnefront abends starke Feuer ließ um Mitternacht nach. (W. T. B.)

Vor einer neuen italienischen Offensive.

Wien, 9. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Waikarpaten und in Ostgalizien stellenweise lebhafteres Geplänkel. Sonst Artilleriefeuer. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Jonzo keine besonderen Ereignisse. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden hält der Geschützkampf in wechselnder Stärke an. Ein im Gebirgsgebiet durch heftige Sprengung entstandener Trichter wurde von unseren Truppen im Handgranatenkampf gegen italienische Angriffe behauptet.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 10. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Kampfabschnitt zwischen Ypern und dem Ploegsteertwalde war nach ruhigem Vormittag der Artilleriekampf erst gegen Abend, vornehmlich auf den Stiglen, gesteigert. Nachts stießen mehrfach englische Kompagnien gegen unsere Linien vor; sie wurden überall abgewiesen. An der übrigen Front blieb bei schlechter Sicht die Gefechtsintensität fast durchweg gering. Bei Alamecourt an der Oise, südlich von Berne in der Westschäetebogen, an der Nordostfront von Verbun und im Apremontwalde drangen unsere Stützkräften in die französischen Gräben ein und kehrten mit einer erheblichen Zahl von Gefangenen zurück. Bei Abwehr eines feindlichen Erkundungsstoßes bei Sirey blieben mehrere Franzosen in unserer Hand. — In Flandern verlor der Gegner vorgestern 10, gestern 6 Flugzeuge in Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer. Vor einigen Tagen hat Vizefeldwebel Müller seinen 14. Gegner im Luftkampf abgeschossen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 10. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien an mehreren Stellen erhöhte russische Gefechtsintensität. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der Jonzofront nichts Neues. Im Saganatal und auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden entwickelte sich gestern nachmittags heftiger Artilleriekampf, der seit heute früh in erhöhter Stärke fortgesetzt wird. Beim Feinde herrscht rege Bewegung.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 10. Juni. — Mazedonische Front: Im Cernabogen zeitweilig Trommelfeuer der feindlichen Artillerie von kurzer Dauer. Auch während der Nacht ziemlich heftiges Artilleriefeuer. Deutsche Abteilungen führten mit Erfolg Erkundungen durch und brachten Gefangene ein. An der übrigen Front spärliches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Bei Jaccia spärliches Artilleriefeuer, bei Tulcea Gewehrfeuer und vereinzelte Artillerietätigkeit.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. Juni. — An der Kaukasusfront hält die Flieger- und Patronellentätigkeit an. Da, wo stärkere feindliche Aufklärungsabteilungen gegen unsere Sicherungslinien vorzustoßen versuchten, wurden sie abgewiesen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 11. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Dänenabschnitt bei Nieuport und östlich von Ypern nahm gestern zeitweilig die Feuerartillerie erheblich an Stärke zu. Auch im Kampfgebiete östlich von Westschäetebogen und Meffines steigerte sich gegen Abend das Feuer. Nachts gingen nach heftigen Feuerüberfällen

englische Kompagnien gegen unsere Linien westlich von Hollebeke und Wambeke vor; sie wurden zurückgeschlagen. Südlich der Douve scheiterten abends Angriffe der Engländer gegen die Töpferlei westlich von Warneton. Beiderseits des Kanals von La Bassée und auf dem südlichen Scarpe-Ufer unterband unser Vernichtungsfeuer bei Festubert, Loos und Monchy die Durchführungen sich vorbereitender englischer Angriffe. An der Straße La Bassée—Bethune, nordöstlich von Vermelles, und bei Hulluch wurden feindliche Erkundungsstöße abgewiesen. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames brachen zu überraschenden Handstreichungen westlich von Cerny Stoßtrupps ostpreussischer und westfälischer Regimenter in die französischen Gräben ein, machten die Besatzung, soweit sie nicht flüchtete, nieder und kehrten mit Gefangenen zurück. Das hier einsetzende lebhafteste Feuer dehnte sich auch auf die Nachbarkampfbereiche aus, blieb sonst aber gering. Mazedonische Front: Auf beiden Warbarrufern und am Dojransee erfolgreiche Gefechte bulgarischer Posten. (W. T. B.)

Zwischen Afiago und Brenta.

Wien, 11. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der bereits seit einiger Zeit erwartete Angriff der 6. italienischen Armee auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden und im Saganatal hat begonnen. Nach mehrstündiger, sorgfältiger Artillerievorbereitung warf gestern der Feind an der Front zwischen Afiago und der Brenta seine Infanterie in den Kampf. Nordwestlich von Afiago gelang es den Italienern unter großen Opfern in unsere Gräben einzudringen. Am Abend war der Feind wieder völlig hinausgeworfen. Besonders hartnäckig wurde bei der Casara Sebio und im Gebiete des Monte Sorno gerungen, wo der italienische Ansturm an der Tapferkeit steirischer Truppen zerfiel. Auch im Saganatal scheiterten alle Angriffe des Feindes in unserem Geschützfeuer oder im Nachkampf. Unsere Flieger schossen zwei italienische Flugzeuge ab. — Am Sonzo keine besonderen Ereignisse.

Die Fliegerkämpfe im Monat Mai.

Großes Hauptquartier, 12. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front war die Artillerietätigkeit abends bei Hpern und südlich der Douve gesteigert. Nachmittags ritt englische Kavallerie gegen unsere Linien östlich von Messines an; nur Trümmer kehrten zurück. Südlich davon bei Gut Kraus angreifende Infanterie wurde durch Gegenstoß geworfen. Im Artois war besonders am Lensbogen sowie in und südlich der Scarpe-Miederung die Feuerleistung lebhaft. Bei Fromelles, Neuve Chapelle und Arleux vorrückende englische Erkundungsabteilungen sind abgewiesen worden. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Gegen die von uns beim Vorstoß westlich von Cerny am 10. Juni besetzten Gräben führten die Franzosen gestern fünf Gegenangriffe, die sämtlich verlustreich im Feuer und Nahkampf scheiterten. Der Artilleriekampf erreichte nur nördlich von Dailly und am Winterberg vorübergehend größere Stärke. In der Ostchampsagne schlugen bei Tahure und Vauquois französische Erkundungsstöße fehl. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Duna, bei Smorgon, Baranowitsch und besonders bei Brzezany und an der Karajowka ist die Gefechtsfähigkeit wieder lebhaft geworden. Mazedonische Front: Zwischen Prespaae und der Osterna sowie vom rechten Warbarrufer bis zum Dojransee zeigte sich die Artillerietätigkeit als in letzter Zeit. — In dem an gesteigerter Kampftätigkeit reichen Monat Mai haben auch die Luftstreitkräfte in ihren vielseitigen Aufgaben große Erfolge erzielt. Neben den Kampf- und Infanteriefliegern bewährten sich besonders die für Feuerleistung und Beobachtung unentbehrlichen Artillerieflieger, deren Leistungen durch die Fesselballonbeobachter wertvoll ergänzt wurden. Wir verloren im Westen, Osten und auf dem Balkan 79 Flugzeuge und 9 Fesselballone. Von den abgeschossenen feindlichen Flugzeugen sind 114 hinter unseren Linien, 148 jenseits der feindlichen Stellungen erkennbar abgelürzt. Außerdem haben die Gegner 26 Fesselballone eingebüßt und weitere 23 Flugzeuge, die durch Kampfeinwirkung zur Landung gezwungen wurden. (W. T. B.)

Neue italienische Angriffe abermals gescheitert.

Wien, 12. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien neuerliches Anwachen der feindlichen Artillerie- und Fliegerfähigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe in den Sieben Gemeinden dauern fort. Die italienischen Angriffe richteten sich hauptsächlich gegen den Monte Sorno, den Monte Chieja und die Grenzhöhen nördlich davon. Im südlichen Teil dieses Raumes scheiterten sie in den Nachmittagsstunden schon in unserem Geschützfeuer. Auf dem Grenzkanal gingen unsere Truppen starke feindliche Stöße im Bajonett- und Handgranatenkampf auf. Um Mitternacht brach der Gegner zwischen dem Monte Sorno und dem Grenzgraben abermals mit erheblichen Kräften vor. Sein Beginn blieb wieder erfolglos. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Ein italienisches Flugzeuggeschwader besetzte Durazzo mit Bomben. Mehrere Albaner wurden getötet.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 12. Juni. — Kaukasusfront: In einigen Abschnitten wurde feindliche Patrouillen- und Aufklärertätigkeit

beobachtet. An einer Stelle wurde ein Versuch des Feindes, mit etwa zwei Kompagnien einen Überfall gegen unsere Vorposten zu machen, durch Bomben und Infanteriefeuer abgewiesen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 13. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In starken Feuerwellen bekämpften sich die Artillerien im Hpernbogen und südlich der Douve. Westlich von Warneton kam mittags ein englischer Angriff in unserer Vernichtungsfeuer nur an wenigen Stellen aus den Gräben; die vorbrechenden Sturmwellen wichen in unserer zusammengefaßten Infanterie- und Artillerieabwehr unter Verlusten zurück. Abends scheiterte dort in gleicher Weise ein erneuter Angriff der Engländer. Westlich der Straße Arras—Lens lag morgens heftiges Wirkungsfeuer auf unseren Stellungen. Starke englische Kräfte, die auf dem Nordufer des Souchezbachs angriffen und in unsere Gräben drangen, wurden in knapptem Gegenstoß geworfen. In nachfolgenden erbitterten Handgranatenkämpfen engten unsere Stoßtrupps eine noch verbliebene Einbruchsstelle ein. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In einzelnen Abschnitten der Aisnefront, in der Champagne und an der Maas zeitweilig lebhafteste Feuerleistung. (W. T. B.)

Schwere italienische Verluste.

Wien, 13. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Wie aus den jüngsten Feindberichten hervorgeht, ist es abermals die italienischerseits oft beklagte Mitternachtsunruhe, die auch in den letzten Tagen die italienische Stoßkraft nicht zu machtvoller Entfaltung gelangen läßt. So vermochte auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden der Gegner gestern erst nach Einbruch der Dunkelheit seine Angriffe wieder aufzunehmen, die er zuerst im Sebiogebiet und nach Mitternacht auch gegen den Monte Sorno und die Grenzhöhen ansetzte. Unsere alpenländischen Truppen schlugen den Feind zurück. Er erlitt — namentlich am Nordflügel seiner Angriffsgruppe — sehr schwere Verluste. Bei der Sonzoarmee stellenweise lebhafterer Geschützkampf.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Sowohl in Flandern wie im Artois war nur in einigen Abschnitten der Artilleriekampf stark. Östlich von Hpern sprangen wir mehrere Minen, die in der englischen Stellung Verbeerungen anrichteten. Zu kleinen Vorfeldkämpfen kam es südlich der Douve. Die Lage ist unverändert geblieben. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Daurillon (nordöstlich von Soissons) griffen die Franzosen nach mehrstündigem Feuer an, sie wurden zurückgeworfen. Somit blieb die Artillerietätigkeit meist gering. Ein Gewader unserer Großflurzeuge erreichte gestern mittags London nach über der Festung Bomben ab und beobachtete bei klarer Sicht gute Trefferwirkung. Trotz starken Abwehrfeuers und mehrerer Luftkämpfe, bei denen ein englischer Flieger über der Thémis abbrannte, kehrten alle Flugzeuge unverletzt zurück. Östlicher Kriegsschauplatz: Die Gefechtsfähigkeit hielt sich in den üblichen Grenzen. Die ruhigen Flieger sind in letzter Zeit wieder tüchtiger geworden. Sie fliegen mehrfach über unsere Linien vor. Seit Anfang Juni wurden 3 abgelassen. Bombenabwurf auf Tadmur wurde gestern durch Luftangriff auf Schloß vergolten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden gestern nur Geschützkampf, sonst nichts zu melden.

Neue Kämpfe bei Hpern Armentières.

Großes Hauptquartier, 15. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern setzte nach verhältnismäßig ruhigen Tagen zwischen Hpern und Armentières gestern 8.30 abends starkes Trommelfeuer ein, dem an der ganzen Front englische Angriffe folgten. Sie brachten nach Kämpfen, die an einzelnen Stellen bis zum Morgen andauerten, die Sicherungen zurück, die unsere weiter östlich liegende Kampflinie zwischen Hollebeke, Douvegrund und südwestlich von Warneton seit dem 10. Mai erfolgreich gegen alle Erkundungsvorstöße der Engländer verschleierte haben. Nördlich des Kampffeldes bis zur Küste nur geringe Artillerietätigkeit. Im Handstreich hoben Stoßtrupps eines niederholländischen Regiments am Merkanal einen belgischen Posten von 25 Mann auf. An der Artoisfront griffen die Engländer morgens nach heftigen Feuerwellen unsere Gräben östlich von Monchy an. Sie brachen an einigen Punkten ein, wurden jedoch durch Gegenstoß der Bereitschaften sofort hinausgeworfen. Ein Grabenstück westlich des Bois du Sart ist noch in Feindeshand. Abends stießen mehrere englische Bataillone östlich von Loos vor. Auch hier wurde unsere Stellung durch kräftigen Gegenangriff gehalten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames lebte in den Abendstunden der Feuerkampf zu beiden Seiten der Straße Laon—Soissons und am Winterberg auf. Unsere Sturmtrupps brachten von Unternehmungen gegen französische Gräben nordöstlich von Bray, westlich der Suippes

niederung und auf dem östlichen Maasufer Gefangene und Beute zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: Lebhafteste Feuerleistung bei Smorgon, westlich von Luck und an den von Sloczow und Halsz auf Tarnopol führenden Bahnen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien und Wolhynien hält die vermehrte russische Gefechtsfähigkeit an mehreren Stellen an. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der Sonzoarmee keine Ereignisse von Belang. In Kärnten steigerte sich das feindliche Artilleriefeuer im Pläcken- und Sillscherabschnitt zu größter Heftigkeit. Ein gegen unsere Stellungen am Rombon geführter Angriff wurde abgewiesen. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden steigerte sich der Artilleriekampf.

Heftige Kämpfe östlich Loos.

Großes Hauptquartier, 16. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Wieder steigerte sich die Kampftätigkeit an der flandrischen Front erst in den Nachmittagsstunden. Starkes Feuer lag in Gegend von Hollebeke und westlich von Warneton, wo ein englischer Angriff durch die zusammengefaßte Wirkung unserer Batterien niedergehalten wurde. An mehreren Stellen der Artoisfront kam es zu heftigen Kämpfen. Nach dem Scheitern der Angriffe am 16. Juni abends griffen gestern morgen die Engländer erneut östlich von Loos an. Anhaltende und alpenburgische Bataillone wiesen den Feind ab und warfen ihn im Nahkampf zurück, wo er eingedrungen war. Auch nordwestlich von Bullecourt wurden die Engländer, die am frühen Morgen bis in unseren zweiten Graben vorstießen, durch einen kräftigen Gegenangriff von dort wieder verdrängt. Heute früh haben sich hier und östlich von Monchy neue Gefechte entwickelt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne und im Westteil der Champagne nahm die Artillerietätigkeit abends erheblich zu und blieb an vielen Stellen auch in der Nacht lebhaft. Heeresgruppe Herzog Albrecht: Erkundungsvorstöße brachten in der Lothringer Ebene eine Anzahl Gefangene ein. An der mazedonischen Front hielt sich die Gefechtsfähigkeit in mäßigen Grenzen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russisches Geschützfeuer in Ostgalizien stellenweise stärker. Sonst nichts zu melden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kampfpause am Sonzo hält an. Auf dem Pläckenpaß ist die Tätigkeit des Feindes sehr lebhaft. Auf dem Grenzkanal südlich des Saganatales entwickelten sich gestern wieder heftige Kämpfe. Der Feind wurde zurückgeschlagen. Im Sebiogebiet scheiterte ein feindlicher Vorstoß. Im Adamello-Abschnitt bemühtigte sich der Gegner eines in die Gletscher vorgeschobenen Postens.

Erfolg am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 17. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war der Artilleriekampf abends südöstlich von Hpern und nördlich von Armentières stark. Südwestlich von Warneton stießen englische Abteilungen zweimal vor; sie wurden zurückgeschlagen. Vom Kanal von La Bassée bis zur Bahn Arras—Cambrai herrschte rege Kampftätigkeit der Artillerien. Bei Monchy und Croisilles setzten die Engländer ihre Vorstöße morgens und abends fort. Während der Feind östlich von Monchy glatt abgewiesen wurde, drang er nordwestlich von Bullecourt vorübergehend in unsere Gräben ein. In Gegenstößen, bei denen wir über 70 Gefangene einbehielten, wurde die Stellung zurückgewonnen. Auch südwestlich von Cambrai sowie zwischen Somme und Oise zeigte sich der Feind rühriger als in letzter Zeit. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisnefront schloß das Feuer zeitweilig zu erheblicher Stärke an. Am Chemin-des-Dames brachen abends Sturmtrupps eines bayerischen Regiments in die französische Stellung nordwestlich des Gehöftes Hurtebise, erkämpften sich den Besitz einer Bergnahe und hielten sich gegen drei starke Gegenangriffe. 25 französische Jäger mit 4 Maschinengewehren wurden hier eingebracht. In der Champagne war vielfach die Feuerleistung rege. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Gefechtsfähigkeit westlich von Luck, südöstlich von Sloczow und im Karpathenvorland nahm zu. Bei Brzezany wurde ein russischer Erkundungsvorstoß zurückgewiesen. — Mazedonische Front: In der Struma-Niederung räumten die Engländer mehrere Ortschaften, nachdem sie von ihnen in Brand gesteckt worden waren. (W. T. B.)

Südenglische Festungen bombardiert.

Berlin, 17. Juni. — Eins unserer Marine-Luftschiffgeschwader griff in der Nacht vom 16. zum 17. Juni unter Führung des Korvettenkapitäns Direktor Schütze wichtige Festungen Südenslands mit beobachtetem guten Erfolge an. Die Luftschiffe hatten erbitterte Kämpfe mit englischen See- und Landstreitkräften, sowie Fliegern zu bestehen. Hierbei wurde nach durchgeführtem Angriff „L. 48“ von einem feindlichen Flieger über See brennend zum Abbruch gebracht, wobei mit der gesamten Besatzung auch der vorgenannte Befehlshaber den Heldentod fand. Die übrigen Luftschiffe sind wohlbehalten zurückgekehrt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der ungarischen Ostgrenze stellenweise Patrouillengeplänkel. Bei Brzezany wurden russische Erkundungsabteilungen zurückgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Österreichisch-ungarische Flugzeuggeschwader warfen im Görzischen auf die italienische Festungsstelle Mossa mit Erfolg Bomben ab. Sonst nichts von Belang.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 17. Juni. — Mazedonische Front: Zwischen Wardar und Dojransee ging eine mit Maschinengewehren und Selbstladegewehren ausgerüstete englische Aufklärungsabteilung nachts gegen unsere vorgeschobenen Posten in der Umgegend des Dorfes Dakatti vor, wurde jedoch durch unser Feuer zum Rückzug gezwungen. Längs der unteren Struma besetzten wir die Ortschaften Eschkan, Tschuttschu, Sigovo, Christian, Osman Kamila und Kipekshi. Bei Ormanli, Jenikoi und Osman Kamila fanden Geplänkel zwischen unseren vorgeschobenen Posten und feindlichen Aufklärungsabteilungen statt. An der übrigen Front sehr schwaches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Vereinzeltes Infanterie- und Artilleriefeuer bei Tulcea.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Am Hperkanal beiderseits von Hpern, an der Lys und von La Bassée bis zum Senleebach während der Nachmittagsstunden lebhafteste Artillerietätigkeit. Südwestlich von Warneton, östlich von Vermelles und bei Loos scheiterten englische Erkundungsvorstöße. Westlich von Croisilles schlugen wie an den Vortagen drei Versuche der Engländer fehl, im Angriff Boden zu gewinnen. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im Anschluß an ein morgens mit Erfolg durchgeführtes Stoßtruppsunternehmen gegen die französischen Gräben bei Cerny nahm das Feuer hier, später auch in breiteren Abschnitten der Aisnefront und in der Westchampsagne zu. Heeresgruppe Herzog Albrecht: Außer einigen günstig verlaufenen Vorfeldgefechten keine wesentlichen Ereignisse. — Mazedonische Front: Südwestlich des Dojransees wiesen bulgarische Posten mehrere englische Vorstöße ab. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Rombonabschnitt warfen Abteilungen des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments Nr. 4 den Feind aus einem Stützpunkt, nahmen ihm 1 Offizier und 28 Mann an Gefangenen ab und behaupteten sich gegen mehrere Angriffe in der eroberten Stellung. Sonst nichts von Belang.

Der englische Rückzug über die Struma.

Sofia, 18. Juni. — Mazedonische Front: Zwischen dem Wardar und dem Dojransee versuchten englische Erkundungsabteilungen in der Nacht gegen unsere vorgeschobenen Posten bei der Ortschaft Kerichst vorzustoßen, wurden aber durch unser Feuer zurückgeschlagen. Am Suze der Bjelassitz haben sich die nordersten Abteilungen der Engländer, die sich in einer Stellung längs des Butkowofflusses befanden, südlich vom Kamme des Kruschagabirges zurückgezogen. An der unteren Struma haben wir in der Ebene zwischen Butkomo und Tahinossee die Ortschaften Tschawdar Mahle, Nevolen, Jenikoi und Neni Mahle besetzt. Die Engländer halten nur noch mit einigen Kompagnien die Brückenköpfe an der Struma. An der übrigen Front schwaches Artilleriefeuer. Durch Artilleriefeuer brachten wir ein feindliches Flugzeug zum Abbruch, das in der Struma-Niederung nördlich der Bjelassitz niederfiel. — Rumänische Front: Gewehrfeuer bei Mahmudia und Jacea, bei Tulcea schwaches Artilleriefeuer.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 19. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Flandern- und Artoisfront ist die Lage unverändert. In wechselfelder Stärke dauert der Artilleriekampf an; gestern war er besonders zwischen Boesinghe und Frelinghen lebhaft. — Östlich von Monchy warfen unsere Sturmtrupps die Engländer aus einigen Gräben, die bei den Kämpfen am 14. Juni noch in Feindeshand geblieben waren. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Von neuem versuchten die Franzosen bei Einbruch der Dunkelheit die ihnen kürzlich entzogenen Gräben nordwestlich des Gehöftes Hurtebise zurückzugewinnen; ihr zweimaliger Anlauf wurde zurückgeschlagen. In der Champagne drang der Feind gestern morgen nach starkem Feuer in einen vorstehenden Teil unserer Stellung südwestlich des Hochberges. Ein abends unternommener Vorstoß zur Erweiterung seines Besitzes schlug verlustreich fehl. (W. T. B.)

Heftige Artilleriechlacht an der Tiroler Front.

Wien, 19. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Valsertalabschnitt wiesen wir einen russischen Vorstoß ab. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche der

Sieben Gemeinden und im Saganatal, zwischen Asiago und der Brenta, ist seit gestern früh eine neue heftige Artillerieschlacht im Gange. Vom Jonjo nichts Wesentliches zu melden.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 20. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Zwischen Hjer und Lys nahm besonders am Abend der Artilleriekampf in einzelnen Abschnitten große Heftigkeit an. Auch vom La Bassée-Kanal bis zur Scarpe war zeitweilig die Feuerartillerie lebhaft. Südwestlich von Lens griffen die Engländer auf dem Nordufer des Souchezbachs an. Auf den Flügeln wurden sie abgewiesen, in der Mitte gelang ihnen ein Einbruch in unsere vorderen Gräben. Durch kräftigen Gegenstoß wurde verhindert, daß schnell nachfolgende englische Kräfte ihren Erfolg erweiterten. Im Vorfeld unserer Stellungen nördlich von St. Quentin kam es zu Zusammenstoßen unserer Posten mit englischen Streifabteilungen, die in unserem Feuer weichen mußten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne nur stellenweise auflebendes Geschützfeuer. In der westlichen Champagne wurde durch kräftigen Gegenangriff eines märkischen Regiments der größte Teil des Geländes zurückgewonnen, das am 18. Juni südwestlich des Hochberges an die Franzosen verloren gegangen war. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Nach 24stündiger Artillerievorbereitung setzte gestern früh auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden der italienische Infanterieangriff ein, der namentlich am Nordflügel, im Bereiche des Monte Sorne und des Grenzhammes mit größtem Kräfteaufwand geführt wird. Unsere Truppen brachten alle Anstürme des Feindes in siegreicher Abwehr zum Scheitern. Ein örtlicher Erfolg, der dem Italiener im Gebiet der Cima Diet einige hundert Schritte Raumgewinn eintrug, wurde im Gegenangriff zum größten Teil wieder wettgemacht.

Sturmerfolg bei Dargailon.

Großes Hauptquartier, 21. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern und im Artois war erst abends bei besserer Sicht der Artilleriekampf auf breiterer Front lebhaft; er hielt stellenweise auch nach Dunkelwerden an. Nahe der Küste wurden durch nachdrücklichen Überfall eine Anzahl Engländer als Gefangene eingebracht. Bei Hooge, östlich von Ipern, sind gestern und heute früh starke englische Erkundungsstöße abgewiesen worden; auch bei Vermelles und Coos schlugen Unternehmungen des Feindes fehl. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Dargailon, nordöstlich von Soissons, stürmten gestern nach kurzer, harter Minenfeuertorbereitung Kompanien einiger aus Rheinländern, Hannoveranern und Braunschweigern bestehender Regimenter die französische Stellung in 1500 Meter Breite. Der durch bewährte Sturmtruppen, Artillerie und Säger gut unterstützte Einbruch in die feindliche Linie erfolgte für den Gegner völlig überraschend; einzelne Stoßtruppen drangen durch die Annäherungswege bis zu den Reserven vor und machten auch dort Gefangene. Die blutigen Verluste des Feindes sind schwer; über 160 Gefangene und 16 Maschinengewehre wurden zurückgebracht, einige Minenwerfer gesprengt. In den gewonnenen Gräben sind tagsüber heftige Gegenangriffe der Franzosen abgewehrt worden. Mit starkem Wirkungsfeuer bereitete der Feind nordwestlich des Gehöftes Hurtebise ein Unternehmen vor, dessen Durchführung in unserem Vernichtungsfeuer unterblieb. Auf dem westlichen Südpeser war am abends die Feuerartillerie sehr lebhaft. In der Ostchampsagne und am Westhang der Argonnen holten unsere Stoßtruppen mehrere Gefangene aus den französischen Linien. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Luch, an der Bzeczana, Karajowka und südlich des Dnjestr war die russische Artillerie entsprechend die unsere tätiger als in letzter Zeit. Streifabteilungen der Russen wurden an mehreren Punkten verjagt. — Mazedonische Front: In der Struma-Niederung endeten Gesechte bulgarischer Posten mit englischen Kompanien und Schwadronen mit Zurückgehen des Gegners. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In einzelnen Abschnitten der galizisch-polnischen Front hat die feindliche Artillerietätigkeit bei Mitwirkung schwerer Kaliber sichlich zugenommen. Auch die Flugtätigkeit war hier lebhafter. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden verlief der gestrige Tag ruhiger. Die Kämpfe in diesem Gebiet brachten uns seit dem 10. Juni 16 Offiziere, 650 Mann und 7 Maschinengewehre ein. Im Col Bricon-Gebiet erfolgreiche Handgranatenkämpfe. Sturmabteilungen haben im Dorf der Lagapuststellung die Besetzung eines Sprengtrichters durch den Feind verhindert. Auf der Karsthochfläche wurden kleinere feindliche Unternehmungen abgewiesen. Südöstlicher Kriegsschauplatz: Stellenweise Bandenkämpfe.

Neue Kämpfe bei Dargailon.

Großes Hauptquartier, 22. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Von Ipern

bis Armentières abends und nachts in einigen Abschnitten sehr rege Feuerartillerie. Englische Vortöße nordwestlich von Warneton und östlich von Houplines wurden zurückgewiesen. Zwischen La Bassée-Kanal und Senébach war zeitweilig das Feuer lebhaft. Ein Angriff der Engländer, der gestern morgen südwestlich von Lens einsetzte, scheiterte verlustreich im Feuer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Mit großer Hartnäckigkeit suchten die deutschen Kräfte bei Dargailon verlorene Stellung zurückzuerobern. Gestern vormittag ließen sie nach starkem Feuer viermal unter Einsatz frischer Kräfte an. Nach zähem Nahkampf verdrängten sie unsere Truppen aus einem Teil der Gräben nordöstlich von Dargailon. Die weiter südlich angelegten Anariffe hatten keinen Erfolg; der Feind erlitt hier durch unsere Abwehr hohe Verluste. Rege Kampfartillerie herrschte in der westlichen Champagne. Morgens griffen die Franzosen am Sattel östlich des Cornillet an und drangen in unsere Linien ein. Gegenstöße verhinderten sie, den erlangten Vorteil auszubauen. Abends brachen unsere Stoßtruppen nordöstlich von Prunay und südwestlich von Nauron in die französischen Gräben ein und holten 38 Gefangene und Beutefrüchte zurück. Am Pöhlberg, südöstlich von Moronvilliers, gelang ein sorgsam vorbereiteter Angriff in vollem Umfang. Teile von thüringischen und Altenburger Regimentern nahmen nach kurzem Feuerüberfall die feindliche Stellung in 400 Meter Breite. Über 100 Gefangene wurden eingebracht. Während der Nacht setzte der Gegner sieben heftige Gegenangriffe an, die ihm nur ungewissen Gewinn brachten. — Östlicher Kriegsschauplatz: Wieder war bei Smorgon, westlich von Luch, an der Bahn Slogow-Tarnopol und an der Karajowka die Gesechtstätigkeit lebhaft. Mazedonische Front: In der Struma-Ebene Postengeplänkel. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 22. Juni. — In Galizien dauert die gesteigerte Feuerartillerie an. Sonst ist die Lage überall unverändert.

Erfolgreiche Aufklärungstätigkeit in Mazedonien.

Sofia, 22. Juni. — Mazedonische Front: Im Cernabogen zeitweilig lebhaftes Artilleriefeuer. In der Moglenagegend wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgewiesen. Zwischen Dojran und Bulhowosee erfolgreiche Erkundungsunternehmungen. Auf dem Nordabhang des Krušagebirges drang eine unserer Aufklärungsabteilungen bis zum Gebirgskamm beim Dorfe Mahmudli vor und griff englische Wachtposten mit Bomben und Bajonett an. Eine feindliche Abteilung wurde zerprengt, Gefangene sowie Pferde, Waffen und anderes Kriegsmaterial eingebracht. Auf dem linken Ufer der unteren Struma Gesechte zwischen vorgehobenen Abteilungen. Auf der übrigen Front schwaches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Bei Mahmudli und Jaceca Gewehrfeuer. Bei Tulcea Infanterie- und Artilleriefeuer.

Sturmerfolg am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 23. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front und im Artois beeinträchtigte bis in die Nachmittagsstunden Regen die Kampfartillerie der Artillerie. Sie war dann lebhaft nahe der Küste, von Bißchoote bis Armentières und zwischen Coos und Bullecourt. Wie in der Nacht zu gestern wurden auch heute vor Hellwerden an mehreren Stellen englische Erkundungsabteilungen zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Gestern früh nahmen nach kurzem, kräftigem Wirkungsfeuer von Artillerie und Minenwerfern Abteilungen niederländischer Regimenter am Chemin-des-Dames einen Teil der französischen Stellung nordöstlich von Filain im Sturm und hielten die in etwa 1 1/2 Kilometer Breite und 500 Meter Tiefe gewonnenen Gräben gegen drei heftige Gegenstöße. Der Feind erlitt schwere Verluste, da auch die flüchtende Grabenbesetzung von unserem Abriegelungsfeuer gesät wurde. 300 Gefangene konnten zurückgeführt werden. Die Franzosen griffen morgens westlich des Cornillet, abends bei Dargailon an, ohne einen Vorteil zu erzielen. Östlich von Craonne und auf beiden Maas-Ufern brachten uns Erkundungsstöße Gefangene ein. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Längs der Front nur die übliche Gesechtstätigkeit. Französische Aufklärungstruppen sind nördlich von St. Mihiel und östlich der Mosel abgewiesen worden. — Seit dem 15. Juni sind in Luftkämpfen 23, durch Abwehrfeuer 5 feindliche Flugzeuge, außerdem 4 Fesselballone der Gegner abgeschossen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Erhöhte Feuerartillerie herrschte gestern besonders zwischen der Bahn Lemberg—Tarnopol und dem Dnjestr. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Gebirgsfront und in Wolhynien lebte das feindliche Artilleriefeuer vorübergehend auf. Die anhaltende Beschädigung des Raumes südlich Brzezany wurde von unseren Batterien kräftig erwidert.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 23. Juni. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das zeitweilig im Cernabogen, östlich der Cerna und südlich von Dojran stärker wurde. Eine

englische Infanterieabteilung, die nordöstlich des Dojransees vorzurücken versuchte, wurde durch Feuer verjagt. In der Nähe des linken Ufers der unteren Struma fand ein Scharmügel zwischen vorgehobenen Abteilungen statt. — Rumänische Front: Bei Tulcea Artillerie- und Gewehrfeuer. Bei Mahmudli Artilleriefeuer.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 24. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der englisch-belgischen Front zwischen Kanal und St. Quentin zeigte auch gestern die Kampfartillerie nichts Außergewöhnliches. Starke Feuerwellen folgten nördlich von Warneton und hart südlich der Scarpe englische Erkundungsvortöße, die abgewiesen wurden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im Dargailon-Abschnitt und südlich von Filain sowie auf dem Westufer der Aisne, in der westlichen Champagne und auf der linken Maasseite war die Artillerietätigkeit zeitweilig stark. Zusammengefaßtes Wirkungsfeuer zwang die Franzosen, das am 18. und 21. Juni östlich des Cornilletberges gewonnene Gelände zu räumen. Unsere Erkunder stellten hohe Verluste des Feindes fest. — Im Wytchaelebogen wurden von unseren Fliegern 3 Fesselballone abgeschossen; außerdem verloren die Gegner 3 Flugzeuge. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Galizien hat das Artilleriefeuer etwas nachgelassen. Am 22. Juni wurden östlich von Brzezany und Sborow sechs feindliche Ballone von Fliegern abgeschossen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Pödenabschnitt länger anhaltendes feindliches Minenfeuer. Unsere Sturmpatrouillen haben am Monte Sief eine Gelwache ausgehoben. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Patrouillengeplänkel.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 25. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Dünensabschnitt und zwischen Hjer und Lys war gestern nachmittag der Feuerkampf gesteigert; er dauerte bis in die Nacht an. Vom La Bassée-Kanal bis auf das südliche Scarpe-Ufer war gleichfalls die Kampfartillerie lebhafter als in den Vortagen, vormittags scheiterten englische Vortöße nördlich des Souchezbachs und östlich der Straße von Lens nach Arras. Abends wiederholte der Feind seine Angriffe auf beiden Souchezufern; auch diesmal wurde er zurückgeschlagen. Etwa gleichzeitig strömten starke englische Kräfte bei Hulluch gegen unsere Stellungen. In nachdrücklichen Nahkämpfen und durch Feuer wurde der Gegner abgewiesen. Mit kleinen Abteilungen verführten die Engländer vergeblich auch an mehreren Stellen zwischen Meer und Somme in unsere Gräben zu dringen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Franzosen griffen zweimal bei Dargailon die kürzlich von uns gewonnenen und gehaltenen Linien an. Beide Angriffe blieben ergebnislos; die über freies Feld vorgehenden Sturmwellen erlitten in unserem Feuer hohe Verluste. Die Artillerietätigkeit war außer an dieser Kampfstelle auch bei Ailles, östlich von Craonne, westlich der Suippe, bei Ripont und auf dem linken Maasufer rege. — Gestern sind 8 Flugzeuge und 3 Fesselballone der Gegner abgeschossen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heftiges Feuer an der oberen Strupa und zwischen Bzeczana und Karajowka. Hier holten unsere Stoßtruppen eine Anzahl Gefangene aus den russischen Gräben. In den Karpathen war die Gesechtstätigkeit nördlich von Kizilbaba lebhafter als sonst. — Mazedonische Front: Am Dojransee und in der Struma-Ebene kam es mehrfach zu Zusammenstoßen englischer Streifabteilungen mit bulgarischen Posten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. Juni. — Östlicher Kriegsschauplatz: An mehreren Stellen rege Artillerietätigkeit. Im Abschnitt von der Karajowka bis Sborow hat das feindliche Feuer wieder erheblich zugenommen und stellenweise planmäßig angehalten. Nordöstlich von Brzezany wurde ein feindlicher Fesselballon in Brand geschossen.

Englische Vortöße in Mazedonien abgewiesen.

Sofia, 25. Juni. — Mazedonische Front: Lebhaftes Artilleriefeuer im Cernabogen und südlich von Dojran. Drei mil Maschinengewehren ausgerüstete englische Kompanien rüdten gegen unsere vorgehobenen Posten bei dem Dorfe Brest, nördlich vom Dojransee, vor, wurden jedoch durch Feuer verjagt. An der unteren Struma Scharmügel zwischen Wachabteilungen. Bei Eniköj wurde eine halbe englische Kompanie durch Feuer vertrieben. Bei Enik Mahle zerstreute eine bulgarische Erkundungsabteilung eine berittene, von Radfahrern begleitete englische Abteilung und erbeutete Fahrräder, Gewehre und anderes Kriegsmaterial. — Rumänische Front: Bei Jaceca und bei Galaz Geschützfeuer.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 26. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Längs der Front bekämpften sich die Artillerien, stellenweise unter großem Munitionseinsatz. Gegen die Infanteriestellungen richtete sich die

Feuerwirkung nur in einzelnen Abschnitten, meist zur Vorbereitung von Erkundungstößen, die mehrfach zu Grabenkämpfen führten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Dargailon lag starkes französisches Feuer auf den seit den Kämpfen am 20. und 21. Juni fest in unserer Hand befindlichen Gräben. Nach lebhaftem Feuerkampf griffen die Franzosen nordwestlich des Gehöftes Hurtebise die von uns neulich gewonnene Höhenstellung an. Der Gegner drang trotz hoher Verluste, die seine Sturmwellen in unserem Feuer erlitten, an einigen Stellen in unsere Linien. Sofort einsetzender Gegenangriff warf ihn zum größten Teil wieder hinaus. Die Artillerietätigkeit war auch in anderen Abschnitten der Aisne- und Champagnefront bei guter Sicht recht lebhaft. Ein eigenes Stoßtruppunternehmen südlich von Tahure führte zum beabsichtigten Erfolg. — Rittmeister Frhr. von Rittthofen hat in den beiden letzten Tagen seinen 54., 55., 56., Leutnant Altmann über gestern seinen 50. Gegner im Luftkampf besiegt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südwestlich von Luch und zwischen Strupa und Dnjestr hält die rege Gesechtstätigkeit an. Mehrfach wurden russische Streifabteilungen verjagt. — Mazedonische Front: Die Lage ist unverändert. In Vorfeldgefechten behielten die Bulgaren die Oberhand. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. Juni. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am 25. Juni haben Kaiserjäger und Teile des weltgalizischen Infanterieregiments Nr. 57 nach gründlicher Vorbereitung und mit wirksamster Artillerieunterstützung die auf dem Grenzrücken südlich des Saganatales noch in Feindeshand verbliebenen Stellungsteile im tapferen, zähen Kampfe voll wiedergewonnen. Alle Gegenangriffe des Feindes scheiterten an der tapferen Haltung unserer Besatzung. Bisher wurden hier gegen 1800 Mann an Gefangenen, darunter 44 Offiziere, eingebracht.

Glückliche Unternehmungen am Schwarzen Meer.

Konstantinopel, 26. Juni. — An der Djalafont wurden am linken Flügel englische Automobile, welche versuchten, sich unseren Vorposten zu nähern, durch Feuer abgewiesen. Im persischen Grenzabschnitt fielen Zusammenstöße mit russischen Abteilungen zu unseren Gunsten aus. — An der Kaukasusfront fanden am linken Flügel zeitweise Infanteriefeuergefechte statt. — Schwarzes Meer: Ein Teil unserer Seestreitkräfte führte vom 23. bis 25. Juni eine Unternehmung nach der russischen Donaumündung aus. Der feindliche Leuchtturm und die Senkenstation auf der Schlangeninsele wurden zerstört. Unser Landungskorps erbeutete auf der genannten Insel 1 Maschinengewehr und eine Anzahl Waffen, zerstörte feindliche Geschütze und kehrte mit 11 Gefangenen an Bord zurück. Auf der Rückfahrt versuchten russische Linienkisten und Zerstörer unsere Seestreitkräfte abzuschneiden. In dem entstehenden Gesecht erzielten unsere Streitkräfte auf große Entfernung Treffer auf einem feindlichen Zerstörer; ein Marineflugzeug warf mit Erfolg Bomben auf ein feindliches Linienkissen. Unsere Seestreitkräfte und das Flugzeug sind unbeschädigt zurückgekehrt. Besonders hat sich die „Midilli“ hervorgetan.

Kämpfe im Lensbogen.

Großes Hauptquartier, 27. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Bei schlechter Sicht war die beiderseitige Artillerietätigkeit an der Front geringer als in den Vortagen. Nur in einzelnen Abschnitten nahm das Feuer zeitweise zu. In den Morgenstunden wurden gegen den vorpringenden Lensbogen angreifende starke englische Kräfte unter schweren Verlusten abgeschlagen. In einem Vorfeldgraben beiderseits der Straße Arras—Lens setzte sich der Gegner fest. Bei Fontaines blieben Vortöße feindlicher Abteilungen erfolglos; ebenso scheiterten an mehreren Stellen der Arrasfront Angriffe von Erkundungsabteilungen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Abgesehen von starkem Feuer nordwestlich von Craonne sowie beiderseits der Straße Corbeny—Berru-aux-Bac hielt sich die Kampfartillerie im allgemeinen in mäßigen Grenzen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich der Bahn Lemberg—Tarnopol und an der Karajowka blieb das Artillerie- und Minenfeuer lebhaft. An der Bzeczana brachten wir von einem gelungenen Erkundungsvorstoß mehrere russische Gefangene zurück. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und östlich lebte die Feuerartillerie zeitweise auf. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. Juni. — Auf keinem der Kriegsschauplätze Ereignisse von Bedeutung.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 27. Juni. — Mazedonische Front: Schwache Artillerietätigkeit auf der ganzen Front. Im Cernabogen wurde eine feindliche Erkundungstruppe durch Feuer zurückgeschlagen. Auf dem linken Ufer der unteren Struma wurden auf der Linie südlich von Ormanli Elghian Eniköj englische Aufklärungsabteilungen vertreiben. — Rumänische Front: Bei Mahmudli vereinzeltes Artilleriefeuer.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 28. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Schwere Fernfeuerbatterien beschossen gestern mit beobachteter Wirkung die englisch-französische Hafenfestung Dunkirk. Mehrere Schiffe liefen eiligst aus. Als Erwiderung wurde vom Feinde Offense unter Feuer genommen; militärischer Schaden entstand nicht. — In den englischen Gräben an der Küste verursachte eine Beschießung durch unsere Artillerie und Minenwerfer starke Zerstörungen. Nach ruhigem Vormittag nahm gegen Abend die Feuerartillerie in einigen Abschnitten der flandrischen und der Artoisfront ziemlich heftigkeit an. Südöstlich von Neuport wurde von unseren Stoßtruppen ein belgischer Posten aufgehoben; bei Hooge schlug ein feindlicher Erkundungsvorstoß fehl. Südlich der Straße Cambrai—Arras erlitten die Engländer bei Säuberung eines Grabens durch westfälische und rheinische Sturmtruppen erhebliche Verluste an Gefangenen und Toten. Im Dorf südlich unserer Stellungen nördlich von St. Quentin entspannen sich mehrfach kleine Gefechte unserer Posten mit englischen Abteilungen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An einzelnen Stellen nördlich der Aisne, nördlich von Reims und in der Westkampagne kam es zu lebhaften Artilleriekämpfen. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Am Hartmannswillerkopf machten Erkunder eines württembergischen Regiments durch Eindringen in die französischen Gräben eine Anzahl Gefangene. — Ostlicher Kriegsschauplatz: An der ostgalizischen Front dauerte die rege Feuerartillerie an.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. Juni. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Im galizischen Frontabschnitt nördlich des Dneistr war die feindliche Artillerie anhaltend lebhaft tätig. Aufklärungsabteilungen des Gegners versuchten an mehreren Stellen vergeblich vorzugehen. Einige erfolgreiche Luftkämpfe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Außer den gemeldeten Gefangenen wurden bei der Wiedereroberung des Monte Ortigara 62 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer, 7 Geschütze und 2000 Gewehre erbeutet. Hauptmann Hevrowsky hat am 26. Juni über dem Wippachthal 2 Flieger abgeschossen.

Feindliche Erkundungstruppen abgewiesen.

Sofia, 28. Juni. — Mazedonische Front: Sehr schwache Kampftätigkeit an der ganzen Front. In der Gegend von Moglena, auf dem rechten Wardarufer bei Altischak Mähle und an der unteren Struma bei Eniköj wurden feindliche Erkundungsabteilungen durch unser Feuer zurückgeschlagen. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und Tulcea vereinzelte Artilleriefeuer.

Sturmerfolge bei Cerny und Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 29. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war in wenigen Abschnitten die Feuerartillerie lebhaft. Heftige Kämpfe spielten sich gestern zwischen La Bassée und der Scarpe ab. In dem seit längerer Zeit von uns als Kampfgelände aufgegebenen, in den Feind vorzupringenden Raum westlich und südwestlich von Lens wurde ein frühmorgens längs der Straße nach Arras vordringender Angriff starker englischer Kräfte zum Luftstoß. Abends griffen mehrere Divisionen zwischen Hulluc und Mericourt und von Fresnoy bis Gavrelle nach Trommelfeuer an. Bei Hulluc sowie zwischen Loos und der Straße Lens—Lievins wurde der Feind durch Feuer und im Gegenstoß zurückgetrieben. Westlich von Lens kam nach heftigen Kämpfen mit unseren Vordringenden ein neuer Angriff des Gegners nicht mehr zur Ausführung. Bei Aonon schetterte sein mit besonderem Nachdruck geführter erster Ansturm völlig. Hier griff er erneut nach Heranziehen von Verstärkungen an. Auch dieser Angriff wurde durch Feuer und im Gegenstoß zum Scheitern gebracht. Zwischen Fresnoy und Gavrelle näherte der Feind seine anfangs verlustreich in unserer Artilleriewirkung zusammenbrechenden Sturmwellen dauernd durch Nachschub frischer Truppen. Nach erbitterten Nahkämpfen setzten sich die Engländer zwischen Oppy und der Windmühle von Gavrelle in unserer vordersten Linie fest. Unsere Truppen haben sich vornehmlich geschlagen. Der Feind hat in der gut zusammenwirkenden Abwehr und im Kampf Mann gegen Mann hohe blutige Verluste erlitten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames hatten bei Fort de la Malmaison südlich von Courteon und südöstlich von Ailles östliche Vorstöße, östlich von Cerny ein größeres Unternehmen westfälischer Regimenter vollen Erfolg. Hier wurde die französische Stellung in über 1000 Meter Breite und ein zähe verteidigter Tunnel gestürmt und gegen heftige Gegenangriffe gehalten. Im ganzen sind bei diesen Kämpfen über 150 Gefangene und einige Maschinengewehre eingebracht worden. Auf dem Westufer der Maas kam ein sorgfältig vorbereiteter Angriff am Westhang der Höhe 304 zur Durchführung. Nach kurzer Feuerbereitung nahmen polenische Regimenter in kräftigem Anlauf die französische Stellung beiderseits der Straße Malancourt—Esnes in 2000 Meter Breite und 500 Meter Tiefe. Bald einsetzende feindliche Angriffe wurden vor den gewonnenen Linien zurückgeschlagen. Heute früh stürmte ein württembergisches Regi-

ment im Walde von Avocourt einen 300 Meter breiten Stellungsteil der französischen Befestigungen. Bisher sind an beiden Eindrucksstellen über 550 Gefangene gezählt worden; die Beute steht noch nicht fest.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. Juni. — Ostlicher und südöstlicher Kriegsschauplatz: Außer erhöhter Gefechtsintensität in Galizien nichts zu melden. Italienischer Kriegsschauplatz: Südöstlich von Görz und im Plöckenabschnitt war das feindliche Artilleriefeuer lebhafter.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 29. Juni. — Mazedonische Front: Schwache Artillerietätigkeit auf der ganzen Front. Auf der Cernova Stena wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer zurückgeworfen. Auf dem linken Ufer der unteren Struma wurden englische Erkundungsabteilungen, die aus Kavallerie bestanden, durch unsere vorgeschobenen Stellungen zum Rückzug gezwungen. Bei Drama wurde ein feindliches Flugzeug abgeschossen. — Rumänische Front: Bei Tulcea und Mahmudia vereinzelte Kanonenschüsse.

Englische Bomben auf Jerusalem.

Konstantinopel, 29. Juni. — Am Euphrat gingen die Engländer bis Felludschia zurück. — Kaukasusfront: Auf unserem äußersten rechten Flügel südlich des Wansees griff eine stärkere feindliche Aufklärungsabteilung unsere Posten an. Nach halbstündigem Gefecht wurde der Gegner in östlicher Richtung zurückgedrängt. An der übrigen Front außer Patrouillengefechten nur an zwei Stellen lebhafteres gegenseitiges Artilleriefeuer. Seitens unserer Artillerie wurde gute Wirkung beobachtet, während die feindliche Artillerie, die an einer Stelle mehr als 400 Schüsse abgab, keinerlei Wirkung erzielen konnte. — Sinaifront: Um sich für unsere im gestrigen Heeresbericht gemeldeten, in christlichem Luftkampf erzielten Erfolge zu rächen, bewarfen englische Flieger die den Mohammedanern und Christen heilige Stadt Jerusalem mit 50 Bomben, die erfreulicherweise keinen Schaden anrichteten.

Neue Kämpfe bei Cerny und Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 30. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampftätigkeit der Artillerie hielt sich bei regnerischer Witterung in mäßigen Grenzen, sie verdichtete sich zu starker Feuer nur an wenigen Stellen. Nachmittags brach eine englische Kompanie, begleitet von fliegenden Flugzeugen, südöstlich von Armentières in unsere Gräben; sie wurden im Gegenstoß sofort wieder geworfen. Nachts sind mehrere feindliche Erkundungstruppen zurückgewiesen worden. Einige Vorstöße an der Her und südwestlich von St. Quentin brachten mehrere Belgier und Franzosen als Gefangene ein. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Gestern früh wurde von bayerischen Truppen nach wirkungsvoller Feuerbereitung eine gewaltsame Erkundung südöstlich von Corbigny durchgeführt. Die Stoßtruppe drangen in 1200 Meter Breite bis zu der hintersten französischen Linie durch und sprengten trotz zäher Gegenwehr einige Unterstände; mit einer größeren Zahl von Gefangenen kehrten sie unbelästigt vom Feinde in ihre Gräben zurück. Abends erweiterten westfälische Regimenter den Erfolg vom Vortage östlich von Cerny. Im überraschenden Sturm nahmen sie mehrere feindliche Grabenlinien südlich des Gehöftes La Bouelle. Die Gefangenenzahl hat sich bedeutend erhöht. Gleichzeitig griffen die Franzosen zweimal mit starken Kräften bei Cerny an; sie wurden im Nahkampf zurückgeschlagen. Auch auf dem Westufer der Maas wurde der Gewinn des 28. Juni vergrößert. Am Westhang der Höhe 304 stürmte ein polenisches Regiment etwa 500 Meter der französischen Stellung und bemächtigte sich aus Brandenburgern und Berlinern bestehende Sturmabteilungen feindlicher Gräben in dem von Bethincourt auf Esnes streichenden Grube. Am 28. und 29. Juni sind hier 825 Gefangene zurückgeführt worden. Der Feind leistete hartnäckigen Widerstand; seine blutigen Verluste sind erheblich. Er vergrößerte sie noch durch fruchtlose Gegenangriffe am Südostrand des Waldes von Avocourt und gegen den Südwesthang der Höhe 304. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Auf den wachsenden Druck der übrigen Entente machte hin beginnt die russische Gefechtsintensität in Ostgalizien den Eindruck beabsichtigter Angriffe zu machen. Starkes Zerstörungsfeld der Russen liegt seit gestern auf unseren Stellungen von der Bahn Lemberg Brody bis zu den Höhen südlich von Brzezany. Bei Koniuach griffen nachts russische Kräfte an, die in unserem Vernichtungsfeuer verlustreich zurücksluteten. Auch nördlich und nordwestlich von Luck nahm die russische Feuerartillerie erheblich zu.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. Juni. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Das in Galizien seit einigen Tagen zunehmende feindliche Artilleriefeuer hat sich seit gestern mittag in der Gegend von Brzezany und von Koniuach zur größten Heftigkeit gesteigert. Wo es die Lage erforderte, antwortete unsere Artillerie mit kräftigem Vernichtungs-

feuer. Ein bei Koniuach eingesezierter Infanterieangriff brach in unserem Sperrfeuer zusammen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Feindliche Flieger waren in der Nähe von Triest mehrere Bomben ab. Auf dem Monte Ortigara wurden bisher 12 erbeutete Geschütze eingebracht.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Juni. — An der persischen Front nordöstlich von Sulemanie wurde ein von einer russischen Departementsabteilung unternommener Angriff abgewiesen. — Kaukasusfront: Versuche feindlicher Patrouillen, stärkere Aufklärungsabteilungen an verschiedenen Punkten gegen unsere Sicherungslinien vorzustoßen, schlugen fehl. Das gegenseitige Artilleriefeuer erreichte nur auf unserem äußersten linken Flügel größere Heftigkeit. — Sinaifront: Von den feindlichen Flugzeugen, die am 26. dieses Monats Jerusalem angegriffen hatten, wurden 3 von der Erde aus abgeschossen, 2 dieser Flugzeuge wurden von unseren Patrouillen in Brand gesteckt. Die Maschinengewehre der beiden Flugzeuge wurden erbeutet. Am 25. und 26. haben somit die Engländer 6 Flugzeuge, davon 2 im Luftkampf und 4 durch Artilleriefeuer, verloren. Die Leistung unserer Fliegerabteilung an der Sinaifront muß anerkennend hervorgehoben werden. Besonders zeichneten sich aus Oberleutnant Selmy, der an der Sinaifront zum vierten Male, sowie Leutnant Damm und Leutnant Schleiff, die zum dritten Male im Luftkampf siegreich blieben.

Beginn der russischen Offensive.

Großes Hauptquartier, 1. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Regen und Dunst blieb an der ganzen Front in fast allen Abschnitten das Feuer gering. Einige Erkundungsgefechte verliefen für unserer Aufklärer erfolgreich. — Bei der Heeresgruppe deutscher Kronprinz verlauteten die Franzosen vergeblich, die von unseren Truppen am Chemin-des-Dames und auf dem westlichen Maasufer erkämpften Geländevorteile zurückzugewinnen. Ostlich von Cerny griff der Feind nach kurzer Feuerleistung dreimal die auf der Höhe 304 südlich des Gehöftes La Bouelle eroberten Gräben an. Alle Angriffe wurden blutig abgewiesen. Die Vernichtung beim Gegner und die Ablenkung seiner Aufmerksamkeit ausnützend stürmten spanische Bataillone weiter östlich die französischen Linien bis zur Straße Ailles-Paissy. Durch diesen Erfolg erhöhte sich die Zahl der von der oft bewährten westfälischen Division in drei Gefechtsstagen gemachten Gefangenen auf 10 Offiziere und über 650 Mann. Auf dem Westufer der Maas versuchten die Franzosen in mehrfach wiederholten Angriffen, uns aus den an der Höhe 304 und östlich gewonnenen Gräben hinauszukwerfen. Im Sperrfeuer und in erbitterten Handgranatenkämpfen wurden sie abgewiesen. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Dem Drängen der führenden Entente-Mächte hat sich die russische Regierung nicht entziehen können und einen Teil des Heeres zum Angriff bewogen. Nach tagsüber andauerndem Zerstörungsfeld gegen unsere Stellung von der oberen Strpa bis an die Narajowka erfolgten nachmittags kräftige Angriffe russischer Infanterie auf einer Front von etwa 30 Kilometer. Die Sturmtruppen wurden überall durch unser Abwehrfeuer zu verlustreichem Rücksluteten gezwungen. Auch nördliche Vorstöße, bei denen die Russen ohne Artillerievorbereitung ins Feuer getrieben wurden, brachen beiderseits von Brzezany und bei Zwigny erfolglos zusammen. Der Feuerkampf dehnte sich nordwärts bis an den mittleren Stochob, nach Süden bis nach Stanislaw aus, ohne daß bisher dort auch angegriffen wurde. Zwischen den Karpathen und dem Schwarzen Meer keine besonderen Ereignisse. — Mazedonische Front: Auf dem rechten Ufer des Wardar schlugen bulgarische Vorposten bei Altischak Mähle den Angriff eines englischen Bataillons ab.

Die Abwehrschlacht in Ostgalizien.

Wien, 1. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien ist bei der Heeresgruppe des Generalobersten v. Böhm die Abwehrschlacht im vollen Gange. Nach mehrstägiger stiller Zunahme des Artilleriefuers entwickelte sich gestern die Artillerieschlacht zu größter Heftigkeit; auch schwerste Geschütze haben eingegriffen. Nachmittags setzten südlich und südöstlich von Brzezany und bei Koniuach starke Infanterieangriffe ein, die überall vollkommen abgewiesen wurden; wo sich Teile der feindlichen Infanterie in unserem Vernichtungsfeuer überhaupt erheben konnten, blieben sie im Sperrfeuer liegen. Ein in den späten Nachmittagsstunden nordwestlich Salozze angelegter sehr starker Angriff brach im vorzüglich vereinigten Artilleriefeuer zusammen. Gegen Mitternacht versuchte der Feind südlich von Brzezany ohne Artillerievorbereitung vorzubrechen. Er wurde abgewiesen. Nachtsüber flaute das Artilleriefeuer ab, um in den Morgenstunden wieder aufzuleben. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der 3. Armee drangen Sturmtruppen der ungarischen Heeresregimenter Nr. 71 und 72 nächst Vercoba bis zur zweiten feindlichen Linie vor, wehrten dort zwei Gegenangriffe ab und brachten 1 Offizier und 156 Mann als Gefangene ein.

Zurechbare Verluste der Russen bei Brzezany.

Großes Hauptquartier, 2. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nur in wenigen Abschnitten zwischen Meer und Somme steigerte sich der Artilleriekampf. Während Erkundungsvorstöße der Engländer östlich von Neuport, bei Gavrelle und nordwestlich von St. Quentin scheiterten, gelang es einigen unserer Stoßtruppen, in der Her-niederung nördlich von Digueville durch Überfall dem Feinde erhebliche Verluste zuzufügen und eine größere Anzahl Belgier als Gefangene einzubringen. Frühmorgens und von neuem am Nachmittag griffen die Engländer westlich von Lens an. Sie drangen an einigen Punkten in unsere Linie, sind jedoch durch überschüssige Regimenter in Nahkämpfen, bei denen über 175 Gefangene und 17 Maschinengewehre von uns einbehalten wurden, überall wieder geworfen worden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach starker Feuerbereitung setzten die Franzosen am Chemin-des-Dames neue Angriffe gegen die von ihnen südlich des Gehöftes La Bouelle verlorenen Gräben an. In Kämpfen, die am Osthang der Höhe 304 besonders erbittert waren, sind sämtliche Anläufe des Feindes abgeschlagen worden. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die russischen Angriffe am 1. Juli zwischen der oberen Strpa und dem Ostufer der Narajowka führten zu schweren Kämpfen. Der Druck der Russen richtete sich vornehmlich gegen den Abschnitt von Koniuach und die Höhenlinien östlich und südlich von Brzezany. Zweitägige stärkste Artillerievorbereitung hatte unsere Stellungen zum Trichterfeld gemacht, gegen das die feindlichen Regimenter den ganzen Tag über anstürmten. Das Dorf Koniuach ging verloren; in vorbereiteter Riegelstellung wurde der russische Massenstoß aufgefangen; neuer Angriff gegen sie zum Scheitern gebracht. Beiderseits von Brzezany wurde besonders erbittert gekämpft. In immer neuen Wellen stürmten dort 16 russische Divisionen gegen unsere Linien, die nach wechselndem Ringen von jüdischen, rheinischen und osmanischen Divisionen in tapferster Gegenwehr völlig behauptet oder im Gegenstoß zurückgewonnen wurden. Die russischen Verluste überstiegen jedes bisher bekannte Maß. Einzelne Verbände sind aufgerieben. Längs des Stochob und am Dneistr hielt die lebhafteste Feuerartillerie der Russen an. Nördlich der Bahn Kowel—Luck brach ein Angriff des Gegners vor der Front einer österreichisch-ungarischen Division zusammen.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 2. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Gestern hat der Feind zwischen der Narajowka und der Strpa seine zusammengeballten Infanteriemassen, in der ihm eigentümlichen Art, voll in die Schlacht geworfen. Ungeachtet der schweren Verluste, die ihm schon unser Artilleriefeuer zugefügt hat, schob er seine Sturmwellen durch fortwährenden Einsatz dichter Reserven in den Nahkampfbereich heran. Allmählich kamen mindestens 20 Infanteriedivisionen zum Eingreifen. An der ganzen 50 Kilometer breiten Schlachtfeldfront tobte der Infanteriekampf mit äußerster Heftigkeit und Erbitterung. Hierbei wurde der Feind größtenteils schon vor unseren vordersten Gräben abgewiesen. Die stärksten Massenstöße richteten sich gegen die Räume südlich Brzezany und bei Koniuach, wo sie in Riegelstellungen abgewehrt wurden. Alle auch in den heutigen Morgenstunden mit Fähigkeit erneuerten Versuche des Gegners, den Angriff in diesem Raume vorzutragen, brachen äußerst verlustreich zusammen. Westlich von Borow und im Stochobnie konnte sich ein angelegter Angriff in unserem Artilleriefeuer nicht entwickeln. Die Fortdauer der Schlacht ist zu gewärtigen. An anderen Frontstellen nur vorübergehend auftretendes Artillerie- und Minenfeuer. — Italienischer und südöstlicher Kriegsschauplatz: Außer einer schwachen Unternehmung des österreichischen Landsturm-bataillons 4/2 westlich Riva, bei welcher 16 Alpinen aus dem feindlichen Graben geholt wurden, ist nichts Wesentliches zu berichten.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 2. Juli. — An der mazedonischen Front schwaches Artilleriefeuer. Ein wenig lebhafter westlich des Dojransees. An der unteren Struma Gefechtsintensität. Nach Artillerievorbereitung ging eine feindliche Aufklärungsabteilung mit einem Maschinengewehr gegen das Dorf Haznatar vor, wurde aber durch das Feuer unserer vorgeschobenen Posten abgewiesen. Andere Aufklärungsabteilungen wurden beim Dorfe Krimahle verjagt. An der rumänischen Front spärliches Gewehrfeuer bei Mahmudia und Tulcea.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 2. Juli. — An der Kaukasusfront dieselbe geringe Gefechtsintensität wie in den letzten Tagen. In Galizien trafen die russischen Angriffe auch unsere dort kämpfenden Truppen. Die feindlichen Angriffe wurden vollkommen abgeschlagen.

Russischer Erfolg an der Strpa.

Großes Hauptquartier, 3. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Erst gegen Abend lebte allgemein die Feuerartillerie auf, sie erreichte im Herababschnitt erhebliche Stärke. — Bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht hatten eigene Vorstöße in

die englischen Linien nördlich des Kanals von La Bassée, westlich von Lens und bei Bullecourt gute Erkundungsergebnisse. Auch in einem Postengefecht bei Hargicourt, nordwestlich von St. Quentin, wurden von uns Gefangene gemacht und Kriegsgerät geborgen. — An der Front der Heeresgruppe deutscher Kronprinz suchten wiederum die Franzosen die verlorenen Gräben an der Hochfläche von La Bavelle und auf dem linken Maasufer zurückzugewinnen. Südöstlich von Cerny brachen zwei Angriffe in unserer Abwehrwirkung verlustreich zusammen, am Waide von Avocourt und an der Höhe 304 verhinderte unser Vernichtungsfeuer die zum Angriff bereitgestellten feindlichen Sturmtruppen, die Gräben nach vorwärts zu verlassen. Am Pöhlberg in der Champagne gelang ein eigenes Unternehmen wie beabsichtigt; die Erkunder brachten Gefangene und Beute zurück. 6 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen, eins davon durch Rittmeister Schrn. von Rüdthofen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Während zwischen der Weisse und dem Pripjet die Gefechtsstätigkeit nur bei Riga und Smorgon sich steigerte, war der Feuerkampf stark am Mittellauf des Stochod, wo russische Teilangriffe an der Bahn Kowel Luck verlustreich scheiterten, und südwärts bis an die Glota Lipa. Dort hat die Schlacht in Ostgalizien ihren Fortgang genommen. Aber die Höhen des westlichen Strupa-ufers vorbrechend, gelang es russischen Massenangriffen, die Einbruchsstelle des Vortages vorwärts zu verbreitern. Das Eingreifen unserer Reserven gebot dem Feinde halt. Bei Koniusch sind vor- und nachmittags starke Angriffe der Russen vor den neuen Stellungen unter schweren Verlusten zusammengebrochen. Weiter südlich fand der Feind bisher nicht die Kraft, seine Angriffe gegen die Höhenstellungen bei Brzezany zu erneuern.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Am Stochod wurden schwere Angriffe abgewiesen. Südwestlich von Sborow gelang es dem Feinde durch den Masseneinsatz weit überlegener Kräfte, einen begrenzten Teil unserer Front in eine vorbereitete Rückhaltstellung zurückzudrücken. In schweren, opfervollen Kämpfen haben hier die österreichisch-ungarischen Truppen, dem Drucke der Übermacht nur schrittweise weichend, das Eingehen von Reserven zur Herstellung der Lage und des Kräfteverhältnisses ermöglicht. Weitere Angriffe sind hier nicht erfolgt. Bei Koniusch sind mehrere starke Vorstöße blutig abgewiesen worden. Im Raume bei Brzezany sind die Russen durch die bisherigen Mißerfolge und sehr starken Verluste zu einer Kampfpause gezwungen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Abteilungen der Honvedregimenter Nr. 20 und 31 haben bei Kostanjewica eine feindliche Vorstellung genommen und 2 Offiziere, 270 Mann und 2 Maschinengewehre eingebracht.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 3. Juli. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das im Wardaral lebhafter war. Bei dem Dorfe Alisjak Mahle wurde eine griechische Infanterieabteilung durch unsere vorgeschobenen Posten verjagt. Wir machten Gefangene, die dem griechischen Regiment Nr. 2 angehören. Auf dem linken Ufer der unteren Struma Gefechte zwischen Sicherungstruppen. Bei Jenikoi wurde eine englische berittene Abteilung durch Feuer zerstreut. Der Feind ließ tote und verwundete Soldaten, sowie Pferde zurück. In der Gegend von Bitolia wurden 3 feindliche Flugzeuge abgeschossen. — Rumänische Front: Bei Tulcea Gewehrfeuer.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 4. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Infolge Dunstes und dadurch erschwelter Beobachtung blieb die Feuerstätigkeit bis zum Abend gering; dann lebte sie in einzelnen Abschnitten bis zum Dunkelwerden auf. Nachts kam es mehrfach zu Erkundungsgefechten, die uns Gefangene und Beute einbrachten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Östlich von Cerny am Chemin-des-Dames griffen die Franzosen zweimal die von uns gewonnenen Gräben an. Beide Male wurden sie zurückgeschlagen. Die kampfbewährten kippig-westfälischen Bataillone stießen zum weichen Gegner nach, hoben ihre Stellung vor und machten eine größere Zahl von Gefangenen. Auch westlich von Cerny und bei Craonne waren Unternehmungen unserer Stoßtrupps erfolgreich. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: In Ostgalizien vermochten die Russen gegen ihre Angriffe nur bei Brzezany zu widerstehen. Trotz Einjages früherer Kräfte kamen sie nicht vorwärts. In zäher Verteidigung und frischen Gegenstößen hielten sächsische Regimenter ihre Stellungen gegen zahlreiche Angriffe und fügten dem Feinde hohe Verluste zu. Im Abschnitt Koniusch—Sborow starker Feuerkampf. Die Tätigkeit der Artillerie war auch bei Brody und am Stochod zeitweilig sehr lebhaft. — An der übrigen Front keine größeren Gefechtsabhandlungen.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Brzezany wurden heftige Angriffe starker feindlicher Kräfte

blutig abgewiesen. Im Abschnitt südwestlich von Sborow haben die Russen nachts angegriffen. Sonst auf allen Kriegsschauplätzen geringe Gefechtsstätigkeit.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 4. Juli. — Mazedonische Front: An der ganzen Front überaus schwache Kampfstätigkeit. Nur westlich vom Dojransee war die feindliche Artillerie etwas reger tätig. An verschiedenen Stellen der Front für uns günstige Unternehmungen der Aufklärer. — Rumänische Front: Bei Tulcea spärliches Artillerie- und Gewehrfeuer. Bei Jacea mäßiges Geschützfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. Juli. — Auf dem türkischen Kriegsschauplätzen außer Patrouillengefechten an der Kaukasusfront Ruhe. — In Galizien machten unsere Truppen bei der ruhmreichen Abwehr der feindlichen Angriffe 202 Gefangene und erbeuteten 1 Bombenwerferbatterie und 3 Maschinengewehre. Die Verluste des in großer Überzahl angreifenden Gegners sind sehr schwer. 500 Russen allein wurden im Bajonettkampf getötet. Unsere Verluste halten sich in mäßigen Grenzen.

Gliegerangriff auf Harwich.

Großes Hauptquartier, 5. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Skandinavien und im Artois blieb gestern die Feuerstätigkeit meist gering. An mehreren Stellen wurden feindliche Erkundungsvorstöße abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Unser Geländegewinn am Chemin-des-Dames östlich von Cerny veranlaßte die französische Führung auch gestern und heute morgen wieder zu Angriffen, die verlustreich scheiterten. Bisher haben die Franzosen dort 15mal ohne jeden Erfolg, jedesmal aber unter erheblichen Opfern an Toten, Verwundeten und Gefangenen versucht, den verlorenen Boden zurückzuerobieren. Auf beiden Maasufeln nahm abends der Feuerkampf zu. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: In den letzten Tagen führten Aufklärungsabteilungen östlich der Mosel mehrfach gelungene Unternehmungen durch. Eins unserer Fliegergeschwader griff gestern vormittag die militärischen Anlagen und Küstenwerke bei Harwich an der Ostküste Englands an. Trotz starker Abwehr von der Erde und durch englische Luftstreitkräfte gelang es, mehrere tausend Kilogramm Bomben ins Ziel zu bringen und gute Wirkung zu beobachten. Sämtliche Flugzeuge sind unverfehrt zurückgekehrt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Auf dem Kampffelde in Ostgalizien herrschte gestern nur geringe Feuerstätigkeit. Es kam auf den Höhen bei Brzezany zu örtlichen Gefechten, bei denen die Russen aus einigen Tranchenlinien geworfen wurden, in denen sie sich noch gehalten hatten. In den benachbarten Abschnitten blieb es im allgemeinen ruhig. — An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph und bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen zeigte sich vereinzelt der Feind tätiger als sonst. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 5. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Brzezany wurden die letzten im feindlichen Besitz verbliebenen Stellungsteile zurückgewonnen und gegen Angriffe behauptet. Sonst war die Gefechtsstätigkeit auf allen Kriegsschauplätzen gering.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 5. Juli. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und westlich des Dojransees lebhafteres feindliches Artilleriefeuer. Ein Stoßtrupp führte im Cernabogen einen gelungenen Angriff auf einen feindlichen Schützengraben aus und brachte französische Gefangene zurück. An der übrigen Front sehr schwache Kampfstätigkeit. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und Mahmudia Geschütz-, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 5. Juli. — An der persischen Grenze, nordöstlich Suleimanie, zwangen unsere vorgehenden Bataillone fünf russische Kavallerieregimenter zum schleunigen Rückzug. Serbeßelt an der persischen Grenze wurde von unseren Truppen wieder besetzt. An der Kaukasusfront war außer schwachem beiderseitigem Infanterie- und Artilleriefeuer keine wichtige Kampfstätigkeit. — Sinaifront: Feindliche Artillerie machte einen fünfzehn Minuten dauernden Feuerüberfall bei Gaza, ohne ein nennenswertes Ergebnis zu erzielen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 6. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Dunst und Regen herrschte tagsüber nur die gewöhnliche Stellungskampfstätigkeit. Abends lebte bei besserer Sicht das Feuer vielfach auf. Nachts spielten sich mehrere Erkundungsgefechte ab. Hart nördlich der Aisne hielten Stoßtrupps eines württembergischen Regiments nach erbittertem Nahkampf eine größere Zahl von Franzosen aus ihren Gräben. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen Sborow und Brzezany nahm

gestern der Artilleriekampf an. Die Stärke an, ließ nachts nach und hat sich seit Tagesgrauen wieder gesteigert. Auch bei Swogny, Brolik und Smorgon war die Feuerstätigkeit zeitweilig sehr lebhaft. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Erkannnte Bereinstellungen rumänischer Infanterie zum Angriff gegen einige von uns gehaltene Höhen südlich des Caimutales wurden durch Vernichtungsfeuer zerstreut. Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: An der unteren Donau war der Feind ruhiger als in letzter Zeit. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Caimutales wurden bereitgestellte rumänische Angriffstruppen durch unser Artilleriefeuer zerstreut. Im galizischen Kampfabchnitt hat das feindliche Artilleriefeuer gestern nachmittag und heute früh wieder zugenommen. Westlich Sborow wurde heute ein Angriff abgewiesen.

Geplänkel in Mazedonien.

Sofia, 6. Juli. — Mazedonische Front: An der gesamten Front spärliches Artilleriefeuer, das nur westlich des Dojransees lebhafter war. Im Cernabogen drang einer unserer Stoßtrupps in die feindlichen Schützengräben ein, wo er dem Feinde in einem Kampf mit Bomben und Bajonettschwere Verluste zufügte und schwarze Franzosen gefangen nahm. Auf dem linken Ufer der unteren Struma Gefechte zwischen Wachabteilungen. Eine englische, mit Maschinengewehren bewaffnete Infanterieabteilung versuchte gegen das Dorf Hognatar vorzudringen. Sie wurde aber durch unsere vorgeschobenen Posten zurückgeschlagen. Bei Histran Kamila zerstreuten wir durch Feuer eine englische Schwadron mit Radfahrern. Der Feind ließ auf dem Gelände Cote und Vermundete zurück sowie Waffen und Ausrüstungsstücke. — Rumänische Front: Lebhaftes Artillerie- und Infanteriefeuer im Abschnitt von Mahmudia und Tulcea.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. Juli. — Sinaifront: Um sich von dem gegen ihre Capellenlinien ausgeübten Druck zu befreien, unternahm eine stärkere englische Abteilung, die durch Flugzeuge unterstützt wurde, einen Angriff gegen unsere berittenen Kräfte bei Imam Askar. Der Angriff wurde abgewiesen; der Feind verlor mehrere Tote und einige Tiere. Die Grenzgefechte der letzten Zeit an der türkisch-persischen Grenze führten zu dem Ergebnis, daß sich zurzeit keine feindlichen Truppen auf türkischem Boden befinden. — Kaukasusfront: Lebhaftes Patrouillentätigkeit im rechten Flügelabschnitt. Die russischen Patrouillen, die teilweise eine Stärke von 50 Mann erreichten, wurden überall zurückgeworfen. Im linken Flügelabschnitt nur geringes Infanterie- und Artilleriefeuer. — Sinaifront: Am 4. Juli bewarfen unsere Flieger mit Erfolg den Bahnhof Port Said mit Bomben. Am gleichen Tage unternahm die feindliche Kavallerie von Tell Sari aus eine größere Erkundung gegen Bir es Sab. Die beteiligten drei feindlichen Kavalleriebrigaden gerieten in unser Artilleriefeuer, erlitten Verluste und gingen wieder zurück. Am Nachmittag des gleichen Tages wurde ein feindliches Flugzeug durch unser Artilleriefeuer zum Absturz gebracht.

Große russische Niederlage in Ostgalizien.

Großes Hauptquartier, 7. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gute Beobachtungsmöglichkeit steigerte gestern den Artilleriekampf in einigen Abschnitten der flandrischen und Artoisfront zu erheblicher Stärke. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Das durchweg lebhafteste Feuer verdichtete sich besonders bei Cerny, am Aisne-Marne-Kanal und in der westlichen Champagne. Nach schlagartig einsetzender Artilleriewirkung griffen die Franzosen mit starken Kräften vom Cornillet bis zum Hochberg an. Südöstlich von Mauroy wurde der Angriff durch Feuer und im Nahkampf durch Gardetruppen abgewiesen. Am Hochberg wurde der Gegner, der in Teile des vorderen Grabens eingedrungen war, durch kraftvollen Gegenstoß eines hannoverschen Regiments vertrieben. Hier stießen die Franzosen erneut vor und brachen nochmals ein. Wiederum wurden sie durch Gegenangriffe und in erbitterten Kämpfen Mann gegen Mann völlig zurückgeworfen. Erkundungsvorstöße am Brimont und bei Cerny-en-Dormois brachten uns eine größere Zahl von Gefangenen ein. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Bei vielfach auflebendem Feuer keine größeren Gefechtsabhandlungen. — Bei Tage und bei Nacht war die Flugtätigkeit sehr reg. 8 feindliche Flugzeuge und 1 Fesselballon wurden abgeschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Die Schlacht in Ostgalizien hat gestern zu einer äußerst blutigen Niederlage der Russen geführt. Nach mehrstündigem starken Zerstörungsfeuer setzte am frühen Morgen der russische Angriff zwischen Koniusch und Samonowice ein. Mit immer neu ins Feuer geworfenen, tief gegliederten Kräften stürmten die russischen Divisionen gegen unsere Front. Bis zum Mittag wiederholte der Feind seine Angriffe. Sie sind sämtlich unter den schwersten Verlusten zusammengebrochen. Auch

die Verwendung von Panzerkraftwagen blieb für die Russen nutzlos; sie wurden zerstört. Gegen die zurückflutenden Massen griffen unsere Jagdstaffeln aus der Luft ein; bereitgestellte Kavallerie wurde durch Fernfeuer zerstreut. Später griff der Feind in keine Opfer schenkendem Sturm weiter nördlich bis zur Bahn Slogow—Tarnopol und zwischen Bathow und Swogny an. Auch hier kam er nicht vorwärts; überall wurde er geworfen. Bei Brzezany und Stanislaw sowie an einigen Stellen im Karpatenvorland sind gleichfalls starke russische Angriffe verlustreich gescheitert. Erbeutete Befehle in französischer Sprache zeigen, von wem das russische Heer zum Angriff getrieben wurde, der ihm keinerlei Erfolg gebracht, es dagegen blutige Opfer gekostet hat. Rheinische, baltische, thüringische, sächsische und österreichisch-ungarische Truppen teilen sich in die Ehre des Schlachttages. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Karpaten vielfach rege Gefechtsstätigkeit; an mehreren Stellen wurden Vorstöße der Russen zurückgewiesen. (W. T. B.)

Russischer Angriff bei Sborow.

Wien, 7. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: An mehreren Stellen der Karpatenfront lebte das feindliche Artilleriefeuer gestern merklich auf. In der Gegend von Doria Watra, Kiribaba und im Ludomagebiet, dann beiderseits des Jablonicapasses erreichte es zeitweise größte Heftigkeit. Unsere Artillerie erwiderte mit kräftigem Zerstörungsfeuer von guter Wirkung. Bei Kiribaba räumte der Feind seine Deckungen gruppenweise. Erkundungsabteilungen des Gegners, die an mehreren Stellen vorzugehen versuchten, wurden abgewiesen. Bei Stanislaw haben die Russen nach heftigster Artillerievorbereitung mehrere starke, aber erfolglose Angriffe geführt. Den Hauptstoß hat hier das tapfer ausharrende ungarische Heeres-Infanterieregiment Nr. 65 abgewiesen. Auch bei Hutta und Solotwinska sind in den späten Nachmittagsstunden russische Angriffe gescheitert. Im Raume von Brzezany kam es gestern nur zu einem kurzen feindlichen Vorstoß, der abgewehrt wurde. Wie erfolgreich die Verteidigung der hier kämpfenden deutschen und osmanischen Truppen, dann der tapfer mitwirkenden Honved-Infanterieregimenter Nr. 308, 309 und 310 in den Vortagen war, zeigen die auf 13000 Mann geschätzten Feindesleichen im Vorfelde. In unbegründeter Überschätzung ihres begrenzten Zufallserfolges vom 2. Juli hofften die Russen gestern die Entscheidung südwestlich von Sborow durch einen Massenstoß herbeizuführen. Unter Heranziehung eines Gardekorps, weiterer neuer Kräfte und starker Kavalleriemassen setzten die Russen in einer Frontbreite von 16 Kilometern etwa neun bis zehn Divisionen, stellenweise 15 Wellen tief, zu wiederholten Angriffen ein. An der heldenmütigen Haltung deutscher Regimenter brachen alle nach mehrstündigem Vorbereitungsfeuer vom frühen Morgen bis zum Mittag vorgetriebenen Massenstürme erfolglos und blutig zusammen. Dem tapferen Somborer Infanterieregiment Nr. 23 und der vortrefflich mitwirkenden k. und k. Artillerie gebührt ein rühmlicher Anteil an dem großen Erfolg des gestrigen Tages. Mehrere Panzerkraftwagen, die anzugreifen versuchten, wurden zerstört. In den Mittagsstunden war die Angriffskraft des Gegners derart gebrochen, daß er, verfolgt durch das Maschinengewehrfeuer einer Jagdstaffel, zurückfluten mußte. Die zur beachtlichen Verfolgung herangeführte feindliche Kavallerie wurde durch Feuer zerprengt. Die Verluste des Feindes sind außerordentlich schwer, unsere halten sich in mäßigen Grenzen. Ein gegen 8 Uhr abends sich südwestlich Sborow erneuernder russischer Angriff hatte den gleichen Mißerfolg wie alle früheren. Bei Bathow-Swogny sind nachmittags mehrere gegen österreichisch-ungarische Truppen geführte Angriffe gescheitert. In tapferster Gegenwehr und in erbittertem Handgemenge haben das Honved-Infanterieregiment Kaiser und König Karl Nr. 19 und das Sombortheiler Infanterieregiment Nr. 83 den Feind vollständig geworfen. Österreichisch-ungarische und deutsche Artillerie haben auch hier vortrefflich zusammengewirkt und im Verein mit der Infanterie dem Feinde schwerste Verluste zugefügt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Außer erhöhter Patrouillentätigkeit im Fornogebiet nichts zu melden.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 7. Juli. — Mazedonische Front: Im Cernabogen wurde eine feindliche Aufklärungsabteilung durch unser Feuer zerstreut. In der Gegend von Moglena bei Bahono versuchten serbische Abteilungen einen unserer Posten anzugreifen, wurden aber durch unser Feuer niedergemäht. Auf dem rechten Wardar-ufer lebhafteres Artilleriefeuer und für uns günstige Aufklärungsunternehmungen. Wir machten Gefangene vom 1. griechischen Infanterieregiment. An der übrigen Front vereinzeltes Artilleriefeuer und stellenweise Gefechte zwischen Patrouillen und Posten. — Rumänische Front: Östlich von Tulcea Austausch von Gewehr- und Artilleriegeschüssen von Posten.

Deutscher Gliegerangriff auf London.

Großes Hauptquartier, 8. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste, im Ipern- und Wytschaete-Abschnitt sowie bei Lens und zwischen Somme und Oise wechselnd starker Feuerkampf. Während

Östlich von Ipern englische Erkundungsvorposten zum Scheitern gebracht wurden, gelang es unseren Aufklärungsabteilungen, nordwestlich und westlich von St. Quentin Gefangene zu machen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach tagsüber starker Artilleriewirkung ließen die Franzosen gegen Abend mit erheblichen Kräften zum Angriff östlich von Cerny vor. Der Ansturm brach in unserem Feuer und im Handgranatenkampf verlustreich zusammen; mit gleichem Mißerfolg endeten nachts mehrere Vorstöße gegen unsere Gräben südlich des Gehöftes La Bodelle und südöstlich von Ailles. Unseren Sturmtruppen glückte der Überfall einer feindlichen Feldwache beim Gehöft Mennejean südlich der Straße Caon-Sorlions. In der Westschampagne wurde gestern morgen ein weiterer Angriff der Franzosen am Cornilletberg zurückgewiesen. Auf dem linken Maasufer steigerte sich abends das Artilleriefeuer zu großer Heftigkeit. Nachts erfolgte ein starker französischer Angriff an der Höhe 304 und am Westhang des „Toten Mannes“. Der Feind ist abgeschlagen worden; in einigen Grabenstücken wird noch gekämpft. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Außer zeitweilig auslebendem Feuer in der Lothringer Ebene und einem erfolgreichen Vorfeldgefecht am Rheinarhoner Kanal keine besonderen Ereignisse. — In der Nacht vom 6. zum 7. Juli haben außer Bombenwürfen nahe an der Front auch Luftangriffe auf deutsches Gebiet stattgefunden. Feindliche Flieger warfen im westfälischen Industriegebiet, in Orier und Umgebung, ferner auf Mannheim, Ludwigshafen und Rodalben insgesamt über 100 Brandbomben ab. Militärischer Schaden ist nicht entstanden. Eins der feindlichen Flugzeuge fiel in unsere Hand. Am Morgen des 7. Juli griff darauf eins unserer Fliegergeschwader London an. Gegen 11 Uhr vormittags wurden die Docks, Hafen- und Speicheranlagen an der Themse ausgiebig mit Bomben beschossen. Brand- und Sprengwirkung wurde festgestellt. Eins der zur Abwehr aufsteigenden englischen Flugzeuge ist über London abgeschossen worden. Auch auf Margate an der Ostküste Englands wurden Bomben abgeworfen. Unsere Flugzeuge sind sämtlich zurückgekehrt bis auf ein auf See notgelandetes, das von unseren Seestreitkräften nicht mehr geborgen werden konnte. In Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer an der Front haben die Gegner gestern 9 Flugzeuge eingebüßt. Eins davon ist durch Leutnant Wolff abgeschossen worden, der damit den 33. Luftsieg errang. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Auf dem Kampffeld zwischen Strapa und Slota Lipa haben die Russen ihren Angriff nach den nutzlosen Opfern der Vortage nicht erneuern können. Heute morgen brach ein Angriff ohne Feuerbereitung bei Zborow verlustreich zusammen. Bei Stanislaw ist gestern und heute früh gekämpft worden. Österreichisch-ungarische Regimenter wiesen dort im Nahkampf mehrere russische Divisionen ab, deren Sturmwellen, durch unser Vernichtungsfeuer gelichtet, bis an die Stellungen vorgezogen waren. Auch bei Huta im oberen Teil der Bnizyca Solotwinska wurde ein Angriff der Russen abgeschlagen. — Bei den übrigen Armeen der Ostfront hielt sich die Gefechtsintensität in mäßigen Grenzen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Karpaten nur mäßiges feindliches Artilleriefeuer und geringe Aufklärungsintensität. Bei Stanislaw hat der Feind seine Angriffe gestern und heute früh mit großer Zähigkeit wiederholt. Nach einem mislungenen schwächeren Vorstoß setzte er gegen 1 Uhr nachmittags starke überlegene Kräfte zum entscheidenden Stoß gegen unsere Stellungen beiderseits der Straße Stanislaw-Kalusz ein. Alle Angriffe scheiterten an der tapferen Haltung und dem vortrefflichen Zusammenwirken aller Waffen unserer Mischolzer Division. Der an wenigen Stellen in die vordersten Gräben eingedrungene Feind wurde durch sofortigen Gegenangriff geworfen. Ein weiterer Angriff in den Abendstunden wurde schon durch unser Artilleriefeuer niedergehalten, auch blieb ein heute früh ohne Vorbereitungsfeuer unternommener Vorstoß ergebnislos. Im Tale der Bnizyca Solotwinska hat der Feind ebenfalls stärkere Kräfte zum Angriff angelegt. Das bewährte schlesische Infanterieregiment Kaiser und König Franz Joseph I. behauptete hier in zähem Kampfe alle seine Stellungen. In den Hauptangriffsträumen der Vortage haben mit Ausnahme eines erfolglosen feindlichen Vorstoßes südwestlich Zborow keine größeren Kampfhandlungen stattgefunden.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 8. Juli. — Mazedonische Front: Lebhaftes Feuer der feindlichen Artillerie auf der Cerven Stena und im Zentrum unserer Stellungen im Cernabogen. Eine serbische Erkundungsabteilung, die sich unsern Posten östlich der Cerna bei Carnova zu nähern versuchte, wurde durch Feuer zerstört. Westlich vom Dojransee mäßiges Artilleriefeuer. An der unteren Struma Gefechte zwischen Infanterie- und Kavallerieabteilungen. — Rumänische Front: Zwischen Mahmudia und Tulcea Artillerie- und Infanteriegefechte. Bei Jaccia vereinzelte Kanonenschüsse.

Türkische Erfolge an der persischen Grenze.

Konstantinopel, 8. Juli. — An der persischen Grenze östlich Pandschwin griffen am 6. Juli unsere Truppen die Russen

an und schlugen sie. Als Beute wurde bisher gemeldet: 4 Gebirgsschüge, 3 Maschinengewehre und Gefangene, deren genaue Zahl hier noch nicht bekannt ist. 25 Kilometer nordwestlich Serdicht fand ein einseitiges Gefecht statt, in dem die Russen verlustreich zurückgeworfen wurden. An der Kaukasusfront die übliche Artillerie- und Patrouillenintensität. An der anatolischen Küste unternahm unsere Artillerie einen wohl gelungenen Feuerüberfall auf die Insel Tenebos. Es wurden mehrere feindliche Segler versenkt und die feindliche Funkstation vermutlich zerstört. Feindliche Flieger warfen Bomben auf die Stadt Smirna. Gefötet wurde eine Person. Alle Verletzten gehören den Nationen der Entente an. Durch die gut organisierte Fliegerabwehr konnte weiteres Unglück verhütet werden.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 9. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Regen und Dunst blieb in fast allen Frontabschnitten das Feuer bis zum Abend gering. Es lebte dann mehr ab auf. Nachts kam es an verschiedenen Stellen zu für uns erfolgreichen Erkundungsgefechten. — Bei der Heeresgruppe deutscher Kronprinz wurde ein Angriff zur Verbesserung unserer Stellungen am Chemin-des-Dames mit vollem Erfolg durchgeführt. Nach einem Feuerüberfall von Minen- und Granatwerfern auf die Sturmziele brach die Infanterie, gedeckt durch das Riegelfeuer der Artillerie, zum Einbruch vor. Die aus Niedersachsen, Thüringern, Rheinländern und Westfalen bestehenden Sturmtruppen nahmen in kraftvollem Stoß die französischen Gräben südlich von Pargny-Silain in 3½ Kilometer Breite und hielten die gewonnenen Linien gegen fünf feindliche Angriffe. Zur Ablenkung des Gegners waren kurz vorher an der Straße Jon-Sorlions Sturmabteilungen herbiß-nassauischer und westfälischer Bataillone in die französischen Gräben gedrungen; sie kehrten nach Erfüllung ihres Auftrages mit einer größeren Zahl von Gefangenen befehlsgemäß in die eigenen Linien zurück. Der überall heftigen Widerstand leistende Feind erlitt hohe blutige Verluste, die sich bei ergebnislosen Gegenangriffen auch während der Nacht noch steigerten. Es sind 30 Offiziere und über 800 Mann gefangen eingebracht worden; die Beute an Kriegsgerät ist sehr erheblich. Auf dem Westufer der Maas haben die Franzosen aus den Kämpfen in der Nacht zum 8. Juli einige kleine Grabenstücke in der Hand behalten; heute vor Tagesgrauen nordöstlich von Esnes einsetzende Vorstöße sind zurückgewiesen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Während zwischen Strapa und Slota Lipa nur lebhaftes Artilleriefeuer herrschte und uns einige Vorstöße Gefangene einbrachten, kam es bei Stanislaw zu neuen Kämpfen. Durch starke russische Angriffe wurden die dort stehenden Truppen zwischen Ciezow und Zagwozdz (12 Kilometer) gegen die Waldhöhen des Czarnylas zurückgedrückt. Durch Eingreifen deutscher Reserven kam der Stoß zum Stehen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Karpaten hielt die rege Tätigkeit der russischen Batterien an; örtliche Angriffe der Russen sind an mehreren Stellen gescheitert. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Karpaten und an der oberen Bnizyca Solotwinska führten die Russen mit stärkeren Aufklärungsabteilungen vor. Nordwestlich von Stanislaw mußte gestern nach zweltägigem erbittertem Ringen die erste Stellung unserer Verteidigungsanlagen dem Feinde überlassen werden. Eine Erweiterung des russischen Geländegewinnes wurde durch das Eingreifen von Reserven verhindert. Nördlich des Dnjestr, namentlich auf galizischem Boden, starke Artillerietätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Udine wurde ein italienischer Vorstoß abgewiesen.

Kleinere Kämpfe in Mazedonien.

Sofia, 9. Juli. — Mazedonische Front: An der Cerven Stena und bei Dobropolje war die Artillerietätigkeit lebhafter. Im Cernabogen drang bei Paralowo einer unserer Stoßtrupps in die italienischen Gräben ein und holte daraus Gefangene vom italienischen Infanterieregiment Nr. 61 zurück. An der unteren Struma gestreuten wir bei Ormanli eine berittene englische Abteilung. An der übrigen Front schwache Kampfintensität. Bei Petrich schossen die Unterleutnants Balan und Uzunow nach hartnäckigem Kampfe mit sechs Flugzeugen ein englisches ab, dessen Führer, Hauptmann Oboier, gefangen genommen wurde. — Rumänische Front: Westlich von Mahmudia versuchten feindliche Abteilungen sich auf Fahrzeugen unserm Ufer zu nähern; sie wurden durch Feuer vertrieben. Östlich von Tulcea Gewehrfeuer.

Ergebnis der Luftkämpfe im Juni.

Großes Hauptquartier, 10. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Slandern erreichte der Artilleriekampf an der Küste, im Abschnitt von Ipern und östlich von Wytschaete größere Stärke als in den Vortagen. Ein Vorstoß englischer Infanterie südwestlich von Hollebeke wurde zurückgewiesen. Auch nordöstlich von Melfines, bei Lens und

Fresnoy sowie nordwestlich von St. Quentin spielten sich Erkundungsgefechte ab. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs des Chemin-des-Dames nahm abends das Feuer an Heftigkeit zu. Nachts wurden Teilangriffe der Franzosen südlich von Courtecon und südwestlich von Cerny abgeschlagen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Riga, Danaburg und Smorgon hat die Gefechtsintensität sich gesteigert. — Bei der Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli blieben die Russen zwischen Strapa und Dnjestr ziemlich untätig. Unternehmungen unserer Sturmtruppen brachten an mehreren Stellen Gewinn an Gefangenen und Kriegsbeute. Nach Abschluß der Kämpfe, die sich gestern nordwestlich von Stanislaw entwickelten, wurden unsere Truppen hinter den Unterlauf des Lukowicabaches zurückgenommen. — Im Bereich der anderen Armeen keine größeren Kampfhandlungen. — Im Monat Juni war das Ergebnis der Kämpfe gegen die feindlichen Luftstreitkräfte gut. Unsere Gegner haben 220 Flugzeuge und 33 Sesselballons durch Einwirkung unserer Waffen verloren. Von den Flugabwehrkanonen wurden 60 feindliche Flieger abgeschossen, der Rest wurde im Luftkampfe zum Absturz gebracht. Unser Verlust beträgt 58 Flugzeuge und 3 Sesselballons. (W. T. B.)

Die Kämpfe um Stanislaw.

Wien, 10. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph regere Erkundungs- und Artillerietätigkeit. — Bei Stanislaw entbrannten gestern früh erneut heisse Kämpfe. Die verbündeten Truppen schlugen mehrere Angriffe ab, wurden jedoch abends vor dem zunehmenden Druck der feindlichen Massen hinter den unteren Lukowicabach zurückgeführt. Der Gegner drängte die Nacht über nicht nach. — Nördlich des Dnjestr verhielten sich die Russen ziemlich ruhig. Unsere Sturmtruppen arbeiteten mit Erfolg. Zwischen der galizischen Grenze und der Ostsee lebte vielfach das Geschützfeuer auf.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 10. Juli. — Mazedonische Front: Bismlich lebhaftes Geschützfeuer an der Cerven Stena, auf dem Dobropolje und südlich von Dojran. An der unteren Struma gestreuten unsere vorgeschobenen Posten bei den Dörfern Ormanli, Osman Kamila Eni Mahle durch Feuer englische Erkundungsabteilungen. An der übrigen Front schwache Kampfintensität. Auf dem rechten Warbuzer wurde ein feindliches Flugzeug gezwungen nach einem Luftkampf zu landen. — Rumänische Front: Östlich von Tulcea Infanteriefeuer und mäßiges Geschützfeuer bei Somova. Westlich von Jaccia versuchten feindliche Erkundungsabteilungen von Schiffen aus an das Ufer zu gelangen. Sie wurden aber durch unser Feuer verjagt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. Juli. — Abgesehen von der gewöhnlichen Aufklärungsintensität und Artilleriefeuer ereignete sich an der Kaukasusfront nichts von Bedeutung. In der Nacht zum 10. Juli überflogen zwei feindliche Flugzeuge Konstantinopel und warfen an einigen Stellen Bomben, die nur unbedeutenden Schaden anrichteten.

Sturmterfolg bei Lombarthnde.

Großes Hauptquartier, 11. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Dünenausschnitt des Marinekorps stürmten gestern Teile der kampfbewährten Marine-Infanterie nach planmäßiger, wirkungsvoller Feuerbereitung die von den Franzosen stark ausgebauten, seit kurzem von Engländern übernommenen Verteidigungsanlagen zwischen der Küste und Lombarthnde. Der Feind wurde über die Iper zurückgeworfen. Über 1250 Gefangene, dabei 27 Offiziere, sind eingebracht worden; die englischen Verluste in dem stark beschossenen Gelände zwischen Meer und Fluß sind sehr hoch, die Beute steht noch nicht fest. — Wieder trugen unsere Flieger in tatkräftigster Weise trotz heftigen Sturmes zu dem vollen Erfolge des Tages wesentlich bei. — Bei den anderen Armeen der Westfront hielt sich infolge regnerischen Wetters die Gefechtsintensität in geringen Grenzen. Einige Erkundungsunternehmen von jüdischen, rheinischen und Gardetruppen bei Reims, östlich der Argonnen und zwischen Maas und Mosel zeigten gute Ergebnisse. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer keine größeren Kampfhandlungen. Die Bewegungen südlich des Dnjestr sind bisher wie geplant vollzogen worden. — Mazedonische Front: Bulgarische Streifabteilungen rieben östlich des Dojransees einen englischen Posten auf. In der Struma-Ebene schoß die englische Artillerie mehrere Ortschaften in Brand. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 11. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In den Karpaten hält die rege Gefechtsintensität an. Südlich des Dnjestr wurden die Bewegungen der verbündeten Truppen ohne Störung durch den Gegner vollzogen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Jonjo gewinnt das feindliche Geschützfeuer stellenweise an Stärke.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 11. Juli. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und in der Moglenagegend und südlich von Dojran lebhafteres Artilleriefeuer. Eine serbische Erkundungsabteilung, die sich dem Dobropolje nähern wollte, wurde durch Feuer zerprengt. Östlich des Dojransees vernichtete eine unserer Erkundungsabteilungen zwischen den Dörfern Popovo und Karabakelli einen englischen Posten; sie brachte mehrere Gefangene, Gewehre und anderes Kriegsmaterial ein. An der übrigen Front sehr schwache Kampfintensität. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und Mahmudia Gewehr- und Geschützfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 11. Juli. — An der Kaukasusfront Patrouillen- und Artillerietätigkeit wie gewöhnlich. — Über die am 9. Juli gemeldeten erneuten Erfolge unserer braven Flieger an der Sinaifront sind folgende Einzelheiten zu berichten: Von uns waren zwei Beobachtungsflugzeuge und ein Kampfflugzeug aufgetrieben, die von drei englischen Kampfflugzeugen angegriffen wurden. Ein feindliches Flugzeug wurde sofort abgeschossen, Führer tot. Das feindliche Flugzeug fiel vollständig zertrümmert hinter unsere Linien. Die beiden anderen Flugzeuge versuchten zu entfliehen. Sie wurden von einem unserer Kampfflugzeuge eingeholt, das einen englischen Zweiflügler zum Niedergehen hinter unseren Linien zwang. Der Führer ist gefangen, das Flugzeug voraussichtlich verwendungsunfähig. Der Sieger in den beiden Luftkämpfen war wieder der schon mehrfach genannte Oberleutnant Selmi. Das dritte englische Flugzeug entkam. — Am 8. Juli unternahm eine aus 9 Bataillonen, 18 Eskadronen und 2 Batterien bestehende englische Abteilung einen Erkundungsvorstoß von Tell el Sari aus in östlicher Richtung. Die Abteilung kehrte um, nachdem ihre starke Vorhut bei Kofel Basal durch unser Artilleriefeuer empfindliche Verluste erlitten hatte. Am 7. Juli abends warfen feindliche Flieger Bomben auf das in Halowa auf Gallipoli gelegene Krankenhaus, obwohl dieses als Krankenhaus deutlich erkennbar ist. Von den Kranken wurden 2 getötet und 6 verwundet.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 12. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Angriff der Marine-Infanterie am 10. Juli hielt einen schönen großen Erfolg dar; der Feind hat Gegenangriffe nicht zu führen vermocht. Die Kampfintensität der Artillerie war gestern in Slandern vor allem südöstlich von Ipern, an der Artoisfront, bei Lens und Bullecourt gesteigert. Mehrere Erkundungsunternehmen wurden von uns erfolgreich durchgeführt. Bei Monchy stürmten Stoßtrupps eines hantelischen Regiments unter wirkungsvoller Mithilfe von Stammenwerfern eine Reihe englischer Gräben, aus denen eine größere Zahl von Gefangenen zurückgebracht wurde. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der Westschampagne und auf dem linken Maasufer entwickelten sich im Laufe des Tages heftige Feuerkämpfe. Einige Aufklärungsgefechte endeten günstig. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Wieder war bei Riga, Smorgon und Baranowitsch die Gefechtsintensität lebhaft, auch bei Luck und auf dem ostgalizischen Kampffelde schwoll sie zeitweilig zu erheblicher Stärke an. An der Schtschera wurden russische Jagdtrupps, am Stochod südöstlich von Kowel feindliche Teilangriffe zurückgewiesen. Zwischen Dnjestr und Karpaten führten die Russen mit gemäßigten Abteilungen gegen die Kommunikation vor; bei Kalusz erreichten Vortrupps das Westufer des Flusses. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 12. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Rumänien und den Karpaten nichts von Belang. Südlich des Dnjestr gelangten die Russen bis an unsere Kommunikation. Bei Kalusz kam es auf dem Westufer des Flusses zu Kämpfen. Am Stochod und nördlich der Bahn Rowno Kowel wurde ein russischer Vorstoß abgeschlagen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Als Entgelt für die Heimführung Drias durch italienische Flieger bewarft gestern ein österreichisch-ungarisches Flugzeuggeschwader den Bahnhof und die ausgedehnten Barackenlager bei Cividale mit Erfolg. Auf dem kleinen Colbricon drangen gestern früh unsere Sturmabteilungen in die feindliche Stellung ein, machten die Besatzung nieder, sprengten große Mengen italienischer Munition und kehrten mit Gefangenen zurück.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 12. Juli. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwache Artillerietätigkeit. Östlich der Cerna wurde eine feindliche Erkundungsabteilung zurückgeworfen. An der unteren Struma wurden berittene englische Erkundungsabteilungen bei den Dörfern Haznatar und Ormanli durch unser Feuer zerprengt. — Rumänische Front: Östlich von Tulcea Gewehrfeuer, spärliches Geschützfeuer.

Erfolg bei Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 13. Juli. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Nordfront und Artoisfront war in mehreren Abschnitten bei guter Sicht der Feuerkampf stark. Feindliche Vorstöße östlich von Neuport, südöstlich von Ypern, bei Hulluch und südlich der Scarpe wurden zurückgeschlagen. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Wieder war die Kampftätigkeit der Artillerie in der westlichen Champagne erheblich gesteigert; auch auf dem linken Maasufer erreichte das Feuer abends große Heftigkeit. An der Höhe 304 nahmen Sturmtruppen in frischem Draufgehen die vom Feinde am 8. Juli zurückeroberten Gräben wieder, die Besatzung wurde niedergemacht, ein Teil gefangen zurückgeführt. Die von uns in den Kämpfen am 28. Juni gewonnenen Stellungen in 4 Kilometer Breite sind einschließlich ihres Vorfeldes damit wieder voll in unserer Hand. Trotz heftiger Gegenwirkung brachte ein Erkundungsvorstoß bei Prunay uns Gewinn an Gefangenen und Beute. In zahlreichen Luftkämpfen verloren die Gegner 17 Flugzeuge, 2 weitere durch Abwehrfeuer. Oberleutnant Ritter von Tuschek, der am 12. Juli 2 feindliche Sieger zum Absturz brachte, errang gestern durch Abschluß eines Fesselballons den 16. Luftsieg. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: An der Düna, bei Smorgon und an der Schischara war die Gefechtsfähigkeit reger; auch westlich von Luck lebte sie infolge eigener Erkundungsvorstöße zeitweilig auf. Südlich des Dnjeßtr sind an mehreren Stellen der Commicallinie russische Angriffe zum Scheitern gebracht worden. An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph und bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen drangen nach stärkerem Feuer mehrfach feindliche Aufklärungsabteilungen gegen unsere Stellungen vor; sie sind überall abgewiesen worden. — Mazedonische Front: Ostlich der Ridsa Planina löste ein erfolgreicher bulgarischer Vorstoß östliche Gegenangriffe der Serben aus; sie schlugen verlustreich fehl. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. Juli. Ostlicher Kriegsschauplatz: In Rumänien und bei der Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph lebhafteste feindliche Aufklärungstätigkeit. An der Commicallinie wurden mehrere russische Vorstöße abgeschlagen. In Wolhynien lösten unsere Erkundungsabteilungen stellenweise reges Geplänkel aus.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 13. Juli. — Mazedonische Front: Sehr schwache Gefechtsfähigkeit längs der ganzen Front. In der Gegend von Moglena bei Dobropolje wurde ein schwacher Angriff des Feindes mit blutigen Verlusten für ihn abgeschlagen. Beim Dorfe Monte wurde eine feindliche Aufklärungsabteilung durch Feuer zerstört. An der unteren Struma Gefechte zwischen vorgeschobenen Abteilungen. Bei Christian-Kamila trieben wir durch Feuer eine feindliche Aufklärungsabteilung auseinander. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und Mahmudia Gewehrfeuer und spärliches Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. Juli. Kaukasusfront: Die feindliche Patrouillentätigkeit sowie das gegenseitige Artillerie- und Infanteriefeuer war an mehreren Stellen der Front lebhafter wie bisher, zu irgendwelchen Kampfhandlungen von Bedeutung kam es aber nicht. — Sinaifront: Am 11. Juli auf der ganzen Front lebhaftes Artillerie- und Infanteriefeuer. Stärkere feindliche Abteilungen, die bis Kos el Basal und Abu Galjun voringen, zogen sich gegen Abend wieder zurück. Am 12. Juli wurden nur feindliche Erkundungskompagnien beobachtet. Schwere feindliche Artilleriefeuer richtete sich auf die Gegend von Ghaza.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. Juli. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste setzte gegen Abend starkes Feuer gegen unsere Stellungen ein. Nachts bei Lombarznde vorbereitende englische Angriffe brachen verlustreich in unserer Abwehrwirkung zusammen. Auch östlich und südöstlich von Ypern sowie in einigen Abschnitten der Artoisfront war der Artilleriekampf lebhaft. Bei Vorfeldgefechten nordwestlich von St. Quentin wurde eine Anzahl Engländer und Franzosen gefangen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zwischen Soissons und Reims nahm die Feuerfähigkeit zu; in der westlichen Champagne und auf dem linken Maasufer blieb der Artilleriekampf bis zum Einbruch der Dunkelheit stark. Erkundungsvorstöße der Franzosen wurden an mehreren Stellen abgewiesen. Südlich des Bois Souleins (nördlich von Reims) setzten sich unsere Sturmtruppen in Besitz französischer Grabenstücke und hielten sie gegen mehrere Gegenangriffe. Südwestlich von Sommer-Pn bereitete unser Feuer einen sich vorbereitenden feindlichen Vorstoß. Am Walde von Avocourt wurden von unseren Aufklärern Gefangene gemacht. Heeresgruppe Herzog Albrecht: In der Lothringer Ebene waren die Artillerien tätiger als sonst. Am

Westhang der mittleren Vogesen verliefen eigene Erkundungen erfolgreich. — 21 feindliche Sieger und 1 Fesselballon wurden gefangen. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Düna- und Smorgon hält die rege Gefechtsfähigkeit an. In Ostgalizien war das Feuer nur im Abschnitt von Brzeczany lebhaft. Starker Regen beeinträchtigte auch südlich des Dnjeßtr die Kampfhandlungen. Dort kam es nur südlich von Kalusz zu örtlichen Zusammenstößen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. Juli. Ostlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Kalusz war es gestern zu mehrfachen Kämpfen gekommen. Die Gefechtslage ist unverändert. Nördlich des Dnjeßtr trat an mehreren Stellen an der galizischen Front und in Wolhynien beiderseits Artillerie stärker in Tätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Küstenlande und an der Tiroler Front mäßiges Geschützfeuer. Stabsfeldwebel Kib schloß bei Levico im Luftkampf sein sechstes italienisches Flugzeug ab.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 14. Juli. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, etwas lebhafter östlich von der Cerna und südlich vom Dojransee. In der Moglenagegend Erkundungsunternehmungen zu unseren Gunsten. In Erweiterung dieser versuchte der Feind an mehreren Stellen schwache Angriffe, die durch unser Feuer abgeschlagen wurden. Auf dem östlichen Ufer des Wardar und westlich vom Dojransee wurden feindliche Aufklärerabteilungen durch Feuer vertrieben. — Rumänische Front: Ostlich von Tulcea Austausch von Gewehrfeuer und spärliches Artilleriefeuer.

Erfolg am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 15. Juli. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern erreichte der Artilleriekampf an der Küste sowie zwischen Boesinghe und Witschaete große Heftigkeit; er dauerte bei Ypern auch nachts an. Bei Lens und auf beiden Scarpe-Ufern war zeitweilig das Feuer stark. Englische Kompagnien, die bei Gavrelle, östlich von Croisilles und bei Bullecourt vorstießen, wurden durch Gegenstoß zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames wurden dem Feinde durch Angriff wichtige Stellungen südöstlich von Courtecon entzogen. Nach zusammengefaßter Wirkung von Artillerie und Minenwerfern führten Teile des Infanterieregiments Generalfeldmarschall von Hindenburg und anderer ostpreussischer Regimenter sowie des Sturm-bataillons 7 die französische Stellung in 1500 Meter Breite und 300 Meter Tiefe. Der Gegner leistete erbitterten Widerstand, so daß es zu hartnäckigen Nahkämpfen kam. Die Sturmziele wurden überall erreicht und gegen drei starke Gegenangriffe gehalten. Die blutigen Verluste der Franzosen sind schwer; bisher sind über 350 Gefangene eingebracht worden. Die beträchtliche Beute ist noch nicht gezählt. In der Westkampagne hat nach viertägigem schwersten Feuer gestern 9 Uhr abends der französische Angriff gegen unsere Stellungen südlich von Naaron bis südöstlich von Moronvilliers eingesetzt. Der Ansturm der starken feindlichen Kräfte wurde dank der tapferen Haltung unserer Infanterie und der gesteigerten Abwehr- und Gegenwirkung der Artillerie im wesentlichen abgeschlagen. Am Hochberg und Pöhlberg entstanden nach Abweisen des ersten Ansturms durch erneuten Angriff des Gegners örtliche Einbruchstellen, an denen am Morgen noch gekämpft wurde. Auch auf dem linken Maasufer griffen die Franzosen nach Trummelfeuer an der Höhe 304 an. An keiner Stelle gelang es dem Feinde, unsere Gräben zu erreichen; seine Sturmwellen brachen in unserem Vernichtungs- und Sperrfeuer zusammen. Im Grunde von Dacherauville am Ostufer der Maas hielt unsere Artilleriewirkung einen sich vorbereitenden Angriff nieder. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Trotz ungünstiger Witterung war die Gefechtsfähigkeit an der Düna und bei Smorgon lebhaft. In Ostgalizien erreichte das Feuer nur in begrenzten Abschnitten größere Stärke. Südlich des Dnjeßtr griffen die Russen oberhalb von Kalusz an mehreren Stellen an; sie wurden überall abgewiesen. — An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph und bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen ist mehrfach eine Steigerung des Feuers merkbar. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. Juli. Ostlicher Kriegsschauplatz: In Rumänien und in den Karpaten wurde auf beiden Seiten das Geschützfeuer lebhafter. An der Commicallinie südlich von Kalusz unternahm der Feind mehrere Angriffe. Unsere Truppen warfen ihn überall zurück. Zwischen Dnjeßtr und Pripjet nur geringe Kampftätigkeit.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 15. Juli. — Mazedonische Front: Nach heftigem Artilleriefeuer versuchte eine englische Infanterieabteilung gegen

einen unteren Posten westlich vom Dojransee vorzugehen, wurde aber im Handgranatenkampf zerstreut und ließ mehrere Gewehre, eine große Menge Bomben und anderes Kriegsmaterial in unseren Händen. An der übrigen Front schwaches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Ostlich von Tulcea Infanterie- und Artilleriefeuer. Ostlich Mahmudia, in der Nähe der Dörfer Murukoj und Dunarez übergriffen russische Erkundungsabteilungen, ausgerüstet mit Maschinengewehren, während der Nacht auf Fahrzeugen den St. Georgsarm und versuchten, unsere vorgeschobenen Posten anzugreifen; sie wurden jedoch durch Gegenangriff vertrieben.

Gegenangriffe bei Lombarznde.

Großes Hauptquartier, 16. Juli. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gestern morgen versuchten die Engländer in dreimaligem Angriff, die bei Lombarznde verlorenen Stellungen zurückzugewinnen; stets wurden sie verlustreich abgeschlagen. — Das tagsüber mäßige Feuer schwoll abends sowohl an der Küste wie von der Yser bis zur Eys zum starken Artilleriekampf an, der auch nachts lebhaft blieb. Vom La Bassée-Kanal bis auf das Südufer der Scarpe war in den letzten Tagesstunden die Feuerfähigkeit gesteigert. Nordwestlich von Lens und bei Fresnoy wurden starke englische Erkundungsabteilungen zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In heftigen aber vergeblichen Angriffen bemühten sich die Franzosen, die von uns südlich von Courtecon genommenen Stellungen zurückzuerobern. Hier wie bei geschwächten Angriffen südlich des Hochförs La Bouelle hatten sie schwere Verluste. Auch nordöstlich von Sillery im Desfetal schlug ein Vorstoß des Feindes fehl. In der Westkampagne waren einige unserer vorderen Gräben bei Abschluß der nächtlichen Kämpfe in Feindeshand geblieben. Während am Hochberg die am Abend wieder zurückgewonnenen Gräben nicht dauernd behauptet wurden, ist am Pöhlberg nach erbittertem Nahkampf unsere alte Linie wieder erreicht. Eine größere Zahl von Gefangenen und einige Maschinengewehre sind von beiden Gefechtsfeldern eingebracht worden. Mit kurzer Unterbrechung während der Nacht dauert lebhafter Feuerkampf auf dem westlichen Maasufer an. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Rege Artillerietätigkeit zwischen Maas und Mosel, wo am 14. Juli eine Erkundung bei Remenauville durch Eindringen zahlreicher Gefangener guten Erfolg hatte. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Ostsee und Karpaten lebhafteste Gefechtsfähigkeit nur bei Riga und südlich von Düna. In den Waldkarpaten wurden mehrfach russische Streifabteilungen vertrieben. In der rumänischen Ebene nahm abends in einzelnen Abschnitten das Feuer zu. Im Donaudelta wiesen bulgarische Sicherungen vorgestern einen russischen Überfall durch Gegenstoß zurück. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. Juli. Ostlicher Kriegsschauplatz: In den Waldkarpaten und südlich des Dnjeßtr wurden Vorstöße feindlicher Erkundungsabteilungen zurückgewiesen. Sonst weder im Osten noch an der albanischen Front besondere Ereignisse. Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Jamiano scheiterten mehrere italienische Teilangriffe.

Ereignisse zur See.

Wien, 16. Juli. — Eines unserer U-Boote, Kommandant Einmischleutnant von Trapp, hat am 8. Juli die militärischen Anlagen von Derna (Nordafrika) durch eine Stunde mit guter Wirkung beschossen. Das Feuer feindlicher Landbatterien war erfolglos. Schlottenkommando

Erkundungsvorstöße in Mazedonien.

Sofia, 16. Juli. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia wurde das Artilleriefeuer von Zeit zu Zeit lebhafter. Auf dem übrigen Teil der Front schwache Artillerietätigkeit. Erkundungsabteilungen drangen im Süden von Dojran in die feindlichen Gräben ein und fügten dem Feinde empfindliche Verluste zu. An der unteren Struma zwischen den Dörfern Hagatlar und Ormanli wurde eine feindliche Reiterabteilung durch Feuer zerstört. — Rumänische Front: An der ganzen Front an der unteren Donau von Galatz bis zum Meer nur zeitweises Geschützfeuer zwischen Posten und stellenweise vereinzelte Kanonenschüsse. Ostlich von Tulcea während der Nacht lebhafteres Geschütz- und Maschinengewehrfeuer.

Türkischer Erfolg am Euphrat.

Konstantinopel, 16. Juli. — Am Euphrat verlor die geschlagnene feindliche Abteilung auf ihrem Rückzuge noch 120 Tote und Verwundete sowie 60 Pferde. Außerdem erbeutete unsere verfolgende Kavallerie 2 Lewis-Gewehre und viele Zelte. — An der persischen Front erbeutete eine unserer Grenzkompanien in einem Gefecht bei Serdesch ein Maschinengewehr. Nördlich Reswanduz griff eine russische Kompagnie unsere Vorposten an, wurde aber zurückgeschlagen. — An der Kaukasusfront mäßiges Artillerie- und Infanteriefeuer.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 17. Juli. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste griffen die Engländer nach tagsüber lebhaftem Feuer wieder bei Lombarznde an; sie wurden abgewiesen. Längs der Front von Noordzooote bis Warneton steigerte sich die Kampftätigkeit der Artillerie zu erheblicher Stärke; auch auf beiden Scarpe-Ufern war sie lebhaft. Englische Erkundungsvorstöße scheiterten bei Messines, Hulluch, Gavrelle, Bullecourt und nördlich von St. Quentin. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vormittags drangen an der Straße Laon-Soissons Stoßtruppen eines hannoverschen Regiments zusammen mit Pionieren nach Feuerüberfall in die französischen Linien, sprengten Unterstände und Grabengeschütze und kehrten mit zahlreichen Gefangenen und Maschinengewehren in die eigenen Gräben zurück. Bei Courtecon war in der Nacht zu gestern ein weiteres Stück französischer Stellung durch Handreich genommen worden; die Gefangenenzahl in diesem Abschnitt erhöhte sich dadurch auf über 450 Franzosen. Kurz vor Dunkelheit eröffnete der Feind schlagartig stärkstes Feuer auf die Stellungen zwischen dem Gehöft Malval und Cerny. Darauf setzte gegen diese Front ein starker mit dichten Massen geführter Angriff ein, der im Feuer und im Nahkampf unter den schwersten Verlusten ergebnislos zusammenbrach. Alle kürzlich gewonnenen Stellungen sind seit in der Hand der bewährten ostpreussischen Division. Nördlich von Reims schlug ein Vorstoß der Franzosen gegen die von uns eroberten Gräben südlich des Bois Souleins fehl, ein weiterer wurde durch unser Abwehrfeuer unterdrückt. Am Pöhlberg in der Westkampagne gelang es Thüringern, in erbitterten Handgranatenkämpfen die Franzosen aus dem letzten Stück unserer alten Stellung zu vertreiben und mehrere Gegenangriffe zurückzuschlagen. Auf dem linken Maasufer setzte mittags heftigste Artilleriewirkung gegen die Höhe 304 und die Anschließlinien ein. Unser Vernichtungsfeuer auf die französischen Gräben und Bereitschaftsräume wirkte den feindlichen Angriff; nur wenige Leute kamen aus den Gräben. Heute morgen hat sich der Feuerkampf dort erneut gesteigert. — Auser 5 Flugzeugen wurden 4 feindliche Fesselballons durch unsere Sieger zum Absturz gebracht. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die rege Gefechtsfähigkeit bei Riga, Düna und Smorgon hält an. Bei aufklärendem Wetter war an der Narajowka das Feuer stärker als in den letzten Tagen. Südlich des Dnjeßtr nahmen rheinische Regimenter das Waldgelände nördlich von Kalusz. Da auch von Westen her deutsche Kräfte voringen, räumten die Russen die Stadt und zogen sich eilig auf das südliche Commica-Ufer zurück. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. Juli. Ostlicher Kriegsschauplatz: Dem Drucke deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen weichen, räumten die Russen gestern Kalusz und das westliche Commica-Ufer; die Verbündeten rückten nach. Südlich von Kalusz kam es stellenweise zu stärkeren Kämpfen. Bei Ldzjann scheiterten sechs russische Entlastungsvorstöße am Widerstande kroatischen Bataillone. Bei Landstreu und Komica erzielten wir Raumgewinn. — Sonst weder von der Ostfront noch aus Albanien Neues zu melden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf dem Colbricon explodierte eine italienische Mine; unsere Truppen besetzten den Trichter.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 17. Juli. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das nur auf dem linken Wardar-ufer östlich von Cerna und auf dem Mahowohägel lebhafter war. Feindliche Erkundungsabteilungen wurden durch unser Feuer verjagt. An der unteren Struma, bei dem Dorfe Ormanli, trieben wir aus Infanterie und Kavallerie bestehende feindliche Erkundungsabteilungen zurück. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und dem Dorfe Partila lebhaftes Artilleriefeuer, bei Mahmudia gegenseitiges Geschützfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 17. Juli. — In Persien, 60 Kilometer östlich der Grenze, und östlich von Suleimanie griff eine unserer Grenzabteilungen die an Zahl überlegenen Russen im Garannpoh an und warf sie auf Semme zurück. Der Feind verlor 70 Tote, 2 Maschinengewehre und eine Menge Waffen. — Kaukasusfront: Im rechten Flügelabschnitt scheiterte der Angriff einer feindlichen Kompagnie gegen unsere Patrouillen unter großen Verlusten für die Gegner, ebenso mißlang ein Angriff eines feindlichen Bataillons gegen einen unserer Züge, nachdem der Zug durch zwei Kompagnien verstärkt war. — Sinaifront: Artilleriefeuer bei Ghaza. Patrouillentätigkeit auf den übrigen Teilen der Front. In Adana wurde die Schule von französischen Flugbooten mit Bomben beworfen. Zwei Lehrer, elf Kinder und sieben andere Zivilpersonen wurden verwundet; von den Verwundeten sind vier gestorben.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. Juli. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Ar-

Artilleriekampf in Slandern war an der Küste stark. Von der Hser bis zur Eas hat er sich gegen die Vortage erheblich gesteigert. Zwischen Hslebeke und Wameton sind englische Erkundungsvorstöße im Nahkampf abgeschlagen worden. Am La Bassékanaal, bei Loos und Lens sowie auf beiden Ufern der Scarpe war das Feuer in den Abendstunden lebhaft. Bei Einbruch der Dunkelheit griffen die Engländer nördlich der Straße Arras—Cambrai an; sie wurden bis auf eine schmale Einbruchsstelle westlich des Bois du Vert zurückgeworfen. Heute morgen wurde ein englisches Bataillon, das nördlich Fresnoy vorging, durch Feuer vertrieben. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne und in der Champagne blieb bei trübem Wetter die Feuerartigkeit meist gering. Auf dem linken Maasufer wurde tagsüber gekämpft. Nach dreistündiger starker Artilleriewirkung griffen die Franzosen in 5 Kilometer Breite vom Avocourtwalde bis zum Grunde westlich des Toten Mannes an. An der Südostseite des Waldes von Malancourt und beiderseits der Straße Malancourt—Ennes drangen sie nach erbittertem Kampf in die von uns kürzlich dort gewonnenen Gräben; im übrigen sind sie zurückgeworfen worden. In abends erneut vorbrechendem Ansturm suchte der Feind seinen Gewinn zu erweitern; dieser Angriff brach ohne Erfolg verlustreich zusammen. Östlich der Maas war das Feuer lebhafter als sonst. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Erhöhte Gefechtsartigkeit herrschte bei Riga sowie südlich von Dünaburg und Smorgon. In Ostgalizien war das Feuer bei Brzeczany stark. Im Karpathen-vorland nahmen in gemeinsamem Angriff bayerische und kroatische Truppen die von den Russen zähe verteidigten Höhen östlich von Nowica und wiesen in den erreichten Stellungen russische Gegenangriffe ab. Auch an anderen Stellen der Lomnicallinie wurden die Russen in östlichen Kämpfen zurückgedrängt. — An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph und bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen ist ein allmächtiges Ausfallen der Feuerartigkeit besonders zu beiden Seiten des Sulinatales und längs Putna und Sereth bemerkbar.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. Juli. — Südlich von Kalusz erweiterten kroatische Heeresgruppen und bayerische Bataillone im Angriff ihre Vortage erkämpften Erfolge durch Einnahme einer Höhe bei Nowica. Östlich von Kalusz wurde die Säuberung des linken Lomnica-Ufers abgeschlossen. Sonst auf keinem der Kriegsschauplätze Ereignisse von Bedeutung.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 18. Juli. — Mazedonische Front: Schwaches Artilleriefeuer entlang der ganzen Front, nur auf dem Dobropolje lebhafteres Artilleriefeuer. In der Moglenagegend wurde eine Aufklärungsabteilung bei Monte verjagt. An der unteren Struma Schärmügel zwischen Patrouillen und Posten. — Rumänische Front: Bei Mahmudia spärliches Artillerie- und Gewehrfeuer bei Tulcea. Bei Parkefch auf der Bujakhöhe vereinzelte Kanonenschüsse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. Juli. — Kaukasusfront: Das feindliche Bataillon, dessen Angriff laut gestrigem Heeresbericht abgewiesen wurde, ging zurück, so daß unsere Truppen einige Orte besetzen konnten, die bisher in der Hand des Feindes waren. — Sinaifront: Am 16. Juli auf der ganzen Front ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer. Eine von starker englischer Kavallerie vormittags in der Richtung Bir-es-Saba unternommene Erkundung geriet wieder in unser Artilleriefeuer. Nachmittags ging der Feind zurück. In der Nacht zum 17. Juli gegenseitiges Artillerie- und Maschinengewehrfeuer. Am 17. Juli wurde das Artilleriefeuer heftig. Zu feindlichen Angriffen kam es nicht.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 19. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Slandern nimmt die Artillerieschlacht ihren Fortgang. Trotz Regens war die Kampfstärke der zusammengezogenen Artillerieschützen bei Tage und während der Nacht sehr stark. Gewaltsame Erkundungen der Engländer im Küstenabschnitt östlich von Ypern wurden vor unseren Linien zum Scheitern gebracht. An der Artoisfront war die Feuerartigkeit an mehreren Stellen am La Bassékanaal bis auf das Südufer der Scarpe lebhaft. Südwestlich von St. Quentin stürmten heftige Truppen nach starker Feuerwirkung die französische Höhenstellung in 1 Kilometer Breite. Der Feind ließ eine größere Zahl von Gefangenen und mehrere Maschinengewehre in unserer Hand und erhöhte seine Verluste durch Gegenangriffe, die abends und morgens vor den gewonnenen Gräben ergebnislos zusammenbrachen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Gefechtsartigkeit blieb meist in geringen Grenzen; zeitweilig lebte sie in einzelnen Abschnitten an der Aisne, in der Champagne und auf dem linken Maasufer auf. Am Hochberg zwang unser Zerstörungsfeuer die Franzosen, Teile des kürzlich dort gewonnenen Bodens zu räumen. Im Walde von Avocourt führte ein eigener Angriff zur Wiedernahme einiger tags zuvor verlорener Stellungen. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeld-

marshalls Prinzen Leopold von Bayern: Die schon seit Tagen regere Feuerartigkeit südlich von Dünaburg und Smorgon hielt auch gestern an. Nordwestlich von Luck und an der ostgalizischen Front brachten Stoßtruppenunternehmungen, die auch eine Annahme des Feuers zur Folge hatten, zahlreiche Gefangene ein. Südlich des Dniestr griffen die Russen die südlich von Kalusz von uns zurückgewonnenen Höhenstellungen mit starken Kräften an; sie sind überall unter schweren Verlusten zurückgeschlagen worden. Zwischen den Waldkarpathen und dem Schwarzen Meer keine größeren Kampfhandlungen. — Mazedonische Front: Zwischen Ohrida- und Prespaee, am Dobropolje und auf dem linken Wardarufur lebhaftes Feuerartigkeit. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Kalusz versuchten die Russen mit Einsatz starker Kräfte die ihnen entzogenen Höhen zurückzugewinnen, ihre Anstrengung scheiterte unter schweren feindlichen Verlusten. Nördlich des Dniestr bis gegen Brody lösten erfolgreiche Stoßtruppenunternehmungen lebhafteres Geschützfeuer aus, das sich namentlich heute früh in einzelnen Abschnitten zu beträchtlicher Heftigkeit steigerte. In Wolhynien traten österreichisch-ungarische und deutsche Stoßtruppen mit günstigem Ergebnis in Tätigkeit.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 19. Juli. — Mazedonische Front: Artilleriefeuer, das zwischen dem Ohrida- und dem Prespaee, östlich der Cerna und auf dem rechten Ufer des Wardar etwas lebhafter war. Auf der übrigen Front schwache Kampfstärke. An der unteren Struma vertrieben wir berittene englische Erkundungsabteilungen. — Rumänische Front: Bei Jacea vereinzelte Kanonenschüsse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 19. Juli. — Kaukasusfront: Einer unserer Sieger warf mit gutem Erfolg Bomben auf einen feindlichen Flugzeughuppen. An mehreren Stellen lebhaftere gegenseitige Artillerieartigkeit. — Sinaifront: In der Nacht zum 18. und am 18. Juli leichtes Artilleriefeuer.

Durchbruch zwischen Sereth und Zlota Lipa.

Großes Hauptquartier, 20. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Slandern erreichte nach regnerischem Vormittag, der vorübergehend ein Nachlassen der Kampfstärke zur Folge hatte, die Artillerieschlacht von Mittag an wieder äußerster Heftigkeit. Feindliche Vorstöße bei Combarizade und östlich von Meslimes scheiterten. An der Artoisfront lebhaftes Feuerartigkeit zwischen La Bassékanaal und Lens, besonders südöstlich von Loos. Bei Gavrelle nachts vorstößende englische Bataillone wurden zurückgeworfen. Auch bei Monchy griffen nach heftiger Feuerwelle die Engländer erneut an, ohne weitere Erfolge zu erzielen. Südwestlich von St. Quentin erlitten die Franzosen bei dreimaligem, vergeblichem Angriff gegen die von uns gewonnenen Gräben blutige Verluste. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordwestlich von Craonne nahmen märkische und Gardetruppen nach kurzer, starker Feuerwirkung Teile der französischen Stellung auf dem Winterberg. Der Feind leistete erbitterten Widerstand und hatte schwere Verluste. Über 375 Mann sind gefangen, zahlreiche Grabenwaffen als Beute eingebracht worden. Erst abends setzten Gegenangriffe der Franzosen ein; sie führten zu schweren nachteiligen Kämpfen, bei denen einige der von uns gewonnenen Gräben wieder aufgegeben wurden. — Bei den anderen Armeen, auch der Heeresgruppe Herzog Albrecht, außer einigen für uns günstig verlaufenen Vorfeldgefechten keine besonderen Ereignisse. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Am 1. Juli hatte die russische Regierung in Ostgalizien einen Teil des russischen Heeres zur Offensive geführt, die nach spärlichen Anfangserfolgen infolge ungeheurer Verluste bald ins Stocken kam. Der russische Soldat, dessen Wunsch nach Frieden an fast allen Stellen unserer Front in Annäherungsverfuchen Ausdruck fand, war wieder umsonst für die Entente geopfert worden. In Erweiterung des Angriffs der Russen haben unsere Truppen gestern einen Gegenangriff bekommen. Unter persönlicher Leitung des prinzipalen Oberbefehlshabers brachten deutsche Armee-korps nach wirkungsvoller Feuer-vorbereitung durch deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie gegen die russischen Stellungen zwischen Sereth und Zlota Lipa vor und stießen über drei starke Verteidigungspositionen durch. Der Feind hatte schwere blutige Verluste und wich in Auflösung zurück. Bis zum Nachmittag waren einige tausend Gefangene gemeldet. Bei Jakobstadt, Dünaburg und Smorgon sowie längs des Stochod und von der Zlota Lipa bis südlich des Dniestr nahm die Feuerartigkeit teilweise erheblich zu. Eigene Vorstöße und gewaltsame Erkundungen führten mehrfach zu schönen Teilerfolgen. Bei Nowica an der Lomnica sind neue starke russische Angriffe verlustreich abgeschlagen worden. Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Nordkarpathen stärkeres Feuer als in letzter Zeit. Auch in den Bergen östlich des Beckens von Kezdibasarhely hat sich die Gefechtsartigkeit gesteigert. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Herausgefordert durch die von den Westmächten und Amerika gegen den Willen des russischen Volkes erzwungene feindliche Offensive schritten gestern früh die Verbündeten in Ostgalizien zum Gegenangriff. Um 5 Uhr 30 Minuten früh traten zwischen dem Raum von Sborow und dem Sereth die deutschen und österreichisch-ungarischen Batterien zu gewaltiger Wirkung in Tätigkeit. In den Vormittagsstunden folgte der Sturmangriff der von k. u. k. Abteilungen begleiteten deutschen Infanterie. Die siegreichen Angreifer stießen durch drei stark ausgebaute Linien; die Russen wichen in voller Auflösung, zahlreiche Tote und Schwerverwundete auf dem Schlachtfelde zurücklassend. An Gefangenen waren bis gestern abend einige Tausend gemeldet. In den anderen Abschnitten der galizischen Front kam es zu einer Reihe kleiner, für die verbündeten Waffen erfolgreicher Kampfhandlungen. Bei Nowica, südlich von Kalusz, erlitten russische Angriffe im Artilleriefeuer der Verteidiger. In den Karpathen erhob sich das feindliche Geschützfeuer stellenweise über das gewöhnliche Maß. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo beiderseits erhöhte Artillerieartigkeit.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 20. Juli. — Sinaifront: Unterstützt durch unsere schwere Artillerie, die lebhaftes Feuer auf die feindlichen Gräben richtete, unternahm eine Abteilung einen Erkundungsvorstoß bis zur Linie Kos—El—Bajal—Abu—Sukeban. Der feindliche Bahnbau wurde unter wirksamem Artilleriefeuer genommen. Nachmittags verfuhr eine englische Kavalleriedivision mit Artillerie nördlich von Abi-Gaslan aus zweimal gegen unsere Abteilungen vorzugehen. Sie wurde beide Male durch unsere Artillerie verlustreich abgewiesen und zog sich hinter den Madi Scheneh zurück.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 21. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Slandern tobte auch gestern der Feuerkampf in nur zeitweilig nachlassender Heftigkeit. Im Artois steigerte sich die Artillerieartigkeit vormittags zwischen La Bassékanaal und Lens, nachmittags auch auf beiden Ufern der Scarpe. Wie in den Vortagen blieben Vortage starker Erkundungsabteilungen gegen mehrere Stellen unserer Front für den Feind ergebnislos. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nur im mittleren Teil des Chemin-des-Dames war die Feuerartigkeit stark; französische Angriffe sind bisher nicht erfolgt. Dagegen drangen abends Teile eines westfälischen Regiments in die feindliche Stellung, überwältigten die Besatzung und kehrten heute früh mit 100 Franzosen von dem kühnen Handstreich vollständig wieder in unsere Stellung zurück. Auch bei Fort de la Pompelle (südöstlich von Reims) und auf beiden Maasufnern brachten Erkundungen durch frisches Draufgehen eine größere Zahl von Gefangenen ein. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Unsere Angriffsbewegung in Ostgalizien hat den beabsichtigten Verlauf genommen. Hinter den eilig zurückgehenden russischen Kräften, von denen nur Teile sich bisher zu Nachhüt-kämpfen stellten, haben unsere Truppen in ungehämtem Nachdrängen in 40 Kilometer Breite die Straße Slogow—Tarnopol beiderseits von Jezerna überschritten. Wo der Feind standhielt, ist er in raschem Ansturm geworfen worden; wie in früheren Jahren künden brennende Ortschaften und große Zerstörungen den Weg, den die Russen genommen haben. Weitere Kämpfe werden erwartet. — Nördlich von Brzezany nahmen österreichisch-ungarische Truppen die am 1. Juli verlorenen Stellungen nach hartem Kampf zurück. Nördlich des Dniestr scheiterten Vorstöße der Russen vor unseren Linien. Südlich des Susses wurde der Feind aus Babin geworfen; bei Nowice stürmten deutsche und österreichisch-ungarische Regimenter die russischen Höhenstellungen trotz hartnäckiger Gegenwehr. Vom Stochod bis zur Ostsee steigerte sich vielfach die Feuerartigkeit; besondere Stärke erreichte sie zwischen Kremo und Smorgon und bei Dünaburg. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im nördlichen Teil der Waldkarpathen hat das lebhafteste Feuer angehalten. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am unteren Sereth sind die Russen und Rumänen tätiger als bisher. Ein eigener Vorstoß an der Rinniculmündung brachte uns 80 Rumänen und mehrere Maschinengewehre ein. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Bei Nowica südlich von Kalusz bauten die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen ihre kürzlich erkämpften Erfolge durch Eroberung einer weiteren Höhenstellung aus. Bei Babin wurden feindliche Abteilungen über die untere Lomnica geworfen. Unmittelbar nördlich des Dniestr scheiterten russische Teilverstöße. Der beiderseits der Bahn Lemberg—Tarnopol unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern geführte Gegenangriff schreitet erfolgreich vorwärts. Österreichisch-ungarische Regimenter gewannen nordöstlich von Brzezany die

anfangs Juli verlorene erste Linie zurück. Die bei Augustowka, Jezerna und Wozierowca vorgedrungen deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte haben diese Orte überschritten. Die Russen setzten dem Vordringen der Verbündeten stellenweise heftigen Widerstand entgegen, der durch scharfes Zugreifen gebrochen wurde. — Gegenüber Italien und Albanien keine besonderen Ereignisse.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 21. Juli. — Mazedonische Front: Außer östlichem Trommelfeuer von feindlicher Seite östlich der Cerna schwache Kampfstärke auf der ganzen Front. In der Moglenagegend wurde eine griechische Erkundungsabteilung durch Feuer zerstört. In der unteren Struma Schärmügel zwischen Erkundungsabteilungen, die aus Infanterie und Kavallerie bestanden. — Rumänische Front: Zwischen Tulcea und Mahmudia Gewehrfeuer und vereinzelte Kanonenschüsse westlich von Tulcea. Bei dem Dorfe Somova verfuhr eine feindliche Erkundungsabteilung sich mit Booten unseren Posten zu nähern; sie wurde durch Feuer verjagt. Von Jacea bis Braila vereinzelte Kanonenschüsse.

Der Hauptteil der russischen 11. Armee geschlagen.

Großes Hauptquartier, 22. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampfstärke des Feindes war gestern geringer als in den Vortagen und nur in einzelnen Abschnitten der flandrischen Schlachtfeldfront stark; sie hat sich heute allgemein wieder gesteigert. Im Artois dauerte lebhaftes Feuer vom La Bassékanaal bis südlich von Lens an. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames waren bei Braye und Cerny Einbrüche in die französischen Stellungen von vollem Erfolg. Bewährte westfälische und ostpreussische Kampftruppen hielten dort bei Erkundungen und Verbesserung der eigenen Linien zahlreiche Gefangene aus den feindlichen Gräben und wehrten heftige Gegenstöße ab. Erkundungsgefechte im Sundgau brachten Gewinn an Gefangenen und Beute. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Der am 19. Juli begonnene Gegenangriff in Ostgalizien hat sich zu einem großen Erfolg der deutschen und verbündeten Waffen ausgewachsen. Der Hauptteil der russischen 11. Armee ist geschlagen. Trotz schlechter Wegeverhältnisse dringen unsere braven Truppen unermüdlich vorwärts. In vielfach erbitterten Kämpfen haben sie die sich von neuem segnenden russischen Kräfte überall geworfen. Die Gegend westlich von Tarnopol und die Bahn Brzezany—Tarnopol ist an mehreren Stellen erreicht. Bei Brzezany beginnt nunmehr auch die russische 7. Armee unter dem sich verstärkenden Druck auf ihre Flanke zu weichen. Die Gefangenen- und Beutezahl ist groß. In Jezerna fielen reiche Vorräte an Verpflegung, Kriegsgüter und in unsere Hand. — Bei der Heeresgruppe des Generalobersten von Mohr war der Feuerkampf an der Satchara und Serwetfch lebhaft. — Der Nordflügel ist in den bei der Heeresgruppe des Generalobersten v. Eichhorn beginnenden Kämpfen beteiligt. Zwischen Kremo und Smorgon griffen die Russen nach tagelanger starker Artilleriewirkung gestern abend mit starken Kräften an. Ihr Ansturm brach an der Front deutscher Truppen verlustreich zusammen. Nach unruhiger Nacht sind heute morgen dort neue Kämpfe entbrannt. Nordwärts bis zum Marossee sowie zwischen Drnswatjensee und Dünaburg hat die gesteigerte Feuerartigkeit angehalten. Mehrfach wurden russische Erkundungsvorstöße zum Scheitern gebracht. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Außer lebhaftem Feuer in den Nordkarpathen und erfolgreichen Vorfeldgefechten zwischen Casinu- und Sulistal nichts Besonderes. — Auch bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen noch keine größeren Kampfhandlungen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 22. Juli. — Die Kämpfe in Ostgalizien reifen zu einem gewaltigen Schlag gegen die russischen Armeen aus. Gestern nachmittag stießen unsere Verbündeten bis an den Serethbrückenkopf von Tarnopol vor. In der Nacht wurde an mehreren Stellen die von Kozowa nach Tarnopol führende Bahn genommen. Auch die russischen Massen südöstlich von Brzezany lösten sich. Die Verfolgung auf Kozowa wurde aufgenommen. Die Stadt Tarnopol und zahlreiche Ortschaften östlich des Sereth stehen in Flammen. In Jezerna wurde viel Kriegsgüter erbeutet. Die Zahl der Gefangenen konnte noch nicht schätzungsweise festgestellt werden. An der unteren Karajowka hob sich gestern der Geschützkampf zu beträchtlicher Stärke. In den Karpathen kam es stellenweise zu Geplänkel.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 22. Juli. — Mazedonische Front: Im Cerna-bogen kurze Artilleriefeuerwirbel. In der Moglenagegend und im Wardaral ziemlich lebhaftes, zeitweilig aussehendes Artilleriefeuer. An der übrigen Front sehr schwache Kampfstärke. — Rumänische Front: Bei Tulcea Gewehrfeuer, bei Jacea vereinzelte Kanonenschüsse.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 23. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Slandern ist die Artillerieschlacht wieder zu voller Kraft entbrannt, sie dauerte die Nacht hindurch an. Unsere für die Führung des Feuerkampfes unentbehrlichen Fesselballone waren längs der ganzen Front das Ziel erfolglosen feindlichen Fernfeuers; östlich von Hpern wurden sie einheitlich auch durch zahlreiche Fluggeschwader angegriffen. Unsere Kampfflieger und Abwehrgeschwader brachten diese Luftangriffe zum Scheitern. Die Fesselballone blieben unversehrt; 8 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen. Erkundungsvorstöße englischer Bataillone scheiterten. Heftige nächtliche Angriffe erfolgten zwischen Avion und Mericourt; Anfangserfolge des Gegners wurden ausgeglichen. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei guter Sicht lebte durchweg die Feuerfähigkeit auf. Am Nordhang des Winterberges bei Craonne gelang in kraftvollem, durch Feuer gut vorbereitetem Angriff, die eigene Stellung in 1 Kilometer Breite vorzulegen. Brandenburgische und Garde-truppen waren die Franzosen aus mehreren Grabenlinien zurück und brachten über 230 Gefangene ein. Am Cornilletberge südlich von Nauroy waren Unternehmen heftig-nassauischer Stoßtrupps erfolgreich. — Eins unserer Stiegerschwader warf gestern vormittag mit beobachtet guter Wirkung Bomben auf Harwich an der englischen Ostküste. Die Flugzeuge kehrten vollzählig zurück. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Eichhorn: Längs der Düna, insbesondere bei Dünaburg, und beiderseits des Naroczsees nahm die Artilleriefähigkeit erheblich zu. Südwestlich von Dünaburg ist ein russischer Vorstoß gescheitert. Südlich von Smorgon bis einschließlich Krewo griffen nach dem verlustreich gescheiterten Angriffen des Vorabends die Russen am Morgen erneut an. Trommelfeuer ging dem Sturm voraus, der zu wechselvollen Kämpfen in unserer vorderen Stellung führte, in die an einzelnen Stellen die Russen eindringen waren. Am Abend war die Stellung dank frisch durchgeführter Gegenstöße bis auf zwei Einbruchsstellen wieder in unserer Hand. Heute früh blieben neue breite Angriffe der Russen südlich Smorgon in unserem Sperrfeuer liegen. — Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Unser Gegenangriff südlich des Serech ist eine Operation geworden; der Russe weicht bis in die Karpaten hinein. Hervorragende Führung und ungeklärter Drang der Truppen nach vorwärts haben das erhoffte Ergebnis verwirklicht. Wir stehen auf den Höhen hart westlich von Tarnopol, haben die Bahn Rohatze Ostrow östlich unserer alten Stellung überschritten und die Vorwärtsbewegung zu beiden Seiten des Dnjepr begonnen. Der Feind leistete südlich der genannten Bahn starken Widerstand. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Längs des Karpatenbogens bis zur Putna nahm die russische Gefechtsfähigkeit merklich, besonders im Südteil, zu. Mehrere Vorstöße des Feindes wurden abgeschlagen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am unteren Serech deutet lebhaftes Feuer auf bevorstehende Kämpfe. (W. T. B.)

Die Russen räumen Ostgalizien.

Wien, 23. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Stellenweise starker Geschützkampf. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Zwischen dem Sufital und der Dreiländerecke lebte die Gefechtsfähigkeit erheblich auf. Der Feind unternahm an mehreren Stellen Angriffe; er wurde überall zurückgeschlagen. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die verbündeten Truppen erreichten in tieferem Vordringen bei Tarnopol den Serech und überschritten die Bahn Kozow-Ostrow beiderseits der Struma in breiter Front. Die Russen brechen auch an der Karajowka ab. Die Rückwirkung des Sieges greift auf das Südufer des Dnjepr bis zu den Karpaten hinüber. Überall räumt der Feind seine Stellungen. (W. T. B.)

Die Engländer über die Struma geworfen.

Sofia, 23. Juli. Mazedonische Front: Im Cernabogen während kurzer Augenblicke Trommelfeuer. Östlich der Cerna und in der Moglenagegend in Richtung auf Kowel versuchten feindliche Erkundungsabteilungen nach heftiger Artillerievorbereitung vorzugehen. Sie wurden aber durch Feuer verjagt. Südlich von Gwoghele mehrmals Trommelfeuer. An der unteren Struma rückte ein englisches Bataillon bei dem Dorfe Homandos südlich von Serres in der Nacht zusammen mit einer Kavallerieschwadron in mehreren aufeinanderfolgenden Kolonnen gegen unsere vorgeschobenen Posten vor. Die Engländer suchten unsere vorgeschobenen Posten durch einen heftigen Stoß aus ihren Stellungen zu vertreiben. Sie wurden aber von unseren Abteilungen umgangen und, trotzdem sie neue Verstärkungen erhalten hatten, gezwungen, sich nach einem hartnäckigen Handgemenge und einem Kampf mit Bajonett und Handbomben in Unordnung auf das rechte Strumaufer zurückzuziehen. Die Verluste des Feindes sind ziemlich groß. — Rumänische Front: An der unteren Donau zwischen Mahmudia und Galatz ziemlich schwaches Geschützkfeuer und bei Prislawa, östlich von Tulcea, Gewehrfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 23. Juli. — Kaukasusfront: Im Laufe des 22. Juli versuchten die Russen, an mehreren Frontstellen mit etwas stärkeren Abteilungen, wie bisher üblich, gegen unsere Sicherungslinien vorzugehen. Alle Versuche scheiterten in unserem Feuer.

Erbitterte Kämpfe an der ganzen Ostfront.

Großes Hauptquartier, 24. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Artillerieschlacht in Slandern tobt in noch nicht erreichter Stärke Tag und Nacht weiter. Die Erkundungsvorstöße gegen unsere Front mehrten sich. Zwischen dem Kanal von La Bassée und Lens hält das lebhafteste Feuer an; beiderseits von Hulluch blieben nächtliche Aufklärungsunternehmen des Feindes ohne Erfolg. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames griffen die Franzosen bei Cerny wieder die kampfbewährte 13. Infanteriedivision an, die wie bisher keinen Fußbreit der von ihr im Angriff gewonnenen Stellungen verlor. Das aus Westfalen und Sippert bestehende Infanterieregiment Nr. 55 hat in letzter Zeit 21 Angriffe der Franzosen zurückgeschlagen. Auf dem rechten Maasufer drangen am 22. Juli Teile badiischer Regimenter in den stark verschanzten Lauriereswald ein, fügten dem Feinde schwere Verluste zu und kehrten mit zahlreichen Gefangenen zurück. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Die gesamte Ostfront zwischen Ostsee und Schwarzem Meer steht im Seihen erbitterter Kämpfe und großer Erfolge der deutschen und verbündeten Waffen! Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei der Heeresgruppe des Generalobersten von Eichhorn griffen die Russen bei Jakobstadt abends vergeblich an, nachdem am Morgen ein Angriff in breiter Front durch unser Vernichtungsfeuer im Entstehen niedergehalten worden war. Südwestlich von Dünaburg führten sie nach starker Artilleriewirkung 6 Divisionen fünfmal tiefgegliedert gegen unsere Linien, die voll behauptet wurden. Nach harten Nahkämpfen mußte der Gegner unter ungeheuren Verlusten weichen. Auch bei Krewo stürmten die Russen vormittags erneut in 5 Kilometer Breite an; sie wurden zurückgeschlagen. Dorf Krewo ist wieder in unserer Hand. Im ganzen hat der Feind südlich von Krewo mit 8 Divisionen, deren Regimenter sämtlich durch Gefangene und Tote in der Front festgesetzt werden konnten, angegriffen. Nur Trümmer sind zurückgekehrt. — Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Die strategische Wirkung unserer Operationen in Ostgalizien wird immer gewaltiger; auch vor der nördlichen Karpatenfront weicht der Russe! Vom Serech bis in die Walddkarpaten sind wir in einer Breite von 250 Kilometer im Vorwärtsdrängen. Unsere streitkräftigen Armeekorps haben den Serechübergang südlich von Tarnopol erkämpft. Bei Trembowla wurden verzweigte Massenangriffe der Russen zurückgeworfen. Podhajce, Halicz und die Linie der Bistrica Solotwinka sind überschritten. Die Beute ist bisher nicht zu übersehen. Mehrere Divisionen melden 3000 Gefangene; zahlreiche schwere Geschütze bis zu den größten Kalibern, Eisenbahnzüge voller Verpflegung und Schießbedarf, Panzerzüge und Kraftwagen, Seltene, Baracken und jegliches Kriegsgesamt sind erbeutet und legen Zeugnis ab von dem überreichten Rückzug des Feindes. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Der Nordflügel hat sich der südlich des Dnjepr begonnenen Bewegung angeschlossen. Längs der ganzen Front starke Feuerfähigkeit des Gegners. Beiderseits der Bistritz und südlich des Tölgnespases wurden russische Vorstöße abgewiesen. Geheiligtem Feuer zwischen Tretus und Putnata folgten in breiten Abschnitten Versuche der Russen und Rumänen, zum Angriff vorzubrechen. Fast überall hielt unsere Abwehrwirkung den Feind in seinen Gräben nieder; wo er herauskam, ist er zurückgeschlagen worden. Heute früh sind dort neue Kämpfe entbrannt. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Auch längs Putna und Serech schwoll der Feuerkampf zu erheblicher Stärke an. Mehrfach gingen russisch-rumänische Sturmtruppen zum Angriff vor; sie brachen schon in unserem Feuer zusammen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Der Sieg westlich von Tarnopol hat den russischen Widerstand zwischen dem oberen Serech und dem Tatarsenpaß gebrochen. Deutsche Truppen gewannen nördlich von Trembowla des östliche Serechufer; die russischen Massen, die ihnen dort entgegengegriffen wurden, vermochten an diesem Erfolge nichts zu ändern. Österreichisch-ungarische und deutsche Divisionen haben unter Kämpfen den Raum von Podhajce überschritten. Auch beiderseits des Dnjepr nahmen die Verbündeten, dem Feinde scharf nachdrängend, die Vorrückung an ganzer Front auf. Noch immer ist es in der Hast der Ereignisse unmöglich, die Zahl der Gefangenen, die Menge an Beute allerart festzustellen und alles zu sichten und zu bergen, was die Russen beim fluchtartigen Räumen der Kampfzone liegen lassen mußten. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In bemerkenswerter Zähigkeit versucht die russische Führung ihre geschlagenen ostgalizischen

Armeen an anderen Frontabschnitten der Ostfront durch Angriffsunternehmungen wechselnden Umfangs zu entlasten. In den Karpaten sollte dieser Zweck zunächst durch Teilvorstöße erreicht werden. Im Dreiländereck, dem Tölgnesgebiet und zwischen dem Cañnu und dem Putnatale wurden gestern mehrere solche Vorstöße abgeschlagen. Nördlich des Putnatales sind heute früh die Russen vereint mit rumänischen Bataillonen erneut zum Angriff vorgegangen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Auf rumänischem Boden brachen russisch-rumänische Angriffe schon im Feuer der Artillerie zusammen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Karsthochfläche und bei Dodice entfalteten beiderseits die Geschütze zeitweilig größere Tätigkeit.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 24. Juli. — Mazedonische Front: Östlich des Preljapases hält auf den Bergen heftiges Artilleriefeuer an. An der Cerna Stena versuchte eine feindliche Erkundungsabteilung vorzugehen; sie wurde durch Feuer abgewiesen. Auf dem rechten Wardarufer, bei Alisjak Mahle und an der unteren Struma Schärmügel zwischen Wachabteilungen. Auf der übrigen Front sehr schwache Kampfaktivität. — Rumänische Front: Von Mahmudia bis Jaccia Gewehrfeuer der Posten, stellenweise ziemlich lebhaft bei Jaccia. Bei Galatz heftiges Artilleriefeuer. Am Serech in dem Abschnitt unserer Truppen starkes Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. Juli. — Kaukasusfront: Im linken Flügelabschnitt besetzten in der Nacht zum 23. Juli Landungsmannschaften zweier russischer Torpedoboote die an der Mündung des Harzidschlusses gelegene Insel. Unser einsetzendes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer zwang die Russen, die Insel zu verlassen. — Sinaifront: Unsere Artillerie brachte ein englisches Flugzeug zum Absturz ins Meer. Die herbeistürmenden englischen Wachschiffe wurden durch unser Feuer vertrieben. Am 23. Juli ging eine englische Abteilung, bestehend aus 3 Bataillonen, 2 Batterien und einem Kavallerieregiment, bis Aba Galian vor und kehrte nachmittags in die Ausgangsstellung Tell Sari zurück. — An der Ghazafont mäßiges Artilleriefeuer, auf unserem rechten Flügel etwas lebhafter.

Tarnopol genommen.

Großes Hauptquartier, 25. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Schlachtfront in Slandern war auch gestern der Schaulatz gewaltigster Artilleriekämpfe, die bis in die Nacht dauerten. Starke englische Erkundungsvorstöße wiederholten sich in mehreren Abschnitten; alle sind in unseren Trichterstellungen zurückgeschlagen worden. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Winterberg bei Craonne hielten sich die Franzosen durch das Fehlschlagen mehrerer starker Angriffe gegen unsere neuen Stellungen eine Schlappe. Auch der Einsatz einer frischen Division erzielte keinen Vorteil. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeresgruppe des Generalobersten von Eichhorn: Der Russe hat unter dem Eindruck seiner Mißerfolge und Opfer nicht von neuem angegriffen. — Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Unser Vormarsch geht unaufhaltsam weiter. Unter den Augen Seiner Majestät des Kaisers schlugen kampfbewährte Divisionen beim Aufstieg aus der Serechniederung zwischen Tarnopol und Trembowla starke russische Angriffe zurück und gewannen im Sturm die Höhen des Ostufers. Hier wurden erneut tiefgestaffelte Angriffe der Russen abgewiesen. Tarnopol ist genommen! Wir nähern uns Buczac; Stanislaw und Radworna sind in unserer Hand. Nachhuten des Feindes wurden überall demorfiert. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die Truppen des Nordflügels halten mit den im Karpatenvorland vordringenden Kräften gleichen Schritt. Südlich des Tatarsenpases hält der Gegner noch seine Stellungen. Im Südteil der Karpaten drang der Feind am Sufital in unsere Linien; sein schnell geführter Stoß wurde in einer dicht westlich gelegenen Kieselstellung zum Stehen gebracht. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am unteren Serech lebhafter Feuerkampf; bisher keine größeren Angriffe. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: In Ostgalizien wurde gestern die Operation der Verbündeten durch neue Erfolge gekrönt. Österreichisch-ungarische Truppen haben Stanislaw und Radworna, deutsche Kräfte Tarnopol genommen. Die dem Feind nachdrängenden Korps der Verbündeten stießen mehrfach auf neu aufsteigenden russischen Widerstand. Der Nordflügel der Armee des Generalobersten von Koenek warf die Russen am Tatarsenpaß in zähen Ringen aus ihren Höhenstellungen. Die Bistrica Radwornianka konnte von den österreichisch-ungarischen und deutschen Divisionen erst nach erheblichen Kämpfen überschritten werden. Auch im Bereiche der unteren Słota Lipa stellten sich die Russen zu wiederholten Malen. Südlich von Tarnopol warf der Feind vergeblich dichte Massen den deutschen Regimentern entgegen. In den Walddkarpaten ließ zwischen dem Tatarsenpaß und der

Sufita die Tätigkeit des Feindes nach. Nördlich des Putnatales wiederholte er seine Angriffe. Seinen Sturmkolonnen wurde nach engbegrenztem Anfangserfolg Halt geboten. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die lebhaftere Artillerietätigkeit am Isonzo hielt auch gestern an.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 25. Juli. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das im Cernabogen und auf der Dobropolje etwas lebhafter war. Auf dem rechten Wardarufer südwestlich von Maladag schoß unsere Artillerie ein feindliches Munitionslager in Brand. — Rumänische Front: In der Nähe von Mahmudia, Tulcea, Jaccia und auf der Halbinsel Gervan lebhaftes Geschützkfeuer. Am Serech hielt im Abschnitt unserer Truppen während des ganzen Tages außerordentlich heftiges Artilleriefeuer an. Ein Versuch feindlicher Infanterieabteilungen, die Offensiv zu ergreifen, scheiterte in unserem Feuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. Juli. — Sinaifront: Der laut gestrigem Bericht vernichtete englische Doppeldecker wurde durch den Fliegerabwehrzug Nr. 136 abgeschossen. Westlich der Straße Ghaza-Chan Jurus drang einer unserer Stoßtrupps in die feindliche Stellung ein, tötete 6 Engländer und brachte einige Gefangene ein. Mit gutem Erfolg beschloß unsere Artillerie mit Fliegerbeobachtung ein feindliches Lager vor der Ghazafont.

Russische Gegenangriffe.

Großes Hauptquartier, 26. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In ununterbrochener Heftigkeit, vielfach zum Trommelfeuer anschwellend, tobte zwischen der Küste und der Lys die Artillerieschlacht weiter. Nachts ließ der Feuerkampf nur wenig nach; bei Hellwerden steigerte er sich erneut zu größter Stärke. Die englischen Erkundungsvorstöße dauerten an; Erfolg hatten sie nicht. Im Artois lag wieder heftige Artilleriewirkung auf den Stellungen bei Lens. Bei Monchy erkämpften libanesischen Sturmabteilungen zusammen mit Flammwerfern ein wichtiges Grabenstück, das der Feind dreimal vergeblich zurückzuerobern versuchte. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach ausgezeichneter Feuervorbereitung stürmten abends Teile westlicher Regimenter die französische Stellung südlich von Ailles in 1800 Meter Breite und 400 Meter Tiefe. Heute morgen brachen zu überraschendem Angriff niederrheinische Bataillone nordwestlich des Gehöfts Hurtebise vor und entrißen dem Feinde beherrschende Teile des Höhenkamms. In der Champagne führten schleswig-holsteinische und märkische Sturmtruppen einen schneidigen Vorstoß erfolgreich durch. Sie nahmen am Hochberg die Reste des am 14. Juli in der Hand der Franzosen gebliebenen Geländes wieder. Der Gegner führte auf den drei Gefechtsfeldern fruchtlose Gegenangriffe, die seine blutigen Verluste erhöhten; im ganzen sind über 1150 Gefangene, dabei 46 Offiziere, und zahlreiche Grabenwaffen eingebracht worden. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Eichhorn: Südlich von Smorgon verkleinerte unsere zusammengefaßte Artilleriewirkung die Einbruchsstelle der Russen. Der Feind mußte dort weichen; fast die ganze frühere Stellung ist wieder in unserem Besitz. — Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: In heftigen Kämpfen gewannen unsere Divisionen die Höhen nordöstlich von Tarnopol und den Giezna-Abschnitt bis zur Straße Trembowla-Husiatyn. Weiter südwestlich sind Buczac, Clumacz, Ottynia, Delatin genommen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die russische Karpatenfront ist durch den Druck nördlich des Dnjepr nun auch südlich des Tatarsenpases ins Wanken gekommen. Der Feind geht dort in Richtung auf Czernowitz zurück. Im Angriff wurden die Russen gestern von den Baba Ludowahöhen geworfen. Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Von Mittag bis zur Dunkelheit lebhafter Feuerkampf am Unterlauf des Serech. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: An der oberen Sufita entwickelt der Feind erneut rege Tätigkeit. Bei der Armee des Generalobersten von Koenek wurde den Russen die Baba Ludowa entzogen. Der Gegner hat nordwestlich dieser Höhe seine Karpatenstellungen preisgegeben und weicht gegen Osten. Bei der Bezwingung des russischen Widerstandes im Tatarsenpaß hat sich das erprobte Budapest Infanterieregiment Kaiserin und Königin Maria Theresia Nr. 32 besonders hervor getan. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli hat Delatin, Ottynia, Clumacz und Buczac gewonnen. Deutsche Truppen stehen am Westrand von Trembowla. — Der Erfolg von Tarnopol wurde durch die Eroberung mehrerer Höhen erweitert. — Italienischer Kriegsschauplatz: Außer dem gewöhnlichen Geschützkfeuer keine besonderen Ereignisse.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 26. Juli. — Mazedonische Front: Längs der ganzen Front schwache Kampftätigkeit. Auf dem linken Wardarier, südlich des Dorfes Kradjeli führte eine unserer Abteilungen Zerstörungen in feindlichen Gräben und Drahtverhauen aus. An der unteren Struma bei Christian Kamila wies eine unserer Feldwachen durch Feuer eine feindliche Erkundungsabteilung ab. — Rumänische Front: Bei Mahmudia, Tulcea und Jacea bis Galag Artilleriefeuer. Am Sereth im Abschnitt unserer Truppen ziemlich heftiges Geschützfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 26. Juli. — Kaukasusfront: In dem rechten Flügelabschnitt machten die Russen am 26. Juli an mehreren Stellen Vorstöße mit Kavallerieabteilungen, die sämtlich scheiterten. In der Nacht zum 25. Juli an der Casafont leichtes Artilleriefeuer, das tagsüber andauerte. An anderen Frontteilen Patrouillentätigkeit.

Kolomea genommen.

Großes Hauptquartier, 27. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Artillerieschlacht in Slandern ließ unter dem Einfluß ungünstiger Sicht gestern vorübergehend nach, nachts steigerte sie sich wieder zu äußerster Heftigkeit. Erneute gewalttätige Erkundungen der Engländer scheiterten überall in unserer Abwehrzone. Im Artois lebte nachmittags die Feuerartillerie durchweg beträchtlich auf. Nachts wurden an der ganzen Front Vorstöße feindlicher Aufklärungsabteilungen abgewiesen. Bei Avocourt, nördlich von St. Quentin, brachten württembergische Stoßtruppen eine große Zahl von Engländern von einem Einbruch in die feindliche Stellung zurück. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames, südlich von Ailles und beim Gehöft Hurtebille, ebenso am Hochberg in der Westchampsagne führten die Franzosen verlustreiche, erfolglose Gegenangriffe aus. Gefangenenzahl und Beute haben sich sehr vermehrt; im Abschnitt von Ailles krieg sie auf über 1450 Mann, 16 Maschinen- und 70 Schnellade-gewehre. Ostlich der Suippe fielen bei einem Überfall gegen feindliche Grabenstände zahlreiche Franzosen gefangen in unsere Hand. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: In erbittertem Ringen, dem seine Majestät der Kaiser auf dem Schlachtfelde beistand, erweiterten unsere Divisionen bei Tarnopol durch kraftvollen Angriff den schon kürzlich erstrittenen Brückenkopf auf dem Ostufer des Sereth. Weiter südlich wurde trotz hartnäckigen Widerstandes der Russen, die ohne jede Rücksicht Tausende um Tausende in dichten Haufen in unser vernichtendes Feuer trieben, der Gzignau- und Serethübergang von Trembowla bis Smoroczce erkaämpft. Beiderseits des Dniestr sind wir in schnellem Vordringen. Kolomea wurde von bayerischen und österreichisch-ungarischen Truppen genommen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Nordteil der Waldkarpaten drängen unsere Armeekorps dem gegen den Pruth zurückgehenden Feinde nach. In den Bergen östlich des Beckens von Kozdowascheln entspannen sich gestern neue Kämpfe, wir überließen dem Gegner das Tal von Soveja bis zum Oberlauf der Putna. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Die Gefechtsartillerie am unteren Sereth war geringer als in den Vortagen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. Juli. Ostlicher Kriegsschauplatz: Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Bei den neuerlichen Kämpfen an der oberen Sufita gelangten die Orte Soveja und Negulesci in Feindeshand. In den Waldkarpaten ist die russische Front nun schon — vom Tatarenpaß herüber — bis in die Gegend von Kirlibaba ins Wanken gekommen. Honvedregimenter haben den Gegner über den Capul zurückgeworfen. Die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte des Generalobersten von Koevesz dringen, dem Oberlauf der Gebirgsflüsse folgend, in nordöstlicher Richtung vor. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Angriffsbewegung der Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli schreitet erfolgreich vorwärts. Teile der Armes des Generalobersten Kriok, das weitgalizische Infanterieregiment „Jung Starckenberg“ Nr. 13 und bayerische Truppen haben sich im Laufe der Nacht in erbitterten Kämpfen mit russischen Nachhut den Stadt Kolomea bemächtigt. Am Nordufer des Dniestr nähern sich die Verbündeten der Strypamündung. Czortkow und Trembowla sind in deutscher Hand. Nördlich von Trembowla rasten sich die Russen vergeblich zu scharfen Massenschüssen auf. Die Gegenangriffe brachen durchweg unter schweren Verlusten zusammen. Ostlich von Tarnopol wurde der Feind abermals weiter zurückgedrückt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Beiderseits mehrfach erhöhte Geschützartillerie, sonst keine besonderen Kampfhandlungen.

Der bulgarische Heeresbericht.

Sofia, 27. Juli. — Mazedonische Front: In der Moglena-gegend und südlich von Dojran ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer.

An der übrigen Front schwache Feuerartillerie. In der Moglena-gegend bei Monte wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch unser Feuer vertrieben. An der unteren Struma fanden durch unser Feuer Patrouillen und Posten statt. — Rumänische Front: Zwischen Mahmudia und Tulcea in der Gegend des Dorfes Garvan lebhaftes Artilleriefeuer.

Paris mit Luftbomben belegt.

Großes Hauptquartier, 28. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Bis auf kurze Unterbrechungen blieb die Kampftätigkeit der Artillerien an der flandrischen Schlachtfeldfront unvermindert stark. Heute morgen an der breiten Front heftiges Trommelfeuer ein. Auch im Artois kam es zeitweilig zu lebhaften Feuerkämpfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Südlich von Ailles schlugen zwei neue französische Angriffe gegen die am Chemin-des-Dames von uns gewonnenen Stellungen verlustreich fehl. Sonst blieb die Gefechtsartillerie, abgesehen von vorübergehender Steigerung des Feuers in der Champagne und an der Maas, gering. — In zahlreichen Luftkämpfen verloren die Gegner 13 Flugzeuge. Bahnhöfe und militärische Anlagen von Paris wurden heute nacht mit Bomben beworfen; Treffer im Ziel wurden erkannt. Unsere Flieger sind trotz starker Abwehr unverletzt zurückgekehrt. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Unsere Divisionen gewannen östlich und südöstlich von Tarnopol weiter Gelände. Beiderseits des Dniestr wurden die geschlagenen russischen Armeen unter zahlreichen Straßen- und Eisenbahnzerstörungen ihren Rückzug fort. In der Verfolgung haben unsere Armeekorps die Linie Jagielnica-Horodenka-Sanbrow überschritten. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die Truppen des Nordflügels nähern sich der Pruthniederung unterhalb Kolomea. Westlich der Straße Selen-Sandul-Tolstoi in den Waldkarpaten entziffen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen dem noch haltenden Feind einige Höhenstellungen. An der oberen Putna gingen Kräfte des Südflügels vor überlegenem feindlichem Druck auf die Osthänge des Bereczker Gebirges zurück. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: An der Putna vermochte der Feind seine Front etwas vorzuleben. Bei Soveja wurden seine Vorstöße abgewiesen. Bei Kirlibaba warfen österreichisch-ungarische Truppen die Russen aus ihren Höhenstellungen. Der Berg Tarnatka wurde durch deutsche Regimenter erstritten. Die südlich des Dniestr in östlicher Richtung vordringenden verbündeten Streitkräfte nähern sich, dem weichen Feinde an der Serse bleibend, der Westgrenze der Bukowina. Nördlich des Dniestr ziehen sich die Russen gegen Sbrucz zurück. Jagielnica wurde von den verbündeten Kolonnen überschritten. — Auch östlich von Trembowla und Tarnopol ist Raumgewinn zu melden. Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo lebhafter Geschützkampf.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 28. Juli. — Kaukasusfront: Mehrfache Zusammenstöße feindlicher Aufklärungsabteilungen mit unseren Sicherungen verliefen zu unserem Gunsten. Sinaifront: In der Nacht zum 26. Juli lebhaftes gegenseitiges Artilleriefeuer. Eine von uns vorgeschobene 30 Mann starke Patrouille ließ mit einem an Zahl überlegenen englischen Stoßtrupp zusammen, der mit automatischen Gewehren ausgerüstet war. Unsere Patrouille griff den Feind mit Handgranaten und Bajonett an und warf ihn zurück. 4 Engländer wurden gefangen eingebracht.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 29. Juli. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Artillerieschlacht in Slandern tobte gestern vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein ununterbrochen. Die artilleristische Kraftentfaltung stellt das Höchstmögliche an Massenwirkung in diesem Kriege dar. An mehreren Stellen des Schlachtfeldes lösten eigene und feindliche Vorstöße ortsliche erbitterte Infanteriekämpfe aus. Vom Kanal von La Basse bis auf das Südufer der Scarpe steigerte sich am Abend die Feuerartillerie; nachts östlich von Monchy vorbereitende Angriffe englischer Bataillone brachen verlustreich zusammen. Auch bei Oisy, nordwestlich von St. Quentin, blieben englische Teilaufgriffe erfolglos. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Eine Zunahme der Gefechtsartillerie wurde längs des Chemin-des-Dames, in der Champagne und an der Maas spürbar. Südöstlich von Ailles griffen die Franzosen morgens einmal, am Abend dreimal mit starken Kräften an. Ein hölzerne Regiment wehrte in ost bewährter Standhaftigkeit sämtliche Angriffe des Feindes in hartem Nahkampf ab. Die Flug-tätigkeit war außerordentlich rege, besonders an der flandrischen Front. Es wurden 35 feindliche Flieger abgeschossen. Oberleutnant Dostler rief an der Spitze seiner Jagdstaffel ein Geschwader von 6 gegnerischen Flugzeugen auf und errang selbst den 20. Luftsieg. Oberleutnant Ritter von Tuttschek schoß seinen 19. und 20. Gegner

im Luftkampf ab. Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: In Ostgalizien sind die Russen beiderseits von Husiatyn hinter die Reichsgrenze zurückgegangen. Unsere Korps haben den Sbrucz erreicht, andere nähern sich der Einmündung des nördlichen Sereth in den Dniestr. Zwischen Dniestr und Pruth stellten sich russische Nachhut südöstlich von Horodenka zum Kampf. Kraftvoller Angriff durchbrach ihre Stellungen. Die Verfolgung geht auf beiden Dniestruferten weiter. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Czeremosztal wurde Kutn genommen. Ober- und unterhalb der Stadt ist der Uferwechsel in Ausführung. Im Gebirge drängen unsere Divisionen kämpfend dem Feinde über die Straße Schipoth-Moldawa Sultiga nach. Südlich des Ostostales wurden starke russische Angriffe gegen den Agr. Casinului zurückgeschlagen. An der oberen Putna führten wir die vorgeleiteten gewonnenen Bewegungen durch. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am Nordhang des Bergs Oboheiti scheiterten feindliche Vorstöße. In der rumänischen Ebene nur schwaches Feuer. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. Juli. — Ostlicher Kriegsschauplatz: An der oberen Putna werden die durch den Druck des Gegners notwendig gewordenen Bewegungen vollführt. Nördlich des Casinutales schlugen unsere Gebirgstruppen mehrere Angriffe ab. In der südlichen Bukowina und im Tarnatagebiet entziffen wir dem Feinde Höhe um Höhe. Die verbündeten Divisionen drängen über das obere Moldawatal und gegen Schipoth, an der Suczawa vor. Kutn ist in unserem Besitz. Nördöstlich davon wurde in der Nacht der Ort Russisch-Canilla erstritten. Der Czeremosz wird überschritten. Auch östlich von Horodenka war russischer Widerstand vergeblich; die feindlichen Linien wurden durchbrochen. Jenseits des Dniestr erstreckte sich die Verfolgung über die Höhen nördlich von Salcszcyk und bis an den Sbruczabschnitt bei Husiatyn, wo der Gegner über die Reichsgrenze zurückgewichen ist. — Italienischer Kriegsschauplatz: Italienische Flieger suchten Doria zum dritten Male mit Bomben heim. Ein Einwohner getötet, einer schwer verwundet.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 29. Juli. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, etwas lebhafter nur an gewissen Stellen. Erkundungsunternehmungen, die für uns günstig verliefen, an verschiedenen Punkten der Front. Feindliche Kriegsschiffe beschossen vom Buken von Orfano aus unsere Stellungen an der Strumamündung, sie wurden jedoch durch Artilleriefeuer verjagt. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und Tulcea Gewehrfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 29. Juli. — Kaukasusfront: An unserem rechten Flügel wurde der Vorstoß einer 50 Mann starken Abteilung gegen unsere Posten abgewiesen. — Sinaifront: Am 27. Juli begann um 9.30 Uhr abends heftiges feindliches Artilleriefeuer gegen unsere Ghazafont, das eine Stunde andauerte. Um 10 Uhr ging englische Infanterie gegen die Mitte dieser Front vor. An einer Stelle drang der Gegner kurze Zeit in unsere Stellung, wurde aber durch Gegenstoß wieder vertrieben und ließ einige Tote in unseren Gräben und ein Maschinengewehr in unserem Drahthindernis. An anderen Punkten wurden die Angriffe glatt abgewiesen. Gegen 11 Uhr abends herrschte wieder Ruhe. Am 28. Juli war es verhältnismäßig ruhig an der Front.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 30. Juli. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Unter dem lähmenden Einfluß unserer auch die Nacht hindurch gesteigert anhaltenden Abwehrwirkung blieb die Kampftätigkeit der feindlichen Artillerie an der flandrischen Schlachtfeldfront gestern bis zum Mittag gering. Erst dann nahm sie wieder zu, ohne aber die Stärke und Ausdehnung der Vortage zu erreichen. An der Küste und im Abschnitt von Het Sas bis Wieleje blieb der Feuerkampf auch nachts heftig. Mehrere gegen unsere Trichterlinien vorstoßende Erkundungsabteilungen der Engländer wurden zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames versuchte gestern die französische Führung in 9 Kilometer breiter Front mit mindestens 3 neu eingesetzten Divisionen wieder einen großen Angriff. Nach Trommelfeuer brach morgens der Feind von Cerny bis zum Winterberg bei Craonne mehrmals zum Sturm vor; unsere kampferprobten Divisionen wiesen ihn durch Feuer und im Gegenstoß überall ab. Ein oft bewährtes rheinisch-westfälisches Infanterieregiment schlug allein vier Angriffe zurück. Abends erneuerte der Gegner südlich von Ailles nach tagsüber abgeworfenem Vorbereitungsfeuer seine Angriffe noch zweimal; auch diese Stöße scheiterten. Schwere Verluste ohne jeden Erfolg sind die Kennzeichen des Kampftages für die Franzosen. Im Luftkampf verloren die Feinde 10 Flugzeuge; Oberleutnant Ritter von Tuttschek schoß seinen 21. Gegner ab. — Ostlicher Kriegss-

schauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Russische Kräfte hielten die Höhen östlich des Grenzflusses Sbrucz, der an mehreren Stellen trotz heftigen Widerstandes überschritten und von unseren Divisionen auch südlich von Skala erreicht wurde. Auf dem Nordufer des Dniestr gewannen wir über Korolowka hinaus Gelände. Zwischen Dniestr und Pruth leistete der Feind von neuem erbitterte Gegenwehr, wurde jedoch südwestlich von Salcszcyk durch Angriff weiter zurückgedrängt. Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Längs des Czeremosz verteidigt sich der Gegner auf den östlichen Uferhöhen; unser Angriff ist zwischen Salucze und Wignitz im Fortschreiten. Im Suczawatal dringen unsere Truppen auf Selenin vor; auch östlich des oberen Moldawatales kamen wir kämpfend vorwärts. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Erfolgreiche Vorstöße brachten uns nördlich von Socani und an der Rinniculmündung mehrere hundert Gefangene ein. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. Juli. Ostlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Sufita- und beiderseits des Casinutales scheiterten mehrere Angriffe des Feindes. In der Bukowina gewinnen wir bei Überwindung des zähen russischen Widerstandes weiter an Boden. Bei Daleputna wurde ein Lunelstülpungspunkt genommen. Aufwärts von Sumbul Moldow wurde das Moldawatal überschritten. Nördöstlich von Kutn stehen die Verbündeten am rechten Czeremoszufer im Kampf. Zwischen Pruth und Dniestr wurde der Feind erneuert geworfen. Wir haben die Westgrenze der Bukowina überschritten. Honveds besetzten Salcszcyk. Zwischen Skala und Husiatyn wurde das galizische Sbruczufer gesäubert. Wir erzwingen uns stellenweise den Übertritt auf russisches Gebiet. Im Raume südlich von Brody fließen österreichisch-ungarische und deutsche Sturmtruppen mit Erfolg in die feindlichen Gräben vor.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 30. Juli. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das nur auf dem östlichen Ufer des Ohridasees, im Cernabogen und auf dem Dobropolje heftiger war. Westlich des Dojransees bei Kradjeli warfen wir zwei Erkundungsabteilungen des Feindes zurück. An der unteren Struma bei Christian Kamila wurden zwei feindliche Kompagnien, die vorzurücken versuchten, durch unser Feuer angehalten. Rumänische Front: Bei Mahmudia Feuerartillerie zwischen Posten. Bei dem Dorfe Garvan, südlich Galag, spärliches Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Juli. — Trakfront: Eine englische Kavallerieabteilung, unterstützt durch rebellische Beduinen, griff unsere Postierungen nordwestlich Bekebrus an. Nach kurzem Kampf, in dem bei uns treue Beduinen mitwirkten, wurde der Feind zur Flucht gezwungen und ließ 4 Tote auf dem Kampfsplatz liegen. Am Euphrat überfielen unsere Reiter eine englische Wache und töteten 1 Offizier, 14 Mann und 6 Pferde. — Kaukasusfront: Ein feindliches Kavallerieregiment griff am 29. Juli unsere Postierungen nördlich Musch an und wurde zurückgeschlagen.

Der Grenzfluß Sbrucz überschritten.

Großes Hauptquartier, 31. Juli. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Slandern steigerte sich der Artilleriekampf abends wieder zu äußerster Heftigkeit, hielt während der Nacht unvermindert an und ging heute morgen in stärkstes Trommelfeuer über. Dann setzten auf breiter Front von der Her bis zur Lys starke feindliche Angriffe ein. Die Infanterieschlacht in Slandern hat damit begonnen. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames griffen die Franzosen südöstlich von Silain in 3 Kilometer Breite an. Der Stoß brach an den meisten Stellen in unserer Abwehrwirkung zusammen; zwei begrenzte Einbruchstellen sind noch in der Hand des Feindes. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Angriffsfreudiger Drang nach vorwärts brachte unseren und den verbündeten Truppen in Ostgalizien und der Bukowina neue Erfolge. Der Grenzfluß Sbrucz wurde von oberhalb Husiatyn bis südlich von Skala in einer Breite von 50 Kilometern trotz erbitterten Widerstandes an vielen Stellen von deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen überschritten. Auch die osmanischen Truppen haben ihre alte Tüchtigkeit erneut bewiesen. Wie sie Anfang Juli in zäher Standhaftigkeit den Massenangriffen der Russen unerschütterlich trotzten und dann in raschem Siegeslauf den Feind von der Flota Lipa bis über den nördlichen Sereth zurückwarfen, wo er sich stellte, so nahmen sie gestern in kampfesrohem Draufgehen die hartnäckig verteidigten Stellungen bei Miora am Sbrucz zwischen Dniestr und Pruth erkämpften sich die verbündeten Truppen in Richtung auf Czeremow die Orte Werenzanka und Sniatyn. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In kraftvollem Ansturm durchdrangen deutsche Jäger die russischen Nachhutstellungen bei Wignitz. Der Feind wurde dadurch zum Räumen der Czeremoszlinie gezwungen und ging

dann nach Osten zurück. Auch in den Waldharparden am Oberlauf des jüdischen Sereth, sowie heiberseits von Moldawa und Suczawa gewannen wir im Angriff kstwärts Gelände. Unter dem Druck dieser Erfolge gaben die Russen im Mestecanesci-Abchnitt ihre vorderen Stellungen auf. Am Berezhzer Gebirge feste der Gegner seine Angriffe fort. Fünfmal griff er im Laufe des Tages am Mgr Cosnului an, ohne einen Erfolg zu erzielen; weiter südlich wurde ein unserer Regimenter durch starken feindlichen Stoß in eine weiter westlich gelegene Höhenstellung zurückgedrängt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 31. Juli. — Östlicher Kriegsschauplatz: Beiderseits des Talmu-Gales griff der Feind zu wiederholten Malen mit starken Kräften an. Nördlich des Tales wurde er reitlos abgeschlagen. Auf den südlichen Höhen bemächtigte er sich unserer vorderen Gräben. In der Bukovina leisteten die Rußen auch gestern mehrfach erheblichen Widerstand. Die verbündeten Truppen dringen kämpfend östlich der Linie Jakobenz — Sundul — Moldowischipoth vor. Die über Kuty hinausrückenden Divisionen gewannen den obersten Sereth. Zwischen dem Pruth und dem Dneistr wurde der Feind in heftigen Kämpfen aus seinen Stellungen östlich von Siatyn und südöstlich von Szaleszgnki geworfen. Bei Krzywocz, nördlich des Dneistr, stürmten osmanische Regimenter in bewährter Tapferkeit die feindlichen Linien. Am Szbruz erzwangen sich Österreichisch-ungarische und deutsche Truppen auf 50 Kilometer Frontbreite an zahlreichen Punkten den Übergang auf das Ostufer. In Wolhynien erfolgreiche Stoßtruppenunternehmen.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 31. Juli. — Mazedonische Front: Bismlich lebhaftes Artilleriefeuer zwischen den Seen, im Cernabog und teilweise auf dem rechten Wardarufer. In der Moglenagegend wurde bei Bahovo ein feindlicher Erkundungstrupp durch unser Gewehr- und Bombenfeuer vollständig abgewiesen. Im Cernabog wurde ein feindliches Flugzeug durch Artilleriefeuer gezwungen, von unseren Linien zu landen, nachdem es vorher in Brand geschossen worden war. — Rumänische Front: Bei Mahmudia Gewehrfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 31. Juli. — An der Kaukasusfront nur Erkundungsgefechte. — Sinaifront: Bei Ghaza leichtes, weiter östlich lebhafteres Artilleriefeuer.

Die große Schlacht in Glandern.

Großes Hauptquartier, 1. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die große Schlacht in Flandern hat begonnen; eine der gewaltigsten des heute erfolgverheißend zu Ende gehenden dritten Kriegsjahres. Mit Massen, wie sie bisher an keiner Stelle dieses Krieges, auch nicht im Osten von Brusilow, eingesetzt wurden, griff der Engländer und in seinem Gefolge der Franzose gestern auf 25 Kilometer breiter Front zwischen Nordhochote und Warriston an. Ihr Ziel war ein hohes: es galt einen vernichtenden Schlag zu führen gegen die „U-Boot-Pest“, die von der flandrischen Küste aus Englands Seeherrschaft untergräbt. Eng geballte Angriffswellen dicht aufgeschlossener Divisionen folgten einander, zahlreiche Panzerkraftwagen und Kanallerieverbände griffen ein. Mit ungeheurer Wucht drang der Feind nach dem 14tägigen Artilleriekampf, der sich am frühesten Morgen des 31. Juli zum Trommelfeuer gesteigert hatte, in unsere Abwehrzone ein. Er überrannte in einigen Abschnitten unsere in Trichterstellungen liegenden Linien und gewann an einzelnen Stellen vorübergehend beträchtlich an Boden. In ungestümem Gegenangriff warfen sich unsere Reserven dem Feinde entgegen und drängten ihn in tagsüber währenden, erbitterten Nahkämpfen aus unserer Kampfbzone wieder hinaus oder in das vorderste Trichterfeld zurück. Nördlich und nordöstlich von Ypern blieb das vom Gegner behauptete Trichterfeld kiefer; hier konnte Brisdote nicht dauernd gehalten werden. Abends auf breiter Front von neuem vorbrechende Angriffe brachten keine Wendung zu des Feindes Gunsten; sie scheiterten vor unserer neu gegliederten Kampflinie. Unsere Truppen melden hohe blutige Verluste der kein Opfer scheuenden Gegner. Die glänzende Tapferkeit und Stofkraft unserer Infanterie und Pioniere, das tapfermütige Ausharren und die vortreffliche Wirkung der Artillerie, Maschinengewehre und Minenwerfer, die Kühnheit der Sieger und treueste Pflichterfüllung der Nachrückentruppen und anderen Hilfswaffen, insbesondere auch die zielbewusste, ruhige Führung sollten für den uns günstigen Abschluß des Schlachttages sichere Gewähr. Voll Stolz auf die eigene Leistung und den großen Erfolg, an dem jeder Staat und Stamm des Deutschen Reiches Anteil hat, sehen Führer und Truppen den zu erwartenden weiteren Kämpfen zuversichtlich entgegen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames erschöpften die Franzosen erneut ihre Kräfte in viermaligem, vergeblichem Ansturm gegen unsere voll behaupteten Stellungen südlich von Sillain. Weiter östlich brachte die kampfbewährte westfälische 13. Infanteriedivision dem Feinde

wieder eine erhebliche Schlappe bei. In frischem Draufgehen entziffen die Regimenter nach kurzer verheerender Feuerorbereitung den Franzosen das Grabengewirr auf der Hochfläche des Gehöftes La Bovelie. — Über 1500 Gefangene, von denen eine große Zahl durch Sturmtruppen aus der Schlucht nordöstlich von Tropon geholt wurden, fielen in unsere Hand. Erst abends setzten feindliche Gegenangriffe ein, die in den erreichten Linien abgewiesen wurden. Auf dem westlichen Maassufer stürmten tapfere badiſche Bataillone die kürzlich an den Feind verlorene Stellung beiderseits der Straſſe Malancourt — Esnes wieder. In mehr als 2 Kilometer Breite und 700 Meter Tiefe wurden die Franzosen dort zurückgeworfen. Über 500 Gefangene konnten eingedracht werden. Glänzender Kriegserfolg auf: Front des Generaloberstmarſchalls Prinzen Leopold von Bayern. Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Unsere nördlich des Dnjeſtr nach Südosten vordringenden Truppen drängten den Feind, der sich hinter dem Blikbach zum Kampf gestellt hatten, in den Stützpunkt von Chotin zurück. Zwischen Dnjeſtr und Pruth durchdrang eine Stoßgruppe russische Stellungen an der Bahn Horodenka — Czernowitz, während ihr Süßflug starke Entlastungsangriffe bei Zwankow abwehrte. Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: An den nordöstlichen Vorbergen und im mittleren Teil der Waldharpathen gewannen deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen in Angriffsgedächten zähe verteidigte Talsperrern. Am Mgr. Caimul wiesen Gebirgstruppen mehrere Angriffe des Feindes ab.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 1. August. — Östlicher Kriegsausflug: Nordöstlich des Cassino-Tales brachen abermals heftige Angriffe des Feindes zusammen. Das Szeckler Infanterieregiment Nr. 82 kämpft hier mit beherrschter Kraft. Im Gebiet der Dreiländerecke gingen unsere Truppen überraschend gegen die von den Russen besetzten Höhen vor; der Gegner wurde geworfen. In der südblichen Bukowina sind wir im Vordringen auf Kimpolung. Südwestlich und nordwestlich von Czernowitz wurde erneuert, durch Gegenstöße gestützt, Widerstand des Feindes in heftigen Kämpfen gebrochen; die Russen weichen. Auch im Männingwinkel des Zbrucz erzielen die Verbündeten weitere Fortschritte. — Italienischer und Balkan-Kriegsausflug: Unverändert.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 1. August. Mazedonische Front: Siemlich lebhaftes Artilleriefeuer östlich der Cerna und an beiden Ufern des Wardar. In der Gegend von Moglena wurden feindliche Erkundungsabtheilungen beim Hügel von Bahovo und bei Bunjaktsch zurückgeschlagen. An der unteren Struma versuchten die Christen-Kamila englische Gruppen von Erkundern, bestehend aus Infanterie und Kavallerie, vorzugehen; sie wurden aber durch Feuer zurückgetrieben. — Rumänische Front: Bei Tulcea spärliches Artilleriefeuer.

Don Langemarck bis zur Eys.

Großes Hauptquartier, 2. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Schlachtfeld in Flandern kam es erst nachmittags wieder zu heftigen Artilleriekämpfen. Von Langemarck bis zur Lys lag mehrstündiges Trommelfeuere auf unseren Linien, ehe der Feind gegen Abend zu neuen starken Angriffen auf dieser Front ansetzte. Es entspannen sich wieder schwere Kämpfe, in denen die vom Gegner ins Feuer geführten Divisionen überall zurückgeschlagen, mehrfach auch unsere Kampflinien bei erfolgreichen Gegenstößen vorderlegt wurden. An keiner Stelle gewann der Feind Vorteile; dagegen büßte er in unserem ungeschwächten Abwehrfeuer viel Blut, durch unsere Gegenangriffe an Einbruchstellen auch mehrere hundert Gefangene ein. Nach unruhiger Nacht frühmorgens östlich von Wijnendale erneut vorbrechende englische Angriffe sind verlustreich gescheitert. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemindes-Dames wiederholten die Franzosen ihre erfolglosen Anläufe gegen die von uns südlich von Silan und südöstlich von Cerny gewonnenen Höhenstellungen. Während des Tages und in der Nacht stießen sie bis zu fünfmal gegen unsere Linien vor; stets wurden sie von unseren benachbarten Kampftruppen abgewiesen. Auch auf dem Westufer der Maas führte der Feind abends einen vergeblichen Gegenstoß zur Wiedereroberung der ihm entzogenen Stellungen. Die Gefangenenzahl aus den letzten erfolgreichen Kämpfen, an denen außer bairischen auch hannoversche und odenburgische Truppen rühmlichen Anteil haben, hat sich auf über 750 Mann erhöht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Im Winkel zwischen Szbrucz und Dnjestr wurden russische Nachhuttruppen bei Wjgoda an der Straße nach Chotin geworfen. Nördlich des Czernowitz näherten sich unsere Divisionen auch südlich des Dnjestr der russischen Grenze. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die russische Karpathenfront ist jetzt zwischen Pruth und den Südsüdhängen des Kelemen-Gebirges im Weichen. Deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen drängen dem Feinde, der vielfach hartnäckigen Widerstand leistet, nach. Wir stehen vor Kimpolung. Zwischen Witos- und Cassnu-Tal setzte der Feind

auch gestern starke Kräfte ein, um den Mgr. Casinulvi zu gewinnen. Mehrere nach heftigem Feuer erfolgende Angriffe scheiterten an der Standhaftigkeit der Verteidiger. (W. T. B.)

Kämpfe am Casinu-Tale.

Wien, 2. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarshalls von Mackensen: Keine bevorzogenen Ereignisse. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzog Joseph: Der Feind griff beiderseits des Cassinu-Tales zu wiederholten Malen heftig an — unsere tapferen Truppen blieben im Gegenstoß und in stundenlangen anbauernenden Nahkampf Sieger —, die russisch-rumänischen Divisionen mußten unter schweren Verlusten in ihre Stellungen zurückweichen. Die Armee des Generalobersten von Kővecz gewinnt unter Kämpfen Raum. Die Höhen östlich von Dragostelja in der Dreiländerecke und die Gegend nördlich von Kimpolung sind in unserer Hand. — Heeresfront des Generalfeldmarshalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Streikräfte des Generalobersten von Boehm-Ermolli dringen unmittelbar süßlich des Dnjeßtr gegen die russische Grenze vor. Der Mündungswinkel des Sbrucz wurde zum größten Teil vom Feinde gesäubert. — Italienischer und Balkan-Kriegsschauplatz: Nichts zu melden.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 2. August. — Mazedonische Front: Lebhaftes zeitweiliges Artilleriefeuer zwischen den Seen, im Czernabog und auf Dobropolsk. Auf der Krulchan-Planina drängen unsere Aufklärungsabteilungen an verschiedenen Stellen in die feindlichen Gräben und verursachten bedeutenden Schäden. — Rumänische Front: Bei Jacea schwaches Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 2. August. — An der persischen Grenze und Kaukasusfront fügte wir dem Gegner in mehreren Patrouillengefechten Verluste zu. Das tapferste Vorgehen einer unserer Patrouillen unter der Führung eines Stabsoffiziers bis weit hinter die feindlichen Linien an der Kaukasusfront verdient besonders erwähnt zu werden.

Ezernowitz vom Feinde befreit.

Großes Hauptquartier, 3. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Schlachtfrente war gestern bei regnerischem Wetter der Feuerkampf nur an der Küste und nördlich von Ypern besonders heftig. Vorläufe der Engländer an der Straße Neuport Westende und östlich von Bighote scheiterten, ebenso starke Angriffe bei Langemark. Roulers, wozin sich ein großer Teil der belgischen Bevölkerung aus der Kampfszone vor dem Feuer ihrer Befreier geflüchtet hatte, wurde vom Feinde mit schwersten Geschützen beschossen. Vorstoßgefechte nördlich des La Bassée-Kanals sowie bei Monchy und Harnecourt verliefen für uns günstig. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Westlich von Allemant an der Straße Laon—Soissons drangen französische Kompagnien vorübergehend in einen unserer Gräben; sie wurden sofort wieder vertrieben. Bei Cerny verpsallbängten unsere Truppen den Kampferfolg des 31. Juli. Sie bemächtigten sich durch Handstreich der französischen Stellung am Südausgang des Tunnels, hielten sie gegen mehrere Gegenangriffe und führten zahlreiche Befangene zurück. Auf dem linken Maas-Ufer wurden morgens und abends nach starker Feuerbereitung geführte Angriffe der Franzosen beiderseits des Weges Malancourt—Esnes abgeschlagen. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarshalls Prinzen Leopold von Bayern. Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Ostlich von Husiatyn örtliche Kämpfe. Trotz zähen Widerstandes der Russen wurden mehrere Ortschaften am Unterlauf des Zbrucz im Sturm genommen. Bayerischer Landsturm zeichnete sich bei der Eroberung von Kuznecz besonders aus. Zwischen Dniestr und Pruth hielt der Feind vormittags noch stand. In den ersten Nachmittagsstunden begann er unter dem Druck der Gruppe des Generals der Infanterie Eismann nachzugeben und abzuziehen. Die nördlich von Czernowit aufflammenden Dörfer kennzeichneten seinen Weg. Heute früh sind von Norden österreichisch-ungarische Truppen des Generalobersten Kriekel, südlich von Westen her h. u. k. Truppen unter persönlicher Führung seiner Kaiserlichen Hoheit des Heeresfrontkommandanten Generaloberst Erzherzog Joseph in Czernowit eingedrungen. Die Hauptstadt der Bukowina ist vom Feinde befreit!

Weiter südlich durchbrachen andere Kräfte der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph schon gestern die russischen Stellungen bei Stobozja und Dawiden. Czubyn, im Tal des Kleinen Sereth, Sadeu und Falkeu, in der Suczama wurden genommen; in Kimpolung dringen österreichisch-ungarische Truppen im Häuserkampf vorwärts. Auch in den Bergen auf beiden Bistritz-Üfern wurden kämpfend Fortschritte erzielt. Am M. Nr. Catinulsi waren neue Angriffe des Gegners vergeblich und für ihn verlustreich. (W. T. B.)

Kimpolung befejt.

Wien, 3. August. — Czernowitz ist seit heute früh zum dritten Male aus Russennot befreit. Der Feind gab die Stadt erst nach

erbittertem Kampf frei. Bei Komaneſtie warfen geſtern die Truppen des Generaloberſten von Köfch in glänzendem Angriff die ruſſiſchen Einien, wobei das Infanterieregiment 101 (Bekeſſaba) beſondere Gelegenheit fand, ſeine kriegeriſche Tüchtigkeit zu beweiſen. Gleichzeitig mußten zwiſchen Pruſh und Dnjeſtr die Ruſſen dem Druck deutſcher und öſterreichiſch-ungariſcher Bajonette weichen und gegen die Grenze zurückgehen. Heute früh rückte, während über die Pruthbrücke kroatiſche Abtheilungen in Czernowitz eindrangen, von Süden her der Heeresfrontkommandant Generaloberſt Erzherzog Joſeph an der Spitze unſerer Regimenter unter dem Jubel der Bevölkerung in die Stadt. Nördlich des Dnjeſtr verſuchte der Feind an mehreren Stellen durch Gegenstoß Entſatzung zu gewinnen. Er wurde überall abgewieſen. Die Säuberung des Sbruce-Winkels iſt abgeſchloſſen. In der ſüdlichen Bukowina wurde Kimpolung beſetzt, in der Dreiländerſtadt das Weſtufer der rumäniſchen Biſtriza erreicht. Zwiſchen dem Otos-Paß und dem Caſinu-Tal ſcheiterten neuerlich mehrere mit erheblichem Kraftaufwand geſührte Angriffe des Feindes. — Italieniſcher und Balkan-Kriegsſchauſpiel: Nichts Neues.

Kleine Kämpfe in Mazedonien.

Sofia, 3. August. — Mazedonische Front: Wenig lebhaftes Artilleriefeuer zwischen dem Seen, im Carnobogen, auf der Dobropolze und südlich von Dojran. In der Moglengagegend wurde eine feindliche Erkundungsabtheilung mit Handbomben vertrieben. Auf dem linken Ufer des Wardar drang eine unserer Aufklärerabtheilungen in feindliche Gräben und fügte dem Gegner empfindliche Verluste zu. An der unteren Struma bei Christian Kamila wurden feindliche Erkundungstruppen durch unser Feuer zurückgedrängt. — Rumänische Front: Bei IJacea Gewehrfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Constantinopel, 3. August. Smyrna wurde am 1. August von feindlichen Fliegern angegriffen. Die Beschädigungen sind bedeutungslos. Eins der feindlichen Flugzeuge wurde durch Artillerie abgeschossen. Die Besatzung, zwei englische Flieger, war tot, das Flugzeug ist vollständig zerstört. — Sinaifront: In der Nacht zum 2. August erbeuteten unsere Patrouillen der Ghazagruppe mehrere Handgranaten, Leucht pistolen, Drahtminen und ein Gewehr. Eine andere mehr östlich vorgehende Patrouille stieß auf eine feindliche Patrouille, tötete sechs Engländer und brachte drei als Gefangene ein. In der Nacht zum 2. August wurde der Versuch zweier englischer Kompagnien, gegen unsere Stellungen östlich der Ghazatruppe vorzuschießen, abgewiesen.

Galizien dem Feinde entrissen.

Großes Hauptquartier, 4. August Westlicher Kriegsa-
usbruch: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der
flandrischen Schlachtfrente ruhte auch gestern der Kampf unter Ein-
wirkung starken Regens Während der Nacht steigerte sich zeit-
weise das Feuer zu großer Heftigkeit; es fanden keine größeren
Angriffe statt. Im Artois blieb es bis auf lebhaftere Feuerthätig-
keit bei Hülloß und Lens sowie Vorfeldgefechten östlich von Monchy
ruhig. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nichts Wesent-
liches — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Süddeutsche und
rheinische Sturmtruppen brachen in die feindliche Stellung südwestlich
von Leintzen ein und kehrten mit einer größeren Anzahl schwarzer
Franzosen zurück. — Östlicher Kriegsausbruch: Front des
Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, Heeres-
gruppe des Generalobersten von Boehm-Ermolli: Nordöstlich von
Tjernowitz ist die russische Reichsgrenze überschritten. In 14 tägig-
em Feldzuge, der einen ununterbrochenen Siegeslauf der deutschen,
österreichisch-ungarischen und osmanischen Truppen darstellt, ist bis
jetzt der besetzte Teil Galiziens außer einem schmalen Streifen
von Brodny bis Zbaraz dem Feinde entziffen worden. — Front
des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Die Befreiung der
Bukovina macht schnelle Fortschritte. In den sich nach Westen zu
erweiternden Flußthälern drängen die Kolonnen der verbündeten
Korps über die Linie Tjernowitz—Petrouz Bilka—Kimpolung
dem weichen den Gegner nach. — An der Moldafront ver-
suchten die Rumänen wiederum ohne jeden Erfolg, sich durch starke
Angriffe in Besitz des Mgr. Casimiluz zu setzen. — Heeresgruppe
des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am unteren Sereth
nahm die Gesechäftstätigkeit gegen die Vortage zu. Mazedonisch-
Front: Keine größeren Kampfhandlungen. (W. T. B.)

Der Uebergang über die Neue Moldawika.

Wien, 4. August. Östlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Entlastungsböhe nördlich des Cajinu-Galles und auf dem Tölgnes-Paß scheiterten an der tapferen Gegenwehr unserer Truppen. Die Befreiung der Bukowina schreitet erfolgreich vorwärts. Österreichisch-ungarische Kräfte haben sich nördlich von Kimpolung den Übergang über die Neue Moldaniga erzwungen. Westlich und nordwestlich von Radau lösten sich die Kolonnen der Verbündeten aus dem Gebirge. Östlich von Czernowitz stehen wir an der Reichsgrenze. Südlich des Dnjeistr wurde diese überschritten. An der Sbrucz-Mündung wiesen unsere Sicherungsabteilungen russische Kompagnieangriffe ab. — Italienischer

Kriegsschauplatz: Am Rombonhang erfolgreiche Patronillen-
unternehmen. Gegen den Monte Santo sehr starkes italienisches
Geschützfeuer. — **Balkan-Kriegsschauplatz:** Unverändert.
Ereignisse zur See.

Wien, 4. August. — In der Nacht vom 2. auf den 3. August
haben etwa 16 20 feindliche Flugzeuge die Stadt und den
Hafen von Pola mit rund 80 Bomben, darunter viele Brandbomben,
belegt. In der Stadt wurden mehrere Schäden an Privathäusern
verursacht, wobei von der Zivilbevölkerung zwei Personen ge-
tötet und zwölf verletzt worden sind, darunter hauptsächlich
Frauen und Kinder. An militärischen Objekten ist kein nennens-
werter Schaden zu verzeichnen. Bomben fielen auch auf das Marine-
hospital und den Marinefriedhof. Von Militärpersonen wurden im
ganzen zwei leicht verletzt. Flottenkommando.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 4. August. **Mazedonische Front:** An der ganzen
Front schwaches Artilleriefeuer, das nur an der Cernena Stena,
auf Dobropolje und zwischen Warbar und dem Dojransee sehr
lebhaft war. In der Gegend von Moglena wurde eine feindliche
Erkundungsabteilung durch Feuer vertrieben. An verschiedenen
Stellen der Front für uns günstige Erkundungsunternehmen.
Rumänische Front: Eine feindliche Erkundungsabteilung versuchte
sich in Booten unserem Ufer bei dem Dorfe Samova, westlich von
Tulcea, zu nähern, wurde aber durch Feuer vertrieben. Bei
Iaccea lebhaftes Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. August. — An der Kaukasusfront die
gewöhnliche Patronillen- und Artillerietätigkeit. Bei Hedschas
wurden Angriffe der Rebellen gegen mehrere Bahnstationen mit
großen Verlusten für die Rebellen abgewiesen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 5. August. — Westlicher Kriegs-
schauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nur in
einzelnen Abschnitten der flandrischen Front war der Feuerkampf
stark; Angriffe sind nicht erfolgt. — Heeresgruppe deutscher
Kronprinz: Bei schlechter Sicht blieb die Gefechtsfähigkeit gering.
Auf dem nördlichen Aisne-Ufer bei Juvin-court drangen Stoßtrupps
niederstehender und Posener Regimenter in die französische Stellung
ein und brachten nahezu 100 Gefangene zurück. — Heeresgruppe
Herzog Albrecht: Nichts Neues. — Ostlicher Kriegsschauplatz:
Im nördlichen Teil der Front des Generalfeldmarschalls
Prinzen Leopold von Bayern lebte an mehreren Stellen das
Feuer auf. Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-
Ermolli: Bei Brach und am Sbruc kam es zeitweilig zu
heftigen Artilleriegefechten. In Richtung auf Chotin sind unsere
Truppen durch das Waldgebiet südlich des Dnjestr im Vordringen.
Ostlich von Czernowitz nahmen deutsche und österreichisch-ungarische
Divisionen Rarance und den Westteil von Bojan am Pruth.
Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: An der rumä-
nischen Grenze südlich von Czernowitz besteht Gefechtsberührung.
Im Suczawa-Tal drängen wir die Russen nach Kampf in die Ebene
von Radautz zurück. Wama an der Moldawa ist genommen, die
Bistritz zwischen Lunga und Brosten ostwärts überschritten. Am
Mgt. Catinul blieben auch gestern rumänische Angriffe ohne
Ergebnis. — Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von
Macken sen und an der mazedonischen Front ist die Lage
unverändert. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 5. August. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Heeres-
gruppe des Generalfeldmarschalls von Macken sen: Nichts von
Belang. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph:
Nördlich des Catinu-Tals erneuerte vergebliche russisch-rumänische
Angriffe gegen unsere Gebirgstruppen. In der Dreiländerede
wurden dem Feinde die Orte Brosten und Holsita entzissen. In
der Südbukowina drangen wir über Wama und Moldawita
Watra hinaus. An der Suczawa wichen die Russen über Radautz
zurück. Südlich von Czernowitz gewannen wir die Grenze. —
Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von
Bayern: Nördlich des Pruth wird um die Kampfplätzen der
Neujahrschlacht 1916 gerungen. Bis gestern Abend war der Feind
aus Teilen von Bojan, aus dem Dorfe Rarance und vom West-
hang des Boljok geworfen. Nördlich des Dnjestr vielfach erhöhte
Geschützschüsse. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf
dem Monte San Gabriele und auf der Karstochfläche lag gestern
mehrere Stunden hindurch schweres italienisches Geschützfeuer.
— Balkankriegsschauplatz: Nordwestlich von Korze verlusten
feindliche Abteilungen den Beooli zu überschreiten; sie wurden
abgewiesen.

Ereignisse zur See.

Wien, 5. August. — In der Nacht vom 3. auf den 4. August
warfen feindliche Flugzeuge auf Stadt und Umgebung von Pola
neuerdings etwa hundert Bomben. In der Stadt wurden einige
Häuser beschädigt. Militärische Schäden sind nicht verursacht
worden. Eine Zivilperson wurde verletzt. Flottenkommando.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 5. August. — **Mazedonische Front:** Sehr schwache
Tätigkeit an der gesamten Front. Im Cernabogen und auf dem
linken Ufer des Wardar zeitweise kurzes Trommelfeuer. Auf
beiden Seiten des Wardar und an der unteren Struma für uns
günstige Erkundungen. — **Rumänische Front:** Bei Mahmudia
Gewehrfeuer; bei Galatz spärliches Geschützfeuer.

Die Glandernschlacht. — Radautz genommen.

Großes Hauptquartier, 6. August. — Westlicher Kriegs-
schauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Glandern
blieb die Feuerfähigkeit bei Tage meist gering; abends nahm der
Artilleriekampf in einigen Abschnitten große Heftigkeit an. Eng-
lische starke Teilangriffe, die nachts und heute morgen gegen
unsere Stellungen zwischen der Straße Hpern — Menines und der
Lys vorbrachen, sind überall abgewiesen worden. In dem uns
wohlbekannten Trichterfelde führten unsere Sturmtrupps erfolg-
reiche Unternehmen durch. Zahlreiche Gefangene wurden ein-
gebracht; aus einigen der 25 vor unserer Front zerstörten lie-
genden Panzerwagen wurden mehrere Maschinengewehre geborgen.
Bei den anderen Armeen beschränkte sich die Gefechtsfähigkeit
tagsüber auf Streufeuer; abends steigerte sie sich zwischen La
Basse-Kanal und Scarpe sowie am Chemin-des-Dames. Vor-
feldgefechte verliefen für uns günstig. Im Luftkampf schoß Leut-
nant Gontermann seinen 25. Gegner ab. — Ostlicher Kriegs-
schauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold
von Bayern: Heeresgruppe des Generalobersten von Boehm-
Ermolli: Längs des Sbruc örtliche Gefechte. — Zwischen Dnjestr
und Pruth haben sich die Russen erneut zum Kampf gestellt. —
Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich von
Czernowitz leistet der Feind an der rumänischen Grenze Wider-
stand, unser Angriff ist im Gange. Wir stehen vor Sereth (Ort)
und haben nach heftigen Kämpfen Radautz genommen. Beiderseits
der Moldawa und auf dem Ostufer der Bistritz wurden russischen
Nachhutten mehrere Höhenstellungen entzissen. Wiederholte Angriffe
der Rumänen am Mgt. Catinul und am Kloster Lepja nördlich
des Putna-Tales sind verlustreich gescheitert. — Heeresgruppe des
Generalfeldmarschalls von Macken sen: Zwischen Gebirge und
Donau ist an einigen Stellen die Gefechtsfähigkeit aufgelebt.
Mazedonische Front: Die Lage ist unverändert. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. August. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Bei der
Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Macken sen stellen-
weise lebhafter Artilleriekampf. Der Erfolg der von der Entente-
presse feindlich begrüßten rumänisch-russischen Offensive gegen die
Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph bleibt offenbar
beträchtlich hinter den Erwartungen zurück. Die Angriffe der
Gegner im Catinugebiet verliefen auch gestern, von den großen
Feindverlusten abgesehen, völlig ergebnislos. In der Dreiländer-
ede und in der Richtung auf Gurahumora erzielten wir weitere
Fortschritte. Honved und ungarischer Landsturm warfen den Feind
aus seinen Stellungen nordwestlich von Radautz und rückten nach
tapferer Abwehr starker russischer Gegenstöße in die Stadt ein.
Beiderseits des Sereth-Flusses nähern wir uns der Grenze. Süd-
östlich und nordöstlich von Czernowitz setzt der Feind dem Vor-
dringen der Verbündeten heftigen Widerstand entgegen. Am Sbruc
russische Teilangriffe. — Italienischer Kriegsschauplatz:
Die feindliche Artillerie dehnte gestern ihr Feuer in wechselnder
Stärke auf die ganze Sonzo-Front von Tolmein bis zum Meere
aus. — **Balkan-Kriegsschauplatz:** Keine besonderen Ereignisse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. August. — Außer Patronillengefechten an
der Kaukasusfront keine besonderen Ereignisse.

Sturmangriff nördlich Socjani.

Großes Hauptquartier, 7. August. — Westlicher Kriegs-
schauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Glandern
war die Kampftätigkeit der Artillerien nur vorübergehend in
einigen Abschnitten lebhaft. Im Trichterfeld kam es mehrfach zu
Zusammenstößen von Erkundungsabteilungen. Im Artois lag
starkes Feuer auf den Stellungen zwischen Hülluch und der Scarpe.
— Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vorstöße oldenburgi-
scher und württembergischer Sturmtrupps in der Schlucht von Beijn
(nördlich der Straße Laon Soissons) und bei Berry-au-Bar an
der Aisne brachten uns Gewinn an Gefangenen und Beute. —
Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls
Prinzen Leopold von Bayern: Die Lage ist unverändert. —
Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Sereth-
und Suczawa-Tal wurde kämpfend Boden gewonnen; auch im
Gebirge ging es trotz zähen feindlichen Widerstandes vorwärts.
Erneute rumänische Angriffe am Mgt. Catinul und bei Kloster
Lepja (am Putna-Tal) brachen verlustreich zusammen. Heeres-
gruppe des Generalfeldmarschalls von Macken sen: In östlichem
Angriff stürmten preussische und bayerische Regimenter die russischen
Stellungen nördlich von Socjani. 1300 Gefangene, 15 Geschütze und
zahlreiche Grabenwaffen wurden eingebracht. — **Mazedonische
Front:** Keine größeren Kampfhandlungen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 7. August. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Bei der
Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Macken sen erklärten
deutsche Truppen nördlich von Socjani starke russische Verteidi-
gungsanlagen; es wurden 1300 Gefangene und 13 Geschütze ein-
gebracht. — An der oberen Putna scheiterten schwächere gegnerische
Vorstöße. — Auf dem Catinul erschöpfte sich der Feind aber-
mals in heftigen opferreichen Angriffen. Unsere tapferen Ver-
teidiger warfen ihn durch Gegenstoß und in erbittertem Handgemenge
immer wieder zurück. — Nördlich von Gdrgno-Cölgnes be-
mächtigten wir uns mehrerer russischer Verschanzungen jenseits
der Grenze. Unser Vordringen bei Gurahumora gewann bei
Überwindung zähen feindlichen Widerstandes weiteren Raum. —
Sonst nichts von Belang. — Italienischer Kriegsschauplatz:
Auf dem Fassaner Kamm südlich von Cavalese brach
ein italienischer Vorstoß in unserem Feuer zusammen; das feindliche
Bataillon flüchtete in voller Auflösung. — Am Sonzo ließ gestern
der Geschützkampf wieder nach. — **Balkan-Kriegsschauplatz:**
Unverändert.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 7. August. — **Mazedonische Front:** Im Cerna-
bogen ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer. Ein deutscher Sturmtrupp
drang in feindliche Gräben ein und brachte Gefangene zurück.
In der Moglena-gegend lebhaftes Minenfeuer. Eine unserer Er-
kundungsabteilungen machte einige Gefangene. Im Wardarat
und längs der unteren Struma Scharmügel zwischen Erkundungs-
abteilungen. — **Rumänische Front:** In der Gegend von Mah-
mudia und Iaccea Artilleriefeuer und schwaches Gewehrfeuer.

Nachtkämpfe in Glandern.

Großes Hauptquartier, 8. August. — Westlicher Kriegs-
schauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der
flandrischen Schlachtfeld hat sich der Feuerkampf gestern abend
wieder zu großer Heftigkeit gesteigert. Im Küstenabschnitt stießen
die Engländer nachts nach Trommelfeuer mit starken Kräften von
Nieuport nach Norden und Nordosten vor; sie wurden im Nach-
kampf zurückgeworfen. Zwischen Draabank (nordöstlich von Bi-
choote) und Srezenberg führte der Feind nach Einbruch der Dunkel-
heit wiederholt starke Teilangriffe gegen unsere Linien; auch hier
wurde er überall verlustreich abgewiesen. Im Artois lebhaftes
Feuerfähigkeit zwischen dem La Basse-Kanal und der Scarpe.
Englische Erkundungsvorstöße gegen mehrere Abschnitte dieser
Front scheiterten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In
den Abendstunden lebte das Feuer längs des Chemin-des-Dames
auf. Auf dem Ostufer der Maas brachte ein kühner Handstreich
baltischer Sturmabteilungen, die in den stark verschanzten Laurières-
Wald einbrangen, eine Anzahl Gefangener ein. — Ostlicher
Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen
Leopold von Bayern: Keine größeren Kampfhandlungen. —
Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Wald-
karpathen setzten sich österreichisch-ungarische Regimenter kämpfender
Hand in Besitz mehrerer zähe verteidigter Bergkuppen. Südlich
des Mgt. Catinul und nördlich des Klosters Lepja wurden neue
rumänische Angriffe abgeschlagen. — Heeresgruppe des General-
feldmarschalls von Macken sen: An der Einbruchsstelle in die
feindlichen Linien nördlich von Socjani wurde erbittert gekämpft.
Wir erweiterten unseren Erfolg. Russen und Rumänen führten
starke, aber ergebnislose Gegenangriffe, bei denen 12 feindliche
Regimenter durch Gefangene bestättigt wurden. — **Mazedonische
Front:** Nichts Neues. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. August. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Die
nördlich von Socjani kämpfenden deutschen Truppen erweiterten
trotz starker feindlicher Gegenwirkung ihren vorgestern errungenen
Erfolg. Die gegen Siebenbürgen angelegte rumänisch-russische En-
tlastungsoperation fand abermals in mehreren erfolglosen Einzel-
vorstößen an der Putna und am Catinubach ihren Ausdruck.
Nördlich von Gdrgno-Cölgnes bemächtigten sich österreichisch-ung-
garische Truppen mehrerer vom Feinde zähe verteidigter Höhen.
In der Bukowina und in Ostgalizien verlief der gestrige Tag ver-
hältnismäßig ruhig. Italienischer und Balkan-Kriegs-
schauplatz: Nichts zu melden.

Artillerietätigkeit nördlich Monastir.

Sofia, 8. August. — **Mazedonische Front:** Im Norden
von Bitolia und in der Moglena-gegend kurzes Artillerietrommel-
feuer. Auf dem rechten Wardarufer südlich von Golena und Jara-
biza wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer ab-
gewiesen, wobei sie mehrere Verwundete zurückließ. Auf dem
linken Wardarufer lebhaftes Artilleriefeuer und große Patronillen-
tätigkeit. Auf beiden Seiten der unteren Struma Gewehrfeuer
zwischen Nachtrupps. — **Rumänische Front:** Bei Mahmudia
Gewehrfeuer, bei Iaccea vereinzeltes Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 8. August. — Außer für uns günstigen Pa-
tronillen an der Kaukasusfront keine Ereignisse von Bedeutung.

Russisch-rumänische Vorstöße bei Socjani.

Großes Hauptquartier, 9. August. — Westlicher Kriegs-
schauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ungünstige
Sicht hinderte bis zum Nachmittag die Entfaltung lebhafter Feuer-
fähigkeit. Erst am Abend nahm der Artilleriekampf in Glandern
wieder zu. Er blieb nachts stark und erreichte in einigen Ab-
schnitten, besonders an der Küste und von Bigchoote bis Holsbeke
äußerste Heftigkeit. Infanterie griff nicht an; eine bei Hooge
vorstoßende englische Erkundungsabteilung wurde zurückgeschlagen.
Im Artois war das Feuer beiderseits von Lens gesteigert; auch
hier blieben gewaltsame Erkundungen des Feindes ergebnislos.
Bei den anderen Armeen blieb die Gefechtsfähigkeit, die abends
an vielen Stellen answoll, in den üblichen Grenzen. — Ostlicher
Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen
Leopold von Bayern: Keine besonderen Ereignisse. — Front
des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Waldkarpathen
und den Grenzgebirgen der westlichen Moldau kam es zu erfolg-
reichen Gefechtsaktionen. Wir schoben in einigen Abschnitten
unsere Linien vor und wiesen starke feindliche Gegenangriffe ab. —
Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Macken sen: Die
Lage hat sich günstig entwickelt. Russen und Rumänen führten
in Massenangriffen starke Kräfte ins Feuer, um unseren Truppen
den nördlich von Socjani erkämpften und auch gestern wesentlich
vergrößerten Geländegewinn zu entreißen. Alle Angriffe wurden
zurückgeworfen; die Gegner erlitten schwerste blutige Verluste.
Die Gefangenenzahl hat sich auf 50 Offiziere, 3300 Mann, die
Beute auf 17 Geschütze und über 50 Maschinengewehre und Minen-
werfer erhöht. — **Mazedonische Front:** Nichts von Bedeutung.
(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. August. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Heeres-
gruppe des Generalfeldmarschalls von Macken sen: Versuche
der Rumänen und Russen, die nördlich von Socjani errungenen
deutschen Erfolge durch starke Massenangriffe wettzumachen, scheiterten
völlig. Der Feind verlor bis gestern Abend 50 Offiziere und 3300
Mann an Gefangenen, außerdem 17 Geschütze und über 50 Ma-
schingengewehre und Minenwerfer. — Heeresfront des General-
obersten Erzherzogs Joseph: Bei der an der ungarischen Ost-
grenze stehenden Armee des Generalobersten Freiherrn von Rohr
kam es gestern fast an allen Frontabschnitten zu günstig verlaufenen
Kämpfen, in denen wir Raumgewinn erzielten. Sämtliche Angriffe
des Feindes wurden blutig abgeschlagen. In der südlichen Buko-
wina entziff nach mehrstägigem hartem Ringen unsere Kavallerie
den Russen bei Wama zwei hintereinander liegende Höhenstellungen;
sie ist im Vordringen auf Gurahumora. Weiter nördlich trat in
der Lage keine wesentliche Änderung ein. — Italienischer und
Balkan-Kriegsschauplatz: Nichts Neues.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 9. August. — **Mazedonische Front:** An verschiedenen
Stellen der Front mähiges Geschützfeuer, das zu beiden Seiten des
Wardar ein wenig lebhafter war. Zwischen den Seen drang eine
deutsche Erkundungsabteilung in die feindlichen Schützengräben
ein und brachte mehrere russische Gefangene zurück. Auf dem
rechten Wardarufer machte eine unserer Erkundungsabteilungen
mehrere griechische Gefangene, darunter einen Offizier. — **Rumä-
nische Front:** Bei Iaccea verschiedene Kanonenschüsse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 9. August. — In Persien nördlich von Sardasht
griffen eine russische Kompanie und eine Eskadron unsere Grenz-
abteilungen an; sie wurden nach vierstündigem Kampfe abgewiesen.
Sonst nichts von Bedeutung.

Der Übergang über die Susita erzwungen.

Großes Hauptquartier, 10. August. — Westlicher Kriegs-
schauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Glandern
schwankte gestern die Kampftätigkeit der Artillerien bei
wechselnder Sicht in ihrer Stärke; sie nahm abends allgemein zu,
hielt während der Nacht an und steigerte sich heute in den frü-
hesten Morgenstunden zwischen der Hser und Lys zu härtestem
Trommelfeuer. In breiten Abschnitten östlich und südöstlich von
Hpern haben darauf starke feindliche Infanterie-Angriffe eingesetzt.
Im Artois war der Artilleriekampf beiderseits von Lens und süd-
lich der Scarpe sehr lebhaft. Abends griffen die Engländer vom
Wege Mondin Pelves bis zur Straße Arras—Cambrai in dichten
Massen an. Unser Vernichtungsfeuer schlug verheerend in ihre
Bereicherungsräume; die vordringenden Sturmwellen erlitten im
Abwehrfeuer und Nahkampf mit unseren kampfbewährten Regi-
menten schwerste Verluste und wurden überall zurückgeworfen.
Nördlich von St. Quentin entziffen brandenburgische Bataillone
den Franzosen einige Grabenlinien in 1200 Meter Breite. Gegen-
angriffe des Feindes scheiterten, über 150 Gefangene blieben in
unserer Hand. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zwischen
Soissons und Reims, in der Westkampagne und auf beiden Maas-
Ufern erreichte das Feuer zeitweilig erhebliche Stärke. Eine
französische Erkundungsabteilung, die an der Straße Laon—Sois-
sons in unsere Gräben einbrang, wurde durch Gegenstoß vertrieben.

Östlich der Maas brachen badische Stoßtrupps in die französische Stellung nördlich von Daxerauville ein und führten eine Anzahl Gefangener zurück. — Leutnant Wintermann schloß zwei feindliche Sesselballone ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Auflebende Gefechtsfähigkeit bei Dänaburg, südlich von Smorgon und bei Brodny. Hier brachte ein Unternehmen deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen über 200 Gefangene ein. Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südöstlich von Czernowitz wurde hartnäckig gekämpft; unsere Truppen drangen an mehreren Punkten in die Grenzstellung der Russen ein. Auch in der Serethniederung und an der Solka wurden nach Abwehr feindlicher Gegenstöße Vorteile erzielt. Zwischen Trotus- und Putna-Tal nahmen die verbündeten Truppen trotz zähen Widerstandes der Rumänen mehrere Höhenstellungen in Sturm. In den beiden letzten Tagen wurden im Otos-Abchnitt gegen 1400 Gefangene gemacht und 30 Maschinengewehre erbeutet. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Zu beiden Seiten der Bahn Socjani-Abjudul haben deutsche Divisionen in breiter Front den Übergang über die Sufita erzwungen. In erbitterten Gegenstößen suchten die Gegner unter Einsatz starker Massen unter Vordringen zu hemmen; alle ihre gegen Front und Flanke geführten Angriffe scheiterten unter den schwersten Verlusten. — Mazedonische Front: Nichts Besonderes.

(W. T. B.)

Sieg an der Otos-Strasse.

Wien, 10. August. Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Nördlich von Socjani gewannen die verbündeten Truppen nach erbittertem Ringen, unter neuerlicher Abwehr schwerer russisch-rumänischer Gegenstöße, das Nordufer der Sufita. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Beiderseits der Otos-Strasse stießen vorgehen die österreichisch-ungarischen und deutschen Regimenter des Generalobersten von Roh gegen die stark verstärkten Stellungen von Heeresfront vor. In zähem Angriff warfen wir gestern den Feind von den Höhen südlich des genannten Ortes. Nebst schweren, blutigen Verlusten erlitt der Gegner eine Einbuße von mehr als 1400 Gefangenen und 30 Maschinengewehren. Auch nordöstlich von Solka an der rumänischen Bistritza mußten die Russen unseren anrückenden Honveds zähe verteidigte Stellungen überlassen. In der Bukowina bei Solka und südöstlich von Czernowitz wurden Fortschritte erzielt. Gegenangriffe der durch Kosaken vorgetriebenen russischen Infanterie vermochten keine Änderung herbeizuführen. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Brodny holten österreichisch-ungarische und deutsche Sturmtrupps 200 Gefangene aus den russischen Gräben. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Mori in Südtirol brachen unsere Abteilungen in die feindliche Linie ein, nahmen einen Graben in Besitz und führten einen Offizier und 53 Mann als Gefangene ab. — Balkan-Kriegsschauplatz: Unverändert.

Ereignisse zur See.

Wien, 10. August. In der Nacht vom 8. auf den 9. haben ungefähr 25 feindliche Flugzeuge auf Pola gegen 90 Bomben abgeworfen. Es wurden gar keine militärischen und in der Stadt nur geringfügige Schäden verursacht. Zwei Personen leicht verletzt. Flottenkommando.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 10. August. — Mazedonische Front: Im Cernabogen, östlich von Mahow, wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch unsere Bomben vertreiben. Auf beiden Seiten des Wardar und an der unteren Struma lebhafteste Patrouillenfähigkeit. Auf der übrigen Front schwaches Feuer. — Rumänische Front: Bei Mahmudia Gewehrfeuer. Beim Dorfe Garwan, südlich von Galatz, vereinzelte Kanonenschüsse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. August. — Nordöstlich von Suleimanie wurde der Angriff zweier russischer Züge abgewiesen. Gegenüber Serdusch ziehen sich die Russen in die Berge zurück. An der Kaukasusfront die übliche Patrouillenfähigkeit. — Sinai-front: In der Nacht zum 9. August 1917 gingen zwei englische Kompanien mit 6 Maschinengewehren gegen den rechten Flügel unserer Truppen östlich der Ghazagruppe vor. Sie stießen im Vorgehen auf unsere Patrouillen, die den Gegner ungefährnt angriffen. Nach erbittertem Nahgefecht ging der Feind unter Zurücklassung von etwa 50 Toten eilig zurück. 5 Gefangene wurden eingebracht, ein Maschinengewehr, Leuchtpistolen und Fernsprengerät erbeutet.

Englische Glandern-Offensive gescheitert.

Großes Hauptquartier, 11. August. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die englischen Angriffe am gestrigen Morgen wurden von mehreren Divisionen geführt. In mehr als 8 Kilometer Breite zwischen Srezenberg und Hollebeke brach der Feind vor: trotz des starken Einsatzes hatte er keinen Erfolg. Zwar gelang es anfänglich dem tief-

gegliedert vordringenden Gegner, an mehreren Stellen in unsere Kampflinie einzubrechen, doch wurde er durch schnellen Gegenstoß der Bereitschaften wieder geworfen, bei Westhoek erst nach längerem, erbittertem Ringen. Der Feuerkampf steigerte sich im Küstenabschnitt und vor Merckem bis Warneton am Abend wieder zu großer Heftigkeit; auch heute morgen war er vielfach äußerst stark. Nächtlige Erkundungsstöße der Engländer bei Neuport scheiterten ebenso wie starke Teilangriffe, die der Feind beiderseits der Bahn Boesinghe-Langemark frühmorgens ansetzte. — Nördlich von St. Quentin griffen die Franzosen mehrmals die bei Fayet von uns gewonnenen Gräben an, die bis auf einen geringen Teil sämtlich gehalten wurden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames spielten sich örtliche Infanteriekämpfe bei der Rognère Se. ab, die eine Änderung der Lage nicht ergaben. Bei Cerny versuchte der Feind ohne besondere Feuerunterstützung in unsere Stellung zu dringen; rascher Gegenangriff der Grabenbesatzung warf ihn zurück. Am Hochberg in der Westchampsagne entziffen Teile eines hessisch-nassauischen Regiments den Franzosen wichtige Grabenstücke, die gegen starke Wiedereroberversuche behauptet wurden. Hier wurde eine größere Anzahl von Gefangenen einbehalten; auch südlich von Corbeng, nördlich von Reims und auf dem Westufer der Maas waren Vorstöße unserer Erkunder erfolgreich. — 19 feindliche Flugzeuge und 2 Sesselballone wurden abgeschossen; der größte Teil in Luftkämpfen, die besonders in Slandern sehr zahlreich waren. Offizier-Stellvertreter Diezfelder-Müller errang seinen 20. und 21. Luftsieg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Grenzbergen der Moldau warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den zähe sich wehrenden Feind am Slanio- und Otos-Tal ostwärts zurück. Auch am Mt. Oleja und Mgr. Catinului wurden die Rumänen von beherrschenden Höhen verdrängt. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Durch Einsatz sehr starker Kräfte, die bis zu siebenmal gegen die von uns gewonnene Sufita-Stellung anstürmten, suchten Russen und Rumänen in verzweifelten Angriffen den verlorenen Boden zurückzuerobern. Jeder Stoß brach an der Front unserer tapferen Truppen zusammen. Der Tag kostete die Gegner ungewöhnlich schwere Blutopfer; Gewinn hat er ihnen nicht gebracht.

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 11. August. Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Socjani unternahmen die Russen und Rumänen gestern nachmittag abermals heftige Massenangriffe, die stellenweise zwanzig Wellen tief gestaffelt waren. Die deutschen Divisionen schlugen den Feind in siegreicher Abwehr zurück. Die Kämpfe an der Otos-Strasse verliefen erfolgreich. Österreichisch-ungarische und deutsche Streitkräfte drangen, dem Verteibiger Graben auf Graben entreichend, bis auf die Höhen südlich und westlich von Oena vor. Weiter nördlich keine wesentliche Änderung der Lage. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo lebte der Artilleriekampf wieder auf.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 11. August. — Mazedonische Front: Zwischen den Seen eröffnete der Feind gegen Mittag heftiges Artilleriefeuer. Im Cernabogen stellenweise Trommelfeuer. Auf dem Dobropolje versuchten nach andauernder Artillerievorbereitung und Minenfeuer stärkere feindliche Erkundungsabteilungen vorzudringen, wurden aber durch unser Gewehr-, Maschinengewehr- und Bombenfeuer verjagt. Zwischen Wardar- und Dojransee, namentlich südlich vom Dojran, lebhaftes Artilleriefeuer. Zu beiden Seiten des Wardar auf den Nordhängen der Brusche Planina und an der unteren Struma für uns günstige Patrouillengefächte. An zahlreichen Stellen drangen unsere Aufklärertrupps in die feindlichen Schützengräben ein, fügten dem Gegner blutige Verluste zu und brachten Gefangene ein. — Rumänische Front: Bei Nureuil östlich von Mahmudia gingen unsere Abteilungen auf das Nordufer des St. Georg-Armes hinüber, fügten dem Feind Verluste zu und brachten mehrere Gefangene ein. Bei Mahmudia unwirksames Gewehr- und Minenfeuer seitens des Feindes auf die Stadt Tulcea. Bei dem Dorfe Senowa westlich von Tulcea versuchte ein russischer Aufklärertrupp auf Booten auf unser Ufer zu gelangen, wurde aber durch Feuer zerstreut. Bei Iaccea spärliches Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 11. August. — In Persien griff am Gilschinnpaß ein feindlicher Zug unsere Posten an. Er wurde nach einstündigem Gefecht zurückgeworfen. An der Kaukasusfront scheiterten mehrere teilweise mit stärkeren Aufklärungsabteilungen unternommene Vorstöße gegen unsere Sicherungslinien in unserem Feuer. — An der Sinai-front zerstörten in der Nacht zum 10. August unsere Stoßtrupps feindliche Drahtanlagen. An diesem Tage ziemlich heftiges feindliches Artilleriefeuer.

Feindliche Gegenstöße bei Socjani gescheitert.

Großes Hauptquartier, 12. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nach den Angriffen des gestrigen Vormittags ließ in Slandern der Feuer-

kampf nach; erst gegen Abend steigerte er sich in breiten Abschnitten wieder und blieb nachts lebhaft. Heute morgen brachen nach einstündigem Trommelfeuer an vielen Stellen der Front starke feindliche Erkundungsabteilungen vor; sie wurden überall zurückgeschlagen. Nördlich von Hollebeke setzten die Engländer mehrere Regimenter zum Stoß an; auch sie hatten keinen Erfolg und mußten unter schweren Verlusten zurückweichen. — Vom La Bassée-Kanal bis auf das Südufer der Scarpe und nordwestlich von St. Quentin verstärkte sich zeitweilig die Feuerfähigkeit, während der es mehrfach zu Vorfeldgefechten kam. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisnefront, in der Westchampsagne und auf den beiden Maas-Ufern bekämpften sich die Artillerien lebhafter als in letzter Zeit. Bei Cerny-en-Laonnois brachen am Abend zwei französische Angriffe verlustreich zusammen; am Cornillet wurden feindliche Handgranatentrupps vor den von uns gewonnenen Stellungen abgewiesen. — Oberleutnant Ritter von Tutschek brachte im Luftkampf seinen 22. und 23. Gegner zum Abwurf. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Trotusul-Tales erkämpften deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen die beherrschenden Höhenstellungen und das Dorf Grozesci. Gegen unsere südlich des Otos-Tales vordringenden Truppen führte der Feind frische Kräfte ins Feuer, die sich in oft wiederholten, erbitterten Gegenangriffen ohne jeden Erfolg verbluteten. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Die Kämpfe nördlich von Socjani dauern an. Zwischen Sereth und der Bahn von Abjudul Nou griffen auch gestern Russen und Rumänen mit starken Kräften unsere Linien an. Kein Fußbreit Bodens ging uns verloren. Westlich der Eisenbahn wurde der Feind durch kraftvollen Angriff deutscher Truppen nach Norden und Nordwesten zurückgezwängt und erlitt bei erfolglosen Gegenstößen blutige Verluste. Seit dem 6. August sind auf diesem Kampffelde über 130 Offiziere und mehr als 6650 Mann gefangen, 18 Geschütze und 61 Maschinengewehre erbeutet worden. Vom Sereth bis zur Donau nahm die Feuerfähigkeit erheblich zu; an der Buzaulmündung wurde ein russischer Angriff zurückgewiesen.

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 12. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Socjani warfen unsere Verbündeten die Russen und Rumänen weiter zurück. Alle Versuche der Gegner, diese Front durch Massenangriffe zu entlasten, scheiterten unter schweren Feindverlusten. Im Otos-Tal griff südlich von Grozesci der Feind gleichfalls mit starken Kräften an; er vollführte stellenweise bis zu zwölf solcher Anstürme, die alle vor unseren Linien zusammenbrachen. Das Soproner Honved-Regiment Nr. 18 zeichnete sich besonders aus. Westlich von Oena scheiterte unser Angriff glänzend vorwärts. Grozesci und Slanic wurden genommen; unsere Truppen näherten sich dem Trotusul-Tal. Nordöstlich von Wama in der Bukowina scheiterten mehrere russische Vorstöße gegen unsere Höhenstellungen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo wurde die feindliche Luftaufklärung durch unsere Flieger erfolgreich bekämpft. Es wurden fünf italienische Flugzeuge abgeschossen, drei davon durch Hauptmann Trumowsky.

Kleine Kämpfe in Mazedonien.

Sofia, 12. August. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das südlich Dojran ein wenig lebhafter war. Auf dem Ostufer des Wardar wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer verjagt. An verschiedenen Stellen der Front Patrouillenfähigkeit. — Rumänische Front: Bei Mahmudia Gewehrfeuer, bei Tulcea mäßiges Artilleriefeuer, bei Iaccea vereinzelte Kanonenschüsse.

Patrouillenkämpfe an der Sinai-front.

Konstantinopel, 12. August. An der Kaukasusfront lebhafteste gegenseitige Patrouillenfähigkeit. — Sinai-front: Am 10. August abends 9 Uhr 45 Min. gingen zwei englische Kompanien mit drei Maschinengewehren und eine 60 Mann starke Patrouille mit einem Maschinengewehr gegen den rechten Flügel der Ghazagruppe vor. Der Patrouillenführer Offizier-Stellvertreter Issa Nadi griff mit seiner 31 Mann starken Patrouille den Feind im Vorgehen überfallend mit Handgranaten an, warf ihn zurück und verfolgte ihn bis an die feindlichen Hindernisse. Ein Engländer wurde gefangen genommen. Issa Nadi fand bei seiner kühnen Tat den Heldentod. 10 Uhr 50 Min. abends griffen nochmals zwei englische Kompanien an, wurden aber im Bajonettkampf abgewiesen und ließen 10 Tote zurück. Eine unserer Patrouillen überfiel einen feindlichen Kavallerieposten, tötete von den 6 Mann zwei und nahm einen gefangen.

Fliegerangriff auf England.

Großes Hauptquartier, 13. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Handrijschen Schlachtfeld wuchs nach verhältnismäßig ruhigen Tagen die Kampfintensität in den Abendstunden wieder zu erheblicher Stärke. Unsere Artilleriewirkung gegen feindliche Batterien war gut; sie zerprengte auch Bereitstellungen englischer Angriffstruppen östlich von Mellesmes. Heeresgruppe deutscher

Kronprinz: Längs des Chemin-des-Dames und in der Westchampsagne steigerte sich die Feuerfähigkeit beträchtlich. Nördlich der Straße La Solsons brachen gestern früh die Franzosen zu starken Angriffen vor; sie wurden durch Feuer und im Nahkampf abgewiesen. Ebenso vergeblich und verlustreich war ein Vorstoß des Feindes südwestlich von Ailles. An der Nordfront von Verdun haben sich auf beiden Maas-Ufern heftige Artilleriekämpfe entwickelt. — Eins unserer Fliegergeschwader griff gestern England an. Auf die militärischen Anlagen von Southend und Margate an der Themsemündung wurden mit erkannter Wirkung Bomben abgeworfen. Eins unserer Flugzeuge wird vermisst. Auf dem Festlande sind gestern 14 feindliche Flieger und ein Sesselballon abgeschossen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Lebhafteres Feuer nur südlich von Smorgon, westlich von Luck, bei Tarnopol und am Sbrucz. Hier kam es mehrfach auch zu Zusammenstößen von Streifabteilungen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In der westlichen Moldau gelang es, trotz sehr zäher feindlicher Gegenwehr, die in zahlreichen heftigen Angriffen zum Ausdruck kam, unseren Geländegewinn südlich des Trotusul-Tales weiter auszuweiten. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Der hartnäckig verteidigte Ort Panciu wurde im Sturm genommen. Entlastungsstöße der Russen und Rumänen gegen benachbarte Abschnitte unserer Front waren vergeblich; sie scheiterten sämtlich verlustreich. Am unteren Sereth blieb die Artilleriefähigkeit lebhaft; mehrere feindliche Angriffe zwischen Buzaulmündung und Donau wurden zurückgeschlagen. — Im Monat Juli betrug der Verlust der Luftstreitkräfte unserer Gegner 34 Sesselballone und mindestens 213 Flugzeuge, von denen 98 hinter unseren, 115 jenseits der feindlichen Linien durch Luftangriff und Abwehrfeuer brennend zum Abwurf gebracht wurden. Wir haben 60 Flugzeuge, keinen Sesselballon verloren.

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Nordwestlich von Socjani erkämpften gestern deutsche Regimenter das zähe verteidigte Panciu. Südwestlich dieses Ortes warfen unsere Truppen den Feind aus seinen Stellungen. Feindliche Gegenangriffe westlich des Donaukniees von Galatz und nördlich von Socjani blieben erfolglos. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Unsere Streitkräfte stehen beiderseits des unteren Slanicbaches vor den Brückenkopfstellungen von Oena im Kampf; der Feind erhöht seinen Widerstand durch erbitterte Gegenstöße. — Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Am Sbrucz und an der Gnila fühlten die Russen mit stärkeren Aufklärungen vor; sie wurden abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die feindliche Fliegerfähigkeit aber dem Isonzo hielt an.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. August. — In Persien sind unsere Truppen im Vorgehen in Richtung Bale. — An der Kaukasusfront geriet eine 32 Mann starke feindliche Patrouille in einen Hinterhalt; 15 Mann wurden getötet, der Rest entkam verwundet. An einzelnen Stellen der Front leichtes Infanterie- und Artilleriefeuer. — Sinai-front: Zwei feindliche Kompanien, die in der Nacht zum 12. August gegen unsere Linien östlich der Ghazagruppe vorstießen, wurden durch unsere Patrouillen zur Umkehr gezwungen. Smarna wurde erneut von feindlichen Fliegern angegriffen. Durch Bomben wurden zwei Frauen getötet, ein Mann, eine Frau und zwei Kinder verwundet. Der angerichtete Materialschaden ist ganz unbedeutend.

Englische Angriffe im Artois gescheitert.

Großes Hauptquartier, 14. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Starke Angriffe der verbündeten Gegner bereiteten sich vor. — Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Feuerkampf auf dem Schlachtfeld in Slandern war wechselnd stark; er erreichte an der Küste, nordöstlich und östlich von Npern abends wiederum große Heftigkeit. Gewalttame Erkundungen der Gegner brachen vor mehreren Abschnitten unserer Abwehrzone ergebnislos zusammen. Südwestlich von Westhoek warfen wir die Engländer aus einem Waldstück zurück. Im Artois war die Kampfintensität durchweg gesteigert, vornehmlich beiderseits von Lens und an der Scarpe. Auch an dieser Front scheiterten mehrere englische Vorstöße. Bei einem Unternehmen südlich der Maas und bayerischer Sturmabteilungen bei Neuve Chapelle wurde eine größere Anzahl Portugiesen gefangen eingebracht. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisnefront und in der Westchampsagne war eine erhebliche Zunahme des Artilleriefeuers merkbar. Am Cornillet, südlich von Nauroy, griffen die Franzosen zweimal ohne jeden Erfolg die von uns dort am 10. August gewonnenen Stellungen an. An der Nordfront von Verdun lagen die Artillerien tagsüber mit nur geringen Unterbrechungen in scharfem, sich dauernd steigendem Feuerkampf. Der Franzose hat in diesen Kampfabständen wieder starke Kräfte, vor allem Artillerie, herangeschafft. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Zwischen Maas und Mosel

wurden feindliche Vorstöße bei Sirey abgeschlagen. In der Lothringer Ebene und im Sundgau war gleichfalls die Feuerartigkeit lebhafter als sonst. — In zahlreichen Luftkämpfen wurden 9 feindliche Flieger und 2 Fesselballone abgeschossen. Oberleutnant Dostler hat am 12. August seinen 23. und 24. Gegner zum Abschuß gebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Trotusultales machte der Gegner uns durch starke Gegenangriffe unseren Geländegewinn streitig. Auch südlich des Oitostales und westlich von Cerna versuchte der Feind vergebens, durch starke Gegenstöße eine Änderung der Kampflage herbeizuführen. Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere Sieger schossen seit vorgestern vier feindliche Flugzeuge ab. Ein italienisches Geschwader belegte Abtling mit Bomben. Die bedrohten Anlagen blieben unbeschädigt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Westlich von Panciu in Rumänien erzielten unsere Truppen im Angriff neuerlich Geländegewinn. Südlich des Oitostales und westlich von Cerna versuchte der Feind vergebens, durch starke Gegenstöße eine Änderung der Kampflage herbeizuführen. Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere Sieger schossen seit vorgestern vier feindliche Flugzeuge ab. Ein italienisches Geschwader belegte Abtling mit Bomben. Die bedrohten Anlagen blieben unbeschädigt.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 14. August. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, das nur am Westufer des Ohridasees, im Cernabogen, südlich Huma, südlich Dojran und bei der Strumamündung etwas lebhafter war. Eine unserer Aufklärungsabteilungen drang in feindliche Gräben östlich der Cerna ein und fügte dem Gegner fühlbare Verluste zu. — Rumänische Front: Von Mahmudia bis Galatz mäßiges Artillerie- und Geschützfeuer an verschiedenen Stellen.

Gute Fortschritte in Rumänien.

Großes Hauptquartier, 15. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gesteigerte Abwehrwirkung unserer Kampfartillerie in Flandern erzwang für einen Teil des gestrigen Tages ein Nachlassen des feindlichen Beschießungsfeuers; die eingeleiteten Munitionsmengen entlasteten die Infanterie. Erst gegen Abend konnte der Feind mit voller Kraft den Feuerkampf wieder aufnehmen, der die Nacht hindurch in großer Stärke andauerte. Durch Angriff wurden englische Abteilungen, die sich bei Langemarch über den Steenbach vorgearbeitet hatten, aufgerieben. Heftige Teilangriffe der Engländer südlich von Frezenberg und beiderseits von Hooge wurden abgeschlagen. Im Artois verstärkte sich der Artilleriekampf zwischen Hulluch und Lens besonders in den heutigen Morgenstunden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames schütterten bei Cerny mehrmalige Angriffe der Franzosen, die zur Vorbereitung ihres Stoßes starke Artillerie eingesetzt hatten. Auch in anderen Abschnitten dieser und der Champagnefront kam es zu lebhaften Feuerkämpfen. Auf beiden Ufern der Maas hält die vermehrte Artillerietätigkeit, vielfach in Feuerstöße starker Wirkung zusammengefaßt, an. Auch hier waren gute Ergebnisse der Kampftätigkeit unserer Batterien durch zeitweise Lahmlegung der feindlichen Artillerie erkennbar. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Im Sundgau hielt die Steigerung des gegenseitigen Feuers auch nachts an. — Durch Schneid und Können haben sich die Schlachtfeldstaffeln unserer Flieger zur wertvollen Angriffswaffe auch gegen Grabenziele und Batterien entwickelt. In Luftkämpfen, die in Flandern besonders zahlreich waren, und durch Abwehrfeuer sind gestern 20 feindliche Flieger und 4 Fesselballone abgeschossen worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen dem nördlichen Sereth und Sbrucz erhöhte sich die Feuerartigkeit. Südöstlich von Tarnopol brachen russische Vorstöße, denen Panzerkraftwagen halfen, vor unserer Stellung zusammen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Trotusultales versuchte der Feind durch starke Entlastungsangriffe den Rückzug der inneren Flügel der 2. rumänischen und der 4. russischen Armee zu decken. Alle Angriffe sind zurückgeschlagen worden. Unsere Truppen drängten über Soveja hinaus nach. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Dem im Bergland zu beiden Seiten der Putna nach Nordosten weichen den Feinde folgen unsere Kolonnen. Am Rande des Gebirges wurde Stracani (nordwestlich des Panciu) genommen. Die siegreich vordringende Truppe brachte heftige feindliche Gegenangriffe zum Scheitern. In der Serethniederung führten deutsche Divisionen den auf dem westlichen Flußufer gelegenen, zähe verteidigten Brückenkopf von Baltareu. Außer hohen blutigen Verlusten büßten Russen und Rumänen am Sereth und am Gebirge über 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre ein. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Der Angriff nördlich von Socani wurde mit Erfolg fortgesetzt. Unsere Verbündeten bemächtigten sich des Brückenkopfes Baltareu und des mit großer Zähigkeit verteidigten Dorfes Stracani bei Panciu. Das Vordringen unserer Streitkräfte zwang die westlich der Linie Negritesci-Soveja stehenden russisch-rumänischen Divisionen, ihre vor einigen Wochen unter schweren Opfern gewonnenen Stellungen aufzugeben. Wir folgten dem zurückweichenden Feinde. Bei Cerna brachen sich neue Angriffswellen am Widerstand unserer Truppen. Bei Socani und bei den Kämpfen im Trotusultalgebiet wurden dem Feinde neuerlich über 3000 Mann und mehrere Geschütze abgenommen. Südöstlich von Tarnopol scheiterte ein durch Panzerkraftwagen begleiteter russischer Vorstoß. Italienischer Kriegsschauplatz: Über dem Monzo wurden gestern in zahlreichen Luftkämpfen fünf feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Gegen das Seearsenal von Venedig.

Wien, 15. August. — Als Erwiderung auf die letzten Fliegerangriffe auf Pola führte in den frühen Morgenstunden des 14. August eine größere Anzahl von Seeflugzeugen im Zusammenwirken mit Landflugzeugen gegen das Seearsenal von Venedig eine Unternehmung aus, die trotz widriger Witterungsverhältnisse und sehr starker Gegenwirkung durch Geschützfeuer und feindliche Abwehrflieger sehr guten Erfolg hatte. Unsere Flugzeuge konnten aus geringer Höhe sehr gute Einschläge der schweren und leichten Bomben von etwa vier Tonnen Gesamtgewicht und Brandwirkung beobachten. Ein Seeflugzeug und zwei Landflugzeuge werden vermisst. Feindliche Torpedoeinheiten zogen sich vor unserer der Flieger deckenden Flottillenabteilung zurück. Feindliche Bombenwürfe gegen diese Abteilung und auf Parenzo hatten keinerlei Erfolg. — Flottenkommando.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 15. August. — Mazedonische Front: Schwache Kampftätigkeit auf der ganzen Front. Etwas lebhafteres Artilleriefeuer östlich von Cerna und im Süden von Dojran. Auf beiden Ufern des Wardar und an der unteren Struma Patrouillentätigkeit. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und im Süden von Galatz vereinzelte Kanonenschüsse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 15. August. — An der kleinasiatischen Küste versenkte eines unserer Wachboote unter Führung des Oberleutnants Hesselberger ein englisches Boot und machte drei Gefangene. Die rege Tätigkeit dieses mit großer Bravour geführten Bootes verdient volle Anerkennung. — An der Sinai-front gingen 100 Engländer, die auf eine unserer Patrouillen trafen, nach Kampf zurück, sie wurden bis zu dem feindlichen Drahtgittern verfolgt. Unsere Patrouille erbeutete Kriegsmaterial und zerstörte feindliche Hindernisanlagen. Feindliche Kanallerie, die zur Aufklärung gegen die Bahn Tell Scheria-Bir es Saba vorging, zog sich nach einigen Schüssen unserer Artillerie zurück.

Die zweite große Schlacht in Flandern.

Großes Hauptquartier, 16. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern ist die zweite große Schlacht entbrannt. Der Artilleriekampf nahm gestern an der Küste und zwischen Yper und Deule wieder äußerster Heftigkeit an, wurde während der Nacht unvermindert fortgesetzt und steigerte sich heute früh zum Trommelfeuer. Hinter dichten Feuerwällen trat dann die englische Infanterie zwischen Bixchoote und Wythchaete in 18 Kilometer Frontbreite zum Angriff an. — Im Artois griffen die Engländer zwischen Hulluch und Lens schon gestern morgen mit den vier kanadischen Divisionen an. Sie drangen nach starker Feuerwirkung in unsere erste Stellung ein und suchten durch dauernden Nachschub frischer Kräfte die Einbruchsstelle beiderseits von Loos zu vertiefen. Nach aufgefundenen Befehlen war das Ziel ihres Angriffs das 4 Kilometer hinter unserer Front gelegene Dorf Vendin-le-Vieil. In tagsüber währenden, erbitterten Kämpfen drängten unsere Truppen durch Gegenangriffe den eingebrochenen Feind bis über die dritte Linie unserer ersten Stellung wieder zurück. Der Gewinn der Engländer ist gering; in neuen Angriffen, die sich bis zu einmal wiederholten, versuchte der Feind am Abend nochmals sein Glück. Vor unserer Kampflinie brachen die feindlichen Sturmwellen zusammen. Südlich von Hulluch und westlich von Lens wurde der Angreifer, der an allen Stellen des Kampffeldes schwerste Verluste erlitten hat, abgewiesen. Bei St. Quentin entfalteten die Franzosen nachmittags besonders lebhaftes Feuerartigkeit. Es gelang ihnen, mit etwa 3000 Schuß auf die innere Stadt, das Pfarrhaus in Brand zu setzen. Von dort sprang das Feuer auf die Kathedrale über, die seit 8 Uhr 30 Min. abends in Flammen steht. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im mittleren Teil des Chemin-des-Dames herrschte tagsüber lebhafter Kampftätigkeit der Artillerien. Nachdem schon morgens ein Vorstoß gescheitert war, legten am Abend starke französische Angriffe zwischen Cerny und Gohis harte bis in etwa 5 Kilometer Breite ein.

Die Angriffe wiederholten sich; hin- und herwogender Kampf tobte bis in die Nacht. Wir blieben voll im Besitz unserer Stellungen; die vergeblichen Anläufe haben dem Gegner viel Blut gekostet. An der Nordfront von Verdun nahm der Artilleriekampf vormittags wieder große Stärke an; französischerseits wurde er aber nicht mit der Heftigkeit geführt, wie am 12. und 13. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In Verfolgungsgefechten brachen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen mehrfach den Widerstand feindlicher Nachhuten im Gebirge südlich des Trotusultales. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Nördlich von Stracani und Panciu wehrten preussische und bayerische Regimenter erfolgreich zahlreiche Angriffe der Rumänen und neu herangeführter russischer Kräfte ab. Am Sereth wurde der noch auf dem Westufer haltende Feind durch kraftvollen Angriff unserer Truppen über den Fluß zurückgeworfen. 52 Offiziere, dabei auch französische, 3500 Mann, 16 Geschütze und über 50 Maschinengewehre blieben in unserer Hand. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Östlich von Marafeci warfen deutsche Regimenter den Feind über den Sereth zurück, wobei sie über 3500 Gefangene, 16 Geschütze und über 50 Maschinengewehre einbrachten. Bei Stracani scheiterten schwere, durch erhebliche Verstärkungen genährte Feindesangriffe. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: An der oberen Sufita wich der Gegner auf die höhere westlich von Racosa und östlich von Soveja. Honvedregimenter entziffen ihm den Mt. Ros-boiuului.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 16. August. — Mazedonische Front: Nördlich von Bitolia kurze Feuerwirbel. Eine feindliche Erkundungsabteilung wurde durch Handbomben zurückgeschlagen. Im Cernabogen stellenweise lebhaftes Geschützfeuer zwischen Posten und kurze Artillerie-Feuerwirbel. In der Moglenagegend und südlich von Dojran Artilleriefeuer, das etwas lebhafter an der unteren Struma war. Erkundungsabteilungen und Kavallerietrupps wurden durch unsere Sicherungstruppen vertrieben. Rumänische Front: Bei Mahmudia sprühtes Geschützfeuer, bei Tulcea und in der Gegend von Jfacea schwaches Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. August. — Trakfront: Am Euphrat wurde eine feindliche Aufklärungsabteilung (zwei Panzerautos und 70 Mann) durch unsere Reiter zum Zurückgehen gezwungen. An der Sinai-front Patrouillentätigkeit.

Der zweite Großkampftag der Glandernschlacht.

Großes Hauptquartier, 17. August. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ein neuer, der zweite Großkampftag der Glandernschlacht, ist zu unseren Gunsten entschieden; dank der Tapferkeit aller Waffen, dank der nie versagenden Angriffskraft unserer unvergleichlichen deutschen Infanterie! Nach einstündigem Trommelfeuer brach am Morgen des 16. August die Blüte des englischen Heeres, auf dem nördlichen Flügel begleitet von französischen Kräften, tiefgestaffelt zum Angriff vor. Auf 30 Kilometer Front von der Yper bis zur Ems tobte tagsüber die Schlacht. Der an den Yperkanal bei Drie-Grachten vorgeübene Posten wurde überannt; der Feind erkämpfte sich auch das nördlich und östlich von Bixchoote von unseren Sicherungen schrittweise aufgebundene Dorf der Kampfstellung am Martje-Vaart. Die Engländer durchdrangen bei Langemarch unsere Linien und drangen, Verstärkungen nachschickend, bis Poelkapelle vor. Hier traf sie der Gegenangriff unserer Kampfreisenden. In unübersehbarem Ansturm wurden die vorderen Teile des Feindes überwältigt, seine hinteren Staffeln zurückgeworfen. Am Abend war nach zähem Ringen auch Langemarch und unsere verlorene Stellung wieder in unserer Hand. Auch bei St. Julien und an zahlreichen Stellen weiter südlich bis Warneton drang der Gegner, dessen zerfallene Angriffstruppen durch immer neue Kräfte ergänzt wurden, in unsere Kampfbzone ein. Die Infanterie fing den gewaltigen Stoß überall auf und warf den Feind unter enger Mitwirkung der Artillerie und Flieger wieder zurück. An den von Roulers und Menin auf Ypern führenden Straßen drang sie über unsere alte Stellung hinaus in erfolgreichem Angriff vor. In allen anderen Abschnitten des weiten Schlachtfeldes brach der englische Ansturm vor unseren Hindernissen zusammen. Trotz schwerster Opfer haben die Engländer nichts erreicht! Wir haben in der Abwehr einen vollen Sieg errungen! Unerjährt, in gehobener Stimmung steht unsere Front, zu neuen Kämpfen bereit! — Im Artois griffen die Engländer gegen Abend bei Loos wiederum heftig an; östliche Einbrüche wurden durch kraftvolle Gegenstöße weitgemacht. St. Quentin lag weiter unter französischem Feuer; der Dachstuhl der Kathedrale ist eingestürzt, das Innere des historischen Bauwerks ausgebrannt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisne scheiterten Teilangriffe der Franzosen östlich von Cerny. Bei Verdun entwickelte

sich die Artillerieschlacht mittags wieder zu höchster Stärke; der Feind griff bisher nicht an. Auf dem Ostufer der Maas brachen kampfbewährte badijsche Regimenter überraschend in den Caurièreswald vor, zerstörten die feindlichen Angriffsarbeiten und kehrten mit mehr als 600 Gefangenen von 3 französischen Divisionen zurück. — 16 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen; Rittmeister Freiherr von Richtigshofen hat den 58., Oberleutnant Dostler den 25. Luftflieger davongetragen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Keine größeren Kampfhandlungen; vielfach ausübende Artillerietätigkeit und Dorfeldgefechte. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Nördlich von Horda an der Bistriga und südlich des Trotusultales spielten sich für uns erfolgreiche Teilkämpfe ab. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Rumänisch-russische Vorstöße nördlich von Socani und am unteren Sereth schlugen verlustreich fehl. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: In Rumänien keine Änderung. Die Gesamtbeute seit Beginn der Kämpfe nördlich von Socani beträgt 200 gefangene Offiziere, über 11 000 Mann, 118 Maschinengewehre und 35 Geschütze. Südlich von Grozesci warfen Honvedtruppen und a. u. k. Kavallerie zu Fuß den Feind in schneidigen Angriffen weiter zurück. Es wurden hierbei 45 Offiziere, 1600 Mann, 18 Maschinengewehre und 1 Geschütz eingebracht. Die 8. Kompanie des Trenzenzer Honvedregiments Nr. 15 führte allein 600 Gefangene ab. Auf der Höhe nördlich von Horda an der Bistriga schlugen Abteilungen des Szegeder Honvedregiments Nr. 302 ein angreifendes russisches Bataillon in die Flucht, wobei viel Kriegsgut in unseren Händen blieb.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 17. August. — Mazedonische Front: Östlich vom Preispasee und nördlich von Bitolia schwaches Artilleriefeuer. Im Cernabogen östlich von Mahowo heftiges Artilleriefeuer. Östlich der Cerna und in der Moglena war die Tätigkeit der Artillerie etwas lebhafter. Im Wardarale und westlich vom Dojransee schwaches Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Östlich von Mahmudia gegenseitige Beschießung der Vorposten.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 17. August. — In Persien gingen nordöstlich von Serdashat 2 russische Eskadrons gegen unsere Abteilung bei Schikisse vor. Auf den Pferden der Kavalleristen war noch je 1 Infanterist aufgesessen. Nach einstündigem Gefecht ging der Feind zurück nach einem Verlust von 4 Toten und 10 Verwunden. Unsere Patrouillen folgten und stellten den Rückmarsch der feindlichen Bataillone fest. Nördlich Remandus hatten unsere Grenztruppen ein fünfständiges Gefecht mit 300 Russen, die zurückgingen. — An der Sinai-front mäßiges Artilleriefeuer.

Gesamtbeute in der Bukowina und Moldau.

Großes Hauptquartier, 18. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Schlachtfeld in Flandern steigerte sich der Artilleriekampf an der Küste und nordöstlich von Ypern wieder zu äußerster Stärke, sonst blieb das Feuer geringer als in den letzten Tagen. Beiderseits der Bahn Boesinghe-Staden führte der Feind nachmittags einen starken überraschenden Teilangriff, bei dem Langemarch nach erbittertem Kampf verloren ging. Wir liegen in flachem Bogen um das Dorf. Im Artois stellten sich unter starkem Feuerdruck englische Kampftruppen nordwestlich von Lens bereit. Unser Vernichtungsfeuer ließ einen Angriff nicht zur Entwicklung kommen. Nachts erfolgende schwächere Vorstöße des Feindes wurden abgewiesen. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames lebhafteste Artillerietätigkeit bei Cerny, in der Westchampaigne besonders am Keilberg, südwestlich von Moronvilliers. An der Nordfront von Verdun setzte der Feuerkampf mittags wieder mit voller Kraft ein und hielt gesteigert bis tief in die Nacht an. — Durch Flieger und Abwehrgeschütze wurden 26 feindliche Flugzeuge und 4 Fesselballone brennend zum Abschuß gebracht. Oberleutnant Dostler errang seinen 26., Offizierstellvertreter Ditzelweil Müller seinen 22., Leutnant Gomeremann durch Abschießen des 13. und 14. Fesselballons seinen 29. und 30. Luftflieger. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer blieb bei kleinen Dorfeldgefechten und meist mäßigem Feuer die Lage unverändert. — An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph führte am 16. August ein Angriff österreichisch-ungarischer Regimenter südlich von Grozesci zu vollem Erfolg. Der Feind wurde aus verschänzten Stellungen im Sturm geworfen und büßte neben hohen blutigen Verlusten über 1600 Gefangene, 1 Geschütz und 18 Maschinengewehre ein. — Seit dem Beginn der Operationen im Osten am 19. Juli sind in Ostgalizien, der Bukowina und Moldau in die Hand der verbündeten Truppen gefallen: 655 Offiziere, 41 300 Mann, 257 Geschütze, 546 Maschinengewehre, 191 Minenwerfer und 50 000 Gewehre. An Kriegsgut wurde erbeutet: große Munitionsmassen, 25 000 Gasmasken, 14 Panzerkraftwagen, 15 Lastkraftwagen, 2 Panzerzüge, 6 be-

ladene Eisenbahnzüge, außerdem 26 Lokomotiven, 218 Bahnwagen, mehrere Flugzeuge, große Mengen an Fahrzeugen und erhebliche Lebensmittelvorräte. — Besonders anerkennend ist hervorzuheben, daß bei den letzten Kämpfen die Munitionskolonnen und Trains sowie die Eisenbahn- und Kraftfahrtruppen trotz höchster Anstrengungen den für die Kampfführung so wichtigen Verkehr von und zur Front glatt bewältigt haben. Durch wichtige Anordnungen und treue Pflichterfüllung von Offizieren, Beamten und Mannschaften konnten alle Truppenverchiebungen planmäßig durchgeführt und die Kämpfe der Truppen jederzeit mit dem nötigen Nachschub an Munition, Verpflegung und sonstigem Kriegsbedarf versorgt werden; im Westen trotz des über mehrere Stellungen hinweg weit ins Hintergelende reichenden feindlichen Feuers, im Osten trotz aller Hindernisse, die Land und Wetter bei den umfangreichen Zerstörungen bereiteten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. August. Östlicher Kriegsschauplatz: Keine besonderen Ereignisse. Seit dem 19. Juli, dem Tage des Sieges von Sborow, sind von den Verbänden an der Ostfront 655 Offiziere und 41.300 Mann als Gefangene erbracht worden. Die Beute beträgt 257 Geschütze, 546 Maschinengewehre, 191 Minenwerfer, 50.000 Gewehre, reiche Munitionsmassen, 25.000 Gasmasken, 14 Panzerkraftwagen, 15 Lastkraftwagen, 2 Panzerzüge, 6 beladene Eisenbahnzüge, 26 Lokomotiven, 218 Eisenbahnwagen, mehrere Flugzeuge und beträchtliche Lebensmittelvorräte. Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern mittag sind an der Isonzofront schwere Artilleriekämpfe entbrannt, die sich seit heute morgen auf den ganzen Raum zwischen dem Muzil Drh und dem Meere erstrecken. Das Feuer der italienischen Geschütze und Minenwerfermassen greift weit über unsere Schützengruben hinaus. Unsere Batterien antworten und wirken gegen die Truppenansammlungen hinter der italienischen Front. In Karnten und an der Tiroler Grenze keine besonderen Ereignisse.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 18. August. Mazedonische Front: Nordlich von Bitolia schwaches Artilleriefeuer und kurzes Trommelfeuer. Im Cernabine und in Richtung auf Gradetska Gewehr- und Artilleriefeuer, das auf die Gegend von Moglena übergriff. Zwei Erkundungsabteilungen des Feindes wurden vertreiben. Im Wardar tal schwaches Artilleriefeuer und Patrouillertätigkeit. In der Gegend der unteren Struma stellenweise vereinzelte Kanonenschüsse. Ein feindliches Flugzeug wurde beschossen, die Stadt Rejna, ohne militärischen Schaden anzurichten. Rumänische Front: An bestimmten Abschnitten der Front schwacher Feuerwechsel der Artillerie und Infanterie.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. August. In Persien warfen unsere in der Richtung Bane im Vorgehen befindlichen Abteilungen die Russen aus ihren Stellungen bei Schen Han, südwestlich Reবাদ, das unsere Grenztruppen einen Angriff russischer Infanterie bei Gelschin ab. An der kleinasiatischen Küste wurde durch das im Bericht vom 1. August erwähnte Boot wieder ein feindlicher Kutter versenkt. 4 Mann der Besatzung wurden gefangen genommen. Smyrna wurde erneut von feindlichen Fliegern angegriffen. 2 Zivilisten wurden getötet, 6 verwundet. Sinai-Front: In der Nacht zum 16. August wurden 2 gegen die Ghazafont vorstoßende englische Kompagnien abgewiesen. Am 16. August wurde ein feindliches Flugzeug im Luftkampf zum Niedergehen gezwungen, die Landung konnte aber hinter den feindlichen Linien stattfinden. Am 1. August Patrouillenkämpfe an mehreren Stellen der Front. 4 französische Sieger warfen am 17. August Bomben auf den Hafen von Beirut. Ein Einwohner wurde verwundet.

Noch immer heftige Kämpfe in Flandern.

Großes Hauptquartier, 19. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. In Flandern war die Kampftrakt an der Küste und von der Iser bis zur Eys besonders in den Abendstunden sehr stark; im Abschnitt Bixchote Hooge steigerte sich heute früh der Artilleriekampf zum Trommelfeuer. Südlich von Langemarch nach dem Feind zu einem Angriff vor, bei dem in künstlichen Nebel gehüllte Panzerwagen der Infanterie Bahn brechen sollten. Noch anfänglichem Einbruch in unsere Linien ist der Gegner überall zurückgeworfen worden. Im Artois erreichte die Feuertrakt am Kanal von La Bassée, beiderseits von Lens und auf dem Südriver der Scarpe zeitweilig große Stärke. Bei Hautcourt und westlich von Le Catelot (südwestlich und südlich von Cambrai) griffen die Engländer nach ausgiebiger Feuerüberbeurteilung mit starken Erkundungsabteilungen an, sie wurden im Luftkampf abgewiesen. St. Quentin lag erneut unter französischem Feuer. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames drangen unsere Stoßtruppen südlich des Gehölles Ropere in die feindlichen Gräben und machten die nur aus schwarzen Franzosen bestehende Besatzung nieder. Am Brimont verlief eine Unternehmung erfolgreich; mehrere Gefangene wurden eingebracht. In der Westkampagne

kam es vorübergehend zu lebhaften Feuerkämpfen. Die Artillerie-schlacht bei Verdun dauert an, auch während der Nacht nahm das starke Zerstörungsfeuer zwischen dem Walde von Avocourt und Ornes nur wenig ab. Ein Angriff französischer Flieger gegen unsere Feilsballone verlief ergebnislos. Badische Sturmabteilungen fügten von neuem den Franzosen im Tauri reswald durch kühnen Händstreich Verluste zu und kehrten mit zahl reichen Gefangenen zurück. — Gestern sind 19 feindliche Flugzeuge und 1 Feilsballon in Luftkämpfen abgeschossen worden. Die lange Zeit durch Rumänien streichende von Richhofen geführte Jagdstaffel Nr. 11 hat gestern in nebenmühtiger Kaputtatigkeit den 200. Gegner zum Absturz gebracht, 121 Flugzeuge und 196 Maschinengewehre wurden von ihr erbeutet. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. August. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Italiener holt am Isonzo neuerlich zum Angriff gegen die seit langen Jahrhunderten zu Österreich gehörigen Kustenlande aus. Nach einenhalbtägiger stärkster Artillerievorbereitung, der gestern nachmittag einige Erkundungsvorstöße folgten, trat heute früh zwischen Muzil Drh und dem Meere die italienische Infanterie zur Schlacht an. Der Kampf tobt in größter Erbitterung fast in allen Abschnitten der 60 Kilometer breiten Front, bei Tolmein, nordöstlich von Canale, zwischen Descla und dem Monte San Gabriele, südlich von Görz und auf der Karsthochfläche. Die bisher eingelaufenen Meldungen lauten durchweg günstig.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 19. August. — Mazedonische Front: An der Cernabina Stena und nördlich von Bitolia schwaches Artilleriefeuer. Kurze Feuerüberfälle im Cernabog und vereinzelte Kanonenschüsse östlich von Cerna bei Coub. In der Moglena gegen Feuer, das während der Nacht lebhafter wurde. Auf beiden Ufern des Wardar Artilleriefeuer. An der unteren Struma vereinzelte Kanonenschüsse und Tätigkeit von Erkundungsabteilungen. Rumänische Front: Bei Tulcea und an einigen Abschnitten der Front schwaches Artilleriefeuer.

Beginn der Schlacht vor Verdun.

Großes Hauptquartier, 20. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Auf dem flandrischen Schlachtfeld blieb nach dem Scheitern der englischen Frühangriffe südlich von Langemarch der Feuerkampf an Stärke erheblich gegen die Vortage zurück. Im Artois war die Artillerietätigkeit nur nordwestlich von Lens stark. Mehrfach wurden englische Erkundungsabteilungen zurückgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Schlacht vor Verdun hat heute früh auf beiden Maasufeln vom Wald von Avocourt bis zum Cauritreswald (23 Kilometer) mit starken Angriffen der Franzosen begonnen. Der Artilleriekampf dauerte gestern tagsüber und die Nacht hindurch ununterbrochen in äußerster Heftigkeit an; heute morgen ging stärkstes Trommelfeuer dem Angriff der Infanterie voraus. Die Franzosen besetzten kampflos den Talortenden östlich der Maas, der seit März d. J. als Verteidigungslinie aufgegeben und nur durch Posten besetzt war. Die Feinde sind im Laufe des gestrigen Tages planmäßig und ohne Störung zurückgenommen worden. An allen übrigen Stellen der breiten Schlachtfeldfront ist der Kampf in vollem Gange. — 16 feindliche Flugzeuge und 4 Feilsballone sind gestern zum Absturz gebracht worden. Leutnant Bonermann schloß 3 Feilsballone und 1 Flugzeug ab und ergriff damit die Zahl seiner Luftziele auf 54; Offizier Helbertreter der Feldwebel Müller blieb zum 23. und 24. Male Sieger im Luftkampf. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen waren in kraftvollem Ansturm beiderseits des Ostales die zähen Widerstand leistenden Rumänen gegen das Trotulatal zurück. Ein württembergisches Gebirgsbataillon zeichnete sich besonders aus. Mehr als 1500 Gefangene und 30 Maschinengewehre sind eingebracht worden. Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Aus dem westlichen Serethufer entspannen sich am Bahnhof Marajelli heftige Kämpfe, bei denen mehr als 2200 Gefangene in unserer Hand blieben. Südlich der Rinnemündung scheiterten starke russische Angriffe vor unseren Stellungen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Marajelli brachten deutsche Truppen in heftigen Kämpfen über 2200 Gefangene ein. Bei Groszci, am Oltos und westlich von Cerna wurden Russen und Rumänen durch österreichisch-ungarische und deutsche Truppen erneut geworfen. Weiter nördlich keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere tapfere Isonzoarmee stand gestern wieder in erbittertem Ringen gegen ihren an Zahl weit überlegenen Feind. Der Erfolg des Tages war unser. Während sich der Gegner zwischen Tolmein und dem Krm mit einzelnen Teilvorstößen begnügte, brandeten abwärts von Anzja bis an die Meeresküste die Sturmwellen italienischer Massenangriffe gegen unsere Stellungen. Oberhalb Canale gelangten, von stärkster Artilleriewirkung unterstützt, die Italiener

bis auf die Höhe von Drh. Dort warfen sich dem Feinde die Erzländer Helden entgegen und drängten ihn an den Hang zurück. Bei Descla und Dobice, auf dem Monte Sauto und dem Monte Gabriele, im Hügellande östlich und südlich von Görz, überall wurde mit großer Erbitterung gekämpft, ohne daß es den Italienern gelang, einen Fußbreit Boden zu gewinnen. Die Braven des Wiener Landsturms und des österreichischen Landsturmregiments Nr. 51 fanden hier erneut reiche Beute, von ihrer oft bewiesenen Kriegerstärke Zeugenschaft abzulegen. Zwischen der Wiprach und dem Saiti Hrb zerlegten die räumlichen Angriffskolonnen an dem eisernen Widerstand bewährter alpenländischer Schützenregimenter. Krainer Gebirgsschützen deckten hier heimathlichen Boden. Auch auf der Karsthochfläche tobte die Schlacht in größter Heftigkeit. Wagt südwestlich von Cauritreswald nach der Kampf im Zwischengelande der ersten Stellung hin und her, so ist fort überall der Feind vollends über die oberste Linie zurückgeworfen. Der 19. August brachte uns über 3000 Gefangene ein. Die blutigen Verluste der Italiener sind groß. — Feindliche Monitore beschossen die offene Stadt Trieste; es wurden mehrere Einwohner getötet. — Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden, wo die Italiener im Juni schwere, aber ergebnislose Angriffe unternommen haben, tauchte der Feind vorgestern nordlich von Asiago in 15 Kilometer Breite seine auf italienischem Boden befindlichen Stellungen. Gestern wich er aus dem Suganatal zurück.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 20. August. Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer und lebhafter feindliche Fliegertätigkeit. Feindliche Flieger warfen Bomben auf Prilep und auf die Gegend an der unteren Struma. In Richtung auf Jenikof wurden feindliche Erkundungsabteilungen und eine feindliche Infanteriekolonne vertreiben. — Rumänische Front: Nur in einigen Abschnitten schwaches Gewehrfeuer und vereinzelte Kanonenschüsse.

Die Schlacht vor Verdun.

Großes Hauptquartier, 21. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der zeitweise starken Zerstörungsfeuer in einem Abschnitt der flandrischen und Arrasfront keine größeren Kampfhandlungen. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Der erste Tag der Schlacht vor Verdun nahm für die Franzosen denselben Ausgang wie die großen englischen Angriffe in Flandern am 31. Juli und 16. August: Ueberlegenheit an Material und zerschmetternde Massenwirkung von Menschen konnte die deutsche Kampftrakt nicht brechen; geringer örtlicher Gewinn steht dem Scheitern des Angriffs auf einer Front von mehr als 20 Kilometer gegenüber. Am 11. August begann die gewaltige Artillerievorbereitung für den großen Stoß, den gestern auf Englands Geheiß Frankreichs Heer vollzog. Vom Walde von Avocourt bis zum Ostend des Cauritreswaldes wurden unsere Stellungen durch die in den letzten Stunden vor dem Angriff aufs höchste gesteigerte Artilleriewirkung des Gegners in ein weites, ödes Trichterfeld verwandelt. Am frühen Morgen des 20. August brach die französische Infanterie in dichten Angriffswellen unter dem Schuß des nach vorn verlegten Artilleriears freigegebenen zum Sturm vor. An vielen Stellen drangen die schwarzen und weißen Franzosen in unsere Abwehrzone ein, in der jeder Schritt vorwärts unseren Kampftruppen durch blutige Opfer abgerungen werden mußte. Erbitterte Nahkämpfe und kraftvolle Gegenstöße warfen den Feind fast überall zurück. Der gewaltige Kampf wogte tagsüber und in der Nacht hin und her. Auf dem westlichen Maasufer verblieb nur die Höhe Toter Mann und der Südrand des Rabenwaldes den Franzosen; wir liegen hier hart am Nordhang der Berge. Auf dem Hüfer ist die Kampftrakt noch weniger verschoben; nur an der Höhe 344 südlich von Samogneux und im Soffeswald hat der Feind etwas Boden gewonnen. Die Maßnahmen der Führung haben sich glänzend bewährt. Neben der mit vorbildlicher Ausdauer und Tapferkeit kämpfenden Infanterie gebührt auch der Artillerie volle Anerkennung, deren vernichtende Wirkung die feindlichen Vorarbeiten und den Aufmarsch zum Angriff empfindlich schädigte, und die an der erfolgreichen Abwehr hervorragenden Anteil hatte. Die anderen Wägen, insbesondere Pioniere und Flieger, trugen zu dem guten Ausgang des Tages wesentlich bei. Die Verluste der französischen Infanterie sind ihrem Masseneinsatz entsprechend außerordentlich hoch. Die Schlacht vor Verdun ist noch nicht zu Ende. Heute morgen sind an vielen Stellen der Front neue Kämpfe entbrannt, Führer und Truppe vertrauen auf günstigen Abschluß. — 26 feindliche Sieger sind abgeschossen worden. Wir haben fünf Flugzeuge verloren. Östlicher Kriegsschauplatz: Von der Duna bis zur Donau ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Die 11. Isonzofschlacht.

Wien, 21. August. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die 11. Isonzofschlacht ist in vollem Gange. Der Feind legt alles daran, die Kraft unserer in zehn blutigen Schlachten jähreich geschlagenen Abwehr zu brechen. Dies ist ihm an keinem Punkte der von den Höhen der Julischen Alpen bis an die Adria reichenden Waffstatt gelungen. Am Nordflügel der 70 Kilometer langen

Linie, im Drh- und Kruggebiete, löste sich der italienische Angriff dem feindlichen Gelände gemäß in Einzelstöße auf, die alle glatt abgeschlagen wurden. Südlich von Anzja und südlich von Canale vermochte der Feind unter Einsatz neuer Kräfte unsere Front etwas zurückzudrücken. Der feindliche Angriff wurde bei Drh aufgefangen, nachdem er zehn Abteilungen bis zur vollen Umzingelung ihrer Plaz behauptet und dann den Rückzug mitten durch den Angreifer aufgefunden hatten. Zwischen Descla und der Wiprach prallte in Tag und Nacht andauernden Kämpfen ein Ansturm nach dem anderen an unseren heldenmütig verteidigten Linien ab. Neben dem Schützenregiment Nr. 7 hat sich wieder die ruhmreiche 1. Landsturmbrigade, Mannschaften aus Österreich nieder und ob der Enns, besonders ausgezeichnet. Heftig erfolgreich konnten die bewährten Verteidiger der Karsthochfläche, die Eroberung des zerstörten Dorfes Selo bildet den einzigen örtlichen Erfolg, den hier der Feind, Tausende von Männern opfernd, zu erringen vermochte. An zwei Schachttagen blieben (be. 560) Gefangene und 30 Maschinengewehre in unserer Hand. Nordwestlich von Asiero hielten Abteilungen des 2. Tiroler Kaiserjäger-Regiments und Sturmtruppen 4 Offiziere, 90 Mann und 1 Maschinengewehr aus den italienischen Gräben.

Kämpfe an Höhe 304 und am Toten Mann.

Großes Hauptquartier, 22. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern erreichte der Artilleriekampf an der Küste und von Bixchote bis Wagneton abends wieder große Stärke. Gestern früh erfolgte nordöstlich von Npern nach heftiger Feuerüberbeurteilung ein starker Vorstoß der Engländer bei St. Julien, er wurde zurückgeschlagen. Heute morgen haben sich zwischen den von Sinden und Mennes auf Npern führenden Straßen neue Kämpfe entwickelt. Im Artois griff der Feind nordwestlich und westlich von Lens nach starker Feuerüberbeurteilung unsere Stellungen an. Östliche Einbrüche wurden durch kräftige Gegenstöße, die zu erbitterten Nahkämpfen führten, ausgeglichen. Eine Kohlenhalde südlich der in Brand geschossenen Stadt Lens ist noch in der Hand der Engländer. Nordwestlich und westlich von Le Catelot spielte sich zahlreiche Vorgefechte ab, bei denen Gefangene von uns eingebracht wurden. St. Quentin lag erneut unter französischem Feuer. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Auf dem Schlachtfeld bei Verdun führten die Franzosen gestern ihre Angriffe in einigen Abschnitten fort; vielfach wurde bis in die Nacht hinein gekämpft. Im Südostteil des Avocourtwaldes und auf dem Hügel östlich davon folgte der Feind nach mehrmaligem vergeblichem Ansturm. Südlich der Höhe 304 scheiterten alle Angriffe, auch die von Südwesten und vom Toten Mann her unfassend angelegten, in unserer Feuer und an der Zähigkeit der tapferen Verteidiger. Vorstöße, die sich vom Rücken östlich des Rabenwaldes gegen den Gorgesacund richteten, wurden abgewiesen. Auf dem Hüfer der Maas drangen die Franzosen in den Südteil von Semogneux ein. Im übrigen wurden ihre drei Linien, die von der Höhe 344 bis zur Straße Beaumont-Docheraulle und im Soffeswald vor- und nachmittags gegen unsere Linien anstürmten, blutig zurückgeworfen. Die Verluste der feindlichen Infanterie waren schwer; die französische Führung mußte mehrere der zehn Angriffsdivisionen durch frische Truppen ersetzen. In den letzten Tagen errang Leutnant Voß den 36. und 37. Offiziersstell. eitrer Ditzfeldwebel Müller den 25. und 26. Aufstieg. Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. Bei Riga, Dunaburg, Tarnopol und am Sbuog lebte die Geschütztrakt auf. Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Trotulaltales setzten am 20. und 21. August die Rumänen starke Kräfte ein, um unseren Truppen den Gewinn beiderseits von Groszci und nordöstlich Donsojea wieder zu entreißen. Alle Angriffe sind verlustreich abgewiesen worden. (W. T. B.)

Schwere Kämpfe auf dem Karst.

Wien, 22. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Soveja, bei Cerna und westlich Sula unternahm der Feind starke, aber vergebliche Angriffe. Sonst nichts von Belang zu melden. Italienischer Kriegsschauplatz: Der 21. August ist in der Geschichte der Isonzo-Armee einer der heißesten Kampftage geworden. Östlich von Canale mußte dem Feinde das Dorf Drh überlassen werden. Alle Ausregermannen der Italiener, den Stoß über die Höhe südlich des Ortes hinaus zu tragen, blieben erfolglos. Ebenso scheiterten südlich von Descla mehrere mit erheblichen Kräften geführte Angriffe des Gegners, wobei sich das ungarische Landsturmregiment Nr. 25 besonders hervortat. Siegreich wie an den Vortagen behuteten südlich von Görz und bei Bitolia die tapferen Verteidiger ihre vordersten Gräben gegen neuerlich wiederholten Ansturm. Schwere Verluste und völlige Erschöpfung zwang hier den Feind, nachmittags eine Kampfpause einzutreten zu lassen. Am schwersten wurde auf der Karsthochfläche getrunen. Unterstützt durch ein an Kraft kaum mehr zu überbietendes Artilleriefeuer warf der Feind vom frühen Morgen bis zum spätesten Abend Dionon auf Dionion gegen unsere Stellungen. Heftigster Anprall richtete sich gegen die beiden Flügel des Abschnittes, gegen den Raum Sait-Hrb-Cauritreswald, wo die seit Sommer 1915 am Karst festenden ungarischen Regimenter Nr. 39

und 46 neuen Feldsennruhm errichteten, und gegen Medeazza und San Giovanni. Das Ergebnis des Tages entsprach der glänzenden Haltung der Truppe und ihres Führers: mochte es auch zu kleinen, im Abwehrverfahren gelegenen Schwankungen gekommen sein — der Erfolg blieb unbeeinträchtigt auf unserer Seite. Heute seit Tagesanbruch stürmten italienische Massen aufs neue gegen unsere Karststellungen an. Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Freiherrn von Konradi kam es vielfach zu erhöhter Gefechtsstärke. Im Suganatal wurden von unseren Erkundungsabteilungen 70 Gefangene eingebracht. Bei dem gestern gemeldeten Unternehmen nordwestlich von Arriero blieben 2 Offiziere, 150 Mann und 3 Maschinengewehre in unserer Hand. Westlich des Garbajes überwallteten unsere Truppen nach heftigem Kampf einen feindlichen Stützpunkt.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 22. August. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer und stellenweise auch Gewehrfeuer zwischen vorgehobenen Einheiten. Westlich des Warbar bei dem Dorf Ohine schoß unsere Artillerie ein feindliches Munitionslager in Brand. Ein feindliches Luftgeschwader warf Bomben hinter unseren Stellungen ohne Ergebnis ab. Nördlich von Bitolia warfen unsere Sieger mit Erfolg Bomben auf Dodenä, Cerine und die Insel Thajos ab.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 22. August. — Ein an der Dialefront vorgehenes englisches Kavallerieregiment wurde durch unser Artilleriefeuer bei Beli Abas zurückgetrieben. — Kaukasusfront: In der Mitte der Front besetzten unsere Truppen in einer Frontbreite von 2 Kilometern drei hintereinander liegende russische Stellungen. An einer anderen Stelle etwas weiter östlich drangen starke Patrouillen in unsere Linien ein. Im Gegenangriff wurde der Feind fast völlig wieder getrieben. Der Kampf ist noch nicht abgeschlossen. — Sinaifront: In der Nacht zum 21. kurzes heftiges Artilleriefeuer gegen unsere Stellungen östlich Ghaza. Kurz darauf gingen starke feindliche Stottrupps vor, die durch unsere Patrouillen zurückgetrieben wurden. 5 Gefangene wurden eingebracht. Am 20. unternahmen einige feindliche Kavallerieregimenter eine Erkundungsreise gegen Bir es Seba.

Große Angriffe zwischen Langemarch und Hollebeke.

Großes Hauptquartier, 23. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nach den ergebnislosen Teilvorstößen der letzten Tage gingen die Engländer gestern zwischen Langemarch und Hollebeke wieder zu einheitlichen großen Angriffen über, die den ganzen Tag über bis tief in die Nacht hinein anhielten und zu schweren Kämpfen führten. An vielen Stellen stießen sie unter Einsatz neuer Kräfte bis zu sechsmal gegen unsere Linien vor: immer wieder wurden sie durch unsere tapferen Truppen im zähen Nahkampf zurückgeworfen. Von zahlreichen Panzerkraftwagen, die dem Feind den Durchbruch durch die Stellungen ermöglichen sollten, wurde die Mehrzahl durch Feuer erledigt. Bis auf zwei Stellen, östlich von St. Julien und an der Straße Hyern Menin, ist unser vorderster Graben auf der 15 Kilometer breiten Kampffront voll gehalten. Nach kurzem Trommelfeuer gegen Lens heute früh vorstoßende feindliche Abteilungen wurden abgefallen. Weitere Kämpfe sind dort im Gange. Die lebhafteste Beschießung des Stadtnetzes von St. Quentin hält an. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In dem erbitterten Kampf bei Verbun trat gestern im Laufe des Tages eine Pause ein. Erst gegen Abend erreichte die Artillerietätigkeit auf beiden Maassiven wieder beträchtliche Stärke. Angriffe folgten dieser Feuervorbereitung beiderseits der Straße Nacherauwille—Beaumont. In schwerem Ringen gelang es den Franzosen, nur westlich des Weges auf schmaler Front in unserem vordersten Graben Fuß zu fassen. Sonst wurden sie überall blutig abgewiesen. Mehrfach kamen ihre Vorstöße in unserem Vernichtungsfeuer nicht zur Entfaltung. Bei dem Lustangriff auf die englische Küste sind die militärischen Anlagen von Margate, Ramsgate und Dover erfolgreich mit Bomben belegt worden. In zahlreichen Kämpfen verlor der Feind 3 Flugzeuge, 2 eigene kehrten nicht zurück. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarshalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Kämpfe haben nach Abtrennen der Dörfer ihre Stellungen westlich der Aa bis zur Linie Döing—Biganau gerückt. Das aufgegebenes Gebiet ist von uns kampflös belegt worden. Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Zwischen dem Pruth und der Moldau war die Gefechtsfähigkeit stellenweise lebhafter. Nördlich von Grozești, im Süstatal und bei Soveja flogen erneute, nach harter Artillerievorbereitung einschende feindliche Teilangriffe erfolglos. — Mazedonische Front: Bei fast 60 Grad Celsius in der Sonne blieb die Kampftätigkeit gering. Nur im Gernabogen lebte das Artilleriefeuer zeitweise auf. (W. T. B.)

Fortgang der Jonzöschlacht.

Wien, 23. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Östlich von Soveja, beiderseits der oberen Sufita und südlich von Mena wiederholte der Feind seine Vorstöße. Er wurde überall abge-

schlagen und erlitt große Verluste. — Italienischer Krieg. Hauptzug: Die Angriffe der italienischen 2. und 3. Armee am Jonzo gingen mit größter Heftigkeit fort. Mindestens 40 feindliche Divisionen sind in vier Tagen zwischen Auzza und der Küste gegen unsere Linien angerannt. Während gehen zwischen Dobio und Wertozio in der Mitte der Kampffront meist nur die Artillerie zu Wort kam, wurde die Schlacht an den Flügelabschnitten am so erbitterter fortgesetzt. Bei Auzza stürzte der Feind zu wiederholten Malen vergeblich gegen unsere Truppen an. Er wurde zurückgeworfen. Dagegen gelang es ihm auf der Hochflache von Orto, seine große Überlegenheit an Zahl zur Geltung zu bringen und in südlicher Richtung Raum zu gewinnen. Um jeden Schritt wurde hartnäckig Mann gegen Mann gekämpft. Ebenso zäh wurde beiderseits der unteren Wippach gekämpft, namentlich auf der Karsthochflache, wo S. M. der Kaiser und König inmitten seiner tapferen Truppen verweilte. Immer wieder stürzten sich neue italienische Angriffskolonnen auf den ehernen Wall der Verteidiger. Mehrmals schlug bereits unsere wachsame Artillerie den Ansturm nieder. Glücklich es dem Feinde irgendwo, in unsere Gräben einzudringen, so warfen ihn unsere Reserven mit dem Bajonett wieder hinaus. Dauernden Ruhm haben bei unseren Gegenjähden u. a. das Wiener Selbstjägerbataillon Nr. 21 und die Abteilungen der Regimenter Nr. 93 (Glimütz) und Nr. 100 (Krakau) erworben. Alle Stellungen auf dem Karst sind fest in unserer Hand geblieben. Die Opfer der Italiener zeichnen an die der blutigen Jonzohämpfe heran.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 23. August. Mazedonische Front: Nördlich von Bitola schwaches Artilleriefeuer. Im Cernabogov und östlich bei Gradensitza lebhaftes Artilleriefeuer. In der Gegend von Moglen Störungsfeuer. Im Wardarat schwaches Artilleriefeuer und Patrouillengefächte. Starke feindliche Patrouillen rühten gegen den Abchnitt weißlich des Dojransees vor, wurden aber überall von unseren vorgeschobenen Abteilungen vertrieben. Im Strumatal vereinzelte Kanonenschüsse und Gefechte mit feindlichen Infanterie- und Kavallerieabteilungen. — Rumänische Front: Die Stadt Tulcea wurde von feindlicher Artillerie und Flugzeugen mit Bomben belegt. Zur Vergeltung warfen unsere Wasserflugzeuge Bomben auf Ismail und feindliche Monitore im Hafen. Ein Treffer an Bord eines Monitors wurde beobachtet.

Höhe 304 von uns geräumt.

Großes Hauptquartier, 24. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flanbern flaut die heilige Antike etwanig im Kanonabstimm mit ihren Sargen an und hollische mit vorübergehend ab, hellwonne erreichte sie wieder die Stärke von Tonnentener, ohne daß bisher größere Angriffe folgten. Nur bei Westrook richteten die Ansländer einen Teilverstoß, der erfolglos blieb. Heute am 1. n. Menen entziffen wir dem Feind südlich der Straße Herrn Menen den von ihm hier in den letzten Kämpfen erzwungenen Gewinn. Der verlorene Graben wurde zurückverändert und bebaut. Bei den ergebnissen an Animen am 22. August belegen die 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804.

Neue Kämpfe auf der Karsthochfläche.

Wien, 24. August. — Milder Kriegsausbruch: Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Bei Suceja und südlich des Sufita griff der Feind abermals vergeblich an. In den letzten Kämpfen an der Sufita und bei Ocna haben sich unsere Krieger bei Führern und Truppen durch erfolgreiche Arbeit gegen einen an Zahl überlegenen Feind die größte Anerkennung er-

worben. — Heeresfront des Generalfeldmarshalls Prinzen Leopold von Bayern: Nördlich des Dnjepr fühlten die Russen mit stärkeren Erkundungsabtheilungen vor. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die 11. Jangoschlacht dauert an. Nach einem verhältnismäßig ruhigen Vormittage entbrannten bald nach Mittag neuerliche heftige Kämpfe. Auf der Hochfläche von Bainsizza — Heiliger Geist richteten die Italiener, ununterbrochen Verstärkungen heranziehend, wieder schwere Angriffe gegen unsere Linien südlich von Urh. Sie vermochten nirgends Erfolg zu erringen. Unsere tapferen Truppen, unter ihnen die seit Tagen im schwersten Kampf stehenden Braven der 106. Landsturmdivision und des Infanterieregiments Nr. 41, behaupteten sich in allen Gräben. Mit besonderer Wucht griff die italienische 3. Armee abermals zwischen der Wippach und dem Meere an. Nach mehrstündigem Artilleriefeuer ging um 4 Uhr nachmittags die feindliche Infanterie zu einheitlichem Massenhorn über. Während die feindlichen Kolonnen am Nordflügel stellenweise schon durch unsere Batterien niedergeschmettert wurden, kam es andernorts, namentlich zwischen Colnagnevizza und der Küste, fast stundenlang während dem Nahkampf. Dank ihrer über jedes Lob erhabenen Tapferkeit und Ausdauer schlugen unsere Verteidiger alle an Kraftausgebot vielfach überlegenen Angriffe des Gegners siegreich zurück. In unvergleichlicher Eingekitt haben Söhne aller Gauen beider Staaten der Monarchie und Bosniens Anteil an dem stolzen Erfolge. Waren es gestern die Infanterieregimenter Nr. 11, 47, 51, 62 und 63, die besonderen Ruhm ernteten, so werden morgen andere mit gleichem Opfermut an ihre Stelle treten. Das Vorfeld unserer Karstlinien ist mit ungezählten italienischen Leichen bedeckt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. August. **Dialefront:** Feindliche Haubitzen streuten unsere Stellungen auf dem Djebel Hamrin ab. Rückwärtige Bewegungen des Gegners sind erkannt. In Persien verloren die Russen in dem Gefecht am 19. August nördlich Bistän 200 Tote. Wir hatten 9 Tote und 24 Verwundete. — **Kaukasusfront:** Am linken Flügelabschnitt wurden mehrere feindliche Aufklärungsabteilungen durch unser Feuer vertrieben. Handgranaten, Seitengewehre und einiges Kriegsmaterial wurden erbeutet. — **Sinafront:** Unsere Artillerie nahm mit gutem Erfolg feindliche Transportkolonnen unter Feuer.

Angriffe bei St. Quentin.

Großes Hauptquartier, 25. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Zusammenhang mit Infanteriegefechten entwickeln sich bei Ipern in einzelnen Abschnitten wieder lebhafteste Artilleriekämpfe, die auch nachtsüber anhielten. Ostlich von St. Julien ließ ein zur Säuberung eines Engländernefes angelegter Vorstoß mit einem feindlichen Angriff zusammen. Nach Zurückwerfen des Gegners wurde das beabsichtigte Unternehmen von uns erfolgreich durchgeführt. Beiderseits der Straße Ipern—Menin versuchten die Engländer erneut in unsere Stellung einzudringen; am Nordwestrand des Herenthagewaldes drückten sie unsere Linie etwas zurück, im übrigen wurden sie verlustreich abgewiesen. An mehreren Stellen scheiterten feindliche Erkundungsvorstöße. Starke Abteilungen des Gegners, die in den späten Abendstunden gegen unsere Linien bei Lens vorgingen, wurden nach zähem Nahkampf in ihre Ausgangsstellung zurückgetrieben. Südlich von Dandhulle entrißen wir den Engländern heute früh durch überraschenden Sturm das von ihnen gehaltene Gehöft Gillemont. Nach heftiger Artillerievorbereitung, die in St. Quentin und umliegenden Dörfern mehrfach Brände hervorrief, griffen die Franzosen gestern unsere Verteidigungsabschnitte auf der Sübfront der Stadt in einer Breite von etwa 3 Kilometern an. In schweren Kämpfen wurde der Feind auf der ganzen Linie geworfen. Unsere dort stehenden Truppen befinden sich im restlosen Besitz ihrer Stellungen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Bei Verdun nahm die Gefechtsstärkeit beiderseits der Maas wieder zu. Westlich des Flusses stießen die Franzosen morgens und abends gegen unsere Stellungen am Sorgesbad zwischen Malancourt und Bethincourt mit starken Kräften vor. Im wirksamsten Feuer unserer Artillerie wurden beide Angriffe unter schweren Verlusten abgeschlagen. Ebenso ergebnislos blieb ihr Versuch, auf dem östlichen Ufer von der Höhe 344 aus nach Norden vorzudringen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Längs der Düna bei Smorgon, Luck und Tarnopol, zwischen dem Pruth und der Moldava, sowie am Ostostal zeitweise auflebendes Artilleriefeuer. Vorstöße russischer Jagdkommandos bei Brod scheiterten. (W. T. B.)

Bisher 8000 Italiener gefangen.

Wien, 25. August. — Italienischer Kriegsausflug: Auf der Karthothekfläche und bei Görz verlief der gestrige Tag, abgesehen von erfolglosen italienischen Vorstößen bei Moritz, verhältnismäßig ruhig. Italienische Angriffe richteten sich vor allem gegen den Monte San Gabriele. Die Brigade Palermo ließ zusammen mit anderen italienischen Truppenteilen an denhängen ungezählte Kämpfer tot und verwundet liegen, ohne daß sie es erreicht hätten, die Widerstandskraft der braven Verteidiger zu erschüttern. Die tapferen Steirer des 6. Jägerbataillons haben

sich bei der Abwehr besonders hervorgetan. Auf der Hochfläche von Bainjiza — heilige Götter richteten wir, der durch die Kämpfe bei Dr geschaffenen Lage Rechnung tragend, unsere Verteidigung in einer neuen Linie ein. Der Feind griff gestern in mehreren Abschnitten nach heftiger Artillerievorbereitung alte und von uns geräumte Stellungen an und stieß, von unseren Batterien gründlich beschossen, bei seinem Vorgehen ins Leere. Erst gegen Abend wurde an einzelnen Punkten die Gefechtsführung wieder aufgenommen. Die Zahl der seit Beginn der Schlacht bis zum 23. eingebrachten Gefangenen beträgt 250 Offiziere und über 8000 Mann. Die Siegerfähigkeit ist auch in der 11. Jangoschlacht außerordentlich rege. Durch englische und französische Hilfe sind die italienischen Sieger allerorts in der Lage, wider die unserigen in mehrfacher Überlegenheit aufzutreten. Durch kühnen Angriffsgewalt, durch opferwilliges Drauflosgehen machen unsere Sieger in der Aufklärung und im Kampfe bei jeder Gelegenheit weit, was ihnen an Zahl abgeht. Wir haben vom 18. bis 23. zwölf feindliche Sieger abgeschossen, 6 davon entfallen auf die Jagdtaffel des Hauptmanns Bromowski, der aus 18 Luftkämpfen als Sieger hervorging. Unser Verlust belief sich in dieser Zeit auf ein Flugzeug. — Giltlicher Kriegsausplatz: In mehreren Abschnitten lebte der Artilleriekampf auf. Bei Brodn wurden russische Aufklärungsabteilungen zurückgewiesen.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 25. August. — Mazedonische Front: An der gesamten Front schwaches Gefechtsfeuer, das im Cernobogen und im Abschnitt südlich von Huma lebhafter war. Unsere Artillerie sprengte ein feindliches Munitionslager südlich von Dojran in die Luft. An der unteren Struma Patrouillengefächte. Unsere Flieger bewarfen Korica und feindliche Truppenlager hinter den Stellungen mit Bomben. — Rumänische Front: Schwaches Geschütz- und Gewehrfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. August. — Dialefront: Die feindliche Artillerie beschoss am 23. August morgens unsere Stellungen auf dem Diebel Haririn. — Kaukasusfront: Im linken Flügelabschnitt wurden an mehreren Frontstellen feindliche Angriffsversuche abgewiesen. — Sinaifront: Am 23. August heftiges Artilleriefeuer an der Chqazfront.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 26. August. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Slantern erreichte der Feuerkampf nur in einzelnen Abschnitten größere Stärke. An mehreren Stellen scheiterten englische Erkundungsvorstöße. Im Vorfeld unserer Stellungen westlich von Le Catelet kam es zu lebhafter Kampfätigkeit der Artillerien und Infanteriegefechten um die in unserer Positionslinie liegenden Gehöfte. St. Quentin lag wieder unter französischem Feuer, das neue Brande hervorrief. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne lebte mehrfach das Feuer auf. Nach starker Artilleriewirkung südwestlich von Parigny in unsere vordersten Gräben gedrängte französische Abteilungen wurden durch schnellen Gegenstoß geworfen. Auf dem Weisener der Maas blieb die Gefechtsätigkeit geringer als in den letzten Tagen. Dagegen war der Artilleriekampf östlich des Flusses wieder sehr stark. Erneut streben feindliche Kräfte von der Höhe 344 (östlich von Samogneux) nach Norden vor; sie wurden durch Feuer und im Nahkampf abgewiesen. Heute morgen haben sich bei Beaumont Kämpfe entwickelt. Ostlicher Kriegsschauplatz: Bei Dünaburg, Baranowitz, Tarnopol und am Sbrucz sowie in mehreren Abschnitten der Karpatenfront rege Feuerätigkeit und kleine Postengefechte. — Mazedonische Front: Nördlich von Monastir war eine gewaltame Erkundung für uns erfolgreich; nördöstlich des Dojransees wiesen die bulgarischen Sicherungen starke englische Streifabteilungen zurück.

Schwere Kämpfe am Monte San Gabriele.

Wien, 26. August. — Östlicher Kriegsausflug: Das lebhafteste Artilleriegefecht in den Fronträumen der Generalobersten Erzherzog Joseph und von Böhmen-Ermoll hält an. Keine besonderen Kampfhandlungen. Italienischer Kriegsausflug: Auf der Karthagofläche verlief auch der gestrige Tag ohne größeres Infanteriegefecht. Unmittelbar südlich des Wippachtales schlugen wir einen Nachtangriff ab. Bei Biglia scheiterten schwere italienische Vorstöße. Schwere Kämpfe entwickelten sich neuerdings im Gebiete des Monte San Gabriele. Dank der Tapferkeit der Verteidiger, unter denen neben den Grager Jägern die Südbreiter vom Regiment Nr. 87 und ungarische Landsturmbatalionen besondere Erwähnung verdienen, drang der Feind trotz großer blutiger Opfer nirgends durch. Der von uns in der Nacht zum 24. kampflos geräumte Monte Santo wurde von den Italienern besetzt. Auf der Hoßfläche von Baisizza—heiliger Geist und östlich von Auzza kam es zu mehrfachen Zusammenstößen.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 26. August. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und westlich des Wardar lebhaftes Artilleriefeuer. Auf der

übrigen Front Störungsfeuer. Zwei englische Kompagnien, die im Abschnitt nördlich des Dojranjees unsere vorgeschobenen Abteilungen angreifen versuchten, wurden durch Feuer vertrieben. Im Strumal vereinzelte Kanonenschüsse und Patronen-Gelechte. — Rumänische Front: Schwacher Austausch von Gewehr- und Artilleriefeuer an einzelnen Teilen der Front.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 26. August. — An der Küste des Schwarzen Meeres landete am 24. August eine russische Räuberbande in Armeuniform bei Oram. Die Räuber zerstörten in der Stadt ein Arzneidepot, brachen in die Läden und Bajars ein, überfielen die Zivilisten in den Straßen, raubten den Frauen Ohr- und Finger- und vergingen sich auf offener Straße an zwei griechischen Mädchen. Nach diesen Heldentaten, die unter dem Schutz russischer Kriegsschiffe stattfanden, ging die Räuberbande wieder auf die Schiffe, 300 Griechen und Mohammedaner der Einwohnerlichkeit gewaltsam mit sich führend. So beschmutzt der Russe seine Soldatenehre, die er angeblich für Freiheit und Kultur einsetzt. — Gegen Bir es Saba fand abermals ein großes Kavallerieunternehmen des Gegners statt. 69 Eskadrons, 2 Bataillone und 6 Batterien des Gegners waren beteiligt. Während starke Kräfte des Feindes vorsichtig westlich Bir es Saba vorrückten, griffen etwa 30 Eskadrons südlich und südöstlich um den Ort herum an. Unsere Truppen aus Bir es Saba machten mit einigen Bataillonen, Eskadrons und Geschützen einen geschickt angelegten Vorstoß gegen die rückwärtige Verbindung der östlichsten feindlichen Kavalleriekolonnen, die 12 Eskadrons stark war. Der Gegner ging eiligst zurück und verlor an Toten 8 Reiter und 20 Pferde; 4 Pferde und einige Gewehre wurden erbeutet. Nachdem auch unsere Sieger erfolgreich angegriffen und 450 Kilogramm Sprengstoff auf den Gegner geworfen hatten, ging der Feind nachmittags auf der ganzen Linie zurück. In der Nacht zum 25. August ging er bis in das Tal des Sais zurück. Unsere Streifabteilungen fanden zu dieser Zeit weit vor unserer Front keine feindlichen Positionen mehr.

Östlich der Maas erbitterte Kämpfe.

Großes Hauptquartier, 27. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Slandern verstärkte sich der Artilleriekampf an der Küste sowie zwischen Her und Enz gegen Abend erheblich; er hielt auch nachts an. Heute morgen drangen mehrfach starke englische Erkundungsabteilungen gegen unsere Linien vor; sie sind durchweg zurückgeschlagen worden. Vom La Basséekanal bis Lens ging starke Artilleriewirkung heftigen englischen Vorstößen voraus, die nordwestlich von Lens kurz vor Dunkelheit einsetzten. Sie scheiterten verlustreich. Die Geschäfte im Vorfeld unserer Stellungen westlich von Le Catelet dauerten tagsüber mit wechselndem Erfolge an. Bei den Geschützen Malakoff und Cologne errang der Feind örtliche Vorteile; Versuche, den Gewinn zu erweitern, schlugen verlustreich fehl. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der westlichen Champagne zeitweilig lebhaftere Artilleriekämpfe. Südlich von Ailles kamen französische Teilangriffe in unserem Abwehrfeuer nicht bis an unsere Hindernisse heran. Vor Verdun blieb es westlich der Maas im allgemeinen ruhig. — Auf dem Ostufer wurde bis in die Nacht hinein erbittert gekämpft. Die nach Trommelfeuer bei Beaumont, im Solfes- und Chaumewalde einsetzenden Angriffe der Franzosen drängten uns anfänglich aus Beaumont und den Waldhüden heraus. Im Gegenstoß wurden Dorf und Wälder zurückgenommen und einige hundert Gefangene einbehalten. Abends brachen französische Kräfte erneut zu Angriffen vor, die zu noch andauernden Kämpfen um Beaumont führten. Zwischen dem Maastal und der Straße Beaumont-Dacherauville sind alle Angriffe der Franzosen gescheitert. Rittmeister Freiherr von Rächthofen schoß seinen 59. Geuner ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nordwestlich von Jakobstadt gaben die Russen einige Stellungen auf dem Südufer der Düna auf; sie wurden von uns befehligt. Bei Baranowitschi und südwestlich von Luck lebte im Anschluß an erfolgreiche eigene Erkundungsvorstöße das Feuer auf; bei Husiatyn erwiderte unsere Artilleriewirkung einen russischen Angriffsversuch. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Angriff entziffen deutsche Truppen den Rumänen einige Höhenstellungen nordwestlich von Soveja; heftige Gegenstöße des Feindes brachen verlustreich zusammen. (W. T. B.)

Die 11. Jönzöschlacht dauert fort.

Wien, 27. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Soveja erlitten deutsche Truppen der Heeresfront Erzherzog Joseph eine feindliche Stellung und behaupteten sie gegen heftige Angriffe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die 11. Jönzöschlacht dauert fort. Die Angriffe des Feindes richteten sich abermals gegen unsere Linien auf der Hochfläche von Bainizza. Heißer Geist und nördlich von Görz. Der Kampf wurde namentlich östlich von Ausza, wo Sietterer vom Regiment Nr. 47, Dalmatiner der 37er Schützen und andere Truppen dem Feind erfolgreich entgegentraten, sowie auf dem heißumstrittenen Monte San Gabriele mit großer Erbitterung geführt. Die wackeren Verteidiger be-

haupteten sich gegen alle Angriffe. Auf der Karthochfläche nur Feldwachegeplänkel. Drei italienische Flieger wurden von der Erde aus abgeschossen.

Starker englischer Angriff bei Heren-Menin.

Großes Hauptquartier, 28. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Slandern brach frühmorgens an der Straße Heren-Menin ein harter englischer Angriff verlustreich zusammen. Nachmittags setzte jählartig stürmisches Trommelfeuer gegen die Kampfzone zwischen Langermarkt und der Bahn Roulers Heren ein. Unter Verwendung zahlreicher Panzerwagen und tiefliegender Flugzeuge trat bald darauf die englische Infanterie auf dieser Front zum Sturm an. In zäher Verteidigung warfen unsere Kampftruppen den Feind, der seinem Angriff durch Vorführen starker Reserven dauernd Nachdruck zu geben versuchte, überall zurück. Abends setzte unter nochmaliger gewaltiger Feuerleistung ein zweiter geschlossener Ansturm gegen dieselben Abstände ein. Das Ergebnis der bis in die Nacht hinein dauernden Kämpfe ist, daß bis auf eine unbedeutende Einbuchtung nordöstlich von Frezenberg unsere Stellungen restlos behauptet wurden und die Engländer eine blutige Niederlage erlitten. Der Erfolg des Tages ist der ausgezeichneten Haltung württembergischer Truppen und der vernichtenden Wirkung unseres zusammengefaßten Artilleriefeuers zu danken. Westlich von Le Catelet scheiterten englische Vorstöße vor unseren Linien. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im westlichen Teil des Chemin-des-Dames suchten die Franzosen am Wege Allemant-Sancq in Regimentsbreite zum Angriff vorzubringen; sie wurden durch Feuer abgewiesen. Südlich von Courcillon und südöstlich von Ailles verließen Stoßtruppannernehmen für uns erfolgreich. Vor Verdun herrschte tagsüber nur geringe Gefechts-tätigkeit, nachdem die Frühkämpfe um das von uns zurückgewonnene Dorf Beaumont abgeschlossen waren. Die dort eingebrachten Gefangenen gehörten drei französischen Divisionen an. Abends nahm auf dem Ostufer der Maas der Artilleriekampf wieder große Heftigkeit an; bei erfolglosen Teilangriffen, die westlich der Straße Beaumont-Dacherauville vorbrachen, erlitten die Franzosen erhebliche Verluste. — In den letzten Tagen errang Leunant Voß seinen 38. Lusttag. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Von der Düna bis zum Dnjepr war die Gefechts-tätigkeit nur in wenigen Abschnitten lebhaft. Auf dem Nordufer des Pruth nahmen rumänische, bayerische und österreichisch-ungarische Regimenter die stark verschanzten russischen Stellungen auf der Dolzohöhe und das Dorf Bojan im Sturm. Hartnäckiger Widerstand der Russen wurde auch auf den Höhen nordöstlich des Dolzoh nach hartem Kampf am Abend gebrochen. Mehr als 1000 Gefangene, 6 Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Die Verluste des hinter den Rakitina-Abschnitt zurückgeworfenen Feindes sind schwer. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Nördlich von Soveja im Sufital wurden unsere Sicherungen von kürzlich genommenen Höhen durch überlegenen feindlichen Angriff verdrängt. — Mazedonische Front: Zwischen Prepa- und Dojranjee lebte mehrfach das Feuer auf. Westlich des Wardar bei Esmunja angreifende feindliche Abteilungen wurden von den bulgarischen Posten abgewiesen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Soveja mußte vorgestern eine gewonnene Höhe vor überlegenen Angriffen wieder geräumt werden. Bei der Armee des Generalobersten Kritek entziffen österreichisch-ungarische und deutsche Regimenter den Russen in heißen Kämpfen das Dorf Bojan und die Stellungen auf dem Dolzoh. Es wurden über 1000 Gefangene, 6 Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre eingebracht. — Italienischer Kriegsschauplatz: Durch Aufschub neuer Kräfte verstärkt, setzt der Italiener auf der Hochfläche Bainizza-Heiliger Geist alles daran, seinen zu Beginn der 11. Jönzöschlacht unter großen Opfern errungenen Raumgewinn zu erweitern. Fast in allen Teilen dieser Front stürmt der Feind gegen unsere Truppen an. In erbitterten Handgranaten- und Bajonettkämpfen maß sich die in zehntägiger Schlacht ungebrosen gebliebene Widerstandskraft unserer Streiter mit der italienischen Übermacht. Die braven Verteidiger gingen auf der ganzen Linie als Sieger hervor. Der Gegner wurde überall geworfen. Er stürzte stellenweise völlig aufgelöst. Auch östlich von Görz misglückte dem Italiener ein mit beträchtlichen Kräften unternommener Vorstoß. Im Gebiet des Stiller Joos führte ein unter bedeutenden alpinen Schwierigkeiten ins Werk gesetztes Unternehmen zu vollem Erfolg. Kaiserliche Höhen in Eis und Schnee überraschend einen feindlichen Posten aus und brachten 2 italienische Offiziere, 20 Alpini, 1 Maschinengewehr und 1 Scheinwerfer zurück.

Sturmerfolg am mittleren Sereth.

Großes Hauptquartier, 29. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Unter dem Einfluß stürmischer, regnerischer Witterung blieb fast durchweg die Feuer-tätigkeit in mäßigen Grenzen. Zahlreiche eigene Erkundungsvorstöße brachten uns Gewinn an Gefangenen und Beute. — Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht:

In Slandern lebte am Abend der Artilleriekampf zwischen Langermarkt und Hollebeke auf. Unser Gegenstoß warf die Engländer aus der nordöstlich von Frezenberg gewonnenen Einbuchtung zurück. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vor Verdun stärkere Kampf-tätigkeit der Artillerien nur auf dem Ostufer der Maas zwischen Beaumont und Damfoup. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Zur Vergeftung für die Beschießung von Thiaucourt durch die Franzosen wurde von uns Kobiant-aug-Prés und Pont-à-Mousson unter Fernfeuer genommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Beiderseits des Ostostales führten schließliche und österreichisch-ungarische Truppen einige Höhenstellungen und vielen nördlich von Grozesci starke Gegenangriffe ab. Mehr als 600 Gefangene wurden eingebracht. Gegen die Gebirgsfront zwischen Catinulul und Putnata hielten die Rumänen an mehreren Stellen vor, ohne einen Erfolg zu erzielen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Am Gebirgsrande westlich des mittleren Sereth nahmen nach wirkungsvoller Artillerievorbereitung preußische, bayerische, sächsische und medienburgische Bataillone im Häuserkampf das Dorf Munosul. Den geschlagenen Gegner drängten sie unaufhaltsam über mehrere Stellungen zu beiden Seiten des Sufitales nach Nordwesten zurück. Am dem Ugeßüm der Angreifer zerfielen starke russisch-rumänische Gegenangriffe. Der Feind büßte über 1000 Gefangene, 3 Geschütze und 50 Maschinengewehre ein und erlitt empfindliche blutige Verluste. Östlich der Bahn Sociani Abdul Nou lebhaftere Kampf-tätigkeit der Artillerien. Mazedonische Front: Die Feuer-tätigkeit war vielfach stärker als in letzter Zeit, besonders zwischen Wardar und Dojranjee. Vorfeldgefechte an den Osthängen der Nidze Planina verliefen für die Bulgaren erfolgreich.

Großkampftag in der Jönzöschlacht.

Wien, 29. August. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Unsere bei Sociani kämpfenden Verbündeten erkämpften gestern das Dorf Munosul und warfen den Feind über die Höhen nördlich dieses Ortes zurück. Die Beute beträgt über 1000 Gefangene, 3 Geschütze und 50 Maschinengewehre. — Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Tälern der Putna und Sufita führten rumänische Abteilungen ergebnislos vor. Südlich von Ona entziffen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen dem Feinde eine Höhe. 600 Gefangene sind eingebracht. Gegenangriffe wurden abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das Ringen der 11. Jönzöschlacht wuchs gestern zu besonderer Höhe an. Die Wucht des italienischen Angriffs war noch stärker als an den vorangegangenen Tagen. Der Erfolg blieb unbestritten unseren Waffen. Auf der Hochfläche von Bainizza heiliger Geist richtete sich — von verschwenderisch schießenden Batterien aller Kaliber unterstützt — die Gewalt des feindlichen Stoßes vor allem gegen die Räume von Kal und Podlesce. In stundenlang andauernden schweren Kämpfen gewannen unsere Tapferen vollends die Oberhand über die durch Verstärkungen ununterbrochen genährten Massen des Gegners. Spät in der Nacht wurde der letzte italienische Angriff abgewiesen. Außergewöhnlich heftig brandete der Kampf wiederum um den Besitz des seit Tagen heißumstrittenen Monte San Gabriele. Als es in den Abendstunden am Nordhang einer italienischen Kampftruppe gelungen war, in unsere Stellung einzubringen, wurde sie durch Abteilungen der Regimenter Nr. 20 (Neu-Sandec), Nr. 34 (Kassa) und Nr. 87 (Cilli) im Gegenstoß gefaßt und aufgerieben. Ein italienischer Stabsoffizier und 200 Mann blieben in unserer Hand. Ein weiterer Angriff, kurz vor Mitternacht nordöstlich des Gabriele ohne Artillerieeinleitung angelegt, wurde durch unser Feuer niedergestreckt. Eine mächtige italienische Angriffswelle sollte östlich von Görz und nördlich des Wippachales Bahn schaffen. Nach sechs-stündiger Artillerievorbereitung brach zu Mittag die feindliche Infanterie gegen unsere Linien vor. Am Friedhof von Görz und bei Grazigna wurde der Gegner durch die hervorragende Wirkung unserer Batterien, denen überhaupt reichlicher Anteil an den gestrigen Erfolgen gebührt, zum Weichen gezwungen. Bei San Marco hingegen konnte der Feind erst in erbittertem Ringen von Mann gegen Mann zurückgeworfen werden, wobei sich namentlich die bewährten Kämpfer des nordböhmischen 2. Jägerbataillons und des kroatischen Infanterieregiments Nr. 9 hervortaten. In engem Kampfraum brachten wir hier Gefangene von sieben italienischen Regimentern ein. Auf der Karthochfläche kam es zu keinen größeren Kampfhandlungen. Trüff wurde neuerlich von feindlichen Fliegern heimgegesucht. Die in die Stadt geworfenen Bomben richteten keinen nennenswerten Schaden an.

Neuer Kampferfolg nordwestlich Sociani.

Großes Hauptquartier, 30. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampf-tätigkeit in Slandern beschränkte sich auch gestern auf starkes Feuer in einigen Abschnitten nordöstlich und östlich von Heren. Frühmorgens führten die Engländer einen heftigen Vorstoß nordöstlich von Wietze, der verlustreich im Feuer und Nahkampf zusammenbrach. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames scheiterten mehrere nach Feuerwellen vorbrechende Erkundungsvorstöße der Franzosen südlich von Cerny.

Vor Verdun nahm abends der Artilleriekampf wieder größere Stärke an; außer Erkundungsgefechten keine Infanterietätigkeit. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Französisches Feuer gegen Thiaucourt wurde erneut durch kräftige Beschießung von Kobiant-aug-Prés erwidert. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Dinaburg und Smorgon lebte die Feuer-tätigkeit erheblich auf; auch südwestlich von Luck, bei Cernopol und am Bruc war die russische Artillerie rühriger als sonst. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich von Turgul Ona wurden rumänische Angriffe gegen unsere Linien abgewiesen. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Der Kampferfolg des 28. August in den Bergen nordwestlich von Sociani wurde gestern erweitert. Kraftvoller Stoß der bewährten Angriffstruppen warf den zähe sich wehrenden Feind aus Treft und drängte ihn über die Höhen nördlich des Dorfes gegen das Sufital zurück. Ein aus Schletern und Sächsen bestehendes Regiment zeichnete sich besonders aus. An 300 Gefangene und zahlreiche Maschinengewehre und Fahrzeuge wurden eingebracht. Heftige Entlastungsangriffe der Gegner, ohne Rücksicht auf Menschenverlust gegen die von uns nordöstlich und nördlich von Munosul erkämpften Linien geführt, blieben erfolglos und ohne Einfluß auf die Angriffsbewegung westlich der Sufita. Am Sereth und an der unteren Donau steigerte sich die Gefechts-tätigkeit. — Mazedonische Front: Die erhöhte Feuer-tätigkeit dauerte an, besonders südwestlich des Dojranjees. Bei Jhuma und Alcah Mah unternahm die Bulgaren erfolgreiche Streifen, bei denen mehrere französische Posten aufgehoben und Gefangene zurückgeführt wurden. Einige angreifende feindliche Kompagnien wurden durch Feuer vertrieben. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Deutsche Regimenter bauten ihre neuerlichen Erfolge nördlich von Sociani gestern durch Eroberung des Ortes Treft aus, dessen Besitz gegen zahlreiche Angriffe behauptet wurde. Südlich von Ona scheiterten feindliche Vorstöße. Weiter nördlich hob sich an zahlreichen Abschnitten der Ostfront die Kampf-tätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der große Waffengang am Jönzo wurde auch gestern mit höchster Erbitterung fortgesetzt. Der Wall der Verteidiger widerstand siegreich den schwersten Anstürmen. Im Raume nördlich von Kal brachen in den Morgenstunden zwei starke italienische Angriffe zusammen. Bei Podlesce, Madoni und Britof warf der Feind den ganzen Tag über bis in die späte Nacht ununterbrochen neue Massen gegen unsere Stellung. Alle Anstürme prallten an der zähen Standhaftigkeit unserer Braven ab. Zu den vielen Kampfmitteln, mit deren Hilfe der Feind unseren Widerstand niederzujwingen versuchte, trat gestern ein neues, in diesem Gelände kaum erwartetes: östlich von Britof ritt italienische Kavallerie gegen unsere Verschanzungen an. Sie wurde von Maschinengewehren empfangen und vernichtet. Für die heldenhaften Kämpfer auf dem Monte San Gabriele brachte der 29. August abermals heiße Stunden. Immer wieder lief der Feind gegen das Bollwerk Sturm. Gegen Abend gelang es ihm, am Nordhang in unsere Gräben einzudringen. Nach Einbruch der Dunkelheit schritten in schwerem Unwetter unsere Truppen zum Gegenstoß. Neues Ringen endete mit regelloser Flucht der Italiener. Auch östlich von Görz ließ der Druck des feindlichen Heeres noch nicht nach. Waren am Vormittag nur Einzelangriffe abzuschlagen, so ging der Gegner nachmittags nach mehrstündigem Trommelfeuer neuerlich zu einem allgemeinen, breit angelegten Massenstoß über. Wieder fand sich das Gelände von San Marco im Brennpunkt der Kämpfe. Mit Bajonett und Handgranaten wurde hier wie überall zwischen St. Catharina und Vertoba die erste Linie behauptet. Bei Coltagnevizza schob sich unsere Front nach einem erfolgreichen Überfall auf den Gegner etwas vor. Neben anderen Truppen fanden in den jüngsten Kämpfen noch Abteilungen der Regimenter Nr. 10 (Przemysl) und Nr. 48 (Magh-Kanisza) Gelegenheit, sich besonders hervorzutun. Die blutigen Verluste des Feindes sind außergewöhnlich schwer. Die Zahl der seit Beginn der 11. Schlacht eingebrachten Gefangenen ist auf mehr als 10 000 gestiegen. Trüff wurde vormittags zum zweiten Male, heute früh zum dritten Male innerhalb 48 Stunden von feindlichen Fliegern bombardiert. Den Angriffen fielen mehrere Einwohner zum Opfer, mehrere Privatgebäude wurden beschadigt.

Die Kämpfe in Mazedonien.

Sofia, 30. August. Mazedonische Front: Im Cernabogen auf der Höhe 1050 lebhaftes Minenfeuer von Seiten des Feindes. In der Gegend der Moglena und auf dem Dobro Polje lebhafteres Geschützfeuer als in den letzten Tagen. Auf dem westlichen Wardar nördlich von Kuma und nördlich von Altschah Mahle lebhaftes Geschützfeuer. Unsere Sturmtruppen drangen aus der Richtung Golema Jarabitschna in feindliche Gräben ein und machten 15 Gefangene von dem französischen Infanterieregiment Nr. 84. Bei Altschah Mahle verlusteten mehr als zwei französische Kompagnien vorzudringen, wurden aber zurückgetrieben. Eine bulgarische Abteilung drang in feindliche Gräben westlich von Altschah Mahle und brachte 12 Gefangene von dem französischen Infanterieregiment Nr. 148 mit zurück. Zwischen Wardar und

dem Dojransee hat das lebhafteste Feuer der feindlichen Artillerie, das vor zwei Tagen begonnen hatte, mit Erbitterung fortgedauert und südlich von Dojran gelegentlich ziemlich heftigkeit erreicht. Südlich vom Dojransee bis zur Mündung der Struma Tätigkeit von Streifabteilungen. Rumänische Front: Feindliches Geschütz- und Mörserfeuer auf Tulcea. An der übrigen Front Gewehrfeuer und vereinzelte Kanonenschüsse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. August. Kaukasusfront: Stetlich lebhaftes gegenseitiges Patrouillentätigkeit. Der Versuch des Gegners, von einem Torpedoboot Soldaten in Wona zu landen, wurde durch unsere Posten vereitelt. Die wehrlose Stadt wurde darauf bombardiert, das Krankenhaus und einige andere Gebäude beschädigt. Im Krankenhaus eine Frau verwundet. — Sinaifront: Am 27. August gingen zwei englische Kompagnien gegen unsere Stellungen östlich Ghaza vor, wurden aber durch Feuer abgewiesen und bis zu den feindlichen Hindernissen verfolgt. In der Nacht vom 27. zum 28. August fand im Vorlande ein Gefecht zwischen einer unserer Patrouillen und einem englischen Stofstrupp statt. Der Feind wurde zurückgeworfen. In der Nacht vom 28. zum 29. August leichtes Gewehrfeuer. Unter dem Schutz eines französischen Schiffes versuchten 8 Banditen bei Tarius zu landen. Sie wurden durch Feuer daran verhindert.

Sturmserfolg südwestlich Le Catelet.

Großes Hauptquartier, 31. August. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern steigerte sich die Kampfaktivität der Artillerien an der Küste und zwischen Her und Ens erst gegen Abend. Nachts kam es mehrfach zu Zusammenstößen im Vorfeld unserer Stellungen; eine Anzahl Engländer wurde gefangen. Im Artois entwickelten sich nördlich von Lens örtliche Kämpfe, die bis zur Dunkelheit andauerten. Südwestlich von Le Catelet entziffen Jägerkompagnien den Engländern einen Teil ihres neulichen Gewinns; zahlreiche Gefangene sind eingebracht worden. St. Quentin lag wieder unter französischem Feuer. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der östlichen Hälfte des Chemin-des-Dames-Rückens war die Feueraktivität lebhaft. Vor Verdun ging das Störungsfeuer auf beiden Massensfronten abends wieder in starken Artilleriekampf über, ohne daß es bisher zu neuen Angriffen kam. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nordwestlich von Dünaburg stießen russische Streifabteilungen unter Feuerdruck bei Mukt vor; unsere Grabenbesatzung schlug den Feind zurück. Vergeblich blieben russische Unternehmungen am Karocze. Bei Skala setzten einige unserer Kompagnien über den Sbrucz, brachen in die russischen Linien ein und kehrten nach Zerstörung der Grabenanlagen mit Gefangenen und Beute über den Fluß zurück. — Zwischen Dnjestr und Donau ist die Lage unverändert. — Mazedonische Front: Bei großer Hitze hielt die gesteigerte Gefechtsaktivität an. Am Dobro Polje wurden serbische Abteilungen, südwestlich des Dojransees englische Bataillone unter schweren Verlusten abgewiesen. (W. T. B.)

Ein Tag des Erfolges in der Isonzischlacht.

Wien, 31. August. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Skala, in Ostgalizien, stießen unsere Sturmtruppen mit Erfolg in die feindlichen Gräben vor. — Italienischer Kriegsschauplatz: Erst wurde gestern mittag zum vierten Male von feindlichen Siegern angegriffen, ohne daß nennenswerter Schaden entstanden wäre. Auf der Karsthohefläche war es verhältnismäßig ruhig. — Im Raume von Görz zwang den Italienern der operetide Niederdruck ihrer letzten Angriffe eine Kampfpause auf, die von uns dazu benutzt wurde, einige noch verbliebene Feindnester auszuheben. Ebenso kam es nördlich von Kal, nachdem am Morgen noch einige Einzelvorstöße des Feindes gescheitert waren, tagsüber zu keiner größeren Kampfhandlung mehr. Um so ungestümer warfen sich die italienischen Divisionen neuerlich auf die zwischen den eben genannten Abschnitten sich ausdehnende Front, auf unsere Stellungen bei Podlesce, Madani, Britof und auf den seit sieben Tagen im Mittelpunkt des Isonzoringens stehenden Monte San Gabriele. Mit außerordentlicher Zähigkeit ließ der Feind Angriff auf Angriff folgen. Wieder war es der Tapferkeit und Ausdauer von Truppenverbänden aus allen Teilen Österreichs und Ungarns zu danken, daß in hin- und herwogender Schlacht sämtliche Stellungen heftig behauptet wurden. In stundenlang währenden Nahkämpfen fanden Mannesmut, Geschicklichkeit und auf gründlicher Ausbildung beruhende Kampftätigkeit wieder einen untrüglichen Wertmesser. Voll frisch fortlebenden Angriffsgewisses hielten abends bei Britof, als der Italiener von seinem Ansturm etwas abließ, unsere Abteilungen 3 italienische Offiziere, 110 Mann und 2 Maschinengewehre aus den feindlichen Gräben. So war auch der 14. Schlachttag für unsere Truppen ein Tag des Erfolges. — In Kärnten keine besonderen Ereignisse. — An der Südtiroler Grenze, nordwestlich von Bezzecca entziffen wir dem Feinde einen Stützpunkt. Was von den Italienern nicht im Kampfe umkam, wurde gefangen abgeführt.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 31. August. — Mazedonische Front: Im Cernobogen lebhaftes Artillerie- und Mörserfeuer. Im Osten von Mahovo wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer vertrieben. Südlich der Cerna bei Zodia, Strovina und Tarnova lebhaftes Artilleriefeuer. Schwache feindliche Einheiten versuchten vorzurücken, wurden aber durch unser Feuer abgewiesen. In der Moglenagegend erreichte das heftige Artilleriefeuer große Stärke. Bei Dobro Polje griffen die Serben dreimal an, wurden aber durch Feuer mit schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen. Im Süden von Huma lebhaftes Artilleriefeuer. Ein feindlicher Angriff westlich von Golema und Jarabitschna scheiterte in unserem Feuer. Zwischen Wardar und dem Dojransee während des ganzen Tages ununterbrochenes erbittertes Artilleriefeuer, das auf feindlicher Seite zeitweise die Stärke von Trommelfeuer erreichte. Gegen 10 Uhr abends griff englische Infanterie nach sechsstündiger Artillerievorbereitung unsere Stellung südlich von Dojran in dem Abschnitt zwischen Doldzeli und dem Dojransee an, wurde aber blutig durch unser Feuer zurückgeschlagen und stürzte in Auflösung in ihre Gräben zurück. Darauf rückten unsere Angriffsabteilungen vor und säuberten vollständig die feindlichen Nester. Im Raume vor unseren Stellungen zwischen dem Dojransee und der Strumamündung Tätigkeit von Streifabteilungen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 31. August. — An der Sinaifront gingen in der Nacht zum 30. August starke englische Patrouillen gegen die Mitte unserer Ghazafont vor. Nach heftigem Artilleriefeuer von unserer Seite ging der Feind gegen Morgen wieder zurück. Am 29. August gingen einige Kavallerieregimenter mit einigen Kompagnien und Batterien in die Gegend Mal el Mallaka südlich Bir es Saba vor, verbrachten dort die Nacht und gingen dann wieder zurück. Die feindliche Kavallerie wurde von unseren Siegern mit Bomben beworfen. Sonst nichts Besonderes.

Neue Friedensbestrebungen.

Eine Note des Papstes.

An die Staatsoberhäupter der kriegführenden Völker

Von Anbeginn unseres Pontifikats, inmitten der Schrecken des furchtbaren über Europa entfesselten Krieges, haben Wir Uns vor allem drei Dinge vorgenommen: vollkommene Unparteilichkeit zu wahren gegenüber allen Kriegführenden, wie es demjenigen gebührt, welcher der Vater aller ist und welcher alle seine Kinder mit gleicher Zuneigung liebt; ununterbrochen bestrebt zu sein, allen möglichst viel Gutes zu erweisen, ohne Ansehung der Person, ohne Unterscheidung der Nationalität oder der Religion, wie es Uns sowohl das allgemeine Gesetz der Nächstenliebe als die Uns von Christus übertragene höchste geistliche Würde vorschreibt; endlich — wie es in gleicher Weise Unsere friedensstiftende Sendung erheischt — nichts von dem zu unterlassen — soweit es in Unserer Macht steht — was dazu beitragen könnte, das Ende dieser Not zu beschleunigen, indem Wir den Versuch unternehmen, die Völker und ihre Staatsoberhäupter zu Entschlüssen der Mäßigung und zu ruhiger Erwägung des Friedens, eines „gerechten und dauerhaften“ Friedens zu führen.

Jeder, der während der drei eben abgelaufenen schmerzvollen Jahre Unserem Werke gefolgt ist, hat leicht erkennen können, daß Wir zwar Unserem Entschluß vollkommener Unparteilichkeit und Unserem Bestreben wohlzutun immerdar treugeblieben sind, aber ebenso unablässig die kriegführenden Völker und Regierungen ermahnt haben, wieder Brüder zu werden, obwohl nicht alles bekanntgegeben ist, was Wir getan haben, um dieses edle Ziel zu erreichen.

Gegen Ende des ersten Kriegsjahres richteten Wir an die im Streite befindlichen Nationen die lebhaftesten Ermahnungen und gaben überdies den Weg an, dem man folgen müsse, um zu einem beständigen und für alle ehrenvollen Frieden zu kommen. Leider wurde Unser Ruf nicht gehört, und der Krieg ging noch während zweier Jahre mit allen seinen Schrecken erbittert weiter; er wurde sogar grausamer und breitete sich zu Lande und zu Wasser aus, ja bis in die Lüfte; Verheerungen und Tod sah man hereinbrechen über unverteidigte Städte, über ruhige Dörfer, über ihre unschuldige Bevölkerung. Und jetzt kann niemand sich vorstellen, um wieviel sich die Leiden aller vermehren und erschweren würden, wenn weitere Monate, oder schlimmer noch, weitere Jahre sich diesen blutigen drei Jahren anreihen. Soll die zivilisierte Welt denn ganz zu einem Feld des Todes werden? Will das so ruhmvolle und blühende Europa, wie von einem allgemeinen Wahnsinn hingerissen, dem Abgrund entgegenfallen und zu seiner Selbstvernichtung die Hand bieten?

Wir, die Wir keine besondere politische Absicht verfolgen, die Wir weder auf Einflüsterungen noch auf die eigennützigen Bestrebungen irgendeiner der kriegführenden Parteien horchen, sondern als gemeinsamer Vater aller Gläubigen einzig getrieben

sind von dem höchsten Pflichtgefühl, von den inständigen Bitten Unserer Kinder, welche Unsere Vermittlung und Unser friedensstiftendes Wort erflehen, von der Stimme der Menschlichkeit und der Vernunft selbst: Wir lassen in einer so beängstigenden Lage, angelockt einer so schweren Bedrohung von neuem einen Friedensruf ertönen und richten abermals eine dringende Mahnung an diejenigen, welche die Geschicke der Nationen in ihren Händen halten. Um Uns aber nicht mehr auf allgemeine Ausdrücke zu beschränken, wie es Uns bisher die Umstände ratum erscheinen ließen, wollen Wir nunmehr zu Vorstößen übergehen, die in höherem Maße anschaulich und ausführbar sind und die Regierungen der kriegführenden Völker auffordern, sich über die folgenden Punkte, welche als die notwendige Grundlage für einen gerechten und dauerhaften Frieden erscheinen, ins Einvernehmen zu setzen, wobei ihnen überlassen bleibt, die Punkte im einzelnen festzulegen und zu ergänzen.

Vor allem muß der Grundgedanke sein, daß an die Stelle der materiellen Kraft der Waffen die moralische Kraft des Rechts tritt; hieraus folgt ein billiges Einvernehmen aller zum Zwecke gleichzeitiger und gegenseitiger Verminderung der Rüstungen nach bestimmten Regeln und unter gewissen Sicherheiten bis zu dem Maße, das zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in jedem Staate notwendig und ausreichend ist; sodann an Stelle der Streikräfte die Einführung der Schiedsgerichtsbarkeit mit ihrer hohen friedensstiftenden Wirkung gemäß vereinbarter Normen unter Androhung bestimmter Nachteile gegenüber dem Staate, der sich weigern sollte, entweder die internationalen Streitfragen der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen oder deren Entscheidungen anzunehmen.

Wenn einmal auf diese Weise die Vorherrschaft des Rechtes hergestellt ist, möge man jedes Hindernis beseitigen, das dem Verkehr der Völker im Wege steht, indem man in gleicher Weise durch feste Regeln die wahre Freiheit und Gemeinamkeit der Meere sichert; dies würde einestells vielfache Konfliktgründe ausschalten, andernteils allen neue Quellen des Wohlfandes und Fortschritts eröffnen.

Was den Ersatz der Schäden und der Kriegskosten betrifft, so sehen Wir kein anderes Mittel, die Frage zu lösen, als daß Wir den allgemeinen Grundsatz eines vollständigen und gegenseitigen Verzichtes aufstellen, der im übrigen durch die unendlichen aus der Abrechnung sich ergebenden Wohltaten gerechtfertigt ist; dies um so mehr, als die Fortsetzung eines solchen Blutvergießens einzig und allein aus wirtschaftlichen Gründen nicht zu verstehen wäre. Wenn es andererseits noch besondere Gründe für gewisse Fälle geben sollte, möge man sie mit Gerechtigkeit und Billigkeit abwägen.

Aber diese friedlichen Vereinbarungen mit ihren unermeßlichen Vorteilen, die sich aus ihnen ergeben, sind nicht möglich ohne die beiderseitige Herausgabe der gegenwärtig besetzten Gebiete. Solch ein seitens Deutschlands: vollständige Räumung Belgiens mit Garantie seiner vollen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit gegenüber gleichviel welcher Macht. Gleichfalls Räumung des französischen Gebietes; seitens der anderen kriegführenden Parteien eine ähnliche Herausgabe der deutschen Kolonien.

Was die strittigen territorialen Fragen betrifft, beispielsweise die zwischen Italien und Österreich, zwischen Deutschland und Frankreich, so kann man hoffen, daß die streitenden Parteien in Anbetracht der unermeßlichen Vorteile, die ein mit Abstrich verbunden dauerhafter Frieden bringt, gewillt sind, sie aus einer vernünftigen Gesinnung heraus zu prüfen, dabei den Bestrebungen der Völker nach Maßgabe des Gerechten und Möglichen, wie Wir es bei früherer Gelegenheit gesagt haben, Rechnung zu tragen und gelegentlich die Sonderinteressen dem Allgemeinwohl der großen menschlichen Gemeinschaft einzunordnen.

Derselbe Geist der Billigkeit und Gerechtigkeit wird die Prüfung der anderen territorialen und politischen Fragen leiten müssen, besonders derjenigen, welche sich auf Armenien, auf die Balkanstaaten und auf Gebiete beziehen, welche zum ehemaligen Königreich Polen gehörten, dem seine edlen geschichtlichen Überlieferungen und die von ihm insonderheit während des gegenwärtigen Krieges erduldeten Leiden gerechterweise das Mitgefühl der Nationen gewinnen müssen.

Dies sind die hauptsächlichsten Grundlagen, auf denen, wie Wir glauben, sich die kommende Neuordnung der Völker stützen muß. Sie sind so beschaffen, daß sie die Wiederkehr ähnlicher Konflikte unmöglich machen und die Lösung der für die Zukunft und das materielle Wohlbefinden aller kriegführenden Staaten so wichtigen wirtschaftlichen Frage vorbereiten. Indem Wir sie Ihnen überreichen, Ihnen, die Sie zu dieser tragischen Stunde die Geschicke der kriegführenden Nationen lenken, sind Wir daher von einer beglückenden Hoffnung besetzt, nämlich sie angenommen zu sehen und so zu erleben, daß der schreckliche Kampf, der immer mehr und mehr als unnötige Megelei erscheint, ein Ende nimmt. Alle Welt erkennt ja an, daß die Waffenherrscherei sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite unerträglich ist. Geben Sie also Unserer Bitte Ihr Ohr, nehmen Sie die väterliche Aufforderung an, welche Wir im Namen des göttlichen Erlösers, des Friedensfürsten an Sie richten. Denken Sie über Ihre sehr große Ver-

antwortung vor Gott und vor den Menschen nach; von Ihren Entschlüssen hängen Ruhe und Freude unzähliger Familien ab, das Leben Tausender junger Leute, mit einem Wort, das Glück der Völker, denen diese Wohltat zu verschaffen Ihre unbedingte Pflicht ist. Möge der Herr Ihnen Entschlüsse eingeben entsprechend Seinem heiligsten Willen, möge es der Himmel fügen, daß Sie sich nicht nur den Beifall Ihrer Zeitgenossen verdienen, sondern auch bei den zukünftigen Geschlechtern den schönen Namen von Friedensstiftern sichern.

Was Uns betrifft, die Wir im Gebet und in der Buße mit allen gläubigen Seelen, die nach dem Frieden seufzen, eng verbunden sind, erflehen Wir für Sie vom heiligen Geiste Licht und Rat. Vom Vatikan, am 1. August 1917.

gez. Benedictus P. P. XV

Wilson's Phrasenschwall an den Papst.

Jede Regierung, die nicht verblendet und verhärtet ist durch diesen furchtbaren Krieg, muß gerührt werden durch diesen erschütternden Aufruf Seiner Heiligkeit des Papstes, und muß die Würde und Kraft empfinden der menschlichen und edelmütigen Beweggründe für diese Note. Jedermann muß folglich wünschen, daß die Note Sr. Heiligkeit den Weg zum Frieden bahnen würde, aber es wäre eine Torheit, diesen Weg zu beschreiten, wenn man nicht die Überzeugung hat, daß er tatsächlich zum Frieden führt. Der Vorschlag Sr. Heiligkeit mußte vom Standpunkt der tatsächlichen Verhältnisse geprüft werden. Nicht nur ein Waffenstillstand ist notwendig, sondern ein dauernder Friede. Die kommenden Generationen müssen bewahrt werden davor, diesen Todeskampf noch einmal ausfechten zu müssen. Se. Heiligkeit schlägt vor, den Status quo ante wiederherzustellen, ferner, daß eine allgemeine Veröhnung und Abrechnung erfolgen soll, sowie ein friedliches Überkommen der Völker auf Grundlage von schiedsgerichtlichen Einrichtungen, welche über die Freiheit der Meere, über die territorialen Forderungen Frankreichs und Italiens und das vermirrende Problem der Balkanstaaten und die Wiederherstellung Polens in verständem Geiste sich einigen sollen, unter Mitwirkung der Völker, deren Schicksal dadurch betroffen wird. Es ist klar, daß kein einziger Teil dieses Programms durchgeführt werden kann, wenn die Wiederherstellung des Status quo ante dafür die feste und befriedigende Grundlage bilden soll. Das Ziel des Krieges ist die Freiheit der Völker der Welt vor der Bedrohung durch eine Macht zu retten, die gestützt auf die stärkste Militärorganisation unter einer Regierung steht, die kein Verantwortlichkeitsgefühl besitzt, welche im geheimen ein Komplott zur Beherrschung der Welt schmiedete und welche zu geeignetem Zeitpunkt zur Verwirklichung dieser Pläne übergegangen ist. Sie ließ sich dabei nicht durch menschliche Rücksichten oder völkerrechtliche Bestimmungen, sie verwandelte Europa in ein Blutbad nicht allein der Soldaten, sondern auch der Frauen, Kinder und Hilflosen. Diese Macht ist nicht das deutsche Volk. Die Macht, um die es sich handelt, ist die militärische Beherrscherin des deutschen Volkes. Es ist nicht unsere Aufgabe zu fragen, wie das große deutsche Volk unter dieser Herrschaft gekommen und sich vorübergehend im Wohlgefühl dieser Herrschaft unterwerfen konnte, aber es ist unsere Aufgabe, zu bewirken, daß die Ruhe der Welt nicht länger von der Ausübung dieser Macht abhängen soll. Mit einer derartigen Macht auf Friedensfuß zu verhandeln, so wie es Se. Heiligkeit vor schlägt, würde, sofern wir das ermaßen können, eine Wiederherstellung dieser Gewalt zur Folge haben und eine Erneuerung ihrer Politik und würde es notwendig machen, eine dauernde Völkerkombination zum Schutz gegen das deutsche Volk zu schaffen und zur Folge haben, daß das neugeborene Rußland wiederum den Intrigen dieser Macht überlassen bleibt, deren vielfältige Einmischungen eine sichere Gegenrevolution zur Folge haben würden und alle die bösen Einflüsse, an welche die deutsche Regierung die Welt gewöhnt hat. Kein Frieden kann begründet werden auf Wiederherstellung dieser Macht oder auf irgendein Ehrenwort, das sie etwa geben könnte in einem Verträge zur Regelung und Veröhnung. Die verantwortlichen Staatsmänner müssen jetzt überall einsehen, wenn sie es niemals vorher eingesehen hatten, daß ein Frieden niemals beruhen kann auf politischen oder wirtschaftlichen Beschränkungen, die nur bewirken würden, einige Nationen zu bevorzugen oder andere darin zu schwächen, da sie als Rächer auftreten gegen erlittenen mutwilligen Unrecht. Das amerikanische Volk hat unduldbares Unrecht erlitten durch die Schuld der Kaiserlich Deutschen Regierung, aber es verlangt keine Vergeltung von dem deutschen Volke, das selbst allerlei Leiden in diesem Kriege auf sich nehmen mußte. Das amerikanische Volk glaubt, daß der Friede auf dem Recht der Völker beruhen muß, nicht auf dem der Regierung. Alle Nationen, große oder kleine, starke oder schwache, müssen ihr gleiches Recht auf Freiheit, Sicherheit, Selbstverwaltung erhalten, auf billige Grundlage in den wirtschaftlichen Kämpfen der Welt, natürlich mit Inbegriff des deutschen Volkes, falls dieses Gleichgewicht annimmt und von allen Beherrschungsbestrebungen absteht. Der Prüffstein für diesen Frieden muß deshalb der gute Glaube (bona fides) aller Völker sein und nicht nur beruhen auf dem Wort einer ehrwürdigen Regierung einerseits und andererseits auf einer Gruppe feiner Völker. Dieser

Prüfstein stellt das Herz des ganzen Programms dar. Die Ziele der Vereinigten Staaten in diesem Kriege sind der ganzen Welt bekannt und jedem Volk, zu dem die Wahrheit durchdringt. Sie brauchen nicht wiederholt zu werden. Wir erstreben keine materiellen Vorteile irgendwelcher Art. Wir glauben, daß die unbefolgte Ungerechtigkeit, die in diesem Kriege durch eine rasende und brutale Macht, die Kaiserlich Deutsche Regierung, begangen worden ist, gutgemacht werden muß, aber nicht auf Kosten der Unabhängigkeit irgendeines Volkes, sondern vielmehr durch Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der Schwachen wie der starken Völker. Die Schädigungen durch Serpillern der Staaten, durch Aufstellung eines egoistischen Systems wirtschaftlicher Entschließung halten wir nicht für zweckmäßig, sogar für schlimmer als nutzlos und für eine zuwiderläufige Grundlage eines dauernden Friedens am allerwenigsten geeignet, der gegründet sein muß auf Gerechtigkeit, Billigkeit und gemeinschaftliche Rechte des Menschentums. Wir können das Wort der gegenwärtigen deutschen Regierung nicht als Bürgschaft für etwas Dauerndes ansehen, es sei denn, daß sie ausdrücklich unterstützt wird durch die unmißverständliche Willenskundgebung über die Ziele des deutschen Volkes selbst, damit die anderen Völker der Welt dieses Wort annehmen können. Ohne diese Bürgschaft kann kein Mensch und kein Volk auf Verträge, auf Regelungen der Abkürzung oder Regelungen, welche Schiedsgerichte an die Stelle der Macht setzen, auf Regelungen über Grundgebiet, über Wiederherstellung kleiner Völker bauen, wenn diese Regelung nur mit der deutschen Regierung allein getroffen würde. Wir müssen einen neuen Beweis für die Absichten der großen Völker der Zentralmächte abwarten. Gott gebe, daß dieser Beweis auf solche Art gegeben wird, daß das Vertrauen aller Völker in die Bona fides dieser Staaten und in die Möglichkeit, daß durch einen Vertrag mit ihnen ein Friede geschlossen werden könne, neu erstehen.

gej. Lansing.

Die deutsche Antwort auf die Kundgebung des Papstes.

Berlin, 19. September 1917.

Herr Kardinal!

Eure Eminenz haben die Geneigtheit gehabt, Seiner Majestät dem Kaiser und König, meinem Allergnädigsten Herrn, mit Schreiben vom 2. u. M. eine Kundgebung Seiner Heiligkeit des Papstes zu übermitteln, worin Seine Heiligkeit voll Kummer über die Verheerungen des Weltkrieges einen eindringlichen Friedensappell an die Staatsoberhäupter der kriegsführenden Völker richtet.

Seine Majestät der Kaiser und König hat geruht, mir von dem Schreiben Eurer Eminenz Kenntnis zu geben und mir die Beantwortung aufzutragen.

Seit geraumer Zeit verfolgt Seine Majestät mit hoher Achtung und aufrichtiger Dankbarkeit die Bemühungen Seiner Heiligkeit, im Geiste wahrer Unparteilichkeit die Leiden des Krieges nach Kräften zu lindern und das Ende der Feindseligkeiten zu beschleunigen. Der Kaiser erblickt in dem jüngsten Schritte Seiner Heiligkeit einen neuen Beweis edler und menschenfreundlicher Gesinnung und hegt den lebhaftesten Wunsch, daß zum Heile der ganzen Welt dem päpstlichen Ruf Erfolg beschieden sein möge.

Das Bestreben des Papstes Benedikt XV., eine Verständigung unter den Völkern anzubahnen, konnte um so sicherer auf sympathische Aufnahme und überzeugungsvolle Unterstützung durch Seine Majestät rechnen, als der Kaiser von der Übernahme der Regierung an Seine vornehmste und heiligste Aufgabe darin gesehen hat, dem deutschen Volke und der Welt die Segnungen des Friedens zu erhalten. In der ersten Chronrede bei Eröffnung des Deutschen Reichstages am 25. Juni 1878 gelobte der Kaiser, daß die Liebe zum deutschen Heere und Seine Stellung zu demselben ihn niemals in Versuchung führen würden, dem Lande die Wohlthaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit würde. Das deutsche Heer solle uns den Frieden sichern und, wenn er dennoch gebrochen würde, imstande sein, ihn mit Ehren zu erkämpfen. Der Kaiser hat das Gelöbniß, das Er damals ablegte, in 26 Jahren segensreicher Regierung, aller Anfeindungen und Verhörungen ungeachtet, durch Taten erhärtet. Auch in der Krißis, die zu dem gegenwärtigen Weltbrand führte, ist das Bestreben Seiner Majestät bis zum letzten Augenblick dahin gegangen, den Streich durch friedliche Mittel zu löschen; nachdem der Krieg gegen Seinen Wunsch und Willen ausgebrochen war, hat der Kaiser im Verein mit Seinen hohen Verbündeten zuerst die Bereitwilligkeit zum Eintritt in Friedensverhandlungen feierlich kundgegeben.

Hinter Seer Majestät stand in werktätigem Willen zum Frieden das deutsche Volk. Deutschland suchte innerhalb der nationalen Grenzen freie Entwicklung seiner geistigen und materiellen Güter, außerhalb des Reichsgebietes ungehinderten Wettbewerb mit gleichberechtigten und gleichberechtigten Nationen. Ein ungehemmtes Spiel der friedlich in der Welt miteinander ringenden Kräfte hätte zur höchsten Dersollkommenung der edelsten Menschheitsgüter geführt. Eine unheilvolle Verketzung von Ereignissen hat im Jahre 1914 einen hoffnungsreichen Entwicklungsgang jäh unterbrochen und Europa in einen blutigen Kampfploß ungewandert.

In Würdigung der Bedeutung, die der Kundgebung Seiner Heiligkeit zukommt, hat die Kaiserliche Regierung nicht verfehlt

die darin enthaltenen Anregungen ernster und gewissenhafter Prüfung zu unterziehen; die besonderen Maßnahmen, die sie in engster Fühlung mit der Vertretung des deutschen Volkes für die Beratung und Beantwortung der aufgeworfenen Fragen getroffen hat, legen davon Zeugnis ab, wie sehr es ihr am Herzen liegt, im Einklang mit den Wünschen Seiner Heiligkeit und der Friedenskundgebung des Reichstages vom 19. Juli d. J. brauchbare Grundlagen für einen gerechten und dauerhaften Frieden zu finden.

Mit besonderer Sympathie begrüßt die Kaiserliche Regierung den führenden Gedanken des Friedensrufs, worin sich Seine Heiligkeit in klarer Weise zu der Überzeugung bekennt, daß künftig an die Stelle der materiellen Macht der Waffen die moralische Macht des Rechtes treten muß. Auch wir sind davon durchdrungen, daß der kranke Körper der menschlichen Gesellschaft nur durch eine Stärkung der sittlichen Kraft des Rechtes gesund werden kann. Hieraus würde nach Ansicht Seiner Heiligkeit die gleichzeitige Herabminderung der Streitkräfte aller Staaten und die Einrichtung eines verbindlichen Schiedsverfahrens für internationale Streitfragen folgen. Wir teilen die Auffassung Seiner Heiligkeit, daß bestimmte Regeln und gewisse Sicherheiten für eine gleichzeitige und gegenseitige Begrenzung der Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft sowie für die wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der hohen See diejenigen Gegenstände darstellen, bei deren Behandlung der neue Geist, der künftig im Verhältnis der Staaten zueinander herrschen soll, den ersten, verheißungsvollen Ausdruck finden mußte. Es würde sich sodann ohne weiteres die Aufgabe ergeben, auftauchende internationale Meinungsverschiedenheiten nicht durch das Aufgebot der Streitkräfte, sondern durch friedliche Mittel, insbesondere auch auf dem Wege des Schiedsverfahrens, entscheiden zu lassen, dessen hohe friedensstiftende Wirkung wir mit Seiner Heiligkeit voll anerkennen. Die Kaiserliche Regierung wird dabei jeden Vorschlag unterstützen, der mit den Lebensinteressen des Deutschen Reiches und Volkes vereinbar ist. Deutschland ist durch seine geographische Lage und seine wirtschaftlichen Bedürfnisse auf den friedlichen Verkehr mit den Nachbarn und mit dem fernem Ausland angewiesen. Kein Volk hat daher mehr als das deutsche Anlaß zu wünschen, daß an die Stelle des allgemeinen Hasses und Kampfes ein versöhnlicher und brüderlicher Geist zwischen den Nationen zur Geltung kommt.

Wenn die Völker, von diesem Geist geleitet, zu ihrem Heile erkannt haben werden, daß es gilt, mit dem Eindringende als das Trennende in ihren Beziehungen zu betonen, wird es ihnen gelingen, auch die einzelnen noch offenen Streitpunkte so zu regeln, daß jedem Volke befriedigende Daseinsbedingungen geschaffen werden und damit eine Wiederkehr der großen Völkerkatastrophe ausgeschlossen erscheint. Nur unter dieser Voraussetzung kann ein dauernder Friede begründet werden, der die geistige Wiedernäherung und das wirtschaftliche Wiederaufblühen der menschlichen Gesellschaft begünstigt.

Diese ernste und aufrichtige Überzeugung ermutigt uns zu der Zuversicht, daß auch unsere Gegner in den von Seiner Heiligkeit zur Ergründung unterbreiteten Gedanken eine geeignete Unterlage sehen möchten, um unter Bedingungen, die dem Geiste der Billigkeit und der Laie Europas entsprechen, der Vorbereitung eines künftigen Friedens näherzutreten.

Genehmigen Eure Eminenz usw

(Name des Reichskanzlers.)

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 1 September. — Westlicher Kriegsschauplay: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Sländern dauerte der starke Feuerkampf in den Dünen und beiderseits von Hpern an; außer Vorfelbgefechten keine Infanterietätigkeit. Im Artois lebte nach ruhigem Tage das Feuer vom E Bassékanal bis auf das jüdische Scarpe-Ufer am Abend aus. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Beim Gehöft Hurtebye am Chemm-des-Ames griffen die Franzosen nach heftiger Artilleriewirkung mit starken Kräften an. Anfänglicher Geländegewinn des Feindes wurde durch unseren Gegenstoß zurückgewonnen; um einige Grabenfüße wurde die Nacht hindurch erbittert gekämpft. Eine Anzahl Gefangene ist in unserer Hand geblieben. Vorstöße des Gegners am Winterberg und südlich von Corbigny scheiterten verlustreich. Vor Verbun ruhte tagsüber der Kampf; in den Abendstunden steigerte sich die Tätigkeit der Artillerie in einigen Abchnitten wieder erheblich. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Ein Unternehmen bayerischer Sturmtrupps am Rhein-Marnekanal hatte vollen Erfolg. Außer blutigen Verlusten bückten die Franzosen Gefangene ein. — Westlicher Kriegsschauplay: Front des Generalfeldmarshalls Prinzen Leopold von Bayern: An der Duna, vor allem bei Blutz, ferner bei Smorogn und Baranowischi war gestern die Gefechts-tätigkeit trotz ungünstiger Witterung lebhafter als sonst. Nördlich der Bahn Kowel Luck stellten unsere Erkrunden gute Wirkung unserer Minenwerfer und Artillerie in den jensdlichen Gräben fest, aus denen Gefangene geborgen wurden. Bei Tarnopol und Husiatyn wurden russische Streitabteilungen im Nahkampf betrieben. — Heeresgruppe des Generalfeldmarshalls von Mackensen: In

Gebirge nordwestlich von Socani warfen deutsche Truppen die Rumänen aus einer zähe verteidigten Höhenstellung. Bei Maginari am unteren Sereth brachen deutsche und bulgarische Sturmabteilungen in die russischen Stellungen ein, machten die Besatzung nieder und kehrten mit einer großen Zahl von Gefangenen zurück. — Mazedonische Front: Im Cernobogon griff ein italienischer Bataillon bei Paralovo an; deutsche Truppen warfen den Seren zurück und nahmen ihm Gefangene ab. Am Dobro Polje scheiterte mehrere serbische Angriffe, wesshalb des Wardar französische Vorstöße vor den Stellungen der Bulgaren. (W. T. B.)

Erbittertes Ringen am Monte San Gabriele.

Wien, 1. September. Ostlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Socrant entristen deutsche Truppen dem Feinde abermals eine zähe vereitigte bösenleistung. Bei Husiatyn und Tarnopol wurden russische Jagdkommandos abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern vormittag kam es am Sonzogn zu keinen größeren Kampfhandlungen. Am Nachmittag flammte zwischen Tolmein und der Wippach die Schlacht an zahlreichen Stellen aufs neue empor. Nördlich von Kal, bei Madoni und Brissau wurden stärkere italienische Angriffe abgeschlagen. Wie an den vorhergehenden Tagen war der Monte San Gabriele abermals der Schauplatz erbitterten Ringens. Von Norden und Westen her drangen die an Zahl weit überlegenen Angreifer auf unsere tapfere Besatzung ein. Auf dem Nordsteil des Berges lag das Schwergewicht des Kampfes. Unsere über alles Lob erhabenen Infanterie sng, wiederholt zum Gegenstoß übergehend, alle Angriffe ab. Bei Görz und im Wippachthal ließ der Feind heftigen Artillerieüberfällen mehrere Einzelstöße folgen, die alle glatt abgewiesen wurden. Ostlich von Görz, ein italienisches Grabenfundnehmend, brachten unsere Stoßtruppen 6 italienische Offiziere, 140 Mann und 4 Maschinengewehre ein. Treift war wieder das Angriffsziel italienischer Sieger. Das bischofliche Palais wurde besetzt.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 1. September. — Mazedonische Front. In der Gegend von Bitola schwaches Feuer. Im Cernabogen griffen die Italiener nach heftiger Mienen- und Artillerievorbereitung die Höhe 1050 an. Sie wurden aber durch einen Gegenangriff deutscher Abtheilungen abgewiesen. Die Deutschen nahmen 20 Mann des italienischen Regiments Nr 162 gefangen. Südlich der Cerna, bei Gradensiga, heftiges Artilleriefeuer. Schwache feindliche Gruppen versuchten, sich unseren Stellungen zu nähern, wurden aber durch Feuer abgewiesen. In der Mogenagend, beim Dobro Polje und auf den benachbarten Höhen unternahm die Serben auch heute nach heftiger Artillerie- und Minenvorbereitung wiederholte heftige, fruchtlose Angriffe, die sie schwerste Verluste kosteten. Bis Tagesanbruch griffen sie dreimal an, doch wurden sie jedesmal durch Feuer abgewiesen. Beim letzten Angriff gelang es ihnen, in einen unserer vorderen Gräben einzudringen, aber ein Gegenangriff warf sie aus dem Graben heraus, der mit feisichen Leiden gefüllt war. Tagsüber versuchten die Serben unter riesigem Granaten- und Minenverbrauch fänsal anzugreifen, jedesmal aber wurden sie durch unser Sperrfeuer niedergemäht. Einige ihrer Infanterieabtheilungen, denen es gelang, sich an einer Stelle einem Hindernis zu nähern, wurden durch Maschinengewehrfeuer und Bomben vernichtet. 3 Maschinengewehre und anderes Kriegsmaterial blieb bei diesen Kämpfen in unserer Hand. Neben der tapferen Haltung unserer Infanterie und Maschinengewehrabtheilungen, an deren festem Widerstande sich die verzweifeltsten Angriffe der Serben brachen, ist die ausgezeichnete Mitarbeit der Artillerie hervorzuheben. Ihrem wirksamen Feuer gelang es, die Mochzahl der Angriffe des Feindes rechtzeitig zu ersticken. Südlich von Ruma lebhaftes Artilleriefeuer. Südlich des Dorfes Mojina versuchte eine feindliche Abtheilung überraschend in unsere Gräben einzudringen, sie wurde aber durch das Feuer der vorgeschobenen Posten abgewiesen. Zwischen Warbar und Dojranse Artilleriefeuer, das südlich von Dojran heftig anhält. Hier versuchte bei Einbruch der Dunkelheit eine feindliche Kolonne gegen die Höhe Prinz Kyrill vorzugehen. Sie wurde durch Feuer abgewiesen. An der unteren Struma Patrouillengefächte. — Rumänische Front: An verschiedenen Punkten der Front von Masnadia bis Galatz Gewehrfeuer und vereinzelte Kanonenschüsse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinöfel, 1. September. — In Persten vertrieben wir die Russen aus Megrim. — An der Kaukasusfront lebhaftere feindliche Fliegerthätigkeit. Smyrna wurde am 30. August wieder von zwei feindlichen Fliegern nachts angegriffen. Von der Bevölkerung wurden 4 Personen getödtet, 2 verwundet. Mehrere Privathäuser wurden zerstört. In der Nacht zum 31. August halbfeindliches lebhaftes Artilleriefeuer gegen den rechten Flügel unserer Gaagruppe. Am 31. August erhebliche feindliche Fliegerthätigkeit.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 2. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der starke Artilleriekampf gegen die Mitte der flandrischen Front hielt bei

[illegible]

Mazedonische Front: Bei Monokht griffen die Franzosen mit starken Kräften an. Langs der Straße nach Prilep einac-
brochener Feind wurde niedergemacht oder gefangen, der Anführer
seitlich des Weges von den bulgarischen Truppen überall zurück-
geworfen. Am Dobro Polje brachen neue Angriffe der Serben
zusammen. (M P B)

Triest mit Bomben beworfen.

Wien, 2. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Der Feind sucht vergebens, unseren Verbündeten die nordwestlich von Saciani errungenen Erfolge durch harter Gegenangriffe streitig zu machen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die offene Stadt Triest wurde gestern wieder des östern von italienischen Siegern heimgesucht, die insgesamt 70 Bomben abwarfen. Am Morgensind am heftigsten Tage größte Kämpfe unterblieben. Italienische Teilangriffe auf der Hochfläche von Bainsizza heftiger Geist, bei Görz und bei Jamiano scheiterten und wurden von unseren Sturmtruppen mit erfolgreichen Gegenunternehmungen beantwortet. Im Bereiche des Monte San Gabriele hielten unsere Geschütze die feindlichen Massen nieder. In der Nacht zum 1. September sind hier 10 Offiziere und 315 Mann 6 italienischer Regimenter in der Hand der tapferen Verteidiger geblieben.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 2. September. **Mazedonische Front:** In der Gegend von Bitolia heftigste Artilleriefeuer, das südöstlich der Stadt mit großer Erbitterung fortgesetzt wurde. Ein feindliches Bataillon griff unsere Stellungen in der Ebene östlich vom Dorfe Rachani an, wurde aber im Gegenangriff zurückgeworfen und mußte sich unter blutigen Verlusten zurückziehen, wobei es mehrere Gefangene in unseren Händen ließ. Am Dobro Polje unternahmen die Serben nach kurzer Artillerievorbereitung in den ersten Morgenstunden einen Angriff, sie wurden aber leicht zurückgeschlagen. Eine Anzahl Schnelladegewehre und anderes Kriegsmaterial blieben in den Händen unserer Truppen. Hiernach während des ganzen Tages nur schwaches Artilleriefeuer. Die seit drei Tagen in der Gegend des Dobro Polje fortgesetzten Angriffe der Serben kosteten ihnen außerordentlich schwere Verluste, ohne ihnen den geringsten Erfolg zu bringen. Allein im Abschnitt eines einzigen unserer Bataillone wurden bisher über 400 gefallene Serben gezählt. Auf dem rechten Wardarauf südlich des Dorfes Mojna heftigste Artilleriefeuer. Südlichen Wardar und Dojransee bestiges Artilleriefeuer, das östlich von Motichukovo zum Trommelfeuer anschwellt auf dem Nordabhang der Kruscha Planina und längs der unteren Struma Patrouillenunternehmungen. Beim Dorfe Torni Mahlo wurde eine englische Kavallerieabteilung von unseren Patrouillen zerstreut. Ein feindliches Flugzeug wurde bei Demir Hisar von unserem Abwehrfeuer abgeschossen und fiel hinter den englischen Linien nieder. — **Rumänische Front:** Gewehrfeuer, wädriches Artilleriefeuer bei Mahmudia, Tulcea und Jacea. Am Sereth drängen unsere Abteilungen im Zusammenwirken mit deutschen Abteilungen in feindliche Gräben ein und führten, nachdem sie dem Gegner beträchtliche Verluste zugefügt hatten, 3 Offiziere, 60 Soldaten als Gefangene und 7 Maschinengewehre und anderes Kriegsmaterial als Beute zurück.

Die Düna bei Herküll überschritten.

Großes Hauptquartier, 3 September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Sturm und Regenschauern war der Artilleriekampf in Teilen der flandrischen Front stark, bei den anderen Armeen, auch an der Maas, im allgemeinen gering. An der Straße Cambrai Arras scheiterte ein starker englischer Vorstoß, beim Gehöft Hurtebise wurde der Geländegewinn der Franzosen in Grabenkämpfen beträchtlich eingeengt. Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leo-

polo von Bayern: Nach sorgfamer Vorbereitung überschritten deutsche Divisionen am Morgen des 1. September die Duna beiderseits von Ueküll. Starke Artillerie- und Mörserbeschuss ging dem Überlegen der Infanterie voraus, die nach kurzem Kampf auf dem Nordufer des Flusses Fuß faßte. Kraftvolle Angriffe warfen die Russen zurück, wo sie Widerstand leisteten. Die Bewegungen unserer Truppen sind im Gang und verlaufen planmäßig. Der Feind gab unter der Einwirkung unseres Vordringens keine Stellungen westlich der Duna auf; auch dort sind unsere Divisionen unter Gefechten mit russischen Nachhuten im Vorgehen. Dichte Kolonnen aller Art streben auf den von Riga ausgehenden Straßen überhafter nordostwärts; brennende Ortschaften und Höfe zeigen den Weg des weichenen Weißfüßes der russischen 12. Armee.

Heeresgruppe des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In den Südpalmen am Nordosthang der Waldkarpathen aufsteigende Gefechtsstätigkeit. Südlich des Zrotustales scheiterten mehrere rumänische Nachangriffe am Cosna und bei Grozesti. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Im Gebirge zwischen Sufita und Putnata wehrten unsere Regimenter starke russisch-rumänische Angriffe durch Gegenstöße ab. Mit 200 dabei in unsere Hand gefallenen Gefangenen erhöhte sich für dieses Kampffeld ihre Zahl seit dem 28. August auf 20 Offiziere, 1650 Mann; die Beute auf 6 Geschütze mit Proben, 60 Maschinengewehre, zahlreiche Mörser und Truppenfahrzeuge. Auch bei Marasesti griffen die Rumänen vergeblich an. — Mazedonische Front: Heute morgen brachen französische Angriffe bei Bratindol nordwestlich von Monastir verlustreich zusammen; die Serben erlitten erneut am Dobro Polje eine blutige Schlacht. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Sociani und südlich von Oena griffen Russen und Rumänen abermals vergeblich an. Italienischer Kriegsschauplatz: Auf dem Monte San Gabriele führten gestern vor Tagesanbruch Unternehmungen unserer Truppen zu lebhaften Kämpfen, die günstig verliefen. Nachmittags und abends scheiterten am Nordhang des Berges starke italienische Angriffe. Auch östlich von Görz und bei Jamiano blieben Vorstöße des Feindes ergebnislos. Italienische Flieger bewarfen mehrere Orte der istrischen Westküste mit Bomben. Ein gegen Trieste vordringendes feindliches Luftschiffgeschwader wurde von unseren Seesiegern vor Erreichen des Zieles vertrieben. — Balkan-Kriegsschauplatz: An der Dojusa wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgewiesen.

Riga erobert.

Großes Hauptquartier, 4. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war nachmittags die Kampfstätigkeit der Artillerien an der Küste und zwischen Langemarck und Warneton zu großer Heftigkeit gesteigert. Im Bogen von Ypern entspannen sich Kleinkämpfe im Vorfeld unserer Stellungen; dabei wurden einige Engländer gefangen genommen. Nachts griff der Feind nordwestlich von Lens an; er drang vorübergehend in unsere Linien, aus denen er sogleich durch Gegenstoß vertrieben wurde. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der Champagne stießen die Franzosen an der Straße Somme-Py Souain nach Trommelfeuer vor. Unser Gegenangriff warf sie aus einem von uns gedungenen Graben wieder hinaus. Der Feuerkampf vor Verdun nahm abends wieder große Stärke an; auch die Nacht hindurch lagen die Artillerien auf dem Ostufer der Maas im Wirkungsfeuer. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Westlich der Mosel wurden von gewaltiger Erkundung bei Remenauville französische Gefangene eingebracht. — In der Nacht vom 2. zum 3. September bewarfen unsere Flieger Calais und Dünkirchen mit Bomben. Die entzündeten Brände waren tagsüber zu beobachten. Dover wurde gestern, Chatham, Sheerness und Ramsgate wurden heute nacht durch unsere Flugzeuge mit Bomben angegriffen. Gestern sind 19 feindliche Flieger und 2 Fesselballone abgeschossen worden. Rittmeister Freiherr von Rüdthofen errang den 61. Luftsieg; der vor kurzem wegen seiner Kampfleistungen vom Ditzeldorfer zum Offizier beförderte Leutnant Müller brachte seinen 27. Gegner zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nach zweitägiger Schlacht hat die achte Armee unter Führung des Generals der Infanterie von Hutier gestern das an mehreren Stellen brennende Riga von Westen und Südosten her genommen! Unsere kampfbewährten Truppen brachen überall den russischen Widerstand und überwandten in ungestümem Drang nach vorwärts jedes Hindernis, das Wald und Sumpf bot. Der Ruß hat seinen ausgedehnten Brückenkopf westlich der Duna und Riga in größter Eile geräumt; unsere Divisionen stehen vor Dünamünde. Dichte, ungeordnete Heerhaufen drängen sich in Tag- und Nachtmärschen auf allen Wegen von Riga nach Nordosten. Südlich der großen Straßen nach Wenden, zu beiden Seiten des Großen Jegelbaches warfen sich in verzweifelter, blutigen Angriffen starke russische Kräfte unseren Truppen entgegen, um den Abzug der geschlagenen 12. Armee zu decken. In erbittertem Kampf erlagen sie unserem Sturm; die große Straße ist an mehreren Stellen von unseren Divisionen erreicht; einige tausend Russen sind ge-

fangen, mehr als 150 Geschütze und zahlloses Kriegsgerät erbeutet. Die Schlacht bei Riga ist ein neues Ruhmesblatt der deutschen Armee. — Heeresgruppe des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südöstlich von Czernowitz entziffen österreichisch-ungarische Regimenter den Russen eine zäh verteidigte Höhenstellung. Sireth und Moldawa dauert die lebhafteste Gefechtsstätigkeit an. — Front des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Bei Muncelul Front des Generals mehrere russisch-rumänische nordwestlich von Sociani, scheiterten mehrere russisch-rumänische Angriffe verlustreich. — Mazedonische Front: Die Truppen der feindlichen Mächte wiederholten ihre Angriffe gestern nicht. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Sociani brachen zwei Angriffe der Russen und Rumänen zusammen. Südöstlich von Czernowitz eroberten unsere Truppen in jähem Ringen eine stark verschänzte Höhe. Deutsche Korps haben Riga in siegreichem Ansturm genommen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der gestrige Tag verlief ohne größere Infanteriekämpfe. In der Nacht wiesen wir bei Kal und Madoni italienische Vorstöße ab. Seit heute früh stehen am Nordhang des Monte San Gabriele unsere Truppen erneut in heftigem Kampf. Trieste wurde wieder von feindlichen Fliegern angegriffen.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 4. September. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia ein wenig lebhafteres Artilleriefeuer. Nachträglich wurde festgestellt, daß gestern bei Bratindol die Franzosen mit schwersten blutigen Verlusten für sie zurückgeschlagen wurden. Ganz in der Nähe unserer Stellungen zählte man 60 Leichen französischer Soldaten vom Infanterieregiment Nr. 58, darunter ein Hauptmann, blieben in unseren Händen. Zwei Maschinengewehre, eine große Anzahl Gewehre und anderes Kriegsmaterial wurden erbeutet. Auf dem Dobro Polje machten serbische Einheiten während der Nacht einen Angriff, der aber mit ihrer blutigen Niederlage endigte. An der unteren Struma wurden englische Abteilungen durch unsere Vorposten zerstreut. Rumänische Front: Östlich Tulcea versuchte eine russische Erkundungsabteilung in Mähren sich unserem Ufer zu nähern; sie wurden durch Feuer zerstreut.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. September. Sinaifront: In der Nacht zum 3. September lebhaftes Artilleriefeuer bei Ghaza, ebenso am 3. September gegen unsere weiter östlich gelegenen Stellungen.

Dünamünde genommen.

Großes Hauptquartier, 5. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern nahm der Artilleriekampf an der Küste und vom Houthouster Wald bis zur Deule an Ausdehnung, Planmäßigkeit und Stärke zu; bisher keine Infanterietätigkeit. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vor Verdun war auf dem Ostufer der Maas der Feuerkampf tagsüber gleichfalls bedeutend gesteigert; er hielt auch nachts an. — Sehr starke Fliegerstätigkeit mit zahlreichen Bombenwürfen bei Tage und bei Nacht. An entfernten Zielen wurden erfolgreich mit Bomben angegriffen: Dover, Boulogne, Calais. 22 feindliche Flugzeuge sind abgeschossen worden. Leutnant Voh brachte seinen 39. Gegner zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Unsere Operationen östlich von Riga haben sich wie beabsichtigt weiter entwickelt. Dünamünde ist genommen. Schwerste Küstengeschütze (bis 30,5 Zentimeter Kaliber) fielen unverletzt in unsere Hand. Nordöstlich der Duna ist die Offize erreicht. Der Abschnitt der Moldanischen Aa ist überschritten. Südlich des Flusses haltende russische Nachhuten sind aufgerieben worden. Der Feind ist im weiteren Rückzug nach Nordosten. (W. T. B.)

Neue Kämpfe am Monte San Gabriele.

Wien, 5. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Bereiche der österreichisch-ungarischen Streitkräfte keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der 19. Tag der 11. Jangschlacht war von schweren blutigen Kämpfen erfüllt. Bei Madoni stießen unsere Sturmtruppen im Vorgehen auf einen tiefgegliederten italienischen Angriff und geboten ihm Halt. Vier weitere Angriffe wurden abgeschlagen. Der Monte San Gabriele steht seit gestern früh erneut im Mittelpunkt eines so großer Heftigkeit gesteigerten Ringens. Der Feind stürmte immer wieder gegen den Selsgipfel an, der wiederholt in seine Hand fiel, um kurz darauf von unserer ruhmreichen Infanterie zurückerobert zu werden. Der auf beiden Seiten mit größter Zähigkeit geführte Kampf dauert bis zur Stunde in unverminderter Stärke an. Bei Görz machte der Italiener einige vergebliche Vorstöße. Ein bei Selo und Medeazza zu Stellungsberichtigungen angelegtes Unternehmen unserer Truppen löste auf der ganzen Karthothochfläche heftige Zusammenstöße aus. Alle vom Gegner unternommenen Angriffe brachen, dank der standhaften Haltung unserer kampferprobten Kartthorteidiger, zusammen. 100 italienische Offiziere und über 4000 Mann fielen als Gefangene in unsere Hand. Die Gesamt-

zahl der seit Beginn der Schlacht eingebrachten Gefangenen beläuft sich auf 15.000 Mann. Trieste wurde wieder zweimal von italienischen Fliegern angegriffen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 5. September. — Kaukasusfront: Eine feindliche Aufklärungsabteilung von 200 Reitern und 150 Infanteristen wurde durch unser Feuer zum Zurückgehen gezwungen, nachdem es ihr gelungen war, unsere nördliche dünne Linie zu durchbrechen. — Sinaifront: In der Nacht zum 4. September wurden im Vorfeld unserer Ghazafont von unseren Patrouillen feindliche Truppen zurückgewiesen, die arbeiten wollten. Am 4. September ging wieder eine feindliche Kavalleriedivision bis Maek-Muallala vor; sie zog sich um 6 Uhr nachmittags wieder zurück.

Günstiger Fortgang unseres Vorstoßes bei Riga.

Großes Hauptquartier, 6. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern blieb die Kampfstätigkeit der Artillerien stark, vor allem zwischen dem Houthouster Wald und dem Kanal Ypern-Comines. Nach Einbruch der Dunkelheit griffen die Engländer zwischen den von Ypern auf Poelkapelle und Sonnebeke führenden Straßen zweimal mit starken Kräften unsere Linien an. Beide Angriffe brachen im Feuer und Nahkampf verlustreich und ergebnislos zusammen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Beiderseits der Straße Caen-Soissons und im östlichen Teil des Chemin-des-Dames war die Feuerstätigkeit zeitweilig bedeutend gesteigert. Abends stieß nach Trommelfeuer französische Infanterie südwestlich von Pargny-Silain vor, kam aber in unserer Abwehrwirkung nicht bis an unsere Hindernisse. Bei Darguillon und am Winterberg verliefen eigene Erkundungen erfolgreich; Gefangene wurden eingebracht. Starke Feuer nördlich von Reims folgte gegen Bois Soullains ein Teilangriff der Franzosen. Sie wurden zurückgeschlagen. In der Champagne war die Gefechtsstätigkeit in einigen Abschnitten lebhaft. Vor Verdun dauert der starke Artilleriekampf, besonders auf dem Ostufer der Maas, an. Bisher keine Infanterietätigkeit. — In der Nacht vom 4. zum 5. September griffen unsere Flieger London, Southend und Margate an. Brandwirkung der abgeworfenen Bomben wurde erkannt. Eins unserer Flugzeuge ist nicht zurückgekehrt. Über dem Festland sind gestern 14 feindliche Flieger und ein Fesselballon abgeschossen worden. Leutnant Voh errang den 40. und 41. Luftsieg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Vor der Front der 8. Armee haben die Russen ihren Rückzug nach Norden und Nordosten in Eile fortgesetzt. An der Duna hat der Feind seine starken Stellungen bis Friedrichsdorf geräumt. Die bei unserem schnellen Vormarsch bisher nur unvollständig festzustellende Gefangenenzahl und Beute beträgt 120 Offiziere, über 7500 Mann, 180 Geschütze, 200 Maschinengewehre, mehrere Panzerkraftwagen und sehr reiches Kriegsgerät aller Art. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In der nordwestlichen Moldau zeitweilig lebhaftes Artilleriefeuer- und Vorseldgefechte. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: In den Bergen nordwestlich von Sociani scheiterte ein rumänischer Vorstoß bei Muncelul. Von einem eigenen konnten Gefangene zurückgeführt werden. — Mazedonische Front: Westlich des Prepaes waren deutsche, östlich des Dojranjees bulgarische Erkundungsunternehmen von Erfolg. (W. T. B.)

Um den Gipfel des Monte San Gabriele.

Wien, 6. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der ganzen Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph vielfach lebhaftere Kampfstätigkeit. Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern vor 12 Tagen begannen die Italiener mit ihren planmäßigen Angriffen gegen den Monte San Gabriele. Mächtige Geschütz- und Mörserfeuermaßen vereinigten sich viele Stunden ihr Feuer gegen unsere Höhenstellungen. Auf engem Raum lief Tag und Nacht die Infanterie von mindestens 8 italienischen Brigaden Sturm. Vorgehen erreichte das Ringen seinen Höhepunkt. Der Selsgipfel wechselte im hin- und herwogenden Kampf mehrmals den Besitzer, aber der Jubel des nach einem Senyationserfolg dürstenden Feindes war verhallt. Die opferreiche Zähigkeit unserer Truppen gewann die Oberhand. Scharfe Gegenstöße jagten den Angreifer und entziffen ihm den vorübergehend gewonnenen Boden. Gestern mittag war der Monte San Gabriele wieder voll in unserer Hand. Abends wurde ein starker Angriff blutig abgeschlagen. Italienische Truppenansammlungen im Tale stellen weitere Kämpfe in Aussicht. Östlich von Görz wiesen wir Teilangriffe zurück. Auf dem Südtail der Karthothochfläche dauerte die Schlacht den ganzen Tag an. Der Italiener wurde aus seinen vordersten Gräben geworfen. Unsere brave Infanterie behauptete sich in den vordersten Linien siegreich gegen alle Versuche des Feindes, seine Mißerfolge durch starke Gegenangriffe wettzumachen. Die Zahl der am 4. und 5. September in diesem Kampfraum eingebrachten Gefangenen ist auf 160 Offiziere und über 6300 Mann gestiegen. Trieste war abermals das Ziel zweier italienischer Luftangriffe.

Kleine Erfolge in Mazedonien.

Sofia, 6. September. — Mazedonische Front: An verschiedenen Punkten der Front schwaches Artilleriefeuer, das etwas lebhafter südlich vom Dojransee war. Auf dem Westufer des Prepaes drangen deutsche Einheiten in die feindlichen Gräben ein und brachten daraus russische Gefangene ein. An der unteren Struma Patrouillentätigkeit. — Rumänische Front: Bei Tulcea und westlich von Iacea vereinzelte Kanonenschüsse.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 7. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front spielten sich zwischen dem Houthouster Wald und Hollebeke wieder heftige Artilleriekämpfe ab. Morgens und abends griffen die Engländer nach starkem Trommelfeuer unsere Stellungen nördlich der Bahn Roulers Ypern in 4 Kilometer Breite an. Nach kurzem harten Kampf wurden sie überall zurückgeworfen. Der Einsatz von drei Divisionen zu diesen Angriffen, die den Feind hohe Verluste kosteten, wurde durch Gefangene bestätigt. In den benachbarten Abschnitten drangen nach kräftigen Feuerstößen englische Erkundungsabteilungen vor; auch sie hatten keinen Erfolg. Bei Lens scheiterten frühmorgens Teilangriffe des Feindes verlustreich. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In mehreren Teilen der Aisnefront und in der Champagne blieb die Kampfstätigkeit tagsüber lebhaft. Vorseldgefechte brachten uns Gefangene ein. Die Artillerieschlacht auf dem Ostufer der Maas wurde bis in die Nacht hinein mit kurzen Unterbrechungen fortgesetzt. Unser Vernichtungsfeuer gegen erkannte Bereitstellungen von Sturmtruppen verhinderte am Fosseswald einen Angriff der Franzosen. Südlich von Beaumont drang ein württembergisches Regiment in die feindlichen Linien und vertrieb die Besatzung im Handgranatenkampf. Basische Stützpunkt brachen in den Caubiereswald ein und kehrten mit Gefangenen zurück. — 9 feindliche Flugzeuge wurden im Luftkampf, weitere 5 durch Abwehrfeuer zum Absturz gebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Rückzugsbewegungen der Russen nordwestlich der unteren Duna dauerten gestern an. Unsere Kavallerie kämpfte erfolgreich mit feindlichen Nachhuten südwestlich von Nitau und bei Neu-Kaipen (70 Kilometer östlich von Riga). Zwischen Lobelee und Friedrichsdorf hat der weichenen Feind die Ortschaften in Brand gesteckt. Die Beute in Dünamünde beläuft sich außer viel Schießbedarf und Kriegsgerät auf 40 Geschütze. Davon haben 22 größeres Kaliber als 12 Zentimeter. Bis zum Schwarzen Meer sonst keine größeren Kampfbewegungen. Mazedonische Front: Zwischen Ohrida- und Prepaes Gefechte von Streifabteilungen. Östlich des Wardar lebhaftes Feuerstätigkeit. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 7. September. — Feindliche Fliegerangriffe gegen die offene Stadt Trieste werden zum täglichen Ereignis. Die Kämpfe auf dem Südtail der Karthothochfläche dauern an. Vergeblich müht sich der Feind, uns die in den letzten Tagen errungenen Erfolge streitig zu machen. Seine Angriffe — durch uns wiederholt im Gegenstoß gestoppt — scheiterten durchweg unter schweren Verlusten. Außerordentlich heftig wird noch immer um den Monte San Gabriele gerungen. Kein Opfer ist dem Feinde zu groß. Sehn Angriffe brachen gestern am Nordhang zusammen. Ein schwerer Ansturm wurde am Westhang abgeschlagen. Seit dem 10. August haben wir am Jongo insgesamt 500 italienische Offiziere, 18.000 Mann gefangen genommen. An blutigen Opfern steht für die Italiener die 11. Jangschlacht vor den früheren Schlachten in keiner Weise zurück. Über die anderen Fronten und Kriegsschauplätze ist nichts von Belang mitzuteilen. — Als Vergeltung für die wiederholten gegen die offene Stadt Trieste gerichteten feindlichen Fliegerangriffe belegten unsere Seesflugzeuge in der Nacht vom 6. auf den 7. September das Seearsenal und die militärischen Anlagen der Festung Venedig anschiebig und mit sehr gutem Erfolg mit Bomben. Es wurden zahlreiche Treffer einwandfrei beobachtet. Trotz heftigen Abwehrfeuers sind alle Flugzeuge wohlbehalten zurückgekehrt.

Frankösischer Angriff bei Verdun.

Großes Hauptquartier, 8. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Starker Nebel schränkte die Kampfstätigkeit im Nordteil der flandrischen Front ein. Vom Houthouster Walde bis zum Kanal Comines Ypern steigerte sich das Feuer zeitweilig zu großer Heftigkeit. Mehrfach stiegen die Engländer zu Erkundungen vor; sie sind überall abgewiesen worden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Artillerieschlacht vor Verdun ging gestern weiter. Auf dem Ostufer der Maas verstärkte sich die Artilleriewirkung mehrmals zum Trommelfeuer. Kurz vor Dunkelheit brach ein französischer Angriff zwischen Samogreux und der Straße Beaumont Vacherauville (3½ Kilometer) vor. Dank der zähen Ausdauer und Stöckkraft unserer Infanterie und im Abwehrfeuer der Artillerie blieb dem Feinde ein Erfolg verjagt. Seine Sturmwellen,

denen dichtauf starke Reserven folgten, wurden abgewiesen; wo sie eindringen, warfen sich unsere Kampftruppen ihnen entgegen und drängten sie zurück. Einige französische Kompagnien sind aufgegeben worden; auch sonst sind die feindlichen Verluste schwer.

Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen Ofsee und Düna hatte unsere Kavallerie westlich von Wenden, bei Banding, Mitau und Neu-Heidenhof Gefechtsführung mit dem Feinde, der in dieser Linie eifrig schanzte. Dorgeschobene russische Abteilungen wurden an mehreren Stellen durch Kampf zurückgedrückt. An der Düna hat der Gegner seine Stellungen bis westlich von Kokenhufen geräumt. Die Zahl der auf dem Schlachtfeld von Riga erbeuteten Geschütze ist auf 316 gestiegen. Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Zwischen Pruth und Moldawa sowie an der Glines- und Otosialstraße lebhaftes Gefechtsstätigkeit. — Mazedonische Front: Westlich des Prespaees wiesen osmanische Truppen in kürzlich gewonnenen Stellungen russische Vorstöße ab. (W. B. T.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. September. — Der Monte San Gabriele stand unter schwerem Geschützfeuer. Ein nächtlicher Infanterieangriff wurde abgeschlagen. Bei Bezzecca in Südtirol bemühten sich unsere Truppen eines feindlichen Stützpunktes durch Überfall. Es wurden Gefangene eingebracht und Maschinengewehre erbeutet.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 8. September. — Mazedonische Front: An der Cernawa Stena und bei Bratin Dol wurden während der Nacht französische Erkundungsabteilungen verjagt. Im Cernabogen östlich Makowo mehrfach Feuerüberfälle. Am Dobro Polje wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgeschlagen. Zwischen Wardar und Dojransee lebhaftes Artilleriefeuer. An der übrigen Front unbedeutende Kampfstätigkeit. Ein feindliches Überwachungsboot stieß im Golf von Orfano bei der Insel Kalkanaz auf eine Mine und sank. Rumänische Front: Bei Tulcea und Isaccea Artilleriefeuer.

Erbitterte Kämpfe östlich der Maas.

Großes Hauptquartier, 9. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern herrschte gesteigerte Feuerstätigkeit an der Küste und vom Walde von Houthoulst bis zur Straße Menin Ipern. Nach Trommelfeuer erfolgten nachts heftige englische Vorstöße nördlich von St. Julien. Der Feind ist überall abgewiesen worden. Südlich des La Bassée-Kanals und auf beiden Ufern der Scarpe bereiteten die Engländer gleichfalls mit starker Artilleriewirkung gewalttätige Erkundungen vor, die ihnen keinen Erfolg brachten. Nördlich von St. Quentin haben sich bei Ercourt und Villaret heute morgen Gefechte entwickelt. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der Champagne stießen französische Bataillone östlich der Straße Somme-Py—Souain vor; sie wurden durch Gegenangriff vertrieben. Vor Verdun ist auf dem Ostufer der Maas tagsüber erbittert gekämpft worden. Die ersten Wellen der morgens zwischen Sotreswald und Bezonvaux angreifenden Franzosen brachen im Feuer unserer Grabenbesatzung zusammen. Den hinteren Staffeln des Feindes gelang es bei neuem Ansturm, vom Nebel begünstigt, im Chaumewald und auf Ornes zu. Dies Dorf war nach Angabe eines gefangenen Offiziers das Ziel des französischen Angriffs. — Boden zu gewinnen. Hier traf sie der kräftige Gegenstoß unserer Reserven und warf sie südwärts zurück. Abends verpöbte ein neuer Stoß unserer Kampftruppen den Erfolg; in hartem Ringen konnte der Feind im allgemeinen bis in seine Ausgangsstellung zurückgedrückt werden; kleiner Geländegewinn blieb ihm im Südteil des Chaumewaldes und auf dem östlich davon streichenden Rücken. Von 3 französischen Divisionen, die blutigste Verluste — nach Gefangenenangabe bis zu 50 Prozent — erlitten, sind mehr als 300 Gefangene in unserer Hand geblieben. Unsere Infanterie hat sich vortrefflich geschlagen, die Artillerie sehr gut gewirkt. Wertvolle Dienste leisteten die Infanterieflieger. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen Ofsee und Düna drückten unsere Vortruppen an mehreren Stellen die russischen Sicherungen auf die im Ausbau befindlichen neuen Stellungen zurück. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Südlich des Pruth lebhaftes Störungsfeuer und Vorstoßgeplänkel. Am Otosial ist die Artilleriestätigkeit merklich aufgelebt. Mazedonische Front: Südlich des Ohridasees wurden russische Vorstöße abgewiesen. Westlich des Malikhees haben französische Kräfte einige Wäldchen auf dem Nordufer des Desvols-Abchnittes bejezt. (W. B. T.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Heeresfront des Generalobersten Erzherzogs Joseph hellenweise Artilleriekampf und lebhaftere Gefechtsstätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Monte San Gabriele und andere Abschnitte der Isonzofront liegen unter schwerem italienischen Geschützfeuer. Die feindliche Infanterie wurde durch

unsere Batterien niedergehalten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Im albanisch-mazedonischen Seengebiet entwickeln sich Kämpfe zwischen unseren Truppen und den Franzosen. An der unteren Dujosa wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgewiesen.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 9. September. Mazedonische Front: An verschiedenen Stellen der Front das übliche Störungsfeuer. Westlich von Bitolia rief unser Geschützfeuer in den feindlichen Munitionsdepots eine Explosion hervor. An der unteren Struma Patrouillen-gefechte. — Rumänische Front: Bei Tulcea und Galatz mäßiges Geschützfeuer.

Ergebnis der Fliegerkämpfe im August.

Großes Hauptquartier, 10. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front und im Artois steigerte sich die Kampfstätigkeit der Artillerie nur vorübergehend in einzelnen Abschnitten. Nach Feuerstößen drangen vielfach feindliche Erkundungsabteilungen gegen unsere Linien vor; sie sind überall abgewiesen worden. Bei den gestrigen Gefechten nördlich von St. Quentin drückten die Engländer unsere Sicherungen bei Hargicourt und Villaret in geringer Breite zurück. Unsere Stellung östlich von Hargicourt wurde heute früh zurückgewonnen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In der Champagne führten in einigen Abschnitten französische Aufklärungstruppen gegen unsere Stellungen vor; sie wurden vertrieben. An der Nordfront von Verdun spielten sich tagsüber Infanteriegefechte ab. Östlich von Samogneux stießen unsere Truppen in die französischen Linien beiderseits der Höhe 344 vor, sie fügten dem Feinde schwere Verluste zu und kehrten mit mehr als 100 Gefangenen zurück. Außerdem besetzten sie einen Schützenzug, der sich seit dem 7. September, rings von Franzosen umschlossen, aller Angriffe des Gegners in heldenmütiger Ausdauer wehrte hatte. Am Sotres und im Chaumewald wurde mit blanker Waffe und Handgranaten erbittert gerungen; eine Änderung der Lage trat durch die französischen Angriffe nicht ein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen dem Rigalichen Meerbusen und der Düna kam es im Wald- und Sumpfsgebiet zu erfolgreichen Gefechten unserer Sicherungen mit russischen Streifabteilungen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Mit starken Kräften führten Russen und Rumänen wiederholte Angriffe gegen die von uns erkämpften Stellungen zwischen Trotus und Otosial. Der Feind wurde an allen Stellen durch Feuer und im Nahkampf zurückgeworfen und hatte schwere Verluste. — Mazedonische Front: Nordwestlich des Malikhees wichen unsere Vortruppen vor überlegenem französischen Druck auf die Höhen südwestlich des Ohridasees aus. — Im Monat August sind von 5-ügen gegen den Feind 64 unserer Flugzeuge nicht zurückgekehrt, 4 unserer Fesselballone abgeschossen worden. In derselben Zeitperiode belästigt sich der Verlust unserer Gegner auf 37 Fesselballone und wenigstens 295 Flugzeuge, von denen 126 hinter unserer, 169 jenseits der feindlichen Front brennend zum Absturz gebracht worden sind. (W. B. T.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 10. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Bereiche von Ocna nahmen Russen und Rumänen ihre Angriffe wieder auf. Sie wurden unter schweren Verlusten abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Isonzo verlief der gestrige Tag abermals ohne größere Kampfhandlung. Bei Bezzecca brachte uns ein erfolgreiches Stoßtruppunternehmen über 50 Gefangene und 2 Maschinengewehre ein. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nördlich und westlich des Malikhees drängten überlegene feindliche Kräfte, durch Russen verstärkte weiße und farbige Franzosen, unsere Positionen auf die Hauptstellung zurück. Auch südlich von Berat kam es zu lebhaftem Geplänkel.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. September. — Kaukasusfront: An mehreren Stellen von den Russen unternommene Erkundungsvorstöße scheiterten in unserem Feuer. Auf Mudros wurden vor einigen Tagen die feindlichen Fliegeranlagen durch unsere Wasserflieger ausgiebig mit Bomben belegt. Alle Flugzeuge kehrten trotz heftiger Beschädigung unversehrt zurück. — Sinaifront: Gegenüber der Ghazagruppe rege Schanzstätigkeit beim Feinde. Unsere Patrouillen führen mit Handgranaten und Maschinengewehren die Arbeiten. Erhöhte feindliche Fliegerstätigkeit.

Neue Kämpfe auf dem östlichen Maasufer.

Großes Hauptquartier, 11. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Artilleriekampf in Flandern erreichte an der Küste und im Bogen um Ipern zeitweilige große Stärke. Vorstöße der Engländer südöstlich von Langemarch und nördlich von Frezenberg wurden zurückgewiesen. Bei Villaret, nordwestlich von St. Quentin, entspannen sich heute morgen neue Gefechte, die für uns günstig ausgingen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Unternehmungen

französischer Erkundungstrupps, meist durch heftiges Feuer vorbereitet, wurden nordwestlich von Reims und in mehreren Abschnitten der Champagne zum Scheitern gebracht. Auf dem östlichen Maasufer griffen gestern morgen starke französische Kräfte vom Sotres- bis zum Chaumewald (31. Kilometer) an. Südlich des Wavillewaldes in unsere Kampfzone eingedrungenen Feind wurde durch Gegenstoß geworfen. An der übrigen Front brachen die französischen Sturmwellen in unserem Abwehrfeuer verlustreich zusammen. Im Laufe des Tages noch mehrfach erfolgende Angriffsversuche des Gegners schlugen stets fehl. Im Nachdrängen schoben wir an einigen Punkten unsere Linien vor. — Leutnant Dohr schloß gestern 3 feindliche Flieger ab; er erhöhte dadurch die Zahl seiner Lustflieger auf 45. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Zwischen den russischen und unseren Stellungen vom Meer bis zur Düna zahlreiche Zusammenstöße von Vortruppen. Der Feind hüfte Gefangene ein. Vorstöße russischer Streifabteilungen im Waldgebiet nördlich von Husiatyn und am unteren Strucz wurden abgewiesen. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Im Südostzipfel der Bukowina sind die Russen zum Angriff übergegangen; sie errangen nur östliche Vorteile bei Solka. Zwischen Trotus und Otosial hat der Feind seine vergeblichen Angriffe bisher nicht wiederholt. — Mazedonische Front: Im Berggelände südwestlich des Ohridasees verwehrt deutsche und österreichisch-ungarische Kräfte den Franzosen gegen weiteres Vordringen. (W. B. T.)

Das Ergebnis der 11. Isonzofschlacht.

Wien, 11. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Solka in der Bukowina drückte ein russischer Angriff unsere Linien etwas zurück. Am Pruth und in Ungarizien beiderseits lebhafteste Erkundungsstätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kampfpause am Isonzo dauert an. Mögen die Italiener immerhin noch weitere Angriffe beabsichtigen, so kann das bisherige Ergebnis der am 17. August erbrachten 11. Isonzofschlacht doch dahin festgestellt werden, daß auch diese neue Kampfpause des Feindes keinerlei Änderung in der Kriegslage im Südwesten herbeiführen vermochte und daß die Schlacht bis zur Stunde zweifellos einen neuen Mißerfolg der Italiener bedeutet. Auf der Karsthochfläche bildet die Einnahme des Dorfes Selo, das zu Beginn der Kämpfe in unserer vordersten Linie lag, den einzigen Vorteil, der dem Gegner zuziel. Was wir am Südflügel der Karststellung an einzelnen Gräben vorübergehend verloren hatten, ist durch Gegenstöße zurückgenommen worden. Hatten unsere Führer und der Generalstab in rascher, gründlicher Anwendung der Kriegserfahrung für die siegreiche Abwehr die Vorbedingung geschaffen, so errangen unsere braven Truppen — ihnen wie immer voran die Infanterie als ruhmreiche Trägerin schwersten Kampfes — in beispielgebendem Heldennut neuerlich dauernden Ruhm. Gleich erfolgreich verließen für unsere Tapferen Kämpfe im Wippachthal und bei Görz, wo nicht ein einziger schmaler Graben in Feindeshand verfiel. Auf der Hochfläche von Bainizza — heiliger Geist war den Italienern ein Anfangserfolg vergönnt, der unsere Führung veranlaßte, 15 Kilometer der Frontlinie auf 2 bis 7 Kilometer zurückzunehmen. Von da an scheiterten alle Versuche des Feindes durch mächtige Angriffe auf den Monte San Gabriele und gegen den Abschnitt nordöstlich davon, den unter großen Opfern erlangten ersten Raumgewinn zu einem operativen Erfolg auszubauen. Die Kriegslage am Isonzo ist durch die Ereignisse bei Ork und Bainizza in keiner Weise beeinflusst worden. Das Ringen um den Monte San Gabriele im besonderen wird stets dann anzuführen sein, wenn es Beispiele zäh, ruhmvollsten Verteidigungskampfes hervorzuheben gilt. Das italienische Kraftaufgebot in der 11. Isonzofschlacht — 48 Divisionen auf kaum ebensoviele Kilometer eingesezt — sucht an Masseneinsatz in allen Angriffsschlachten des Weltkrieges seinesgleichen. Die italienischen Verluste entsprechen dieser Gefechtsführung. Sie betragen — 20 000 Gefangene mitgezählt — nach strengster Berechnung 230 000 Mann, also fast ein Viertel einer Million. Die Heeresgruppe des Generalobersten von Boroevic darf auf den jüngsten Erfolg die beste Zuversicht setzen, daß an ihrem siegreichen Widerstand auch fernerhin alle Anstürme des um Länderraub kriegsführenden Feindes zerfallen werden. — Albanien: Der Feind ging gestern nachmittag gegen unsere Gebietsstellungen östlich von Pogradec zum Angriff vor und wurde überall geschlagen, an zwei Stellen durch schneidigen Gegenstoß österreichisch-ungarischer Bataillone. Im Raume südlich von Berat wiesen unsere Sicherungstruppen feindliche Streifabteilungen in lebhaften Kämpfen zurück. Ein italienisches Schiffsgeschwader beschloß auf der Gegend nördlich der Bojufamündung das alte, an geschichtlichen Erinnerungen reiche Kloster Pojani. Dieses wurde gleichzeitig von Fliegern bombardiert, welche mehrere Einwohner töteten.

Infanteriekämpfe in Mazedonien.

Sofia, 11. September. — Mazedonische Front: Schwaches Störungsfeuer in verschiedenen Frontabschnitten, nur im Cernabogen mehrere kurze Feuerstürme. Südlich von Serres versuchte eine englische Kompagnie, gegen unsere Posten vorzugehen, wurde aber durch Feuer zurückgedrückt. — Rumänische Front: Bei

Tulcea versuchte eine Aufklärungsgruppe des Feindes an unserem Ufer zu landen, wurde aber durch Feuer zerstreut. Bei Iaccea und Galatz nur vereinzelte Kanonenschüsse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 11. September. — Kaukasusfront: Auf der ganzen Front war die Tätigkeit des Gegners wieder lebhaft. An verschiedenen Stellen fliegen feindliche Patrouillen und größere Aufklärungsabteilungen gegen unsere Sicherungslinien vor, wurden aber überall abgeschlagen. — Sinaifront: Bei der Ghazagruppe wurden in der Nacht zum 10. September feindliche Patrouillen vorstöße zurückgewiesen.

Angriffe bei Somme-Py—Souain.

Großes Hauptquartier, 12. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In mehreren Abschnitten der flandrischen Front, im Artois und nördlich von St. Quentin lebte die Feuerstätigkeit in den Abendstunden beträchtlich auf. Vielfach kam es zu Zusammenstößen der Infanterie im Vorfeld der Stellungen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach starker Feuerwirkung brachen französische Abteilungen zu gewalttätigen Erkundungen beiderseits der Straße Somme-Py—Souain in der Champagne vor. Sie wurden durch Feuer und im Nahkampf zurückgedrückt. Gefangene blieben in unserer Hand. Vor Verdun hat die Kampfstätigkeit der Artillerie nachgelassen. — 19 feindliche Flieger sind abgeschossen worden; einen davon brachte Leutnant Dohr (46. Lustflieger) zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: An mehreren Stellen zwischen Ofsee und Düna warfen unsere Vortruppen russische Aufklärungsabteilungen durch Kampf zurück. Die Gefangenenzahl aus der Schlacht bei Riga ist auf 8900 festgestellt; die Beute beläuft sich auf 325 Geschütze, davon ein Drittel schwere, mehrere beladene Doll- und Kleinbahnzüge, große Pioniergehör, Schießbehälter und Verpflegungsvorräte, zahlreiche Kraftwagen und andere Truppenfahrzeuge. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: Zwischen Pruth und Moldawa vielfach rege Artilleriestätigkeit und Erkundungsgefechte. Die Russen legten bei Solka ihren Angriff nicht fort. Südwestlich von Turgul Ocna stieß der Feind fünfmal gegen unsere Linien vor; stets wurde er verlustreich abgewiesen. — Mazedonische Front: Die Lage am Südwestufer des Ohridasees hat sich nicht wesentlich geändert. Im Becken von Monastir härteres Feuer als in letzter Zeit. (W. B. T.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 12. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russen und Rumänen griffen die Höhen westlich von Ocna zu wiederholten Malen heftig an. Ihre Anstürme brachen meist schon unter unserem Feuer zusammen, einmal wurden sie durch Gegenstoß zurückgeworfen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Laufe des gestrigen Tages kam es nur an den Hängen des Monte San Gabriele zu heftigeren Kämpfen, die für uns günstig verliefen; sonst keine besonderen Ereignisse. — Albanien: Südöstlich von Berat wurden italienische Abteilungen durch unsere Vortruppen über den oberen Ohm zurückgedrückt. Bei Pogradec, am Ohridasee, wichen unsere Kräfte dem Druck des überlegenen Gegners aus.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 13. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Bei geringer Sicht blieb die Gefechtsstätigkeit auch an den Kampfzonen bis auf vorübergehende Feuersteigerungen und Dorfgefechte im allgemeinen ger. — Leutnant Dohr schloß im Luftkampf den 47. Gegner ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Südlich der Straße Riga Wenden wichen unsere Kavallerieposten härterem russischen Druck über Moritzberg und Neukampen aus. Nördlich von Baranowitsch, östlich von Tarnopol und am Strucz lebhaftes Störungsfeuer und Erkundergeplänkel. Zwischen Dnjestr und Schwarzem Meer keine größeren Kampfhandlungen. — Mazedonische Front: Südwestlich des Ohridasees sind nur schwache feindliche Abteilungen ins Gebirge gedrungen. (W. B. T.)

Neue Kämpfe am Monte San Gabriele.

Wien, 13. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Bukowina und am Strucz lebhaftere feindliche Artillerie- und Patrouillenstätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das schwere feindliche Artilleriefeuer gegen unsere Stellungen am Monte San Gabriele und östlich von Görz dauert an. Bei Säuberung unserer Gräben am Nordwesthang des Monte San Gabriele wurden in erbitterten Kämpfen seit gestern früh 23 Offiziere, 555 Mann als Gefangene eingebracht und 12 Maschinengewehre erbeutet. Gegen Podlerca vorgehende starke feindliche Patrouillen wurden abgewiesen. In Tirol und Kärnten behinderten heftige Gewitterregen und Schneestürme die Gefechtsstätigkeit.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 13. September. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia gegen Abend lebhaftes Artilleriefeuer. In

der Magienagegen Störungsfeuer. Auf dem rechten Wardauser einige Feuerüberfälle. An den Nordabhängen der Kruscha Planina und an der unteren Struma Patrouillengefächte mit für uns günstigem Ausgang, in deren Verlauf wir einige englische Gefangene machten. An der Strumamündung schoß Leutnant Eshwege im Luftkampf ein feindliches Flugzeug ab.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. September. — Auf dem linken Euphrat-ufer griffen unsere Reiter eine feindliche Patrouille an, die von Panzerautos begleitet war. Der Feind verlor 27 Mann an Toten, 1 Unteroffizier und 2 Mann an Gefangenen. An der Diale wurden einige englische Kompagnien und Eskadrons, die östlich Scherben vorgingen, durch unser Artilleriefeuer vertrieben. — Sinaifront: Am 9. September morgens unternahmten die Engländer mit 60 Eskadrons, 21 Bataillonen und 5 Batterien eine erneute Erkundung gegen Bir es Saba. Die Vorhut-Eskadrons kamen bis Twil Chebari—Abu—Suheben. Kos el Basal vor. Sie gerieten in das Feuer einer unserer Batterien und sahen sich zum Rückzuge gezwungen. Um 4 Uhr nachmittags ging auch das feindliche Gros zurück.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Glandern verläufte sich der seit Mittag zwischen dem Houthouster Wald und dem Kanal Comines—Hepren heftige Artilleriekampf abends und frühmorgens nördlich von Frenenberg zum Trommelfeuer. Englische Angriffe sind nicht erfolgt. In der Nacht vom 12. zum 13. September warfen württembergische Kompagnien den Feind aus einem Waldstück nördlich von Langemarch. Zahlreiche Engländer wurden gefangen zurückgeführt. Im Artois und nördlich von St. Quentin hatten mehrere Erkundungsunternehmen Erfolg; Gefangene und Beutestücke fielen in unsere Hand. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Westlich von Guignicourt an der Aisne drangen weißrussische und hanseatische Sturmtruppen bis in die 2. französische Linie, fügten im Grabenkampf dem Feinde schwere Verluste zu und kehrten mit Gefangenen zurück. In der Champagne und vor Verdun steigerte sich die Artillerietätigkeit nur in einzelnen Abschnitten zu größerer Stärke. — Östlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer keine Kampfhandlungen von Bedeutung. — Mazedonische Front: Am Ohridsee ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. September. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Nordabhang des Monte San Gabriele wurden drei starke Angriffe der Italiener abge schlagen.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 14. September. — Mazedonische Front: Schwaches Störungsfeuer auf der gesamten Front. Eine englische Erkundungsabteilung, die westlich des Dojranjees beim Dorje Kreschaki vorzurücken versuchte, wurde durch unser Feuer zerstört. Ein feindliches Schiff beschloß vom Golf von Orfano aus unsere Stellungen an der Strumamündung. Fliegertätigkeit in verschiedenen Abschnitten der Front. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und Tulcea Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 14. September. Dialefront: Bei Scherban und gegenüber Deil Abbas feindliche Aufklärungstätigkeit. Am 12. September mußte ein feindliches Flugzeug nordwestlich Kifil Rebat notlanden. Das Flugzeug verbrannte, ein Maschinengewehr wurde von uns erbeutet. Östlich Suleimanie wurden kleinere Angriffsversuche der Russen östlich der Garanbrücke abgewiesen. Smirna wurde wieder von feindlichen Flugzeugen angegriffen. 2 Personen wurden verwundet, 4 Privathäuser und 1 Laden zerstört.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 15. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In einzelnen Abschnitten der flandrischen Front steigerte sich abends wieder die Kampftätigkeit der Artillerien. Dem Trommelfeuer am 14. September vormittags folgte bei St. Julien ein englischer Teilangriff, der im Gegenstoß zum Scheitern gebracht wurde. Eine Anzahl Engländer wurde gefangen einbehalten. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Winterberg bei Craonne holten Stoßtruppen eines badischen Regiments bei einer Erkundung Gefangene aus den französischen Gräben. An der Straße Somme—Souain brachen die Franzosen zweimal ohne Feuertvorbereitung gegen unsere Stellungen vor. Eingedrungenen Feind wurde durch Gegenangriff der Bereitschaften sofort geworfen; Gefangene blieben in unserer Hand. Auf dem Ostufer der Maas führten nach kurzer Feuerwirkung Teile einer kampfbewährten badischen Division die Höhe östlich des Chaumewaldes. Der Feind leistete zäh Widerstand der im Nahkampf gebrochen wurde. Über 300 Franzosen wurden gefangen. Die blutigen Verluste des Gegners erhöhten

sich noch durch ergebnislose Gegenangriffe. — Leutnant von Bülow schoß den 20. Gegner im Luftkampf ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei geringer Gefechtsfähigkeit blieb die Lage überall unverändert. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. September. An der Isonzofront lebt die Kampftätigkeit stellenweise auf. Südlich von Selo am Isonzo sind mehrere italienische Vorstöße gescheitert. Auf dem Monte San Gabriele liegt schweres Geschützfeuer. Teilangriffe der Italiener wurden abge schlagen. — Die Zahl der im August an der Südwestfront abgeschossenen italienischen Flieger beträgt 32. Wir verloren in derselben Zeit 11 Flugzeuge.

Englischer Vorkoß bei Cherish.

Großes Hauptquartier, 16. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Front wechselte die Feuerfähigkeit in Ausdehnung und Stärke. Vornehmlich an der Straße Menin—Hepren lagen heftige Feuerwellen auf unserer Kampfszone. Dort griffen mehrere englische Bataillone an, deren Ansturm fast durchweg verlustreich zusammenbrach. Nördlich der Straße drang der Feind in unseren vordersten Graben in Kompagniebreite ein. Südöstlich von Arras steigerte sich nachmittags das feindliche Feuer schlagartig zu starker Wirkung. In künstlichem Nebel brachen kurz darauf die Engländer in 1500 Meter Breite bei Cherish vor. Flammenwerfer und Panzerwagen sollten den Sturmtruppen den Weg bahnen. Unsere kräftig einsetzende Abwehr durch Artillerie und Maschinengewehre brachte den feindlichen Stoß zum Scheitern. Wo der Gegner in unsere Gräben eindrang, wurde er durch die Infanterie im Nahkampf zurückgeworfen. An der gleichen Stelle wiederholte der Feind seinen Angriff kurz vor Dunkelheit; auch diesmal schlug sein Sturm verlustreich fehl. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Außer Erkundungsgefechten und zeitweilig lebhaftem Störungsfeuer in einigen Abschnitten war die Kampftätigkeit gering. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. September. — Italienischer Kriegsschauplatz: Südlich von Selo am Isonzo wurden italienische Vorstöße vereitelt. Im Südbahnhof der Hochfläche von Bainizza heftiger Geist nahm der Feind seine Versuche, unsere Stellungen zu durchbrechen, erneut auf. Unsere Truppen behielten in erbitterten Nahkämpfen die Oberhand. Die Italiener wurden geworfen. Bei Görz und auf der Karsthochfläche Artilleriekampf.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 16. September. — Mazedonische Front: Störungsfeuer an verschiedenen Punkten der Front. An der Strumamündung versuchte eine englische Erkundungsabteilung vorzugehen, wurde aber durch unser Feuer verjagt. In verschiedenen Abschnitten Fliegertätigkeit. — Rumänische Front: Im Westen von Iaccea Artillerietätigkeit.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. September. — Östlich Suleimanie an der Garanbrücke Gefechte zwischen Aufklärungsabteilungen. Östlich Rewanduz wurden die gestern gemeldeten Erfolge unserer Truppen erweitert und der Feind auf zwei nordöstlich Baba Kerwa Kanat liegenden Pöstellungen vertrieben. Es wurden 38 Gefangene eingebracht, 2 Maschinengewehre und Kriegsmaterial erbeutet. Kaukasusfront: Südlich des Manjes versuchte eine feindliche Kompagnie unsere Posten zu überfallen. Sie wurde nach einstündigem Gefecht abgewiesen. An einer anderen Stelle griff ein Bataillon, Eskadrons und 2 Maschinengewehre unsere Stellungen an. Dem Feinde gelang es zunächst, unsere Posten zurückzudrücken und in unsere erste Linie einzubringen. Dann wurde er im Gegenangriff zurückgeworfen. — Sinaifront: Mit guter Wirkung beschloß Artillerie die südlich Ghaza schanzenden Engländer. Unsere Patrouillen von Bir es Saba führten die vom Feinde begonnenen Brunnenarbeiten.

Artilleriekampf in Glandern und längs der Aisne.

Großes Hauptquartier, 17. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gute Sicht begünstigte die Entfaltung lebhafter Feuerfähigkeit. In Glandern steigerte sich der Artilleriekampf an der Küste und in einzelnen Abschnitten zwischen Houthouster Wald und Lys mehrmals zu heftigstem Trommelfeuer. Englische Infanterieangriffe erfolgten nicht; es kam lediglich zu östlichen Vorstoßgefechten, bei denen Gefangene in unserer Hand blieben. Nordöstlich von Arras trafen nachts starke Erkundungsabteilungen der Engländer vor, an einigen Stellen auch bis in unsere Linien, von wo schneller Gegenstoß den Feind vertrieb. Auch bei St. Quentin bereiteten die Gegner mit Feuerüberfällen Vorstöße ihrer Aufklärer vor, die überall zurückgeworfen wurden. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne, vornehmlich nordöstlich von Soissons, ferner in der Champagne und vor Verdun schwoll die Kampftätigkeit der Artillerien vielfach zu stärkerer Wirkung an. In mehreren Erkundungsgefechten blühten die Franzosen Gefangene ein. — Aus

feindlichen Fliegergeschwadern, die gestern Kolmar zweimal angriffen, wurden 2 Flugzeuge durch eine unserer Jagdstaffeln abgeschossen. Außerdem verloren die Gegner 16 Flugzeuge. Oberleutnant Berthold brachte am 15. September 2 feindliche Flieger, Oberleutnant Schleich in den beiden letzten Tagen 3 Gegner im Luftkampf zum Absturz. (W. T. B.)

Ein Honvedvorstoß am Monte San Gabriele.

Wien, 17. September. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz und in Albanien keine besonderen Ereignisse. Am Isonzo tagsüber mehrfach lebhafter Artilleriekampf. Nach Einbruch der Dunkelheit ging der Feind südlich von Podlesce dreimal erfolglos zum Angriff vor. Am Nordwesthang des Monte San Gabriele brachten Honvedabteilungen bei einem Vorstoß in die feindlichen Gräben Gefangene und Maschinengewehre ein.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Glandern wiederholten die Engländer auch gestern ihre starken Feuerstöße gegen einzelne Abschnitte zwischen dem Houthouster Wald und der Lys. Es fanden nur kleine Infanteriekämpfe statt, bei denen die angreifenden englischen Abteilungen durchweg zurückgeworfen wurden. Unsere Artillerie hat die Bekämpfung der feindlichen Batterien mit voller Kraft wieder aufgenommen. Zwischen La Bassée und Lens sowie von der Somme bis an die Oise war die Gefechtsfähigkeit lebhaft. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Beiderseits der Straße Laon—Soissons und auf dem rechten Maasufer erreichte die Kampftätigkeit der Artillerien zeitweilig beträchtliche Stärke. An mehreren Stellen entwickelten sich Vorstoßgefechte, die für uns günstig verliefen. Heeresgruppe Herzog Albrecht: Westlich von Apremont brachten Sturmtruppen von einem Handreich gegen die französischen Stellungen eine Anzahl Gefangene zurück. — Oberleutnant Berthold schoß wieder 2 Gegner im Luftkampf ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Bogen um Luch, am Unterlauf des Sbrucz und in den Bergen östlich des Beckens von Kezdiasarhely zeigte sich der Feind häufiger als in letzter Zeit. — Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen führten die Rumänen westlich des Sereth nach ausgiebiger Feuertvorbereitung bei Varnita und Muncelul mehrere Teilangriffe, die verlustreich scheiterten. An der Rimmicmündung wurden bei einem eigenen Unternehmen Gefangene gemacht. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. September. — Auf der Hochfläche von Bainizza wurden vereinzelt nach starker Artillerievorbereitung unternommene Vorstöße abgewiesen. — Vom östlichen und südöstlichen Kriegsschauplatz ist nichts zu melden.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. September. Östlich Rewanduz gingen die feindlichen Nachhuten weiter zurück. — An der Sinaifront bei Ghaza lebhaftes feindliches Artilleriefeuer.

Französischer Angriff östlich der Maas.

Großes Hauptquartier, 19. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Glandern war zwischen dem Houthouster Wald und der Lys gestern den ganzen Tag über der Artilleriekampf gesteigert. Das Störungsfeuer der feindlichen Batterien, denen unsere starke Gegenwirkung sichtlich Abbruch tat, lag wieder in heftigsten Feuerwellen auf unserer Abwehrzone. Abends und heute morgen gab der Feind mehrmals Trommelfeuer ab, ohne daß Infanterie-Angriffe folgten. Bei Lens und St. Quentin herrschte lebhaftes Gefechtsfähigkeit. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons, am Aisne—Marnekanal und westlich der Suippesniederung kämpften sich die Artillerien zeitweilig unter starkem Munitionseinsatz. Auf dem Ostufer der Maas brachen die Franzosen nach kurzer, kräftiger Feuertvorbereitung westlich der Straße Beaumont—Vacherauville in 3 Kilometer Breite zum Angriff vor. Die ersten, in unserem Abwehrfeuer schnell weichen den Sturmwellen des Feindes wurden von den tiefgestellten folgenden Reserven zu erneutem Angriff vorgerissen. Auch dieser starke Stoß kam im Feuer und Nahkampf zum Scheitern. In den zurückstehenden Häufen fand unsere Artillerie besonders lohnende Ziele. Der Tag hat die Franzosen wieder hohe Verluste gekostet, ohne ihnen den geringsten Vorteil zu bringen. — Gestern sind 16 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht worden; Dizefeldwebel Thom schoß 3, Leutnant Thun 2 Gegner ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Dünaburg und im Bogen um Luch hat die Feuerfähigkeit der Russen merklich zugenommen. — Front des Generalfeldmarschalls Erzherzogs Joseph: Starke Angriffe der Rumänen richteten sich gegen unsere Höhenstellungen südlich des Ostostales. Der südlich von Grozesci anfänglich eingebrochene Feind wurde durch kräftigen Gegenstoß geworfen, im übrigen schon durch Feuer abgewiesen und blühte außer blutigen Verlusten zahlreiche Gefangene ein. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen:

Bei Varnita und Muncelul wiederholten rumänische Truppen ihre Angriffe, die ihnen erneut einen Mißerfolg brachten. — Mazedonische Front: Im Becken von Monastir und in der Enge zwischen Prepa und Ohridsee verstärkte sich die Artillerietätigkeit. Am Dojransee kam es zu Postengefechten, in denen die Bulgaren englische gemischte Abteilungen vertrieben. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. September. Östlicher Kriegsschauplatz: Beiderseits des Ostostales haben wir starke rumänische Angriffe abge schlagen. Durch raschen Gegenstoß wurde der an einer Stelle eingedrungen Feind völlig geworfen; seine Verluste sind erheblich. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe des Feldmarschalls Freiherrn von Conrad führte der zur Wiedergewinnung eines vorübergehend dem Feind überlassenen Frontstückes bei Carcano eingesezte Gegenangriff zu vollem Erfolg. An Gefangenen wurden hier 6 Offiziere und über 300 Mann eingebracht.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 19. September. — Östlich Rewanduz gingen die Russen bis auf die Hänge südwestlich Paichno Kala zurück. — Sinaifront: Bei Ghaza mäßiges, weiter östlich lebhaftes Artilleriefeuer.

Trommelfeuer in Glandern.

Großes Hauptquartier, 20. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Glandern dauerte der starke Artilleriekampf tagsüber zwischen Houthouster Wald und Lys unvermindert an. Feuerstöße größter Heftigkeit lagen wechselnd auf einzelnen Abschnitten unserer Abwehrzone. Die Nacht unterbrach die gesteigerte Kampftätigkeit der Artilleriemassen nicht. Gewaltigem Trommelfeuer am frühen Morgen folgten mit Hellwerden nach den bisherigen Meldungen starke englische Angriffe auf breiter Front. Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Vor Verdun griffen die Franzosen gestern morgens und abends bei der Höhe 344 östlich von Samogneux, wo sie sich tags zuvor schon eine blutige Schluppe geholt hatten, wiederum ohne jeden Erfolg an. — 20 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen; Dizefeldwebel Thom brachte auch gestern 2 Gegner im Luftkampf zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Dünaburg, am Stodob, bei Brody und Tarnopol war die Artillerietätigkeit lebhaft. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In der Bukowina griffen die Russen westlich von Arbora an; sie wurden durch unser Abwehrfeuer in ihre Gräben zurückgetrieben, aus denen Maschinengewehrfeuer sie erneut vorzutreiben suchte. Mazedonische Front: Nur im Cernabogen lebhaftes Gefechtsfähigkeit. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Arbora in der Bukowina versuchten die Russen nach stärkerer Artillerievorbereitung vorzustoßen, unser Feuer zersprengte die Angriffsgruppen und zwang sie zur Rückkehr in ihre Ausgangsgräben. — Italienischer Kriegsschauplatz: Ein gegen den Monte San Gabriele ohne Feuertvorbereitung angelegter italienischer Angriff kam in unserem Feuer zum Stehen. Am Colbricon versuchte der Feind nach einer Minensprengung anzugreifen, wurde aber schon in der Bereitstellung wirkunglos gesägt. Die Zahl der bei Carzano eingebrachten Gefangenen ist auf 11 Offiziere und 516 Mann gestiegen.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 20. September. Mazedonische Front: An der Cerpina Stena und nördlich Bitola mäßiges Störungsfeuer. Im Cernabogen zeitweise unterbrochenes und lebhaftes Geschütz- und Minenfeuer. Zwischen dem Wardar und Dojran ziemlich heftiges Artilleriefeuer. Am Nordhang der Kruscha Planina wurde eine berittene englische Abteilung in der Nähe des Dorfes Ak Buzalik durch Feuer zersprengt. Wir machten einige Gefangene. An der übrigen Front schwache Gefechtsfähigkeit. — Rumänische Front: Westlich Iaccea spärliches Geschützfeuer.

Großkampftag der dritten Schlacht in Glandern.

Großes Hauptquartier, 21. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die unter Führung des Generals der Infanterie Sirr von Arnim kämpfenden Truppen der 4. Armee haben den ersten Tag der dritten Schlacht in Glandern erfolgreich bestanden. Deutete bereits die Feuerwirkung der letzten Tage auf eine große Kraftanstrengung der Engländer hin, so bildete doch der Einschlag und die Zusammenfassung der am 20. September vom Feinde verwendeten Kampfmittel auf einer Front von rund 12 Kilometer ein höchstmaß. Hinter der gewaltigen Welle stärksten Trommelfeuers aus Geschützen und Minenwerfern aller Kaliber traten morgens in engen Angriffstreifen zwischen Langemarch und Hollebeke mindestens 9 britische Divisionen, dabei mehrere australische, vielfach durch Panzerkraftwagen und Flammenwerfer unterstützt, zum Sturm an.

Der Angriff führte den Feind nach und nach in hin- und herwogendem Kampf bis zu 1 Kilometer tief in unsere Abwehrzone hinein; auf Passchendaele und Gheluvelt zu drang der Gegner zeitweise weiter vor. Westlich von Passchendaele brängte ihn unter Gegenangriff zurück, nördlich der Straße Menin—Ypern blieb ein Teil des Geländes in seiner Hand. In allen anderen Abschnitten des Schlachtfeldes wurden die Engländer unter den schwersten Verlusten bis zum Spätnachmittage durch zähes, heldenmütiges Ringen unserer Truppen in das Trichterfeld unseres Kampfsitzens zurückgeworfen, über das hinaus abends neu ins Feuer geführte Verstärkungen des Feindes nichts mehr an Boden zu gewinnen vermochten. Die in der Kampfzone liegenden Ortschaften sind sämtlich in unserem Besitz. Heute morgen haben die Engländer den Kampf bisher nicht wieder aufgenommen. Wie in den früheren Schlachten in Flandern haben Fußtruppen und Truppen das Höchste geleistet. Bei den anderen Armeen der Westfront, im Osten und auf dem Balkan keine besonderen Ereignisse. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. September. — Ein italienischer Angriff gegen unsere Stellungen wurde durch die tapfere Besatzung bei vorrückender Unterstützung der Artillerie im Nahkampf abgeschlagen. Nebst erheblichen blutigen Verlusten büßte der Feind hier 4 Offiziere und über 100 Mann an Gefangenen ein. Sonst auf allen Kriegsschauplätzen keine besonderen Ereignisse.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 21. September. — Mazedonische Front: Westlich und östlich des Prespases ziemlich heftiges, zeitweise unterbrochenes Störungsfeuer. Nördlich von Bitolia, auf der Höhe 1248 gegen Abend lebhafteres Artilleriefeuer. Im Cernabogen mehrfach kurzes, aber lebhaftes Trommelfeuer. In der Moglenagegend wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch unser Feuer zerstreut. Südlich von Dojran etwas lebhafteres Störungsfeuer. An der unteren Struma Patrouillentätigkeit.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 21. September. — Lebhaftere Artillerietätigkeit an der Sinaifront. Sonst nichts Wesentliches.

Jakobstadt erobert.

Großes Hauptquartier, 22. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nach heftigen Feuerkämpfen, denen nur bei St. Julien ergebnislose Teilangriffe des Feindes folgten, flaute gestern vormittag der Feuerkampf an der flandrischen Front ab. Von Mittag an steigerte er sich an der Küste und von der Yser bis zur Deule wieder zu großer Heftigkeit. 6 Uhr abends setzte von Langemark bis Hollebeke schlagartig stärkstes Trommelfeuer von einstündiger Dauer ein. Im Anschluß daran ging englische Infanterie an vielen Stellen der Front wieder zum Angriff über. Wo zwischen den Bahnen Boesinghe—Staden und Ypern—Roulers der feindliche Ansturm in der verheerenden Abwehrwirkung unserer Artillerie zur Durchsührung kam, wurde er im Nahkampf zurückgeschlagen. Weiter südlich bis zum Kanal bei Hollebeke brach die Wucht unseres Vernichtungsfeuers den feindlichen Angriffswillen; nur vereinzelt kamen englische Sturmtruppen aus ihren Trichterstellungen heraus; sie wurden abgewiesen. Heute früh entspannen sich nach neuer Feuersteigerung örtliche Infanteriekämpfe, die durchweg für uns günstig verliefen. Bei den anderen Armeen der Westfront herrschte fast überall geringe Gefechtsfähigkeit. An den Kämpfen in Flandern hatten die Flieger hervorragenden Anteil. In den beiden letzten Tagen wurden 39 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone abgeschossen; 3 unserer Flieger sind abgestürzt. Oberleutnant Schleich errang seinen 21. und 22. Luftsieg. Leutnant von Bülow schoß seinen 21. Gegner, Leutnant Wülhoff und Leutnant Adam schoßen je 2 feindliche Flieger ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Auf dem Westufer der Düna gelang es den unter Befehl des Generalleutnants Graf von Schmeltow (Egon) stehenden Divisionen durch wohl vorbereiteten und kraftvoll durchgeführten Angriff, die russischen Stellungen nordwestlich von Jakobstadt zu durchbrechen. Ausgezeichnete Artillerie- und Minenwerferwirkung bahnte den Weg für die Infanterie, die von den Fliegern unter Führung des Rittmeisters Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen trotz ungünstigster Witterung sehr gut unterstützt wurde. In ungestümem Stolz wurde der Feind gegen den Fluß zurückgeworfen; er gab unter dem Druck unserer Truppen den 40 Kilometer breiten und etwa 10 Kilometer tiefen Brückenkopf auf dem Westufer der Düna auf und flüchtete eilends auf das östliche Ufer. Jakobstadt ist in unserer Hand! Bisher sind mehr als 4000 Russen gefangen, über 50 Geschütze als Beute gemeldet. — Mazedonische Front: Im Berggelände zwischen Ohridasee und Skumbitall griffen starke französische Kräfte an. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen warfen in hartem Kampf den Feind zurück. (W. T. B.)

Sarrail abgewiesen.

Wien, 22. September. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Westlich vom Ohridasee haben österreichisch-ungarische

und deutsche Truppen einen starken französischen Angriff in schwerem Kampfe abgewiesen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei den österreichisch-ungarischen Truppen keine besonderen Ereignisse.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 22. September. — Mazedonische Front: Östlich vom Prespase und nördlich von Bitolia lebhaftes Artilleriefeuer. Im Cernabogen bei dem Dorfe Makovo Trommelfeuer. Deutsche Sturmtruppen drangen in die feindlichen Gräben ein und brachten französische und italienische Gefangene zurück. In der Gegend von Moglena bei dem Dorfe Nante wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Feuer verjagt. Südlich von Dojran lebhaftes Feuer. An der unteren Struma Patrouillentätigkeit. — Rumänische Front: Bei Tulcea, Jaceca und Galatz Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 22. September. — Kaukasusfront: Am linken Flügel leichtes Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. — Sinaifront: Das Feuer unserer schweren Artillerie brachte ein feindliches Munitionsdepot zur Explosion.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 23. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ein englischer Monitor beschloß mit Fliegerbeobachtung gestern morgen Ostende. Einige Granaten trafen die Kathedrale, in der Frühmesse gehalten wurde. 7 Belgier wurden getötet, 24 schwer verwundet. Der Monitor wurde durch Feuer unserer Küstenbatterien vertrieben. An der flandrischen Landfront blieb das Artilleriefeuer nach Abschluß der örtlichen Frühkämpfe wechselnd stark. Gegen Abend verdichtete sich die feindliche Wirkung wieder nördlich von Ypern zum Trommelfeuer. Es folgten starke Teilangriffe der Engländer südöstlich von St. Julien; der Feind wurde zurückgeworfen. Nachts bei nachlassendem Feuer keine Infanterietätigkeit. Eine bei Mouchy, südöstlich von Arras, nach heftigem Feuerstoß in unsere Gräben dringende englische Kompanie wurde im Nahkampf vertrieben. Bei Vorfeldgefechten südlich der Straße Cambrai—Bapaume sowie an der Somme und Oise blieben Gefangene in unserer Hand. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Entlang der Aisne, am Brimont und in einigen Abschnitten der Champagne kam es zeitweilig zu lebhafter Kampftätigkeit der Artillerien. Bei zahlreichen Erkundungsvorstößen, die vielfach unsere Sturmtruppen bis in die hinteren Linien der französischen Kampfanlagen führten, konnten Gefangene gemacht werden, obwohl der Feind fast überall flüchtete. Unsere Grabenbesatzungen wiesen an einigen Stellen französische Aufklärer ab. Vor Verdun schwoll nachmittags das Feuer zu größerer Stärke an. — Die Gegner verloren gestern 14 Flugzeuge und 1 Fesselballon. Oberleutnant Berthold errang den 23. Luftsieg, Vizefeldwebel Thom schoß wiederum 2 feindliche Flieger im Luftkampf ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Im Brückenkopf von Jakobstadt wurde in den hastig verlassenen russischen Stellungen umfangreiches Kriegsgüterdepot vorgefunden. Unsere Truppen haben die Düna von Lwenhof bis Stockmannshof überall erreicht. In Pinsk entstanden durch russische Beschießung Brände. — Mazedonische Front: Bei großer Hitze — in der Sonne bis 65 Grad — fanden Gefechtsabhandlungen nur westlich des Ohridasees statt. Dort wurde den Franzosen eine Höhe bei Kreopa durch deutsche und österreichisch-ungarische Truppen im Sturm entzissen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Bukowina wurden feindliche Aufklärungsabteilungen abgewiesen. Sonst nur geringe Gefechtsfähigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Südtail der Hochfläche von Bainizza und der Monte San Gabriele standen unter lebhaftem Artilleriefeuer. Südöstlicher Kriegsschauplatz: Im Skumbigebiet haben wir die Franzosen von einer Höhe verdrängt. Einer scheinbar geführten österreichisch-ungarischen Abteilung gelang es, hinter die feindlichen Linien vorzudringen und dort eine stärkere Reserve zu zerstreuen.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 23. September. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und auf dem Dobro Polje lebhaftes Feuer. Östlich der Cerna geglückte Unternehmen unserer Erkundungsabteilungen. Südlich von Huma und südlich von Dojran ziemlich lebhaftes Artilleriefeuer. Ein feindliches Schiff beschloß erfolglos von der Bucht von Orfano aus unsere Stellungen an der Strumamündung. — Rumänische Front: Eine feindliche Erkundungsabteilung versuchte sich unserm Ufer bei Tulcea zu nähern, wurde aber verjagt.

Erfolge am Euphrat.

Konstantinopel, 23. September. — Euphratfront: In der Nacht vom 22. zum 23. September führten unsere Truppen einen Überfall gegen ein vormaligierendes feindliches Infanteriebataillon aus. In dreistündigem Kampfe wurde das feindliche Bataillon

vollständig aufgerieben; der flüchtende Rest kürzte sich in den Fluß und ertrank. 10 verwundete Gefangene fielen in unsere Hände, sowie die gesamten Gewehre und die Ausrüstung des Bataillons. — Kaukasusfront: An der Front Patrouillen-kämpfe zu unseren Gunsten. Einer unserer Kampfflieger zwang im Luftkampf mit zwei feindlichen Fliegern den einen von ihnen zum Niedergehen hinter den feindlichen Linien. — An den übrigen Fronten keine wesentlichen Ereignisse.

Die Beute von Jakobstadt.

Großes Hauptquartier, 24. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern erreichte der Artilleriekampf nachmittags an der Küste und vom Walde von Houthoult bis Westhoek wieder große Stärke. An der Schlachtfrent blieb die Kampftätigkeit auch nachts und am frühen Morgen geheimer, ohne daß bisher neue englische Angriffe erfolgten. Gute Wirkung unserer artilleristischen Abwehr ließ sich am Verhalten der von uns beschossenen Batterien und an der Vernichtung zahlreicher Munitionshäufel feststellen. Bei Lens und bei St. Quentin, an dessen Kathedrale die Franzosen durch neue Beschießung ihr Verfürungswerk fortsetzten, lebte die Feuerfähigkeit auf. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In mehreren Abschnitten der Aisnefront und der Champagne schwoll mehrfach das Feuer zu großer Heftigkeit an. Bei Erkundungsgefechten hatte der Gegner Verluste. Vor Verdun war der Feuerkampf nachmittags und während der Nacht sehr lebhaft. Auch heute morgen herrschte rege Gefechtsfähigkeit auf dem Ostufer der Maas. — 14 feindliche Flugzeuge sind abgeschossen worden. Leutnant Wülhoff errang den 20. Luftsieg, Leutnant Kissenherth brachte 2 Gegner im Luftkampf zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Unter der im Brückenkopf von Jakobstadt eingebrachten Beute von 55 Geschützen befinden sich eine bespannte Batterie und 5 schwere Geschütze von 26 bis 28 Zentimeter Kaliber. In der Stadt selbst fielen reichliche Vorräte, auch an Brot und Mehl, in unsere Hand. Nördlich von Baranowitsch und westlich von Luck entfaltete die russische Artillerie lebhaftes Lätigkeit. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackenfen: In den Bergen nordwestlich von Sociani und am Sereth vielach rege Feuerfähigkeit und Vorfeldgefechte. Bahnhof Galatz wurde mit beobachtetem Erfolg beschossen. (W. T. B.)

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 24. September. — Mazedonische Front: Auf der Perister (?) Planina lebhaftes Artilleriefeuer. Bulgarische Erkundungsgruppen warfen vorgeschobene feindliche Abteilungen zurück und brachten mehrere Gewehre und anderes Kriegsmaterial ein. Östlich von Cerna und in der Gegend von Moglena stellenweise lebhafteres Feuer. Feindliche Erkundungsabteilungen wurden verjagt. Südlich von Dojran mehrere Feuerstöße. An der übrigen Front schwaches Störungsfeuer. — Rumänische Front: Auf Tulcea Serstörungsfeuer seitens des Feindes. Bei Jaceca und Galatz mäßiges Artilleriefeuer.

Fliegerangriff auf England.

Großes Hauptquartier, 25. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die von unserer Artillerie häufig durchgeführte Bekämpfung der gegnerischen Batterien erzwang zeitweilig ein beträchtliches Nachlassen des feindlichen Feuers an der flandrischen Schlachtfrent. Einzelnen starken Feuerwellen folgten keine Angriffe der Engländer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: An der Aisne und in der Champagne vorübergehende Feuersteigerungen und Erkundungsgefechte, die uns Gefangene und Beute einbrachten. Auf dem Ostufer der Maas spielten sich zwischen der Straße Vacherauville—Chamont und Maucourt bei heftiger Artillerietätigkeit örtliche Infanteriekämpfe ab. Südlich von Beaumont entzissen unsere Truppen den Franzosen Gräben in 400 Meter Breite und hielten sie gegen mehrere Gegenstöße. Im Chaumewalde kam es zu erbitterten Nahkämpfen, welche die Lage nicht änderten. Bei Bezonaug hatte ein Vorstoß in die feindlichen Linien vollen Erfolg. Im ganzen wurden den Franzosen über 350 Gefangene abgenommen. Nachts brach ein Sturmtrupp bei Malancourt in die feindliche Stellung ein und kehrte mit einer Anzahl Gefangener zurück. — Gestern abend griffen unsere Flieger England an. Auf militärische Bauten und Speicher im Herzen von London, auf Dover, Southend, Chatham und Sheerness wurden Bomben abgeworfen. Brände bezeichneten die Wirkung. Alle Flugzeuge kehrten unverletzt zurück. Auch Dänkirchen wurde mit Bomben belegt. Die Gegner verloren 13 Flugzeuge. Oberleutnant Schleich errang den 22. und 23., Leutnant Wülhoff den 21. Luftsieg. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Stellenweise Vorfeldkämpfe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Monzo stärkeres feindliches Artilleriefeuer und lebhaftere Flügeltätigkeit. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In Albanien erfolgreiche Bandenkämpfe.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 25. September. — Mazedonische Front: Im Cernabogen und westlich vom Dojransee lebhafteres Artilleriefeuer. An der ganzen Front lebhafteste Fliegertätigkeit. Ein feindliches Flugzeug wurde von unserm Feuer getroffen und zur Landung hinter den feindlichen Linien südöstlich vom Dojransee gezwungen. — Rumänische Front: Bei Mahmudia und Tulcea Artilleriefeuer. Unsere Artillerie beschloß Galatz und rief Explosionen und einen großen Brand im Bahnhof von Galatz hervor.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. September. — Kaukasusfront: Im rechten Flügelabschnitt und im Zentrum wurden Angriffe kleiner feindlicher Abteilungen zurückgeschlagen. Im Zentrum führten unsere Truppen einen Angriff gegen die feindlichen Stellungen durch. Es gelang hierbei, unsere Linien in einer Breite von 25 Kilometern 4 Kilometer weit vorzudringen. — Im Ägäischen Meer belegte eines unserer Flugzeuge den Hafen von Klokida auf Chios wirkungsvoll mit Bomben. — Von den übrigen Fronten sind keine besonderen Ereignisse gemeldet.

Neuer Fliegerangriff gegen England.

Großes Hauptquartier, 26. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Schlachtfrent in Flandern ist seit gestern der Feuerkampf von neuem stark aufgelebt. Morgens nahmen unsere Truppen einen Teil des am 20. September nördlich der Straße Menin—Ypern verlorenen Geländes durch kraftvollen Ansturm wieder. Unter englischer Zusammenfassung ihres Feuers und großem Kräfte-Einsatz versuchten die Engländer durch viermalige heftige Gegenangriffe uns wieder zurückzudrängen. Der Feind wurde abgeschlagen, das zwischen Poligonwald und der großen Straße erkämpfte Gelände von uns behauptet. Außer blutigen Verlusten büßten die Engländer über 250 Gefangene ein. Abends steigerte sich das Feuer an der Küste, wo wieder Ostende von See und Land aus beschossen wurde, und von der Yser bis zur Ens. Nach starkem Feuer während der Nacht schwoll heute morgen die Artilleriewirkung vom Houthoult Wald bis zum Kanal Comines—Ypern zum Trommelfeuer an. Auf dem größten Teil dieser Front legten dann englische Infanterie-Angriffe ein. Die Schlacht ist in vollem Gange. Im Artois und beiderseits von St. Quentin nahm die Feuerfähigkeit vielfach zu. Abends griffen die Engländer bei Gonnelien an und brangen vorübergehend in unsere Linien. Gegenstöße vertreiben den Feind. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In mehreren Abschnitten der Aisne- und Champagnefront lag lebhaftes Feuer auf unseren Stellungen und Batterien, die den Kampf kräftig aufnahmen. Erkundungsgefechte verliefen für uns günstig. Vor Verdun schwoll zeitweilig der Feuerkampf auf dem Ostufer der Maas zu großer Heftigkeit an. Südlich von Beaumont machten die Franzosen auf die kurzlich von uns dort genommenen Gräben einen vergeblichen Angriff. — Unsere Flieger griffen abends erneut London und die englischen Küstenplätze beiderseits des Kanals an. Bombenwürfe auf Ramsgate, Margate, Dover, sowie auf Boulogne, Calais, Gravelines und Dänkirchen hatten erkannte Brandwirkung. Eins unserer Flugzeuge ist nicht zurückgekehrt. Über Land verloren die Gegner gestern 15 Flugzeuge. Oberleutnant Berthold brachte seinen 24. Gegner im Luftkampf zum Absturz. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Bei Jakobstadt, am Drnsjathsee, westlich Luck und bei Tarnopol war die russische Artillerie tätiger als in letzter Zeit. — Front des Generalfeldmarschalls Joseph: Südlich des Sereth brachen deutsche Sturmtruppen bis in die hinteren Linien der russischen Stellung ein. Sie kehrten nach Zerstörung der feindlichen Grabenanlagen mit mehr als 150 Gefangenen und mehreren Maschinengewehren zurück. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. September. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Sereth brachten deutsche Truppen von einer bis zu den rückwärtigen feindlichen Linien durchgeführten Unternehmung über 150 Gefangene und mehrere Maschinengewehre ein. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf dem Monte San Gabriele und bei Kal wurden feindliche Aufklärungsabteilungen zurückgewiesen. Im Tonale-Abschnitt und westlich von Tolmei brachten unsere Stoßtruppen Gefangene ein. Die Flügeltätigkeit war am Monzo, dann zwischen dem Etsch- und Suganatal sehr lebhaft. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nur mäßige Artillerietätigkeit.

Feindliche Kavallerie am Euphrat vernichtet.

Konstantinopel, 26. September. — Euphratfront: In einem Patrouillengefechte wurde eine feindliche Kavallerie-Abteilung vollkommen vernichtet. — Sinaifront: Am rechten Flügel vermehrte Artillerietätigkeit. — Kaukasusfront: Am rechten Flügelabschnitt wurde der Gegner, der in Stärke von 2 Kompagnien einen Überfallversuch gegen unsere Gräben machte, durch unser Feuer zurückgeworfen. An den übrigen Fronten keine Ereignisse von Bedeutung.

Großkampftag in der Schlacht in Flandern.

Großes Hauptquartier, 27. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Schlacht in Flandern hat gestern vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein ununterbrochen gelobt; in Kleinkämpfen setzte sie sich bis zum Morgen fort. Wieder hat die kampfbewährte 4. Armee dem britischen Ansturm getrotzt; Truppen aller deutschen Gauen haben Anteil an dem Erfolg des Tages, der dem Feinde noch geringeren Geländegewinn brachte, als der 20. September. Trommelfeuer unerbittlicher Wucht leitete die Angriffe ein, hinter einer Wand von Staub und Rauch brach die englische Infanterie zwischen Mangelare und Hollebeke vor, vielfach von Panzerwagen begleitet. Der helderliche Kampf von Langemarck mehrmals anstürmende Feinde wurde stets durch Feuer und im Nahkampf abgeschlagen. Von der Gegend östlich von St. Julien bis zur Straße Menin-Neper gelang den Engländern bis zu 1 Kilometer tief der Einbruch in unsere Abwehrzone, in der dann tagsüber sich erbitterte, wechselvolle Kämpfe abspielten. Durch Verlegen seiner artilleristischen Massenwirkung suchte der Feind das Vorziehen und Eingreifen unserer Reserven zu hemmen. Die eiserne Willenskraft unserer Regimenter brach sich durch die Gewalt des Feuers Bahn, der Gegner wurde in frischem Anlauf an vielen Stellen zurückgeworfen. Besonders hartnäckig wurde an den von Sonnebeke westwärts ausstrahlenden Straßen und am Abend um Gheluwelt gerungen. Das Dorf blieb in unserem Besitz. Weiter südlich, bis an den Kanal Comines-Neper, brachen wiederholte Stürme der Engländer ergebnislos und verlustreich zusammen. Der Feind hat bisher keine Angriffe nicht erneuert. Mindestens 12 englische Divisionen waren in Front eingesetzt; sie haben die Festigkeit unserer Abwehr nicht erschüttert. In den übrigen Abschnitten der flandrischen Front und im Artois steigerte sich nur vorübergehend die Feuerstärke. Die Beschließung von Ostende in der Nacht vom 25. zum 26. September forderte außer Gebäudeschaden auch von der Bevölkerung Opfer. 14 Belgier sind getötet, 25 schwer verletzt worden. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons, in den mittleren Abschnitten des Chemin-des-Dames und auf dem Ostufer der Maas blieb die Kampfstärke der Artillerien lebhaft; es kam nur zu örtlichen Vorfeldgefechten. — 17 feindliche Flugzeuge sind gestern abgeschossen worden. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Bei Dünaburg, am Haroczele, südwestlich von Luck sowie in Teilen der Karpatenfront, der rumänischen Ebene und an der unteren Donau auflebendes Feuer. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. September. — Ostlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend östlich von Radautz lebte das feindliche Artilleriefeuer zeitweise auf. Italienischer Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe von Boroedie wurden durch Sieger und Abwehrfeuer 3 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht. — Im Tonalgebiet gelangten Hochgebirgspatrouillen hinter die feindliche Front, sprengten dort 2 Seilbahnstationen, zerstörten mehrere Magazine und kehrten ohne Verluste mit Gefangenen zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Keine größeren Kampfhandlungen. (W. T. B.)

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 27. September. — Kaukasusfront: Überfallsversuche kleinerer feindlicher Abteilungen scheiterten. Im übrigen nur Patrouillenkämpfe. — Sinaifront: Eine unserer Patrouillen drang bis zum feindlichen Graben vor und erbeutete Material und Schanzzeug. — Euphratfront: Eine feindliche Kavallerieabteilung, die sich unseren Stellungen näherte, zog sich im Feuer unter Verlusten zurück. — Von den übrigen Fronten keine besonderen Ereignisse.

Englische Teilangriffe bei Grezenberg.

Großes Hauptquartier, 28. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Schlachtfeld in Flandern steigerte sich von mittags an der Feuerkampftätigkeit. Abends lag Trommelfeuer auf dem Gelände östlich von Neper. Dort schritten die Engländer zu starken Teilangriffen nordöstlich von Grezenberg und an der Straße nach Menin. Auf beiden Angriffsfeldern wurden sie durch Feuer und im Nahkampf zurückgeworfen; am Wege Neper-Paschendaale liegt der Feind noch in einigen Trichtern unserer Frontlinie. An der Küste war abends die Artillerietätigkeit lebhaft; auch in mehreren Abschnitten der Front im Artois nahm sie zeitweilig zu. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordlich der Aisne und in der Champagne schränkten sich die Sicht und Strichregen die Gefechtsstärke tagsüber ein; abends lebte sie auf. An mehreren Stellen hatten unsere Erkundungen guten Erfolg. Vor Verdun wurde nachmittags der Artilleriekampf stark. Auf erfolgreichem Kampfflugen schloß in den letzten Tagen Oberleutnant Berthold seinen 25., Leutnant Wülhoff den 22. und Leutnant von Bülow den 21. Gegner ab. Oberleutnant Waldhausen gelang es gestern, 1 Flugzeug und 2 Festballone zum Absturz zu bringen. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Nur in wenigen Abschnitten zwischen Ostsee und Schwarzen Meer erhob sich die

beiderseitige Feuerstärke über das gewöhnliche Maß. — Mazedonische Front: Aufklärergeplänkel im Shumbi- und Strumatal; stärkeres Feuer nur im Becken von Monastir und südwestlich des Dojransees. (W. T. B.)

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 29. September. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der flandrischen Küste und zwischen Houthouster Wald und Lys wechselte die Kampfstärke der Artillerien in ihrer Stärke. Heftigem Trommelfeuer in den Abendstunden östlich von Neper folgten nur bei Sonnebeke englische Teilangriffe; sie wurden abgewiesen. Am Weg Neper-Paschendaale wurde der Feind aus der Trichterlinie, die er dort noch hielt, geworfen. Im Überichwemmungsgebiet der Neper brachten unsere Erkunder von Zusammenstoßen mit Belgien Gefangene zurück. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons und vor Verdun verstärkte sich der Feuerkampf zeitweilig beträchtlich; er blieb an der Maas auch nachts lebhaft. Mehrere Vorfeldgefechte, die unsere Sturmtruppen in die französischen Stellungen führten, hatten vollen Erfolg. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Bei Bisse im Sundgau blieben bei einem französischen Vorstoß einige Gefangene in unserer Hand. — London und mehrere Orte an der englischen Südküste wurden von unseren Fliegern mit Bomben angegriffen. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die meist geringe Gefechtsstärke steigerte sich nur vorübergehend bei Erkundungsunternehmen nördlich der Düna, westlich von Luck und am Öbruc. — Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Russische Abteilungen, die in Kähnen über den Sereth und den St. Georgsarm der Donau gesetzt waren, wurden durch schnellen Gegenstoß vertrieben. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. September. — Ereignisse zur See: In Erwiderung eines Angriffs, den ein feindliches Luftschiff am 18. September abends gegen Lussin Piccolo unternommen hatte, ohne auch nur den geringsten Schaden anzurichten, suchte am 27. September abends eine Abteilung unserer Seeflugzeuge die Luftschiffanlage von Jesi bei Ancona auf, die schon im September 1916 mit einem in der Halle vertäuten Luftschiff durch unsere Seeflieger zerstört, vom Gegner aber wieder in Betrieb gesetzt worden ist. Auch diesmal war unseren Seefliegern ein voller Erfolg beschieden. Die Luftschiffhalle wurde getroffen. Das in der Halle befindliche Luftschiff explodierte mit 150 Meter hoher Stichflamme. Die Explosion wurde von den anderen Flugzeugen bis auf 20 Seemeilen Entfernung wahrgenommen. Alle unsere Flugzeuge sind wohlbehalten zurückgekehrt. Einem zur gleichen Zeit von einigen feindlichen Flugzeugen unternommenen Angriff auf die Umgebung von Pola und auf Parenzo blieb jedweder Erfolg verfehlt. Am 28. September vormittags belegten feindliche Flugzeuge in der Südadria eines unserer Seehospitalsschiffe, das mit allen vorgeschriebenen Kennzeichen als solches versehen war, wirkungslos mit Bomben. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Nordhang des Monte San Gabriele lebte die Kampfstärke beträchtlich auf. Am Chiasso in den Judikarien wurden angreifende Italiener durch unsere Sicherungstruppen zurückgeworfen.

Abermals ein Fliegerangriff auf England.

Großes Hauptquartier, 30. September. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei ungünstiger Sicht blieb bei allen Armeen die Gefechtsstärke geringer als an den Vortagen. In Flandern war der Artilleriekampf an der Küste und abends von der Neper bis zum Kanal Comines-Neper stark. Vorstoßende englische Erkundungsabteilungen wurden an mehreren Stellen abgewiesen. Vor Verdun war, von vorübergehender Feuersteigerung abgesehen, die Kampfstärke mäßig. — Unsere Flieger griffen erneut die Docks und Speicher in London sowie Ramsgate, Sheernez, Margate an. Wirkung der Bomben war an Bränden erkennbar. Die Flugzeuge sind sämtlich unbeschädigt zurückgekehrt. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Keine größeren Kampfhandlungen. — Mazedonische Front: Zwischen Ohridasee und Cerna war das Feuer lebhafter als sonst. (W. T. B.)

Eine neue italienische Offensive.

Wien, 30. September. Italienischer Kriegsschauplatz: Der Südtail der Hochfläche von Bainsizza — heiliger Gek. und der Monte San Gabriele wurden gestern wieder zum Schauplatz erbitterter Kämpfe. Die Italiener drangen nirgends durch.

Eine Schlacht an der Euphratfront.

Konstantinopel, 30. September. — Kaukasusfront: An einzelnen Stellen der Front beiderseitige Feuerstärke. — Sinaifront: Beiderseitig heftiges Artilleriefeuer und Fliegerstärke. Im Luftkampf wurde ein feindliches Flugzeug zum Niedergehen hinter den feindlichen Stellungen gezwungen. Zwei andere entkamen durch die Flucht. — Euphratfront: Bei Tagesanbruch des 28. September beschloß der Feind mehrere Stunden lang mit verschiedenem Kaliber die Stellungen, die unsere vordersten Vor-

truppen bereits geräumt hatten. Anschließend versuchte der Gegner mit 6 Bataillonen vorzugehen. Das Gefecht dauerte noch an. Während dieser Kämpfe wurden 4 feindliche Flieger durch unser Feuer von der Erde aus zum Landen hinter den eigenen Linien gezwungen. — Von den übrigen Fronten sind keine Ereignisse gemeldet.

Fliegerangriff auf London.

Großes Hauptquartier, 1. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern war der Artilleriekampf an der Küste und im Bogen um Neper vom Mittag an stark; er blieb auch nachts lebhaft. Englische und französische Flieger haben in letzter Zeit im belgischen Gebiet durch Bombenabwurf erheblichen Sachschaden verursacht. Die Angriffe forderten unter der Zivilbevölkerung zahlreiche Opfer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Längs der Aisne, nordöstlich von Reims und in der Champagne lebte die Feuerstärke auf, meist in Verbindung mit Erkundungsgefechten, die uns Gefangene einbrachten. Vor Verdun hielt sich die Kampfstärke in mäßigen Grenzen. — Unsere Flieger warfen wiederum auf die militärischen Bauten und Speicher im Innern Londons Bomben ab. Zahlreiche Brände kennzeichneten diesen Angriff als besonders wirksam. Andere Flugzeuge griffen Margate und Dover erfolgreich an. Sämtliche Flugzeuge sind unverletzt zurückgekehrt. 14 feindliche Flieger sind gestern abgeschossen worden. Leutnant Gontermann errang seinen 37. und 38., Oberleutnant Berthold den 27. Sieg im Luftkampf. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Die Lage ist unverändert. Östliche Infanteriegefechte riefen in einzelnen Abschnitten vorübergehende Steigerung des Feuers hervor. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 1. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Frontfront erlitten die italienischen Infanterie-Angriffe. Bei Podlaka, auf der Hochfläche von Bainsizza, wurde ein feindlicher Vorstoß im Keime erstickt. Die Artilleriekämpfe dauern im Bereich des Monte San Gabriele und nordöstlich davon unverändert heftig an. Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Freiherrn von Conrad keine besonderen Ereignisse.

Ereignisse zur See.

Wien, 1. Oktober. Am Abend des 27. September hatten unsere Seeflugzeuge die Flugstation Brindisi und die in diesem Hafen liegenden Torpedo-Einheiten und U-Boote wirksam mit Bomben belegt. Die einwandfrei beobachtet werden konnte, erhielten eine Zerstörergruppe zwei schwere Bombentreffer und auch die übrigen Ziele gute Einschläge. Der gemeldeten erfolgreichen Unternehmung gegen die italienischen Luftschiffanlagen von Jesi vom 27. September folgte am 29. September abends ein von gleichem Erfolge gekrönter Angriff unserer Seeflieger gegen die Ballonhallen von Ferrara, dem wieder ein Luftschiff zum Opfer fiel, indem es durch zwei Bombentreffer auf die Halle mit riesiger Stichflamme verbrannte. Am selben Abend wurden auch die Fabrikanlagen von Pontelagoscuro wirkungsvoll mit Bomben belegt. Der Feind wiederholte am 28. und 29. September abends seine Fliegerangriffe bei Pola, die keinen nennenswerten Schaden militärischer oder privater Natur hervorriefen. Zwei Matrosen wurden verwundet. Eines der italienischen Flugzeuge wurde am 29. September von einem unserer Jagdflieger im Luftkampf über See brennend zum Absturz gebracht. Die Insassen, zwei italienische Leutnants, sind tot.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 1. Oktober. — In verschiedenen Abschnitten der mazedonischen Front Scharfschützen, das nur auf dem rechten Wardar etwas heftiger war. Mäßige Tätigkeit in der Luft im Wardartale und in der Ebene von Serres. — Rumänische Front: Spärliches Gewehrfeuer bei Tulcea und Jacea.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 1. Oktober. — Kaukasusfront: An zwei Stellen des rechten Flügelabschnittes scheiterten Unternehmungen feindlicher Kavallerieabteilungen in unserem Feuer.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 2. Oktober. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In der Mitte der flandrischen Front war der Artilleriekampf stark, zwischen Langemarck und Hollebeke mehrfach zu heftigen Trommelfeuern gesteigert. Morgens entziffen unsere Sturmtruppen den Engländern am Polgonovalde, nördlich der Straße Menin-Neper, in etwa 500 Meter Tiefe Kampfgelände, das gegen mehrmalige starke Gegenangriffe behauptet wurde. Außer erheblichen Verlusten büßte der Feind Gefangene ein. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons nahm die Kampfstärke der Artillerien zu. Vor Verdun war der Feuerkampf im Anschluß an ein erfolgreiches Unternehmen auf dem Ostufer der Maas lebhaft. Bei Begonvaux brachen morgens Infanterie-Stoßgruppen mit Pionieren bis in die hinteren Linien der fran-

zösischen Stellung, zerstörten dort die Grabenanlagen und kehrten mit mehr als 100 Gefangenen in die eigene Stellung befehlsgemäß zurück. (W. T. B.)

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 2. Oktober. Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Geschützfeuer, etwas lebhafter im Cernabogen. Feindliche Erkundungsabteilungen, die westlich vom Dojransee und an der Strumamündung gegen unsere Stellungen vorzudringen versuchten, wurden durch Feuer vertrieben. Im Wardar- und Strumatale lebhaftes Artilleriefeuer. — Rumänische Front: Bei Tulcea und westlich von Jacea Geschützfeuer. Eine feindliche Erkundungsabteilung, die an unsere Stellung südlich von Galaz heranzukommen versuchte, wurde durch Feuer vertrieben.

Schwere Verluste der Engländer am Euphrat.

Konstantinopel, 2. Oktober. — Kaukasusfront: Im rechten Flügelabschnitt scheiterte der Überfallsversuch einer feindlichen Kompanie in unserem Feuer. — Euphratfront: Der Gegner erlitt beim Angriff gegen unsere Vortruppen schwere Verluste, die ihn daran hinderten, nicht weiter vorzugehen. — Dialefront: Eine englische Abteilung, die über den Fluß setzen wollte, wurde durch unser Feuer vertrieben.

Sturmerfolg östlich der Maas.

Großes Hauptquartier, 3. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: An der Küste und zwischen Langemarck und Sandvoorde schwoll gestern der Artilleriekampf wieder zu großer Heftigkeit an, bei den mittleren Abschnitten der Schlachtfront auch zu stärksten Feuerstößen. Am Morgen mußte sich der Gegner erneut, aber vollg vergebens, das tags zuvor von uns nördlich der Straße Menin-Neper erkämpfte Gelände zurückzugewinnen. Alle seine Angriffe wurden blutig abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zu beiden Seiten der Straße Caon-Soissons entfalteten die Artillerien wieder lebhaftes Kampfstärke. Längs der Aisne, bei Reims und in der Champagne brachten uns Erkundungsvorstöße Gewinn an Gefangenen und Beute. Auf dem Ostufer der Maas gelang es gestern früh württembergischen Truppen, am Nordhang der Höhe 344, östlich von Samogneux, die französischen Gräben in 1200 Meter Breite im Sturm zu nehmen. Tagsüber führten die Franzosen 8 Gegenangriffe, um uns von dem oberen Boden zu verdrängen. Auch nachts setzte der zähe Gegner noch Anläufe an. In erbitterten Kämpfen wurden die Franzosen stets zurückgeschlagen; über 1500 Gefangene von 2 französischen Divisionen blieben in unserer Hand. Die blutigen Verluste des Feindes mehrten sich mit jedem vergeblichen Ansturm. Der Feuerkampf griff von dem Gefechtsfeld auch auf die benachbarten Frontteile über und blieb während des ganzen Tages und nachts über stark. — Die Bombenangriffe unserer Flieger in der Nacht vom 1. und 2. Oktober auf London, Margate, Sheernez, Dover hatten beobachtete gute Wirkung. Auch auf die englischen Häfen und Hauptverkehrspunkte in Nordfrankreich wurden mit erkanntem Erfolg zahlreiche Bomben abgeworfen. Leutnant Gontermann schloß den 39., Oberleutnant Berthold den 28. Gegner im Luftkampf ab. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Oktober. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz und in Albanien keine Ereignisse von Belang. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Gabriele-Abschnitt flammten gestern die Infanteriekämpfe neuerlich auf. Starke feindliche Kräfte stürmten gegen unsere Stellungen. Der Gewinn eines schmalen Grabenstücks am Westhang des Berges b.let für die Italiener das einzige Ergebnis ihrer verlustreichen Angriffe.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 3. Oktober. — Mazedonische Front: Auf der Front schwache Artillerietätigkeit, die etwas lebhafter zwischen Wardar und Dojransee war. Im Wardartal und an der Struma lebhaftes Fliegerstärke. — Rumänische Front: Das Artilleriefeuer war lebhafter bei Tulcea und östlich Galaz.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 3. Oktober. — Euphratfront: Vier feindliche Panzerautomobile versuchten gegen unsere Stellungen vorzugehen, wurden aber von unserem Feuer überrollt und zurückgetrieben. — Kaukasusfront: Zwei russische Kompanien, die im rechten Flügelabschnitt einen Handstreich gegen unsere Gräben unternahmen wollten, wurden durch unser Feuer unter Verlusten zurückgetrieben. — Sinaifront: An verschiedenen Stellen der Front lebte das Artilleriefeuer auf. Am linken Flügel kleinere Zusammenstöße mit feindlichen Kavalleriepatrouillen.

Die Schlacht in Flandern neu entbrannt.

Großes Hauptquartier, 4. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die gesteigerte Kampfstärke des Feindes in Flandern glich der an den Vor-

tagen; tief in das Gelände hinter unseren Stellungen reichendes und auf die belgischen Ortschaften gerichtetes starkes Störungsfeuer, gegen einzelne Abschnitte unserer Kampfzone in der Mitte der Schlachtfeldfront zu heftigster Wirkung in Feuerstößen zusammengefaßt. Die Nacht hindurch hielt vom Houthouster Walde bis zur Lys der gewaltige Artilleriekampf unvermindert an; heute morgen steigerte er sich zum Trommelfeuer. Mit dem Einsetzen starker englischer Angriffe im Bogen um Ypern ist die Schlacht in Ständen von neuem entbrannt. Bei den anderen Armeen war infolge schlechter Beobachtung die Gefechtsintensität tagsüber meist auf ein geringes Maß beschränkt; erst gegen Abend lebte sie auf. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Auf dem Ostufer der Maas setzte bei Einbruch der Dunkelheit verlagert stärkstes Feuer an der Höhe 344, östlich von Samogneux, ein. Tiefgegliedert brachen die Franzosen bald darauf zum Angriff vor, um die von uns dort gewonnenen Stellungen zurückzuerobern. Der Ansturm brach in der Abwehrwirkung unserer Artillerie und an der zähen Widerstandskraft der Württemberger verlustreich und ergebnislos zusammen. — Heeresgruppe Herzog Albrecht: Lebhafteste Artilleriekämpfe entspannten sich zeitweilig dicht westlich der Mosel und im Sundgau; Angriffe erfolgten dort nicht. Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Jakobstadt, Dünaburg und am Zbrucz sowie am Donauknie bei Galatz nahm die Feuerintensität vorübergehend zu; Erkundungsgeschehnisse verliefen an mehreren Stellen für uns erfolgreich. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe im Gabriele-Abchnitt liefen gestern nach. Der Vortag hat uns 6 italienische Offiziere, 407 Mann und 2 Ärzte als Gefangene eingebracht. Unsere Flieger schossen 3 feindliche Flugzeuge ab. An der Tiroler Front keine besonderen Ereignisse.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 4. Oktober. — Mazedonische Front: An der ganzen Front schwaches Artilleriefeuer, welches etwas lebhafter gegen Anbruch der Nacht wurde. In der Umgebung der Strumamündung westlich des Dojransees wurde eine feindliche Aufklärungsabteilung durch unser Feuer verjagt. Im Strumatal Patrouillentätigkeit. Südlich Serres schloß Leutnant Eschwege im Luftkampf den 16. Gegner ab. Ein feindliches Flugzeug fiel in Flammen hinter unsere Stellung. — Rumänische Front: Im Westen Tulcea und östlich Galatz Artilleriefeuer. Bei Jaceca wechselseitiges Gewehrfeuer zwischen den Posten.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. Oktober. — Sinaifront: An der ganzen Front heftiges Artilleriefeuer. Eine aus 30 Eskadronen Kavallerie, einem Bataillon Infanterie und zwei Batterien bestehende feindliche Abteilung versuchte am 2. Oktober ein Unternehmen gegen unseren linken Flügel, mußte sich jedoch am 3. Oktober wieder zurückziehen.

Großkampftag in Flandern.

Großes Hauptquartier, 5. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ein Schlachtag von seltener Schwere liegt hinter Führern und Truppen der 4. Armee; er wurde bestanden! Vom frühen Morgen bis in die Nacht währte das Ringen, das durch wiederholte englische Angriffe aus der Gegend nordwestlich von Langemarch bis südlich der Straße Menin-Ypern (15 Kilometer) immer von neuem entzündet wurde. Ununterbrochen wirkten die Artilleriemassen mit äußerster Leistung von Mann und Geschütz in das Gelände, auf dem sich die erbitterten, hin- und herwogenden Kämpfe der Infanterie abspielten. Brennpunkte der Schlacht waren Poelkapelle, die einzelnen Höfe 3 Kilometer westlich von Paschendale, die Wegkreuze östlich und südöstlich von Sonnebeke, die Waldstücke westlich von Becelaere und das Dorf Gheluvelt. Über diese Linie hinaus konnte der Feind zwar vorübergehend vordringen, doch sich unter der Wucht unserer Gegenangriffe nicht behaupten, obwohl er bis zum späten Abend dauernd frische Kräfte ins Feuer führte. Der Gewinn der Engländer beschränkt sich somit auf einen 1 bis 1½ Kilometer tiefen Streifen von Poelkapelle über die östlichen Ausläufer von Sonnebeke und längs der von dort nach Becelaere führenden Straße. Dies Dorf ist ebenso wie das heilkampftätige Gheluvelt voll in unserer Besitz. Die blutigen Verluste der englischen Divisionen — mindestens elf waren allein beim Frühangriff auf der Schlachtfeldfront eingeleitet — werden übereinstimmend als sehr hoch gemeldet. Das gute Zusammenwirken aller unserer Waffen brachte auch diesen gewaltigen Stoß der Engländer zum Zusammenbrechen vor dem Ziel, das dieses Mal nicht, wie behauptet werden wird, eng, sondern unzweifelhaft recht weit gesteckt war. Das Heldentum der deutschen Truppen in Flandern wird durch nichts übertroffen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Auf dem Ostufer der Maas führten die Franzosen abends einen neuen starken Angriff — den 12. binnen drei Tagen — am Nordhang der Höhe 344 östlich von Samogneux. Tagsüber bereitete heftiges Feuer, vor dem Vordringen zum Trommelfeuer gesteigert, den Sturm der französischen

Kräfte vor, die von den kampfbewährten Württembergern fast überall zurückgeschlagen wurden. An einzelnen Stellen wurden Gegenstöße erforderlich; sie brachten zahlreiche Gefangene in unsere Hand. — Mazedonische Front: Im Becken von Monastir und im Cernabogen war die Gefechtsintensität lebhafter als in den letzten Tagen.

Artilleriefeuer im Cernabogen.

Sofia, 5. Oktober. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwache Artillerietätigkeit, die etwas lebhafter östlich des Wardar war. Mehrere kurze Feuerorane im Cernabogen; im Strumatal Patrouillentätigkeit. Eine der Aufklärungsabteilungen wurde in der Nähe der Strumamündung durch Feuer verjagt. Im Tal des Wardar und des Struma lebhafteste Fliegerintensität. — Rumänische Front: In der Nähe von Tulcea und Jaceca und östlich Galatz Artilleriefeuer. Auf der Serethfront drangen unsere Aufklärungsabteilungen in die feindlichen Stellungen ein und kehrten mit Gefangenen und einem Maschinengewehr zurück.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 6. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Kampfgelände der flandrischen Front verstärkte sich das tags. der kräftige Störungsfeuer am Abend zu einzelnen Trommelfeuerwellen zwischen Poelkapelle und Gheluvelt. Englische Angriffe erfolgten nicht; vorstoßende Erkundungsabteilungen wurden zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons nahm abends die Artillerietätigkeit an Stärke und Plannahigkeit zu. Nordöstlich von Reims scheiterte ein französischer Vorstoß. Auf beiden Maasufnern brachen unsere Sturmtruppen bei Malancourt, Behincourt, Forges, Samogneux und Bezonsvaur in die feindlichen Stellungen ein und kehrten überall mit Gefangenen zurück. — Stürmische Witterung schränkte die Fliegerintensität ein; 5 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen. Leutnant Müller errang den 29. Luftsieg. — Mazedonische Front: Mehrfach bekämpften sich die Artillerien lebhafter als sonst. Östlich des Dojransees wurde der Angriff eines englischen Bataillons durch die bulgarischen Sicherungen abgewiesen. (W. T. B.)

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 6. Oktober. — Mazedonische Front: In der Gegend von Bitolia und im Cernabogen mehrfach kurzes orkanartiges Artilleriefeuer. Westlich des Wardar lebhafteres Artilleriefeuer. Ein feindliches Bataillon, welches östlich des Dojransees vordrang, wurde durch unser Feuer zurückgetrieben. An mehreren Stellen der Front wurden feindliche Aufklärungsabteilungen durch Feuer verjagt. In den Tälern des Wardar und des Prepsa lebhafteste Fliegerintensität. Wir schossen durch unser Artilleriefeuer eins der feindlichen Flugzeuge ab, das östlich des Dojransees herabstürzte. Rumänische Front: Bei Tulcea das übliche Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. Oktober. — Kaukasusfront: Im Zentrum scheiterte in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober ein von einem stärkeren feindlichen Detachement versuchter Handstreich in unserem Feuer. — Dialefront: Eine Unternehmung eines feindlichen Detachements in Stärke von 5 Eskadronen, die durch Artillerie verstärkt waren, wurde durch unsere Artillerie bereits im Kerne erstickt.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 7. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Regenfällen und Wind blieb die Gefechtsintensität bei fast allen Armeen gering. In Flandern lag starkes Störungsfeuer, durchsetzt mit einzelnen heftigen Feuerstößen, auf dem Kampffelde zwischen Poelkapelle und Sandvoorde. Vor Verdun lebte auf dem Ostufer der Maas die Feuerintensität zeitweilig auf. Erkundungsgeschehnisse liefen dort und in mehreren anderen Abschnitten vorübergehend eine Steigerung des beiderseitigen Feuers hervor. Die Auswertung von Lichtbildaufnahmen unserer Flieger bestätigt, daß unsere Bombenangriffe auf die Festung Dünkirchen starke Zerstörungen in mehreren Stadtvierteln, besonders an den Häfen, Speichern und Bahnanlagen verursacht haben. Empfindliche Hemmungen des englischen Nachschubes werden dadurch erreicht worden sein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nordöstlich von Riga, bei Dünaburg und am Zbrucz bekämpften sich mehrfach die Artillerien lebhaft. — Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph: In der Bukowina griffen die Russen unter Einsatz von Panzerkraftwagen unsere Stellungen bei St. Onufry und Wajshkoug an. Der Feind wurde durch Feuer abgewiesen, aus Wajshkoug durch Gegenstoß deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen vertrieben. Gefangene blieben in unserer Hand. — Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen lebte am unteren Sereth und bei Tulcea die Kampftätigkeit der Artillerien auf. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 7. Oktober. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Sereth in der Bukowina griff der Feind gestern nach starker Artillerievorbereitung an. Er wurde bei St. Onufry durch Feuer abgewiesen, bei Wajshkoug von österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen im Gegenstoß geworfen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Gabriele-Abchnitt beschränkten sich die Italiener auf Teilvorstöße; diese blieben erfolglos. Auf der Costabella holten Hochgebirgsabteilungen 21 Beraglieri aus den feindlichen Gräben.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 7. Oktober. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front geringe Artillerietätigkeit, die etwas lebhafter östlich der Prepsa, in der Gegend von Moglena und westlich des Dojransees war. — Rumänische Front: In der Nähe von Tulcea lebhaftes Artilleriefeuer. In der Nähe von Tulcea lebhaftes Artilleriefeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 7. Oktober. — Sinaifront: Am rechten Flügel schwoll das Artillerie- und Minenwerferfeuer zu noch größerer Heftigkeit an. In der Nacht vom 3. zum 4. Oktober versuchte der Feind in Stärke von zwei Kompagnien gegen unseren rechten Flügel vorzugehen, wurde aber durch unser Feuer zum schleunigen Rückzug gezwungen und von unseren Patrouillen verfolgt. Auch an verschiedenen anderen Stellen der ganzen Front hervorbrechende englische Patrouillen wurden durch unser Feuer zurückgetrieben.

Neue Kämpfe in Flandern.

Großes Hauptquartier, 8. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampftätigkeit in Flandern lebte gestern von Mittag bis zum Abend zwischen dem Houthouster Walde und der Straße Menin-Ypern erheblich auf. Starkes Trommelfeuer ging englischen Teilangriffen voran, die sich gegen einzelne Abschnitte der Kampffront entwickelten. Die vom Gegner angelegten Sturmtruppen kamen nirgends vorwärts; unsere Abwehrwirkung hielt sie im Trichterfeld nieder. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zu beiden Seiten der Straße Laon-Soissons wurde der Artilleriekampf zwischen dem Ailettegrunde und der Hochfläche südlich von Pargny mit großer Heftigkeit geführt. Abends stießen bei Dargailon mehrere französische Kompagnien vor; sie wurden durch Feuer zurückgewiesen. Östlich der Maas lag starkes Feuer auf unseren Stellungen und deren hintergelände zwischen Samogneux und Bezonsvaur. Die Wirkung unserer Artillerie unterband einen südwestlich von Beaumont sich vorbereitenden Angriff der Franzosen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. Oktober. — Am Jönzjo lebte an zahlreichen Stellen das Artilleriefeuer stärker auf. Besondere Steigerung erfuhr es auf der Hochfläche von Bainizza—Heiliger Geist. Zu Infanteriekämpfen kam es nur im Gabriele-Abchnitt, wo um Mitternacht italienische Vorstöße abgewiesen wurden.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 9. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Der Artilleriekampf in Flandern war trotz des klärenden, regnerischen Wetters stark zwischen dem Houthouster Walde und Sandvoorde. Abends sagte der Feind seine Wirkung zu heftigen Feuerstößen gegen einzelne Abschnitte zusammen. Nach unruhiger Nacht steigerte sich auf der ganzen Front die Artillerietätigkeit zum Trommelfeuer. Beiderseits der Bahn Staden-Boesinghe und nördlich der Straße Menin-Ypern brach englische Infanterie zum Angriff vor. Bei den übrigen Armeen kam es — abgesehen von tagsüber andauerndem Feuer nordöstlich von Soissons — nicht zu größeren Gefechts-handlungen. — Mazedonische Front: Lebhafteste Feuerintensität südwestlich des Dojransees, im Wardartale, am Dobro Polje und im Cernabogen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei Kal auf der Hochfläche von Bainizza—Heiliger Geist wurde gestern früh ein italienischer Angriff unter starken Feindverlusten abgeschlagen. 120 Gefangene und 7 Maschinengewehre blieben in unserer Hand. Bei Kostanjevica brachte ein erfolgreicher Unternehmen 180 Gefangene ein. — Albanien: Östlich von Valona wurde ein italienischer Übergangsversuch über die Vojsa vereitelt.

Die Schlacht in Flandern.

Großes Hauptquartier, 10. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Schlachtfeld in Flandern trafen gestern neben 11 britischen Divisionen wir der französischen Truppen in den Kampf. Die gewaltige Kraftanspannung der beiden verbündeten Westmächte erschöpfte sich in tagsüber während dem Ringen an der Standhaftigkeit unserer Flandernkämpfer. Die morgens nach stärkstem Trommel-

feuer vordringenden Angriffe bildeten die Einleitung zur Schlacht, die sich bei ununterbrochen heftigster Artilleriewirkung bis tief in die Nacht in fast 20 Kilometer Breite auf den Trichterfeldern zwischen Bijnboote und Gheluvelt abspielte. Die Gegner warfen immer neue Kräfte in den Kampf, die mehrmals, an einzelnen Stellen bis zu sechsmal, gegen unsere Linien anstürmten. Südlich des Houthouster Waldes gewann der Feind bei Draabank, Mangelaere, Veldhoek und am Bahnhof von Poelkapelle etwa 1500 Meter an Boden, bis ihn der Gegenstoß unserer Reserven traf und seinen Anfangserfolg beschränkte. Von Poelkapelle bis südlich von Gheluvelt haben unsere tapferen Truppen ihre Kampflinien fest in der Hand; die wiederholten feindlichen Angriffe gegen diese 15 Kilometer breite Front sind sämtlich unter den schwersten Verlusten zusammengebrochen. — Bei den anderen Armeen war die Gefechtsintensität gering; nur an der Aisne verstärkte sich der Feuerkampf. Südlich der Straße Laon-Soissons vorstoßende französische Kompagnien wurden abgewiesen. — Mazedonische Front: Südwestlich des Dojransees warfen die Bulgaren mehrere englische Abteilungen, die nach längerer Artillerievorbereitung angriffen, zurück. (W. T. B.)

Englisch-französische Niederlage bei Dojran.

Sofia, 10. Oktober. — Mazedonische Front: Mehrere Feuerorane nördlich von Bitolia. Etwas lebhafteres Artilleriefeuer im Cernabogen und westlich vom Wardar. Südlich der Stadt Dojran herrschte heftiges Artilleriefeuer des Feindes, das am 8. Oktober begann und während der Nacht und auch am Morgen des 9. Oktober anhielt. Nach einem längeren Trommelfeuer griff die feindliche Infanterie unsere Stellungen an zwei Punkten an. Der Angriff des Feindes wurde durch unser Artillerie- und Infanteriefeuer gebrochen. Nur einer kleinen Anzahl feindlicher Soldaten gelang es, vorübergehend Fuß in einem unserer vorgelagerten Gräben zu fassen, aber durch schweres Handgemenge wurden sie gänzlich vernichtet. Im allgemeinen sind die feindlichen Verluste ziemlich schwer und unsere äußerst gering. — Rumänische Front: Geringe Feuerintensität, die westlich Tulcea etwas lebhafter war.

Ergebnis der Luftkämpfe im September.

Großes Hauptquartier, 11. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im flandrischen Küstenabschnitt und zwischen Blankerke und Poelkapelle steigerte sich der Artilleriekampf nachmittags zu großer Stärke. Bei Draabank griffen die Franzosen erneut an, ohne einen Erfolg zu erzielen. Auf dem Kampffelde östlich von Ypern war das Feuer wechselnd stark; die Engländer griffen nicht an. Bei einer abends sich über Sonnebeke-Sandvoorde entwickelnden Luftschlacht, an der rund 80 Flugzeuge beteiligt waren, wurden 3 feindliche Flieger abgeschossen. Auf dem Ostufer der Maas entziffen nieder-rheinische und westfälische Bataillone nach wirkungsvoller Feuer-vorbereitung den Franzosen durch kraftvollen Ansturm wichtiges Gelände im Chaumewalde. Der Feind führte vier kräftige Gegenangriffe, die sämtlich verlustreich scheiterten. Mehr als 100 Gefangene und einige Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Auch südwestlich von Beaumont und bei Bezonsvaur hatten eigene Vorstöße in die französischen Linien vollen Erfolg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Das an mehreren Stellen der Front lebhafteste Störungsfeuer verstärkte sich zeitweilig in der rumänischen Ebene und bei Braila, das von den Russen besetzt wurde. Zur Vergeltung nahmen unsere Batterien Galatz unter Feuer, wo Brände ausbrachen. — Mazedonische Front: Lebhafteste Artillerietätigkeit in der Erge zwischen Ohrida und Prepsa, im Cernabogen und zwischen Wardar und Dojransee. Mehrfach vorstoßende Erkundungsabteilungen der Gegner wurden vertrieben. — Im September beträgt der Verlust der feindlichen Luft-kraftkräfte, an den deutschen Fronten 22 Fesselballone und 374 Flugzeuge, von denen 167 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgeschürzt sind. Wir haben im Kampf 82 Flugzeuge und 5 Fesselballone verloren. (W. T. B.)

Erfolge in Mazedonien.

Sofia, 11. Oktober. — Mazedonische Front: An mehreren Punkten der Front Artillerietätigkeit, die besonders im Cernabogen ein wenig lebhafter war. Starke feindliche Erkundungsabteilungen, die südlich der Dobro Polje und westlich des Dojransees sich unseren Stellungen zu nähern versuchten, wurden durch Feuer verjagt. Deutsche und bulgarische Sturmtruppen drangen bei Makovo und Lumniza in die feindlichen Stellungen und kehrten mit italienischen und griechischen Gefangenen zurück. Rumänische Front: Bei Tulcea und östlich Galatz Artilleriefeuer. Eine unserer Batterien schloß ein feindliches Depot in Galatz in Brand. Eine feindliche Abteilung, die versuchte, sich unserm Ufer bei Perkeich zu nähern, wurde durch Feuer verjagt. Östlich Tulcea lebhafteste Luftintensität. Unsere Artillerie traf ein feindliches Flugzeug, das nördlich Tulcea auf dem linken Ufer des St. Georg-Armes niederfiel.

Günstige Geschehnisse in Persien.

Konstantinopel, 11. Oktober. — Persien: Am Morgen des 8. Oktober griffen die Russen mit einer aus drei Bataillonen, einem

Kavallerieregiment und Artillerie bestehende Abteilung unsere Truppen in Persien an. Das Gefecht dauerte zu unsern Gunsten an. Unsere nördlich Remanabuz stehenden Truppen wurden ebenfalls von einer aus gemischten Waffen bestehenden russischen Abteilung angegriffen. Der Gegner wurde mit blutigen Verlusten zurückgeschlagen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 12. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Gestern beschränkte sich die Artillerietätigkeit in Flandern auf starken Feuerkampf im Küstenabschnitt und am Houthouster Walde. Während der Nacht lag starkes Wirkungsfeuer auf dem Kampfgebiet von der Eys bis zur Straße Menin—Nperu; es steigerte sich heute früh schlagartig zum Trommelfeuer. In breiten Abschnitten haben dann neue feindliche Angriffe eingesetzt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons und östlich der Maas schwoll die Kampftätigkeit der Artillerien zu großer Heftigkeit an. Bei Vaugailon stießen starke französische Erkundungstruppen vor; sie wurden abgewiesen. Östlich von Samogneux kam es zu örtlichen Grabenkämpfen am Osthang der Höhe 344. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Kiga und Böruc war die Gefechtsintensität lebhafter als in den Vortagen. Bei Zusammenstößen von Streifabteilungen fielen zahlreiche Gefangene in unsere Hand. — Mazedonische Front: Im Becken von Monastir und im Cernabogen bekämpften sich die beiderseitigen Batterien zeitweilig stark. Am rechten Wardar überführte der Angriff einer englischen Kompanie vor den bulgarischen Linien. (W. T. B.)

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 12. Oktober. — Persien: Der bereits gemeldete Kampf mit den Russen an der persischen Grenze verlief zu unsern Gunsten. Die Russen wurden zurückgeworfen. In der Gegend Remanabuz griffen die Russen die Stellungen unserer vorderen Postierungen an. Es gelang ihnen in diese Stellungen einzudringen, jedoch wurden sie in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober daraus wieder vollständig vertrieben. — Syrien: Am 9. Oktober erschienen ein feindlicher Hilfskreuzer und ein Torpedoboot vor Alegranrette. Ein von einem dieser Schiffe aufgestiegenes Flugzeug wurde durch unser Abwehrfeuer zum Niedergehen gezwungen. Führer und Beobachter stürzten ins Meer, die Trümmer des Flugzeuges wurden geborgen. Am 11. Oktober erschien auch ein anderes feindliches Flugzeug über Alegranrette, das ebenfalls durch unser Feuer von der Erde aus zum Niedergehen gezwungen wurde. Der Pilot fiel schwer, der Beobachter leicht verwundet in unsere Hand. Das Flugzeug ist in gebrauchsfähigem Zustande.

Die Schlacht in Flandern lebt auf.

Großes Hauptquartier, 13. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Schlacht in Flandern lebte nach kurzer Unterbrechung gestern von neuem auf. Diesmal führten die Engländer in schmalerer, etwa 10 Kilometer breiter Front zwischen den Straßen Langemark—Houthouster und Sonnebeke Morslebe die Angriffe; ihr Einsatz an artilleristischen Kampfmitteln war besonders stark. Nach mehrmaligen ergebnislosen Ansturm gelang es der englischen Infanterie, zwischen Bahnhof und Dorf Poelkapelle im Trichterfeld Gelände vorzukommen. In tagsüber andauernden, erbitterten Kämpfen waren unsere Truppen den Feind beiderseits des Pendsbeek zurück. Unsere Stellungen in und südlich von Poelkapelle wurden vormittags und mit frischen Kräften am Abend erneut vergeblich angegriffen. Starker Druck des Gegners richtete sich auf Paschendaale; auch hier mußten die Engländer sich mit einem schmalen Streifen unseres Vorfeldes begnügen. Der Ort ist in unserem Besitz. Östlich von Sonnebeke brachen die feindlichen Angriffe zusammen; auch bei Gheluvelt scheiterte ein starker Vorstoß. Im ganzen beträgt der mit schweren, blutigen Opfern vom Feinde erkaufte Gewinn an zwei Einbruchsstellen etwa 1/2 Kilometer Boden, überall sonst war kein Einsatz vergeblich. Die Nacht hindurch hielt der Artilleriekampf an; heute morgen steigerte er sich wieder zum Trommelfeuer zwischen der Eys und dem Kanal Comines—Nperu. Nach den vorliegenden Meldungen sind bisher keine neuen Angriffe erfolgt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In einigen Abschnitten der Aisnefront war auch gestern die Kampftätigkeit lebhaft. Am Ostteil des Chemin-des-Dames brachen thüringische Sturmtruppen nach wirkungsvoller Feuertvorbereitung in die französischen Stellungen nördlich der Mühle von Vauclerc ein. In 400 Meter Breite wurden dem Feinde mehrere Grabenlinien entzogen; zahlreiche Gefangene blieben in unserer Hand. — Mazedonische Front: Außer lebhafter Artillerietätigkeit im Cernabogen und für die Bulgaren erfolgreichen Erkundungsgefechten am Dojransee nichts Besonderes. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. Oktober. — Im Osten und in Albanien bei unseren Truppen nichts Neues. Am Jozgo und an der Tiroler Front kam es an zahlreichen Stellen zu lebhafteren Gefechtsintensität. Südlich des Pelegrinotales hielten unsere Stotrupps, durch Landeschützen verstärkt, Gefangene und Kriegsgerät aus der feindlichen Stellung.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 13. Oktober. — Mazedonische Front: Wiederholtes Trommelfeuer im Cernabogen, etwas lebhafteres Artilleriefeuer im Strumatal im Süden der Stadt Dojran und an der Strumamündung. Wir verjagten durch Feuer starke feindliche Patrouillen, die gegen unsere Stellungen vorrückten. — Dobrußasfront: Bei Tulcea und östlich von Galatz vereinzeltes Artilleriefeuer. Eine starke Erkundungsabteilung des Feindes, welche sich mit Unterstützung der Artillerie dem rechten Donauufer nördlich dem Dorfe Somove zu nähern suchte, wurde durch Feuer vertrieben.

Deutsche Truppen auf Oesel gelandet.

Großes Hauptquartier, 14. Oktober. Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Kampffeld in Flandern sind dem Trommelfeuer zwischen Eys und Deule am gestrigen Morgen Angriffe nicht gefolgt. Tagsüber blieb die Feuerintensität an der Küste und vom Houthouster Walde bis Gheluvelt lebhaft und war vornehmlich am Abend gesteigert. Starke französische und englische Erkundungsabteilungen stießen an einigen Stellen gegen unsere Linien vor; sie wurden abgewiesen. Im Artois und nördlich von St. Quentin lebte das beiderseitige Feuer in Verbindung mit Aufklärungsgefechten vorübergehend auf. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Im westlichen Teil des Chemin-des-Dames zeitweilig starker Artilleriekampf an der Straße Laon—Soissons. Gegen die von uns nördlich der Mühle von Vauclerc genommenen Gräben führten die Franzosen gestern fünf starke Gegenangriffe, die sämtlich ergebnislos und verlustreich scheiterten. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nach mäßigem Vorbereitungs hat in vorzüglichem Zusammenwirken von Armee und Marine ein gemeinsames Unternehmen gegen die dem Riga'schen Meerbusen vorgelagerte, als Stützpunkt stark ausgebaut russische Insel Oesel begonnen. Nach umfangreichen Minenräumarbeiten in den Küstengewässern wurden am 12. Oktober morgens die Befestigungen auf der Halbinsel Sworbe, bei Kieselkond, an der Taggabucht und am Soelohnd unter Feuer genommen; nach Niederhämpfung der russischen Batterien wurden Truppen gelandet. Hierbei wie bei dem Geleite der Transportflotte durch die russischen Minenperren haben die beteiligten Seestreitkräfte den frischen Unternehmungsgest und das Konnen der Flotte trefflich bewährt; ohne jeden Schiffsverlust ist dieser erste Teil der Operation voll gelungen. Die in der Taggabucht an der Nordwestküste der Insel ausgeschifften Truppen haben in frischem Draufgehen den Widerstand der Russen schnell gebrochen und sind im weiteren Vordringen nach Südosten. Serel, an der Südspitze der Halbinsel Sworbe, und Arensburg, die Hauptstadt der Insel Oesel, brennen. — Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer ist die Lage unverändert. Mazedonische Front: Bei heftigen Regengüssen nur bei Monastir und im Cernabogen lebhaftere Artillerietätigkeit. (W. T. B.)

Fortschritte auf Oesel.

Großes Hauptquartier, 15. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die Kampftätigkeit der Artillerien in Flandern war mäßigend stark. An der Küste und in einzelnen Abschnitten der Front zwischen Eys und Deule wurde das Feuer zeitweilig zu kräftiger Wirkung zusammengefaßt. In den ausgedehnten Trichterfeldern kam es mehrfach zu Erkundungsgefechten. Im Artois griffen die Engländer mit starken Kräften zwischen der Scarpe und der Straße Cambrai—Arras in 4 Kilometer Breite an. Auf den Flügeln scheiterte der Ansturm im Feuer; in der Mitte drang der Feind in unsere Linien, von dort wurde er nachts durch Gegenstöße wieder vertrieben. Bei St. Quentin lebte das Feuer vorübergehend auf. Die Kathedrale erhielt wieder 15 Granattreffer. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Zwischen Ailetetal und Braque sowie im mittleren Teil des Chemin-des-Dames spielten sich tagsüber heftige Artilleriekämpfe ab. Auch nördlich von Reims, in der Champagne und an der Maas steigerte sich zeitweise das Feuer. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf der Insel Oesel wurden schnelle Fortschritte erzielt. In unaufhörlichem Vordrängsringen warfen unsere Infanterieregimenter und Radfahrerbarailone, vielfach ohne das Herankommen der Artillerie abzuwarten, den Feind, wo er sich stellte. Die Halbinsel Sworbe wurde von Norden her abgeschnürt, während das Feuer unserer Schiffe die Landbatterien niederhielt. Wir stehen vor dem brennenden Arensburg und sind im Vordringen im östlichen Teil der Insel, nach deren Ostküste die russischen Kräfte eilig zurückweichen, um über den Damm, der Oesel mit der Insel Moon verbindet, zu entkommen. Unsere Torpedoboote sind in das Binnenfahrwasser zwischen Oesel und Dagö eingedrungen und haben in wiederholten Gefechten russische Seestreitkräfte in den Moonjund zurückgebrängt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 15. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei andauernd ungünstigem Wetter kam es auch gestern nur auf dem Monte San Gabriele und im Wippachtale zu erhöhter Kampftätigkeit. Unternehmungen unserer Sturmtruppen brachten Erfolg. Italienische Vorstöße wurden abgewiesen.

Große Erfolge auf Oesel.

Großes Hauptquartier, 16. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die gestrige Kampftätigkeit der Artillerien in Flandern blieb der an den Vortagen. Größere Infanteriekämpfe fanden nicht statt; Erkundungsgefechten der Engländer wurden an mehreren Stellen, auch im Artois, abgewiesen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Wieder war der Artilleriekampf nordwestlich von Soissons tagsüber lebhaft; auch westlich von Craonne steigerte er sich bei zwei neuen vergeblichen Angriffen der Franzosen gegen die von uns nördlich der Mühle von Vauclerc kürzlich gewonnenen Gräben. Mehrere Erkundungsgefechte verliefen für uns günstig; westlich der Scarpe hielten sächsische Grenadiere, westlich der Maas bayerische Sturmtruppen eine große Anzahl von Gefangenen und mehrere Maschinengewehre aus den französischen Stellungen. Die Feuerintensität an der Nordfront von Verdun war lebhafter als in letzter Zeit. Östlicher Kriegsschauplatz: Die unter dem Befehl des Generals der Infanterie von Katlen auf Oesel kämpfenden Truppen setzten sich gestern völlig in Besitz des Hauptteils der Insel. Auf der nach Süden auslaufenden Halbinsel Sworbe leiteten die dort abgeordneten russischen Truppen noch hartnäckigen Widerstand. Die schweren Küstenbatterien sind durch das Feuer unserer Schiffe zum Schweigen gebracht worden. Gegen die Ostküste wurde der Feind so scharf gedrückt, daß nur Teile sich über den nach Moon führenden Damm zu retten vermochten. Bei den Kämpfen um den Brückenkopf von Orislar am Oststrand von Oesel wirkten von Norden her unsere Seestreitkräfte durch Feuer erfolgreich mit. Bisher sind mehr als 2400 Gefangene gezählt worden. Versprengte werden die Zahl noch erhöhen. 30 Geschütze, 21 Maschinengewehre, einige Flugzeuge und viele Fahrzeuge fielen in die Hand unserer Landungstruppen, die unter vortrefflicher Mitwirkung der unter Befehl des Vizeadmirals Schmidt stehenden Flottenteile den westlichsten Teil ihrer Aufgabe in vier Tagen erfüllten. Im Riga'schen Meerbusen sind die Inseln Rund und Abro von uns besetzt worden. An der Landfront im Osten keine Ereignisse von Bedeutung. — Mazedonische Front: In der Struma-Ebene überließen die Bulgaren den Engländern einige Ortschaften. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiliger Geist scheiterten italienische Einzelvorstöße. Auf dem Monte San Gabriele wurde das Vordringen feindlicher Abteilungen im Handgranatenkampf vereitelt.

Erfolge im Kaukasus.

Konstantinopel, 16. Oktober. — Kaukasusfront: Im rechten Flügelschnitt überfiel eine unserer Kavallerieabteilungen eine feindliche Eskadron, fügte ihr blutige Verluste zu und erbeutete eine größere Anzahl Pferde.

Die Insel Oesel völlig erobert.

Großes Hauptquartier, 17. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern schwoll der Artilleriekampf vom Überfliegerwettergebiet der Eys bis zur Eys gestern wieder zu erheblicher Stärke an. In einzelnen Abschnitten war die Feuerkraft am Abend, auf der ganzen Front heute morgen gesteigert. Außer Erkundungsgefechten, die auch zwischen dem Kanal von La Basse und der Scarpe zahlreich waren, kam es nicht zu Infanteriekampftätigkeit. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Der Feuerkampf nordöstlich von Soissons dehnte sich gestern teils aus und war zeitweilig sehr heftig; er hielt auch nachts an. In der westlichen Champagne, in den Argonnen und auf dem östlichen Maasufer erreichte die Artillerietätigkeit gleichfalls größere Heftigkeit als in den letzten Tagen. — 10 feindliche Flugzeuge und 1 Fesselballon sind gestern abgeschossen worden. Leutnant von Bülow brachte seinen 23., Leutnant Böhm den 20. Gegner im Luftkampf zum Abwurf. Dünkirchen wurde von unseren Fliegern erneut und mit erkannter Brandwirkung durch Bomben angegriffen. Zur Vergeltung für Bombenwurfe feindlicher Flieger auf offene deutsche Städte wurde die im französischen Operationsgebiet liegende Stadt Nancy von uns mit Bomben beworfen. Größere Brande waren die Folge. Östlicher Kriegsschauplatz: Die auf der Halbinsel Sworbe noch Widerstand leistenden feindlichen Kräfte wurden gestern durch unsere Truppen überwältigt. Die Insel Oesel ist damit völlig in unserm Besitz. Die Beute mehren sich; gestern wurden mehr als 1100 Gefangene eingebracht. Unsere Seestreitkräfte hatten nördlich von Oesel und im Riga'schen Meerbusen mit russischen Zerstörern und Kanonenbooten Gefechte, die für uns günstig ausgingen. Ohne eigenen Verlust wurden die feindlichen Schiffe zur Umkehr gezwungen. Marinefluchtzeuge bewarfen Perna mit Bomben; große Brande brachen dort aus. Auf der feindlichen Front lebte die Gefechtsintensität an mehreren Stellen beträchtlich auf; vordringende Streifabteilungen der Russen wurden vertrieben. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. Oktober. — An unserer Ostfront und in Albanien lebte stellenweise die Gefechtsintensität auf. Im Gabriele-Abchnitt wurden abermals italienische Vorstöße abgewiesen.

Lebhaftige Kampftätigkeit in Mazedonien.

Sofia, 17. Oktober. — Mazedonische Front: Heftiges Artilleriefeuer zu beiden Seiten des Prespases und westlich des Wardar. Im Cernabogen und südwestlich von Dojran wurden feindliche Erkundungsabteilungen zurückgeschlagen. Im Strumatal ziemlich lebhaftes Patrouillentätigkeit. Längs der Struma lebhaft Lufktätigkeit. Deutsche Flieger schossen im Luftkampf zwei feindliche Flugzeuge ab; eins davon fiel hinter unseren Linien nieder.

Vorstöße unserer Seestreitkräfte in der Moonjund.

Großes Hauptquartier, 18. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In der Mitte der flandrischen Front war auch gestern der Feuerkampf stark; besonders in den Abend- und heutigen Morgenstunden war das Feuer am Houthouster Walde und südlich von Paschendaale gesteigert. Bei Draabank mehrmals vorstoßende starke Erkundungsabteilungen wurden zurückgeworfen. Zwischen dem Kanal von La Basse und der Scarpe, sowie südlich von St. Quentin nahm bei Vordfeldgefechten auch die Feuerintensität zu. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nordöstlich von Soissons hat sich die seit Tagen lebhaftige Kampftätigkeit zur Artillerieschlacht entwickelt, die seit gestern früh vom Ailettegrund bis Braque mit nur kurzen Pausen andauert. Auch die Batterien der Nachbarabschnitte beteiligten sich am Feuerkampf. Von der Aisne bis auf das Ostufer der Maas nahm in vielen Teilen der Front das Feuer gleichfalls erheblich zu. An der Nordostfront von Verdun stießen zu kühnem Handstreich gestern morgen badische Sturmtruppen bei Höhe 344 östlich von Samogneux in die französischen Gräben vor, zerstörten große Unterstände und führten die Besatzung, soweit sie nicht im Nahkampf fiel, gefangen zurück. Abends machte der Feind zwei Gegenangriffe gegen die genommenen Grabenlücke; beide Male wurde er zurückgewiesen. — Im ganzen wurden gestern 13 Flugzeuge zum Abwurf gebracht. In Erwiderung eines Fliegerangriffs auf Frankfurt a. M. wurde gestern erneut Nancy mit Bomben beworfen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Sichtung der auf Oesel gemachten Beute hatte bisher folgenden Ergebnis: 10000 Gefangene von 2 russischen Divisionen, nach Moon sind nur wenige hundert Mann entkommen. 60 Geschütze, dabei einige unversehrte schwere Küsten- und einige Feldbatterien. Zahlreiche Waffen und sonstiges Kriegsgerät. Teile unserer Seestreitkräfte drangen durch die Minenfelder des Riga'schen Meerbusens bis zum Südausgang des großen Moonjundes vor, wohin sich etwa 20 russische Kriegsschiffe nach kurzem Gefecht zurückzogen. Die russischen Batterien bei Woi auf Moon und bei Werber an der estländischen Küste wurden zum Schweigen gebracht. Andere unserer Flotteneinheiten liegen im Osten der Kajar Wick und sperren die Durchfahrt nach Westen. Zwischen Düna und Donau außer einigen vergeblichen Vorstößen russischer Aufklärer keine größeren Kampfhandlungen. (W. T. B.)

Die Insel Moon besetzt.

Großes Hauptquartier, 19. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die artilleristische Kampftätigkeit in Flandern erreichte gestern wieder an der Küste sowie zwischen Eys und Eys große Stärke. Besonders heftig war das Feuer am Houthouster Walde, bei Paschendaale und zwischen Gheluvelt und Sandvoorde. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach regnerischem Morgen schwoll von gestern mittag ab die Artillerieschlacht nordwestlich von Soissons wieder zu voller Höhe an und tobt seitdem bei gewaltigem Munitions-einsatz fast ununterbrochen. Morgens drangen bei Vaugailon, abends an der ganzen Front bei Braque nach Trommelfeuer starke französische Abteilungen zu Erkundungsvorstößen vor; in örtlichen Kämpfen wurde der Feind überall zurückgeworfen. Die Nachbarabschnitte und das Rückengebiet der Kampffront lagen unter sehr starkem Störungsfeuer, das von uns kräftig erwidert wurde. Im Ostteil des Chemin-des-Dames griffen die Franzosen erneut dreimal unsere Stellungen nördlich der Mühle von Vauclerc an; sie wurden blutig abgewiesen. Bei den anderen Armeen schränkte Regen und Nebel die Gefechtsintensität ein. — Unsere Gegner verloren gestern 12 Flugzeuge, davon 6 aus einem Geschwader,

das auf Roulers und Ingeimunter mit beträchtlichem Häuser-schaden Bomben abgeworfen hatte. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Unter dem Befehl des Generalleutnants von Horff erkämpften unsere Truppen, in Booten und auf dem Steindamm durch den kleinen Sund übergehend, das Westufer der Insel Moon. In schnellem Vordringen wurden die Russen, wo sie Widerstand leisteten, überrannt; bis zum Mittag war die ganze Insel in unserer Besiz. Von Norden und Süden eingreifende Landungsabteilungen der Marine und die Geschütze unserer Schiffe trugen zu dem schnellen Erfolge wesentlich bei. 2 russische Infanterieregimenter in Stärke von 5000 Mann wurden gefangen; die Beute ist beträchtlich. Auf Oesel und Moon sind 1 Divisions- und 3 Brigadeführer in unsere Hand gefallen. Unsere Seestreitkräfte halten in den Gewässern am Moon mehrfach Gefechte mit feindlichen Kriegsschiffen. Das russische Linienschiff „Slava“ (13500 Tonnen) wurde in Brand geschossen und ist dann zwischen Moon und der Nachbarküste Schildau gesunken. Land- und Marineflieger hielten die Führung über den Verbleib der feindlichen Kräfte gut unterrichtet; mit Bombenabwurf und Maschinengewehrfeuer griffen sie auf Land und See den Feind oftmals mit erkannter Wirkung an. (W. T. B.)

Berlin, 19. Oktober. — Teile unserer Torpedobootstreitkräfte haben in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober Dünkirchen angegriffen und 250 Sprenggranaten auf nahe Entfernung gegen die Hafenanlagen der Festung geseuert. Das Feuer wurde von Landbatterien und den auf der Reede liegenden feindlichen Streitkräften, die von uns ebenfalls mit sichtbarem Erfolge bekämpft wurden, erwidert; ein englischer Monitor wurde durch drei Torpedotreffer und zahlreiche Artillerietreffer schwer beschädigt. Die eigenen Boote sind vollständig und unbeschädigt eingelaufen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Tiroler und der Kärntner Front kam es vorgestern und gestern an zahlreichen Stellen zu örtlichen Kämpfen. Unsere Truppen brachten 300 Gefangene und Kriegsgerät ein. Am Jonzo die gewöhnliche Artillerietätigkeit.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 20. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Bei ungunstigen Beobachtungsbedingungen blieb der Feuerkampf in Flandern geringer als an den Vortagen; nur in einzelnen Abschnitten zwischen Houthouster Walde und Deule war er zeitweilig stark. Erkundungsgefechte spielten sich an mehreren Stellen, auch im Artois und nördlich von St. Quentin, mit für uns günstigem Erfolge ab. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Artillerieschlacht nordöstlich von Soissons dauert an. In nur nachts vorübergehend nachlassender Heftigkeit bekämpften sich die dort zusammengezogenen Artilleriemengen mit äußerster Kraft. Anhaltendes Massenfeuer von Minenwerfern hat die nordere Kampfbzone zwischen Dargailon und Braye in ein Urtichterfeld verwandelt. Einzelne Vorstöße französischer Aufklärungsgruppen wurden abgewiesen; größere Angriffe sind bisher nicht erfolgt. Östlich der Maas schwoll die Feuerartigkeit gestern nachmittag an. Mehrere eigene Unternehmungen brachten uns Gefangene ein. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Wir haben auf der Insel Dagoe Truppen gelandet, wo schon vor einigen Tagen Landungsabteilungen der Marine zur Sicherung der beabsichtigten Auslaststellen Fuß gefaßt hatten. Die dort eingeleiteten Operationen verlaufen plangemäß. Von der Ostküste bis zum Schwarzen Meer nichts von Bedeutung. — Mazedonische Front: Am Westufer des Ohridasees wurden angreifende französische Kompagnien zurückgeworfen. Bei Monastir, im Cernabogen und am Dobro Polje lebte das Feuer auf. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. Oktober. Westlich des Ohridasees scheiterte ein französischer Angriff im zusammengefaßten Feuer der Batterien der Verbündeten.

Erfolge an den türkischen Fronten.

Konstantinopel, 20. Oktober. — Sinaifront: Der Gegner machte mit einer aus mehr als 20 Eskadronen Kavallerie, sowie aus Artillerie und Automobilen bestehenden Abteilung eine Erkundungsunternehmung gegen Bir-es-Saba. Am 18. Oktober zog sich der Feind wieder zurück. Dialefront: Artilleriekampf zwischen den Engländern und unseren Vortruppen. — Persien: Ein Angriff, den die Russen in der Gegend von Serbescht mit einer Eskadron und einer Kompagnie unternahmen, wurde zurückgeschlagen.

Neue Erfolge im Rigaischen Meerbusen.

Großes Hauptquartier, 21. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Ostende wurde von See beschossen; in der Stadt entstand Häuserbrand. An der flandrischen Landfront blieb bei Harlem Dunst bis zum Abend die Feuerartigkeit eingeschränkt. Der Einbruch der Dunkelheit verstärkte sich das Feuer an der Küste, bei Dignude und in

einigen Abschnitten des Hauptkampffeldes. Mehrfach vorstoßende Erkundungsabteilungen der Gegner wurden verlustreich zurückgeworfen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nachnebligem und daher etwas ruhigerem Morgen steigerte sich bei mittags besser werdender Sicht die Artillerieschlacht von Dargailon bis Braye wieder zu größter Heftigkeit. Sie dauerte unvermindert, vielfach zum Trommelfeuer anschwellend, auch während der Nacht an. Größere Angriffe sind bisher nicht erfolgt. Bei den übrigen Armeen blieb die Gefechtsartigkeit meist gering. — 9 feindliche Flieger wurden abgeschossen. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Auf der Insel Dagoe ist die Ostküste von unseren Truppen erreicht; Streifabteilungen durchdringen das Innere. Bisher sind mehrere hundert Gefangene gemeldet. Die zwischen der Insel Moon und dem Festland gelegene Insel Schildau wurde von uns besetzt. Die russischen Seestreitkräfte haben den Moonfund nach Norden verlassen unter Preisgabe des Wracks der „Slava“ und von vier auf Strand gesetzten Dampfern. — Mazedonische Front: Im Gebirgsstock zwischen Skumbital und Ohridasee griffen gestern nach kräftiger Feuervorbereitung starke französische Kräfte an. Deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Truppen brachten durch Feuer und im Gegenstoß den feindlichen Ansturm zum Scheitern. Östlich des Ohridasees sowie vom Prespa-See bis zur Cerna und auf beiden Wardaruferten hat die Kampftätigkeit der Artillerien merklich zugenommen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Fleimstal brachten unsere Partouillen von einer gelungenen Unternehmung 1 Offizier und 40 Mann als Gefangene zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Westlich des Ohridasees scheiterten starke französische Angriffe an der tapferen Gegenwehr österreichisch-ungarischer, deutscher und bulgarischer Truppen.

Starker Feuerkampf in Mazedonien.

Sofia, 21. Oktober. — Mazedonische Front: An mehreren Stellen der Front belebte sich die Artillerietätigkeit. Sie steigerte sich zu besonderer Heftigkeit westlich von Bitolia, südlich von Huma, sowie zwischen Wardar und Dojransee. Im letzteren Abschnitt ging das Geschützfeuer in Trommelfeuer über. In den feindlichen Schützengräben westlich von Bitolia bemerkte Bewegung wurde durch unser Feuer unterdrückt. — Front in der Dobrudschka: Bei Tulcea Feuerartigkeit. Ein neuer Versuch einer feindlichen Erkundungsabteilung, die sich in mehreren Kähnen dem rechten Donau-Ufer am Rande des Dorfes Perkeisch zu nähern versuchte, wurde vereitelt.

Die Insel Dagoe in unserm Besitz.

Großes Hauptquartier, 22. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern schwoll gestern der Feuerkampf vom Houthouster Walde bis zum Kanal Comines — Hpern wieder zu großer Stärke an und blieb, vielfach zum Trommelfeuer gesteigert, bis zum Morgen heftig. Heute früh haben nach bisher vorliegenden Meldungen zwischen Draaibank und Poelkapelle französisch-englische Angriffe eingesetzt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Artillerieschlacht zwischen Ailettegrund und Braye wurde unter stärkstem Einsatz aller Kampfmittel tagsüber und mit nur wenigen Pausen auch während der Nacht weitergeführt. Im mittleren Abschnitt des Chemin-des-Dames war besonders bei Cerny das Feuer zeitweilig sehr lebhaft. Auch in der Champagne und an der Maas hat sich die Kampftätigkeit verstärkt. — 12 feindliche Flieger und 1 Seefesselballon wurden gestern zum Absturz gebracht. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Die ganze Insel Dagoe ist in unserm Besitz. Mehr als 1200 Gefangene und einige Geschütze wurden eingebracht, große Vorräte erbeutet. In 9 Tagen führten Armee und Marine die Operationen über See gemeinsam durch, die Oesel, Moon und Dagoe, die Schlüsselplätze der östlichen Ostsee, in deutsche Hand brachten. Ein neuer Beweis der Schlagkraft unseres Heeres und unserer Marine ist erbracht; ihr Zusammenwirken auch hier kann vorbildlich genannt werden. — Mazedonische Front: Im Skumbital entrißen unsere und die verbündeten Truppen den Franzosen im Angriff einige Höhenstellungen und hielten sie gegen starke Gegenstöße. An der Straße Monastir-Resna scheiterten wiederholte Angriffe des Gegners. Der Feuerkampf blieb hier und in breiten Abschnitten auf beiden Wardaruferten stark. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 22. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Beiderseits der Rollepassstraße, im Pellegriental und Marmolada-gebiet lebte die Gefechtsartigkeit auf. Am Monte Sief gelang die Sprengung eines feindlichen Stützpunktes. Gleichzeitig im Corderoletal angreifende Stoßtrupps drangen bis in die zweite feindliche Linie vor, fügten dem Gegner schwere blutige Verluste zu und kehrten mit einigen Gefangenen wieder in die Ausgangsstellung zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Ein am westlichen Skumbi-Ufer von österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen geführter Angriff brachte uns in den Besitz einiger französischer Stellungen.

Ereignisse zur See.

Wien, 22. Oktober. — Am 18. Oktober unternahmen Teile unserer leichten Seestreitkräfte unter Führung des Kreuzers „Gelgo-land“ zur Störung der gegnerischen Transporte einen Vorstoß in die Süd-Adria, in dessen Verlauf keine feindlichen Schiffe gesichtet wurden, obwohl sich unsere Flottille längere Zeit in der Nähe der italienischen Küste aufhielt. Angriffe feindlicher Flieger und eines unterseebotigen gegen unsere Einheiten am 19. Oktober morgens blieben wirkungslos. Ein italienisches Flugzeug wurde in Brand geschossen und zerstört. Unsere Fliegertruppen belegten die weit im Südwesten und außer Sicht unserer Schiffe erschienenen überlegenen italienischen Seestreitkräfte erfolgreich mit Bomben, wobei ein italienischer Zerstörer durch eine dicht bei ihm einschlagende Bombe anscheinend beschädigt wurde. Unsere Seestreitkräfte und Flieger sind vollständig und unbeschädigt zurückgekehrt.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 22. Oktober. — Mazedonische Front: Am oberen Lauf des Skumbi haben unsere Abteilungen im Verein mit deutschen Truppen den Feind von einer Stelle, wo er sich am vorhergehenden Tage behauptet hatte, verjagt und 4 Maschinengewehre genommen. Zwei Gegenangriffe, die der Feind unternahm, um diese Stellung wieder zu nehmen, wurden blutig abgewiesen. Auf dem Westufer des Ohridasees lebte die Artillerietätigkeit wieder auf. Bei Bratinol und Carnovo wiesen wir durch unser Feuer den Angriff eines feindlichen Bataillons, der am Morgen nach längerem Feuer unternommen worden war, ab. Er wurde am Nachmittag wiederholt und schlug wieder fehl. Nördlich Bitolia und in der Gegend von Moglena wurden starke feindliche Aufklärungsabteilungen, die sich unseren Stellungen zu nähern suchten, durch unser Feuer verjagt. Westlich Wardar heftiges Störungsfeuer. Zwischen dem Wardar- und Dojransee setzte die feindliche Artillerie eifrig und mit einem großen Aufwand von Geschossen ihr Feuer gegen unsere Stellungen fort. Das Feuer verwandelte sich häufig in Trommelfeuer, aber Infanterietätigkeit folgte nicht. — Dobrudschkafront: Geringe Feuerartigkeit.

Die Beute aus dem Rigaischen Meerbusen.

Großes Hauptquartier, 23. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Die in Flandern zwischen Draaibank und Poelkapelle sich gestern morgen entwickelnden Kämpfe dauerten bis gegen Abend. Die Ziele der französisch-englischen Angriffe lagen nach aufgefundenen Befehlen 2 bis 2½ Kilometer hinter unserer vorderen Linie. Der anfangs nur am Südrand des Houthouster Waldes tiefer in unsere Abwehrzone gedrungene Feind wurde durch Gegenangriff zurückgeworfen; von dem Gegner herangeführte Verstärkungen konnten den geringen Raumgewinn von höchstens 300 Meter Tiefe bei 1200 Meter Breite nicht erweitern. Bei Poelkapelle wurden in hin- und herwogendem Kampf gegen die vormittags und erneut am Abend vorbrechenden starken Angriffe der Engländer unsere vorderen Trichterlinien behauptet oder zurückgewonnen. An den übrigen Stellen des Angriffsfeldes scheiterte der feindliche Ansturm völlig. Tiefergelegene Angriffe richteten sich auch gegen den Frontabschnitt beiderseits von Gheluvelt. Hier brach unsere Abwehrwirkung die Kraft des englischen Stoßes, der nirgends an unsere Hindernisse gelangte. Franzosen wie Engländer hatten in unserem gegen das Kampfgelände zusammengefaßten Feuer schwere blutige Verluste und ließen Gefangene in unserer Hand. Der gestrige Schlachttag in Flandern brachte uns einen vollen Erfolg. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Artillerieschlacht nordöstlich von Soissons setzte mittags mit voller Wucht wieder ein, nachdem es an dem nebeligen Morgen bei geringerer Feuerartigkeit nur zu Erkundungsvorstößen der Franzosen gekommen war. Der Munitionseinsatz aller Kaliber erreichte am Abend im Kampfgebiet zwischen dem Ailettegrund und Braye eine gewaltige Höhe. Bei Eintritt der Dunkelheit ließ das feindliche Feuer nach, um dann von Mitternacht an sich zu anhaltender Trommelwirkung zu heigern. Bei Hellwerden hat mit starken französischen Angriffen die Infanterieschlacht begonnen. Auf Ostufer der Maas führten offizielle Kompagnien und Teile eines Sturmabteiles nach trefflicher Feuervorbereitung die Höhe 326 südwestlich von Beaumont. Mehr als 100 Gefangene wurden eingebracht. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Die Gesamtbeute der Operation gegen die Inseln im Rigaischen Meerbusen beträgt: 20130 Gefangene, über 100 Geschütze, davon 47 schwere Schiffsgeschütze, einige Revolverkanonen, 150 Maschinengewehre und Minenwerfer, über 1200 Fahrzeuge, gegen 2000 Pferde, 30 Kraftwagen, 10 Flugzeuge, 3 Staatskassen mit 365000 Rubeln, große Vorräte an Verpflegungsmitteln und Kriegsgerät. Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer kam es nirgends zu größeren Kampfhandlungen. — Mazedonische Front: Bei Regewetter ließ vormittags durchweg die Gefechtsartigkeit nach; abends nahm sie bei Monastir, im Cernabogen und vom Westufer des Wardar bis zum Dojransee wieder an Heftigkeit zu. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. Oktober. — An den Hängen des Monte San Gabriele scheiterten zwei weitere feindliche Angriffe im Handgranatenkampf.

Großer Angriff am Chemin-des-Dames.

Großes Hauptquartier, 24. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern drängten unsere Truppen durch Gegenangriff den Feind fast völlig aus dem in unserer Abwehrzone noch besetzten Streifen am Südrand des Houthouster Waldes zurück; Gefangene blieben in unserer Hand. Im Kampfgelände von Draaibank bis Sandvoorde nahm nachmittags das Feuer wieder erheblich zu; neue Angriffe erfolgten nicht. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Die Franzosen begannen gestern in zwei Teilen einen großen Angriff am Chemin-des-Dames von dem Ailettegrund nördlich von Dargailon bis zur Hochfläche nördlich von Paissy (25 Kilometer). Die vormittags südlich des Oise Aisnekanals sich entwickelnden Kämpfe führten zu schwerem, wechselvollem Ringen zwischen der Ailette und den Höhen von Ofel. Der frühmorgens gegen unsere durch sechsstündiges heftiges Feuer zerstörten Linien anstürmende Feind fand starken Widerstand und kam wegen schwerer Verluste nicht vorwärts. Erst einem späteren, nach neuer Feuervorbereitung geführten und durch zahlreiche Panzerwagen unterstützten Stoß früherer französischer Kräfte von Westen her auf Allemant, von Süden auf Chavignon, gelang es, in unsere Stellungen einzubringen und bis zu diesen Dörfern vorzudringen. Dadurch wurden die dazwischenliegenden Stellungen unhaltbar. Bei der Zurücknahme der Truppen aus den in der Front zähe gehaltenen Linien mußten auch vorgezogene Batterien geprengt und dem Feinde überlassen werden. Die Franzosen drangen sofort nach, doch wurde durch das Eingreifen unserer Reserven der feindliche Stoß südlich von Pison, bei Daubesson und dem hart umkämpften Chavignon aufgefangen; weitere Fortschritte blieben dem Gegner verweigert. Die gleichzeitig auf der Hochfläche beiderseits des Oisehöhen La Ropere (südlich von Salain) angelaufenen Angriffe mehrerer französischer Divisionen scheiterten trotz wiederholten Ansturms unter den schwersten Verlusten. Abends schritt nach mehrstündigem Trommelfeuer der Feind zwischen Braye und Ailles zum Angriff. Zweimal führten dort seine Truppen tiefergegliedert vor; im Abwehrfeuer und stellenweise in erbittertem Nahkampf brach an dieser Front der Stoß der Franzosen völlig zusammen. In örtlichen Kämpfen setzte sich die Schlacht bis tief in die Nacht fort; sie ist bisher nicht wieder aufgelebt. Unsere Truppen haben sich heldenmütig geschlagen. Auf dem östlichen Maasufer spielten sich tagsüber südwestlich von Beaumont Grabenkämpfe ab. — Ostlicher Kriegsschauplatz: Zwischen dem Rigaischen Meerbusen und der Däna nahmen wir in den Nächten bis zum 22. Oktober ohne Störung durch den Feind unsere in breiter Front vor die Hauptstellung weit vorgeschobenen Sicherungstruppen zurück, die in erfolgreichen Gefechten den Russen den Einblick in unsere Aufstellung seit Anfang September verwehrt hatten. — Mazedonische Front: Lebhaftere Artillerietätigkeit nur westlich des Ohridasees und vom Wardar bis Dojran, wo Vorstöße der Engländer abgewiesen wurden. — Italienische Front: Die Gefechtsartigkeit in Tirol, Kärnten und am Jonzo ist merklich aufgelebt. Deutsche Artillerie hat in den Feuerkämpfen eingegriffen. Deutsche und österreichisch-ungarische Infanterie hat heute morgen bei Sliisch, Tolmein und im Nordteil der Hochfläche von Bainizza die vordersten italienischen Stellungen genommen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der ganzen Südwestfront nahm die Gefechtsartigkeit erheblich zu. Bei Sliisch, Tolmein und im Nordteil der Hochfläche von Bainizza — heiliger Geist brach österreichisch-ungarische und deutsche Infanterie nach mächtiger Artillerievorbereitung in die italienischen Linien ein. — Albanien: Südlich von Berat und beiderseits des Devollflusses kämpften unsere Sicherungstruppen mit Erfolg.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 24. Oktober. — Mazedonische Front: Auf dem Kamm der Mokrapiplina und westlich vom Ohridasee etwas lebhaftere Artilleriefeuer. Östlich vom Wardar und südlich von Dojran hält trotz des Regens die Feuerartigkeit mit derselben Heftigkeit an. Ein schwacher feindlicher Angriff südlich von Dojran wurde durch Feuer abgewiesen. — Dobrudschkafront: Schwache Kampftätigkeit.

Die italienische Jonzofront durchbrochen.

Großes Hauptquartier, 25. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern lag tagsüber stärkeres Feuer als sonst auf der Kampfbzone zwischen der Küste und Blankarssee. Von dort bis zur Eys belegte der Feind die einzelnen Abschnitte mit Feuerwellen, die sich vom Houthouster Walde bis Passchendaele gegen Abend zu heftigstem Trommelfeuer verdichteten. Größere Angriffe erfolgten nicht. Im Artois und bei St. Quentin spielten sich Vorstoßkämpfe mit uns günstigem Erfolge ab. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Oise Aisnekanal verlief der Tag bei geringer Feuerartigkeit des Feindes. Kurz vor Dunkelheit schwoll schlagartig der Feuerkampf wieder an. An mehreren Stellen drangen französische Erkundungstruppen vor; sie wurden überall abgewiesen. Nachts blieb das Feuer lebhaft. Zwischen Aisne und Maas kam

es mehrfach zu Erkundungskämpfen, die örtliche Steigerung des Feuers hervorriefen. — Mazedonische Front: In den meisten Abschnitten hat sich die Artillerietätigkeit verstärkt. — Italienische Front: Waffentruen traten gestern deutsche und österreichisch-ungarische Truppen Seite an Seite in den Kampf gegen den ehemaligen Verbündeten. In mehr als 30 Kilometer Breite nach kurzer, starker Feuerwirkung zum Sturm antretend, durchdrangen oft bewährte Divisionen die italienische Frontfront in den Becken von Slitsch und Tolmein. Die Täler sperrenden starken Stellungen des Feindes wurden im ersten Stoß überrannt; trotz zäher Gegenwehr erklimmen unsere Truppen die steilen Bergänge und stürzten die feindlichen Stützpunkte, welche die Höhen krönten. Schnee und Regen erschwerten das Vorwärtkommen in dem zerfetzten Gebirgslande; ihre Einwirkung wurde überall überwunden. Hartnäckiger Widerstand der Italiener mußte mehrfach in erbitterten Nahkämpfen gebrochen werden. Die Kampfhandlung nimmt ihren Fortgang. Bis zum Abend waren mehr als 10 000 Gefangene, dabei Divisions- und Brigadefahnen, und reiche Beute an Geschützen und Kriegsmaterial gemeldet.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht. (W. T. B.)

Wien, 25. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die 12. Jönzschlacht, hervorgegangen aus der Initiative der in Not und Tod treuerbündeten Mittelmächte, hat gestern erfolgreich eingeleitet. Um 7 Uhr früh begannen die Geschützmassen ihr Vernichtungswerk. Eine Stunde später ging in Sturm, Regen und Schneegestöber die Infanterie zum Angriff über. Wetter und Gebirge stellten die Truppe auf eine überaus schwere Probe. Der Feind wehrte sich aufs hartnäckigste. Doch schon am Mittag war die italienische Schlachtfeldfront zwischen dem Rombon und Auzza an vielen Stellen durchbrochen. Alpenländische Regimenter nahmen Slitsch. Deutsche Truppen warfen weiter südlich den Feind im ersten Ansturm zurück. Die Höhen westlich von Wolschach und nordöstlich von Auzza sind völlig im Besitz der Verbündeten. Im Nordteil der Hochfläche von Bainjizza — heiliger Geist setzte der Italiener gestern unseren Angriffen noch heftigen Widerstand entgegen. Auf dem Monte San Gabriele, bei Görz und auf der Karsthochfläche schufen örtliche Unternehmungen die Vorbedingungen für weitere Kämpfe. Das Artilleriefeuer wuchs in diesen Räumen auf beiden Seiten zu großer Stärke an. Bis zum Abend sind mehr als 10 000 Gefangene gemeldet worden. Unter ihnen befinden sich Divisions- und Brigadefahnen. Die Beute ist nicht im entferntesten zu übersehen. Bei der Heeresgruppe des Feldmarschalls von Conrad Geschützkämpfe.

Kleine Erfolge im Kaukasus.

Konstantinopel, 25. Oktober. — Kaukasusfront: Im Zentrum des einen Abschnittes wurde ein kleinerer russischer Überfallsversuch vereitelt. Rebellenbanden, die sich in der Nähe der Hochschabahn verschanzt hatten, wurden mit großen Verlusten für sie durch unsere Truppen zerstreut.

Fortgang der Offensive gegen Italien.

Großes Hauptquartier, 26. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Längs der ganzen Front in Glandern war gestern und während der Nacht der Artilleriekampf lebhaft. Besonders heftig war das Feuer vom Houthouster Wald bis Hollebeke; dort steigerte es sich morgens zum Trommelfeuer. Nächtlüche Teilangriffe der Franzosen und Engländer scheiterten überall vor unseren Linien. Nach den bisher eingegangenen Meldungen sind nach Hellwerden an mehreren Stellen der Front Angriffe des Feindes erfolgt. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Nach starker Feuertorbereitung stießen die Franzosen gestern von den Nordhängen des Chemin-des-Dames in den Ailettegrund vor. Ihr Angriff traf gegen die in der vorhergehenden Nacht an den Südrand des Waldes von Pinon herangezogenen Vortruppen, die nach kurzem Kampf auf das Nordufer des Oise — Aisnekanals zurückgenommen wurden. Es gelang dabei nicht, das vor den letzten Kampftagen in dem zerhöhlenen Walde von Pinon eingebaute Geschützmaterial völlig zu bergen. An den übrigen Stellen des Kampffeldes wurden nach erfolgreicher Abwehr des feindlichen Stoßes unsere Linien plangemäß hinter den Kanal bei und südöstlich von Chavignon zurückverlegt. Mehrfach versuchte der Gegner später, die Kanalniederung zu überschreiten; er wurde von unseren Kampftruppen überall zurückgeworfen. Auf dem Ostufer der Maas stürzten tapfere niederländische Bataillone mit Stummengewehren in mehr als 1200 Meter Breite die französischen Stellungen im Chaumewalde, überwältigten die Besatzung und brachten Gefangene zurück. Mehrere zur Wiedergewinnung seiner Gräben vom Feinde geführte Gegenangriffe brachten ergebnislos blutig zusammen. Bei den übrigen Armeen kam es bei Sturm und Regen zu zahlreichen Gefechten von Erkundungsabteilungen. — Italienische Front: In Ausnutzung des Durchbruchserfolges bei Slitsch und Tolmein sind unsere Divisionen über Karfreit und Ronzina hinaus in Vorbringen. Die Truppen des Nordflügels der 2. italienischen Armee sind, soweit sie nicht in Gefangenschaft gerieten, geworfen und im Weichen. In unwiderstehlichem Vorwärtsdrang überschritten die deutschen und österreichisch-ungarischen Regimenter, an Leistung wetteifernd, die ihnen

gesteckten Ziele und warfen den Feind aus den starken rückwärtigen Höhenstellungen, die er zu halten versuchte. Unter unserem Druck begannen die Italiener, auch die Hochfläche von Bainjizza — heiliger Geist zu räumen. Wir kämpften vielfach bereits auf italienischem Boden. Die Gefangenenzahl ist auf über 30 000 Mann, dabei 700 Offiziere, die Beute auf mehr als 300 Geschütze, darunter viele schwere, gestiegen. Klares Herbstwetter begünstigte die Kampfhandlungen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die am mittleren Jönzo eingeleiteten österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte haben in rüstigem Vordringen die Linie Karfreit — Auzza überschritten. Die Bewegungen werden seit gestern früh durch schönes Wetter begünstigt. Auf der Hochfläche von Bainjizza — heiliger Geist bis in die Gegend des Monte San Gabriele wurde der Widerstand der Italiener gebrochen. Der Feind ist im Begriff, alles Gelände freizugeben, dessen Besitz er in der 11. Jönzschlacht durch das Leben vieler Tausende erkaufte hat. Auf der Karsthochfläche entwickelten sich bei ununterbrochen bleibender Lage stellenweise lebhafteste Kämpfe. Der Anprall der Verbündeten vermochte in zwei Kampftagen die feindlichen Linien auf 50 Kilometer Frontbreite ins Wanken zu bringen. Bei den weichen Italienern herrscht vielfach größte Verwirrung. Zahlreiche Verbände mußten, völlig abgeschnitten, auf freiem Felde die Waffen strecken. Große Geschützmassen, aus allen Kässern zusammengefaßt, und unübersehbare Mengen Kriegsmaterial fielen in die Hand der Verbündeten. Eine österreichisch-ungarische Division nahm südwestlich von Tolmein dem Feinde allein 70 Geschütze ab. Bisher sind über 30 000 Gefangene durch die Sammelstellen der Verbündeten gegangen und etwa 300 erbeutete Geschütze gezählt worden.

Harte Kämpfe in Glandern. — Fortschritte in Italien.

Großes Hauptquartier, 27. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Franzosen und Engländer setzten gestern tagsüber auf dem Kampffeld in der Mitte der flandrischen Front von neuem starke Kräfte ein, um die Schlachtentscheidung zu suchen. Der Erfolg blieb unser; vergeblich haben die feindlichen Divisionen sich in unserer Abwehrzone verblutet. Gezielte Artilleriewirkung lag auf dem Kampffeld, ehe der Feind zum Angriff schritt; hinter der sich vorwärtstreibenden Feuerwalze brachen seine Sturmtruppen vor. Nördlich von Bigbote gelangten die Franzosen bis Bultheok; von dort warf sie unser Gegenstoß ins Trichterfeld zurück. Zwischen der Straße Klerken — Poelkapelle und der Bahn Roulers — Npern drangen in wiederholtem Ansturm die Engländer vor. Nach hin- und herwogenden Kämpfen, die westlich von Paschendaale besonders erbittert waren, mußte sich der Feind mit wenigen Trichterlinien vor seiner Ausgangsstellung begnügen. Abgesetzt vom Hauptangriff wurden mehrere englische Divisionen gegen unsere Front von Beelaere bis südlich von Gheluwelt vorgeführt. Anfanglich brachen sie in den Park von Paerlehoek und in Gheluwelt ein; doch wurde der Feind durch unseren kraftvollen Gegenangriff bald wieder über die alte Linie zurückgeworfen. Teilkämpfe dauerten bis in die Nacht; das starke Feuer ließ nur vorübergehenden Anteil an dem für uns günstigen Ausgang des Schlachtstages! — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: In wenigen Abschnitten am Oise — Aisnekanal nahm der Artilleriekampf größere Stärke an; die feindliche Infanterie versuchte gegen Abend vergeblich, an mehreren Stellen auf dem Nordufer des Kanals Fuß zu fassen. In der Champagne und an der Maas steigerte sich vielfach die Feuerfähigkeit in Verbindung mit Aufklärungsgefechten. — Italienische Front: Die unter der persönlichen Oberleitung Seiner Apostolischen Majestät des Kaisers Karl von Österreich, Königs von Ungarn, vorbereitete Operation gegen die Hauptmacht der italienischen Armee reißt unter der Mitwirkung der unvergleichlichen Stöckkraft deutscher Truppen, die Schulter an Schulter mit ihren tapferen Waffenbrüdern am Jönzo in den Kampf traten, großem Erfolge entgegen. Die 2. italienische Armee ist geschlagen. Durch gutes Wetter begünstigt, drangen über die Höhen und durch die Täler, vielfach zähen Widerstand des Feindes brechend, deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen unaufhaltbar vorwärts. Der schatzgratige Höhenrücken des Stal wurde von der k. u. k. 22. Schützendivision genommen, der 1641 Meter hohe, stark besetzte Gipfel des Monte Malajur fiel schon am 25. Oktober 7 Uhr vormittags — 23 Stunden nach Beginn unseres Angriffes bei Tolmein — durch die hervorragende Tatkraft des Leutnants Schnieper, der mit vier Kompagnien des Oberbayerischen Infanterieregiments Nr. 63 den starken italienischen Grenzüppunkt stürmte. Kampf und Marschleistungen aller Truppen, die durch die Vorbrüche der Julischen Alpen der italienischen Ebene zustrebten, sind über jedes Lob erhaben. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 60 000, die der erbeuteten Geschütze auf 450 erhöht. Unübersehbares Kriegsgerät muß aus den genommenen Stellungen der Italiener noch geborgen werden. 26 feindliche Flugzeuge sind in den beiden letzten Tagen abgeschossen worden. Die italienische Jönzfront wankt bis zur Wipack; auf der Karsthochfläche hält der Gegner. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der unter der persönlichen Oberleitung Seiner Majestät unseres Kaisers und Königs gegen die italienische Hauptmacht geführte Schlag reißt gewaltig aus. Unsere kampferprobten ruhmreichen Jönztruppen und die mit unüberwindlicher Stöckkraft vorgehenden deutschen Streitkräfte haben einen großen Erfolg errungen. Die Waffenbrüderchaft der Verbündeten, geschmiedet auf ungezählten Schlachtfeldern, besiegelt durch das Blut unserer Besten, bewährte sich aufs neue in unvergleichlicher Weise. Am oberen Jönzo haben unsere alpenländischen Truppen, altbewährte Infanterieregimenter, Kaiserjäger, Schützen aus Steiermark und Tirol in den Felsgebieten des Rombon und des Canin und auf dem Monte Stal in zäher Ausdauer und Tatkraft das Gelände und den Feind bezwungen. Südwestlich von Karfreit erklärten Preußisch-Schlesier den hochaufragenden Monte Malajur. Dort wie westlich von Tolmein wird durchweg auf italienischem Boden geschossen. Auf der Bainjizzahochfläche wehren sich die Italiener Schritt für Schritt. In heftigem Kampfe wurden die feindlichen Stellungen südlich von Vrh, die einst so heißumstrittene Höhe 642 bei Dobice und der in Italien als Siegespreis der 11. Jönzschlacht so sehr gefeierte Monte Santo erobert. Söhne aller Gauen Österreichs und Ungarns wetteiferten an Angriffsfreudigkeit. Bei Canale und östlich davon brachten 2 k. u. k. Divisionen allein 16 000 Gefangene und 200 Geschütze ein. Nördlich von Görz stehen wir am Jönzo. Im Saiti Hrb entriß die ungarische 17. Division, die seit mehr als 2 Jahren am unteren Jönzo siegreiche Wacht hielt, dem Feind in überraschendem Ansturm seine erste Linie. Es fielen 3500 Italiener in ihre Hände. Die Gesamtzahl der Gefangenen hat sich auf 60 000, die der erbeuteten Geschütze auf 500 erhöht. Von feindlichen Flugzeugen sind bisher 26 herabgeschossen worden.

Görz befreit.

Großes Hauptquartier, 28. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Glandern war die Feuerfähigkeit längs der Front wiederum stärker als früher, insbesondere bei Dignude. Zwischen Blankartee und der Straße Menin — Npern schwoll der Artilleriekampf zeitweilig zu großer Heftigkeit an. Morgens griff der Feind an der flachen Einbruchsstelle südwestlich des Houthouster Waldes erneut an, ohne größere Vorteile als am Vortage zu erzielen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Oise — Aisnekanal verstärkte sich die Feuerfähigkeit bei Brancourt und Anzy-le-Chateau. Nachmittags stießen starke französische Kräfte tiefgegliedert am Chemin-des-Dames östlich von Silain und nordwestlich von Braye gegen unsere Linien vor; sie wurden überall blutig abgewiesen. Bei Souain, Tahure und Le Mesnil in der Champagne führten unsere Stoßtruppen erfolgreiche Unternehmungen durch. Auf dem östlichen Maasufer unterhielten die Franzosen starkes Feuer auf die von uns im Chaumewalde kürzlich gewonnenen Gräben. — Italienische Front: Die schnelle Weiterführung des gemeinsamen Angriffs am Jönzo brachte auch gestern volle Erfolge. Italienische Kräfte, die unseren Divisionen den Austritt aus dem Gebirge zu verwehren suchten, wurden in kraftvollem Stoß zurückgeworfen. Abends drangen deutsche Truppen in das brennende Cividale, die erste Stadt in der Ebene, ein. Die Front der Italiener bis zum Adriatischen Meere ist ins Wanken gekommen; auf der ganzen Linie sind unsere Korps im Nachdrängen. Görz, die in den Jönzschlachten vielumkämpfte Stadt, ist heute früh von österreichisch-ungarischen Divisionen genommen worden! Die Zahl der Gefangenen ist auf mehr als 80 000 gestiegen, die Zahl der Geschütze hat sich auf mehr als 600 erhöht. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern ist von unserer Jönzfront die letzte Seite des seit 2½ Jahren ebenso glorreich wie opfervoll geführten Verteidigungskampfes gefallen. Sowohl auf der Karsthochfläche wie im Görzer Abschnitt wurde zum Angriff übergegangen. Die Italiener hielten unserem Ansturm nirgends stand. Am Südsügel wurde Monfalcone durch unsere Vortruppen gewonnen. Oberhalb von Gradisca stürmte in der dritten Morgenstunde Major Moclary an der Spitze seines tapferen Kesseler Jägerbataillons Nr. 11 über die brennende Jönzobrücke auf das rechte Ufer hinüber und entriß dem Feinde den Monte Worzin. Auf dem Kastell von Görz hielten Abteilungen des Karlovacer Infanterieregiments Nr. 96 um 2 Uhr früh unsere Fahne. In rascher Feindverfolgung wurde westlich der befreiten Stadt der Jönzo überlegt und die Höhe Podgora erkliegen. Die Hochfläche von Bainjizza — heiliger Geist liegt, den Monte Kuk unbegriffen, hinter unserer Front. Bei Plava erzwangen sich unsere Truppen in erbitterten Kämpfen den Übergang über den Fluß. Cividale ist in deutscher Hand. In ungehobtem Vorwärtsdrängen, allen Widerstand des Feindes brechend, gewonnen unsere Verbündeten hier den Ausgang in die venezianische Ebene. Die geschlagenen Armeen des Herzogs von Aosta und des Generals Capello haben bisher 80 000 Mann an Gefangenen eingeblüht. Die Zahl der erbeuteten Geschütze wird gering auf 600 geschätzt.

Angriffsversuche in Mazedonien abgewiesen.

Sofia, 28. Oktober. — Mazedonische Front: Lebhafteres Artilleriefeuer westlich von Bitola, im Gernabogen und stellenweise auf dem linken Wardarufer. Feindliche Erkundungsabteilungen, die an der unteren Struma regere Tätigkeit entwickelten, wurden beim Dorfe Kumli, westlich von Serres, zurückgetrieben. Unsere Aufklärungsabteilungen fingen mehrere Engländer, darunter einen Offizier. — Dobrudschafont: Bei Tulcea und westlich von Jacea schwache Artillerietätigkeit.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 28. Oktober. — Sinaifront: Am 26. Oktober wurden an der Ghazafront Angriffsabsichten des Gegners erkannt, unser Artilleriefeuer verhinderte die Ausführung. Unsere Truppen, die am 27. Oktober in der Mitte der Sinaifront voringen, trafen auf den Höhen von Kossel-Bassal auf 5 feindliche Kavallerieregimenter, die mit schweren Verlusten für den Gegner zurückgeworfen wurden. Zwei darauffolgende feindliche Gegenangriffe schlugen fehl. Der Gegner ließ dabei 200 Tote zurück; 2 Offiziere und 10 Mann wurden gefangen genommen, sowie 1 Maschinengewehr erbeutet. 1 feindliches Flugzeug erhielt einen Treffer von unseren Abwehrgeschützen und stürzte dicht hinter den feindlichen Linien ab. An den anderen Fronten keine Ereignisse von Bedeutung.

Auch die 3. italienische Armee auf dem Rückzug.

Großes Hauptquartier, 29. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Dunkel und Nebel schränkten in Glandern die Kampfaktivität ein. Trotzdem war längs der Front das Feuer lebhaft; es erreichte besonders bei Dignude nachts große Heftigkeit. Vordränge feindlicher Abteilungen nördlich der Stadt scheiterten. Zwischen dem Houthouster Walde und der Lys belegte der Gegner unsere Kampfbzone mit einzelnen starken Feuerwellen. Englische Infanterie, hinter Trommelfeuer von Rauchgranaten vorgehend, griff nördlich der Bahn Boesinghe — Staden an; in unserer Abwehrwirkung brachen die Sturmwellen zusammen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Chemin-des-Dames stürmten starke französische Kräfte nach heftiger Artillerievorbereitung zweimal bei Braye an. Vor unserem Feuer, an einzelnen Stellen durch Gegenstoß unserer Grabenbesatzung gesagt, mußte der Feind zurückweichen; er hatte schwere Verluste und ließ Gefangene in unserer Hand. — Bei den anderen Armeen nur stellenweise auflebende Gefechtsaktivität. — Seit dem 22. Oktober verloren die Gegner durch Zufall und Abwehrfeuer 48 Flugzeuge, davon 3 im Heimatgebiet. Leutnant Müller schoß den 30. und 31. Leutnant von Bülow den 22. und 23. feindlichen Flieger ab. — Mazedonische Front: Im Becken von Monastir, im Gernabogen und vom Wardar bis zum Dojransee bekämpften sich die Artillerien lebhaft. — Italienische Front: Der durch die Erfolge beflugelte Angriffsgest der deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen des Generals der Infanterie Otto von Below hat die ganze italienische Jönzfront zum Zusammensturz gebracht. Die geschlagene 2. italienische Armee ist im Zurückfluten gegen den Tagliamento. Die 3. italienische Armee hat sich dem Angriff auf ihre Stellungen von der Wipack bis zum Meer nur kurze Zeit gestellt; sie ist in eiligem Rückzug längs der adriatischen Küste. Auch nördlich des breiten Durchbruchs ist die italienische Front in Kärnten bis zum Plöckenpaß ins Wanken gekommen. Feindliche Nachhuten versuchten bisher vergeblich, das ungestörte Vorwärtsdrängen der verbündeten Armeen zu hemmen. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen stehen vor Udine, dem bisherigen Großen Hauptquartier der Italiener. Österreichisch-ungarische Divisionen haben Cormons genommen und nähern sich im Küstenstrich der Landesgrenze. Alle Straßen sind von regellos flüchtenden Fahrzeugkolonnen der italienischen Armeen und Bevölkerung bedeckt; die Gefangenen- und Beutezahlen sind dauernd im Anwachsen. Heftige Gewitter, verbunden mit schweren Niederschlägen, entluden sich gestern über dem gewaltigen Kampffelde der 12. Jönzschlacht. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am 24. Oktober früh begannen die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte des Generals Otto von Below und der Nordflügel der Heeresgruppe des Generalobersten von Boroevic ihren Angriff. Gestern, am Abend des 5. Schlachtstages, war alles Gelände zurückgewonnen, das uns der Feind — jeden Quadratkilometer mit etwa 5400 Mann Verlusten erkämpfend — in 11 blutigen Schlachten mühsam abgerungen hat. Auf der Karsthochfläche stießen unsere Truppen, den Monte San Michele nehmend, an den Jönzo vor. Unsere Abteilungen überlegten den hochgehenden Fluß. Görz wurde im Straßenkampf gesäubert, die Podgora spät abends erkliegen. Der Raum von Oslavija, der Monte Sabotino und die Höhe Curata bildeten den Schauplatz von mitunter sehr heißen Kämpfen. Jeglicher Widerstand der Italiener war vergeblich. Die Verfolgung des in größter Verwirrung zurückweichenden Feindes führte uns über Cormons und den Monte Quarin. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen

stehen vor Udine. Im Gebirgsland nordwestlich von Cividale sind wir in raschem Fortschreiten begriffen. Die italienische Kärntner Front ist in den wichtigsten Abschnitten erschüttert. In Schnee und Sturm entrissen unsere Truppen dem Feinde seine durch 2 1/2 Jahre aufgebauten Grenzstellungen südwestlich von Tarvis, bei Pontafel, im Plöckengebiet und auf dem Großen Pal. Das rasche, alle Hindernisse brechende Vordringen der Verbündeten macht es unmöglich, über die Zahl der Gefangenen und die unausgesetzt wachsende Beute einigermaßen Sicheres mitzuteilen. Im Raum südlich von Plava wurden allein 118 italienische Geschütze aller Kaliber eingebracht. Eine hier vorgehende Division nahm dem Feind in wenigen Stunden 60 Offiziere, 3000 Mann und 60 Geschütze ab. Was an Kriegsgerät in der 12. Jonzofschlacht erbeutet wurde, übersteigt weit das Beuteergebnis unserer galizisch-polnischen Sommeroffensive 1915.

Lebhafte Artilleriefire in Mazedonien.

Sofia, 29. Oktober. — Mazedonische Front: Zeitweilig wurde das Artilleriefire ziemlich lebhaft im Norden von Bitolia, im Cernabogen, im Wardartal und auf dem westlichen Ufer der Struma. In der Nähe des Dorfes Kopriva schoß der heldenhafte Leutnant Eschwege einen feindlichen Sesselballon, der in Flammen gehüllt hinter den feindlichen Linien abstürzte, ab. Es ist dies der 17. Luftsieg des Leutnants Eschwege. — Dobrudschafront: Ziemlich lebhaftes Artilleriefire auf Tulcea.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 29. Oktober. — Persien: Ein russisches Flugzeug, das bei Koleschin in der Nähe der persischen Grenze landete, wurde erbeutet. — Kaukasusfront: Eine russische Abteilung in der Stärke von etwa 200 Mann, die in der Mitte des linken Abschnittes einen Handstreich gegen unsere Gräben versuchte, wurde zurückgeschlagen. — Ägäisches Meer: In der Nähe der Insel Kos versuchte ein feindlicher Monitor, der ein mit Maschinengewehren bewaffnetes Boot im Schlepptau hatte, sich der anatolischen Küste zu nähern, wurde jedoch durch unser Feuer vertrieben. — Sinaifront: In der Nacht zum 28. Oktober und am 28. Oktober heftiges Artilleriefire im Abschnitt von Ghaza.

Udine genommen.

Großes Hauptquartier, 30. Oktober. — Italienische Front: Udine ist von den verbündeten Truppen der 14. Armee genommen! Der bisherige Sitz der italienischen Obersten Heeresleitung ist damit am 6. Tage der erfolgreichen Operation in unsere Hand gefallen. Unaufhaltsam, keiner Anstrengung achtend, drängen unsere Divisionen in der Ebene dem Lauf des Tagliamento zu. An den wenigen Übergängen des durch die Regengüsse hochangegeschwellenen Flusses staut sich der Rückzug des geschlagenen feindlichen Heeres. Die aus Kärnten vorgehenden Truppen haben auf der ganzen Front venezianischen Boden betreten und sind im Vorwärtsdrängen gegen den Oberlauf des Tagliamento. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Glandern war die Artillerietätigkeit im Abschnitt Digmude mit kurzen Unterbrechungen lebhaft. Zwischen dem Houthouster Wald und dem Kanal Comines—Hpern erreichte der Feuerkampf gestern zeitweilig große Stärke. Er blieb auch nachts heftig und hat sich heute morgen zum Trommelfeuer gesteigert. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Beiderseits von Brage am Chemin-des-Dames faßten die Franzosen gegen Abend ihr Feuer zu kräftiger Wirkung zusammen. Nach vorübergehendem Nachlassen hat sich der Artilleriekampf seit Tagesanbruch dort wieder verstärkt. Auch in den anderen Teilen der Bergfront war der Einsatz der Artillerie größer als in den letzten Tagen. Auf dem rechten Maasufer brachen bewährte Kampftruppen nach wirksamer Feuervorbereitung in die feindlichen Stellungen nordwestlich von Bezonvaux ein. Die in 1200 Meter Breite eroberten Gräben wurden gegen vier bis in die Nacht wiederholte Angriffe starker französischer Kräfte gehalten. Mehr als 200 Gefangene sind eingebracht worden. Der Feind hat schwere blutige Verluste erlitten. — Bei den anderen Armeen riefen eigene und feindliche Erkundungsvorstöße mehrfach lebhaftes Artillerietätigkeit hervor. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. Oktober. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die durch die 12. Jonzofschlacht geschaffene Lage wirkt bis in die Gebirge am obersten Tagliamento zurück, wo die Kärntner-Armee des Generalobersten Freiherrn von Krobatin, jeden Widerstand überwindend, auf venezianischem Boden rasch süd- und westwärts

Raum gewinnt. Die Streitkräfte des Generals der Infanterie Alfred Kraus haben schon am 28. Oktober mittags die erste Breiche in das weitauslaufende besetzte Lager von Gemona geschlagen, indem sich das tapfere untersteirische Schützenregiment Nr. 28 durch Handstreich des Panzerwerkes auf dem Monte Lanz bemächtigte. Das entscheidende Vorgehen der verbündeten Truppen des Generals von Below ist durch den Gewinn von Udine gekrönt worden. Weiter südlich wälzen sich, noch getrennt durch unsere im Küstenlande verfolgenden Armeen, die regellosen Massen des geschlagenen Feindes gegen den hochgehenden unteren Tagliamento zurück. Die Räume hinter den Fronten der Verbündeten erhalten durch lange Gefangenenzüge und durch die Kriegsbeute vielfach das Aussehen eines italienischen Heerlagers.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 30. Oktober. — Mazedonische Front: Auf der ganzen Front schwaches Störungsfeuer, das nur etwas lebhafter im Cernabogen war. Östlich vom Wardar wurden nach längerem Luftkampf 3 feindliche Flugzeuge abgeschossen, darunter 2 hinter unseren Stellungen. 2 der Flieger wurden gefangen genommen. — Dobrudschafront: Bei Tulcea das übliche Störungsfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Oktober. — Sinaifront: Das Artilleriefire im Ghaza-Abschnitt hält an. — Kaukasusfront: Russische Kompagnien, die in der Mitte und im linken Abschnitt an drei verschiedenen Punkten vorzugehen versuchten, wurden abgewiesen.

Starke Angriffe in Glandern.

Großes Hauptquartier, 31. Oktober. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In der Mitte der flandrischen Schlachtfrent spielten sich gestern erbitterte Kämpfe ab. Dem morgens über die ganze Front vom Houthouster Walde bis zum Kanal Comines—Hpern ausgedehnten Trommelfeuer folgten tagsüber starke englische Angriffe zwischen den von Roulers über Langemarch und Sonnebeke nach Hpern führenden Bahnen. Die Wucht des feindlichen Stoßes richtete sich gegen den Ort Paschendaele, der vorübergehend verloren ging. In ungeheurem Angriff sturmbezügter Regimenter unter zusammengefaßter Artilleriewirkung wurde das Dorf wiedergewonnen und gegen später neueingeführte Angriffe der Engländer in zähen, bis zur Dunkelheit währenden Kämpfen voll gehalten. Unsere seitlich des Dorfes kämpfende Infanterie und die kampferprobten Maschinengewehrscharfschützen schlugen die sich im Laufe des Tages mehrfach wiederholenden feindlichen Angriffe in unerlöschlichem Ausmaß in dem durchwühlten und verschlammten Trichterfelde erfolgreich zurück und nahmen zeitweilig verlorenen Boden in kraftvollen Gegenstößen dem Feinde wieder ab. Neben den Hauptangriffen nordöstlich von Hpern suchten die Engländer auch beiderseits der Straße Menin—Hpern auf Gheluvelt vorzudringen. In unserem gut liegenden Artilleriefire kamen nur schwache Teile des Gegners zum Vorgehen; sie wurden durch die Infanterie und Maschinengewehre zurückgetrieben. Die am gestrigen Kampf beteiligten Truppen der 4. Armee haben in vortrefflichem Zusammenwirken aller Waffen einen neuen Erfolg errungen. Die Engländer haben, ohne Vorteile zu gewinnen, erneut schwere blutige Verluste davongetragen. — Heeresgruppe deutscher Kronprinz: Am Oise—Aisnekanal und an der Bergfront des Chemin-des-Dames verstärkte sich der Artilleriekampf gestern erheblich; die französische Infanterie blieb untätig. Auf dem Ostufer der Maas hielt unser Vernichtungsfeuer am Chaumewalde sich vorbereitende Angriffe der Franzosen nieder. — Italienische Front: Die Bewegung der aus den Kärntner Bergen vordringenden Truppen, der 14. und der Jonzo-Armeen nehmen den von der Führung beabsichtigten Verlauf. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 31. Oktober. — Die verbündeten Armeen des Feldmarschalls Erzherzogs Eugen dringen in den Gebirgen des obersten Tagliamento und in der venezianischen Ebene planmäßig vor.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 31. Oktober. — Mazedonische Front: An der ganzen Front Störungsfeuer. Im Strumatale Patrouillengefächte und lebhaftes Tätigkeit in der Luft. — Dobrudschafront: Am nachmittags bei Tulcea lebhafteres Feuer.



